Westermanns Monatshefte

64. Jahrgang. 128. Band. 1. Teil

März bis Mai 1920

Druck und Verlag von Georg Westermann in Braunschweig

Verzeichnis der Mitarbeiter

Inhalt des hundertachtundzwanzigsten Bandes

1. Teil. März bis Mai 1920

Beiträge nach der Reihenfolge

Beiträge nach dem Abc

Früchtekranz aus Dichtung und Literatur

Das Reich der Frau. LIV, LV.

Dramatische Rundschau von Friedrich Düsel

Literarische Rundschau

Kunstblätter und Einschaltbilder

März:

April:

Mai:

Oswald Gette: Vorfrühling

Westermanns Monatshefte
Geleitet von Dr. Friedrich Düsel
Band: 128. I März 1920

Die Seele der Imperia

Eine Verwandlung. Von Grethe Auer

I

Ein Edelmann, der nicht weit von Rom auf einem einsamen Landsitz in gebirgiger Gegend wohnte, hatte eine Frau, die nicht gerade schön, aber gesund, angenehm, rüstig und frohsinnig war und ihm Haus und Hof bestens versorgte. Während ein päpstlicher Dienst ihn oft, und stets zu wochenlangem Aufenthalt, nach Rom rief, erzog sie seine Kinder, überwachte sie Ernte und Ölpresse, die Weinkelter und die Schafschur, die Käsebereitung, das Waschen, Mahlen und Sieben des Korns, die Küche, den Keller, den Hof und den Garten, war nimmermüde und freudig am Werke und mehrte seinen Besitz von Jahr zu Jahr. Dabei war sie aber von schlichtem Wesen und beherrschte keinerlei Kunstfertigkeit, außer daß sie etwa eine Stola stickte, ein Sprüchlein auf Pergament malte, oder ein paar Volkslieder, die sie in ihrer umbrischen Heimat von Hirten gelernt hatte, zur Laute sang. Sie hatte wohl in ihrer Jugend, wie so manches adlige Fräulein ihrer Zeit, auch Latein gelernt und Verse geschmiedet, hatte kluge Bücher gelesen und allerlei höfische Künste getrieben, aber es war ein oberflächliches Lernen gewesen, denn ihr ganzes kräftiges Sein strebte nach nutzbringender Arbeit, und sie wäre nicht glücklich gewesen in der Ausübung solcher Dinge, die das Leben nur zieren, ohne es zugleich auch fest zu begründen.

Als sie sich vermählte, war es ihr Glück, sich unentbehrlich zu fühlen an dem Platz, an den Gott sie gestellt hatte, und sie hatte mit dem, was ihre Unentbehrlichkeit bedingte, genug zu tun, um vom Morgen bis zum Abend an nichts Überflüssiges und Entbehrliches zu denken. Tat sie es dennoch, so kam sie sich fast schuldig vor, so zum Beispiel, wenn sie ihrem Gatten ein Wehrgehenke aus Goldfäden stickte oder ein Samtwams mit edlerem Pelz verbrämte, weil sie seiner stattlichen Erscheinung gern etwas zuliebe tat. Auch ihre Kinder schmückte sie manchmal, und für die Stuben wob sie wohl ein Vorhänglein oder stickte einen Truhensitz, wenn sie dergleichen aus einem Stoffrest und ohne Kosten herstellen konnte; nur an ihre eigne Person legte sie ungern Schmuck, weil es irgendwie mit ihrem stark ausgeprägten Gefühl von Zweckmäßigkeit im Widerspruch stand. Was sie von sich selbst forderte und andern schuldig zu sein glaubte, war Hilfe, Dienst, Rat und Nützlichkeit, keineswegs aber Zier und Anmut, ebensowenig wie Zärtlichkeit und spielerische Gefühlsäußerungen irgendwelcher Art.

Sie war keineswegs kalt von Natur, aber sie war haushälterisch mit ihrer Wärme, wie ein guter Ofen, der niemand erhitzen, aber von

Morgen bis Abend eine gleichmäßige Freundlichkeit spenden will, auf die man sich verlassen kann. Sie hätte etwas verliebter sein dürfen, um ihrem Gatten zu gefallen; aber sie hielt, da sie nun einmal genug Kinder hatte, auch in diesen Dingen die äußerste Mäßigkeit für gesund und richtig und wollte jedenfalls nicht der Anlaß sein, wenn von dieser Mäßigkeit etwa abgewichen würde. So war sie etwas trocken und für einen Mann von lebhaften Sinnen nicht selten enttäuschend. Davon merkte sie jedoch nichts, und es bedurfte einer Gefahr, die dunkel wie eine Gewitterwolke den Horizont ihres Glückes belastete, und eiliger stark aufhellender Blitze, um ihr in Erinnerung zu bringen, daß man ein großes Glück nicht wie einen Pflichtteil tragen, sondern stets aufs neue mit dem Herzen darum werben muß.

Das geschah folgendermaßen:

Die häufigen Besuche bei Hofe, längerer Aufenthalt in der glänzenden Stadt brachten den Ritter Angelo Carpi mit jenen Kreisen in Berührung, in denen das Leben, aller irdischen Härten entkleidet, nur unter dem Gebot der Schönheit zu stehen scheint. Ein prachtliebendes Geschlecht zog alle Menschen in seine Nähe, die bereit waren, an den Altären dieser Gottheit eine Priesterschaft zu übernehmen, und was an Dichtern, Sängern, Malern und Bildhauern, Baumeistern, Gartenkünstlern, Goldschmieden und Bildwirkern in tätiger Weise diesen Dienst versah, das übertraf in einem mehr passiven, aber nicht minder streng geordneten Kultus ein Flor schöner und schöngeistiger Frauen, die als echte Priesterinnen Weihrauch und Gaben, die der Schönheit galten, für sich in Anspruch nahmen und davon lebten. Diese Frauen taten sich genug, wenn sie zu einem Liede begeisterten, zu einem Bilde saßen oder bei einem festlichen Turnier mit weißer Hand einen Kranz reichten, und diese Handlungen fielen in hundert Leben wie wirkliche Taten und machten die Namen jener Frauen berühmt und geehrt. Es galt für eine Pflicht, diesen Frauen zu huldigen, und es galt zugleich für den höchsten Lohn der Kunst, diese Huldigung ausdrücken zu dürfen. Da war kein Held und kein Künstler, der sich nicht arm gedünkt hätte, hätte seinen Leistungen die Weihe eines Frauenlächelns gefehlt, und gerade die größten von ihnen trugen Frauennamen in die ganze Welt durch ein Bildwerk oder ein Buch, das eine Schöne verherrlichte. Kein Wunder, wenn auch unser Ritter dem Minnedienst verfiel. Er war zwar kein Poet und Sänger, aber er stand seinen Mann im Gefecht, im Reiten, Jagen, Stechen und Tanzen, war von vornehmer und bestechender Erscheinung und besaß übrigens jene bescheidene Zurückhaltung in Rede und Tat, die in einem Menschen immer noch mehr vermuten läßt, als wirklich darinsteckt. Für diese Art Männer haben die Frauen einen besonderen Hang, weil sie anspruchslos und dankbar sind, anhänglicher als die großen Leuchten und wohl auch ansehnlicher; deshalb dauerte es nicht lange, so war Angelo Carpi in ihren Kreis gezogen. Die Hände jener Frauen waren so zart wie Rosenblätter und dufteten nach Ambra; ihre Haare, kunstvoll geordnet und mit Perlenschnüren durchflochten, schienen keine Verwirrung zu kennen; ihre Gewänder strahlten und blitzten und fielen in wohlgeordneten Falten, den edlen Gang umrauschend. Wenn sie sprachen, so war Wohllaut der Sprache mit tiefem Sinne gepaart; lächelten sie, so war es eine Gnade wie der liebe Sonnenschein; tanzten sie, so war es wie das Schwingen der Lilienstengel im sommerlichen Winde. Diese Frauen machten vergessen, daß es Schweres und Dunkles gab im Leben, und in ihrer Nähe war gut sein.

Der Ritter erzählte daheim unbefangen, aber mit warmer Empfindung von der Schönheit, der Pracht und edlen Geistesbildung jener Frauen. Ohne eine einzelne besonders hervorzuheben, verriet er deutlich, daß der Umgang mit den hochstehenden Wesen ihm den etwas trockenen Dienst im Haushalt des Papstes versüßte, und daß der Aufenthalt in Rom ihm angenehm abstach gegen die mühevolle und oft fehdereiche Behauptung seines kleinen Landbesitzes, wo sein ganzes Denken im Banne einer rauhen Wirklichkeit stand. Nun war zwar das Herz seiner Frau Lukrezia frei von niedriger Eifersucht, aber dennoch schmeckte ihr die Wahrnehmung bitter, daß ihr Gatte große Freude an allerlei schöngeistigem und gebildetem Zeitvertreib fand und besonders an der freien, durch keine Nützlichkeitserwägung beengten Verfügung über Geld und Zeit, und daß ihn die Gebundenheit des ländlichen Tagewerks, wie sie es ausübte, ein wenig langweilte. Ihr ganzes Denken stand gewöhnlich unter dem von außen kommenden Zwange, den ein großer

Besitz mit allerlei Forderungen auf den Besitzer auszuüben pflegt, hing von Wetter, Wachstum, Gesundheit vieler Menschen und Tiere, von Marktpreisen, Transportmitteln, Sicherheit der Straßen und dergleichen Dingen ab, und diesen Zwang empfand sie als eine süße Zusammengehörigkeit mit dem All und dem Schöpfer und konnte sich kein Leben ohne ihn vorstellen. Nun brachte der Gatte ihr die Anschauung einer Welt, die ganz auf sich gestellt nur den Gesetzen des Geschmacks und der Freude gehorchte, wo die Form eines Gewandes nicht dem Zweck, sondern einem dunklen Gebote der Linie oder Farbe diente, eine Mahlzeit nicht den Hunger stillte, ein Ritt, eine Fahrt um ihrer selbst willen, und nicht um ein Ziel zu erreichen, unternommen wurde, und ebenso eine ganze Reihe gewaltiger Dinge unter großem Kostenaufwand nur um der Freude des Schaffens willen erzeugt wurden.

Lukrezia begriff rasch und völlig, daß unter so verschiedenen Voraussetzungen der Geist eines Menschen sich wesentlich anders, freier, reiner entwickeln konnte, und diese Erkenntnis bedrückte sie, weil sie ihr eignes Wesen dem jener Glücklichen untergeordnet glaubte. Die Wechselfälle des eignen stillen Lebens erschienen ihr unsäglich wertlos neben dem Großen, Welterfüllenden, was Angelo in Rom erlebte. Hatte sie sonst von der Krankheit eines Schafes, der Ergiebigkeit einer Ölpflanzung, der Unbotmäßigkeit eines Knechtes, dem bösen Traum eines Kindes oder dem Wochenbett einer Katze unbefangen und lustig mit ihrem Gatten geplaudert, so stand sie jetzt unter der Vorstellung, daß diese Dinge ihm keine Teilnahme mehr einzuflößen vermöchten, und daß er Besseres und Höheres zu hören fordern durfte. Sie kam keinen Augenblick auf den Gedanken, daß es gerade die Verschiedenheit der beiden Welten war, die Angelo für den Zauber beider empfänglich erhielt, und daß er die bunten Bilder seines römischen Lebens in den stillen grauen Wänden seiner heimischen Burg so gern funkeln ließ, wie er dort, inmitten der volkreichen und prachtschimmernden Stadt, gern von den felsigen Einsamkeiten seiner Heimat und von ihren wilden Reizen sprach. Diese Fähigkeit zu rascher Ablösung der Empfindungen liegt in jedem warmen und starken Temperament, und Lukrezia fehlte nichts als die Menschenkenntnis, um dies zu verstehen. Es kränkte sie, daß Carpi wenig von häuslichen Geschäften mit ihr sprach, die er in ihrer Hand wohl versorgt wußte, und daß er sie zu allerlei neuen Dingen anzuregen suchte, die ihrem Wesen fern lagen. So brachte er Bücher mit nach Hause, die freilich die leere Wandnische in der weiten Stube mit dem bunten Reichtum ihrer kostbaren Bände füllten, die zu lesen Lukrezia aber wenig Zeit fand, da die meisten von ihnen in lateinischer Sprache geschrieben waren, Humanistenwerke, einst der Stolz vornehmer Bibliotheken, jetzt von einer pietätlosen Zeit in den Handel gebracht und nur noch ihrer wohlbekannten Namen wegen gekauft: Poggio, Valla, Flavio Biondi, Filelfo. Es gehörte ein wenig zum guten Ton, derlei zu besitzen und auch darüber zu sprechen, man kannte einige Kernstellen, hatte einige Kenntnis des Gesamtinhalts und brauchte sich mit weiterem Lesen nicht zu quälen.

Carpi versuchte, seiner Frau aus diesen Büchern das wenige, was Gemeingut der Gesellschaft geworden war, zu vermitteln, aber sie war kein Gemüt, das Literatur aus zweiter Hand aufnehmen konnte, und wenn sie versuchte, selbst zu lesen, so fand sie das Latein schwierig und den Gegenstand äußerst langweilig. Sie gab es unwillig auf. Ebenso erging es ihr, wenn er von Kunstwerken der Maler und Baumeister sprach, sie behielt das Wesentlichste nicht, warf Namen der Künstler und Kunstschöpfungen durcheinander und gab ihrem Gatten öfters Anlaß zu Äußerungen leichter Ungeduld. Da wurde sie schweigsam und betrübt, ein eheliches Unglück ahnend. Sie konnte nicht verhehlen, daß sie es für leichter hielt, ein gutes Gedicht von einem schlechten, als neuen von vorjährigem Mais zu unterscheiden, und daß eine Landschaft, in der Wirklichkeit gesehen, ihr besser gefiel als die kunstreichste Darstellung davon in Farben oder Worten. Ihre Natur zog sie nun einmal nicht zu diesen Dingen. Dennoch hätte sie ihrem Gatten zuliebe gern gelernt und schob schließlich, am Erfolg verzweifelnd, ihre geistige Schwerfälligkeit auf die Last ihrer übrigen Aufgaben, die freilich ihren Kopf stark in Anspruch nahmen. Es mischte sich bald in ihren ehrlichen Kummer ein bitteres Gefühl gegen jene Nutzlosen, die mit Tändeln und Spielen sich den Anschein höherer Wichtigkeit zu geben wissen und die schwer erkaufte Seelenruhe braver

und fleißiger Frauen durch gewissenlose Machenschaften gefährden. Sie sagte sich, daß sie selbst wohl auch Geist haben und kluge Dinge reden könnte, wenn sie den ganzen Tag nichts zu tun hätte, als an der Bereicherung ihres Wissens und Könnens zu arbeiten, eines Wissens noch dazu, das wie ein Schmuck angelegt und dann nach getaner Wirkung beiseitegeschoben würde, ohne je zu ernsterer Verwertung zu gelangen. Und in dieser Stimmung wandelte öfter und öfter eine heimliche Lust sie an, dergleichen auch einmal zu versuchen, ihres Gatten römischen Aufenthalt zu teilen, am liebsten unerkannt und unabhängig, und einmal zu sehen, was eigentlich hinter der ganzen Schöngeisterei stecke.

Es war nicht Sitte, daß Männer, die in Rom Geschäfte hatten, ihre Frauen dahin mitbrachten; die ließen sie gern in reinerer Luft. Um so mehr hing denn nun Lukrezia, wenn ihr Gatte wieder zu Hofe zog und sie allein des Abends in ihrer windumsausten Kammer saß und spann, solchen Wünschen nach, dachte sich frei, vornehm, schön, mit Männerherzen spielend und vor allen Dingen ihren Angelo durch neue Reize bezaubernd, bis sie plötzlich verdrießlich bemerkte, daß sie das Garn verhaspelt oder den Faden zerrissen hatte. Dann stieß sie zornig das Spinnrad von sich und haderte mit dem Garn, weil es sie hinderte, eine große Dame zu sein. Sie dachte, das könne nicht so schwer sein, hätte sie nur erst einmal Öl, Korn, Herden und Kinder aus ihrem Kopfe, und verschwor sich so freventlich gegen ihre bessere Natur und ihres Lebens Kern und Inhalt. Und der törichte Wunsch wuchs mit jeder neuen Trennung.

Da geschah es wirklich einmal, daß Angelo Carpi, als er in besonders festlichem Aufzuge von dannen ritt, mehr Hast und Aufregung zeigte, als Lukrezia an ihm gewöhnt war. Sein Lebewohl schien ihr kurz, sein Kuß frostig. Sie erschrak über dies Anzeichen schwindender Liebe, glaubte ihn verloren zu haben und stand mit Tränen in den Augen noch vor dem Tore, als der Zug der Reisenden längst im waldigen Tal verschwunden war. Da sie fühlte, daß sie ihrer Stimmung nicht Meister werden konnte, kehrte sie nicht sogleich ins Haus zurück, um Kindern und Dienstboten nicht das Schauspiel ihres Schmerzes zu geben; vielmehr wandelte sie noch eine Weile auf dem langgestreckten Hügelrücken, der die Burg trug, entlang, immer die Augen auf die im Tal hinkriechende Straße geheftet und auf jeder Biegung derselben sehnsüchtig verweilend, ob der kleine Troß nicht noch einmal sichtbar werden und der Anführer einen Gruß nach der Burg zurücksenden möchte. Die Schar tauchte noch einmal in mäßiger Ferne auf, aber es wandte keiner den Kopf, und gleich darauf verschwanden die Eilenden gänzlich. Lukrezia ging weiter, von Unruhe gepeitscht, ihre Tränen flossen heftiger und ihr ganzes Wesen war in einem nie gekannten Aufruhr, den sie vergeblich durch Überlegung zu beschwichtigen versuchte. Sie fühlte, daß sie in ihrer trockenen Art dem verwöhnten Gatten keinen Reiz mehr bot, beklagte die Umstände, die sie zu einer Dienenden herabdrückten, während minder Edelgeborene sich wohl als Herrinnen gebärden durften, und verlor sich bald aufs neue in der fiebernden Vorstellung, wie anders sie sich geben wollte, wenn die äußeren Bedingungen ihres Daseins es erlaubten. Die riß an diesem Dasein wie an ihrem schweren braunen Tuchgewand, in aufgeregtem Bemühen, beides im Geiste gegen weichere, goldene und zierende Hüllen zu vertauschen. Sie kehrte erst heim, als es dunkelte und der eigene Hunger sie an die Bedürfnisse ihrer Kinder gemahnte.

Sie hatte eine ruhelose Nacht, vergaß am Morgen ihren Schmerz in drängender Arbeit, fühlte sich aber aufs neue von ihm befallen, als mit der Dämmerung die Muße kam, und konnte erneut rinnenden Tränen nicht wehren. Um nicht die Veränderung ihres Wesens im ganzen Hause herumzutragen, lief sie wieder hinaus auf den Hügel und begann ein rüstiges Ausschreiten, in dem sie ihre Erregung auszutoben hoffte. Sie lief immerzu, erst den Hügelrücken entlang, dann an seiner Flanke hinab, einer buschbestandenen Ebene zu, die sich bis in die Nähe der Stadt erstreckte. Sie bemerkte nicht, wie weit sie sich schon von ihrer Behausung entfernt hatte. Erst als ihre vom Weinen ermüdeten Augen den Weg aus dem darüber hinwuchernden Grase nicht mehr zu unterscheiden vermochten, wurde sie stutzig, blickte um sich und sah den Hügel mit ihrer heimischen Burg in beträchtlicher Ferne liegen wie eine lange schwarze Riesenschnecke mit einem Krönchen auf dem Haupte, in dem drei hell erleuchtete Fenster als Edelsteine blinkten.

Sie erschrak ein wenig, indem sie bedachte,

daß sie nun in der dunklen Nacht heimkehren müsse; glaubte, schräg durch die Büsche dringend, die Entfernung abkürzen zu können und geriet in ein Dickicht, aus dem sie weder aus noch ein fand. Sie versuchte mehrmals, die alte Richtung wiederzugewinnen, konnte nun aber auch die drei hellen Fenster nicht mehr erblicken und mußte sich gestehen, daß sie sich verirrt hatte. Ratlos stand sie und starrte in den Busch, der sich vor ihr und neben ihr in dunklen Gruppen hinzog, zwischen denen zahllose kleine Lichtungen nach allen Seiten auseinanderliefen wie Gänge und Gemächer eines Geisterpalastes. Eine eigentümliche Halbhelle, wie von wolkenverhülltem Monde, ließ die Weiten dieser geheimnisvollen Gegend eben noch erkennen.

Wie Lukrezia so stand und um sich blickte, sah sie aus einer jener Lichtungen eine Gestalt sich lösen, groß, weißlich und unsicher, die im Näherkommen sich gleichsam verdichtete und eine reitende Frau auf einem großen Ziegenbock darstellte. Weißes Gewand ließ sie deutlich aus dem Nachtdunkel sich heben, und auch der Ziegenbock war weiß; es schien Lukrezia sogar, als ob ein gedämpftes Licht die Erscheinung umgäbe. Trotz der Fremdartigkeit des ganzen Bildes eilte die Ritterfrau doch unbedenklich darauf zu, nur besorgt, ihren Heimweg zu erfahren, um ihre Pflichten für die Nacht an Kindern und Gesinde nicht versäumen zu müssen. Die Gestalt auf dem Ziegenbock hielt an und wandte ihr ein schönes und gütiges Antlitz zu: es war eine Frau von königlichem Wesen, mit einer mattschimmernden Krone von silbernen Zweigen im hellbraunen Haar. Lukrezia blieb das Herz stehen: sie sah, daß sie es mit einer Bürgerin einer andern Welt zu tun hatte.

Die Fremde, Lukrezias Angst gewahrend, sprach sie freundlich an und fragte nach ihrem Wege und Begehr. Wie nun aber die Frau schüchtern von ihrem Irrgange zu erzählen begann und um Weisung der richtigen Straße bat, nahm die Reiterin Wort für Wort auf und frug in holdseliger, geistreicher und geschickt schmeichelnder Weise so lange hin und her, bis Lukrezia ihres Herzens ganze Not vor ihr ausgekramt und ihr alles gebeichtet hatte, wie es ihr mit ihrem Manne ergangen sei und wie sie für ihr Glück fürchten müsse. Sie wunderte sich dabei selbst ihrer Vertraulichkeit, aber das Auge der Fremden zwang sie zu sprechen, und ein leises, schalkhaftes Lächeln des schönen Mundes trieb sie zu immer genaueren Erklärungen. Die Erscheinung lachte einige Male silbern und schön, schließlich sagte sie heiter: »So also beneidest du jene Frauen, die in Prunk und Pracht auf des Lebens Höhen gehen, und hältst jenen Boden für geeigneter, Liebesblüten hervorzubringen, als das magere Erdreich eines arbeitsamen Lebens? Ich hätte wohl die Macht, dir für eine kurze Spanne Zeit das Leben einer solchen Umworbenen zu verschaffen. Überlege es dir und sage mir, ob du es ernstlich wünschest.«

»Da ist nichts zu überlegen,« sagte Lukrezia, die einen wunderbaren Mut in ihrem Herzen aufblühen fühlte, während das fremde Frauenbild so anmutig zu ihr sprach. »Ich bin nicht töricht genug, mich hinwegzuwünschen von dem, was meinem Leben bisher Halt und Wert verliehen hat. Aber einmal und für ein Weilchen möchte ich wohl eine andre sein, unbeschwert von Sorgen, der Freude dienend, dem Manne ein Wunderbild und eine Erregerin heiligster Flammen. Meiner nimmt mich, wie man ein Stück Hausbrot nimmt. Ich möchte gern wissen, wie er einer jener Göttinnen huldigt. Aber es müßte unbelastet von Gedanken an Haus, Hof und Kinder geschehen können und müßte enden können, sobald ich es wünsche.«

»Nicht anders,« erwiderte die geheimnisvolle Unbekannte. »Was meinst du, wenn wir Gestalt und Antlitz tauschten? Ich hüte deine Kinder als ihre Mutter, du aber gehst nach Rom und bezauberst in meiner Gestalt deinen Gatten, wenn anders du meinst, daß ich schön genug dazu bin.« Sie sah in diesem Augenblick so gewaltig und unirdisch schön aus, daß Lukrezia am liebsten vor ihr niedergekniet wäre.

»Ihr scherzt,« sagte sie mit zitternden Lippen.

»Es ist mein voller Ernst,« antwortete die Fremde. »Es ist ein Handel, bei dem ich gewinne. Ich war, was du zu sein wünschest, und ich hätte Welten darum gegeben, zu sein, was du bist. Gerade Hausbrot wäre ich gern gewesen, es ist das einzig wirklich Unentbehrliche. Mir hat die Nichterfüllung dieses Wunsches das Herz gebrochen. Ich werde eine gute Mutter und Hausfrau sein.«

Diese Worte, die mit großer Kraft an Lukrezias Herz schlugen, weil ein Ton echten Gefühls sie durchbebte, brachten den Ent-

schluß der Frau zur Reise. »Ich vertraue Euch,« erwiderte sie mit warmem Aufblick, »und mir ist, ich verstehe Euren Wunsch, wie Ihr den meinen versteht. Aber pflegen Wesen Euresgleichen nicht einen Preis zu fordern für Dienste, die sie dem Menschen leisten? Ehe ich diesen kenne, darf ich nicht annehmen, was Ihr mir so freundlich bietet.«

»Einen Preis?« fragte die gespenstische Reiterin zurück, indem sie ihre strahlenden Blicke tief in die zaghaft bittenden der Frau tauchte. »Einen Preis? Wäre es nicht denkbar, daß auch unsersgleichen sich einmal an einem guten und unschädlichen Scherz genügen läßt und keinen Handel dabei in Betracht zieht? Müßt ihr uns immer, ihr Menschen, an eurer eignen Kleinheit messen? Übrigens sagte ich ja schon, daß ich gewinne, und der Preis wäre eben, das Glück zu kosten, das mir verschlossen war. Ich verspreche dir, daß es für deine Seele, für die deiner Kinder und aller Lebewesen in deinem ganzen Hause bis zur letzten Katze herab kein Bedenken haben soll, mit mir zu verkehren. Bist du zufrieden?«

»Ich bin es,« antwortete Lukrezia. »Aber für einen Geist seid Ihr wunderlich aus der Weise. Diejenigen, von denen ich bisher erzählen gehört habe, benahmen sich blutdürstig wie Tiere oder flegelhaft wie Buben. Sie gefielen mir nicht.«

»Beweis, daß sie nur in den Köpfen ihrer Erfinder gespukt haben,« lächelte die schöne Fremde. »Wir legen das Niedrige ab mit dem schweren Gewande des irdischen Leibes. Wer uns dann noch Bosheit oder albernen Schabernack zutraut, sah nur sich selbst in der Nacht seiner Torheit gespenstern. Freilich lieben wir Scherz, denn Heiterkeit ist die Luft unsers Lebens, alsobald wir von der Wucht der irdischen Leiblichkeit befreit sind; brauchen aber, wenn wir lachen wollen, nur auf das Menschliche zurückzublicken, auf seinen tollen Tanz um vermeintliche Zwecke, auf seine ernsthaften Irrtümer und feierlichen Torheiten; da haben wir nicht nötig, mit Bubenwitz einzuspringen, es ist Schabernack genug von selber da!«

Lukrezia hatte aufmerksam zugehört, ein Verstehen dämmerte ihr, und sie fragte die Überirdische ein wenig ängstlich, aber mit einem mutwilligen Entschluß im Hintergrunde: »So ist auch das, was ich von Euch erbitte, ein Narrenspiel für Euch und soll Eurer Lachlust dienen? Denn ich gestehe offen, daß ich mich nicht frei von Torheit fühle, wenn ich sie schon nicht abtun kann.«

»Du hast dich freiwillig zu einem Spiel erboten, das in den Augen derer, die über dir sind, nur ein scherzhaftes sein kann. Du sollst es hören, wenn wir lachen. Bei dir aber steht es, ob du mitlachen willst.«

So antwortete die Geheimnisvolle. Und Lukrezia, die Hand ausstreckend, rief nun heiter und kühn: »So will ich es darauf wagen!« Denn sie empfand plötzlich, daß ihr eine Lehre bevorstand, und als kluger Mensch wollte sie diese dankbar und fröhlich hinnehmen und auf jeglichen Nutzen daraus bedacht sein.

Die Fremde faßte Lukrezias Hand mit einem Griffe, der war wie die Berührung lauen Wassers. Dann beugte sie sich vor, küßte sie leicht auf die Lippen und ritt davon.

Lukrezia hatte ein hohes Wohlgefühl empfunden, als der kühle Mund sich auf den ihren legte, es war, als habe eine am Zweig schwankende Rose sie leise berührt. Jetzt schwamm es ihr ein wenig vor den Augen, und als sie sie rieb und wie erwachend um sich blickte, sah sie erstaunt nicht mehr die Unbekannte, sondern sich selbst in ihrem sehr irdischen braunen Hauskleide dahinreiten, und zwar nicht auf dem weißzottigen Bock, sondern, wie sie es häufig zu tun pflegte, auf einem Eselchen. Jetzt leuchteten auch plötzlich wieder die drei Fenster ihrer Behausung, und die Doppelgängerin ritt schnurstracks darauf zu. Da schaute Lukrezia sich um, was denn nun für sie bestimmt wäre an Beförderungsmitteln, und sah mit Vergnügen eine schöne Sänfte herankommen, getragen von zwei stattlichen Maultieren, Läufer mit Fackeln zur Seite, und einen berittenen Majordomus mit zwei Knechten dahinter. Der Majordomus gab ein Zeichen, die Sänfte hielt, und Lukrezia, von der Selbstverständlichkeit dieser ganzen Sache hingerissen, stieg ein und warf sich erwartungsvoll in die weichen Kissen.

Bei der raschen Bewegung hatte sie gleich das Rauschen einer schweren Brokatgewandung erschreckt, die sie am eignen Leibe nicht gewöhnt war; jetzt sah sie mit Entzücken schimmernde Falten sich um sie bauschen und golddurchwirkte Säume über ihre Füße rieseln. Ich bin also verwandelt, dachte Lukrezia behaglich, lehnte sich zurück, schloß die Augen und wartete zuversichtlich, wohin die Sänfte sie tragen würde.

Die Reise, die einige Stunden gedauert haben mochte, endigte vor einem erleuchteten Portale, an einer breiten, prunkvollen Treppe, die von fackeltragenden Dienern flankiert war und in eine weite Halle mündete. Lukrezia stieg aus, wobei der Majordomus den Schlag hielt, rauschte die Treppe hinauf, kreuzte die Halle blindlings und sah sich alsbald in einem angenehm wohnlichen Gemache, sehr unähnlich ihren etwas kahlen Burgkammern, umgeben von einigen anmutigen Frauen, die ihr alle die kleinen Dienste erwiesen, die einer Ankommenden gebührten. Ein Bad stand bereit, ein leichtes Abendkleid umhüllte sie bald darauf mit duftenden Falten, und nun öffnete sich die Tür zu einem kleinen, aber mit glänzenden Dingen für Lukrezias nüchtern gewohnte Augen überfüllten Speisesaale, wo ein Mahl auf Silber kredenzt ward und der Majordomus mit zwei hübschen Pagen die Darreichung besorgte. Lukrezia schaute sich ihr musterhaft arbeitendes Hausgesinde heimlich ein wenig von der Seite an, ob sich der geschniegelte Truchseß nicht etwa plötzlich in einen Strohmann und die Kammerfrauen in Rüben verwandeln würden; aber es blieb alles brav bei seiner Pflicht, auch dann, wenn Lukrezia das Brot, ehe sie es in die Hand nahm, mit dem Zeichen des Kreuzes segnete. Nach kurzer Zeit fühlte die ländliche Gastin sich in der fürstlichen Umgebung recht wohl und sicher und legte sich vertrauensvoll in das seidene Bett, das für sie bereit stand. Sie schlief gut und sanft, bis der Tag erwachte.

Am Morgen erschienen die Kammerfrauen, um sie aufs neue zu schmücken, Spitzen, Seide und Perlenschnüre zur Auswahl vor ihr ausbreitend. Ein Restello hing an der Wand, das auf Brettchen und an Bügeln allerhand Toilettegerät trug; die Füllungen der Flügel waren von Meisterhand mit Bildern aus der Göttergeschichte bemalt, das mittelste Feld schmückte ein kleiner Spiegel. Lukrezia zog das seidene Vorhänglein weg und glaubte zuerst ein weiteres Bildnis zu erblicken, etwa die Galathea oder Juno oder die Aphrodite selbst im höchsten Schmuck. Erst nach einer Weile erkannte sie an der Bewegung die Natur des Spiegelbildes und wußte nun, daß sie eine schöne Dame geworden war, ähnlich der gestrigen Erscheinung, aber durch starrende Brokate, Zobel und Edelgestein förmlich eingebaut wie eine Altarwand. Der Tausch mit der gespenstischen Schönen vom Abend vorher war also richtig vollzogen, und Lukrezia mußte sich gestehen, daß sie äußerlich nunmehr alles besaß, was sie den fürstlichen Frauen aus den Erzählungen ihres Mannes immer geneidet hatte: Schönheit, Reichtum, Unabhängigkeit von den kleinen Sorgen des Lebens und Pflege einer vornehmen Erscheinung. Daß an ihrem inneren Wesen nichts geändert war, konnte sie wohl fühlen. Sie fragte sich eine Sekunde lang, ob sie von der spendenden Unbekannten nicht auch Geist und Kenntnisse einer großen Dame hätte verlangen sollen, aber ein wenig trotzig antwortete sie sich selber, darauf käme es ja gar nicht an, es wäre mit äußerlichen Waffen, daß diese Frauen siegten, und sie wolle wohl in ihrem eignen Verstande das Nötige aufbringen, um ihre Rolle voll zu spielen. Indem sie dieses dachte, sah sie das Spiegelbild, das sie noch immer anstarrte, plötzlich lächeln, obgleich sie sich bewußt war, ihre Lippen nicht geregt zu haben. Sie warf ihm einen ärgerlichen Blick zu und ließ das Vorhänglein darüberfallen. Dann trat sie an den Betschemel, auf welchem die Zofe das Gebetbuch zurechtgelegt hatte, und verrichtete ihre Morgenandacht.

Gleich darauf kam der Majordomus und meldete, daß es Zeit sei, zur Messe zu gehen. Viel Frömmigkeit bei wenig Arbeit, dachte Lukrezia ein wenig verächtlich, aber auf der andern Seite freute sie sich, aus der unbefangenen Art, wie all diese Dienste geleistet und die heiligen Worte gesprochen wurden, die Gewißheit zu schöpfen, hier nicht von Wesen der Unterwelt umgeben zu sein. Der Majordomus schickte sich sogar an, sie zu begleiten. Sie warf einen dunklen Schleier über und ließ sich die Treppe hinab nach der Sänfte führen, die sie zum Dome tragen sollte.

Am Domportal standen junge, elegante Müßiggänger, eine ganze Reihe, die ein Morgengeschäft daraus machten, den ankommenden Schönen das Weihwasser zu bieten und den samtnen Vorhang zu heben, der den Vorraum von dem Inneren des heiligen Hauses schied. Es entging Lukrezia nicht, daß ihr Kommen eine kleine Unruhe hervorrief, daß sich mehrere der Jünglinge zugleich herandrängten, ihr die übliche Artigkeit zu erweisen, und daß feindliche Blicke dabei unter den Wetteifernden hin und her flogen. Sie zögerte, mit halbem Schritte auf der Stufe stehend, um zu überlegen, wem sie die Ehre antun wolle, das Weihwasser aus seiner Hand

zu nehmen, musterte dabei flüchtig die verschiedenen Gesichter und wandte sich dann gelinde enttäuscht hinweg, weil sie keins darunter entdeckt hatte, das ihr die Mühe, schön zu sein, zu lohnen schien. Muß man hier seine Zeit etwa mit solchen Figuren verlieren? dachte sie ärgerlich. Dann wundert es mich nicht, daß Angelo gewürdigt wird. Sie winkte dem Majordomus, der nun vortrat, und mit vollendeter Geste die heilige Gabe darbot. Sie bekreuzte und segnete sich, in etwas unchristlicher Schadenfreude den Verdruß der enttäuschten Liebesdiener betrachtend, schritt stolz grüßend vorüber und wollte eben in die kühle Dämmerung des Domes eintreten, als eine hohe Männergestalt aus dem Halbdunkel der Tiefe sich löste und, heraustretend, gerade unter dem Vorhang mit ihr zusammentraf: es war ihr eigner Gatte! Lukrezia erschrak freudig und hätte fast ihrer Verwandlung so weit vergessen, daß sie ihm um den Hals gefallen wäre; besann sich indes noch rechtzeitig, von seinem beinah entsetzten Blicke getroffen, und tat als eine Fremde, indem sie an ihm vorüberging. Er aber wandte sich stracks, folgte ihr in die Kirche und trat in den Stuhl hinter ihr.

Na warte! dachte Lukrezia, während sie ihrem äußeren Gebaren nach in eifriges Beten vertieft schien. Sind das deine Geschäfte in Rom? Dich will ich kriegen, Lecker! Aber sie erschrak nun doch ernstlich, als der Mann hinter ihr sie beim Namen nannte, bei ihrem richtigen Namen Lukrezia, und leise, aber flehend um Gehör bat. Sie hielt sich natürlich die Möglichkeit vor, daß die Frau, deren Gestalt sie trug, denselben recht gewöhnlichen Namen geführt habe; indes daß ihr Gatte ihn, als einer andern gehörig, so leicht aussprach, tat ihr weh, es schien ihr, der Name müsse ihn bei jeder Nennung des Verrates zeihen. Dennoch war sie neugierig, was er zu sagen haben würde, lehnte sich im Betstuhl zurück und brachte dadurch ihr Ohr den Lippen des Mannes, der hinter ihr kniete, etwas näher. Alsbald fühlte sie seinen Atem an ihrer Wange und hörte ihn reden.

Was sie hörte, erfüllte sie freilich mit einigem Grausen; denn der Ritter bedankte sich zunächst etwas wunderlich, daß sie die Ausführung einer gewissen unseligen Tat unterlassen habe, und bat um eine Unterredung, durch die er sein Verhalten rechtfertigen und seine Liebe zu ihr ins rechte Licht rücken könne. Er sei, sagte er, die ganze Nacht von der Vorstellung ihres Todes gepeinigt gewesen, und er habe mit dem frühesten Morgen zur Kirche gehen müssen, um sich von den Qualen dieses Gedankens loszubeten. Nun habe Gott ihn erhört, daß er sehen durfte, ihre grausame Botschaft sei nur als Strafe und Warnung gemeint gewesen und keineswegs der Ausdruck eines ernstlichen Vorsatzes. Vielleicht würde eine nochmalige Aussprache alles zwischen ihnen ins reine bringen und sie von der Richtigkeit und Rechtlichkeit seines Handelns überzeugen.

Lukrezia fühlte bei diesen Worten einen Schauder nach dem andern über ihren Rücken rinnen, von einer unheimlichen Vorstellung, daß sie hier vielleicht die Stelle einer wirklich Gestorbenen einnähme, eiskalt betroffen. Doch begriff sie sogleich, daß nur aus einer Unterredung mit dem Manne ihr Klarheit werden könne über ihre eigne Rolle, über das Verhältnis, das sich in so ungewöhnlicher Form äußerte, und sogar über seine wirklichen Gefühle der angetrauten wie der andern Frau gegenüber; deshalb wandte sie sich ein wenig und flüsterte rasch zurück, der Ritter möge sie nach der Messe in ihrem Hause erwarten. Er dankte mit einem Seufzer, verließ die Kirche vor ihr und gab ihr Zeit, aufgewühlte Empfindungen zu beschwichtigen. Sie brauchte in der Tat ein längeres Nachdenken über das, was sie gehört und zu verstehen geglaubt hatte, und nur die Erinnerung an die heiter blickende Schönheit vom vergangenen Abend gab ihr endlich Ruhe und das Vertrauen, daß es sich nicht um so schwarze Dinge wie Tod und Selbstmord handeln könne. Sie verweilte noch, bis sie völlig ruhig geworden war, und verließ dann die Kirche.

Nach Hause zurückgekehrt, fand sie den Ritter ihrer harrend. Er eilte ihr entgegen, küßte ihr die Hand und geleitete sie zu einem Sitz, wo er sich, wie einer Gewohnheit folgend, neben ihr niederließ. Lukrezia fragte sich verlegen, welche Haltung sie demgegenüber einnehmen solle, und ob sie ihm die Hand, die er noch festhielt, überlassen dürfe. Aber ihr Herz, das in der Nähe des geliebten Mannes wärmer schlug, antwortete für den Verstand und ließ sie einen sehr freundlichen und einladenden Blick auf den Anbeter werfen, ganz vergessend, daß das entzündete Feuer eigentlich einem andern Bilde galt.

Otto Altenkirch: Am Waldgut

Zu dem Aufsatz »Otto Altenkirch« von Robert Grötzsch

Nun nahm Angelo Carpi, durch den Blick ermuntert, sehr zärtlich das Wort. »Lukrezia, Göttin, Angebetete,« sagte er, »ist es denn wahr, was ich in diesen gütigen Augen lese, daß mein Vergehen gebüßt ist, daß du mir verziehen hast, daß noch das alte Gefühl für mich in dir lebt? Soll es wieder sein wie früher zwischen uns, und soll der gestrige schreckliche Tag aus unserm Andenken gestrichen sein? Darf meine Hoffnung so hoch steigen, Lukrezia?«

Das war eine hübsche Reihe von Fragen, und Lukrezia hätte viel darum gegeben, wenn sie die richtige Antwort auf eine einzige davon gewußt hätte. Sie hätte aber keine Frau sein müssen, wenn sie nicht eine Redensart gefunden hätte, die überall am Platze war; deshalb sagte sie holdselig: »Alles das, Herr Ritter, wird von Eurem weiteren Verhalten abhängen. Ich denke, Ihr kennt mich und meine Grundsätze, wißt also selbst, was für Antwort Euren Fragen gebührt. Ich weiß wohl, daß ich ein Recht zu größerer Strenge hätte — aber Ihr wolltet mir ja eine Erklärung geben, und ich will sie anhören, ehe ich endgültig urteile.«

Angelo rückte ein wenig ab, und seine Miene wurde düster. »Ich versprach eine Erklärung,« erwiderte er zögernd und nach Worten suchend; »aber sie kann immer nur eine und immer nur dieselbe sein, Lukrezia. Ich kann nicht anders handeln, als ich gehandelt habe, und ich kann nur immer wieder und immer inständiger bitten: begreift meinen Standpunkt, Ihr, die Ihr klug, groß und frei seid, begreift meinen Kampf, mein Unglück und fordert als Preis für mein Herz nicht meine Ehre und mein Seelenheil.«

Auf diese Rede hin war die Frau nun um nichts klüger als vorher, und sie blickte in ziemlicher Verwirrung wortlos vor sich hin. Nicht nur, daß sie sich das Gehörte in keiner Weise zu reimen wußte, die sichtliche Seelenqual des Mannes griff ihr auch ans Herz, und sie begann zu denken, daß es sich doch um ganz ernste Dinge handeln müsse, die nicht leichtfertig angefaßt werden durften und durch ein unrechtes Wort leicht völlig ins arge geraten konnten. Sie tat also, als kämpfe sie mit sich selbst, seufzte, stützte bald die rechte, bald die linke Wange in die Hand, während Carpi, von ihrem Schweigen beängstigt, aufstand und im Zimmer hin und her ging, sorgenvoll dreinblickte und von Zeit zu Zeit ein verzweifeltes: »Ich kann es nicht tun, Lukrezia, ich kann nicht!« hervorstieß.

Was, zum Henker, mag ich denn von ihm verlangt haben, das ihm so schwer fällt? fragte sich Lukrezia wiederholt, aber sie fand keine Lösung des Rätsels, und endlich jammerte sie der Mann, sie hielt es nicht mehr aus und sagte aufstehend: »Ihr sollt nichts tun, Ritter Carpi, als was Ihr mit gutem Willen und Gewissen freiwillig für mich tun könnt. Habe ich je mehr verlangt, so nehme ich es zurück und bekenne offen, daß ich mich schäme, es verlangt zu haben.«

»Wie?« rief Carpi mit einem glücklichen, aber unverkennbar sehr erstaunten Gesicht. »Ist das Euer Ernst, Lukrezia? Und der Papst? Und der Dispens?«

Lukrezia wurde feuerrot, weil sie vor neuen Rätselworten stand. Aber kühn gemacht durch die offensichtlich angenehme Wirkung ihrer letzten Worte und zugleich in Not, wie sie sich vor weiteren Schwierigkeiten schützen könne, verfiel sie auf einen Ausweg, der sie freilich zunächst zu keinem besseren Verständnis der Situation führen konnte, aber wenigstens ein Entschlüpfen in breites Feld gewährte, wo sie so leicht keiner einholen würde. »Ritter Angelo,« sagte sie hoheitsvoll und zugleich mit feiner weiblicher Bescheidenheit, »ich glaube, wir haben beide zu vergeben und zu vergessen. Die Pfade der Liebe führen oft in Wildnisse, wo man sich verliert, mit klagender Stimme einander ruft und sich doch nicht mehr zueinander findet. Dann ist es unnütz und trügerisch, alle die Windungen und Wendungen rückwärts zu gehen, bis man den Punkt wiederfindet, wo die Irrung begann. Von da aus führt kein Weg ins Heil! Ich weiß etwas Besseres, und ich bitte um die Erlaubnis, es Euch vorzuschlagen. Wir machen einen Strich über das Vergangene, fangen von vorn an und behaupten kühn, wir hätten uns heute in der Messe zum erstenmal gesehen und fingen soeben an, uns ineinander zu verlieben. Diesmal aber wollen wir unsre Schritte fein in acht nehmen, daß sie nicht wieder ins Dickicht der Zwietracht führen. Ist es so recht, Signor Angelo?«

Der Ritter stand einen Augenblick ehrlich verdutzt. Dann aber rief er erfreut: »Ein Gedanke, der großen Imperia würdig!« Und endlich lachte er froh auf und faßte geschickt die zugeworfene Rolle, indem er wie ein fremder Gast sich nach dem Befinden der

Dame, nach Spazierfahrten, Theatern, Bekanntschaften erkundigte und in seiner plötzlich befreiten Laune es gar nicht zu bemerken schien, daß Lukrezia oft recht verkehrte Antworten gab. Er hielt diese vielmehr für Ausgeburten ihres Übermutes. So redeten sie denn eine geraume Zeit wirklichen Unsinn, und da Angelo lachte, so lachte Lukrezia auch und redete immer toller und unüberlegter. Manchmal sagte sie so grell unmögliche Dinge, daß der Ritter sie voll Verwunderung anstarrte, so zum Beispiel, als er fragte, ob sie den spanischen Gesandten neuerdings gesehen habe, und sie flott erwiderte: »Ach ja, seine Frau erwartet ein Kind, und wir beide, Ihr und ich, sollen Gevatter stehen,« während der genannte Hidalgo gänzlich unbeweibt war; oder wenn sie auf die Erkundigung nach dem jungen Urbinaten, dem sie versprochen habe, für seine Sappho zu sitzen, ganz schlankweg behauptete: »Er kann nichts, und ich werde ihm meine Kammerzofe statt meiner schicken,« während ganz Rom von dem Ruhm des großen Malers voll war. Solche Reden faßte denn Angelo als baren Übermut auf und schlug damit nicht weit fehl, denn Lukrezia wußte wohl, daß sie mit aufgelegten Tollheiten sich weniger leicht bloßstellen würde als mit hilflosen Versuchen, die richtige Antwort zu erraten, und trieb das freche Spiel immer weiter. Endlich aber schien Angelo des Geschwätzes müde zu sein, er seufzte und sagte: »Wie ist dir nur solch rascher Wechsel der Laune gegeben, Lukrezia? Gestern noch hast du mich in das namenloseste Entsetzen gestürzt — und heute? Sorglos wie ein Kind und voll Güte! Ich verstehe dich nicht.«

»Gestern?« rief Lukrezia rasch. »Gestern haben wir uns noch gar nicht gekannt. Vergeßt das nicht, Herr Ritter Carpi.« Sie hatte nun aber auch den Gefallen an dem sonderbaren Gespräche verloren, deshalb erhob sie sich, griff nach dem Schlegel einer bronzenen Glocke, die auf einem Tischchen in ihrer Nähe stand, und schickte den auf das Zeichen eintretenden Pagen nach dem Majordomus.

Als dieser erschien, fragte sie vornehm: »Was liegt für heute vor?«, und dachte, damit werde sie wohl gegen die Gebräuche einer vielbeschäftigten Dame nicht verstoßen. Sogleich zog denn auch der Mann ein Täfelchen hervor und verlas daraus, daß in einer Stunde etwa der Goldschmied zur Audienz kommen werde, um die Zeichnung für den bestellten Handspiegel vorzulegen; daß für den Nachmittag eine Wagenfahrt ins Freie anberaumt sei und für den Abend eine Versammlung berühmter Dichter in Madonnas eignem Hause; die Gedichte, die Madonna vorzulesen versprochen habe, seien eben vom Kopisten gebracht worden und lägen im Arbeitszimmer bereit; auch der Koch bitte noch um eine Unterredung, die abendliche Veranstaltung betreffend. Lukrezia ließ zunächst nach dem Goldschmied schicken, er möge seinen Besuch verschieben, trug dem Majordomus freundlich auf, er möge sich, da er ihre Gewohnheiten kenne, mit dem Koch auseinandersetzen, und entließ den Getreuen mit einem huldvollen Lächeln. Dann wandte sie sich an Carpi: »Darf ich um Eure Kritik bitten, Ritter? Es liegt mir daran, mich der Wirkung jener Machwerke im voraus zu versichern.«

»Nun, das ist wirklich ein Zurückgreifen auf den Anfang unsrer Bekanntschaft,« rief der Ritter erfreut, indem er sich mit der Dame nach dem Arbeitszimmer begab, wobei er, ohne es zu merken, die völlig unkundige Lukrezia führte. »Wie lange ist es her, daß Ihr mich der Ehre, Eure Gedichte zu kritisieren, nicht mehr gewürdigt habt! Und doch — waren jene Zeiten nicht die schönsten, die wir zusammen verlebt haben?«

Wirklich die schönsten? dachte Lukrezia, und ihr Herz hüpfte, weil sie sich sagte, daß in einem Verhältnis, in dem Verse korrigieren den Gipfel der Glückseligkeit darstellt, nicht viel Gefährliches passiert sein könne. Laut aber sagte sie schelmisch: »Ich weiß nicht, von welcher Bekanntschaft Ihr sprecht, Signor Angelo. Wir kennen uns doch erst seit heute. Solltet Ihr mich mit einer andern Dame verwechseln, deren Verse vielleicht solch beglückende Erinnerungen in Eurem Herzen hinterlassen haben? Die meinen werden Euch schwach scheinen.«

»Schwach? Ganz Rom weiß, daß niemand Vollkommeneres bietet als Imperia, die Ruhmgekrönte, die Sappho Roms!« So sprach Angelo galant, und nun wußte Lukrezia plötzlich, wer sie sei, und erschrak nicht wenig; denn der Ruf der talentvollen, gebildeten und edlen Frau war auch bis zu ihr gedrungen, wie er denn die ganze damals lebende Welt erfüllte. Und der Schreck war

ein doppelter; denn nur der erste flüchtige Gedanke galt der Schwierigkeit, eine so hervorragende, allbekannte und in vielen Künsten unübertreffliche Geistesheldin darzustellen, die mit Fürsten und Königen wie mit ihresgleichen verkehrte; der zweite, viel tiefer brennende Gedanke richtete sich auf die Tatsache, daß Angelo Carpi, ihr Angelo, von der größten Frau Roms geliebt wurde, daß er ganz offensichtlich in deren Banne stand, und daß sie, Lukrezia Carpi, die einfache Landfrau, mit jener Unvergleichlichen um die Liebe ihres Mannes zu kämpfen hatte. Heilige Jungfrau, stöhnte die arme Lukrezia innerlich auf, gegen diese Frau würdest du selbst nicht ankommen, wie soll ich meinen Mann wiedergewinnen? Sie ließ sich ganz betrübt in einen Lehnstuhl fallen, der vor einem mit Schriften bedeckten Tische stand und zu dem Angelo sie wie selbstverständlich geleitet hatte. Gedankenlos nahm sie das oberste Blatt von dem Haufen des Geschriebenen hinweg, suchte mit flackernden Blicken eine feine krause Handschrift zu lesen und fühlte erstarrend ihr Verderben vollkommen werden: die Verse, die da standen, waren Latein!

Lukrezia schloß die Augen und lehnte erschöpft den Kopf an die Stuhllehne. Sie wußte keinen Rat in dieser neuen Schwierigkeit, versuchte auch gar nicht, irgendeinen Ausweg zu finden, sondern ergab sich wehr- und willenlos der unheimlichen Macht, die diese Komödie zu lenken schien. Angelo hatte ihr bereits das Blatt aus der Hand genommen und begann nun, mit seiner schönen und markigen Stimme Vers um Vers einherrollen zu lassen, volltönend und kadenziert wie Wellengang auf Felsgestaden. Dann unterbrach er sich, wiederholte, änderte, versuchte eine neue Wendung, kurz, er ging gründlich und eifrig durch die aufgetragene Arbeit und schien gar nicht ungewandt in derlei Dingen zu sein. Häufig unterbrach er sich mit einer Frage an Lukrezia, was sie zu dieser Änderung meine, und ob ihr jener Ausdruck nicht passender scheine, und die Frau, ohne die Augen zu öffnen, nickte nur »Ja« oder hauchte ein »Vortrefflich!«, je nachdem der Ton der Frage einen kälteren oder wärmeren Beifall heischte. Als sie viermal zugestimmt hatte, dachte sie, jetzt müsse es auch einmal anders kommen, und sagte pretenziös: »Nein, ich finde die ursprüngliche Form besser.« Und dabei kam sie das Lachen an, und ihr Mund begann leise zu zucken, und die auf den Wangen ruhenden Wimpern zitterten wie Vogelschwingen, die sich erheben wollen, während eine feine Röte langsam die zarte Haut durchglühte wie ein fröhliches Morgenrot.

Angelo hatte sie einigemal während des Lesens angeblickt und in dem leicht verdüsterten weißen Gesicht die geistige Anstrengung der Horcherin zu erraten geglaubt; jetzt sah er die angenehme Veränderung, den aufsteigenden Mutwillen in den Mundwinkeln und um die Nasenflügel, und es wollte ihm scheinen, als ob auch Stirn und Brauen keinerlei Nachdenken mehr verrieten. Er stutzte und hielt mit seinem Vortrag inne, und weil Lukrezia noch immer mit geschlossenen Augen im Stuhl lehnte, während der Lachreiz immer sieghafter und unwiderstehlicher die Gehaltenheit der Züge sprengen zu wollen schien, faßte auch ihn der Übermut, und eine warme Welle der Lust hob ihn über alle Bedenken weg, daß er sich niederbeugte und die Ruhende küßte. Diese legte alsogleich ganz unbefangen beide Arme um seinen Hals, das verhaltene Lachen löste sich in ein seliges Lächeln, die plötzlich aufgeschlagenen Augen blickten voll und glücklich in die seinen, und die Küsse wurden regelrecht und gar nicht zaghaft erwidert, so daß der Ritter nicht im Zweifel sein konnte, er habe mit dieser Abänderung eines vorgeschriebenen Textes einen sehr guten Gedanken gehabt. Lukrezia ermutigte ihn auch zu weiteren Variationen, denn sie dachte nur daran, sich von den lateinischen Gedichten zu befreien, und weil sie ihrem Gatten gegenüber keinerlei Zurückhaltung zu üben brauchte, so beschäftigte sie ihn auf das schönste eine ganze Weile lang. Dabei war sie vor neuen Verlegenheiten sicher und hatte nur mit sich selbst eine solche auszumachen, indem sie nämlich nicht ganz im reinen war, ob sie diese Schäferstunde ihrem Angelo nun als Treulosigkeit anzurechnen habe oder nicht; denn freilich hatten seine Liebesworte der andern Lukrezia gegolten, die sich im öffentlichen Leben Imperia nannte.

Aus diesen Zweifeln und Bedenken riß sie aber bald das Verhalten Carpis selbst, der so demütig, so gerührt und dankbar schien, daß Lukrezia leicht erraten konnte, er sei von der wirklichen Imperia nicht mit derartigen Gunstbezeigungen verwöhnt worden. Diese Erkenntnis gab ihr Ruhe und Freude, denn

sie meinte nun doch, daß es Lukrezia Carpi und nicht Lukrezia die Imperia sei, der Angelo erlegen war, und es ergötzte sie im stillen, daß sie hierin vielleicht ihrer großen Nebenbuhlerin den Rang abgelaufen habe. Sie fand denn auch nachträglich, daß sie sich hierin nicht geirrt und daß Angelo ihr tatsächlich mit ihr selbst die Treue gebrochen habe.

Sie hatte indes nun Vorwand genug, die Verwaltung der übrigen Tagesstunden in ihre eigne Hand zu nehmen, indem sie kecklich erklärte, das Glück dieses Tages solle ihr kein fremdes Gesicht entweihen, und der Majordomus müsse zusehen, wie er mit der Wagenfahrt, dem Abendmahl und der Gelehrtenversammlung allein fertig werde. Der nützliche Mann wurde herbeigeholt und ihm vorsichtig angedeutet, daß Madonna nicht in der Stimmung sei, Leute zu sehen, weder auswärts noch bei sich selbst, und es zeigte sich zu beider Verliebten Freude, daß eine solche Angelegenheit dem Majordomus durchaus nichts Neues oder Ungewohntes und er für den Fall ganz vorbereitet sei. Er befahl einfach, daß die Karosse der Madonna Imperia den Korso leer zu befahren habe, wodurch ganz Rom in weniger als einer Stunde benachrichtigt sein würde, daß Madonna Imperia unpäßlich und die abendliche Versammlung als abgesagt zu betrachten sei. So geschah es denn auch, und während am Portal ihres Palastes teilnehmende Fragen nach Madonnas Befinden gestellt und flüsternd beantwortet wurden, erging sich das selige Paar in den Laubengängen des Gartens, den der Tiber bespülte, ruhte in Grotten, pflückte Rosen und ließ sich Früchte und leichtes Konfekt auf goldenen Schalen kredenzen. Lukrezia fand es ratsam, wenig zu sprechen, und auch Angelo war nicht plaudersüchtig aufgelegt. Sprachen sie aber doch, so waren es solche Worte, die immer und überall zwischen Liebenden üblich sind, und es unterschied sich hierin Lukrezia die Kurtisane kaum merklich von Lukrezia der Ehefrau. So hatte, als der Abend sank, die Verwandelte sich in der Tat keinen Verrat an sich selbst vorzuwerfen und fand nun wirklich ihre Rolle nicht übermäßig schwierig. Sie freute sich auf die Fortsetzung und glaubte sich allen weiteren Schwierigkeiten gewachsen.

Als in später Abendstunde Lukrezia allein und sinnend auf ihrem purpurseidenen Ruhebette saß und den Verlauf dieses ersten Tages überdachte, konnte sie nicht anders, als laut und herzlich herauslachen, und sie ließ behaglich ihre vollen, tiefen, warmen Lachtöne durch die Wölbungen des Gemaches rollen. Plötzlich hielt sie inne, pochenden Herzens aufhorchend; denn ein zweites Lachen, heller, silberner als das ihre, klang deutlich von der Wandung zurück wie ein feiner Soprantriller neben dem Tremolo einer Viola di Gamba. Sie erriet wohl, von wem diese Antwort kam; da sie aber entschlossen war, nichts zu fürchten, so warf sie eine Kußhand nach der Ecke, aus der das Glöckchen zu klingeln schien, und ging seelenruhig zu Bett.

Andern Tags erwachte sie gleich mit dem Vorsatze, die bequeme Lüge ihrer Unpäßlichkeit aufrecht und damit die Verfügung über ihren Tageslauf in der Hand zu behalten. Sie ließ sich in weiche Gewänder hüllen, auf ein Ruhebett legen und befahl dem Majordomus, jeden Besucher abzuweisen und Geschäftliches selbst zu erledigen; nur Signor Carpi wäre zu empfangen, warf sie mit einem Erröten hin. Damit glaubte sie allen Zufälligkeiten vorgebeugt und sich einen Tag nach ihren Wünschen bereitet zu haben. Sie sollte aber bald merken, daß dies nicht so leicht war, wie sie es sich vorstellte. Denn nachdem der Majordomus die untertänigen Grüße von zwei Dutzend galanten Freunden bestellt, Blumen, Früchte und Verse abgenommen und vor der Patientin ausgebreitet hatte, öffnete er plötzlich die Flügeltüren des Gemaches, so weit es irgend möglich war, rief mit schallender Stimme einen wohlbekannten und vornehmen Namen hinein, ließ einen großen, starken und majestätisch blickenden Mann in langem Vollbart eintreten und verschwand eilig hinter geräuschlos zufallenden Samtportieren. Lukrezia, die sich erschrocken aufgerichtet hatte, wollte eine empörte Frage tun. Aber das ganz selbstverständliche und sichere Gebaren des Fremden lähmte sie, und es dämmerte ihr bei aller ländlichen Unerfahrenheit der Gedanke, daß der stattliche Mann hier etwas zu befehlen habe. Er legte ruhig seinen Mantel ab, setzte sich an Lukrezias Lager, küßte sie auf den Mund, fühlte ihren Puls und ihre Stirn und schob ihr die Kissen zurecht, alles mit ernster und liebevoller Miene, wie ein Arzt oder ein Hausvater, und mit einem freundlichen kleinen Worte da oder dort. Dann stand er wieder

auf, ging einige Male im Zimmer umher, rückte bald diesen, bald jenen Gegenstand, aß von den vorhandenen Früchten, las die auf dem Tische zerstreut liegenden Briefchen, geriet unversehens auf eine Rechnung, die zugleich mit jenen gebracht und von Lukrezia nicht weiter beachtet worden war, rief nach dem Majordomus, händigte diesem Geld ein, gab Anordnungen für die Mahlzeit und benahm sich so völlig wie der Herr im Hause, daß über seine Gewohnheit und sein Recht dazu kein Zweifel bestehen konnte.

Lukrezia hatte in stummer Angst sein Tun verfolgt, seinen Kuß geduldet, seine freundlichen, aber kurzen Fragen beantwortet. Es bedurfte keiner Erläuterungen für sie, um zu begreifen, daß dieser Gewaltige, den der Majordomus Magnifico genannt hatte, hier über Haus, Gesinde und nicht zum mindesten über die Person der schönen Hausherrin gebot, und dieser Gedanke ließ die entsetzte Frau alsbald wie in wirklichem Fieber erzittern. Sie atmete schwer, und ihre Hände, die eiskalt waren, flogen. Freilich hielt Lukrezia in ihrer Not sich vor, daß sie der Versicherung der nächtlichen Reiterin trauen und das Spiel in jedem Augenblick, der ihr passend erschien, abbrechen könne, aber da sie sich keine Vorstellung machen konnte, auf welche Weise die Erlösung vor sich gehen würde, wagte sie sowenig einen Hilferuf an jene außerweltliche Macht zu richten als selbst einen Gedanken zu ihrer Rettung zu fassen. Diese indes erwuchs ihr aus ihrer Angst selbst, indem das Beben ihrer Glieder und die wechselnde Farbe ihrer Wangen ihr einen Anschein wirklicher Krankheit gaben, der den offensichtlich etwas ungläubigen Magnifico schließlich doch bestürzt machte.

Er schlug vor, einen Arzt holen zu lassen; Lukrezia wehrte ab und versicherte wiederholt, Ruhe und Einsamkeit würden sie in kürzester Zeit wiederherstellen. Es dauerte immerhin ein Weilchen, bis der Gewaltige diesen deutlichen Wink zu verstehen geruhte, und als er sich endlich anschickte, das Gemach zu verlassen, blieben Mantel und Hut darin zurück, ein Zeichen, daß er im Hause zu verweilen und wiederzukehren gedenke. Das schaffte Lukrezia den Verdruß, daß Carpi abgewiesen werden mußte, was der Majordomus ohne weitere Anweisung auch tat und womit er sich zum großen Ärger der Frau als einen feinen Beurteiler der Sachlage erwies.

Die Gedanken, mit denen Lukrezia sich die nächsten zwei Stunden vertrieb, waren keine rosigen, und sie überlegte ernstlich, ob sie nicht ihre gespenstische Freundin anrufen und um Entrückung in ihre friedliche Heimat bitten sollte. Indes schämte sie sich, eine Sache, die sie dringend erbeten, schon am zweiten Tage verloren zu geben, und nahm sich schließlich vor, noch einmal zu versuchen, wie weit ihr eigner Witz ihr helfen würde.

Als der Magnifico das Gemach wieder betrat, erhob sich Lukrezia ein wenig und sagte, sie fühle sich besser und bitte um Entschuldigung für den vorherigen unfreundlichen Empfang. Der Mann sprach seine Freude darüber aus und fragte sogleich angelegentlich, ob sie denn glaube, sich bis zum Abend so weit erholen zu können, daß das Fest stattfinden dürfe, dessen mühevolle und kostspielige Vorbereitungen ein längeres Verschieben nicht duldeten. Lukrezias erste Bewegung war ein verstecktes Abwehren, doch besann sie sich sogleich, daß ein Fest ihr Gelegenheit geben würde, Angelo wiederzusehen, ihn zu sprechen und vielleicht durch ihn zu erfahren, ob der geschäftige Mann im Vollbart ein heimgekehrter Gatte, ein Liebhaber, ein väterlicher Verwandter oder Vormund und wie weit er als eine Gefahr oder eine Stütze zu betrachten sei. Sie sagte daher mit matter Stimme, wenn man ihr die Lasten der Vorbereitungen abnehmen würde, so glaube sie bis zum Abend völlig imstande zu sein, dem Fest beizuwohnen. »Und zu lesen?« fragte der Magnifico. Sie hoffe es, behalte sich die Entscheidung aber noch vor, erwiderte Lukrezia mit einem neuen Schrecken. Sie begann einzusehen, daß sie um die lateinischen Verse und ihre Vorlesung in keiner Weise herumkommen würde, und faßte den trotzigen Gedanken, sich einmal der Katastrophe zu stellen und dann zu sehen, was daraus entstehen würde.

Der Magnifico verabschiedete sich nun wirklich, nachdem er dem Majordomus noch eine Reihe von Aufträgen erteilt hatte, die dieser an ein Heer von Pagen weitergab. Lukrezia blieb allein und strengte ihren Witz an, auf welche Weise sie Angelo benachrichtigen, für den Abend oder vorher bestellen könne, und kämpfte einen kleinen Kampf mit ihrer Lust, einfach nach ihm zu schicken, und ihrer fraulichen Verschämtheit, vor dem Majordomus erneut seinen Namen zu nennen. Indem sie noch mitten im Überlegen

war, wurde ihr indes der Besuch des Ritters schon gemeldet. Sie sprang erfreut auf, eilte ihm entgegen und sah nur im Vorbeieilen das wichtig-zufriedene Gesicht des Majordomus, der offenbar der Ansicht war, er habe seine Pflicht vortrefflich erfüllt. Das vergällte ihr die Freude, so daß sie Carpi gemessener empfing und sogar ein wenig ungnädig. Denn die geschäftige und emsige Sicherheit dieses Dienstes ließ sie auf eine lange und böse Übung in derlei Dingen schließen, und es verdroß sie, daß Angelo in dieses Triebwerk so glatt eingriff und gleich zu finden war, wenn man ihn wünschte.

Aus diesem Grunde wollte auch das Gespräch nicht recht in Gang kommen. Lukrezia war verärgert und nahm jedes liebevolle Wort ihres Anbeters ganz besonders auf die Wage, um daraus das Maß von Angelos Schuld und seiner Abhängigkeit von der Imperia festzustellen, während er vergeblich versuchte, den heiteren Ton vom vorhergehenden Tage wieder wachzurufen. Sie wurde immer zorniger, je wärmer und weicher er wurde, und hätte ihn am liebsten wie einen Knaben bei den Ohren genommen und gefragt, ob er in Rom nichts zu tun habe, als auf die Befehle von Kurtisanen zu lauern, und wie es komme, daß er ihrem Wink so schnell habe Folge leisten können. Da sie das nicht wagte, sann sie auf eine Bosheit, die ihn belehren sollte, und fragte plötzlich ganz unvermittelt mit höhnischer Artigkeit, ob er gute Nachrichten von seiner Frau habe. Sie hatte erwartet, daß Angelo erschrecken oder vielleicht gar die Existenz einer Gattin schlechtweg ableugnen würde. Aber zu ihrem Erstaunen geschah keins von beiden. Angelo stand auf und sagte ganz trocken und ruhig, wiewohl mit einer Miene des Unwillens: »Also heute wieder aus dieser Tonart? Man muß sagen, Madonna Imperia, Ihr sorgt für Abwechslung.«

Oho, dachte Lukrezia, also mein Name scheint hier schon genannt worden zu sein! Das stimmte sie freundlicher, ebenso gefiel ihr Angelos Strenge der berühmten Frau gegenüber; deshalb sagte sie in ganz verändertem Tone und mit einem Lächeln, sie begreife nicht, warum ihre einfache Frage den Ritter zu erregen scheine, sie habe nichts weiter dabei gedacht und bloß aus wirklicher Teilnahme gefragt. Carpi sah sie eine Weile durchdringend an. Da sie aber seinen Blicken unschuldig standhielt und noch einmal versicherte, sie habe ihn mit der Frage nicht kränken wollen, seufzte er leicht auf, zog dann einen Brief aus seinem Busen und reichte ihn ihr mit den Worten: »Da ich dieses denn glauben darf, Madonna, so ist es mir eine willkommene Gelegenheit, Euch einen Blick in das Wesen dieser armen Frau tun zu lassen, die wir beide hier täglich verraten, und die ich doch so hochhalte, daß ich mit meinem Leben dafür einstehen möchte, daß ihre keine Kränkung widerfahre. Daß ich Euch verfallen bin, Madonna, nicht nur durch die Macht Eurer unerreichten Schönheit, sondern auch durch die Eures Geistes, Eurer wundersamen Begabung und Eurer Anmut, ist ein Schicksal, gegen das ich lange gekämpft habe und das ich nun tragen muß, ein süßer Fluch und eine selige Last, wie hundert andre es tragen müssen, die in Eurer Nähe leben. Dennoch werde ich nie von meiner Frau lassen, dieser tapferen, schlichten, treuen Hüterin meiner häuslichen Ehre. Ehe sie gekränkt werden soll, will ich Euch, Madonna, und mit Euch mein Leben verlieren.« Dann wurde sein Gesicht weich, und mit etwas zitternder Stimme fügte er leiser hinzu: »Was sagtest du gestern vom Irrgarten der Liebe, Lukrezia? Nun stehen wir wieder in derselben Wirrnis wie vor zwei Tagen.«

Während dieser Worte war Lukrezia abwechselnd blaß und rot geworden, und ihr Herz klopfte so gewaltig, daß sie sich wie eine Erstickende vorkam. Sie hatte nun die Bestätigung einer großen Leidenschaft, die ihren Gatten an die gefährliche Frau band, zugleich aber auch die Offenbarung eines Seelenkampfes, der ihr weibliches Gefühl erregen, ihre besten Empfindungen zum Miterleben wachrufen, ihre Verzeihung unter allen Umständen sichern mußte. Sie zitterte heftig, und ihre Augen, die sich voll Liebe auf Angelo richteten, füllten sich mit Tränen. Das leise Aufschlagen einer der Tränen, die herabrollend den Brief in ihrer Hand traf, lenkte ihr Erinnern auf diesen, und die Rührung wich dem Erstaunen; denn sie konnte sich nicht erinnern, je an Angelo geschrieben zu haben. Sie entfaltete das Blatt und sah die schweren Zeichen ihrer wenig geübten Hand. Und nun las sie:

Mein Herr und Gemahl! Obgleich Ihr nur eben das Haus verlassen habt und nichts

Nennenswertes sich seither darin ereignet hat, so muß ich Euch doch schreiben; denn meine Gedanken lösen sich nicht so leicht von Euch wie mein körperliches Wesen, und sie kreisen um Euch, wie die Möwen um ein Schiff kreisen sollen, weil sie nirgend sonst eine Stätte der Rast finden. O mein Angelo! Es wird mir schwer, zu schreiben, denn ich habe nicht gelernt, die flüchtigen Vögel zu bannen, und meine Hand mordet sie, indem sie sie festhalten will. Dennoch sollen diese hilflosen Worte Euch mahnen, daß Ihr meiner nicht vergesset, wie Ihr denn auch hier gegenwärtig seid, als wäret Ihr nie geschieden. Die Kinder und ich sprechen unaufhörlich von Euch und suchen Euch zufriedenzustellen, als ob Ihr uns sähet; und ebenso tut es das Gesinde, zu dem ich in Eurem Namen spreche. Reiset in Gesundheit, mein lieber Gemahl, und bleibet in Gottes Hut, bis Ihr mir wiederkehrt. So nahe dem Heiligen Vater muß ja Gottes Segen wirksamer sein als hier; und so hoffe ich von Herzen, daß meine Gebete, wenn sie wie Pilgrime nach der Stätte des Heils wallfahren, für Euch und für mich ein liebliches Wunder erflehen können: daß nämlich ein Traum uns vereinige, solange die Wirklichkeit uns trennt, und daß ich Euch in diesen Visionen stets glücklich und gesund sehen möge und stets gütig gesinnt gegen Eure ferne und demütige Magd Lukrezia Carpi.

Jedes Gefühl von Rührung war der Frau entwichen, als sie diesen Brief, den sie mit etwas umflorten Augen zu lesen begonnen hatte, nun mit flammenden an Angelo zurückgab. Ein heller Zorn hatte sie erfaßt. Denn war auch jedes Wort dieses kleinen Liebesgrußes gleichsam aus ihrer eignen Seele geschöpft, hatte sie auch Ähnliches oft dämmernd empfunden, ohne es je in klare Gedanken zu formen, so erschien es ihr um so mehr als eine Frechheit und Verleugnung aller weiblichen Sittsamkeit, dergleichen zu schreiben. Wahrlich, ihre wunderliche Vertreterin trieb das Spiel zu weit und verkannte ihre Rolle! Die buhlte und bettelte ja wie eine Straßendirne, und dabei schien sie keinen Gedanken für das Wichtige und Wesentliche zu haben, denn wenn sie schon schrieb, so hätte sie Angelo mahnen müssen, in Rom zum Salzamt zu gehen, da er doch wußte, daß einige Maultierladungen Salz noch in Rückstand waren! Es wäre schwer zu sagen, worüber Lukrezia am meisten empört war, über den Eingriff in ihre Liebesrechte, über die schamlose Verliebtheit, die dieser Brief ihr zusprach, oder über den überflüssig und ohne besseren Zweck abgehetzten Gaul, denn um solcher Botschaft willen einen Reiter zu senden, schien Wahnsinn und Verbrechen. Sie kämpfte noch, wie sie sich zu dem Geschreibe äußern sollte; Verachtung zuckte um ihre Lippen und gekränkter Stolz wetterleuchtete auf ihrer Stirn; dazwischen flackerte ein Bemühen, gütig und anerkennend zu lächeln, wie man lächelt, wenn man loben sollte und nicht kann.

Noch hatte keins der in ihrem Antlitz streitenden Gewitter seine Entladung gefunden, als Angelo, der die Bewegung ihrer Mienen mißverstand, das Wort nahm. »Es ist der erste Brief, den ich von Lukrezia besitze,« sagte er weich, »und mag ihr nicht wenig Mühe verursacht haben. Es mag sie auch etwas gekostet haben, so in ihr Herz blicken zu lassen, denn sonst ist sie karg und beinah kalt. So denke ich, daß sie ahnt und fühlt, wie meine Seele zwischen zwei Gewalten zittert, und daß sie schnell noch diesen zarten Gruß in die Wagschale ihres Glückes werfen wollte, von dem sie richtig erraten hat, daß er schwer wiegt. Ihr wißt nicht, Madonna, was dieser Brief vermocht hat. Gestern habt Ihr mich trunken gemacht mit Eurer süßen Liebe, so daß ich willig und bereit war, diesen Schatz preiszugeben, wenn Ihr es heute wieder gefordert hättet. Da kam der Brief, und nun bin ich wieder gebunden durch Mitleid. Und wenn Ihr gerecht seid, Madonna, so müßt Ihr mich verstehen.«

Diese lange Rede hatte Lukrezia mit wachsendem Erstaunen vernommen und wurde ganz heiß vor Schrecken bei der Einsicht, wie sie selbst sich gefährdet und wie das vermeintlich Feindliche sie freundlich behütet habe. Dennoch ließ ihr Zorn nicht nach, wandte sich vielmehr mit voller Wucht gegen die schwankende Gesinnung ihres Gatten und verpuffte in einem verächtlichen Worte.

»Ihr seid ein feiner Liebhaber,« sagte sie bitter, »und das Beste, was ich tun kann, ist, Euch heimzuschicken zu Eurem sanften Weibe, mit der ihr in Frieden Kinder zeugen möget! Es fehlt mir hier nicht an Männern, die mehr zu tun für mich gewillt sind als Ihr, Signor Angelo. Lebt wohl! Geht! Beeilt Euch! Mir ist Euer Anblick verleidet.«

Aber Angelo hätte kein Römer sein müs-

sen, wenn er diese schimpfliche Behandlung ertragen hätte. Er schlug auf den Tisch und schrie: »Also wieder und immer wieder dieselbe Komödie, und ich immer und immer wieder derselbe Narr! Diesmal aber gehe ich wirklich. Lebt wohl und denkt nicht mich wiederzusehen!« Damit schritt er hallenden Schrittes nach der Tür und warf sie ins Schloß, daß es krachte. Lukrezia saß etwas blaß in ihrem Lehnstuhl und hatte die Augen voll Tränen.

Es scheint, sagte sie bei sich selbst, daß ein Liebender die königliche Diva Roms nicht anders behandelt als Piero, unser Ziegenhirt, seine kleine Giannina. Das hätte ich nun gelernt und brauche diese Madonna Imperia nicht weiter zu beneiden. Demnach wäre es nun Zeit, meinen gütigen Schutzgeist zu rufen und die Heimkehr zu erbitten. Sie stand auf, breitete die Arme aus und wollte eben laut rufen: Laß es nun genug sein, o unsichtbar Gegenwärtige!, als ein neuer Gedanke sie durchzuckte, der sie innehalten ließ. »Diesmal,« hatte der beleidigte Ritter gesagt, »diesmal gehe ich wirklich.« Er war also schon öfters gegangen und wiedergekommen? Lukrezia lachte ihr schönes tiefes Frauenlachen, und diesmal lachte sie allein, kein Geistertriller begleitete ihre triumphierende Fröhlichkeit. »Die Probe will ich wahrlich noch machen,« sagte sie heiter. »Für mich und für ihn.«

Sie rief ihre Zofen herbei und begann ein Raten und Versuchen, ein Kramen in zwanzig Fächern und Truhen und ein Drehen und Wenden vor allen Spiegeln. Und als sie alles vorbereitet hatte, was ihrer List dienen konnte, gab sie schamlos ihr Herz preis und sagte laut zu den Frauen: »Ritter Carpi ist im Zorn von mir gegangen — hörtet ihr nicht das Portal donnern? Und doch ist keiner, der wie er zu schätzen wüßte, was wir vorhaben. Fehlt er, so fehlt der beste Beurteiler. Wie macht man es, daß er kommt, ohne daß man ihn darum bittet?«

Die Zofen wiegten die Köpfchen und sagten nach kurzem Besinnen: »Wir haben nun schon so viele Listen angewendet, diesen widerspenstigen Ritter ins Haus zu locken, daß nur noch eine bleibt, aber es ist eine gefährliche. Man schickt ihm einen Bravo ins Haus und läßt ihm zuflüstern, Euch drohe Gefahr. Sagen wir: von dem Magnifico, der eifersüchtig sein mag. Dann nimmt er Maske und Degen und kommt und bleibt Euch so nahe, als Ihr es nur wünschen möget, Madonna. Soll es also geschehen?«

»Geht und sorgt dafür,« sagte Lukrezia, aber sie wurde brennend rot dabei. Denn es fiel ihr auf die Seele, daß sie genau das tat und fortsetzte, was die gefürchtete Imperia getan hatte, nämlich den zum Rechttun entschlossenen Mann wieder in ihre Bande zurückreißen und gewaltsam vom Wege der Pflicht in einen Hinterhalt der Liebe schleppen zu lassen, nicht anders, als es Abruzzenräuber mit harmlosen Wanderern tun. Und das alles, wie sie sich gestehen mußte, nicht sowohl um der Probe willen, die sie mit ihm vorhatte, sondern dem dunklen Drange der Liebe folgend, der sie nach Angelos Gegenwart dürsten ließ, trotzdem sie ihm zürnte. Wie kann ich, fragte sie sich beschämt, wie kann ich jener Imperia, wie Angelo grollen? Habe ich doch bis jetzt das Boot meiner Frauenwürde nicht gerader und auch nicht fester durch diese Wirbel und Stürme zu steuern vermocht als sie, die ich schuldig nannte. Folgen wir doch alle denselben Gewalten!

Sie verbrachte nun mehrere Stunden in ihrem Gemach, um sich auf das schönste und kostbarste schmücken zu lassen, wählte bald dies Gewand, bald jenes, bald Rubine, bald Perlen, und wollte sich selbst, trotz ihrer hohen Schönheit, noch immer nicht genügen, so begierig war sie, Angelo zu fesseln und sich des Sieges über ihn zu freuen.

Sie trat auch hin und wieder an das Stundenglas heran, stand seufzend davor stille, beobachtete mit gerunzelter Stirn die langsam rinnenden Körnlein des rötlichen Sandes, pochte leise mit flehendem Ausdruck an die Wandungen des Instruments oder schüttelte es zornig, um sich dann trübselig wieder hinwegzuwenden, weil sie den gleichmäßig schleppenden Schritt der Zeit doch durch nichts beflügeln konnte, mochte sie es im Guten oder im Bösen versuchen. So in Ungeduld und harrender Liebe verbrachte sie die Stunden, die von diesem Tage noch übrig waren und die ihr erschienen wie eine lange sonnige Brücke, an deren Ende ein Garten der Freude und Erquickung winkte.

(Schluß folgt.)

Otto Altenkirch: Im Hellerwäldchen

Zu dem Aufsatz „Otto Altenkirch" von Robert Corwegh

Im Hellergut

Otto Altenkirch

Von Robert Grötzsch

Vor einigen Jahren lernte ich in einer kleinen Gesellschaft einen Mann kennen, der mir allmählich auffiel durch die ruhige Unauffälligkeit und Schlichtheit seines Wesens. Das Gespräch drehte sich lebhaft um Kunst, um Malerei, um Impressionismus und Expressionismus — er war dabei der einzige Maler und der einzige, der stiller Zuhörer blieb. Das war der Landschafter Otto Altenkirch.

So nebensächlich diese Episode erscheinen mag, so charakteristisch ist sie für Altenkirchs Persönlichkeit wie für seine Kunst, deren Hauptmerkmale freundliche Schlichtheit und einfache Innerlichkeit sind. Er gehört heute zu den Besten der deutschen Landschaftsmaler und verdankt seine Meisterschaft den Eigenschaften des ruhig-gleichmäßigen Talents, als da sind Fleiß, Gründlichkeit, Farbensinn und unermüdliche Ausdauer in der Beobachtung seines Mutterbodens. Seine Liebe gilt der deutschen Landschaft, wo sie am anspruchslosesten erscheint. Seine Bilder spiegeln die mitteldeutsche Flach- und Hügellandschaft in ihren charakteristischen Ausschnitten wider. Schlafende Waldwinkel mit dem sonnengefleckten Halbdunkel ihrer Wege, die Mär eines versteckten, verlorenen Wassers, Felder, die in schmucklosester Breitflächigkeit gegen den

Otto Altenkirch

Vorwerk Friedland

Wald stoßen, Bauerngehöfte im Sonnenglast oder unterm Schattendache alter Bäume, Flüsse und Bäche, die durch schweigende Schneefelder ziehen — das ist sein Reich.

Das Ursprünglichste seiner Eigenart jedoch wurzelt in karger Heide. Die kennt er wie wenige Maler. Die hat er jahrelang belauscht mit unermüdlicher Ausdauer. Denn er gehört weder zu den Malern, die heimatlos ihre Staffelei just dort aufstellen, wo ein Motiv sie reizt, noch zu denen, die am Motiv nur das Spiel von Licht und Luft sehen oder ihre Farbenspiele in die Landschaft hineintragen, sondern er ist mit jenen verwandt, die sich einen Mutterboden mit den intimen Reizen suchen, nach denen ihre Sehnsucht verlangt. Hier wurzeln sie ein, hier finden sie ihre Stimmungen, hier verwachsen sie mit der Natur, studieren und beobachten sie, bis sie in die geheimsten Farben, Linien, Regungen eingedrungen sind.

Zu der engeren Heimat, die schon den jungen Akademiker an allen Zipfeln festhielt, wurde Altenkirch ein Winkel der Dresdner Heide, der Heller genannt. Ein Boden, den der wilde, rote Erikaschmuck nur spärlich säumt. Sand, Sand, dichter feiner Sand, von kleinen Grasnarben schüchtern unterbrochen, deckt hier das leichtgewellte Antlitz der Erde. Um so wuchtiger heben sich die Kieferngruppen ab, die einen dunklen, hohen Kranz um nackte Sanddünungen bilden. Wenn die Sonne darüberfällt, strahlt das körnige Meer vom silbrigsten Weiß bis zum dunkelsten Rot, und die Schattenrisse der Stämme und Kronen säumen die flirrende Fläche ein. Birkenschneisen schieben sich in die Waldrandungen, tragen etwas Bräutliches, Junges zwischen den knorrigen Ernst der Kiefern. Der Frühling ist hier von einer jungenhaften Frische, der Sommer von einer lastenden Glut, daß der Sand vor Hitze mit den Grillen um die Wette singt; noch im Herbst strömt aus dem rötlichen Gold des Birkenhaares etwas von dieser sommerlichen Wärme. Der Winter aber breitet ein riesiges schneeiges Linnen zwischen Waldrand und Waldrand, setzt den Kiefern dicke leuchtende Kappen auf und hüllt die Hellergehöfte in ein weißes Schweigen.

Wie Leistikow die spröde Schönheit des märkischen Waldes aufspürte, so rang Altenkirch seine besten Werke dieser sandigen Heide ab. Er gleicht darin den Worpswedern, die die Moore und Erikawildnisse ihrer Heimat zu Ehren brachten und bewiesen, daß moderne Landschaftsmalerei den Unterschied zwischen »schönem« und »reizlosem« Motiv nicht kennt. Bei Altenkirch ist es auch außerhalb der Heide immer wieder die arme Scholle, der er sich mit besonderer Wärme zuwendet. So, als ob aus seiner halbproletarischen Herkunft in ihm eine Art Gemeinschaftsgefühl für stiefmütterlich behandelte Natur entsprungen sei. Denn Altenkirch gehört zu den eigenwüchsigen Talenten, die sich schwer von unten her haben durchringen müssen; er verkörpert ein Stück jener unverwüstlichen Volkskraft, aus deren unerschöpflichem Born immer wieder starke Begabungen quellen.

Als sechstes Kind eines bescheidenen Sattlermeisters wurde Otto Altenkirch am 2. Januar 1875 in dem kleinen Neste Ziesar bei Magdeburg geboren. Erste Bereicherungen erhält sein Gemüt von der Umgebung des typischen mitteldeutschen Ackerbürgerstädtchens: Flachland, Kiefern im Sand, heimliche, stille Moore und Sumpfwiesen. In der ländlichen Volksschule wird ihm die Zeichenstunde zum Fest. Feinere Schulung und Anregung bleiben aus. Noch als Vierzehnjähriger steht er bewundernd vor kitschigen Öldrucken; es war doch immerhin Gemaltes. Das lockt ihn. Er lernt die Natur bald in Bildern sehen: die Weiden auf den Klosterwiesen, die alte Burg Ziesar, die Windmühle, die Ziegelei. Auch zur Musik zieht's ihn. Er lernt Flöte. Aber bei der Berufswahl bleibt schließlich der Rat des Zeichenlehrers ausschlaggebend: der Konfirmand wird zu einem Berliner Malermeister in die Lehre getan.

Jahrelang schiebt er nun den Malerkarren durch das Gebrause der Großstadt und kostet alle Strapazen und Enttäuschungen eines Lehrlings durch, der täglich vierzehn Stunden lang unter mechanischen Handlangerarbeiten seufzt. Glücklich ist er schon, wenn er einmal den Streichpinsel in die Hand bekommt. Stärkere Anregungen holt er sich auf der Innungsschule, wo er bald zu den besten Schülern gehört. Sein Fleiß wird rege. Er zeichnet nachts, Sonntags, in Arbeitspausen.

Reifendes Kornfeld

Mit den ersten Prämien seines »Stifts« brüstet sich stolz der Lehrmeister. Im zweiten Lehrjahre geht der Sechzehnjährige von der Vorlage dazu über, vor der Natur zu pinseln. Seinen Lehrkollegen wagt er's kaum glaubhaft zu machen. Nachdem er vier Jahre lang hinterm Malerkarren alle Stadtteile Berlins kennengelernt hat, erntet sein Gesellenstück — »Rokokodecke mit Blumen« — eine Auszeichnung.

Mit allen Möglichkeiten größerer äußerer Freiheit wirft er sich abends aufs Studium, übt in der Fortbildungsschule weiter, aquarelliert und zeichnet nach lebenden Modellen beim Kunstmaler Hugo Händler. Oder verträumt Sonntage mit dem Pinsel zwischen der herben Schönheit märkischer Wälder, Flüsse und Seen. Auf einem Neubau arbeitet er mit Blanke zusammen, der damals von seiner ersten Italienfahrt zurückgekommen war und vor Italienbegeisterung platzte. Aber Altenkirch hört kalt zu. Seine Sehnsucht geht nach Norden und Osten. Begieriger lauscht er darum den Wunderdingen, die reisende Malergesellen vom Orient erzählen. Ein großer Handwerksburschentraum packt ihn: Wien, Budapest, Balkan, Konstantinopel, Jerusalem, Kairo. In Berlin grinst die Wirtschaftskrise von 1894, aber da unten gibt's Arbeit, Farbigkeit, Eindrücke.

Mit sechzig Mark in der Tasche und zusammen mit seinem Freunde Paul Höwing beginnt die Fahrt ins lockende, raunende Unbekannte. Die ersten Felsen in der Sächsischen Schweiz, die böhmischen Muttergottesbilder, die rotblauen österreichischen Dragoner, Alt-Wien, die mächtige Donau — wie bunt und groß die Welt ist! Und dann Budapest, das wie ein letzter Posten europäischer Kultur an der Grenze der Balkanbarbarei steht, die unendliche Pußta mit ihren einsamen Hirten, melancholischen Ziehbrunnen, geigenden Zigeunern im Bahnwagen, die graue Karpathenwand am Horizont, die Fahrt

Die Schafbrücke im Schnee

Die Mulde

durch fremdartig gewaltiges Hochgebirge: das alles kann einem schüchternen Malergesellen schon die Augen weit, das Herz beklommen und das Skizzenbuch schwer machen.

In Bukarest gab's viel Arbeit und viel Lohn — wenn man ihn wirklich ausbezahlt bekam, dann langte das Geld zur Weiterreise nach Jerusalem. Wenn ... Drei Werkstellen galten in Bukarest als zünftig, die anfällen der Balkanromantik. Altenkirch gerät als deutscher Naivus natürlich in die windigste dern aber waren gesegnet mit allen Wechsel- »Bude«. Der Meister borgt seine zwei Gesellen an. Eines Tags brennt er ihnen einfach durch. Altenkirchs wackerer deutscher Überzieher mit sämtlichen Papieren wird gestohlen. Das Konsulat zahlt den Trostpreis von drei Mark, und der Militärarzt bescheinigt, daß dieser Malergeselle zur Infanterie tauglich und deshalb bald zur Heimreise reif sei. Er erarbeitet sich das Geld zur Rückfahrt, malt Dekorationen und Figuren für ein Panoptikum, gibt der Maria Stuart im Kerker einen gefesselten Schwerverbrecher zur Seite. Nebenbei skizziert er Bukarests Winterstimmungen, lehmwandige Zigeunerhütten, die Vorstädte mit den Kirchen, die fliegenden Händler, bunte türkische und bulgarische Straßentypen, Mädchen in rumänischer Nationaltracht, unruhige, verwirrende Modelle, denen das Kokettieren im Blute juckt.

Konstantinopel und Jerusalem bleiben ein unerfüllter Traum, denn im Frühling muß Altenkirch in die Heimat zurück. Die Ortelsburger Jägerkaserne verschluckt ihn für zwei Jahre, die gemildert sind durch die herbe Kraft ostpreußischer Seen und Wälder, durch jünglingshafte Gedichtergüsse, Kasernenflurschmuck und Zeichenarbeiten, die einen Leutnant zu dem Rat begeistern, Altenkirch müsse auf die Akademie.

Die Akademie! Kunstmaler werden! Eine Sehnsucht, die dem mittellosen Malergesellen oft unruhige Stunden macht, die hoffnungslos und bang auf dem Grunde der Seele lauert, immer wieder aufdämmernd, immer aufs neue in die Schranken gewiesen, die ewige Begleiterin auf dem Neubau, auf

Hellergut im Wolkenschatten

Zeichenfahrten im Harz, in den Stunden beim Kunstmaler Händler. Immer wieder wird diese Sehnsucht aufgerührt, immer wieder gießt der Zufall brennendes Öl in dieses Feuer, von dem der schüchterne Malergeselle nicht zu reden wagt. Denn Dinge, die man ausspricht, bekommen leicht ein eignes, gefährliches Leben. So wirft es ihn zwischen Brotarbeit, Studium und innerer Unruhe hin und her, bis eines Tags auch Händler das große Wort gelassen sagt und Altenkirch mit einem Empfehlungsschreiben und einem Arm voll Skizzen zu Eugen Bracht schickt, der damals, im Sommer 1898, in der Berliner Akademie die Klasse für Landschaftsmalerei leitete. Bracht erkannte sofort das Talent dieses Jünglings, der außerdem die solide Kenntnis des Handwerklichen und die Energie der Handwerksarbeit mitbrachte — wertvolle Voraussetzungen der künstlerischen Entwicklung.

So wird Altenkirch 1899 Hospitant und später, dank seiner Begabung, Vollschüler bei Paul Vorgang. Sein Dasein fristet er so nebenher als Malergeselle und Aquarellist. Nach zwei Jahren läßt ihn Bracht als Studierenden in seine Klasse versetzen, und als der Meister einen Ruf an die Dresdner Akademie erhält, nimmt er unter einigen Begabten auch Altenkirch mit, macht ihn zu seinem Assistenten, beschäftigt ihn an eignen größeren Aufträgen. Er lernt an Brachts kompositorischem Können, geht aber bald dazu über, seine Würfe gleich vor der Natur bildmäßig zu gestalten. Er gerät unter Emanuel Hegenbarths Einfluß, treibt drei Jahre bei ihm Tiermalerei. Sie spielt später in Altenkirchs Schaffen keine Rolle, lehrte ihn jedoch die Natur in andrer Belebung sehen. Er vertieft sich im Freien in die Beobachtung des Tierkörpers und seiner Beleuchtung, in das Spiel des Sonnenlichts und der Reflexe von Luft, Wasser, Erde. Gönner ermöglichen ihm Studienfahrten in den Schwarzwald, ins Norddeutsche, ans Meer. Ein längerer Aufenthalt an der Ostsee zwingt ihn in den Bann der unendlichen Wasserfläche, ihrer Erhabenheit und ihres Reichtums an Linien und Lichtern. Aber tiefe Heimatsgefühle erwecken in

ihm doch nur Landschaften wie die Dresdner Heide oder das Mulden- und Bobritzschtal, deren idyllische Wasserläufe und waldige Uferränder ihm eine Ergänzung des sandig-trockenen Hellers bedeuten. Und er hätte deshalb beide Landschaften dauernd gleichmäßig bevorzugt, wenn ihn nicht ein Sprung des Schicksals in Dresden seßhaft gemacht hätte.

Dieser Sprung war damals für ihn ein Glück. 1906 verließ er die Akademie und schlug sich als Maler kümmerlich durch. Manchmal langten die Einkünfte kaum zum Malmaterial, dann griff er wieder zu Bleistift und Tuschfeder. Da wird im Winter 1909 die Stelle des leitenden Malers am Hoftheater frei. Georg Erler schlägt Altenkirch vor; in seiner Zurückhaltung traut der sich an die immerhin neuartige Aufgabe nicht recht heran. Aber Geheimrat Dr. Adolf, der in der Theaterleitung sitzt und Altenkirchs Fähigkeiten mit fachkundigem Blick schon vorher erkannt und verfolgt hatte, läßt nicht locker. Zu Anfang des Jahres 1910 wird der Landschafter Altenkirch dann als Leiter des Malsaals an die Dresdner Hoftheater berufen.

Zehn Jahre lang versah Altenkirch, der heute die Fesseln dienstlicher Tätigkeit abgestreift hat, das für die Dresdner Theaterkunst bedeutsame Amt und schuf Bühnenbilder, die vorbildlich bleiben werden. Wobei nicht nur die Entwürfe sein Werk sind: auch die Ausführung dieser Malereien geschah unter seiner Leitung und Mitarbeit. Die vollkommene Beherrschung dieser Technik, der Leimfarben, mit denen er einst als Gehilfe hantiert hatte, kommt ihm da zustatten. Eine gewaltige Arbeitsleistung steckt in diesen Prospekten, Rundhorizonten und Szenerien, handelt es sich doch bei der Größe der Dresdner Bühnen um Riesenmaße. Der wundervolle Prospekt im »Rheingold« (freie Gegend an Bergeshöhen am Rhein gelegen) mit der aus Felsen in ein phantastisches Riesenmaß herauswachsenden Götterburg ist 22 Meter hoch und 60 Meter lang. Und doch ein künstlerisches Werk von strenger Geschlossenheit, von strahlender Pracht und sieghafter Kraft der Farbe!

Während seine Ölgemälde ausnahmslos Motive der deutschen Heimat geben, zwingt

Die Tonnenbrücke

ihn die Arbeit für das Theater, seine Phantasie über fernere Welten und Zeiten auszudehnen. Reisen führen ihn im Auftrag der Hoftheater nach Süden und Norden. Doch überall, in Süddeutschland, in der Schweiz, in Italien und Norwegen, im Westen, wo er auf halbjähriger Kriegsfahrt als Landsturmmann seine Skizzenbücher mit den Landschaften um Dinant und Loth füllt — überall vertieft sich seine Liebe zur Heimat. Die Bergmassen der Alpen wirken auf ihn mit beklemmender Schönheit und Gewalt, doch eine Sehnsucht danach bleibt in ihm nicht zurück. Auch die südliche Pracht Italiens, der Traum der Maler, verursacht ihm kein Herzklopfen der Begeisterung. Er sieht 1913 die oberitalienischen Seen, er bewundert die Kunstschätze in Verona, Venedig, Florenz, aber die Landschaft erstrahlt ihm nicht in den Farben, die ihn berauschen könnten. Er bleibt auch hier sich und seiner Eigenart treu: den stärksten Eindruck hat er an einem Regentage in Venedig. Wie die Lagunen und der Asphalt der Straßen ineinanderfließen, wie die Paläste drin zu schwimmen scheinen, sich baden und spiegeln — das lockt ihm den Bleistift aus der Tasche. Er findet auch malerische versteckte Winkel in Gärten und Straßen; als er jedoch nach einigen Wochen wieder im Heidesand des Dresdner Hellers hinter der Staffelei steht, fühlt er die Schönheit der Heimat um so froher und befreiter. Und es stimmt wiederum mit der inneren Welt seiner Farben zusammen, daß ihm eine Reise längs der norwegischen Küste zum freudigen Erlebnis wird. Die herben Farben der Fjorde und Riffe packen ihn, fließen mit seiner Neigung zum Unpathetischen, Einfachen zusammen. Er fühlt: hier könnte ihm ein neues Feld blühen, wenn ihn sein Heimatswinkel nicht festhielte.

Altes Herrenhaus

Die Dresdner Periode, in die 1917 auch die Verleihung des Professortitels fällt, hat

Heidegut

rückhaltung, die er mit seinen Landschaften gemein hat. Er ist allem Klüngel abhold; es widerstrebt ihm, auf lärmendem Markte mitzulärmen. Heute sitzt er freischaffend in dem Geburtsort der Botanikerin Amalie Dietrich, in Siebenlehn an der Mulde, der Heimat seiner Gattin. Denn auch darin blieb er sich treu, daß er die Lebensgefährtin aus der Landschaft nahm, mit der er sich künstlerisch verwachsen fühlte. Vom Muldental führt eine Straße bergauf an seinem Heim vorüber. Es liegt zwischen schüchternen Höhenzügen an einem Bache, der es unglaublich eilig hat, eingeschattet von hohen alten Bäumen — wie ein Bild von Altenkirch.

Altenkirchs Kunst ausreifen und bis zur Meisterschaft wachsen lassen, weil der Beruf seine Kraft nicht erschöpfte, weil er ihm das gefährliche Künstlerschicksal ersparte, die Kunst strapazieren und die Landschafterei zum Broterwerb machen zu müssen. Und weil er ihm vor allem Zeit ließ, sich an freien Nachmittagen hinter die Staffelei zu setzen — draußen, wo die Kiefern rauschen, wo die Sonne mit Goldfingern über sandige Heidedünen streichelt; oder in einsamen Flußtälern, wo die Wellen an dunklen Uferrändern entlang glitzern.

Altenkirch ist in diesen zehn Jahren sehr fleißig gewesen. Kaum eine größere Kunstausstellung ging vorüber, in der nicht einige seiner Werke hingen, in deren Besprechungen sein Name nicht rühmlich aufleuchtete. Wenn er trotzdem noch nicht bekannter ist, als er verdient, so liegt das an der Zu-

Mit Altenkirchs Werden und Wesen ist schon ein gut Teil seiner Kunst erklärt. Denn wenn es als eine Stärke künstlerischer Persönlichkeit gilt, daß Wesen und Schaffen,

Waldweg im März

Am Bodden

Persönlichkeit und Werk miteinander in innerem Einklang stehen, so ist Altenkirch mit diesem Vorzug gesegnet. Schon in der Wahl der Stoffe offenbart sich diese Einheit. Er wurzelt nicht nur in einfacher Landschaft, sondern er greift auch aus schlichter Natur mit Vorliebe die schlichtesten Motive heraus. Ein Feldweg kann ihn ebenso reizen wie ein halbverfallenes Gehöft oder Kornpuppen unterm Wolkenhimmel. Er verzichtet auf das große Kulissenwerk der Natur, und schon darin erweist sich seine unbeirrbare Künstlerschaft, daß er sich nicht um jenen Massengeschmack kümmert, der nach dem »schönen Motiv« verlangt und darunter das äußerlich Dekorative eines Bildes versteht.

Manche seiner Werke muten an wie Beweisstücke des Satzes, der zum eisernen Bestand der modernen Ästhetik gehört: daß ein gutgemalter Baumstumpf nicht nur besser ist als eine schlechtgemalte Madonna, sondern daß der gutgemalte Baumstumpf ebenso gut ist wie die gutgemalte Madonna. Mag sein, daß die Madonna künstlerisch schwerer zu bewältigen ist als ein Baumstumpf oder ein kahler Feldweg, aber um den Feldweg zum Kunstwerk zu erheben, um ihn dem Beschauer zum Erlebnis werden zu lassen, muß der Feldweg dem Maler vorher in um so stärkerem Maße zum künstlerischen Erlebnis geworden sein, muß ihn seine Phantasie mit der Kraft einer Vision gesehen haben. Diese Kraft muß um so schöpferischer sein, je weniger der dargestellte Gegenstand reizt oder fesselt, je mehr alle Wirkung aus der künstlerischen Auffassung entspringt. Oder wie es Liebermann einmal ausdrückt: »Der spezifisch malerische Gehalt eines Bildes ist um so größer, je geringer das Interesse an seinem Gegenstande selbst ist; je restloser der Inhalt eines Bildes in malerische Form aufgegangen ist, desto größer der Maler. Der Wert der Malerei ist absolut unabhängig vom Sujet und beruht nur in der Kraft der malerischen Phantasie.« In diesem Sinne lebt in Altenkirchs einfachsten Bildern das Beste seiner Phantasie und macht Dinge lebendig, an denen der Durchschnittsmensch achtlos vorbeigeht. Von welch stummer Ergebenheit und Größe ist die »Einsame Kiefer«, die sturmbelastet im Aprilwetter schwankt und in deren Geäst noch die Schauer des Apriltags nisten,

während Sonnenlichter und Wolkenschatten über dürftiges Heidegelände huschen! Wie packend ist die »Landstraße« in ihrer liedhaften Eintönigkeit, in ihrer Farbenschwermut, die mit ihrer Mischung von Grau, Grün und wolkenschwerem Himmel die Trauer der Landschaft unterstreicht! Wie kräftig im Gleichmaß der Erscheinung der »Waldweg« mit den schweren schwarzgrünen Stämmen überm kaltweißen Schnee! Ein Waldtraum in der Wintereinöde!

In einem Naturschutzprozeß entschied einst ein schlesisches Kammergericht: »Das norddeutsche Flachland ist keine hervorragende Landschaft.« Dies Urteil vertritt den Publikumsstandpunkt, wonach nur die Landschaft »hervorragend« ist, die dekorative Reize und Naturschaustücke im Bädekersinne aufweist. Daß jede Landschaft ihre eigne Schönheit hat, daß es nur darauf ankommt, die Besonderheit, das Temperament jedes Stückes Natur zu entdecken — dazu muß das Publikum noch immer erzogen werden. Altenkirch gehört zu den Impressionisten, die uns die verborgenen Schönheiten der nicht »hervorragenden« Landschaft, die uns das Große im Kleinen sehen lehren. Das gelingt ihm so überzeugend, weil er an seinen Motiven das äußere Hauptelement jedes koloristischen Werkes, das feine Spiel der Farben, und weil er darüber hinaus die innere Kraft jedes Kunstwerkes, die Seele des dargestellten Gegenstandes, zu geben weiß. Ein einsamer Baum etwa hat für ihn nicht nur Farbenwert, sondern wird auch zum Einzelwesen mit Charakter und Leben, wie etwa die dulderhaften Bäume der Landstraße. Bei manchem Motiv packt ihn die farbige Erscheinung derart, daß man die charakteristische Form unter der Hülle ahnen muß. Er trägt uns damit die Erscheinung in den Umrissen so vor, wie sie uns in Wirklichkeit erscheint. Denn in der Wirklichkeit ist es auch nicht das Auge, das die Form eines entfernten Wegrandes oder eines Hauses unter Laubwerk scharf erkennt, sondern das Gehirn ist's, das die Eindrücke des Auges aus der Erfahrung her ergänzt. Was uns aber impressionistische Malerei

Waldweiher

Kornpuppen

Seele beim Betrachten in gleiche Schwingungen versetzen.

Noch seine schwersten Baummassen bleiben fast greifbar durch Luft gelockert und heben sich plastisch voneinander ab. Wie lichtdurchspielt stehen die Linden des »Hellerwäldchens im Herbst«, wie leuchten die durch verschiedenartige Reflexe gebrochenen gelben, grünen, violetten Farben ineinander über! Wie zittert es goldig über das »Reifende Kornfeld«, während dunkle Schlagschatten über den Rasen huschen und zwei Flächen zusammenhalten! Welche Weite weiß der Maler in seinen Horizont zu legen, welche Tiefe gibt er seinen Fernblicken! Und die »Tonnenbrücke« zeigt, daß er auch kräftige Gegensätze fest nebeneinandersetzen kann. Das Weiß des Schnees, das im dunklen Rot aus dem Brückenschlund verlaufende Wasser und darüber ein hellver-

schärfer vermittelt als die Natur, das ist das bunte Spiel der Farben. Denn um das aufzufangen, dazu gehört ein geschultes Malerauge und etwas vom Wissen um das Wesen des Lichtes und der Reflexe.

Altenkirch löst in seinen Bildern die ganze Skala des Sonnenspektrums auf. Auch der Laie empfindet davor: das ist keine Atelierarbeit, das ist bis zum letzten Strich vor der Natur entstanden, und die treibende Kraft im Künstler war das Farbenspiel. Dies hat Altenkirch mit Bracht gemein. Aber er unterscheidet sich von seinem Lehrer schon im Kompositionellen dadurch, daß er einfacher ist und mit unbedeutenderem Motiv stärkere Wirkung zu erzielen weiß. Auch im Koloristischen hat er seinen eignen Weg gefunden: seine Farbengebung ist verfeinerter, intimer und herber. Er wird nie süß oder unwahr, er geht auch nie auf den bloßen »farbigen Fleck« aus, sondern sucht stets nach feineren Tönen, die er so zu beleben weiß, daß sie unsre

Landstraße

Einsame Kiefer

schwimmender Dezembertag — der Beschauer fühlt sich hingerissen in dies knappe, wuchtige Tonspiel. Sein Besonderstes schenkt Altenkirch jedoch in der überzeugenden Art, in der er stehendes Wasser hinzaubert. Er hält die feinsten Schleier und Schauer eines Teiches fest. Er malt seine reglose Tiefe mit einer verblüffenden Beweiskraft. — Macht es der steile Schatten einer Baumgruppe, der spiegelnd ins Wasser hinabzittert? Oder der Zusammenklang des Schattenspiegels mit dem ins Weißliche verschwimmenden Vordergrunde des Waldweihers? Man weiß es nicht, man hat's »draußen« auch noch

Bauernhof

nie so gesehen, aber man glaubt an die Tiefe, man fühlt eine Wahrheit, wie sie der Künstler erfühlt hat, man spürt die S e e l e der Natur, jenes unerklärbare innere Etwas einer Erscheinung, das ein Kunstwerk erst über die bloße Abbildung eines Stückes Lebens hinaus in höhere Sphären hebt und einiges von den Elementen a l l e r Künste in sich hat.

Denn echtes Künstlertum besteht nie darin, daß der Künstler ein Besonderes nur sieht oder nur hört oder nur fühlt. Erst der innere Zusammenklang aller Sinne macht ein Erleben zum künstlerischen Erlebnis, aus dem ein Kunstwerk entstehen kann. Wie man davon spricht, daß der Dichter seine Gestalten zeichnet, daß die dichterische Sprache eine feine Musik, daß ein Gedicht seine Melodie haben muß, wie der Musiker ein Tongemälde oder eine sinfonische Dichtung komponiert, so muß der Maler, will er Harmonisches schaffen, mit den Gestaltungsmitteln seiner Kunst in der äußeren Erscheinung die inneren Stimmen und Töne, das innere Leben seiner Vision ausdrücken. Wie ein gutgemaltes Porträt zu uns »sprechen« muß, so wird in einer beseelten Landschaft immer eine Melodie mitschwingen: wie ein Lied am Morgen oder wie heimliches Rauschen bei Nacht, wie Sturmgebraus oder wie der Gesang der Vögel, wie Jauchzen oder Aufschrei. In Altenkirchs Bildern ist nicht Jauchzen oder Aufschrei, wohl aber das stille harmonische Lied der einfachen Natur. Er fängt es in Farben und Linien ein und bedarf dabei keiner Stilisierung. Er malt es im Erschauern der Blätter beim Morgengrauen, im Schimmer huschender Sonnenlichter auf sommerlichem Rasen, im Durchblick auf weite Fernen, die im Blau der Ewigkeit verdämmern. Er malt die uralte Geschichte knorriger Kiefern im Heidesand, das Weihnachtslied schläfriger Bäche zwischen vereisten Ufern, den Winterschlaf der Erde unter weißblauer Schneedecke, die Verlassenheit einer Radspur auf einsamer Straße, das hoffende Grünen junger Blätter im Frühling, die gedämpft bunte Trauer eines Herbsttages.

Und indem er die Seele seiner Naturausschnitte gibt, wie er sie unbewußt empfindet, wird seine Gemütseinstellung zu Welt und Leben fühlbar: stille, beherrschte Freude an der Idylle, norddeutsche Sachlichkeit, gepaart mit leiser Melancholie und religiös gestimmter Ehrfurcht vor der Natur. Solche Melancholie geistert über dem Bilde mit der Tonnenbrücke, die im Schnee versunken liegt; sie wiegt sich im spärlichen Gelaub der Bäumchen, die in halbflüggem Duldertum die Landstraße säumen. Solche religiöse Ehrfurcht steigt aus der Scholle auf, in deren Verlassenheit das kleine »Vorwerk Friedland« einsam schläft, als wisse es nichts von Zeit und Raum und dem Unberechenbaren jenes Lebens, das irgendwo auf Eisenschienen durch den Tag rasselt; sie schwebt um die Kornpuppen, die unter grauem Regenhimmel den scheidenden Sommer betrauern und ergeben ihrem Ende entgegenträumen. Wer empfänglich genug ist, sich in diese Bilder hineinzuleben, den weht daraus etwas an von der Größe des Alls; er spürt die Kraft irdisch-unirdischer Mächte, in deren Gewalt alles das gegeben ist, was kreucht und fleucht, was

Altes Hoftor

Kreatur, Mensch und Menschenwerk heißt.

Solche Steigerung ins Symbolische tritt bei Altenkirch völlig unabsichtlich auf. Es hieße seine Bilder literarisch umfälschen, wollte man irgendwelchen Gedankengehalt hineindeuten. Da jedoch die Stimmung, in der ein Künstler einen Stoff sieht, nicht unabhängig ist von seinem Gemütszustand, so muß in der Poesie eines Bildes das innere Sein und Fühlen des Schöpfers mehr oder weniger aufleben. In einigen Bildern Altenkirchs drängt die seelische Grundstimmung das Stoffliche so stark in den Hintergrund, daß hier seine Naturausschnitte in naiver Art über impressionistische Zustandsschilderung hinaus ins Typische, Allgemeingültige wachsen. Das Gegenständliche schrumpft zusammen zum äußeren Ausdruck einer Idee. Begriffe wie »wunderbar«, »herrlich«, »erhaben« erscheinen abgegriffen und tönen an der Sache vorbei. Man erkennt die Einheit von Materie, Ton, Farbe, Linie, man fühlt dahinter die Phantasie, die hier simple, alltägliche Erscheinungen zu seelenvollen Bildern zusammendrängte und den Stoff so harmonisch gruppierte, daß nirgend ein toter Punkt die Einheit stört.

Dresdner Heide

Dieser Landschafter hat nie mit dem Stellrahmen des Motivsuchers durch die Natur zu gehen brauchen. Seine Ausschnitte zeigen eine instinktive Sicherheit in der Beherrschung des Raumes. Man kann sich den Rahmen kaum um Zentimeterbreite verlängert oder verkürzt denken, ohne daß das Ganze an Plastik, Perspektive, Weite verliert. Er stellt etwa die einsame Kiefer nicht in die Mitte, sondern an die Seite des Bildes und hebt mit dem hochragenden Baume die Weite der Ebene. Er greift nur einen Winkel des Waldweihers heraus und vertieft ihn damit ins scheinbar Unergründliche. Dabei ist alles in den Maßen so ausgewogen, daß eine leblose Stelle nicht aufkommen kann. Und risse man einen Baum, eine Hauswand, eine Wegecke aus dem Zusammenhange — noch in diesem Stück wäre ein Leben, das für sich ein Bild darstellte.

Altenkirchs Bilder geben keine Rätsel auf, enthalten weder Tüfteleien noch verblüffende Offenbarungen; sie sind gemeinverständliche Kunst und dabei doch beste Malerei. Die Erkenntnis moderner Landschaftsmalerei klingt aus ihnen: Mutter Erde ist überall groß, und auch die unscheinbarste Landschaft ist schön, man muß nur Empfindung und Gemüt genug besitzen, um ihr Herz aufzuspüren und ihre Sprache zu verstehen.

Weil sie uns wieder in Einklang mit der Natur bringen wollen, darum gehören Altenkirchs Bilder in die Heime unsers Volkes. Sie tragen die stillfrohe Farbigkeit der deutschen Landschaft hinein und lehren die Liebe zur Heimat. Und das bedeutet heute, da uns so manches genommen wurde, was das Leben lebenswert macht, mehr denn je eine innere Bereicherung und ein Verdienst.

Der Künstler und das Schwesternpaar

Eine Studie von L. Andro

Der Mann zwischen zwei Frauen: der Konflikt ist so alt wie die Welt; aber er wird verschärft und vertieft, wenn die beiden Frauen Schwestern sind, wenn die unfaßbare Verschiedenheit zwischen Kindern eines Blutes ihn von einer zur andern treibt und er dennoch auf den Lippen der einen das Lächeln der andern wiederfinden muß. Höchste Untreue, im Schatten erlaubter Vertraulichkeit unmerklich gedeihend, sich immer üppiger entfaltend, wird zu einer Art Treue dadurch, daß Züge der Geliebten an die Verlassene gemahnen müssen oder daß beide so verschiedene Frauennaturen zusammen jenes Wesen ausmachen, das voller Liebe sicher ist. Kein Zufall, daß die meisten großen Künstler durch diese Gefahr hindurchgegangen sind. Sie sind ihr erlegen, sie haben sie besiegt, je nach ihrer Natur, aber sie ist nur wenigen erspart geblieben und darum vielleicht verhältnismäßig selten gestaltet worden: aus einer Scheu vor dem Unbegreiflichen heraus, das in dieser Beziehung eines Mannes zu zwei Schwestern liegt und das an Geheimnisse des seelischen und sinnlichen Lebens rührt, über denen noch vielfach Dunkel liegt.

Der Konflikt ist so alt wie die Welt: Theseus verließ die einst geliebte Ariadne um ihrer Schwester Phädra willen. Jakob warb um Rahel und mußte ihre ältere Schwester Lea heiraten und aufs neue sieben Jahre um Rahel dienen. Wo ist der Dichter, der uns das Lea-Drama gäbe, wie die Gattin, die Besitzende, mitansehen muß, daß sich der Gemahl erfüllt zeigt von einer andern, ihrer Schwester, wie ihr Tod nach kurzem Glück ihn zerbricht, wie ihre Kinder ihm alles sind, während die erste Frau und ihre Kinderschar mit leeren Händen und leeren Herzen danebenstehen? Maria und Martha, die Schwestern des Lazarus, weihten sich beide Jesu, die eine ihm gläubig lauschend, die andre um ihn sorgend; auch hier, ins Wunschlose erhoben, eine Andeutung desselben Problems. In seiner vollen Größe, seinem leidenschaftlichsten Aufflammen aber wird es uns erst bewußt, wenn es in das Leben der großen Künstler eingreift, die uns zeitlich noch nahe sind. Von den reichen Harmonien, den furchtbaren Dissonanzen, die es schuf, seien ein paar Grundakkorde hier festgehalten.

Als Gottfried August Bürger, zerquält von Sorgen und Schulden, in einer ihm nicht zusagenden Beamtenstellung Dorothea, die Tochter des Niedecker Amtmanns Leonhart, kennenlernte, schien ihm ihr mildes Wesen jene Ruhe und Sänftigung zu verheißen, deren er bedurfte. Die Verlobung war nur von der Liebe diktiert, denn die Familie lebte mit einer zahlreichen Kinderschar in dürftigen Verhältnissen, und die Zukunftsaussichten schienen keineswegs glänzend. Dennoch fühlte sich Bürger zunächst vollkommen glücklich: »Ich kann itzt nichts als lieben,« schrieb er an Boie, »lieben beym entschlummern, lieben beym erwachen, lieben beym träumen.«

Das Glück war nicht von langer Dauer, Dorette war kein Sonnen-, sondern ein Sorgenkind. Alles Licht, alle Heiterkeit schien auf ihre junge Schwester Gustchen übergegangen, die Bürger später Molly genannt hat. Der Name paßt gut zu ihrem reizenden stumpfnäsigen Köpfchen, das wir aus einem Bilde von Matthieu aus dem Jahre 1774 kennen. Schon während der Verlobung erwachte eine heftige Zuneigung zu diesem anmutigen Geschöpf in ihm. »Ich muß es Ihnen nur gestehn,« schreibt er einem Freunde, »daß sie einmal beynahe mein Herz schon weg hatte.« Er heiratete Dorette, die sein Wort hatte, um dem drohenden Konflikt ein Ende zu machen, und stürzte sich durch diese Pflichtehe erst recht in den Widerstreit der Gefühle. Dorettens Kränklichkeit, ihre berechtigten Sorgen um die Nöte des Alltags, ihre Tränen konnten ihn Molly nicht vergessen machen: er sah sie oft, wenn sie kam, ihre kranke Schwester zu pflegen, wenn sie, ohne Berechnung von ihrer Seite, ihre blühende Anmut und Lebensfreude neben die schon welkende Jugend der Schwester stellte. Nach dem Tode ihres Vaters kam Molly ganz ins Haus, und nun begann die Tragödie. Die kranke Dorette sah die Leidenschaft der beiden wachsen, aber sie beharrte dumpf auf ihrem Recht als rechtmäßige Frau. Die Natur kümmerte sich um ihre gekränkte Gattenehre nicht. Sie sah sich vor die Wahl gestellt, entweder gänzlich beiseitegeschoben zu werden oder den beiden ein karges Glück zu gönnen. Kurz vorher war Goethes »Stella« erschienen, und wir wissen nicht, inwieweit sie den Anlaß zu jener Ehe zu dritt gab, in die Dorette nun schmerzlich willigte. Was Lösung schien, sollte nur der Anlaß zu neuen furchtbaren Qualen für alle Beteiligten werden. Ein Dichter unsrer Tage, Jakob Wassermann, hat diese Bürgersche Ehe, in unsre Zeit übertragen, ziemlich getreu in seinem »Gänsemännchen« geschildert.

Bürgers Doppelehe dauerte über sechs Jahre. Die Verhältnisse im Hause, durch Geldsorgen verschärft, gestalteten sich immer düsterer. Keine der beiden Frauen wich. In Heimlichkeit mußte Molly Bürgers Kind zur Welt bringen. An Stelle der

Aufn. von Julius Söhn in Düsseldorf

Karl Bauer: Ausdrucksstudie nach Richard Dehmel

Frau, die ihm alles war, stand die andre, die mit zäher Beharrlichkeit litt und schwieg, und deren Schweigen er für Mangel an Temperament und Empfindung nahm. Es war die einzige Rache, deren ihre passive Natur fähig war. Sie gestaltete sich zu der furchtbarsten: zum Beharren. Sie war todkrank und wußte, daß sie als erste würde gehen müssen, aber sie schenkte den Schuldigen keinen Tag.

Als sie endlich starb, warteten die beiden andern das Ende des Trauerjahres nicht ab, um einander zu gehören. Es begann eine Zeit wunderbaren Glücks, aber das Schicksal machte sich zum Rächer Dorettens, indem es nach Ablauf eines kurzen Jahres Molly ins Finstere riß. »Was sie je in ihrem ganzen Leben unrechtes getan hat, das steht allein mir und meiner heißen flammenden allverzehrenden Liebe zu Buche«, schrieb Bürger damals. »Dennoch ist sie nur auf eine Art unterlegen, die auf die höchstreinste weibliche Unschuld auch nicht ein Fleckchen zu werfen vermag.«

Mollys Tod nach den vielen schweren, aufreibenden Jahren vorher hatte Bürgers innere Kräfte gebrochen. Sonderbarerweise vermählte er sich aber noch ein drittes Mal, mit dem sogenannten Schwabenmädchen, das ihm phantastische Briefe und Gedichte schickte. »Junge, Junge, das Mädgen wird dich fenstern!« warnte ihn eine gute Freundin, aber Bürger, trotzdem er Molly immer noch als seine einzige große Liebe empfand, wollte nicht darauf hören. Was nun an Schmach, Schmutz und Unwürdigkeit in dieser Ehe folgte, führte zu einer baldigen Trennung. Für Bürger kam die wiedererrungene Freiheit zu spät. Er konnte sich nicht mehr aufraffen. Das Leben hatte es nicht gut mit ihm gemeint, der Tod traf ihn im Elend.

Hat seine Liebe zu zwei Schwestern Bürger in den Abgrund gerissen, so hat Schiller sich auf eine ganz andre Weise damit abzufinden gewußt.

Als er sich 1788 in der Nähe von Rudolstadt niederließ, war einer der Hauptgründe für die Wahl des Ortes die innige Freundschaft mit den beiden Töchtern der verwitweten Frau von Lengefeld: der jungen Lotte und ihrer drei Jahre älteren Schwester Karoline, die in einer ihr nicht zusagenden Ehe mit einem Herrn von Beulwitz gefesselt war und darum Trost in den schwärmerischen Freundschaftsbündnissen jener Zeit suchte, von denen sie ein ganz besonders herzliches an Karoline von Dacheröden und ihren Bräutigam Wilhelm von Humboldt band. Es kann kein Zweifel darüber sein, daß es die lebendige, leidenschaftliche, geistig regsame Karoline war, an die Schiller zunächst sein Herz verlor: ein Bildnis aus damaliger Zeit zeigt sie als üppige, feurige, dunkle Schönheit, ganz anders geschaffen, die Herzen zu entzünden, als ihre Schwester. Für heißblütige und exzentrische Frauen hatte Schiller von je eine besondere Schwäche gehabt: Frau von Kalb hatte lange Jahre in seinem Herzen geherrscht, und eben erst war er den Lockungen eines Fräuleins von Arnim entronnen. Daß er die Gefahren, die ihm hier drohten, so genau kannte, mag es vielleicht erklären, daß er nun auch der stilleren Lotte zustrebte. Eine kurze Zeit lang tauchte auch Frau von Kalb mit Ansprüchen an Schiller wieder auf, das sanfte Idyll störend, und hier war nun wieder Karoline Schillers ausschließliche Vertraute: nicht nur, weil er vermutlich Lottens Mädchentum vor solchen Eindrücken bewahren wollte, sondern auch, weil er in Karolinens heißer Natur unvergleichlich mehr Verstehen fühlte. Je näher er der Verlobung mit Lotten rückte, um so leidenschaftlicher wurde sein Empfinden für beide Schwestern. »Wie so anders ist es jetzt um mich her,« schreibt er ihnen, »seitdem mir auf jedem Schritt meines Lebens nur euer Bild begegnet! Wie eine Glorie schwebt eure Liebe um mich, wie ein schöner Duft hat sie mir die ganze Natur überkleidet ... Konnte ein Wunsch noch Raum haben in meinem Herzen, da ihr mein geworden seid?« Und an Karoline schrieb er: »Meine Glückseligkeit hängt an deiner Liebe ... Alle meine Gedanken umschlingen dich, und könnte ich nur, in welcher Gestalt es auch sei, um dich wohnen! Adieu, lieber Engel.« Das schrieb er, und doch ward es den Freunden immer deutlicher, daß er um Lotten warb. In dem eifrigen Briefwechsel Wilhelm von Humboldts und Karolinens von Dacheröden kehrt auf jeder Seite das Befremden, die Sorge über dies seltsame Verhältnis wieder — seltsam sogar in der damaligen Zeit äußerster Gefühlsverwirrungen. »Die Art, wie sie untereinander sind, drückte mich oft«, schrieb Humboldt. »Wenn ich Karolinen ansah, über ihn hingelehnt, das Auge schwimmend in Tränen, den Ausdruck höchster Liebe in jedem Zuge — ach, ich kann dir nicht schildern, wie mir's da ward ... Alles gehalten, gespannt ... Lotten gibt auch die Liebe kein Interesse. Er gegen beide? Hast du ihn nie Karoline küssen sehen und dann Lotten?«

Als die Entscheidung zugunsten Lottens gefallen war, erregte sie die höchste Mißbilligung der Freunde: nicht nur weil beide der viel interessanteren Karoline ergeben waren, sondern wohl mehr noch, weil es die schwärmerischen Seelen schmerzte, daß der gesunde Durchschnitt über eine leidenschaftliche Eigenart triumphieren sollte. »Lotte ist aus ihrer Sphäre herausgerissen,« schrieb Humboldts Braut. »Sie war gemacht, in einem engen Kreis der Empfindungen zu leben, und sie wäre glücklich dabei gewesen und hätte nichts darüber gedacht. Man hat ihr das Höhere gezeigt, und sie hat danach gestrebt, ohne das innere Vermögen zu haben, es zu genießen, das

sich nie gibt. Ich bin sehr traurig um Karoline. Ich fürchte, sie geht bei diesem Verhältnis zugrunde. Eine Unerklärbarkeit bleibt mir in Schiller. Hat er nie Karolinens Liebe empfunden, wie konnte er mit Lotten leben wollen? Hat er sie gefühlt, so nahm er die Verlobung mit Lotten nur als Mittel, mit jener zu leben.« Und Humboldt darauf: »Über Karoline und Schiller denke ich leider wie du. Aber laß uns nur billig sein. In der Empfindung schneidet sich's nicht durch ein Entweder — Oder ab. Hätte er gar nicht Karolinens Liebe gefühlt, so hätte er Lotten ebensowenig genommen. Aber wie, wenn er anfangs nur Neigung fühlte, Wunsch, sich nah zu bleiben, wenn er nun Lottens Heirat nicht als Mittel, aber jenes als Mitvorteil ansah, wenn selbst das, ihm unbewußt, Lotten mehr Wert bei ihm gab, wenn er — er hat gewiß wenig Weiberkenntnis — Lotte für mehr hielt oder von einer Frau weniger forderte? — Aber er konnte nie Lotte bloß als Mittel ansehen wollen; er ist zu delikat, zu edel dazu.«

Ob indessen gerade diese Wahl Schillers besonderen Mangel an »Weiberkenntnis« verrät, muß dahingestellt bleiben. Ganz im Gegenteil zeugte es von Lebensverstand, sich eine Gefährtin auszusuchen, die genau auf jener mittleren Linie stand, auf der man sich vor Gott und Menschen angenehm macht. »Sie ist ein gutes weiches Wesen«, schrieb Karoline von Dacheröden, als sie sich mit dieser Heirat ausgesöhnt hatte. »Da es ihr an eignem Charakter fehlt, ist es so am besten, sie wird die Eindrücke annehmen, die man ihr gibt.« Dies hat Lotte immer sehr gut verstanden. Intelligent, ohne blendend oder originell zu sein, sehr belesen, stand sie mit beiden Füßen auf der Erde und wußte den Zusammenhang mit der Umwelt klug zu wahren, ohne ihn ihrem Gatten aufzudrängen. Zum Hoffräulein erzogen, nahm sie namentlich später in Weimar an allen kleinen Ereignissen lebhaft teil, und die wertvolle Freundschaft Schillers mit Frau von Stein ist nicht zuletzt ihr zu danken. Sie hatte immer schon zu Frau von Steins besonderen Lieblingen gehört, und ihre entrüstete Haltung gegen Christiane Vulpius verdoppelte die Zuneigung der verlassenen und gekränkten Frau zu ihr.

Wenn Humboldts aber befürchteten, Karoline möchte an ihrer Liebe zu Schiller zugrunde gehen, so sollten sie rasch erfahren, daß sie die starke sinnliche Lebenskraft dieser Natur unterschätzt hatten. Karoline stürzte sich sehr bald in eine Leidenschaft für den Koadjutor Dalberg, und nach mancherlei Schmerzen und Enttäuschungen in eine neue Ehe mit Wilhelm von Wolzogen. Vergessen hat sie Schiller aber sowenig wie er sie. »Ich fühlte, daß einige Saiten in ihm nicht mehr tönten«, schrieb Fräulein von Dacheröden ein paar Jahre später. »Er sagte sogar, daß er sich überzeugt hätte, daß er mit Karolinen nicht so glücklich gelebt haben würde wie mit Lottgen, sie würden einer an den andern zu viele Forderungen gemacht haben, und ich fühlte mit einem Wort, daß sein Herz keinen Wunsch mehr macht, den Lottgen nicht erfüllt. Lottgen selbst ist mehr geworden. Ihre Empfindungen haben an Innigkeit gewonnen, ihr Wesen tönt einen volleren Klang.« So glücklich aber Schiller war, trieb es ihn immer wieder zu Karolinen, ja, es scheint fast, als wäre sie die Voraussetzung seiner glücklichen Ehe mit Lotte gewesen, ihre geistige Ergänzung, so wie Lottens ruhige, gehaltene Art sein Schutz vor Karolinens Überschwenglichkeit war. In seiner letzten Krankheit hat ihn Karoline gepflegt, und ihr danken wir die erste große Schiller-Biographie. Niemals aber hat man von kleinlicher Eifersucht der Schwestern untereinander gehört: mochte Lotte zu harmlos selbstbewußt sein, um an ihrem ruhigen Besitz zu zweifeln, so scheint Karolinens Wesen der Großzügigkeit nicht entbehrt zu haben. Es ist seltsam, daß die Schwestern sich erst als alte Frauen entzweiten, da längst kein Mann mehr zwischen ihnen stand. Solange Schiller lebte und auch noch Jahre nachher band sie außer ihrer innigen Schwesternliebe noch eine Art Selbsterhaltungstrieb aneinander: sie waren stark und wurden geliebt dadurch, daß sie in ihrer Verschiedenheit für den geliebten Mann zu einer Art Einheit zusammenschmolzen.

Nicht als entscheidendes Erlebnis hat Goethe das Abenteuer des Schwesternpaares gekannt, nur als Episode, aber in »Dichtung und Wahrheit« taucht es gleich zweimal hintereinander in der Straßburger Zeit auf und ist in den zartesten Pastellfarben gemalt. Das erstemal spielte ein alter französischer Tanzmeister die Geige dazu, und es waren seine beiden hübschen Demoisellen Töchter, die Goethe Walzer und Allemande beibrachten. Sie hatten kein heiteres Leben, waren arm und fremd in der Stadt, und der junge schöne Student schien ein vom Himmel heruntergefallenes Stück Lebensfreude für sie beide. Goethe neigte mehr der blonden Emilie zu, die schon verlobt war; doch die dunkle Lucinde faßte eine heftige Neigung für ihn. Eines Tags kam eine Kartenlegerin ins Haus und brachte mit ihren dunklen Orakelsprüchen die Entscheidung: Lucinde glaubte die angekündigte Untreue eines Freundes auf Goethe beziehen zu sollen und stürzte weinend auf ihr Zimmer; dadurch aber wurde der Spruch erst wahr, denn Goethe und Emilie standen sich zum erstenmal allein gegenüber. Sie hatten eine ernsthafte Aussprache miteinander, wobei ihm die vernünftige Emilie den Rat gab, das Haus um der allgemeinen Ruhe willen in Zukunft zu meiden, und da sie beide jung, verliebt und doch nicht gar so vernünftig waren, sanken sie einander in die Arme. In diesem dramatischen Augenblick aber stürmte die temperamentvolle Lu-

cinde im Nachtkleid, die schwarzen Locken gelöst, ins Zimmer, machte eine Eifersuchtsszene im wildesten Furioso, und indem sie den Geliebten leidenschaftlich küßte, verfluchte sie die nächste, die diese Lippen berühren würde. Der Fluch blieb nicht unerfüllt: die nächste hieß Friederike Brion.

In den süßen Zwiegesang von Wolfgang und Friederike, der nun anhebt, mischte sich zuweilen eine dritte Stimme, und diese gehörte Friederikens älterer Schwester Olivie. Sie trug diesen Namen nur für Goethe, denn dieser hatte die ganze Pfarrersfamilie nach seinem Lieblingsbuche, dem »Vikar von Wakefield«, benannt und suchte die wirklichen Personen mit den erdichteten in Übereinstimmung zu bringen. Als er, in einer übermütigen Verkleidung, zum erstenmal nach Sesenheim kam, war es die ältere Tochter, »wolgebaut, lebhaft und etwas heftig«, die zuerst die Szene betrat und auf das Erscheinen der Heldin vorbereitete, für die das anmutige Lustspiel als Tragödie enden sollte. Dann aber »ging an diesem ländlichen Himmel ein allerliebster Stern auf«, Friederike trat ein, von Goethes Augen mit unsterblicher Anmut umkleidet, und es schien fast selbstverständlich, daß er ihr unbestrittener Kavalier wurde. »Denn«, so erklärt er, »bemerkt man in solchen Zirkeln eine angehende Neigung junger Personen, so versucht man, sie verlegen zu machen oder näher zusammenzubringen, ebenso wie man in der Folge, wenn eine Leidenschaft erklärt ist, sich wieder bemüht, sie auseinanderzureißen. Wie es denn dem geselligen Menschen ganz gleich ist, ob er nutzt oder schadet, wenn er nur unterhalten wird.«

Da Goethe sich auch hier der blonderen, sanfteren, gehalteneren Schwester zuwandte, fiel die dunkle und unbeherrschtere auf den gemeinsamen Spaziergängen dem Freunde Weyland zu — wie es scheint, zu ihrem lebhaften Mißvergnügen. Denn obwohl Goethe es nirgends ganz deutlich ausspricht, fühlt man wohl, daß Oliviens Interesse an ihm nicht gering war. Zu sehr seltsamen Ausbrüchen kam diese Zuneigung, als die Familie des Landpfarrers die Einladung städtischer Verwandter annahm und nach Straßburg reiste. Während Friederikens ruhige Anmut in jeder Lebenslage die gleiche blieb, fühlte Olivie sich hier bäurisch, ungeschickt, schlecht gekleidet, und ihre herzliche Vertraulichkeit mit Wolfgang wirkte plump. Es geschah auf Friederikens Wunsch, daß er der Stürmischen zusprach, und »ich hatte alle schmeichelnde Aufmerksamkeit nur auf sie zu wenden, um sie zu begütigen«, gestand er. Es war wohl ein Spiel mit dem Feuer, und ihm fiel ein Stein vom Herzen, als die Familie in ihre ländliche Heimat zurückkehrte. Innerlich zog es ihn schon leise, aber mit schmerzlicher Gewißheit fort aus diesem Kreise, an den er sich nicht für immer hingeben wollte. Friederike war ahnungslos, Olivie dagegen voraussehender oder offener. Sie sprach manchmal mit Wolfgang über seinen vermutlichen Abschied und suchte ihn über sich selbst und ihre Schwester zu trösten. Deutlich merkt man hier, daß auch sie Schmerzen zu tragen hatte, die tiefer waren als das Scheiden von einem frohen Kameraden. Über den Abschied von Friederike läßt Goethe einen zarten Schleier fallen. Das Schwesternpaar versank für immer; aber daß er an Friederiken schuldig geworden war, hat lange und schwer auf ihm gelastet: die beiden Marien im Götz und Clavigo und zuletzt wohl auch Gretchen sind von Reue und dem Wunsch nach Sühne erschaffen.

Als der vom Wunderkind eben erst zum Jüngling herangereifte Wolfgang Amadeus Mozart sich in Mannheim aufhielt, verdrehte ihm eine reizende fünfzehnjährige Sängerin, Aloysia Weber, den Kopf, und er schmiedete alsbald die kühnsten Zukunftspläne, wobei deutlich zu ersehen war, daß er nicht nur an eine künstlerische Gemeinsamkeit mit ihr dachte. Dem Vater Leopold Mozart in Salzburg war die Sache sehr unlieb, obwohl er sich an dem Fleiße des Sohnes, der sich an Arienkompositionen für die geliebte Stimme nicht genugtun konnte, hätte freuen müssen. Er schrieb ihm sehr ernste Briefe und malte ihm die »Ehe auf Stroh« mit vielen Kindern in den düstersten Farben. Das alles hätte indessen kaum genützt, wenn nicht die flatterhafte Aloysia dem jungen Mozart bei einem Wiedersehen in München deutlich gezeigt hätte, wie rasch die Mannheimer Episode für sie vergessen war. Er litt noch geraume Zeit daran; sie dagegen verband sich bald dem Schauspieler Lange zu sturmreicher Ehe und hat noch mancherlei Liebe genossen. Die Ehe mit einer Demoiselle Weber war jedoch für Mozart in den Sternen geschrieben, denn als er später nach Wien übersiedelte, mietete er sich »Beim Auge Gottes« ein und wurde Zimmerherr der alten Frau Weber, die noch mehrere Töchter hatte. Hier erreichte ihn sein Schicksal. »Nun aber, wer ist der Gegenstand meiner Liebe?« schreibt er seinem Vater in ziemlich sicherer Vorausahnung, daß seine Wahl kein Entzücken hervorrufen werde. »Erschrecken Sie da nicht, ich bitte Sie. Doch nicht eine Weberische? Ja, eine Weberische! Aber nicht Josefa, nicht Sophie, sondern Constanza, die mittelste. Ich habe in keiner Familie eine solche Ungleichheit der Gemüter gefunden. Die Älteste ist eine faule, grobe und falsche Person, die es dick hinter den Ohren hat. Die Langin ist eine falsche, schlechtdenkende Person und eine Kokette. Die jüngste ist noch zu jung, um etwas sein zu können, ist nichts als ein gutes, aber zu leichtsinniges Geschöpf: Gott möge sie vor Verführung bewahren! Die mittelste aber, nämlich meine gute, liebe Constanze, ist die Marterin darunter und ebendeswegen vielleicht die gutherzigste, ge-

schickteste und, mit einem Wort, die beste darunter.«

Es ist ziemlich begreiflich, daß diese Familienschilderung Wolfgangs im Verein mit den schon früher gemachten Erfahrungen den Vater zu Warnungen veranlaßte. Zwar wies Wolfgang die Vermutung, daß die alte Madam Weber diese Verlobung abgekartet hätte, mit Entrüstung zurück: sie behandle ihn im Gegenteil recht schlecht. Daß dies eine besondere Finte sein könnte, fiel seiner Unschuld gar nicht ein. Nach einer Weile kam jedoch ein unerquickliches Papier zutage, das Wolfgang unterzeichnen sollte, und auf dem er verpflichtet wurde, entweder innerhalb einer bestimmten Frist Constanze zu heiraten oder eine Strafsumme zu bezahlen. Constanze selbst hatte übrigens keinen Anteil an diesen Dingen. Sie ist von Mozart selbst immer auf das zärtlichste und — einige kleine reumütig eingestandene »Stubenmädeleien« ausgenommen — auch auf das treueste geliebt worden. Ihre Zeitgenossen wissen ihr nicht eben viel Gutes nachzusagen. Sie war weder sehr hübsch noch klug oder tiefer gebildet, und er mußte sie öfters sehr ernst ermahnen, auf seine Ehre achtzuhaben. Kein Zweifel, daß er der tiefer liebende Teil gewesen ist. Galt sein Gefühl Constanzen allein oder lag eine ferne Erinnerung an jene Jugendliebe darin, um die er einmal gelitten hatte? Constanze hat jedenfalls nie so recht begriffen, mit wem sie verheiratet war; Mozarts Kunst hatte ihr nur wenig zu sagen. Nach ein paar schlimmen Witwenjahren erholte sie sich später in den behaglicheren Verhältnissen, die ihr ihr zweiter Gatte, der dänische Etatsrat Nissen, bot. Hier trat der eigentümliche Fall ein, daß der zweite Gatte sich alle Mühe gab, ihr die Bedeutung des ersten begreiflich zu machen. Er sammelte mit Constanzens Hilfe Stoff für die erste große Mozartbiographie und siedelte schließlich sogar nach Salzburg über, um Mozart näher zu sein. Die älteste, von Mozart nicht eben schmeichelhaft als »faul, grob und falsch« bezeichnete Schwester, Josefa, verehelichte Hofer, wurde übrigens die erste Darstellerin seiner Königin der Nacht, so daß sich Mozart auf allen Seiten von Weberschen Schwestern umringt sah.

Es gehört nicht ganz hierher, verdient aber doch Erwähnung, daß auch Grillparzer seinen Lebensabend in der Obhut dreier Schwestern, der Fräulein Fröhlich, verbracht hat. Geliebt hat er freilich Kathi, die schöne Jüngste, allein, mit einer seltsamen Liebe, die seiner von nervösen Angstzuständen erblich belasteten Natur entsprach. Er fürchtete die Ehe. Fürchtete sie aber nicht nur, weil er Zusammenstöße mit Kathis leidenschaftlichem Temperament ahnte, sondern mehr noch, weil er Angst hatte, im Genuß nach Begierde zu verschmachten, weil er die Liebe mit ihren unausbleiblichen Ernüchterungen scheute und vor ihr floh. Wenn, nach Napoleons Wort, in der Liebe die Flucht auch der Sieg ist, so hat Grillparzer immer gesiegt: denn von allen Frauen trieb es ihn bald fort. Kathi, mit ihrer lebendigen, wienerisch-warmen Sinnlichkeit zum unnatürlichen, ihrer geradlinigen Natur nicht faßbaren Zustand der Entsagung gezwungen, litt schwer darunter, wurde nervös, herb und heftig. Immer wieder trennte sich Grillparzer von ihr, immer wieder kehrte er zu ihr zurück; für das Mädchen muß das eine Art grausamen Katz-und-Maus-Spielens gewesen sein. Endlich, als er ein Sechziger geworden war, zog er mit Kathi und ihren Schwestern, nun auch schon recht alten Damen, zusammen. Die heißen Gefühle waren verglüht, sanfte Resignation herrschte auf beiden Seiten. Selbst das vertraute Du hatte sich längst wieder zum Sie gewandt, und nun hatte Kathi gar nichts mehr vor ihren Schwestern Anna und Pepi voraus. So kam schließlich doch noch eine Art Ehe zustande, zwischen dem Dichter und drei alten Fräulein, für die er gleichermaßen Lebensinteresse und -freude war und die er gleichmäßig mit seinen Schrullen quälte: ein Ausklang, der etwas wehmütig Parodistisches, etwas komisch Rührendes hat.

Dichten ist Gerichtstag halten über sein eignes Ich«, sagt Ibsen in einem seiner schönsten Bekenntnisgedichte. Ist es Zufall, daß der große Künder modernen Seelenlebens nicht weniger als fünfmal den Mann geschildert hat, der zwischen zwei Schwestern steht? Noch ist er uns zeitlich zu nahe, die mit seinem Schaffen zusammenhängenden Menschen sind noch am Leben, und das wenige Biographische, das wir über ihn besitzen, übt vorsichtige Zurückhaltung. Dennoch wissen wir, daß eine junge, liebliche Schwester seiner Frau, Marie, jahrelang in seinem Hause lebte und jung da starb. Das durch Griegs Vertonung sehr bekannt gewordene Gedicht Ibsens »An eine Wasserrose« mit den Anfangsworten »Sieh, Marie, was ich dir bringe« ist an sie gerichtet. Wenn hier wirklich ein Problem in des Dichters Leben war — und daß er in allen seinen Schaffenszeiten darauf zurückkommt, läßt es vermuten —, so taucht es ahnungsvoll sogar schon auf, ehe es ihn persönlich berührt haben konnte. In seinem ersten Jugenddrama »Catilina« steht der Held zwischen seiner sanften Gemahlin Aurelia und ihrer Schwester, deren Name Furia schon andeutet, daß sie sehr wilden Temperamentes ist. Hier sind die beiden Frauengestalten noch schablonenhaft gesehen. Persönlicher werden sie schon in »Frau Inger auf Östrot«: hier sind es die beiden Töchter der Heldin, die, in einem liebeleeren Hause aufgewachsen, in ihrer Sehnsucht, eine nach der andern, dem gleichen Manne zum Opfer fallen. In dem Maße, als Ibsen sich zu sich selbst durchringt, gibt er seinen Frauen schär-

sere Züge. Als er die Frage zum drittenmal anfaßt, im »Fest auf Solhaug«, ist die Figur der Heldin schon mit ganz sicherer Hand gestaltet: die leidenschaftliche Frau Margit ist dem reichen, rohen Bengt ohne Liebe als Hausfrau gefolgt. Ihr nie vergessener und verschmerzter Jugendgeliebter Gudmund kehrt zurück, aber da sie nun endlich auf Glück für sich hofft, gehört er nicht mehr ihr: seine Liebe hat sich von ihrer Wildheit weg ihrer jungen unschuldigen Schwester Signe zugewendet. Schmerz und Rache der Älteren führen das Verderben für alle herbei. Als Ibsen zwanzig Jahre später, ein reifer Künstler, in den »Stützen der Gesellschaft« abermals einen Mann zwischen zwei Schwestern stellte, konnte er das romantische Kostüm entbehren. Er holte seine Gestalten aus der eignen Zeit. Konsul Bernick, dem Gold und äußere Ehren über alles gehen, und der doch in Heimlichkeit manches Dunkle treibt, war mit der geraden, tapferen Lona Hessel verlobt, ehe er ihre reichere Schwester Betty nahm. Er vernichtet Lonas Lebensglück, indem er auch ihren jüngsten Bruder unter schwerem Verdacht aus dem Lande treibt. Nach Jahren kehrt sie zurück, um den Zusammenbruch ihres Schwagers zu erleben, und ihre Kraft ist es, die ihn zum Bekenntnis und zur Sühne zwingt. Und noch ein letztes Mal, als der Greis Ibsen aus der Welt des Wirklichen sich ins Symbolische hinüberwendete, als er dem Abschluß seines künstlerischen Lebens nahe war, stellte er seinen Bankdirektor John Gabriel Borkman zwischen zwei Schwestern, die harte Gunhild, die er geheiratet, und die milde, edle Ella, die er früher geliebt und dann verlassen hat. »Was dir das Teuerste war,« sagt sie ihm mit tiefem Schmerz, »das warst du bereit zu veräußern, um Gewinn daraus zu ziehen. Das ist ein Doppelmord, dessen du dich schuldig gemacht hast, der Mord an deiner eignen Seele und an meiner.« Gunhilds Härte und Herrschsucht machen ihn zum Bankräuber, ihr Haß und Hohn gelten der Überwundenen, dem Gefallenen. Nur in einer Empfindung treffen die Schwestern sich noch, in ihrer Liebe zu Ehrhard, Gunhilds Sohn, Ellas Neffen. Das Motiv der »Tante« — auch in »Hedda Gabler« auftauchend — ist wie eine Abart des großen Liebesmotivs. Die Jugend bedarf der alternden Frauen nicht mehr. Aber John Gabriel Borkman kehrt noch einmal zu Ella zurück, und daß er zugibt, sein Unglück stamme daher, daß er nicht genug lieben konnte, es klingt wie ein trauriges, aufschlußreiches Bekenntnis.

Das Problem ist so alt wie die Welt. Vom Leben, von der Dichtung immer wieder aufgegriffen — vielleicht darf auch in diesem Zusammenhange an das Drama eines Allerjüngsten, Bruno Franks, erinnert werden, »Die Schwestern und der Fremde«, in dem ein Mann, der, wie Borkman, nicht lieben kann, in seiner Herzenskälte von zwei heißempfindenden Schwestern geliebt wird —, ist es doch nie erschöpft worden. Auch ein Ibsen hat seine letzten Rätsel nicht zu deuten vermocht.

Moderne wissenschaftliche Psychologie will wissen, daß es immer derselbe Typus ist, den ein Mann in verschiedenen Frauen liebt, wie unähnlich sie einander auch sein mögen, wie er mit instinktiver Sicherheit den einen Zug herausspürt, auf den es für ihn ankommt. Sind es zwei Schwestern, dann scheint diese Verwandtschaft in der Verschiedenheit noch gefährlicher und lockender. Er liebt also dasselbe Wesen, nur in immer erneuter Gestalt. Und in den beiden Schwestern vermutlich keine von beiden oder immer dieselbe — ein fernes Ideal, dem bald die eine, bald die andre sich zu nähern scheint, und wobei beständige Erinnerungen seltsam beglücken, verwirren oder in tiefstes Elend und bitterste Selbstvorwürfe stürzen können.

Frühling

Der Schnee zerschmilzt, es tropft das Dach,
In der Ferne wird eine Amsel wach,
Mir ist, als müßt' ich weinen.

Der Sonnengott grüßt kußbereit
Die Erde in ihrem Mädchenkleid,
Mir ist, als müßt' ich weinen.

Ein Gluthauch fährt über die Wiesen hin,
Heute nacht werden alle Knospen erblühn,
Um sie, um sie muß ich weinen.

Maria Janitschek

Vom Taunus zum Wannsee

Erinnerungen von Philipp Franck

XIII (Schluß)

In den Taunus — Alte Erinnerungen, neue Arbeit — Übersiedlung nach Wannsee — »Unnötige Traurigmacherei!« — Carlluß als Erzieher — Direktor der Kunstschule und Mitglied des Senats der Akademie der Künste — Gedanken über Kunst, Kunstgelehrte und Publikum — Vergangenheit und Gegenwart — Zwei Arten von Menschen — Das größte Glück

Als ich im Frühling 1913 zum erstenmal von Rom nach Frascati fuhr und die Campagna sah mit der endlosen Fernsicht und den blühenden Pfirsichbäumen, da war's mir ganz heimatlich zumute. Gar nicht fremd kam es mir vor. Alles erinnerte mich an den Taunus.

Lange Jahre hatte ich kaum meiner Heimat gedacht. In beständiger Arbeit, in heißem Ringen um meine Kunst, in fortwährendem Vorwärtsschauen fehlte zu Rückblicken die Muße. Aber mit den Jahren passierte es doch, daß ich plötzlich einmal nachts träumte, ich befände mich auf einer Burg gleich der Königsteiner und kletterte und irrte durch ihre verlassenen unterirdischen Gänge, oder ich stünde an einem der verfallenen Fensterbogen und schaute weit ins Land hinaus. Die Folge dieser Träume war eine beständig wachsende Sehnsucht nach der Heimat. Die Dürftigkeit der märkischen Landschaft, ihr Mangel an weiten Fernblicken ließen in mir den Wunsch langsam reifen, Frankfurt und den Taunus wiederzusehen. Der Anblick der Campagna steigerte diese Sehnsucht so sehr, daß ich im Herbst 1913 in die Heimat fuhr und alle die Stätten aufsuchte, die ich seit mehr als dreißig Jahren nicht gesehen hatte.

Wie eigen berührte mich alles! Es war, als wäre ich kaum weggewesen. Als ich in dem Häuschen in Falkenstein stand, in dem Frau Fiedler seinerzeit gewohnt hatte, war es, als ob die Zeit stillgestanden hätte. Die damals dreißigjährige Hauswirtin, die Tischlerfrau, war nun sechzig, ihre damals zweijährige Tochter dreißig Jahre alt. Die Tochter aber hatte ein zweijähriges Kind, das in dem unglaublich kleinen Küchelchen mit den vielen Töpfchen sich aufhielt und geradeso spielte wie ihre Mutter vor dreißig Jahren: es hatte sich alles um eine Generation verschoben. Die Tochter der Frau Schmidt war ihrer Mutter ähnlich geworden, nur ihr kleines Häuschen in der Talstraße war verschwunden. Es war abgerissen worden, und ein leerer Platz fand sich an der Stelle, wo ich einst gemalt hatte.

Mächtig lockte mich nun auch künstlerisch meine Heimat, und seit der Zeit habe ich dort wieder viel gezeichnet, radiert und gemalt. Die alten Freunde Julius Neubronner, Kinsley, Mina Robath habe ich aufgesucht, und vergangene Zeiten standen lebendig wieder vor uns auf.

Wie herrlich lag mein Frankfurt in der Septembersonne, als ich es nach langen Jahren wiedersah! Wie eine Königin breitete es sich am Main aus, den schönsten Städten, die ich je erblickte, nichts nachgebend. Man denkt an Paris, wenn man, am Schaumainkai stehend, über den breiten Strom nach dem alten Dom hinüberschaut. Freilich, seine Bewohner sind wohl die alten geblieben, spröde und vorurteilsvoll und schwer aus dem gewohnten Gleis zu bringen. Hatte man doch Thoma ziehen lassen, ebenso wie Trübner, der vergebens versuchte, während seines Aufenthalts dort festen Fuß zu fassen. Als vor einigen Jahren eine Trübner-Ausstellung im Frankfurter Kunstverein stattfand, erzählte mir der Inspektor, daß die ausgestellten Bilder für etwa anderthalb Millionen versichert seien und daß Trübner, als er von Frankfurt seinerzeit wegging, froh gewesen wäre, wenn er damals für seine sämtlichen Bilder 50 000 Mark erhalten hätte. Er hatte es nicht nötig, denn er war von Haus aus wohlhabend. —

Meine vielen Fahrten nach Stolpe ließen in mir allmählich den Wunsch erstehen, ganz nach Wannsee überzusiedeln. Von Halensee aus, wo noch mein jüngster Sohn Carlluß geboren wurde, erfolgte denn auch im Jahre 1906 der Umzug, erst in eine Mietswohnung, dann, vier Jahre später, in ein eignes Häuschen, weit von der Station, das ich damals ganz in den Kiefernwald hineinbaute. Trotz den nicht bedeutenden Mitteln, die mir zur Verfügung standen, gelang es doch, dank der Energie und dem Mute meiner Frau, die täglich drei Stunden auf dem Rohbau herumkletterte. Ich dachte zuerst, dies geschähe zum großen Entsetzen der Maurersleute, aber wenn meine Frau einmal nicht erschien, kam sogleich ein Arbeitsmann und holte sie herbei. So wurde denn das Häuschen um meine alten Möbel und um meine Bilder herumgebaut. Ein Blumengarten, der das ganze Jahr in üppiger Blüte steht, hat große Kiefernbäume zum Hintergrund. Ein Teil des Grundstücks ist ganz als Waldboden belassen. Ein Tümpel steht darin, in dem badende Jungen sich spiegeln können.

Und in dieser freien Natur tummelt sich mein Jüngster, der des Vaters Daseinsfreude und Sonnensehnsucht geerbt hat. Denn schon als vierjähriger Bursche sagte er einst ein großes Wort

zu seiner Mutter, die ihm vorgestellt hatte, eine gewisse Sache, die unpraktisch wäre und schädlich obendrein, würde man doch nicht tun. »Nein, Muttchen,« sagte er, »das wäre doch unnötige Traurigmacherei.« Um dies Wort habe ich ihn beneidet.

Auch in pädagogischer Beziehung habe ich von Carllutz gelernt. Als ich ihn einst wegen eines Fehlers, den er begangen hatte, ziemlich hart anfuhr, sagte er zu mir: »Du hast ja ganz recht, Vätchen, gerade darum kannst du es aber auch ganz leise sagen.« Das habe ich mir denn für meine Unterweisungen in der Kunstschule gemerkt und oft damit die größten Erfolge erzielt.

In der Liebe zu seiner Mutter macht mir Carllutz scharfe Konkurrenz. Einst sagte er zu ihr: »Muttchen, was bist du so schön, ich freue mich so, wenn ich dich ansehe.« Und als meine Frau gegen die »Schönheit« Protest einlegte, versetzte er: »Ach, laß mir doch den Wahn, daß du schön seist, wenn's auch nicht wahr ist.«

Nachdem ich drei Jahre lang die Leitung der Königlichen Kunstschule kommissarisch innegehabt hatte, wurde ich im Frühling 1915 endgültig mit der Direktion der Anstalt betraut. Die Unterschrift ist im Großen Hauptquartier eigenhändig vom Kaiser vollzogen worden, und die »Elf« spielte wieder ihre Rolle darin: ich erhielt die Nachricht am 22. Mai. Mein Patent als Professor ist vom 22. Juni 1898 datiert. Mit meiner Ernennung zum Direktor der Königlichen Kunstschule bin ich Mitglied des Senats der Königlichen Akademie der Künste geworden.

Man darf sich nicht verhehlen, daß nur die wenigsten Menschen ein wirkliches Bedürfnis nach Kunst haben. Selbst für diejenigen, die sich um den Künstler kümmern, ist er ein Gegenstand der Laune, ein Spielzeug, eine Unterhaltung, ja in den meisten Fällen nichts als eine Art Freiwild. Ein jeder urteilt über ihn, als ob Urteilsfähigkeit etwas Angeborenes wäre und als ob nicht ein Leben voller Erfahrung und Studium erst eine Gewähr für ein wirkliches Kunsturteil sei. Mancher lernt's überdies nie. Am strengsten, aber auch ungerechtesten urteilt die Jugend. Wenn man in der Kunstausstellung ein paar junge Leute sehr lebhaft schimpfen hört, so sind es sicher Akademiker.

Aber die Künstler sind auch nicht besser. In ihrem Verhältnis zueinander sind sie wie die Haifische, die sich gegenseitig zerhacken und auffressen, bis nichts mehr übrigbleibt. Und wahrhaftig, dies alles geschieht nicht aus Bosheit, sondern in »bester Absicht«. Oft schon hatte ich Gelegenheit, zu beobachten, wie ein braver Kunstfreund, der ein Bild gekauft hatte, andre Künstler in seiner Begeisterung davorstellte und sie um ihr Urteil bat. Nichts blieb dann nach der Meinung des Bilderkäufers Gutes an dem Bilde. Zertreten lag alles am Boden, auch seine Freude. Wenn man dann nachträglich zu dem so streng urteilenden Kollegen sagte: »Warum haben Sie denn das Bild so schlechtgemacht, es ist doch ganz gut«, so erwiderte er wohl: »Gewiß, es ist auch ganz gut.« Das war aber das einzige, was er dem Bilderkäufer nicht gesagt hatte. Auf den Vorhalt, daß der Mann wohl nie wieder ein Bild kaufen würde, meinte der Künstlerkollege: »Ich habe mir aber nichts dabei gedacht.«

Das ist gerade das Schlimme. Ein Künstler soll immer denken. Die genialsten haben am meisten gedacht. Gewiß kann man mit dem Verstand allein keine Kunst hervorbringen. Die Meinung aber, ein großer Künstler könne ganz gut ein dummer Mensch sein, die eine Zeitlang verbreitet wurde, ist durchaus irrig. Die diese Meinung in die Welt gesetzt haben, wollten die Künstler nur mundtot machen. Das Beste, was über Kunst gesagt wurde, rührt doch von Künstlern her.

»Bilde, Künstler, rede nicht!«, dieses Goethische Wort haben sie so gern mißverstanden. Als ob Goethe, der große Künstler, es je befolgt hätte! Sind doch seine Reden, Briefe und Abhandlungen über Kunst so groß an Umfang wie seine dichterischen Werke. Was er über Kunst gesagt hat, ist ebenso unvergänglich, als was er in ihr leistete.

Freilich, viele Kunsturteile von Künstlern sind von solch grandioser Einseitigkeit, daß sie von den Uneinsichtigen als Beispiel dafür aufgeführt werden, daß die Künstler überhaupt kein Kunsturteil hätten. Wenn der alte Steinle das Wort »Landschaft« aussprach, tat er es mit einer höchst geringschätzigen Betonung. Gebhardt sagte einmal, von Landschaft verstehe er nichts. Auf die Frage nach einem Kollegen pflegten die Gebhardtschüler deshalb oft zu sagen: »Er gibt die Kunst auf und wird Landschaftsmaler.«

Die Urteile von Böcklin über Leibl und von Leibl über Böcklin sind bekannt. Sie sind oft auch kräftig gegeneinander ausgespielt und nicht als Teilwahrheiten erkannt worden. Denn was ist Wahrheit in der Kunst? Auf die Kraft kommt alles an, und entgegengesetzte Kräfte werden bald zu entgegengesetzten Wahrheiten gelangen.

Wie man einzelne Künstler in ihren Aussprüchen über Kunst und Künstler leicht in Widerspruch zueinander setzen kann, ebenso kann man auch oft die Aussprüche desselben Künstlers gegeneinander stellen und ausspielen. Das sind nicht die schlechtesten unter ihnen, die ihren Weg mühsam fanden, die nicht gleich fertig waren, die jahrelang unter fremdem Einfluß standen, die suchten und gefunden zu haben glaubten und erst nach Irrungen und Wirrungen sich selbst erkannten. So ging's z. B. Meunier und in beschränkter Weise auch Uhde. Ihnen stehen die gegenüber, die gleich, als halbes Wunderkind noch, ihr Bestes gaben: ein Jugendwerk anfangs der zwanziger Jahre, das sie später nie übertreffen konnten. Das war vielleicht das tra-

gischste Schicksal. Es kann sehr wohl derselbe Künstler auf verschiedenen Etappen seines Weges verschiedene Meinungen über Kunst haben und auch äußern. Sie sind relativ richtig und absolut falsch. Für die Kritiker sind sie oft fälschlich Argumente für die Urteilslosigkeit der Künstler geworden.

Was ist Wahrheit? Eine Wahrheit in der Kunst dauert erfahrungsgemäß nicht viel länger als ein Menschenalter. Nur fünfzehn Jahre, wie Ibsen meint, ist wohl etwas zu pessimistisch gedacht. Sie wird alt, wenn man beginnt, sie mit Scheuklappen vor den Augen immerfort anzuwenden. Dann kommt die nächste Periode und gibt der altgewordenen Wahrheit den Gnadenstoß. Dann besteht aber oft der neueste Fortschritt in dem Zurückgreifen auf früheste Zeiten. Kopiert nur recht genau den Stuhl eines alten Ägypters oder einen aus dem elften Jahrhundert, und man wird ihn sehr modern finden, mindestens sehr sezessionistisch. Das Modernste ist oft das Allerälteste.

Es gibt Künstler, die sind ihr ganzes Leben lang alt, und wiederum gibt es Künstler, die sind ihr ganzes Leben lang jung. Und dann gibt's welche, die werden jünger, je älter sie werden. Diese ewige Jugend ist schön, das Schönste vielleicht, was der Mensch haben kann, wenn er dem Blütenbaum gleich wird, der sich in jedem Lenz erneuert.

Auch der Künstler müßte sich in jedem Jahre erneuern. Nicht in dem Sinne, daß er ein ganz andrer würde. Äußerlich brauchte man von dieser Erneuerung in seinen Werken gar nicht viel zu sehen. Aber innerlich müßte er sich zeitweise ganz zusammenschlagen, müßte er das äußerlich so stolz zur Schau getragene Bewußtsein seines Wertes ganz vernichten und aus all seinen Fähigkeiten und Kenntnissen einen Trümmerhaufen machen, aus dem er dann aufs neue ein Gebäude fröhlich errichtet. Alle bisher erkannten Wahrheiten müßten dann gewendet, geflickt und wieder aufgearbeitet werden. Alle »ewigen Gesetze« müßten sämtlich durchgesehen werden, damit sie nicht einrosten.

Um den Vergleich mit dem Blütenbaum fortzusetzen: auch der ist im nächsten Frühjahr nicht derselbe, er hat einen Jahresring angesetzt, und ohne sachgemäße Behandlung entartet auch er rettungslos.

Alle Äußerungen der Künstler über Kunst werden die Ergebnisse eigensten Erlebens sein. Es ist daher die allgemein gültige Kunstwahrheit ein Unding. Selbst aus der Gesamtheit aller Künstleräußerungen käme sie nicht heraus. Aber falsch ist es, daraus zu folgern, daß man den Künstler nicht über Kunst hören dürfe. Über seine eigne weiß er am besten Bescheid. Denen, die auf die Künstler nicht hören wollen, ergeht es wie denen, die bei einer Krankheit den Arzt nicht zu Hilfe rufen, weil sich die Ärzte oft widersprechen. In der Kunst führen aber noch mehr Wege nach Rom als in der Medizin.

Die Künstler haben ein boshaftes Wort in die Welt gesetzt. Danach wären die Künstler diejenigen, die nichts über Kunst wissen, aber etwas von Kunst verstehen. Die Kunstgelehrten wären umgekehrt die, die etwas von Kunst wissen, aber nichts von Kunst verstehen. In seiner Allgemeinheit wird dies Wort wohl keine Gültigkeit haben, aber es weist doch auf einen Gegensatz hin und zeigt eine unüberbrückbare Kluft. Obwohl sie eigentlich füreinander geschaffen zu sein scheinen, hat doch der Kunstgelehrte mit dem lebendigen Künstler nichts rechtes anzufangen gewußt, und beim Sezieren war es ihm lieber, wenn der Künstler schon tot war. Lebendig waren die Künstler weniger zu genießen und zu verwenden. Ein richtiger Kunstgelehrter erweckt daher oft den Eindruck, als mache ihm die ganze Kunstgeschichte ein großes Vergnügen, wenn nur die vielfach recht störenden Künstler nicht da wären.

Solange sie am Leben sind, verwirren sie wirklich zu oft das Konzept. Vielleicht würden sich Michelangelo und Rembrandt gegen das Einteilen ihres Schaffens in soundso viele Perioden gewehrt haben. Nach dem Tode ist's aber mit der Einteilung des Künstlers leichter, so daß man seine verschiedenen Perioden hübsch auswendig lernen kann.

Die Künstler sind in sich an ewige Widersprüche gewöhnt. Hat man einen einmal glücklich eingeteilt und eingeordnet, so stellt er plötzlich ein Werk hin, so überraschend, daß er schleunigst aus der ihm angewiesenen Schublade herausgenommen werden muß. Erst wenn sie ganz tot sind, lassen sie sich so schön »entdecken«. Und das tun die Kunstgelehrten doch so gern.

Störrisch sind die Künstler überdies. Hat man ihnen zur Not eingeräumt, daß sie dann und wann auch denken können, und fragt man sie bei einem geglückten Werk voller Entzücken, was sie sich denn dabei gedacht hätten, so können sie bockbeinig antworten: »Nichts.« Oder sie können auf die Frage, was sie mit dem Werke eigentlich hätten sagen wollen, erwidern: »Wenn ich's hätte sagen können, hätt' ich's nicht gemalt.« Es ist so leicht, in der Kunst etwas besser zu wissen. Der Kunstgelehrte vergißt deshalb auch so oft, daß zwischen Besserwissen und Bessermachen Welten klaffen.

Lessing, der der Typ eines Kunstgelehrten war (allerdings ohne große Kenntnisse in bildender Kunst, denn von der Antike kannte er nur Werke dritten Grades), hat seinem Maler in der »Emilia Galotti« Worte in den Mund gelegt, wie sie niemals ein wirklicher Maler sprechen wird. Ob Raffael ein ebenso großer Künstler gewesen sei, wenn er ohne Arme auf die Welt gekommen wäre? Nein und tausendmal nein! »Kunst ist,« um mit Max Liebermann zu reden, »was aus

Wilhelm Haverkamp: Grablegung

Aus der Frühjahrsausstellung 1919 der Akademie der Künste zu Berlin

dem Kopf in die Hand rutscht.« Vom Hand-Werk wollen die Theoretiker in den seltensten Fällen etwas wissen. Sie halten den Kopf für vornehmer als die Hand, weil man ohne Kopf nicht leben kann. Über den Maler in der »Galotti« und über den »Laokoon« lassen heute unsre Philologen noch in Lessingschem Sinne Aufsätze schreiben!

Kunst ist an das Körperliche gebundener Geist. Der an Geist gebundene Geist wird kein plastisches Kunstwerk und kein Gemälde schaffen können. An Körpern klebt's. Die Körper macht es schön. Und mit den Körpern wird's zugrunde gehen. Wo Geist nur an Geist sich entzündet, verbrennt die Flamme rasch. Das Körperliche in der Kunst, die Körperwerdung, geht durch vielen Schmutz. Durch die Schmiere der Ölfarbe, durch das Klebrige des Tons muß man hindurch. Der Künstler sieht deshalb gerade dann unansehnlich und beschmutzt aus, wenn er, einem Gotte gleich, Menschen aus einem Erdenkloße formt. Das verstimmt viele der Reinlichen; sie nennen es das »Technische« und versuchen das »Künstlerische« oft vom Material zu trennen. Kunst ist lebendig gewordenes Material.

Nichts ist erschütternder, als wenn sich ein großer Künstler in Sehnsucht nach der Lebendigwerdung des Materials verzehrt, wie es Van Gogh getan hat. Nichts aber ist lächerlicher, als wenn ein gesunder Mann ohne Sehnsucht diese imitiert. Sehnsucht muß man haben. Man kann sie sich nicht »zulegen«. Es ist etwas im Wesen der künstlerischen Sehnsucht, als ob sie die Angelpunkte suche, von denen aus sie die Welt heben und erschüttern könne. Als ob sie aus dem Alten ein Neues bauen müsse, das die Sehnsucht von vielen ist. Aber selbst mit dem genialen Wahnsinn muß man begnadet sein; man kann ihn sich nicht beliebig zulegen.

Was aus dem Material wird, kann man sich nicht »denken«. Heute gelingt's dem Künstler, morgen nicht. Er muß eben versuchen, ob er's erringe, und nichts und niemand kann ihm helfen. Kein Rat kann dem Künstler nutzen, also auch der der Gelehrtesten nicht. Deshalb sprechen der Kunstgelehrte und der Künstler verschiedene Sprachen. Zum Schaffen eines Kunstwerks nutzt das Reden nichts. Und dem, der die Kunst nicht selber ausübt, werden sich ihre letzten Mysterien nicht enthüllen.

Dies bedeutet aber in keiner Weise einen Ausschluß des Publikums von der Kunst und vom Kunstgenuß. Im Gegenteil, es stellt ja geradezu die Forderung an den Laien, unbeirrt durch fremde Meinung beim Betrachten eines Kunstwerks nur auf die Stimme im Inneren zu hören, die sich dafür oder dawider erhebt. Andres ist gar nicht möglich, selbst auf die Gefahr einer Täuschung hin. Kein Wissen kann helfen. Nur die Empfindung und das Gefühl können der Schlüssel sein.

Ich habe die Menschen immer geliebt; aber die Beschäftigung mit der Kunst bringt es mit sich, daß man schließlich doch in Einsamkeit gerät. Die Arbeit an steter Vervollkommnung, die nicht zur Ruhe kommen läßt, ergibt aber als höchstes Ziel und als einzige Befriedigung ein unablässiges Fortschreiten.

Je näher ich mit meinen Erinnerungen in die Gegenwart hineinkomme, um so schwieriger erscheint es mir, den Ereignissen und den Menschen gerecht zu werden. Die Vergangenheit liegt mit allen ihren Begebenheiten, Wünschen und Aussichten so klar da. So und nicht anders mußte es kommen. Alles entwickelte sich folgerichtig. Die Menschen sind in ihren Charakteren klar und in ihren Absichten verständlich. Anders steht es mit der Gegenwart. Wir stehen mitten darin, aber nicht darüber, und manchmal will es scheinen, als ob die Wirklichkeit, in der wir leben, verschwommener sei als die Vergangenheit. Wir stehen den Menschen und den Begebenheiten zu nahe, als daß wir sie in allem schon klar überblicken könnten.

Wohl sind die Menschen dieselben geblieben, sie sind im ganzen nicht besser und nicht schlechter geworden. Es scheint aber oft, als ob sie in der Jugend gütiger gewesen seien und ohne die großen Fehler, unter denen wir in der Gegenwart so leiden und die eine ganze Anzahl von Menschen so unausstehlich machen. In Wirklichkeit erwirbt man sich seine besten Freunde in der Jugend, weil man sich da kritiklos der Freundschaft hingibt. Ihre Fehler und Gebrechen lernt man ertragen, so daß man sie schließlich nicht mehr bemerkt.

Zwei Arten von Menschen habe ich kennengelernt. Die einen waren die, die eine Sache, die sie sich vorgenommen hatten, eine Arbeit, eine Idee, so gut ausführten, als sie nur konnten. Die andern waren die, denen die Sache gleichgültig war, denen der Erfolg alles bedeutete. Die ersten, besonders die Menschen der Tat, habe ich über alles geschätzt. Ob hoch, ob niedrig, arm oder reich, Mann oder Frau, das machte nicht den geringsten Unterschied. Wenn sie sich nur ehrlich und unerbittlich einer Sache hingeben konnten, die Richtung machte es im Leben ebenso wenig wie in der Kunst. Mit der Zeit fällt hier wie dort alles ab, was unecht und wertlos ist, was nichts war als eine Eingebung des Augenblicks und der Mode, und nur das bleibt, was aus reinstem Herzen und aus vollster Hingebung entstand. Daß ich in meiner Kunst schaffen und wirken und sie lehrend verbreiten konnte, war mein reinstes Glück.

Nicht das größte. Denn jetzt guckt mir Die über die Schulter, die mein größtes Glück ausmacht, das unverdiente, das darin besteht, ein Menschenherz gefunden zu haben, das, unentwegt und unbeirrt durch alle Fehler und Mißerfolge, in treuer Liebe an den Menschen und an den Künstler glaubt.

Die fremde Seele

Novelle von Ernst Kratzmann

Es war eigentlich seltsam, daß Frau Magda in den drei Jahren ihrer Ehe niemals mit Arnold über jene Frau gesprochen hatte. Sie wußte nicht einmal ihren Namen. Alles, was sie je über sie gehört, waren die trotzig hingeworfenen Worte, die er ihr damals, wie wild von einer Halde in einen kunstlosen Strauß zusammengeraffte Blumen, hingeschleudert hatte: »Da nimm, wie es ist — so war es, nicht anders! Noch halb war ich ein Knabe, da begann ich sie zu lieben und liebte sie zehn Jahre lang mit allen Gluten meiner Seele, und wir waren eins mit Leib und Seele, wie nie noch zwei Menschen, und unser Leben war ein singendes Schreiten auf seligen Himmelswiesen. Und ich liebe sie heute mehr noch denn je und werde sie lieben, so lang' ich lebe, und nichts andres hat neben dieser Liebe Raum in meiner Seele!« So hatte er, mit solchen Worten, die aus einem zerquälten Herzen brachen, um ihre Liebe geworben.

Das konnte freilich auch nur ein Arnold Merwig tun, um den die Frauen in gleicher Weise warben wie Zeitungen und Verleger. Jedem andern, der eine solch absonderliche Werbung vorbrachte, hätte sie glattweg den Rücken gekehrt ... Oder hätte nicht doch vielleicht auch Arnold jede andre Frau nach dieser Einleitung empört stehen lassen? Warum sie nicht? War es vielleicht doch vor allem das Mitleid mit dem genialen Künstler, den sie manchmal in lassen Stunden so tief unglücklich geahnt hatte? Hoffte sie vielleicht in irgendeiner geheimen Regung der Seele, einst dennoch die ganze Liebe dieses Mannes zu gewinnen, die wundervoll sein mußte?

Das war alles, was sie je über die unvergeßliche Geliebte ihres Gatten erfahren hatte. Nachher war nie mehr von ihr geredet worden. Wenigstens nicht in direkten Worten. Sie hatte zuerst sogar gedacht, die geliebte Frau sei gestorben. Dann aber erfuhr sie allmählich, daß sie noch lebe und daß irgendein seltsames Zerwürfnis die Ursache ihrer Trennung gewesen sein mußte ... Konnte es nicht auch sein, daß diese heiß brennende Liebe sich in sich selbst verzehrt hatte? Auch solches sollte schon vorgekommen sein ... Ach, was wußte Magda von diesen Dingen!

Es war nun so furchtbar öde und leer und still in dem großen Landhaus, seit sie Arnold hinausgetragen hatten. Immer fürchtete sie diese wilden, einsamen Ritte, die er von Zeit zu Zeit unternahm, wenn irgendein Geheimes über ihn kam, von dem er nie sprach, das ihn unzugänglich und verschlossen machte bis zu Härte und Grausamkeit. Sie hatte es immer kommen sehen, bis sie ihn einmal brachten, bewußtlos, und sie in den wenigen Stunden, die sie das schwindende Leben noch betreuen durfte, nicht einmal mehr seine Augen sehen konnte, nicht einmal ihm Lebewohl sagen durfte. Nur einmal bewegten sich seine Lippen, aber nicht ihren Namen formten sie... »Madonna« flüsterte er, so flehend und inbrünstig, wie seine Stimme nie geklungen hatte. Und das verstand sie nicht. Geglaubt, gebetet hatte er doch seit den Kindertagen nicht mehr ...

Daß das Leben leer geworden — das war ja natürlich und begreiflich, besonders in den ersten Tagen. Arnold war doch Inhalt und Zweck ihres Lebens.

Aber es schien ihr jetzt plötzlich, als sei ihr Leben doch noch in einem ganz andern Sinne leer und bedeutungslos geworden. Sie hatte das seltsame Gefühl, als glitten fremde Kleider von ihr ab, die sie bisher entstellt hatten; und als biete ihr Leib selbst, der nun unter den fremden Hüllen zutage trat, einen ungewohnten Anblick, von dem sie wußte, daß er es ihr immer bleiben würde.

All dies fühlte sie nur dumpf und undeutlich — nicht in klaren Bildern, die ihr vielleicht vieles erleichtert hätten ...

Wenn sie nun die gewöhnlichsten Verrichtungen des Haushalts vornehmen, die alltäglichsten Worte sagen wollte, hatte sie plötzlich die Empfindung, als wäre sie früher gewohnt gewesen, dies anders zu tun und zu sagen, könne sich aber jetzt nicht mehr erinnern, wie das war, und stand dann hilf- und haltlos wie ein Kind dem Leben gegenüber.

Aber jetzt, in diesen schwersonnigen Sommertagen kam doch endlich nach allem Schmerz und Verzweifeln ein langsames Aufatmen und eine stille Ruhe über sie. Nun konnte sie wieder denken und nachsinnen. Und in jenen Tagen war es auch, daß sie die hinterlassenen Schriften Arnolds zu sichten begann und den Inhalt seines Schreibtisches ordnete. Ihre Hände zitterten dabei, als öffneten sie frevelnd die Türflügel des Tabernakels ...

Es war eine große Lade, die sie nie offen gesehen — mein Gott, wann hatte sie Arnold und seine Schreine je offen gesehen! —, und darin eine prachtvolle Mappe aus edelster Seide. Sie erschrak, daß der Herzschlag ausblieb, als ihr ein leiser Veilchenhauch entgegenwehte — ihr Parfüm, das Arnold ihr noch als Braut fast aufgezwungen hatte ... Ja, war es denn ihres?

Sie schlug zitternd die Hände vors bleiche Gesicht. In dieser prunkvollen Hülle lagen die Briefe jener Frau, das wußte sie, ohne hineinzublicken — und der Veilchenduft — der gehörte ihr, der unvergeßlichen Geliebten, und — darum, nur darum hatte Arnold sie gebeten, jenes Parfüm zu gebrauchen! Oh, es war so klar! Er wollte damit immer an sie erinnert sein! ...

Nie war ihr die brennend heiße Scham und Schmach so wild ins Blut geschlagen wie jetzt! Das tat weh! Das demütigte! —

Es war eine wundervoll ebenmäßige, runde Schrift, so fest und dennoch weich in den schönen Formen. Diese Frau war ein ausgebauter, herrlicher Dom, dem nichts Fremdes anhaftete, den nichts in der freien Entfaltung gehindert hatte. Eine große, eine ganz schöne Seele, der man sich in scheuer Ehrfurcht neigen mußte ...

Sie blätterte mit zitternden Fingern in den Briefen. Es waren just nicht viele; man sah es, daß sie nur geschrieben waren, wenn der Geliebte irgendwo fern weilte. Und ein Brief — gleich der ersten einer — riß ihre Augen mit einem gewaltsamen Erschrecken an sich: aus dem ebenmäßig hinfließenden Strom einander gleichender Worte schienen einige dennoch hervorzuleuchten, als flammten sie in andern Farben, und ließen ihr von neuem den Herzschlag stocken. Und nun erst begann sie zu lesen ...

Oh, sie erinnerte sich noch gut der Zeit, da sie sich an ihn heranwagte, da sie anfing, ihm ihre überströmende Liebe in schüchternen, leise kosenden Worten zu sagen, die wie streichelnde Hände waren, und wie er diese Worte damals nicht einmal gehört hatte, wie er ihr unmerklich langsam andre dafür einflüsterte, die ihr so fremd waren, die ihr gemacht, komödienhaft erschienen, bis ihr heiße Stunden ihren heimlichen, glutenden Sinn aufschlossen.

Einmal war es, in einer innigsten Nacht, da sagte sie ihm zagend zum erstenmal ein solches Liebeswort — und er tötete sie fast in einem plötzlichen Aufflammen so rasender Leidenschaft, wie sie es bisher an ihm nie erlebt hatte. Von da an erst glaubte sie ganz sein Weib zu sein ...

Und da — da waren sie alle, diese Worte, und strömten eine solche Fülle von Liebe aus, daß sie bis ins Innerste erschauerte ...

Jeder Mensch, dem die Sprache mehr wird als ein leeres Verständigungsmittel, hat ja seine eignen Worte und Wendungen, die mit zu seinem Wesen gehören und denen lieb sind, die ihn selbst lieben. Und desto mehr werden es solcher Worte, je inniger die Sprache wird.

Und während sie nun las, wußte sie oft nicht mehr, wessen Briefe es waren. Einmal hörte sie Arnold, einmal seine Geliebte aus diesen klugen kleinen, dummen und zärtlichen und wieder von einer ihr ganz unbekannten Liebe überfließenden Worten.

Sie kannte alle, sie waren ihr alle geläufig geworden in den kurzen Jahren ihrer Ehe, sie hatte sie lernen — müssen. Weil er sie liebte. Und sie umschmeichelte ihn damit, weil sie sah, wie er sich wohlig von ihnen liebkosen ließ, während ihre eignen kalt an ihm abglitten.

Es war wie mit dem Veilchenduft —

Liebster, du mußt nun bald wiederkommen, die Lilien wollen aufgehen, und vor deinem Zimmer die Jasminblüten leuchten aus dem dunklen Grün der Blätter — alle Räume des Hauses durchzieht der feine, liebe Duft, und es wird alles sein so wieder wie damals ...«

Nun war das Herz schon still geworden, und die jäh aufflammenden Lichter, die jeder neue Brief in die Dunkelheiten ihres Ehelebens hineinfallen ließ, taten fast nicht mehr weh. Mit einer grimmigen Lust stieß sie sich den Stachel immer tiefer ins Herz.

Darum liebte er die Lilien, die großen, weißen, so sehr und den zärtlichen Jasmin, die

beide ihr selbst im Garten noch zu schwer und giftsüß dufteten, und ruhte nicht eher, als bis im Sommer erlesen schöne Krüge in den Zimmern die weißen Blüten trugen ...

Ein wenig später in demselben Brief las sie: »... und ich male jetzt an unserm Bild! Weißt Du noch? Die blumige Himmelswiese, über die Dante und Beatrice schreiten, und selige Engelsreigen umschließen sie und wehren jedem unheiligen Blick ... Du — es wird mein schönstes Bild sein.«

Es hing über Arnolds Schreibtisch.

Es war das schönste Bild, das Magda je gesehen hatte. Es war ganz aus Licht gemalt. Als sie das erstemal davorstand, hatte sie weinen müssen, so gnadenvoll schön war es. Da hatte sie Arnold in die Arme genommen und geküßt, so heiß, so glühend — heute wußte sie es: verzweifelt inbrünstig ...

Sie ahnte nie, daß Beate Malerin war. Oh, nun kannte sie den Künstler, der alle die Bilder gemalt hatte, die in Arnolds Arbeitsraum und Schlafzimmer hingen! »Ein Freund — in Italien kennengelernt,« flüchtige Handbewegung — nie mehr! Oh, diese Frau war eine große, große Künstlerin! Magda wußte keinen einzigen Maler — und wenn sie die größten Namen sagte —, der solches hätte schaffen können. In diesen Bildern lag mehr als ein Leben, lag die Welt, die sich zwischen den beiden Menschen in ihrer alle Himmel umspannenden Liebe auftat.

»... ich habe dich schreiben gelehrt, sagst du. Ach, Liebster, wär' es nur so, und dürft' ich es glauben. Aber das weiß ich, daß ich erst malen kann, seit du mir gegeben bist. Ich male, was du schreibst, und du schreibst, was ich male. Nun ist die Welt so golden schön ...«

Sie saß in tiefem Sinnen vor dem Bild der Himmelswiese. War sie diese Beatrice? Diese feine, zarte Frau mit den schwebend leichten Armen, die sie an den Ellbogen leicht erhoben trug?

»Kind,« sagte er einmal zu ihr im Dämmern eines sehnsüchtigen Frühlingsabends, »sieh diese wundervolle Haltung der Arme! Wenn die Frauen ahnten, wie sie die erhebt, schweben läßt! Es ist, als ob sie Flügel ausbreitete zum Himmelsflug. Und sieh den Schritt ... diese Beata« — er sagte Beata, nicht Beatrice — »geht sicher mit kleinen, leisen, schwebenden Schritten, die den Boden kaum berühren.«

Und Magda hatte eines Tags, als sie Arnolds Arbeitszimmer betrat, ein Aufleuchten seines Blickes gefühlt, der sie mit einer ganz ungewohnten Innigkeit umfing. In diesem Augenblick hatte sie erst bemerkt, daß sie den Gang Beatricens angenommen ...

Es war kein Zweifel mehr: so würde es nun fortdauern, eine Erkenntnis würde der andern die Hand reichen, so lange sie in diesen Briefen las. Sie erfuhr nun, warum sie Kleider ihr früher unlieber Farben tragen mußte, sie begriff, warum Arnold ihr hundert kleine Eignisse und Gewohnheiten leise entwunden und andre an ihre Stelle gesetzt hatte, die ihr zunächst fremd waren, wie ein ungewohntes, nicht passendes Kleid, das aber mit der Zeit den Körper in seine eigensinnige Form zwingt, bis er sich ganz darein fügt.

Und nun wurde ihr plötzlich, wie wenn verhüllende Vorhänge gefallen wären, das seltsame Gefühl der letzten Wochen klar: als sei nun ihr Leben noch in einem ganz andern Sinne leer und bedeutungslos geworden. Dies Gefühl, als glitten plötzlich fremde Kleider von ihr ab, die sie bisher entstellt hätten, und als biete ihr Leib, der nun unter den fremden Hüllen zutage trat, selbst einen ungewohnten Anblick, von dem sie wußte, daß er es immer bleiben würde ...

Ja! Denn nun stand sie bettelnackt und arm. Ihre Seele war tot — er hatte ihr eine andre eingeschaffen, die nach der geliebten Beate gebildet war. Und jetzt, da er, der Mittelpunkt und Schöpfer, auf den sich alles in ihrem Leben bezogen hatte, tot war, fiel auch alles haltlos und leer in sich zusammen, zwecklos und tot! —

Die Briefmappe blieb liegen, so wie sie war, das Zimmer verschlossen. Es dauerte lange, bis Magda die bittere Last dieser Stunde zu tragen lernte. Aber dann stellte sich ein neues, das letzte Rätsel dar: warum hatte diese Liebe enden müssen? — Wenn Beate wirklich gestorben wäre, wie sie früher gedacht, hätte sie begreifen können. Aber da sie lebte? — Und daß diese Liebe je sich in sich selbst verzehren konnte, das, wußte sie nun, war so undenkbar ...

Sie betrat Arnolds Arbeitszimmer wieder und setzte sich in seinen Armsessel. Und nun hielt sie einen der letzten Briefe in Händen und las die fast unbegreifliche Ursache der Trennung.

Der Brief steckte noch in der Hülle und

war nach Rom gerichtet. Arnold hatte es stets in Abrede gestellt, in Rom gewesen zu sein. Er war auch nicht dazu zu bewegen, als sie vor einem Jahr in Italien reisten, diese Stadt mit ihr aufzusuchen, die nach ihren Begriffen nun einmal zu einer italienischen Reise gehörte. Statt dessen hatte er ihr ein andres, seltsam schönes Italien gezeigt, das Land der deutschen Sonnensehnsucht, das von tausend Vergnügungsreisenden kaum einer streift. Sie fuhren in Kalabrien und Umbrien durch jene sonnenweiten, sanfthügligen Landschaften, sie besuchten die Heimat Giottos und das Bergnest Vinci, sie fanden in kleinen, stillen Bauernkirchen vergessene, halbzerstörte Fresken, die niemand zu kennen schien, und besuchten in Rimini den Liebestempel der schönen Isotta. Arnold kannte all diese Orte und Wege besser als die täglichen Spazierwege bei ihrem Landhaus. Magda wußte es heute, mit wem er Italien entdeckt hatte. Und mit ihrer Reise war es auch so wie mit dem Veilchenparfüm.

»... ich machte mir oft schwerste Vorwürfe, Geliebter, daß ich Dich um Deine sonnige, frohe Jugend gebracht! Als wir uns fanden, war ich eine alternde Frau, heute bin ich eine alte Frau. Und ich habe Dich zehn Jahre lang bei mir festgehalten; es war auch für Deine Kunst nicht gut. Du hättest viele Frauen in Deine jungen Arme nehmen, vielerlei Glück geben und empfangen sollen — nicht immer in meine Augen schauen! Der Gedanke hält mich lange Nächte wach, daß ich im häßlichen Egoismus der alternden Frau mir etwas angeeignet habe, das mir längst nicht mehr gebührte, das nur dem jungen, lachenden Leben gehören darf. Unsre Liebe, so himmlisch und unsäglich sie war, sie fängt nun an, unnatürlich zu werden, und deshalb muß sie ein Ende nehmen.

»Liebster, sieh, die Worte klingen so ganz kühl und ruhig und ungerührt, aber ich mußte lange mit mir kämpfen, bis ich so weit war, daß ich sie schreiben konnte. Und darum sag' mir jetzt nicht Deine tausend lieben Gründe und Worte, die mich wieder bereden und von diesem Gedanken abbringen sollen — ich kann es nicht mehr verantworten, vor mir selbst, — es war schon Sünde genug, daß ich Dich damals so jubelnd aufnahm, noch mehr Sünde, daß ich Dich zehn Jahre Deines jungen Lebens bei mir hielt — glaub' mir, der klugen alten Frau, es muß ein Ende haben.«

Beate schien, wie aus andern Briefstellen hervorging, einige leichte Wolken, die Arnolds sonnigen Himmel trübten — wie anders mußte er damals gewesen sein! —, als Zeichen eines beginnenden Überdrusses, als Sehnsucht nach Abwechslung, nach frischer Jugend gedeutet zu haben, was doch gewiß nichts andres war als die Unruhe, die bei ihm stets mit dem Entstehen eines neuen Werkes einherging.

Oder war es vielleicht doch ein leiser Überdruß an jener Liebe zu der alternden Frau, was Arnold schließlich in die Trennung einwilligen ließ? Und dann — ja, dann nach Jahren erkannte er erst, was ihm Beate gewesen war und was er mit ihr verloren hatte ...

Nun wußte Magda auch, warum Arnold nicht in Rom gewesen sein wollte! Dieser Ort war ihm die furchtbarste Erinnerung. Jedes noch so leise Anrühren tat weh.

Und aus Verzweiflung, weil er nach ihrem Scheiden nichts mehr mit seinem Leben anzufangen gewußt, hatte er dann sie genommen, als ein Betäubungs-, ein Erinnerungsmittel — nichts mehr. Ihre braunen Augen erinnerten ihn vielleicht an Beate — auf dem Bild hatte Beatrice wundervolle Braunaugen —, vielleicht auch die Stimme, der er immer so gern mit geschlossenen Augen gehorcht ... Und dann hatte er sich die große Täuschung aufgebaut — aus ihrem Leben ...

Frau Beate, die Seelenkundige, hatte sich ein einziges Mal getäuscht und damit ein Verbrechen begangen, als sie den Geliebten von sich gestoßen, als sie ihn so klein dachte, daß er nach ihrer Liebe je noch eine andre erleben könnte. Und dies Verbrechen hatte Arnolds Leben und das ihre zerstört ...

Sie schlug das letzte Blatt um. Da lag noch ein Brief, der Arnolds Schrift trug: »Nach meinem Tode zu öffnen!« Mit zitternden Händen befolgte sie seinen letzten Wunsch: wieder ein geschlossener Briefumschlag, der den vollen Namen und Wohnort Beates trug und versiegelt war. Auch das noch! Nein, Arnold, ich bin schon sehr bescheiden geworden, ich dränge mich nicht in eure letzten Geheimnisse!

Und an Arnolds Arbeitstisch, an dem sie nie zu sitzen und zu schreiben gewagt hatte, unter dem Bild der Himmelswiese, teilte sie Beaten in kurzen Worten mit, was geschehen, und kündigte zugleich für die nächsten Tage ihren Besuch an. Dann faltete sie das Blatt,

legte Arnolds Brief hinein und sandte beide in gemeinsamer Hülle an Beate.

Das Mädchen führte Magda in das Gartenzimmer und bat, zu warten. Feiner Liliendurft wehte ihr entgegen, und sie erblickte — doch immer noch überrascht — das Gartenzimmer von daheim. Ein großer Raum mit einem einzigen gewaltigen Fenster, an das von innen sich Efeuranken emporwanden, lichte Möbel mit schönen, großblumigen Stoffen bezogen, Rosentapeten, köstliche alte Bilder, alles umwoben von Liliendurft. Da standen — natürlich in alten, edelschlichten Zinnkrügen — die feierlichen weißen Riesenblumen. Sie hörte Arnolds Stimme noch: »Kind, Lilien kann man doch nur in alte Zinnkrüge stellen ...«

Neben dem Fenster eine offene Tür, und von dort wenige Stufen in den Park hinab, aus dem das leise Murmelplätschern eines Springbrunnens tönte.

Oh, es war alles richtig! Arnold hatte in seinem Landhaus dieses Gartenzimmer mit einer verblüffenden Ähnlichkeit wiedererstehen lassen. Und wenn kein Mensch begriff, warum er durchaus im Garten einen Springbrunnen haben mußte, der so gar nicht zum Stil des Hauses paßte und fast lächerlich wirkte — hier war die Ursache. Magda wußte, daß im Brunnenbecken da draußen Seerosen schwimmen mußten ... es war selbstverständlich, aber es lockte sie doch, zum Fenster zu gehen und hinauszublicken: der feine Strahl des Brunnens bestäubte die weitoffenen Kelche weißer Seerosen ...

Es war tief still in dem anscheinend sehr großen Park. Die ganze träumende Ruhe eines Sommervormittages in einer kleinen, stadtfernen Siedlung berühmter Schauspieler und Sänger, Maler und Schriftsteller umgab den Garten mit den mächtigen alten Bäumen, deren sonnbestrahlte und durchglühte Blätter grüngolden funkelten und leuchteten und alles empfangene Licht mit vollen Händen in das helle, offene Rosenzimmer warfen, das dadurch ein Teil des Gartens zu werden schien und Magda in eine so traumhaft süße, versonnene, glückselige und tiefbefreit ruhige Stimmung versenkte, daß sie sich ihr, wie ein gequältes Kind den tröstenden Mutterarmen, hingab ...

Ein leises Geräusch ließ sie sich wenden. Und da kam sie ihr entgegen: in einem lichtblauseidenen Morgengewand, mit kleinen, schwebenden Schritten, die Arme an den Ellbogen leicht erhoben, das Haupt mit den schwarzen Haaren unmerklich zurückgelegt, ein feines Lächeln auf den blassen Lippen: Madonna Beatrice ...

Magda wunderte sich nicht im mindesten, daß ihre Lippen halblaut ein weiches, inbrünstig zärtliches »Madonna« sprachen und so Arnolds letzten Liebesgruß derjenigen zurückgaben, der die letzten Träume des Sterbenden gehört hatten. Es war ganz selbstverständlich, dieses Wort zu sagen, als die unwirklich anmutende Erscheinung Beates auf sie zukam.

Im ersten Augenblick dünkte sie Magda nicht *sehr* schön; aber dann wurde sofort der ganze Zauber einer einzigartigen, unsäglichen Persönlichkeit wirksam und ließ sie sogar hinreißend schön und königlich erscheinen.

Man konnte unmöglich sagen, wie alt sie sei. Wohl durchschimmerten das volle schwarze Haar etliche Silberfäden, die aber kaum den eilenden Jahren entstammten, und die warmleuchtenden Braunaugen waren von feinen Fältchen umzogen. Aber es ging ein Glanz unbesieglicher Jugend von dieser königlichen Frau aus, der an kühles Quellwasser gemahnte und ihr verbleiben mußte für alle Zeit.

All dies umfing Magda mit einem einzigen Blick, während Beate auf sie zukam. Und als Beate sie nun mit einem leichten Nicken und einem fast unmerklichen Freundlicherwerden des blassen Lächelns begrüßte, wehte ihr ein leiser Hauch von Veilchen entgegen ...

Einen Augenblick noch standen die beiden Frauen sich gegenüber, dann wurde Beatens Lächeln ganz warm und goldensonnig, sie hob leise die feinen Arme und schlang sie um Magdas Schultern und küßte sie wie ein Hauch auf die Stirn. Und in diesem Augenblick schmolz alles, was Magda noch etwa an Groll, Anklage und Bitternis in sich tragen mochte, dahin, sie begriff alles, was geschehen war, und es wurde ganz still in ihr.

Beate wies mit einer leichten Handbewegung auf einen tiefen Armsessel und ließ sich ihr gegenüber gleichfalls nieder. Ihr ganzes, unendlich ruhiges und feierlich getragenes Wesen wäre an jeder andern Frau künstlich und komödienhaft erschienen. — Beaten aber war es völlig gemäß und natürlich, so daß Magda ein andres Gehaben an ihr als völlig

unmöglich und störend empfunden hätte. Sie ließ sich in den weichen Sitz zurückgleiten und schloß für einen Augenblick tiefen Aufatmens die Augen. Sie hörte das murmelnde Plätschern des Brunnens, die Lilien dufteten leise, und irgendwo, fühlte sie, mußten blühende Jasminzweige stehen und das Weiß ihrer Kelche aus dem dunklen Grün der Blätter leuchten lassen.

Und dann richtete sie sich ein wenig auf und sah Beaten in die braunen Augen. »Sie werden nicht wissen, warum ich gekommen bin ...«

»Doch! Ich konnte es erwarten, auch ohne Ihre Ansage. Sie mußten doch wissen wollen, wie die Frau aussieht, der Arnold so lange Jahre gehörte ...«

»Schrieb er Ihnen das — ich meine, daß er Ihnen auch während unsrer Ehe gehörte?«

Beate lächelte leise. »Auch. Aber selbst wenn er es nicht geschrieben hätte, meinen Sie denn, ich hätte nicht gewußt, daß unsre Liebe der Grundton seines Lebens bleiben würde? — Denken Sie doch nur: wir lebten zehn Jahre ganz eins im andern, in innigster Gemeinschaft, dann war er ein Jahr allein — ich meine, wir lebten in verschiedenen Orten, dann wurden Sie seine Frau und hatten ihn drei Jahre lang. Sie sehen, es ist ein ungleiches Verhältnis ...«

Eine kleine Pause entstand. Magda begann zögernd: »Sie wissen doch nicht alles, warum ich kam ... Ich will meine Seele zurück von Ihnen.«

»Nun verstehe ich Sie aber wirklich nicht mehr ganz, Frau Magda ...«

»Ich weiß ja nicht, was er Ihnen geschrieben hat, ob er Ihnen alles sagte, was ich vor wenigen Tagen erst erkannte ... ich bin ja nicht mehr ich selbst, er hat mich ja ganz verwandelt, in S i e hat er mich verwandelt! Alle Eigenheiten nahm er mir langsam, aber so unerbittlich grausam, eine nach der andern, wie man von einer Rose die Blätter abtrennt, eines und wieder eines, und gab mir dafür andre, die mir fremd waren, völlig fremd, von denen ich nur wußte, daß sie ihm lieb seien — und so wurden sie mir auch lieb — nur deshalb, und endlich vergaß ich, daß sie mir nicht von Anfang an gehörten, und sie wurden Teile meines Wesens selbst. Ich lernte Worte, die ich früher nicht gekannt, weiche, zärtliche Worte, die mir nicht sagten, was ich fühlte — aber schließlich lernte ich fühlen, was sie sagten ... Ich mußte Farben meiner Kleider, die ich liebte, vergessen und Farben lieben lernen und Blumen, die ich vordem nicht mochte — ich habe den Jasmin früher nicht leiden können, sein Duft war mir zu schwer und weich, ich mochte die Lilien nicht im Zimmer haben — nun mußte ich lernen, alle Räume unsers Hauses mit diesen Blumen zu schmücken und mit weißen Rosen — und alle, die ich so sehr geliebt, die frischen Feldblumen, die gelben Narzissen, den Türkenbund und die nickenden Kaiserkronen, die durften nicht mehr bei mir sein ... Und er fand es so schön, wenn die Frauen beim Gehen die Arme leicht in den Ellbogen erhoben tragen — nun sah ich Ihr Bild von der Himmelswiese und sah Sie vorhin mir entgegenkommen, und ich weiß nun, warum er es liebte ... Alles, was an mir Eignes war, hat er mir genommen und setzte andres dafür, das mir fremd war, das erst an mir hing, wie ein erborgtes, nicht passendes Kleid, das aber dann langsam und sicher meine Gestalt — die leibliche wie die geistige — änderte und verwandelte, ohne daß ich es merkte, bis vor wenigen Tagen, da ich fand, in wen er mich verwandelt — und heute sah ich das Urbild, dessen elende, leere, und nun, da er tot ist, so völlig zwecklose Kopie ich geworden bin ...

Und darum kam ich her: geben Sie mir meine Seele wieder! Ich bin ja nichts mehr heute — was ich war, kann ich nicht mehr werden, das ist tot —, und was ich durch ihn wurde, ist nun ein quälendes Nessusgewand, eine immerwährende, brennende Scham — Sie müssen doch Mitleid mit mir haben, Sie sind doch die Ursache meines Jammers! — warum haben Sie ihn nicht bleiben lassen — da, wo er glücklich war — bei Ihnen!«

Beate hatte tiefernst zugehört, die Wange leicht in die schmale, blasse Hand gestützt. Nun hob sie langsam das Gesicht und sah die andre an mit den dunklen Braunaugen.

»D a s wußte ich nicht, Frau Magda. Zumindest nicht klar. Und jetzt erst verstehe ich seinen letzten Brief völlig: daß ich um ihn war in all den Jahren seiner — Verbannung. Ich habe schuldlos eine schwere Schuld auf mich geladen! — Wie soll ich Ihnen Ihre Seele wiedergeben? — Lieben Sie ihn noch, Magda?«

Magda errötete wie ein Mädchen, das

noch und für immer!« sagte sie mit gesenktem Kopf.

»Und warum wollen Sie dann nicht bleiben, wie Sie sind — geworden sind, da Sie doch wissen, daß er Sie so geliebt, wie Sie nun waren in der letzten Zeit?«

In Magdas Augen flammte es auf, wie im Zorn röteten sich die blassen Wangen: »Liebte er denn mich? Je mich? — Immer nur doch liebte er Sie, Sie in mir ... Wenn er mich in den Armen hielt, sah er über mich weg ins Leere und sah immer nur Sie. Meine Liebesworte, alles, mit dem er meine Seele behängt hatte, täuschte ihm nur Sie vor — mich sah er nicht einmal ... Ich durfte ihn in der Zeit der — Verbannung an Sie erinnern, wie der Veilchenduft und die Lilien und der Jasmin — glauben Sie denn, daß er mich nur eine Stunde in den drei Jahren unsrer Gemeinschaft liebte? Was sage ich von Gemeinschaft — wir hatten nie etwas miteinander gemein, er fühlte meine Liebe keinen Augenblick ...«

Beate senkte das Haupt wieder mit jener unsagbaren, langsamen Feierlichkeit, die Arnold so sehr geliebt hatte an den Frauen, und nun legte sich eine Stille zwischen sie, von der sie beide wußten, daß es die letzte war, nach der kein tröstendes Wort mehr kommen konnte ...

Beate hob ganz langsam das Gesicht wieder, aber ihre Augen blickten an Magda vorüber durch das große Fenster in den Garten, dessen Wege sie einst mit ihm gegangen war. Und ganz unmerklich hatte sich eine fremde Unnahbarkeit um sie gebreitet wie ein königlicher Mantel.

»Wenn es so ist, Frau Magda ...« Sie stand langsam auf: die Lilien in den alten Zinnkrügen dufteten betäubend süß, und die Blüten des Jasmins leuchteten aus dem Dunkel grüner Zweige. Und wie sie nun an Magda vorüberschritt — die Arme leicht an den Ellbogen erhoben, wie Arnold es an den Frauen so sehr geliebt hatte —, wehte ein zarter Veilchenduft aus ihren leise rauschenden Gewändern zu Magda herüber. Mit kleinen schwebenden Schritten, die den Boden kaum berührten, ging sie zur Tür und blickte in den sonnendurchfluteten Garten hinaus, von dem her das stille Plätschern des Springbrunnens tönte.

Magda sah ihr nach und glaubte ihr eignes Bild zu erblicken. Ihre Rolle war zu Ende; die beiden waren immerzu eins gewesen — und nun, nun kehrte er nach kurzer Trennung wieder zurück in die Arme seiner unvergeßlichen Geliebten, bei der seine Seele immer geweilt — sie selbst hatte ihn ihr zurückgegeben! —, und sie waren wieder so völlig und ganz geeint, wie nur je in den innigsten Stunden, und für Fremde war nun kein Platz mehr zwischen ihnen ...

Sie erhob sich und verließ lautlos das Zimmer.

Die Frühlingslegende

Unsre Liebe ist eine Frühlingslegende,
Und die Heilige bist du.
Es schütteten deine Mädchenhände
Veilchen in meine Ruh'.

Ich stand in den blauen, seligen Fluten,
Ein anderer denn zuvor;
Das gab ein süß Ineinandergluten ...
Und wir gingen aus güldenem Tor.

Landauf, landab hat es uns getrieben.
Ich ward ein sehnender Mann.
Und was ich getan und geschrieben,
Hab' ich von dir empfahn.

Unsre Liebe ist eine Frühlingslegende,
Und die Heilige bist du.
In Rosen bette ich deine Hände
Und küsse sie immerzu.

Reinhold Braun

H. E. Linde-Walther: Spielende Kinder

J. C. Schultz: Lange Brücke in Danzig

Danzig und das Ratsherr-Johann-Uphagen-Haus

Von Wilhelm R. Jahn
Assistenten am Stadtmuseum in Danzig

Der Friedensvertrag, durch den Danzig vom Deutschen Reiche getrennt und zur freien Stadt gemacht wird, deren Vertretung in der äußeren Politik durch Polen geschieht, weckt Erinnerungen an seine alte Geschichte, die sich bis in das Jahr 997 zurück verfolgen läßt und beredtes Zeugnis für sein Deutschtum ablegt. Die kulturelle Entwicklung Danzigs beginnt in jener Zeit, da Danzig die Hauptstadt des östlichen Pommerns oder Pommerellens war und von den »Herzögen von Danzig«, einem mächtig gewordenen alten pommerellischen Adelsgeschlecht, beherrscht wurde. Sie begünstigten die Ansiedlungen der Ordensgeistlichen — der Zisterzienser und Prämonstratenser —, gestatteten die Errichtung der Klöster Oliva, Zuckau und Pelplin und gewährten den lübischen schiffahrttreibenden Kaufleuten, die nach der Abschüttelung der dänischen Herrschaft mit Danzig in rege Handelsbeziehungen traten, mancherlei Vorrechte. Als die Herzöge von Danzig ausstarben und der Markgraf von Brandenburg zum Erben eingesetzt war, entbrannte zwischen ihm und dem Polenkönig ein grimmiger Streit, der damit endete, daß die polnische Besatzung der Stadt den immer mächtiger werdenden Deutschritter-Orden um Hilfe anrief, der die von den Brandenburgern belagerte Stadt im Jahre 1303 entsetzte, dann aber auch im blutigen Straßenkampf die Polen vertrieb und die Stadt zur Anerkennung seiner Oberhoheit zwang. Nun blühte Danzig unter dem starken Schutz des Ordens, dessen Brüder aus Gegenden Deutschlands mit höherer Kulturstufe als die des Ostens kamen, machtvoll empor, da es auch viele Privilegien, besonders eine fast unbeschränkte Selbstverwaltung, genoß. Nach und nach entartete jedoch der Orden und übte zügellose Willkürherrschaft aus, so daß sich die preußischen Stände gezwungen sahen, sich unter den Schutz Polens zu begeben. Sie behielten aber anfangs noch ihre Unabhängigkeit, bis sie durch den Staatsstreich zu Lublin (1569) widerrechtlich unter polnische Oberhoheit gelangten.

Trotz allen ungünstigen Verhältnissen wuchs und gedieh diese macht- und kraftvolle Stadt. Der Handel mit dem weiten Hinterland, der nun zu dem Überseehandel hinzukam, vergrößerte ihren Reichtum. Danzig erlebte im 17. und 18. Jahrhundert seine höchste kulturelle Blüte. Auf der Mottlau, einem Nebenfluß der Weichsel, der die Stadt durchfließt, herrschte regstes internationales Leben. Zu den deutschen Seeschiffen, an denen auf schwarzer Tafel zu lesen war: »Will's Gott nach Königsberg«, »Will's Gott nach Petersburg«, »Wills Gott nach Memel«, kamen solche aus England, Schweden, Norwegen, Dänemark, Holland, ja sogar aus Spanien und Portugal, die mit hohen Masten und geschwellten Segeln in den Hafen einliefen. Dazwischen sah man unzählige flache, floßartige Fahrzeuge, die mit einem niedrigen Bord umgeben waren und von mehr als hundert dicht hintereinander auf Bänken sitzenden Schimkys stromabwärts gerudert wurden. Es waren polnische Getreideschiffe, die in jedem Frühjahr mit dem Steigen der Weichsel ihre Fahrt nach Danzig antraten, nach dem Ausladen zerschlagen wurden, und deren Mannschaft nun zu Fuß den weiten, mühsamen Weg zurückgehen mußte.

Johanna Schopenhauer beschreibt in ihrem Büchlein »Jugendleben und Wanderbilder« die Schimkys, die man auch Flissen nannte, als starkknochige, mulattenartig gebräunte, hagere Gestalten in Pantalons von gröbstem, ungebleichtem Leinen, einem gleichartigen Kittel, der durch einen Strick an den Hüften gegürtet war, mit großen, selbstverfertigten Strohhüten und hölzernen, mit starken Nägeln dicht beschlagenen Sohlen, die sie unter den nackten Fuß banden. — Eisenbahnen gab es damals noch nicht, dafür brachte die Post anfangs seltener, später, gegen Ende des 18. Jahrhunderts, täglich viele wohlangesehene Fremde durch die Tore der Stadt.

Die regen Handelsbeziehungen mit andern Ländern übten auch auf die Kunst Danzigs großen Einfluß aus. Während in der Ordenszeit die monumentalen Ziegelbauten der Kirchen, des Rathauses und des Artushofes entstanden, brachte die Reformation einen neuen Geist, der die bürgerliche Pracht der deutschen Renaissancekunst und des Barocks zur schönsten Blüte kommen ließ. Der Danziger Patrizier bedeutete hier dasselbe, was die alten vornehmen Adelsgeschlechter in Florenz waren; er fühlte sich ihnen gleich und baute sich prunkvolle Häuser, ähnlich denjenigen, die er auf seinen Reisen in Italien, England oder Holland gesehen hatte. Bei der Anlage der Straßen war der Orden dem Laufe der Mottlau gefolgt und hatte den Baugrundstücken, des sumpfigen Geländes wegen, nur eine geringe Breite gegeben, die nicht mehr als eine Zwei- oder Dreifensterfront erlaubte. Da sich die Danziger Patrizier also keinen

Daniel Chodowiecki: Beischläge in Danzig (1773)

breiten Palast bauen konnten, schmückten sie ihre Häuser mit allegorischen Gestalten, erzählenden Reliefs und Medaillons mit römischen Köpfen und ließen sie »außwendig mit Farben und Gold bemalen«. Die Giebel, die ihre Front der Straße zukehrten, wurden auf das reichste verziert. Etwas durchaus Eignes, das sich nur ähnlich in andern Städten gleicher Gegend findet, schufen sie in den »Beischlägen«, einem Vorbau, gewissermaßen einer Terrasse, zu der eine Treppe hinanführte, die als Geländer Eisenstangen mit Steinpfosten oder großen Granitkugeln am Ansatz oder kunstreiches Schmiedewerk in Verbindung mit Messing hatten. Über diesen Beischlag gelangte man in die Diele oder den Hausflur, der in der Barockzeit ganz besonders reich ausgestattet wurde. Der schönste Schmuck dieses großen und mächtigen, durch hohe Fenster erhellten Raumes war ein riesiger zweitüriger Schrank, oft mit üppigem Schnitzwerk und reichen Profilen oder bunter Elbinger Einlegearbeit verziert, der sogenannte Dielenschrank. Große, schöngeformte Delfter Vasen über den Verkröpfungen verstärkten den Eindruck norddeutscher Wohlhabenheit. Der Fußboden war mit Steinplatten belegt, die Wände mit blinkenden Fliesen verkleidet, welche die Seeschiffe bei ihrer Rückkehr von Holland häufig als Ballast mit sich führten. Eine prächtige Wendeltreppe, mit reichgeschnitztem Geländer und einer Wächterfigur in Gestalt eines antiken Kriegers am Treppenansatz, führte zu dem oberen Stockwerk. Eine solche Danziger Diele ist uns im Danziger Rathause erhalten geblieben. Um das schmale, aber tiefe Baugrundstück auszunutzen, errichtete man noch ein oder zwei Hintergebäude, die meistens Geschäftszwecken dienten und von einer Parallelstraße auch einen Zugang hatten. Schmale Seitenflügel, welche die dazwischenliegenden Höfe noch verkleinerten, stellten die Verbindung her.

J. C. Schultz: Alt-Danziger Diele

Als gegen Ende des 17. Jahrhunderts die französische Kultur in den durch die Renaissance und das Barock wohlvorbereiteten deutschen Landen Eingang fand, wußte sie sich auch in das konservative Danzig einzuschmeicheln. Das wuchtige, grandiose Barock mußte dem graziösen Rokoko weichen, und nun ließ mancher Patrizier sein Haus »modernisieren«.

Zu dieser Zeit wohnte in Danzig ein angesehener und wohlhabender Bürger, der Ratsherr Johann Uphagen (geb. 1731), der einem altadligen Geschlecht entstammte, das mit manchem andern wegen seines Glaubens aus den Niederlanden fliehen mußte und in der freien Stadt Danzig Aufnahme fand. In ihnen erhielt sie fleißige, strebsame Bürger, die auch manche ganz neue Art gewerblicher Tätigkeit und vervollkommnetere Technik der alten Handwerkszweige mitbrachten. Väter und Urgroßväter der Uphagen waren Kaufleute gewesen, und es ist erklärlich, daß es Johann nicht leicht fiel, die

Erlaubnis zum Studieren zu erhalten. Aber endlich hatte der Vater seinen Bitten nachgegeben, und im Jahre 1751 brachte ihn die Extrapost nach Göttingen, das er nach dreijährigem Studium der Rechte verließ, um eine Reise nach Holland und Paris zu machen. Er besuchte die Bildergalerien, die Naturalienkabinette, die Bibliotheken und hatte ein offenes Auge für alles Neue. Als er nach Danzig zurückgekehrt war, erhielt er am 3. Januar 1763 das Jawort seiner Jugendgeliebten und schrieb in sein Tagebuch: »Am 4. Januar überreichte ich meiner Geliebten meine ersten Brautgeschenke.«

Nach der Hochzeit wohnten sie eine kurze Zeit im Hause ihrer Mutter und bezogen dann das inzwischen für sie eingerichtete Haus am Langen Markt neben dem Artushof. Aber nach kaum dreijähriger Ehe starb die von Kindheit an zarte Frau. Diesen Verlust, den der Witwer nicht zu überwinden vermeinte, machte seine zweite Frau Abigail geb. von Borckmann, die er 1769 heimführte, wieder gut. Als fünf Jahre danach sein Vater starb und ihm ein großes Vermögen hinterließ, verwendete er einen Teil davon, um sich ein seinen Verhältnissen entsprechendes Haus zu errichten. Seine Wahl fiel auf ein Grundstück in der Langgasse, auf dem bereits ein Vorderhaus mit zwei Hintergebäuden stand, die in ihrem damaligen Zustande seinem verwöhnten Geschmack natürlich nicht zusagten. Er entwarf eigenhändig Pläne für den Umbau und die Wiederherstellung der Gebäude und schloß mit dem Baumeister Johann Benjamin Dreyer einen Vertrag, nach dem dieser bis zum nächsten Dominik — wie die Messe noch heute in Danzig genannt wird — das neue Heim fertigstellen sollte.

Aufn. Gottheil & Sohn, Danzig

Das Uphagen-Haus

Aber welche Umwälzungen mußten dafür vor sich gehen! Durch das vorhandene Haus an die Dreifensterfront gebunden, und vor allem durch ein den Danzigern eignes Gefühl vornehmer Zurückhaltung bestimmt, das ein gegenseitiges Überbieten im Prunkvollen ausschloß und Straßen von größter Einheitlichkeit und zugleich persönlicher Kultur im einzelnen, wie die Langgasse, entstehen ließ, erlitt die Front nur geringe Änderungen. Und doch wird hier die Front durch Wandpfeiler und durch die Umrahmung der Fenster in leise vor- und zurückschwingende Flächen rhythmisch geteilt, im Gegensatz zu den andern glattwandigen Fassaden. Die Fenster, die durch die vielen kleinen Scheiben so lustig wirken, wurden gerade übereinander gesetzt und nur der Giebel abgebrochen. Dieser wurde durch einen neuen, »modernen« ersetzt und die Mitte des Giebels durch den Namenszug J U und die Jahreszahl 1776, »alles verguldet«, geschmückt. Der ganze Vorgiebel wurde dann mit einer hellen, fröhlichen Steinfarbe überstrichen.

Über den Beischlag gelangte man zu dem

Aufn. Gottheil & Sohn, Danzig

Diele im Uphagen-Haus

Aufn. Gottheil & Sohn, Danzig

Hangelstube im Uphagen-Haus

Aufn. Gottheil & Sohn, Danzig

Empfangssaal im Uphagen-Haus

Aufn. Gottheil & Sohn, Danzig

Speisesaal im Uphagen-Haus

Eingang, der nun auch eine neue, mit Rokoko-Ornamenten geschmückte Tür erhielt. Die Diele oder, wie man damals sagte, der »Hausflor« war auch hier ein großer und weiter Raum, der durch zwei hohe Fenster neben der Tür und einem Oberlicht über dem Eingang reich erhellt wurde. Das ernste, monumentale Barock der alten Danziger Diele sagte dem modernen Empfinden des Bauherrn nicht zu, und so erfuhr die Diele manche Veränderung. Die Fliesen des Fußbodens wurden entfernt und dafür »getäfelte Wasserdielen« eingelegt, die Wände mit einer niedrigen Holzbekleidung bedeckt und in lichten Farben bemalt. Um Raum zu gewinnen, wurde in der Längsrichtung der Diele ein Teil für die »Vorstube« abgetrennt, die aber nur die halbe Dielenhöhe einnimmt und, was das Lustigste ist, zwei Fenster nach der Diele zu hat. Die wuchtige Wendeltreppe des Barocks paßte nicht zu dem zierlichen Rokoko und mußte deshalb einer schlichteren, aber bequemeren weichen. In ihrer vornehmen Geräumigkeit erinnert sie an die breiten, geraden Palasttreppen Italiens; doch beginnt sie noch mit einer kräftigen Schwingung, kehrt aber zum Schluß aus Raummangel in die alte Form der Wendeltreppe zurück.

Aufn. Gottheil & Sohn, Danzig

Eß- und Wohnzimmer im Uphagen-Haus

In halber Höhe der Treppe wurde das »Gesimse« an der hinteren Wand der Diele entlang gezogen, das zu dem reizvollsten Winkel des Hauses führen sollte, der Hangelstube, die besonders anheimelnd für die Hausfrau ausgestattet werden sollte. Und es wurde ein Raum von ganz intimem Reiz. Ein weiß und grün glasierter Kachelofen erwärmte behaglich das niedrige Zimmer, ein bequemes Sofa winkte einladend, und die singende Teemaschine wetteiferte mit den Malereien an den Wänden in ihren Erzählungen aus dem Ursprungslande des Tees. Fenster mit strahlend weißen Gardinen zu beiden Seiten eines leichtgeschwungenen Erkers spendeten reichliches Licht. Die eintretenden Gäste konnte die Hausfrau vom Fenster des Erkers aus sehen, der sich leicht in die Diele hineinschwingt und mit anmutigen Rokoko-Ornamenten, dem stilisierten Muschelwerk, geschmückt war.

Im ersten Stockwerk befand sich nach der Straße zu ein sehr hoher, heller Raum, der die ganze Breite des Hauses einnahm. Er wurde der Festsaal, den bei Feierlichkeiten fröhliches Leben erfüllen sollte. Seidene Tapeten wurden ausgesucht und Nischen in die Wände eingebaut. Aber erst zwölf Jahre später (1787) war der Raum vollendet und sah seine ersten Gäste, Damen mit seidenen Reifröcken, Stöckelschuhen und gepuderten Perücken und Herren in der Werthertracht. Zahlreiche Kerzen in prächtigen Kristall-leuchtern verbreiteten strahlende Helle und ließen das Weiß der goldabgesetzten Türen,

Aufn. Gottheil & Sohn, Danzig

Musikzimmer im Uphagen-Haus

Nischen und Möbel noch blendender, das Rot der seidenen Tapete noch leuchtender erscheinen. Ein schlichter weißer Kachelofen mit einfachen goldenen Verzierungen in der einen Nische verbreitete wohlige Wärme, und eine traulich tickende, seltsame Urnenuhr in der andern ermahnte zum fröhlichen Genießen der Festtagsfreuden. Aber trotz aller Pracht war eine Überladung vermieden. Wohlhabenheit und guter Geschmack hatten einen Raum geschaffen, der die Sorgen des Alltags vergessen ließ und festliche Stimmung verbreitete.

Diesem Zimmer gegenüber, nur durch das Treppenhaus getrennt, lag ein ebenso großes, das, auch noch Gesellschaftsraum, zum Speisesaal bestimmt wurde und ebenfalls, wie der Festsaal, Nischen erhielt. Die übrige Ausstattung war nicht so prunkvoll.

Von diesem Saal aus gelangte man in die Zimmer des Seitenflügels, die als Rauch-, Lese- und Musikzimmer benutzt werden sollten. Hier konnte sich die Kunst des biederen Baumeisters und der Handwerker entfalten. Nischen mit hohen Kaminen entstanden. Decken, Wände und die Spiegelfelder der Türen wurden durch leicht aufgelegten Stuck aufs köstlichste mit übermütigen Rokoko-Ornamenten verziert und bemalt; Blumen lachten in leuchtendsten Farben im fröhlichen Wettstreit mit buntgefiederten Vögeln, und im Musikzimmer begleiteten die gemalten Geigen, Flöten und Trompeten die am Spinett sitzende Hausfrau.

Diese Räume mündeten in das Wohnzimmer, das zweckentsprechend schlichter eingerichtet wurde, aber nicht ohne »zierlich gegipste« Decken und schöne, geschmückte Türen blieb. Dieses Wohn- und Eßzimmer stand mit der darunterliegenden Küche und den darüberliegenden Schlafräumen durch Treppen in Verbindung und gewährte einen Blick in den malerischen Hof, dessen Springbrunnen nun von Delfter Flie-

Aufn. Gottheil & Sohn, Danzig

Küche im Uphagen-Haus

sen und bunten Blumen umgeben wurden.

Auch die übrigen Räume, die dem Gesinde zugedacht oder als Lagerräume benutzt werden sollten, wurden erneuert, zum Teil abgebrochen und neu aufgeführt.

Als dann Johann Uphagen am 16. Oktober 1779, abends nach 6 Uhr — wie er in sein Tagebuch schrieb —, seinen Einzug in das neue Haus hielt, konnte er zufrieden sein. Es war eine Perle des Rokoko, ein Zeugnis für Danzigs und seiner Patrizier Reichtum und Kunstsinn. Bei seinem Tode im Jahre 1802 — er starb kinderlos, und seine Frau Abigail war ihm bereits vorangegangen — vermachte Uphagen sein Haus der von ihm gestifteten Ratsherr-Johann-Uphagenschen Familienstiftung als unveräußerliches und unantastbares Familienstück. Nun sah es mehrere Generationen kommen und vergehen, bis es immer mehr verwaiste, da sich seine Bewohner aufs Land zurückgezogen hatten. Nur zweimal im Jahre, an den beiden Familientagen der Uphagen erwachte es für kurze Zeit aus seinem Dornröschenschlaf.

Aufn. Gottheil & Sohn, Danzig

Hof des Uphagen-Hauses

Durch die hochherzige Schenkung eines Sohnes der Stadt Danzig wurde es vor einigen Jahren ermöglicht, dieses Kleinod des Rokoko wieder zu entfalten. Die Stadt mietete das Uphagenhaus mit der gesamten Inneneinrichtung, die noch zu einem großen Teil in ihrer Ursprünglichkeit erhalten war. Der Beischlag war zwar im Laufe der Zeit dem Verkehr zum Opfer gefallen. Auch im Inneren hatte sich einiges, dem Geschmack des jeweiligen Bewohners entsprechend, geändert. Man mußte dickaufgestrichene Leimfarbe entfernen, um die zarten Malereien und die zierlichen Stuckarbeiten wieder aufzudecken. Die Front erhielt eine helle, fröhliche Farbe, so daß sie lebhaft von ihren grauen Nachbarn mit den großen Kaufläden absticht. Aber wenn wir eintreten in dieses »verwunschene Schloß«, dann bleibt Straßenlärm und Großstadtgetriebe weit hinter uns. Der Geist vergangener Zeiten umweht uns, der Geist des Rokoko. Der Speisesaal ist uns nicht in seiner Ursprünglichkeit erhalten geblieben. Ein Nachfolger Johann Uphagens hat ihn gewiß später umgebaut, die Nischen entfernt und die alte Einrichtung durch die noch heute vorhandene ersetzt. Da sehen wir in der Mitte des Zimmers, unter einem prächtigen Kristallkronleuchter, einen großen runden Tisch, geziert mit einer blauweißen Beiderwanddecke, auf der einige Kristallgefäße aus dem Reichtum Uphagenschen Tischgeschirrs stehen. Eine englische Anrichte und ein Eckschrank mit alten Danziger Silberarbeiten erregen unsre Bewunderung. Die Küche, zu ebener Erde im Seitenflügel gelegen, enthält noch heute Frau Abigails Wirtschaftsgegenstände. Von den Einrichtungsgegenständen aus den übrigen Räumen ist uns nichts erhalten geblieben. Doch hat man versucht, die alte Wohnlichkeit und den Eindruck, der die Wünsche und Ziele des Bauherrn erkennen läßt, wiederherzustellen.

Aus Pommern

Rudolf Odebrecht

Drei Briefe an den Künstler von Dr. Rudolf Majut

Mit zwölf Abbildungen nach Radierungen von Rudolf Odebrecht (Verlag von Stiefbold & Ko. in Berlin W 35)

Die Angelegenheit muß unbedingt klargestellt werden. Sind Sie das, oder ist das ein Namensvetter von Ihnen? Aber Sie wissen noch gar nicht, was ich will. Nächst dem einen Erstaunen über meinen energischen Briefanfang werden Sie wohl noch ein zweites darüber empfinden, daß ich nach so viel Jahren des Schweigens wieder an Sie schreibe. Also hören Sie! Ich besuche neulich eines befreundeten Malers wegen die Bilderausstellung im Künstlerhause und finde dort einen Mitteltisch mit fesselnden Radierungen, die den Namen Rudolf Odebrecht tragen. Die Sachen waren fein, und ich besah sie recht genau, dachte aber zunächst nur an eine zufällige Namensgleichheit, bis ich an das famose Selbstbildnis kam. Sie sind freilich in diesen Kummerjahren älter geworden und haben Ihre Barttracht geändert, aber Sie sind es doch? Oder sind Sie es nicht? Lieber Freund, zugleich mit dieser Frage müssen Sie mir schleunigst eine zweite beantworten, die mich nicht minder quält: Wie kommen Sie um aller Heiligen willen von der Philosophie zur graphischen Kunst? Meinen Sie, ich hätte unsre halbnächtelangen weltweisen Diskurse völlig vergessen und Ihre Bücher, die Sie mir immer erst auf gütliches Zureden »verehrten«, verloren? Ganz im Gegenteil! Ihr »Kleines philosophisches

Selbstbildnis des Künstlers

Wörterbuch« steht immer noch in handgreiflicher und auch handgegriffener Nähe auf meinem Arbeitstisch. Und Ihre »Beiträge zu einer Systematik des reinen Bewußtseins« bilden immer noch eine schmerzhafte Stelle in meinem literarischen Gewissen, weil ich sie — heute will ich es Ihnen offen bekennen — nicht ganz zu Ende gelesen habe. Ich bitte Sie noch nachträglich um Nachsicht. Sie wissen, welch scheuen Bogen ich um die Mathematik mache. Und Ihr Buch ficht mit dem Rüstzeug dieser von einem Schwarzalben ersonnenen Wissenschaft in unbarmherzigster Weise.

Also ganz rasch, lieber Freund, werden Sie einen Briefbogen auf Ihren Schreibtisch legen und meine doppelte Neugier stillen. Wenn uns auch der Krieg und Ihre Flucht in den Vorort eine lange Zeit körperlich getrennt haben, so grüße ich Sie darum nicht minder herzlich.

Also Sie sind es tatsächlich. Das ist schön von Ihnen, daß Sie mich nicht lange auf die Folter gespannt und noch dazu einen so reichhaltigen Brief geschrieben haben. Nun besinne ich mich freilich auch darauf, daß Sie uns einmal — Sie waren ja immer recht spärlich mit solchen Mitteilungen — von Ihrem frühverstorbenen Vater und seinen Malerfahrten nach Paris und Südfrankreich erzählten. Nur verschwiegen Sie uns damals, daß Sie in Ihrer Jugend einen tüchtigen zeichnerischen Unterricht und tiefwirkende Anregungen von Ihrem Vater empfangen hatten. Auch die Silhouetten, die Sie uns gelegentlich zeigten, fallen mir jetzt wieder ein. Ich sehe manche dieser Scherenschnitte nun wieder sehr deutlich vor mir und bewundere noch heute ihre Grazie, die sich bisweilen an ein grausiges Motiv hingab. Daß Sie diese feine und eigenartige Kunst später in die Öffentlichkeit hinausgehen ließen, habe ich freilich nicht gewußt. Was nun Ihren nicht alltäglichen Eintausch der Philosophie gegen die Graphik betrifft, so deuten Sie in der Ihnen eignen Lust am Verkriechen mehr an, als Sie aussprechen, und verhüllen das Gesagte bisweilen noch so geschickt, daß man ein wenig aufs Erraten und Kombinieren angewiesen ist. Sie sollen mir aber nicht entkommen, lieber Freund. Dazu interessiert mich

Don Quijote (Wanderung von Sancho Pansa)

der Fall viel zu sehr. Ich werde jetzt einmal versuchen, diesen psychologischen Vorgang hell zu machen und nachzuzeichnen, und Sie sollen mir in dem Antwortbrief auseinandersetzen, ob ich recht gesehen habe. Das wird Ihnen nun einmal nicht geschenkt, und da Sie ja selbst wissen, daß mich nichts als das anteilnehmende Verstehenwollen des Freundes treibt, so werden Sie sich in Ihr Schicksal fügen.

Die Sehnsucht nach künstlerischem Schaffen ergab sich Ihnen notwendig als Synthese der auf dem Wege unerbittlichen Denkens erworbenen Welterkenntnisse. Sie kamen zu dem Resultat, daß das reine Erkennen nicht immer imstande sei, den überreichen Inhalt des Lebens völlig zu erfassen. So sank die Denkerfahrung Ihnen fast zum Mittel herab, die ästhetische Begeisterung für das Geschaffene zu steigern. Oder wenn Sie aus alter Anhänglichkeit an die Philosophie das nicht gelten lassen wollen: das ästhetische Erkennen wurde Ihnen die gleichwertige Ergänzung zum intellektuellen Erkennen. Ich glaube, meine erste Annahme trifft Ihre Entwicklung noch schärfer, und im tiefsten Grunde Ihres Herzens bekennen Sie sich zu dem Ausspruch Nietzsches: »Nur als ästhetisches Phänomen bleibt die Welt ewig gerechtfertigt.«

Einen vielleicht unbewußt fließenden, doch darum nicht minder sicheren Zusammenhang glaube ich bei Ihnen zwischen der Lust am Denken und der Vorliebe für die reine Griffelkunst feststellen zu können. Sie scheuen sich vor der Farbe, weil Sie fürchten, ihre lyrische Kraft werde die Schärfe der gewonnenen ästhetischen Erkenntnis trüben. Sie fühlen sich zur Radiernadel hingezogen, weil Sie meinen, mittels ihrer den reinsten Niederschlag der künstlerischen Stimmung festhalten, den Ruf der zartesten Seelenschwingungen auffangen zu können.

Hab' ich mit meinen Ausführungen das Rechte getroffen, lieber Freund? Schreiben Sie mir darüber recht bald und seien Sie herzlich gegrüßt.

Don Quijote (Die Windmühle)

Sie versichern mir Ihre Freude über meine wohlgelungene Analyse und behaupten, daß ich mich zu sehr für Ihre Person und zu wenig für Ihre Radierungen interessiere. Sie erklären, der Mensch sei nichts, das Werk alles. Ich hätte eigentlich Lust, mich mit Ihnen ein wenig über diesen Punkt zu streiten. Da Sie aber vor allem wissen wollen, was ich zu Ihren Blättern sage, bändige ich für diesmal die Lust am Diskutieren und beschreibe Ihnen heute, **was** ich von Ihrer Kunst und **wie** ich sie gesehen habe.

Da ist zunächst eine Landschaft »**Aus Pommern**«. Der Blick gleitet über eine Dorfstraße zwischen umbuschten Häuschen in die Weite der Ebene hinein. Sparsame, zarte Striche führen in verdämmernde Ferne, deren

Anitras Tanz (Aus »Peer Gynt«)

letzte Station ein nur noch undeutlich auf-schattendes Gehöft ist. Dieses Kaltnadelblatt ist ein frühes Werk, wenn ich recht vermute. Eine feine Arbeit, aber in ihren technischen Problemen nicht ganz gelöst. Der Raum ist noch ein wenig zu flächig, noch nicht genügend von Luft durchdrungen, aber doch schon ein kleines Stück Unendlichkeit, an das sich die Seele des Betrachters gern hingibt.

Ein rechtes Kernstück ist Ihr Selbstbildnis. Wie das vorige Blatt mit der kalten Nadel radiert, bringt es in großzügiger, energischer Strichführung einen prächtig herausgearbeiteten Kopf, der in der gewollten Einfachheit der Charakterisierung an Bildnisradierungen Edvard Munchs erinnert. Technisch interessant ist hier die voll gelungene Ausnutzung des »Grates«, der das Bild die breit-weichen und doch scharf kontrastierenden Schatten verdankt.

Ein altes Lied

Mehrere der ausgestellten Arbeiten, vorwiegend die Zyklen, haben ihren Keim aus Werken der Weltliteratur empfangen. Überall, vielleicht mit Ausnahme der Faust-Blätter, haben Sie die Gefahr des Illustrativen vermieden und die wortgeformte Situation weit über das Maß einer bloßen Anregung hinaus neu erlebt und neu geschaffen. Ich beginne mit »Don Quijote«, dessen stärkste Blätter die »Wanderung mit San-

Die Pest in Bergamo
(Auf der Flucht vor der Seuche)

Die Pest in Bergamo
(Die Predigt des Mönches)

cho Pansa« und die »Windmühle« sind. Welch tiefsinnige Lebenserkenntnis schwingt in diesen beiden Szenen! Eine kaum zu überbietende Trostlosigkeit brütet um die traurige Kavalkade, die sich über die glutgepeinigte Heide schleppt. Blöcke liegen träg am Wege, ein zerzauster, ausgedörrter Baum krümmt sich kraftlos. Ritter, Knecht und Pferd trotten mit müdem Leib und stumpfer Seele dahin — nur der Esel schreitet munter und hebt vergnügt ein Ohr. Für diese unausgesprochene Daseinswahrheit sollen Sie, lieber Freund und Weltweiser, unsern besonderen Dank haben. Und wie kläglich geht es dem romantischen Erlebnissucher erst, als er die Wirklichkeit erprobt! Wie jämmerlich wird er von der erbarmungslosen Materie, von der brutalen Mechanik kreisender Latten zusammengeschlagen! Übrigens ist dieses Blatt, rein zeichnerisch betrachtet, eine virtuose Leistung. Mit einer das Groteske streifenden Kühnheit ist das senkrechte Auffsteigen des hoch beiseitegeschleuderten Pferdes gegeben, die Linien sträuben sich gewissermaßen und spritzen auseinander. Die Situationskraft des Bildes ist so stark, daß der Beschauer das Krachen des Holzes körperlich zu vernehmen glaubt.

Tod und Mädchen

Den Stoff des nächsten Zyklus haben Sie der Jacobsenschen Erzählung »Die Pest in Bergamo« entnommen, die Sie sehr begreiflich zur Nachdichtung mit der Radiernadel anregte, da sie selbst mehr eine Folge

von grandiosen Gemälden denn eine Novelle ist. In vier Bildern sind die Hauptetappen der pausenlos vorschreitenden Handlung festgehalten: das erste zeigt zwei Bewohner der Neustadt, wo die Seuche ihren Anfang genommen hat, wie sie auf der Flucht in die Umgegend am Fuße eines Hügels kraftlos niedergesunken sind. Zu ihren Häupten wurzelt eine kurzstämmige, breit verästete Weide, in plumper Häßlichkeit die Fortsetzung des trostlos zerbrochenen Paares, das in Lumpen und Elend des Endes harrt. Wie eindringlich haben Sie, lieber Freund, diese beiden Unseligen gegeneinander individualisiert! Die entkräftete, räsonierende Gebärde des hockenden Mannes und die völlige Stumpfheit des niedergeglittenen Weibes, dessen schräg fallende Linie durch die parallel laufende Höhlenöffnung und das in gleicher Richtung den Hügel hinankriechende Kraut in ihrem ganzen Jammer vor dem Auge des Betrachters betont wird. Im zweiten, nicht minder starken Bild ist die Pest nunmehr in die Altstadt eingefallen. An ihren Toren türmen sich die Leichen. Ein dichter Rabenschwarm und seltsame ausländische Riesenvögel kreisen und lauern um die Sterbenden, deren letztes Zucken sie kaum erwarten können. Von besonderer Wucht finde ich das dritte Bild, das dem Höhepunkt der Dichtung entspricht. Ein Zug fremder Flagellanten ist in die Kirche von Bergamo geschritten, und einer von ihnen, ein junger Mönch, malt den durch die Seuche völlig entsittlichten Bewohnern der Stadt mit ekstatischer Beredsamkeit die Qualbereiche der Hölle aus, zu der sie alle verdammt sind. »Er war bleich wie ein Laken, seine schwarzen Augen glühten wie Kohle, die am Auslöschen ist, und die düsteren, schmerzgehärteten Züge um den Mund waren, als wären sie mit einem Messer in Holz geschnitten, und nicht Falten in eines Menschen Gesicht.« Hinter ihm tiert aus der Wölbung die brutale Fratze des betrunkenen Fleischers, das Sinnbild des durch die Verzweiflung schrankenlos und lästerlich gewordenen Ichtriebes. Nur einen Winkel der Kirche mit nur wenigen Menschen haben Sie gegeben. Aber wie meisterlich steht dieser Ausschnitt für das Ganze! Wie leben diese Gequälten und Besessenen im Anströmen des Lichtes gegen die Schatten! Nur noch im vierten Bilde ist eine ähnlich starke Wirkung durch das Gegeneinanderwallen von Dunkel und Helle erzielt. Hier wird dieser Widerstreit zur grandiosen sinfonischen Begleitung für das übergrausige des Gegenständlichen: Christus — das Bild-

Toter Frühling

Kräuterweib

zeigt hier den Gipfelpunkt in der Bußpredigt des Mönches — reißt sich in rasendem Zorn über die unbarmherzige Verworfenheit der Menschen vom Kreuze los.

In zweien Ihrer schönsten Radierungen haben Sie das Thema behandelt, daß eine Frau zur Lust des Mannes tanzt, den sie als ihren Herrn ehrt. Vor des Königs Ahasverus Majestät — wie gewaltig wußten Sie die Halbgöttlichkeit des orientalischen Gewaltherrschersauszudrücken! — fleht Esther durch das rhythmische Spiel ihrer Glieder um die Rettung der Volksgenossen. Die Beduinentochter Anitra huldigt dem wider seinen Willen falschen Propheten Peer Gynt im verzückten Liede ihres jungen Leibes. Alles Fackellicht des Zeltes trifft den nackten Oberkörper mit den gebreiteten Armen und dem ekstatisch rückgebogenen Kopf. Die im Halbkreis herumsitzenden Musikanten und Sklavinnen — rechts von herausgehoben Peer Gynt — sind nur dunkle Folien für das Mädchen, zwingen aber zugleich durch den körperlichen Ausdruck ihres gespannten Schauens den Bildbetrachter noch stärker in den Bann des Tanzes. Auch technisch ist dieses Blatt von besonderer Sorgfalt. Grabstichel und kalte Nadel haben dem Helldunkel der Radierung eine feinste Nuancierung gegeben.

Klingerschen Einfluß glaube ich in dem Totentanzmotiv vom Knochenmann, der ein Mädchen hinwegholt, zu entdecken. Welch starkes Lebensfühlen ist in dem unerbittlichen Schritt des Gerippes eingefangen! Das Ende von Jugend und Glück, leidgesättigt und doch natürlich wie der Schatten, der an langer weißer Parkwand mitlaufen muß. Zurück bleiben Reichtum und Schönheit, der gepflegte Garten mit Tempel und Wasserschale, die ernst ragenden Pappeln und das kunstvoll geschmiedete Tor, das sich lautlos dem Räuber geöffnet hat. Er trägt die junge Beute mit festem Griff auf dem Knochenarm die Stufen hinab. Sie aber, holdselig noch im Vergehen, hat den Kopf über seine Schulter gelegt, daß Hand und Haar in toter Anmut über seine Brust fluten. Es ist eine süße, traurige Musik in dem Bild, wie sie ähnlich Hofmannsthal in seinem Spiel vom Toren und von dem Tod erklingen ließ. Menschenschicksal erzählt das Blatt vom »Alten Lied«. Ein Mann in Vagantentracht bläst, lässig an einen Baum gelehnt, auf einer Schalmei. Zu seinen Füßen horcht ein Weib, das im Sommer des Lebens blüht, auf die alte Weise. Was kettet die Frau an den Fahrenden, dessen gealterte, zerzauste Züge von einem rastlosen, harten Leben erzählen? In welcher entscheidenden Stunde klang ihnen beiden das alte Lied? Ward es dem Weibe zum Schicksal? Hinter ihnen beginnt ein breitästiger Laubbaum den Wald, der wirr und undurchdringlich ansetzt wie die

Beim Ankleiden

H. E. Linde-Walther: Kinderkopf

Zukunft der beiden. Einen starken Beitrag zur Kraft der Stimmung haben Sie hier durch Verwendung des Drucktons erzielt, der einen weichen, vollen Hauch in das Blatt bringt.

Auch das »Kräuterweib« ist ein ganzes Stück Leben, aber anders erfühlt wie die Personen des vorigen Blattes, unromantisch, herzhaft realistisch. Man denkt an Graphiken von Liebermann oder den »Blinden Mann« von Israels. Auch Rembrandts »Stelzfuß« ruft sich in Erinnerung. In einer schlichten, auf das Zeichnerische sich beschränkenden Technik ist das Bild eines alten, kräftig ausschreitenden Bauernweibes geschaffen, dem man es am Gesicht ansieht, daß es zufrieden, tüchtig und gutmütig seinen Lebensweg geht. Ein Mensch etwa wie die köstliche Jane Warwolf aus Raabes »Schübderump«.

Ein düsteres Gegenstück dazu ist die Blinde im »Toten Frühling«. Sie sieht nicht die beiden lenzlichen Birken, die die Gestalt etwas stilisierend umrahmen. In armseliger Proletarierkleidung steht sie vor dem in tieferem Hintergrund auftauchenden Massiv der Stadt und tastet mit hilflos sehnsüchtigen Händen ins Leere.

Und dann zum Schluß ein Bild leichteren Geistes. Ein junges Weib »Beim Ankleiden«: ein zierliches Bein auf einem zierlichen Boudoirsofa, ein hübsch frisierter Kopf über einem runden Nacken, das Ganze frisch und keck wie die Technik, die mit großen, flotten Strichen Frau und Möbel, Wand und Schatten hinwirft.

Überhaupt — und das muß ich Ihnen noch zum Schluß sagen — ist mir die Art, wie Sie Ihr Handwerkszeug gebrauchen, eine rechte Freude. Die Radierung, als reine Griffelkunst aufgefaßt, verlangt nach strenger Materialgerechtigkeit. Sie bedienen sich nie solcher Mittel, die über den Rahmen einer Radierung hinaus etwas andres bringen wollen, als was allein mit der Linie gesagt werden kann. Auch daß Sie Ihre Blätter selbst drucken, buche ich entschieden auf Ihr künstlerisches Haben. Die Überantwortung der Platte an einen handwerksmäßigen Drucker ist nicht zu billigen, da der Tiefdruck in seiner eigentümlichen Behandlung keinen Dualismus verträgt und die künstlerische Absicht durch geistlose Wischarbeit beim Drucken völlig erdrosselt werden kann. So wahren Sie streng die Einheit der graphischen Arbeit vom Grundieren der Platte bis zur Herstellung des Druckes.

Mein Brief ist ein wenig lang geworden. Aber ich meine, Sie werden mir darum nicht böse sein. Ich habe mir nun alles vom Herzen geschrieben, was ich über Ihre Ausstellung zu sagen hatte.

Sankt Johannes

Geneigtes Haupt. Aus Locken quillt der Frieden,
Geschlossen ist der Augen sanftes Glühn,
Dem stillen Mund ist Süße nur beschieden,
O Sankt Johannes, deine Stunden blühn!

Sie blühn wie Rosen vor der Bauern Hütten,
Wie Nacht, die auf den müden Kämpfer fällt,
Wie Pfirsichbaumes zartes Überschütten,
Wie Mohn auf eines armen Kindes Feld.

Dich liebt der Herr, dich suchen seine Hände,
Dich kosen seine Worte, süß und schwer.
Und eines Heilands Sendung ist an ihrem Ende
Vor deiner Augen großem Liebesmeer.

In deinen Augen will der Sommer leuchten,
Der Frühling will erstehn nach langer Nacht,
Der Herbst hat stumm und sterbend deinen feuchten
Goldenen Augen buntes Weh gebracht.

Ich will dich lieben, wenn die Tage wichen,
Wenn in der Nacht von ferner Bahn ein Schrei
In meine ersten Träume scheu geschlichen,
Und wenn des Wissens Jammer ist vorbei.

O lieb' auch mich! Mein Sehnen ging verloren,
Zu Asche ward der Jugend großes Glühn.
Du bist zur Liebe ewig auserkoren,
O Sankt Johannes, deine Stunden blühn!

Konrad Beste

In Lebensfluten — im Tatensturm

Roman von Artur Brausewetter

II

In seinem Arbeitszimmer in der Werft am schweren eichenen Schreibtisch saß Herr Macketatz, der Inhaber der weltberühmten Firma Max Macketatz & Ko., den sie den »Werftkönig« nannten.

Er war mit einem tadellosen schwarzen Überrock bekleidet, der das Wuchtige, fast Massive seiner Erscheinung ein wenig dämpfte. In seinen grauen Augen war bei aller Klugheit etwas Schweres, Starres, in seiner Haltung eine gewisse lastende Unbeweglichkeit.

Vor ihm auf dem Tische lagen die Eingänge der vor einer Stunde angekommenen Post. Nur die wichtigsten, die ihm persönlich vorzulegen waren, während die andern, zu vielen Hunderten eingelaufenen in den verschiedenen Abteilungen und Bureaus erledigt wurden. Eine Anzahl scharfgespitzter Bleistifte, darunter Rot-, Blau- und Grünstifte, waren zu seiner Rechten am Rande des Schreibtisches für seinen Gebrauch aneinandergereiht. Briefpapier verschiedenster Art, die dazu passenden Umhüllungen, größere und kleinere Zettel für allerlei Bemerkungen, einige wichtige Handbücher und Verzeichnisse, der aufgerollte Plan eines im Bau befindlichen Schiffes, alles lag in strengster Ordnung, übersichtlich und schnell greifbar auf dem riesigen Tische. Kein Zierat oder irgendwie entbehrlicher Gegenstand war auf ihm zu sehen, nur links in der Ecke in dunkelgrünem Holzrahmen ein weibliches Bildnis, dessen eigenartige Schönheit auf den ersten Blick einleuchtete, und in einiger Entfernung von ihm eine flache, dunkellackierte Kiste der schweren Zigarren, die er bei der Arbeit zu rauchen pflegte.

In der Nähe des Tisches standen zwei andre, ebenfalls von schwerem, dunkelgebeiztem Eichenholz, aber etwas kleiner als er. Der eine war mit Zeichnungen von Schiffen und einzelnen Schiffsteilen bedeckt, der andre mit Tabellen und Berechnungen aller Art, die ebenfalls auf das übersichtlichste geordnet waren. Die hohen Wände schmückten Modelle und Halbmodelle von Schiffen, dem Schreibtisch gerade gegenüber aber hingen zwei Bilder: ein kleines in schlichtem Rahmen, ein winziges Haus und einige Schuppen darstellend — die Anfänge der Werft, in die Macketatz vor einigen vierzig Jahren als junger Bursche seinen Einzug gehalten —, und ein großes, von einer goldenen Holzleiste umfaßt, die gewaltige Anlage stolzer und nach allen Erfordernissen der Neuzeit ausgeführter Gebäude zeigend, mit ihren Hallen, Kranen, Docks und sonstigen Einrichtungen: die Werft, wie er sie im Laufe der Jahre ausgebaut, und wie sie heute in der ganzen Umgebung ihresgleichen nicht hatte.

Herr Macketatz hatte die Eingänge durchgesehen. Jetzt drückte er den roten Knopf der elektrischen Leitung auf seinem Schreibtisch. In demselben Augenblick erschien auf der Schwelle der Tür eine untersetzte Gestalt mit eckigem Kopf und wohlgepflegtem schwarzgrauem Kinnbart: Friedrich Zubeil, sein persönlicher Diener, der den ganzen Tag bis zum späten Abend um seinen Herrn war, ihn des Morgens weckte, kalt abrieb, ankleidete, ihn dann in die Fabrik geleitete, hier vor seinem Zimmer Posten nahm, jeden Besucher und Störer seiner Arbeit fernhielt, mit ihm des Mittags zur festgesetzten Stunde nach Hause ging, ängstlich für seine Nachmittagsruhe sorgte, ihn wiederum zur festbestimmten Stunde in die Fabrik und am späten Abend nach Hause geleitete. Der wie ein Schatten ihm folgte, wohin er ging, auf allen Ausgängen, allen Wegen und Reisen, stets nur für sein Wohl und seine Gesundheit bedacht.

Auch jetzt ließ er den prüfenden Blick durch das Zimmer gleiten, das seiner Obhut anvertraut war, nahm aus einem alten Schranke einen Teller mit bereits fertig gemachten Brötchen und goß aus einer Karaffe ein wenig Portwein in ein Spitzglas. Beides stellte er auf den Schreibtisch, ohne daß es Herr Macketatz, der in seine Papiere vertieft war, bemerkte.

»Pauker!« sagte dieser kurz.

Der Diener verschwand, und Pauker, sein Sekretär, trat ein, ein schwächliches, engbrüstiges Männchen mit stumpfem, grauem Gesicht und weißen Bartstoppeln, aber mit Augen, die einen weichen Schimmer und einen

fast knabenhaften Ausdruck hatten. Er war seit zwanzig Jahren im Dienste seines Herrn und diesem unentbehrlich, weil er sich mit einem gewissen mechanischen Geschick so in dessen Gedankenwelt hineingearbeitet hatte, daß er alle Briefe und Antworten nach kurzen Weisungen ganz in dem Sinne zu schreiben vermochte, wie ihn sein Herr wünschte.

Auch heute diktierte Mackeltatz nicht, sondern warf nur dann und wann eine kurze, unstilisierte Bemerkung hin, die alles Wesentliche knapp und klar enthielt und dem mit einem kritzelnden Stifte Schreibenden für seine Vorarbeit genügend war. In einer Stunde war diese erledigt. Nun begab sich das graue Männchen in die Schreibräume und legte zwei Stunden später sämtliche eilige Briefe seinem Chef vor, der sie nur durchflog, sehr selten etwas änderte und mit seiner starken, steilen Hand seinen Namen daruntersetzte. Es war nicht die geringste Kunst und Kraft des großen Werftbesitzers, daß er sich sämtliche Angestellte und Beamte, die mit ihm persönlich zu tun hatten, durch seinen Willen und seine Energie so zu erzielen wußte, daß sie Werkzeuge in seiner Hand waren, nie etwas Eignes denken oder wollen durften, aber doch so selbsttätig unter ihm arbeiteten, daß alle ihre Verrichtungen ineinander griffen wie die Teile der Maschinen in seiner Werft, ja, daß sie schließlich alle selber zu lebenden Maschinen wurden, denen er gebot, über die er verfügte nach seinem Wunsch und Willen.

Herr Mackeltatz drückte einen neuen Knopf, und, mit einer großen Aktenmappe versehen, erschien Herr Dowe, der erste Bureauvorsteher, um seinem Herrn einen hohen Stoß der übrigen Eingänge, auch einige in den verschiedenen Abteilungen abgefaßte Schreiben und Antworten vorzulegen. Mackeltatz liebte es, sie täglich zu durchblättern, fand mit seinem scharfen Blick schnell das Wesentliche, bezeichnete es mit einem dicken Strich am Rande, der dem Buntstifte oft die sorgsam gefeilte Spitze kostete, durchflog dann die Antwortschreiben, hatte manches auszusetzen und gab das eine oder andre zu neuer Fassung zurück.

Auch diese Arbeit war in einer knappen Stunde erledigt. Nun war der Augenblick gekommen, wo Herr Mackeltatz sein Zimmer verließ und seinen Gang in die Werft antrat. Er tat es täglich zweimal: ganz kurz am frühen Morgen, bevor die Post da war, dann ausgedehnter um 11 Uhr vormittags. Konnte er natürlich auch nicht alle Räume und Werkstätten besuchen, so war er sicher dort, wo die wichtigste Arbeit getan wurde, oder wo er seine persönlichen Weisungen zu geben hatte.

Sowie er mit seinem schweren, stampfenden Schritt nahte, ging es wie ein Lauffeuer durch all die jetzt fieberhaft Arbeitenden: »Achtung! Der Alte kommt!« Er kannte jeden seiner Arbeiter, nicht nur den eingesessenen Stamm, nein, auch die Neueingetretenen waren ihm nach kurzer Zeit vertraut. Die Unverheirateten und sämtliche weibliche Angestellte nannte er »Du«, die Mehrheit nie anders als »Kinder« und »Ihr«. »Guten Morgen, Leute!« begrüßte er sie. »Guten Morgen, Herr Mackeltatz!« klang es zurück.

Er hatte längst den Titel eines Geheimen Kommerzienrats, wandte ihn aber nie an oder ließ ihn von andern brauchen. Wie ein Patriarch lebte er unter seinen Leuten, streng und unnahbar wohl, und doch durch ein gewisses inneres Verhältnis mit ihnen verknüpft, auf das er stolz war, ihren Wünschen und Beschwerden stets zugänglich, die sie unter Umständen an ihn persönlich bringen durften. Auch hier traf er seine Entscheidungen mit unbestechlicher Sachlichkeit.

»Jemand war hier und wollte den Herrn auf jeden Fall sprechen,« meldete Friedrich Zubeil, als Mackeltatz in sein Arbeitszimmer zurückkehrte.

»Wer war es?«

»Ich glaube, ein Ingenieur oder so was,« antwortete Zubeil mit einer gewissen Geringschätzung.

»Was wollte er?«

»Er sagte es nicht.«

»Du ließest ihn nicht vor?«

»Nein. Herr Mackeltatz haben noch genug zu tun. Es liegt ein ganzer Stoß von Plänen für die Hero da. Ich schickte ihn zu Herrn Direktor Pfundtheller. Der Herr Direktor meldete sich eben zu einer Unterredung an.«

»Wann will er kommen?«

»Nach einer halben Stunde.«

»Sage ihm, er möchte sofort kommen.«

Herr Pfundtheller war der kaufmännische Direktor, ein Mann, der dem Geschäft Leib und Seele verschrieben hatte. Einer seiner Bekannten hatte einmal von ihm gesagt, es könnte nichts in seinem Leben gefunden wer-

den, kein Ereignis, keine Tat, kein Beweggrund, keine Freude und kein Leid, das nicht in irgendeiner Weise zum Gelde in Beziehung stand. Obwohl er kinderlos und sehr vermögend war, lebte er in einer Anspruchslosigkeit, die etwas Rührendes gehabt hätte, wenn sie nicht dem Geiz zu eng verwandt gewesen wäre. Nichts gönnte er sich, kein Vergnügen, kein Konzert, kein Theater, kein Zusammensein mit Bekannten beim Glas Wein und keine Zigarre. Die Zigarre nicht, weil er sie für gesundheitsschädlich hielt, in Wirklichkeit aber, weil sie unter die »unnötigen Ausgaben« fiel, die ihm im Geschäft wie im Hause gleich verhaßt waren. Das einzige, was er für seine Gesundheit und Erholung tat, waren regelmäßige Luftbäder beim Aufstehen mit einer Anzahl gymnastischer Übungen, die er, wie jener boshafte Bekannte wiederum hinzusetzte, hauptsächlich deshalb so liebte, weil sie nichts kosteten. Aber da er in seinem Amte von peinlicher Gewissenhaftigkeit und Tüchtigkeit war, sah ihm Macketatz diese für einen kaufmännischen Direktor nicht unbedenkliche Eigenschaft nach, so wenig begreiflich sie auch seiner Großzügigkeit war.

»Der Sattler Klingohr hat sich bei mir beschwert,« sagte Macketatz, von den Aufstellungen aufsehend, die ihm sein Direktor vorgelegt, »sein Sohn, den wir vor zwei Jahren eingestellt haben, und dem in der Schmiede damals das glühende Stück auf den Fuß fiel, erhalte eine ungenügende Unterstützung, er hätte sich auch an Sie gewandt.«

»Ich habe die Sache prüfen lassen, er erhält genau die festgesetzten Sätze.«

»In solchen außerordentlichen Fällen muß man über sie hinausgehen. Ich habe dem Manne bereits eine größere Summe zugesagt. Auch der Nieter Abraham hatte mehrere Anliegen.«

»Er hat jeden Tag neue.«

»Dieses Mal erschienen sie mir gerechtfertigt. Wir haben Grund, jeder Unvorsichtigkeit vorzubeugen. Es sind böse Geister am Werke. Bei Endert & Hallich hat man gestern wieder gestreikt. Das kostet mehr Geld als die paar lumpigen Zugeständnisse.«

»Man kann aber zu weit mit ihnen gehen. Das mindert die Unzufriedenheit nicht, es mehrt sie.«

»Wir haben bisher noch nie einen Streik, nicht einmal eine Arbeitsunterbrechung gehabt.«

»Wenn die Welle erst mächtig wird, reißt sie auch unsre Leute fort. Dann helfen alle Ihre Zugeständnisse nicht.«

»Sie wissen, daß ich mit ihnen zurückhaltend bin. Für mich gibt es nur eins: Gerechtigkeit.«

Herr Pfundtheller wollte erwidern. Aber Macketatz schnitt ihm das Wort ab, indem er zu einem geschäftlichen Gegenstand überging. Er erledigte jede Angelegenheit schnell und entschieden und duldete dann kein Zurückkommen mehr auf sie.

Als der Direktor die Tür geöffnet hatte, rief er ihn noch einmal zurück.

»Ein Diplomingenieur war bei Ihnen?«

»Jawohl.«

»Was wollte er?«

»Eine Anstellung.«

»Maschinen- oder Schiffbau?«

»Er hat in beiden gearbeitet, zieht aber Maschinenbau vor.«

»Da haben wir wohl Bedarf. Es fehlt an einem Oberingenieur.«

»Sie wollten die Stelle für Herrn Splettstößer aufbewahrt wissen.«

»Gewiß, das wollte ich. Splettstößer ist der Tüchtigste von allen, die wir in dieser Abteilung haben. Aber meine Reklamationen sind bis jetzt erfolglos geblieben. Da muß ich mich entschließen, die Stelle anderweitig zu besetzen. Halten Sie den neuen Bewerber für geeignet?«

Der Direktor zuckte die Achseln. »Er stellte von vornherein so hohe Anforderungen —«

»Wenn er etwas leistet, können sie nicht zu hoch sein,« unterbrach ihn Macketatz. »Hatte er bereits eine Anstellung?«

»Vor dem Kriege war er zwei Jahre bei Stumpf & Sohn in Berlin.«

»Eine unsrer besten Firmen.«

»Herr Macketatz, ich habe mir das alles selber gesagt. Aber wir können unmöglich einen so jungen Mann von vornherein wesentlich besser stellen als unsre altbewährten Herren. Im übrigen bestand er darauf, Sie selber zu sprechen. Er hätte Ihnen eine ganz besondere Mitteilung zu machen.«

»Ich bin sehr beschäftigt, ich habe Ihnen ein für allemal in diesen Dingen Vollmacht gegeben — wie heißt er denn?«

»Morgenroth. Er sagte, seine Mutter stamme aus derselben Gegend wie Sie, sie kenne Herrn Macketatz von ihrer frühesten Jugend her.«

Einen Augenblick besann sich Mackétatz. »Morgenroth ... hm ... der Name ist mir wohlbekannt. Sein Vater war ein Künstler, ein mittelmäßiger Mann mit verschrobenen Idealen, der es zu nichts brachte. Aber seine Mutter stammt aus gutem Blute, sie ist die Tochter eines altadligen Besitzers, man begriff ihre Wahl damals nicht ... ich will den jungen Mann sprechen. Ist er noch im Hause?«

»Ich sah ihn eben im Vorzimmer mit Ihrem Diener unterhandeln.«

Mackétatz drückte den roten Knopf. »Herr Morgenroth soll eintreten,« sagte er, indem er seinen Direktor verabschiedete.

Gleich darauf stand Arno Morgenroth vor dem Werftkönig. Er hatte nicht seinen Offiziersrock an, sondern bürgerliche Kleidung. In dem flottgeschnittenen Kammgarnrock, an den das Eiserne Kreuz I. Klasse geheftet war, kam seine wohlgebaute Erscheinung zu guter Geltung. Aber auf Mackétatz machte sie keinen Eindruck. Er selber pflegte sich auf das sorgfältigste zu kleiden und im Hause wie auf der Werft nie anders als in Schwarz zu gehen. Auch bei seinen Angestellten liebte er eine gewisse ernste und förmliche Art, besonders wenn sie mit ihm in persönliche Berührung kamen. Das Auftreten des Besuchers erschien ihm zu gesellschaftlich, seine Kleidung zu leicht und ungezwungen; nur das Eiserne Kreuz I. Klasse gefiel ihm.

»Legen Sie bitte Ihren Hut ab und nehmen Sie Platz!« sagte er nicht gerade unfreundlich, aber doch wie einer, der zu beschäftigt ist, um sich mit unnötigen Redensarten aufzuhalten. »Sie wünschen eine Anstellung an meiner Werft?«

»Deshalb kam ich her.«

»Als was?«

»Als Oberingenieur für das Maschinenfach.«

»Gleich als Oberingenieur?«

»Sonst könnte ich meine alte Stellung in Berlin oder sonstwo aufnehmen, ich wollte mich verbessern.«

»Wir haben zwar eine wichtige Stellung dieser Art frei, es ist aber noch nicht entschieden, ob wir nicht einen unsrer bereits angestellten Herren hinaufrücken lassen. Zudem sagte mir mein kaufmännischer Direktor, daß Ihre Forderungen das weit überschritten, was wir für derartige Stellen zu gewähren gewohnt wären.«

Arno zauderte einen Augenblick, dann sagte er, indem ein zuversichtliches Lächeln um seinen hübschen Mund spielte: »Ich komme nicht mit leeren Händen, Herr Geheimrat.«

Aber die gehoffte Wirkung blieb auch diesmal aus.

»Zuerst lassen Sie den Geheimrat, Herr Morgenroth, das kann jeder sein, mein Name ist mein Titel. Dann verstehe ich nicht, was Sie mit Ihren Worten sagen wollen.«

Das Lächeln auf Arnos Lippen erstarb, aber in seinen Augen leuchtete es auf: »Ich plane eine Erfindung, ja, ich darf sagen, daß sie bereits ganz greifbare Gestalt gewonnen hat und die ersten Versuche geglückt sind. Sie werden es verständlich finden, daß ich mich näher erst darüber auslassen möchte, nachdem Sie Ihre Entscheidung über meine Einstellung in Ihre Werft getroffen haben. Eins aber darf ich wohl bekennen: daß es sich um eine Erfindung handelt, die eine gewaltige Umwälzung auf ihrem Gebiete hervorrufen wird, und die ich nirgend so gerne ins Leben rufen möchte wie gerade bei Ihnen und auf Ihrer Werft, Herr Mackétatz.«

Dann aber, als könnte er nicht mehr an sich halten: »Was ich plane, betrifft die Turbine. Eine ganz neue möchte ich Ihnen bauen, die mit viel sparsamerer Betriebskraft, dabei mit größerer Schnelligkeit arbeitet als alle bisher dagewesenen. Hier sind meine Pläne. Sie mögen sich selber überzeugen!«

Mit rascher Hand hatte er seine Mappe, die er bei dem Eintritt auf einen der beiden Nebentische gelegt, ergriffen, sie geöffnet und eine Anzahl von Zeichnungen vor Mackétatz ausgebreitet.

Tief atmete er auf. Nun war es von seinem Herzen herunter. Er hatte seinen Trumpf ausgespielt, hatte ausgesprochen, was er dem kaufmännischen Direktor mit keiner Silbe, was er keinem andern, nur dem großen Mackétatz verraten wollte. Dem wollte er das Neue, das Überwältigende in seine Werft tragen, daß sie ihn noch mehr bewundern sollten, als sie es schon so taten.

Aber seine Träume, die sich schon so hoch vermaßen, fanden eine jähe Ernüchterung. Mit solcher Wärme hatte er gesprochen, mit so flammender Zuversicht und seiner guten Sache ganz gewiß — und nun saß ihm der andre gegenüber, und keine Miene regte sich in dem ernsten Antlitz. Mit so kühler Ruhe wie immer blickten die schweren, grauen

Augen zu ihm hinüber, ja, jetzt war ihm fast, als ob eine leise Ironie über die starken, ein wenig wulstigen Lippen zuckte.

»Ich will Ihnen etwas sagen, Herr Morgenroth. Es kommt selten ein Mann Ihres Faches und Ihrer Kenntnisse zu mir, der nicht gleich eine gewaltige und umwälzende Entdeckung mit sich in der Aktenmappe brächte. Daran bin ich gewöhnt. In der Theorie und auf dem Papier sind die Erfindungen leicht gemacht, in der Praxis sehen sie ganz anders aus. Wenn Sie mir Ihre Arbeiten später noch einmal vorlegen wollen, bin ich gern bereit, sie einer Prüfung zu unterziehen — vorläufig mangelt mir die Zeit dazu. Ich bitte Sie also, sie wieder einzupacken.«

Und indem Arno sie mit sorgsamer, aber doch ein wenig bebender Hand in die Mappe zurücklegte, fuhr Mackepatz fort: »Auf Ihre Anstellung hat diese Angelegenheit keinen Einfluß; hingegen würde ich gern einmal Ihre Zeugnisse sehen.«

Arno reichte sie ihm. Mackepatz setzte den goldenen Klemmer auf den steilen Nasenrücken, stützte das Haupt in die Hand und las. Jetzt war alles an ihm Aufmerksamkeit und Spannung.

»Ihre Zeugnisse sind gut ... sehr gut.«

Von den Papieren fort streifte sein Auge über die Gestalt des Bewerbers und faßte, bannte sie förmlich in einem einzigen scharf prüfenden Blick. Ein Etwas war in diesem Blick, das Bedenken zu tragen schien. Einige Sekunden zauderte er, dann sagte er langsamer, als es sonst seine Gewohnheit war: »Ich will Sie in meinen Betrieb aufnehmen, Herr Morgenroth. Und zwar, womit ich Ihren Wünschen wohl entgegenkomme, als Oberingenieur für den Turbinenbau. Ich muß aber gleich bemerken, daß ich einen Mann der Tat und nicht der Idee brauche.«

Weiter nichts. Dann nahm er den Hörer des Fernrufers: »Herr Direktor Pfundthel-ler?« Und als der sich meldete: »Ich habe soeben Herrn Morgenroth angestellt. Er kommt zu Ihnen hinüber, um alles Nähere mit Ihnen zu vereinbaren.«

Und nun wieder zu Arno gewendet: »Wann können Sie antreten?«

»Sofort.«

»Gut, so melden Sie sich morgen früh bei dem Direktor des Maschinenbaues.«

Ein kurzer Händedruck, und Arno war entlassen.

Als er aus dem Vorsaal trat, der Mackepatz' Arbeitszimmer von der Außenwelt abschloß, war es bereits Mittag geworden. Um zu dem kaufmännischen Direktor zu gelangen, der seine Geschäftsräume auf dem gegenüberliegenden Flügel hatte, mußte er den Lichthof des Hauptverwaltungsgebäudes durchschreiten.

Durch das Oberfenster, das die ganze Decke einnahm, fiel der helle Mittagssonnenschein und beleuchtete sämtliche Stockwerke, die hier, von eisernen Brüstungen umgeben, den gewaltigen Hallenbogen umsäumten. In lauten, anhaltenden Tönen kündete die Dampfpfeife die zwölfte Stunde. Draußen verließen, einem unabsehbaren, dunklen Strome gleich, der sich über die mit Steinfliesen ausgelegten Höfe ergoß, die Arbeiter das Werftgebäude. Durch den weiten Torweg wälzten sie sich an dem Pförtner vorbei. Ungezählte Hände faßten mit wohlgeübtem Griff nach ihren Kontrollmarken, die an langen hölzernen Tafeln dort aufgehängt waren.

Nun füllten sich auch die weiten Gänge mit Menschen aller Art und jedes Alters, die geschäftig aneinander vorüber eilten, eine wahre Völkerwanderung der Arbeit: Zimmerleute, Schlosser, Schmiede, Nieter, Takler, Dreher. Dazu knarrten die Gepäckaufzüge, die mit allerlei Gerät und Lasten auf und nieder gingen, sausten die elektrischen Fahrstühle, die in fortwährender Bewegung waren, entweder ohne Aufenthalt durchgehend, oder auf jedem Stockwerk eine Anzahl von Menschen ausladend und wieder einnehmend, öffneten und schlossen sich die Türen der verschiedenen Geschäftszimmer, die in diesen Stockwerken lagen, in nie aufhörender Geschäftigkeit.

Durch all dies Getümmel und Gewimmel, dies Rauschen und Brausen schritt Arno Morgenroth dahin, das Haupt erhoben, das Herz voll kühner Gedanken und hochwogender Freude. Hier würde er morgen eintreten, ein Glied würde er werden dieses gewaltigen lebenden und webenden Ganzen, der großen, in ganz Deutschland berühmten Werft Mackepatz & Ko.

Und nicht nur ein Glied wie diese Tausende alle — hervorheben würde er sich über sie durch seinen Geist und seine Kraft, daß sein Name für alle Zeit auf das innigste verknüpft sein würde mit dem Schicksal und dem Emporblühen dieses Hauses. Und wenn der große Mackepatz auch heute noch von der hohen Warte seiner Erfahrungen und Kennt-

nisse geringschätzig auf die Erfindung herabsah, die er ihm vorlegte — kommen würde der Tag, da er auch hierüber anders denken, da er ihn, den einfachen Ingenieur, mit andern Augen ansehen würde. Der feste, beseligende Glaube an eine große Zukunft, an ein Wirken zum Heil der Werft, zu seinem eignen Glück durchströmte sein laut pochendes Herz — der Boden war gewonnen, das Ziel winkte!

Macketatz hatte an diesem Vormittag so viel Arbeit zu erledigen, daß er nicht zum Essen in seine außerhalb der Stadt gelegene Villa fahren konnte. Es geschah das nur selten, denn Friedrich Zubeil duldete es nicht. Er fühlte sich verantwortlich für das Wohl und die Gesundheit seines Herrn; er wußte, daß dem von morgens 7 Uhr bis zum späten Mittag Durcharbeitenden die häusliche Ruhe, das für seinen Körper und seine Bedürfnisse zubereitete Mahl, vor allem aber die Stunde Bettruhe nach dem Essen unbedingte Notwendigkeit waren. Nur in ganz seltenen Fällen, wo er sah, daß diese Rücksichten hinter der gebietenden Notwendigkeit der Arbeit zurücktreten mußten, war er klug genug, einen Widerstand nicht heraufzubeschwören, dem gegenüber er ja doch den kürzeren gezogen hätte.

Dann ging er eine halbe Stunde vor der für die Mahlzeit festgesetzten Zeit in das vornehme Gasthaus Zum goldenen Adler, in der Herr Macketatz seit vielen Jahren zu speisen pflegte, belegte den Tisch, den er gewöhnt war, für ihn, bestimmte genau die Speisen, die seinem Herrn angenehm und zuträglich waren, ließ den alten Lafitte, der für ihn hier aufbewahrt werden mußte, in die Karaffe füllen und erwartete, nachdem er alles auf das sorgsamste vorbereitet hatte, seinen Herrn, der auf die Minute pünktlich einzutreffen pflegte.

Während der Mahlzeit ließ er zwar den Oberkellner bedienen und mischte sich auch nicht in dessen Obliegenheiten. Aber gerade so wie vor seinem Arbeitszimmer in der Werft hielt er auch hier in einer versteckten Nische getreulich Wacht, damit kein Unberufener sich dem Tische seines Herrn nahte, der bei seiner Mahlzeit völlige Ruhe haben mußte und vor allem keine geschäftliche oder sonst irgendwie anstrengende Unterhaltung führen durfte.

Sowie der letzte Bissen verzehrt war, trat er mit der abgeschnittenen Zigarre herzu, reichte das Licht zum Anzünden und bezahlte, während Herr Macketatz die ersten Züge tat, den Oberkellner, dessen Mühe er mit einem fürstlichen Trinkgeld belohnte.

Nun geleitete er seinen Herrn auf das bereits bestellte Zimmer im ersten Stock, war ihm beim Auskleiden behilflich, zog die dichten Fenstervorhänge zu und verließ, sorgsam die mit Filz beschlagenen Doppeltüren schließend, das Zimmer. Es war alles genau so wie zu Hause, und Friedrich Zubeil konnte sich rühmen, der einzige Mensch auf der Welt zu sein, dem der große Macketatz sich willenlos in diesen Dingen fügte.

Nach genau einer Stunde, während der Herr Macketatz tief und fest geschlafen hatte, erschien er wiederum, weckte ihn, zog ihn an und geleitete ihn in die Werfträume zurück, wo bereits allerlei Briefe und Anfragen seiner warteten und der große Vorsaal voller Beamter, Angestellter und Besucher saß, von denen aber keiner zu ihm gelangte, ohne daß Friedrich Zubeil die Notwendigkeit eines persönlichen Eintritts streng geprüft hätte.

Nach einer Reihe unaufhörlich folgender Besprechungen, Sitzungen und Verhandlungen blieb Macketatz eine Stunde Zeit, diejenigen Eingänge der Abendpost, die ihm vorgelegt werden mußten, zu sichten, für die wichtigsten seine Drahtaufträge zu erteilen und einige drängende Entscheidungen zu treffen. So war es bereits halb neun Uhr geworden, als er sein Auto bestieg, um nach Hause zu fahren.

Lautlose Stille empfing ihn, als er in das große, ganz in Weiß und Gold gehaltene Treppenhaus trat. Von den hohen Deckfriesen herniederhängende Glühbirnen ließen ihr gedämpftes Licht über die Pfeiler aus vielgeädertem hellem Marmor und über die kunstvollen Gewebe an den Wänden spielen, dicke Teppiche von hellem Blau machten seinen Schritt unhörbar, als er sich die gewundene Treppe hinauf in sein Zimmer begab.

Ermüdet ließ er sich in einen eichengeschnitzten hohen Armstuhl nieder, seine linke Hand ruhte lässig auf der geschnörkelten Lehne, die Rechte stützte den herabgesunkenen Kopf. Auch hier war alles still und ernst; nichts vernahm er als das langsame, eintönige Gependel der altmodischen Stutzuhr auf dem Ofensims ihm gegenüber.

Friedrich meldete, daß das gnädige Fräulein den Herrn zum Essen erwartete.

Nun erhob sich Mackeatz langsam und schwerfällig, ein wenig widerwillig beinah, und begab sich in den Eßsaal.

Dieser war so groß und hoch, daß die von der getäfelten Decke herabströmende Beleuchtung den gewaltigen Raum nicht mehr als in ein Dämmerlicht zu hüllen vermochte. Nur wenn Besuch da war und die sämtlichen Glühbirnen, die heute nur zu einem kleinen Teil entzündet waren, in Tätigkeit traten, verbreitete sich wirkliche Helligkeit. Wie eines Riesen Spielzeug nahmen sich der kunstvoll geschnitzte Anrichteschrank und der schwere Eichentisch in der Mitte des Saales aus, an dem Fräulein Mackeatz mit ihrer Gesellschafterin, einem hageren ältlichen Fräulein mit einem schmalen Kopf, den das hoch aufgekämmte aschgraue Haar noch spitzer machte, und mit feinen Zügen, die aber etwas kränklich und stets empfindlich dreinschauten, ihren Vater erwartete.

Als er eintrat, ging sie ihm einige Schritte entgegen, empfing ihn mit einer bei einem so nahen Verhältnis etwas kühl anmutenden Höflichkeit, fragte ihn dann, wie sie es jeden Mittag und Abend tat, ob er wieder sehr viel Arbeit oder Verdruß gehabt, und ob er Wein oder Tee vorziehe.

»Guten Abend, Herr Mackeatz! Befinden Sie sich wohl?« fragte darauf Fräulein Hedequist mit ihrer dünnen Stimme, die nie so weinerlich klang, als wenn sie ihr einen recht zuvorkommenden Klang geben wollte.

Damit war die Begrüßung erledigt. Lautlos brachte das Mädchen die Speisen, lautlos schenkte Friedrich den leichten Moselwein in die Gläser, das seines Herrn zur Hälfte mit Fachinger mischend.

»War vielleicht ein Herr Morgenroth bei dir auf der Werft?« fragte Karla ihren Vater, nachdem man eine ganze Weile schweigend gegessen hatte.

»Ja, er war bei mir.«

»Er wollte eine Anstellung?«

»Und erhielt sie; er hatte gute Zeugnisse und Empfehlungen. Wie kommst du auf ihn?«

»Ich lernte ihn unter eigenartigen Umständen auf einer Fahrt kennen, die ich mit den Verwundeten des ‚Goldenen Schlüssels auf dem Schwan machte.«

»Unter eigenartigen Umständen?«

Karla erzählte. Der Alte verzog keine Miene. Es lohnte nicht, ihm derartiges zu erzählen. Für abenteuerliche oder komische Dinge hatte er weder Sinn noch Humor.

»Er hat seinen Besuch bei uns gemacht.«

»Im Hause?«

»Ja — wir werden ihn einladen müssen.«

»Du weißt, daß ich von jeher den Verkehr meiner Angestellten in meinem Hause nicht geliebt habe.«

»Ich weiß es. Aber hier liegt die Sache anders. Ich hatte eine längere Unterredung mit Herrn Morgenroth, und was er sagte, gefiel mir.«

»Er mag ein Mann für Frauen sein.«

Sie zuckte die Achseln. »Du weißt, daß ich so leicht von Männern, insbesondere von jungen, nicht eingenommen bin.«

»Und womit gewann er dein Herz?«

Einen Augenblick zauderte sie. »Er berührte etwas in meinem Dasein, was —« Wieder brach sie ab. »Lassen wir es!« sagte sie kurz und fragte die Hedequist nach einer wirtschaftlichen Angelegenheit.

Nun war es wieder still an der Tafel. Kein Wort mehr wurde während des Essens gewechselt. Bald nach seiner Beendigung zog sich der Hausherr in sein Zimmer zurück, während die beiden Damen noch eine Weile an dem gedeckten Tische verblieben.

Max Mackeatz und Fräulein Mackeatz bitten Herrn Arno Morgenroth zu einem einfachen Essen auf Freitag, den 6. Juni, 7 Uhr.«

Als Arno eines Mittags bei der Heimkehr aus der Werft diese Einladung auf seinem Schreibtisch fand, war Freude in seinem Herzen. Es waren erst wenige Tage her, daß er seine neue Tätigkeit angetreten, und er wurde nun gleich durch eine Einladung bei dem allmächtigen Manne ausgezeichnet. Daß er sie der Tochter des Hauses zu verdanken hatte, machte seine Freude noch größer.

Als er seinen Besuch gemacht, hatte man ihn nicht empfangen. Ob das gnädige Fräulein zu Hause gewesen oder nicht, hatte er aus der höflichen Abweisung des Dieners nicht entnehmen können. So hatte er Fräulein Mackeatz seit jener abenteuerlichen Fahrt auf dem Schwan nicht wiedergesehen und doch das mit jedem Tage wachsende Verlangen gespürt, ihr einmal zu begegnen.

Den Vormittag arbeitete er nicht so sicher und ruhig wie sonst, und des Nachmittags ereignete es sich, daß er einen Entwurf aus

Richard Duschek: Häuser am Wasser

der Werkstätte zurückfordern mußte, weil ihm ein nicht unwesentliches Versehen in der Aufstellung unterlaufen war. —

Es war bereits zehn Minuten nach sieben Uhr, als er an der starken Eichenpforte des Macketatzschen Hauses läutete. Ein Diener öffnete, und er stand in dem lichtdurchfluteten Treppenhause inmitten der glanzschimmernden Marmorpfeiler und der kunstvollen Gewebe.

Noch niemals in seinem Leben hatte er sich in einer von so vornehmer Pracht erfüllten Umgebung befunden. Was ihr aber den besonderen Reiz für ihn verlieh, das war das Ahnungsvolle und Verheißende, das sie durchwehte und mit geheimnisvollen Augen rief und lockte. Eine Minute noch, und die glänzend weiße Tür da drüben würde sich auftun und ihn — da befand er sich bereits in dem großen Empfangssaal, in dem das Licht von der Decke nur gedämpft herabfloß und die zierlich in Gold und Braun geschnitzten Möbeln mit den seidenen Bezügen, die dicken Teppiche, die gewaltigen Bronzen auf den schwarzen Pfeilern und die Bilder an der Wand in weiches, wohliges Behagen hüllte.

Er verneigte sich vor dem Herrn des Hauses, dessen herkulische Gestalt mit dem starkgemeißelten Kopfe, den ehernen Zügen und dem Haar, das noch voll und dunkel, nur an den Schläfen leicht ergraut erschien, so wenig in diese Umgebung von zierlicher Vornehmheit zu passen schien. Damals,. als er ihn zum erstenmal in seiner Werft gesehen, da war er ihm so ganz und gar hingehörig in die wuchtige Umrahmung erschienen, gewissermaßen ein Stück von ihr oder ihr lebendiges Sinnbild, ihren Atem atmend und mit jedem Zuge seines Wesens mit ihr verwachsen. Hier erschien er ihm fremd, verloren gewissermaßen in einer Welt, die nicht die seine war.

Und Macketatz selber schien das zu empfinden, denn er, der sonst so Sichere und Starke, zeigte sich hier von einer gewissen Unsicherheit und Unlust. Nur der Form gehorchend, die seine strenge Selbstzucht niemals verleugnen konnte, aber ohne jede innere Anteilnahme erwiderte er die Begrüßung der eintretenden Gäste, wechselte er mit diesem oder jenem ein kühl erzwungenes Wort.

Jetzt erst wurde Arno der Dame des Hauses gewahr. Sie stand, abseits von den andern, in einer Nische, die eine riesige Bronzestatue, Davids Kampf mit Goliath darstellend, abschloß und dem flüchtigen Blick verdeckte.

Ein Flor von weißen, blauen, rosa Kleidern umgab sie: Fräulein von Pallenberg, die Johanniterin, die mit müder Gleichgültigkeit an einen Stuhl lehnte und sich nach ihrem Buche zu sehnen schien, die beiden Recknitz, die dieselbe mattgrüne Schleife auf der kindlichen Brust trugen und mit den geschlitzten Augen unter den dünnen Brauen fortwährend auf der Suche waren, schließlich die kleine Trotha, deren anmutige Erscheinung und liebliches Antlitz mit dem Pfirsichhauch auf den runden Wangen ihm heute fast noch entzückender erschien als damals, da er ihr zum erstenmal auf dem Schiffe begegnet war.

Inmitten dieses Flors bunter Kleider bewegten sich mehrere Uniformen. Er erkannte den Marineoffizier mit den lebhaft zwinkernden Augen und der energischen Hakennase, der schon auf dem Schiffe die Dienste eines Kavaliers und Kammerherrn versehen hatte, und Herrn von Saldern, den Artilleristen, der heute die beiden Recknitz sichtbar vernachlässigte und sich zu einer üppig gewachsenen Brünette hielt, die sich durch ihre gewählte, aber prunkende Kleidung wenig angenehm von den andern, einfach angezogenen jungen Mädchen abhob.

Als sich Arno der Nische näherte, trat ihm Fräulein Macketatz einige Schritte entgegen und reichte ihm die Hand. »Ich freue mich, Sie in unserm Hause begrüßen zu können, Herr Morgenroth.«

Sie sagte es höflich und liebenswürdig, aber ganz in jener gesellschaftlichen Lässigkeit, die sie in demselben Tonfall gewiß jedem beliebigen fremden Gast gegenüber anwandte. Nicht der leiseste Anklang an gemeinsam verlebte Stunden, an ein Zusammentreffen unter eigenartigen Umständen, an ein Gespräch, das sie an einem sinkenden Frühlingsabend auf dem träumerisch dahingleitenden Schiffe gehabt und das die gewohnten Bahnen einer Unterhaltung zwischen Menschen, die sich zum erstenmal begegneten, abgestreift hatte.

Ob sie es ihn fühlen lassen wollte, daß sie die Tochter des großen Mannes, er aber einer der vielen unter seinen Angestellten war, und nun von vornherein die gesellschaftliche Schranke zwischen ihnen aufrichten wollte? Ob sie ungehalten war, daß er zu einem

Essen, zu dem man auf den Glockenschlag zu erscheinen pflegte, mit einer Verspätung von beinah einer Viertelstunde gekommen war? Es mochte wohl sein. Denn kaum hatte sie ihn begrüßt, als auch schon zwei Diener erschienen, die große Flügeltür öffneten, und man sich die gewundene Treppe hinauf in die oberen Räume zum Essen begab.

An dem Eingang zu dem großen Speisesaal stand Fräulein Hedequist, die in dem grauseidenen Kleide mit dem schwarzen Schmelz noch schmächtiger und gravitätischer aussah als sonst und den prüfenden Blick der wasserblauen Augen bald über die Tafel, bald über die eintretenden Paare gleiten ließ, hier und da ihre letzten Aufträge an die zahlreiche Dienerschaft gebend oder einigen Herren, die sich nicht schnell zurechtfinden konnten, mit einer raschen Bewegung der dürren Arme oder einem leise hingeworfenen Wort die Plätze weisend.

Arno hatte die kleine Trotha zu Tisch und war bald mit ihr in der lebhaftesten Unterhaltung. Die Vornehmheit der Umgebung und der Gesellschaft beirrte ihn wenig, obwohl er bisher selten Gelegenheit gehabt, in solchen Kreisen zu verkehren. Das gesunde Zutrauen zu sich selber und sein frisches Temperament ließen ihn, unbekümmert um Form und Zwang, sich geben, wie er war, und sprechen und lachen, wie ihm zumute war.

Und da Annemarie von Trotha im Grunde ihres Herzens ein echtes Kind der Natur war, der die gesellschaftliche Form und feine Sitte etwas so Angeborenes und mit ihr Verwachsenes waren, daß sie das Natürliche ihres Wesens nicht zu beeinträchtigen vermochten, so paßten sie beide gut zusammen und fühlten das bei manchem Wort, das ihre innere Übereinstimmung zeigte, bei manchem Blick, der sie still und froh bestätigte.

Von ihr erfuhr Arno, daß diese ganze festliche Veranstaltung, zu der sich der alte Mackeatz nur schwer und nur in seltenen Fällen verstand, dreier Marineoffiziere wegen geschah, die mit wichtigen dienstlichen Aufträgen zur Werft geschickt waren, und die bei sich aufzunehmen ihn Pflicht dünkte.

Einer unter ihnen war ein hoher Offizier, der Kommandant eines großen Kreuzers. Er führte Fräulein Mackeatz und saß, die Brust mit einer Kette der verschiedensten Orden behängt, zwischen ihr und Frau von Trotha. Ein jüngerer, ein Kapitänleutnant, mit gebräuntem Antlitz, feinen, klugen Zügen, aber die hohe Stirn schon von vielen Strichen durchzogen, hatte den Platz zur andern Seite der jungen Wirtin, während der dritte, ein hübscher Jüngling mit dem ersten Bartflaum um den rosigen Mund, sich nicht allzu glücklich neben der Johanniterin zu fühlen schien, die hier an der Tafel wieder ganz das Oberhofmeisterliche hatte, und sich deshalb, soweit es die Pflicht seiner Dame gegenüber möglich machte, an der Unterhaltung der beiden Recknitz mit dem Artilleristen zu beteiligen suchte oder mit verstohlenen, sehnsüchtigen Blicken zu der hübschen Trotha hinüberschielte.

Diese merkte wenig davon, denn sie teilte ihre Aufmerksamkeit zwischen ihrem Nachbar und ihrem gegenübersitzenden Vater, einer vornehmen Soldatenerscheinung, der als Oberst im Felde stand und auf kurzen Urlaub von der Front gekommen war. Zwischen Vater und Tochter schien ein inniges Verhältnis zu bestehen; man merkte es sofort, wenn man die beiden miteinander sprechen oder sich zulächeln sah.

»Ja,« sagte sie zu Arno, »es wäre alles so schön, wenn nur die tägliche, die stündliche Angst nicht wäre. Aber wenn man ihn kennt wie ich und weiß, daß er seinen Leuten immer voran ist — ach, lassen wir es heute abend wenigstens, es schnürt mir die Kehle zu, und ich möchte heute gern fröhlich sein.«

Aber so recht lustig wurde sie doch nicht mehr.

Es war überhaupt ein wunderlicher Abend. So sorgsam die an sich einfachen Speisen auch bereitet waren, und so vorzügliche Weine Mackeatz reichen ließ, eine rechte Stimmung wollte an der Tafel nicht aufkommen. Der Alte unterhielt sich wenig, Tischgespräche waren seine Sache nicht; er aß und trank auch nur zum Schein. Den Kopf leise vornübergeneigt, das schwere, starre Auge einwärtsgekehrt, die linke Hand geballt auf den Tisch gelegt, mit der rechten ab und zu über die gewölbte Stirn streichend, so saß er da wie ein an die eherne Arbeit geschmiedeter Mann, der von ihr nicht loskommen kann und sich körperlich und geistig ermattet fühlt, wenn er sich zur aufgezwungenen Ruhe verurteilt sieht.

Seine Tochter gab sich größere Mühe, die Pflichten der Wirtin zu erfüllen. Aber Arno, dessen Blicke und Gedanken mitten im lebhaften Gespräch ungewollt zu ihr hinüberschweiften, hatte die Empfindung, als wäre

die Aufmerksamkeit, mit der sie auf die Worte ihres Nachbarn hörte, nur eine äußerliche, und ihre Seele nie bei dem, was sie sprach.

Mit einmal kamen ihm die Worte in den Sinn, die sie damals auf dem Schiffe zu ihm sagte, kurz bevor der Schwan an seine Landungsstelle fuhr: von dem finsteren Geist, der durch ihr Haus ginge. Nun war ihm, als spüre er etwas von diesem Geist mit eisigem Atem über seinen Körper dahinziehen.

»Aber, Herr Morgenroth, ich wette, Sie haben gar nicht gehört, was ich eben sagte,« vernahm er die weiche, wohlklingende Stimme neben sich, nicht vorwurfsvoll oder verstimmt, scherzend vielmehr und herausfordernd, aber doch mit einem leisen Unterton der Traurigkeit.

»Ich habe sehr wohl gehört.«

»Das ist es gar nicht, was ich Ihnen verarge, daß Sie nicht bei der Sache sind und Ihre Gedanken woanders haben ... das geht jedem beschäftigten Manne so. ich verstehe das sehr gut, bei meinem Vater ist es geradeso. Aber daß Sie nun so tun, als hätten Sie jedes Wort vernommen, daß Sie nicht ruhig zu mir sagen: Sie haben ganz recht, ich war eben ganz woanders, das finde ich überflüssig und wenig nett von Ihnen.«

»Man darf in diesem Leben nicht immer offen sein.«

»Sehen Sie, nun geben Sie wenigstens zu, daß Sie nichts gehört haben.«

»Und am wenigsten darf man es in der Gesellschaft und gegen junge Damen sein.«

»Gegen mich können Sie es sein — immer!« Eine Treuherzigkeit, die etwas Rührendes hatte, lag in dem entzückenden Antlitz. »Sie können mir auch ruhig sagen, daß Sie Fräulein Macketatz viel interessanter und anziehender finden als uns alle zusammen, und daß Sie etwas darum geben würden, könnten Sie jetzt an ihrer Seite sitzen und sich mit ihr unterhalten.«

Jetzt blitzte endlich wieder der helle Schalk aus ihren Kinderaugen, zugleich ein froher Triumph, seine Gedanken so gut erraten zu haben.

In der Tat spiegelten seine Züge eine sichtbare Verlegenheit.

»Das war es nicht ... das wirklich nicht. Ich fühlte mich zufrieden und glücklich während des ganzen Essens, Sie haben es ja auch gemerkt ... da fiel mir plötzlich etwas auf, über das ich nicht mehr hinwegkonnte.«

»Was fiel Ihnen auf?«

»Der eisige Hauch, der über dieser ganzen Veranstaltung liegt — wie Grabeskälte mutet er an. Fühlen Sie das denn nicht auch? Man braucht doch nur Fräulein Macketatz anzusehen und ihren Vater. Sie sind so gar nicht unter uns, sondern ganz woanders. Oder sehen Sie jeden hier, sehen Sie nur Ihre Frau Mutter. Sie hat sonst so lebensfrohe Züge, sie hat Ähnlichkeit mit Ihnen, ganz gewiß — jetzt sitzt sie versteinert da. Oder dort ... der forsche Schiffskommandant zur Seite des Fräuleins, er spricht mit größtem Eifer auf sie ein — aber sie hat immer nur dasselbe gesellschaftliche Lächeln, dieselbe kühl zurechtweisende Miene.«

»Wie treffend Sie beobachten! Wahrhaftig, Freude und Glück wohnen in diesem Hause nicht.«

»Weshalb nicht?«

Sie zuckte die Achseln, ein Ausdruck stillen Mitgefühls lag auf ihren Zügen. »Ich weiß es nicht. Keiner von uns. Die Recknitze nicht und auch nicht die Pallenberg. So gern sie uns hat und so viel wir bei ihr sind, darüber spricht sie nie mit uns.«

Sie wollte noch etwas hinzufügen. Aber da hob Fräulein Macketatz die Tafel auf. Man begab sich in einen nebenliegenden Gesellschaftssaal, in dem der Kaffee und Liköre gereicht wurden, während die Herren dem Wirt zur Zigarre in das Rauchzimmer folgten.

Arno blieb eine Weile bei den Damen. Die eine der beiden Recknitz trat an den Flügel und sang, von ihrer Schwester begleitet, einige Lieder von Schumann, denen weder ihre Stimme noch ihre Seele gewachsen waren. Die üppige Brünette, der vorhin der Artillerist den Hof gemacht, löste sie ab und spielte mit glänzender Technik, aber mit wenig Ausdruck einige Stücke von Chopin — dann verstummten Spiel und Gesang. Eine frostige Unterhaltung zog ihre gezwungenen Bahnen; manchmal öffnete eine der wohlerzogenen jungen Damen den Mund, und ihr Versuch, das unterdrückte Gähnen zum stillen Lächeln zu stempeln, wirkte mehr wehmütig als komisch.

Fräulein Macketatz bat Arno, einige seiner hübschen Lieder zur Laute zu singen, die neben dem Flügel lag. Aber ihm, dem stets Frohbereiten, war es heute nicht möglich, ihrem Wunsche zu willfahren. Er hätte es gern getan, er stachelte sich sogar selber an — aber

eine innere Stimme sagte ihm, daß er in diesem Kreise niemals so singen würde, wie er es damals unter dem Frühlingshimmel auf dem langsam gleitenden Schiffe getan. Der ganze Abend mit seiner Farbenglut und seinen Lenzesdüften stieg vor seiner Seele auf wie ein holder Traum, der weit hinter ihm lag und vielleicht nie wiederkehren würde.

»Sagen Sie einmal, Fräulein von Trotha,« wandte er sich nach einer kurzen Pause, während der er nachdenklich vor sich hingeblickt, an seine Nachbarin, »gibt es denn hier im Winter kein Theater und keine Konzerte, im Sommer kein Tennisspiel, keine Verabredungen und Ausflüge zu Wasser und zu Lande — außer mit Lazaretten und Verwundeten?«

»Gewiß, das alles gibt es. Wir haben hier einen sehr netten Klub, in dem das alles veranstaltet wird, auch ein gutes Theater und fast jeden Tag ausgezeichnete Konzerte und Vorträge. In manchen Kreisen, die vom Kriege weniger getroffen sind, wird sogar getanzt, freilich nur selten, wenn Einquartierung da ist oder die Söhne und Brüder auf Urlaub nach Hause kommen.«

»Und machen Sie es dann nicht mit?«

Sie geriet in eine leise Verlegenheit. »Ich machte es wohl eine Zeitlang mit, aber jetzt nicht mehr.«

»Weshalb nicht? Weil Ihr Herr Vater im Felde ist?«

»O nein, deshalb nicht. Mein Vater denkt in diesen Dingen sehr vernünftig, er wünscht es sogar, daß ich mich daran beteilige.«

»Also liegt es an Ihnen? Daran, daß Sie nicht wollen.«

»Nicht wollen? Im Gegenteil, es ist mir schwer geworden, dem allen zu entsagen ... sehr schwer sogar, denn seine Jugend hat man nur einmal, und die meine geht in dieser bösen Zeit recht ungenützt dahin, und ich genösse sie so gerne!«

Eine kindliche Offenheit lag in ihrem Geständnis.

»Und warum tun Sie es nicht?«

Ihre Verlegenheit stieg, sie machte sie immer hübscher und mädchenhafter.

»Weil —«

»Fräulein Madetatz es nicht wünscht!« unterbrach er sie.

Sie sah ihn betroffen an. »Es nicht wünscht, ist wohl zuviel gesagt. Sie läßt uns vollkommene Freiheit. Aber sie selber beteiligt sich an nichts Derartigem.«

»Warum nicht? Hat sie jemand im Kriege, der ihr nahesteht? Oder hat sie gar schon einen verloren, der ihr lieb war?«

»Ja, das ist es. Aber nicht im Kriege. Vor Jahren schon — ihre Mutter.«

»Vor Jahren schon? Und kann heute noch nicht darüber hinwegkommen?«

»Sie hat ihre Mutter sehr lieb gehabt. Es war der einzige Mensch, an dem ihre ganze Seele hing.«

»Aber das ist doch nicht ganz natürlich,« sagte er nach einer Pause, »bei ihrer Jugend und Schönheit und all dem Glanz, in dem sie aufwächst.«

»Sie haben recht — ganz natürlich erscheint es uns auch nicht.«

»Es muß etwas andres dahinterstecken,« erwiderte er mit Bestimmtheit.

Sie senkte den Kopf. »Es mag wohl sein, wir haben es uns auch so manches Mal gesagt. Aber sie spricht nicht darüber, und niemand darf daran rühren, ich sagte es Ihnen vorhin schon bei Tisch.«

Die Brünette hatte sich noch einmal an den Flügel begeben und spielte, wieder mit großer Fingerfertigkeit, einen rauschenden Walzer, der ihr Gespräch für eine Weile unterbrach.

»Ich habe während dieses lärmenden Tanzes Zeit gehabt, mir alles zu überlegen,« nahm er es auf, nachdem der letzte Ton verklungen war. »Es ist doch unmöglich und liegt wohl auch nicht im Sinne dieser Zeit, daß junge, lebensdurstige Geschöpfe ihre ganze Jugend vertrauern — vielleicht nur einer Marotte halber. Es muß hier anders werden!«

»Was muß anders werden?« fragte sie mit einem leisen Lächeln.

»Alles. Die Menschen verhungern hier in der Fülle und tappen im Dunkeln, wo sie im Lichte sich freuen könnten. Wir müssen ihn bannen,« setzte er mit einer gewissen Leidenschaft hinzu.

»Wen bannen, Herr Morgenroth?«

»Den finstern Geist, der durch dies Haus geht.«

»Sind Sie ein Zauberer, und kennen Sie die Sprüche wider solche Geister?«

»Ich bin es nicht, aber hier werde ich es werden. Nein, das ist ja nicht zum Aushalten, das Leben, das Sie hier führen. Sie sterben ja vor Langerweile. Wir müssen der Freude wieder zu ihrem Rechte verhelfen.«

Ihre Züge lebten auf. »Wie wollen Sie das machen? Nun bin ich wirklich neugierig geworden.«

»Oh, das geht alles. Und Sie müssen mir dazu helfen! Sie sind jung und lebensfroh wie ich. Wir schließen ein Schutz- und Trutzbündnis wider alle finsteren Geister, die sich hierher verirrt, und setzen die Freudengeister an ihre Stelle. Wollen Sie?«

»Von Herzen gern.«

»So schlagen Sie ein — ganz leise, es sieht ja niemand.«

Und unter der Damastdecke des kleinen Ecktisches, an dem sie etwas abgesondert von den andern saßen, fühlte er ihre weiche, warme Hand eine Sekunde mit festem Drucke in der seinen.

Die eine der beiden Recknitz trat auf sie zu. Er erhob sich und ging in das Rauchzimmer, das, in dichte Tabakwolken gehüllt, bei weitem kleiner erschien als die übrigen Gesellschaftsräume.

Auf dem Sofa saß Oberst von Trotha in eifrigem politischem Gespräch mit dem Admiral, die übrigen hatten sich um sie herum gruppiert und beteiligten sich entweder an ihrem Gespräch oder führten ein solches für sich.

Der alte Mackeatz, dessen massiver Körper sich auf einem zierlich geschnitzten, wohl aus dem Damenzimmer hierher mit hinübergenommenen Rokokostuhl etwas unsicher ausnahm, hatte sich bis dahin mit den beiden jungen Marineoffizieren unterhalten. Als die sich jetzt in das Damenzimmer begaben, fügte es der Zufall, daß Arno gerade neben Macketatz zu sitzen kam. Dieser, froh, gegen einen Angestellten seiner Werft nicht dieselben Verpflichtungen zu haben wie gegen die fremden Gäste und ungestört seinen Gedanken nachhängen zu können, nahm von seiner Anwesenheit nicht die geringste Notiz. Auch Arno hütete sich, durch irgendeine gleichgültige Unterhaltung die Ruhe seines Nachbarn zu stören.

Als er dienstbeflissen seinem Chef das leergewordene Glas mit Bier füllte, wandte sich dieser um und fragte ihn nach seiner Mutter.

Nun erzählte Arno mit Lebhaftigkeit und Wärme. Der alte Macketatz hörte nicht ohne Aufmerksamkeit zu. Seine Jugend schien vor ihm lebendig zu werden, ein milder, beinahe freundlicher Zug spielte um seine scharfgeschnittenen Mundwinkel.

»Mit Bewußtsein jung sein, das ist wohl das Beste, was dies Leben gibt,« sagte er. »Meine Jugend war Kampf und Arbeit, aber sie war doch schön. Jetzt im Alter ist noch mehr Kampf und Arbeit, und es ist wieder das einzige, was das Leben lebenswert macht.«

»Das einzige?« fragte Arno, um etwas zu sagen.

Der Alte antwortete nicht.

»Sie haben doch manches andre, was vielen versagt ist,« fuhr Arno fort, »seltenen Erfolg, Ruhm und Ansehen und Reichtum. Sie haben ein schönes Heim und eine Tochter —«

Er brach ab, er war vielleicht schon weiter gegangen, als es seine Stellung und Jugend dem alten Manne gegenüber erlaubten.

Aus dessen Antlitz war der freundliche Zug verschwunden, es blickte wieder ernst und ehern. »Gewiß, das habe ich,« kam es kurz und ablehnend zurück.

»Aber Sie genießen es nicht. Sie haben ja gar keine Zeit dazu.«

Wieder schwieg der Alte, doch Arnos Lebhaftigkeit, einmal wach geworden, war nun nicht mehr zu zügeln. »Mir wenigstens wäre es unmöglich —«

»Was wäre Ihnen unmöglich?«

»Das Leben, das Sie führen! Ich will auch gerne arbeiten, mein Kopf steckt voll allerlei Plänen und Hoffnungen, ich will nicht eher ruhen, als bis ich sie verwirklicht habe. Aber dann will ich auch etwas haben, was das alles lohnt, etwas, worauf ich mich freuen kann, wenn ich nach schwerem Tagewerk die Arbeit aus der Hand lege. Wenn ich aber sehe, wie Sie Ihr Leben führen — von der ersten Morgenstunde bis in die tiefe Nacht hinein nichts als Arbeit und Sorge und Mühe, ja, dann kann ich doch an einer Frage nicht vorbei: Wozu?«

Der Alte runzelte die Stirn; das graue Auge blickte schwer und starrer als sonst.

»Wozu ist das alles? Was für einen Zweck hat es? Eines Tags steht die Uhr still — und was hat man von seinem ganzen, nie wiederkehrenden Dasein gehabt? Und wer dankt es einem?«

»Sie sind noch jung,« erwiderte Macketatz, weiter nichts.

»Freilich bin ich das. Aber gerade in diesem Gefühl meiner Jugend mit all seinem Streben und seiner Unruhe habe ich mir

immer gedacht: Wenn man alt wird, dann kommt einmal die Zeit der Ernte. Gewiß, man arbeitet und schafft dann auch noch. Aber ich meine, es ist alles so viel geklärter, so viel harmonischer und ... ja, ich möchte sagen: behaglicher geworden. Man blickt nicht nur vorwärts, man blickt auch rückwärts, und tut es froh und dankbar. Und dann kommt noch etwas andres hinzu — aber ich fürchte, Sie zu ermüden.«

Der Alte nahm das Glas und trank es in einem starken Zuge zur Hälfte aus. »Sprechen Sie!« sagte er, indem er es wieder hinsetzte.

»Sie haben das Höchste erreicht, was ein Mensch nach meiner Ansicht erreichen kann: Sie sind Herr und Vater über viele, sehr viele Menschen geworden, sind verantwortlich für sie, können ihnen Segen und Gedeihen schaffen! Eine schönere Aufgabe, so dachte ich — vielleicht ist es wieder jugendlicher Überschwang — könnte einem auf der Welt nicht werden.«

»Sie zu erfüllen ist mein Bestreben gewesen bis zu dieser Stunde. Mein Verhältnis zu meinen Arbeitern ist — ich sage nicht zuviel — bei aller Zurückhaltung und Strenge ein väterliches, soweit dies unter den heutigen sozialen Verhältnissen möglich ist, die mit jedem Tage trüber und bedenklicher werden. Oder sind Sie andrer Ansicht?«

Einen Augenblick zauderte Arno. »Herr Mackétatz,« sagte er dann langsam und sich allmählich freier sprechend, »ich bin erst seit acht Tagen auf Ihrer Werft. Da kann ich den richtigen Einblick unmöglich haben, ich mag auch zu ideal und unerfahren urteilen — aber wenn Sie mich fragen, möchte ich offen antworten: So manches könnte ich mir doch anders denken.«

»Was zum Beispiel?«

»Ich meine, ein solches Riesenunternehmen wie das Ihre müßte die Arbeiter noch anders um sich sammeln, als es bisher geschehen ist. Vielleicht ist es die höchste Zeit. Bald könnte es zu spät sein.«

»Noch anders um mich sammeln? Wie sollte ich das machen?«

»Unweit Ihrer Werft, zum Teil an sie grenzend, ist noch ein sehr großes Gelände vorhanden, das man, wie ich mich erst gestern überzeugt habe, mit den nötigen Mitteln ankaufen könnte.«

Ein geringschätziges Lächeln spielte um Macketatz' Lippen. »Das ist lange mein Plan.«

»Um es für neue große Werftgebäude und maschinelle Einrichtungen dienstbar zu machen.«

»Wozu sollte ich es denn sonst erwerben wollen?«

»Um zu den wenigen bereits erbauten eine größere Anzahl freundlicher und praktischer Wohngebäude auf ihm zu errichten, eine große, weitgestreckte Kolonie, auf der die Arbeiter, die Ihrer Werft ihre Kräfte geben, ihr schönes Heim und Eigentum haben, auf dem sie glücklich und zufrieden, Ihrer Unternehmung nicht nur äußerlich, sondern zugleich innerlich verpflichtet, leben, mit ihr verwachsen und verwurzelt vom Vater auf den Sohn, von der Mutter auf die Tochter. Die Wohnungsfrage erscheint mir das Hauptproblem unsrer Tage. Die Zeiten der völligen Sozialisierung unsrer großen Betriebe sind vielleicht nicht mehr fern. Es wäre praktisch, ihnen vorzubeugen.«

Wieder dasselbe geringschätzige Lächeln. »Meine Arbeiter haben ihre Wohnungen.«

»Ich weiß es wohl. Aber sie sind zu klein und eng und befinden sich in einer Gegend, die nicht nur unzweckmäßig, sondern auch unfreundlich ist, in Häusern, die den Ansprüchen des heutigen Menschen nicht entsprechen, auch nicht entsprechen können, denn sie sind ohne Licht und Sonne. Und wer ohne Licht und Sonne lebt, kann seines Daseins nie froh werden. Sie haben kein eignes Land zum Bebauen, nicht einmal einen kleinen Garten. Hier würde alles dies gegeben sein.«

Der Alte schüttelte den Kopf, langsam und schwer. Die erste Spur des Unwillens zeigte sich auf seiner gerunzelten Stirn.

»Sie sind ein Idealist, Herr Morgenroth. Oder ich möchte besser sagen: ein utopistischer Sozialist sind Sie. Sie wollen der Zeit voraneilen, wollen Villen und stilgerechte Landhäuser für den Arbeiter errichten, wollen seine Ansprüche, die wahrhaftig groß genug sind, ins Maßlose steigern, heute schon, und vergessen, daß alles das die Unzufriedenheit nicht dämmt, sondern mehrt. Was die Weltbeglücker Ihrer Art verhindern wollen, das beschwören Sie herauf: die soziale Gärung und Auflösung.«

Ein mühsam verhaltener Unwille grollte durch seine Worte. »Ich lebe jetzt unter meinen Arbeitern über vierzig Jahre,« fuhr er fort. »Ich bin einer der ihrigen gewesen, habe von der Pike auf mit ihnen gearbeitet und gekämpft. Das habe ich auch als Herr niemals

vergessen. Sie kennen mich wie ich sie, und ich glaube, sie sind mit mir zufrieden.«

»Wenn nur die Tage, in denen wir leben, nicht so kritisch wären. Es bereitet sich viel vor, Herr Mackeltatz, von dem mancher unter uns noch keine Ahnung hat.«

»Glauben Sie, der drohenden Gefahr durch solche Maßnahmen zu begegnen? In dem Kampf der Geister, der heute entbrannt ist, gibt es nur eine Waffe. Sie heißt Gerechtigkeit. Sie zu gebrauchen, ist mein ganzes Bemühen.«

»Ich weiß es, und die andern wissen es auch. Und dennoch — es liegt in unsrer Zeit des allgemeinen Aufruhrs ein Zündstoff in der Masse, dem man vielleicht nur durch Güte und Entgegenkommen —«

»Durch Gerechtigkeit und weiter nichts!« unterbrach ihn der Alte, scharf und jeden Widerspruch abschneidend. »Überall hat man gestreikt, in meiner nächsten Nähe. In hellen Scharen sind die Arbeiter von Eggert & Hallich, von Kolkow & Meinke an meiner Werft zum Ausstand vorübergezogen — unbeirrt und ruhig haben meine Leute bei ihrer Arbeit beharrt, keine Aufreizung und kein böses Beispiel hat sie ihrer Pflicht abwendig gemacht.«

Er gab deutlich zu verstehen, daß er diesen Gegenstand verlassen wollte, denn er erkundigte sich, die unliebsame Erörterung ziemlich unvermittelt abbrechend, nach Arnos militärischer Laufbahn, seinen Eindrücken und Erlebnissen im Felde, und kam dann auf seinen Studiengang und seine Tätigkeit vor dem Kriege als Maschineningenieur bei Stumpf & Sohn zu sprechen.

»Und Erfindungen haben Sie auch schon gemacht?« fragte er.

Da leuchtete es in Arnos Augen auf, und den leisen Spott, der durch diese Frage schimmerte, nicht beachtend, begann er von seinen Plänen für einen neuen Turbinenbau zu sprechen.

Aber der Alte unterbrach ihn bald: »Es ist heute abend nicht Zeit und Ort, über diese Dinge sich auszulassen. Ich liebe geschäftliche Erörterungen in meinem Hause nicht. Aber morgen um zehn Uhr kommen Sie auf mein Privatkontor und bringen Ihre Entwürfe mit. Da bin ich bereit, sie zu prüfen. Sagen Sie Zubeil, daß ich Sie bestellt habe, dann wird er Sie vorlassen.«

Einen Augenblick war Arno sprachlos. Das Glücksempfinden, das diese Worte in ihm auslösten, durchströmte seinen ganzen Körper. Morgen sollte er dem großen Mackeltatz seine Pläne und Entwürfe vorlegen, morgen sollte sein Schicksal sich entscheiden!

Als er sich endlich wiedergefunden und einen kurzen Dank sagen wollte, befand sich Mackeltatz nicht mehr an seiner Seite. Er hatte sich erhoben, um sich von seinen zum Aufbruch rüstenden Gästen zu verabschieden.

Es war nahe an Mitternacht. Oben in ihrer Stube saß Karla. Es war dieselbe Stube, die ihr als Kind schon gehört, die ihr dann zur Einsegnung die Mutter mit ihrem künstlerischen Sinn in entzückender Weise ausgestattet, die sie jetzt noch behalten, wo sie längst die Dame des Hauses war und die Pflichten einer solchen zu erfüllen hatte.

Diese Stube war ihr Heiligtum. Der Geist der über alles geliebten Mutter ging in ihr um; jedes Möbel, jedes Stück, jedes Bild zeugte von ihr.

Über dem zierlichen Sofa mit dem bunten Seidenbezug und der stark vergoldeten Mahagonieinfassung hing, von reifer Künstlerhand gemalt, ihr Bild. In einem kostbaren, von dunkel gehaltenen Samtstoffen geschmückten Rahmen, der die schöne Büste und jeden Zug des bestrickenden Antlitzes mit täuschender Lebendigkeit hervortreten ließ, beherrschte es die ganze Stube. Auf dem kleinen Nähtisch an dem mullverhangenen Fenster war ein andres aufgestellt, das die Mutter als junges Mädchen zeigte. Sofort fiel die Ähnlichkeit mit der Tochter auf: dasselbe zarte Oval des blassen, von großen, sehnsüchtigen Augen überstrahlten Antlitzes, dieselben vollen Haare mit dem leisen Schimmer von Brokat, dasselbe zwischen Verlangen und Verzichten wechselnde Lächeln um den Mund. Die Spitzen der feingebildeten Finger berührten die Brust, als wollten sie etwas da drinnen bekämpfen oder beschwichtigen.

Jeden Abend, wenn die hergebrachte Fünfminutensitzung mit der Hedequist aufgehoben war, zog sich Karla Mackeltatz in die Stille dieses Zimmers zurück. Niemand durfte es betreten, die Hedequist niemals. Aber auch kein Besucher, nicht einmal die kleine Trotha, die sie besonders gern hatte, oder die beiden Recknitz, die in Angelegenheiten des Lazarettes oder andrer wohltätiger Veranstaltungen öfters zu ihr kamen. Es war ihr Heiligtum, in dem sie allein lebte und schaltete.

Nur einer weilte täglich dort: ihr Vater. Aber niemals, wenn sie darin war.

Des Nachmittags, wenn er von seinem Schlafe aufgestanden war, kurz bevor er in die Werft fuhr und sie unten mit dem Tee auf ihn wartete, kam er mit leisem Schritt von drüben, öffnete vorsichtig die Tür, setzte sich auf einen Sessel dem Bilde gegenüber und schaute eine lange, lange Weile schweigend auf die Züge der Frau, die er geliebt und — nein, sie durfte nicht unaufhörlich daran denken! Es war das nie zu Überwindende, das zwischen Vater und Tochter stand, das ihr Leben lang zwischen ihnen stehen würde!

Er glaubte, sie hätte keine Ahnung von diesen stillen Augenblicken, die er hier verbrachte. Sie aber wußte es ganz genau. Sie sah ihn dort sitzen, das Haupt in beide Hände gegraben, den umflorten Blick der Augen, die sonst so fest und herrisch schauen konnten, unsicher und zagend in dies Antlitz versenkt, das Herz, das sonst so kalt und ruhig schlug, voller Anklage und nagender Reue. Sie wußte es, aber sie sprach nie darüber, niemals kam der Name ihrer Mutter vor dem Vater über ihre Lippen.

Da dröhnte sein schwerer Tritt die Treppe hinauf und verhallte auf den dicken Läufern.

So ging es nun Abend für Abend. Des Morgens in der grauenden Frühe, wenn sie noch im tiefsten Schlaf lag, ließ er sich wecken. Dann arbeitete er bis in die tiefe Nacht hinein; selbst heute nach der Gesellschaft noch hatte er sich an den Schreibtisch gesetzt — und war jetzt doch bald sechzig Jahre alt!

Oft war ihr, als müßte sie zu ihm gehen, ihn bitten, sich ein wenig zu schonen, auf seine Jahre und seine Gesundheit Rücksicht zu nehmen, seinet-, ihretwegen!

Ihretwegen? Was hatte sie von ihm und er von ihr? Sie erfüllte ihm gegenüber ihre Pflicht, sorgte dafür, daß er bei seiner angestrengten Tätigkeit seine Mahlzeiten pünktlich so zubereitet bekam, wie sie ihm lieb und bekömmlich waren. Aber darüber hinaus?

Es kamen Stunden, wo er ihr leid tat in der Einsamkeit und Traurigkeit seines Daseins. Dann keimten wohl allerlei Vorsätze in ihr auf. Aber mit einemmal war das eisig Trennende wieder da, und die leisen Keime erstarben, und das Leben ging seinen öden, schleppenden Gang weiter in dem unabänderlichen Gleichmaß der Tage, in dem fröstelnden Hauch von Gleichgültigkeit und Kälte. Es war unerträglich.

Mit einemmal stand der wunderbare Frühlingsabend vor ihrer Seele und das Gespräch, das sie damals mit dem Fremden gehabt, der nun der Angestellte ihres Vaters war.

Von der Freude hatte er zu ihr gesprochen, ohne die der Mensch verwelken muß, wie die Pflanze ohne Sonne. Sie mußte lächeln. Es war eine schöne Sonne, die ihrer Jugend schien. Eingefangen, eingemauert in dies große freudenleere Haus wie in einen goldenen Käfig — so verbrachte sie Tag für Tag.

Über zwei Jahre war die Mutter schon tot. Und immer noch lebte sie, als wäre sie gestern gestorben ... in dumpfer Trauer, in drückendem Schweigen, in scheuer Einsamkeit.

War das nach dem Willen der Mutter?

Ganz gewiß nicht. Sie war eine heitere Sonnennatur gewesen, der Freude und der Fröhlichkeit zugänglich wie keine andre. In ihrem hellseidenen Gesellschaftskleide sah sie sie, den Duft der Blumen und den Glanz der Steine in dem wundervollen dunklen Gold der Haare, den Schalk und die brennende Lebenslust in den hellen Augen. Wie der Jüngsten eine war sie anzusehen, nicht wie ihre Mutter, sondern wie ihre Schwester — alle Bekannten sagten es, Herren wie Damen.

Und auch zu Hause, wenn sie unter sich waren, und höchstens der eine oder andre Freund sich zu ihnen gesellte, wie fröhlich war sie dann und riß alles mit sich fort! Auch den ernsten, strengen Vater, daß er sich nicht in seinem einsamen Zimmer begrub, sondern bei ihnen blieb und in seiner stillen Art seine Freude an seiner schönen Frau hatte.

Bis dann wie der Dieb in der Nacht ihre Krankheit kam — und das andre, über das sie noch weniger hinwegkommen konnte als über das trostlose Leiden der Mutter.

Eine Sehnsucht nach Befreiung von diesem drückenden Zustande kam mit urplötzlicher Gewalt über sie, zugleich ein unwiderstehliches Verlangen nach freudigeren Tagen.

»Wir werden diesen Herrn Morgenroth öfters zu uns laden. Er hat so gut zu reden gewußt — nun mag er seine Künste zeigen!« sagte sie zu sich selber, während sie sich langsam zu entkleiden begann und sich in dem kleinen Nebengemach zur Ruhe begab.

(Fortsetzung folgt.)

Max Richter: Märkische Landschaft

Hund, teilnahmlos vor sich hindösend

Die Körpersprache des Tieres

Von Prof. Dr. Bastian Schmid (München)

Mit zwölf Zeichnungen von Emil Lohse

Trotz den unbestreitbaren und erfreulichen Fortschritten tierpsychologischer Forschung während der letzten zwei Jahrzehnte kann dieser Wissenschaft der Vorwurf einer gewissen Einseitigkeit ihrer Methoden nicht erspart bleiben. Man hat nach dem in der experimentellen Psychologie üblichen Verfahren lediglich an den sogenannten Intellekt und die Sinnesorgane sich gehalten und das Gehirntum der letzten Jahrzehnte, genau so wie bei der menschlichen Psychologie, von einem mehr oder minder mechanistischen Standpunkte aus auch auf das Tier übertragen und dabei wichtige seelische Eigenschaften übersehen. Derartige Sondereinstellungen führen allenthalben zu zwar anerkennenswerten, im übrigen aber auch zu recht einseitigen Leistungen. Gewiß belehrten uns tausende von sorgfältig ausgeführten Versuchen über die Reaktionsfähigkeit auf verschiedene Reize, sie gaben uns erstaunlich gute Proben auf das tierische Gedächtnis, Aufschlüsse über die Lernfähigkeit des Tieres und vieles andre, ja man gibt sich wohl keiner trügerischen Hoffnung hin, wenn man von dieser Art Forschung noch vieles erwartet. Die Kehrseite aber liegt in der Enge der Methode und der mechanistischen Einstellung des Forschers, insofern er, unbewußt die Grenzen der Voraussetzungslosigkeit der Wissenschaft überschreitend, die Objekte nicht in das Blickfeld freier, unbeeeinflußter Forschung rückt. Im Gegensatz zu dieser Betrachtungsweise treibt der namentlich dem Laien geläufige sogenannte anthropomorphistische Standpunkt noch recht sonderbare Blüten; ja, selbst einige Fachzoologen vom Range eines Alfred Brehm werden dadurch in ihrem Denken beherrscht. Beide Richtungen verkennen das Tier in seiner Einheitlichkeit: die eine hält einen Teil für das Ganze, die andre projiziert falsch und hat somit kaum Anspruch auf Wissenschaftlichkeit.

Das Tier ist mehr als eine Maschine, es ist auch mehr als ein lediglich nach der Richtung des Verstandlichen eingestelltes Wesen. Sein Ureigenstes liegt auf dem Gebiete des Trieb-, Gefühls- und Willenlebens, des Charakters. Diese Wesenszüge zu erforschen, um die sich das gemeinhin »Intellektuelle« genannte herumrankt, ist eine der dringendsten Aufgaben der Tierpsychologie, wobei immer im Auge zu behalten ist, daß die einzelnen seelischen Eigenschaften und Fähigkeiten nicht gesondert im Individuum liegen, sondern aufeinander einwirken, daß, wie ich in meinem Buche »Das Tier und Wir« (Leipzig, Verlag von Th. Thomas) hervorgehoben habe, Organisation, Lebensweise und psychische Veranlagung eine geschlossene Einheit bilden.

Eine der wichtigsten Quellen zum Studium des tierischen Charakters bedeuten die Ausdrucksmöglichkeiten des Körpers einschließlich der Sprache des Tieres. Kein Geringerer als Darwin hat, wenn auch

Katze vor dem Sprunge. Aufs höchste gesteigerte Aufmerksamkeit. Der Körper ist einer elastischen, stark gespannten Feder vergleichbar

Hund in gespannter Aufmerksamkeit

nur in Umrissen, auf die Wichtigkeit dieses Gegenstandes hingewiesen, und er konnte in seinem viel zu wenig beachteten Buche »Der Ausdruck der Gemütsbewegungen bei den Menschen und Tieren« hinsichtlich des Menschen zu der Überzeugung gelangen, daß »ein und derselbe Zustand der Seele durch die ganze Welt mit merkwürdiger Gleichförmigkeit ausgedrückt wird«, und diese Tatsache war ihm als ein Beweis für die Ähnlichkeit aller Menschenrassen im Bau des Körpers und in den geistigen Anlagen schon an sich interessant. Sodann heißt es ebenda: »Die meisten unsrer Gemütsbewegungen sind so innig mit ihren Ausdrucksformen verbunden, daß sie kaum existieren, wenn der Körper passiv bleibt — es hängt nämlich die Natur der Ausdrucksform zum hauptsächlichsten Teil von der Natur der Handlungen ab, die unter diesen Seelenzuständen gewohnheitsmäßig ausgeführt worden sind.«

Ich glaube, diese beiden Sätze finden nicht nur eine weitgehende Bestätigung bei dem erwachsenen, kultivierten Menschen, sondern auch bei dem Kinde in seinen ersten Lebensjahren, das so wenig wie der von der Kultur unberührte Wilde eine Verstellung seines Gefühls- und Willenlebens kennt, und sie gelten auch, selbstverständlich mit den entsprechenden Einschränkungen, für das vollständig unbeherrscht sich gebende Tier.

Schon bei unsern Kriechtieren, so dem Chamäleon und namentlich den Schlangen, lassen sich durch das Aufblähen des Körpers innere seelische Vorgänge wie Zorn, Wut und Gier erschließen. An sich sind die Schlangen leicht reizbar, und ihr unglaublich biegsamer, beweglicher Körper vermag ebenso schreckhaft wirkende wie bewundernswerte Stellungen anzunehmen. Vom Zusammenringeln in Schlaf und Ruhe, dem allmählichen Entwirren des Knäuels, dem langsamen Fortkriechen bis zum plötzlichen Auffahren, Losschnellen mit den eigenartigen Stoßbewegungen und den in weiten Wellen sich abrollenden Verfolgungen des Gegners oder Beutetieres liegt nicht nur eine Reihe von psychologischen Vorgängen, sondern auch ein starker Ausdruck plötzlich einsetzender Affekte. Noch deutlicher werden die Ausdrucksmittel beim Vogel und namentlich beim Säugetier, dessen Haarkleid und Gesichtsform das Muskelspiel am freiesten zum Ausdruck kommen lassen. Bei beiden handelt es sich um das Sträuben von Federn oder Haaren, das Annehmen von Imponier- oder auch Zärtlichkeitsstellungen, das Aufrichten von Hautanhängen, beim Säugetier vielfach noch um die Beweglichkeit und die verschiedene Stellung von Ohren und Schwanz, das Runzeln der Stirne, Rollen der Augen, Fletschen der Zähne, die Beweglichkeit der Muskeln, das Biegen der Wirbelsäule u. v. a. Unzweifelhaft stehen dem Säuger noch mehr Ausdrucksmittel zur Verfügung als dem Vogel, wenn wir allenfalls von der Sprache absehen. Aus den bereits angedeuteten Gründen haben die Vögel im Verhältnis zu ihren geistigen Anlagen geringere Möglichkeiten, ihren Seelenzuständen Ausdruck zu verleihen als die Säugetiere. Sicher beweisen die Tanzbewegungen der Kraniche, die intuitiv wirkende Abgestimmtheit der Partner und die an den Hals- und Schenkelfedern sichtlich zum Ausdruck kommenden Affekte, nicht minder die gesträubte Halskrause und das rollende Auge kämpfender, in Zorn und Wut geratener Hähne, die Erregtheit der gegen einen übermächtigen Feind ankämpfenden Glucke oder die dramatischen Liebesgebärden

Höchste Spannung der Sinnesorgane und der Aufmerksamkeit. Die Vorderbeine sind gespreizt, die Augen weit geöffnet, die Brauen hochgezogen

Zwei sich mißtrauisch begegnende Hunde. Hochbeinige Stellung, Sinnesorgane gespannt, Schwanz in Kampfstellung aufrecht

des balzenden Birkhahnes u. a. m., daß es dem Vogel an Ausdrucksmöglichkeiten nicht gerade gebricht.

Doch fragen wir uns, welche Art von Charaktereigentümlichkeiten, Gefühlen, Affekten und andern seelischen Vorgängen bei den höheren Tieren überhaupt vorkommen und inwieweit sich innere Vorgänge nach außen hin bemerkbar machen.

Zweifellos treten diejenigen Empfindungen und inneren Vorgänge am stärksten nach außen hin, welche die Elemente des Animalischen am meisten berühren, den physiologischen Kontakt am offenkundigsten zeigen, das Wesen der Selbsterhaltung am stärksten ausdrücken. Je mehr die Selbsterhaltung erschüttert wird, um so elementarer ist die Reaktion des Individuums. Nicht nur der altbewährte Spencersche Satz, demzufolge eine Empfindung ein Reiz zur Muskeltätigkeit ist, und auch nicht allein die Tatsache, daß Lust- und Unlustgefühle mit als psychische Elemente bei Tier und Mensch anzusehen sind, zeigen uns gemeinsame Grundlinien zwischen menschlicher und tierischer Veranlagung, auch andre Wesenseigentümlichkeiten erweisen sich als gemeinsam gegeben. Die Abgrenzung gegen den Menschen hin zeigt sich überall da, wo sich die intellektuelle Scheidung von Mensch und Tier einstellt. Ich nenne in erster Linie Freude und Schmerz, Gefühle von ebenso elementarer wie gegensätzlicher Ausprägung, die den Tieren höherer Arten in verschiedenem Maße und mit verschiedenen Entwicklungsmöglichkeiten zu andern Gefühlen hinüber eigentümlich sind und eine affektive Steigerung erfahren können, sodann Zorn und Wut, Gier, Neid und Eifersucht, Furcht und Schrecken, Lust und Liebe. Hingegen möchte ich nicht, wie es in der Literatur vielfach üblich, von Grausamkeit, Herrschsucht, Wille zur Macht, Frechheit, Großmut, Falschheit usw. reden, von Gefühlen und Charaktereigenschaften, die zu einem großen Teil stark mit Ich-Gefühlen, Selbstbewußtsein, kurz mit jenen intellektuellen Graden zusammenhängen, die nur dem Menschen eigen sind. Denn nur er allein verfügt über Beherrschung der Zeit in ihren drei Formen, nur er vermag einen reichen Lebensinhalt zu sammeln, seinen Gedankeninhalt und all sein Zukunftshoffen auf sein Ich, sein Selbstbewußtsein wie in einen Brennspiegel zu vereinigen. Dem Augenblicks- und Gegenwartswesen »Tier« fehlen solche Eigenschaften, womit eine unüberbrückbare Kluft zwischen dem Menschen und dem Tier geschaffen ist.

Trauriger Hund

Unter den nach außen hin zum Ausdruck kommenden Affektäußerungen ist wohl keine auffälliger und bekannter als der Schmerz. Schon der getretene Wurm gibt durch sein Winden diesen Gefühlen Ausdruck, während ihm, wenigstens für unser Auge, für Behagen und Freude keine Ausdrucksmittel zur Verfügung stehen. Körperliche Leiden der Tiere zeigen sich beim Vogel und Säuger in der Unordnung des Gefieders oder des Haarkleides, an den aus den Höhlen getretenen oder krampfhaft sich schließenden Augen, dem gesenkten Kopfe, dem über den Körper laufenden Zittern, dem gesenkten oder eingezogenen Schwanz, beispielsweise bei Hunden, und vornehmlich den hängenden Ohren.

Wir wissen, daß außer dem körperlichen auch ein psychischer Schmerz vorhanden ist. Hunde, die in einer belebten Straße ihren

Freudig erregter Hund

Herrn verloren haben, sehen wir, nachdem die Aufregung sich gelegt und das Wiederfinden ihnen mißlungen ist, mit dem Ausdruck des Schmerzes, des Kummers oder der Trauer zusammengekauert und zitternd irgendwo sitzen. Erscheinungen, die wir auch häufig wahrnehmen können, wenn der Hund seinen Herrn zu Grabe tragen sieht oder sich sonstwie von diesem trennen muß. Hier ist der Schmerz in Trauer übergegangen (Kummer), ein Bild, das sich auch bietet, wenn man dem mütterlichen Tiere die Jungen wegnimmt. Bei Pferden drückt sich der Schmerz im Auge und in der Körperhaltung aus. Diese gleicht der Ermüdungsstellung. Daß eine angedrohte Strafe mit der Peitsche bereits entsprechende Vorgefühle des Schmerzes auszulösen vermag, zeigen namentlich Hunde und Pferde. Der äußere Ausdruck gleicht dann fast demjenigen des ihnen wirklich zugefügten körperlichen Schmerzes.

Ganz anders offenbart sich die Freude. Sie bedeutet Entspannung, Lösung von Druck, dafür hohe Spannung des Sensoriums, beschleunigte Blutzirkulation, flutenden Lebensrhythmus. Der zum Spazierengehen aufgeforderte Hund verfällt in lautes Jaulen, Drehen im Kreise, Galoppieren mit scharfen Wendungen. Nicht selten zeigt er in solchen Augenblicken ein Äußerstes an Biegsamkeit der Wirbelsäule, indem er diese durchzudrücken sucht, ein ständiges, und zwar sehr starkes Bewegen des Hinterteils, lebhaftes Schwanzwedeln, Bellen und Hervorbringen von Lauten, die an das Niesen gemahnen, oder solche pustender Natur. Katzen geben sich weniger leidenschaftlich, sie sind in viel höherem Grade Raubtier und neigen wie die wildlebenden Räuber mehr zur Verschwiegenheit. Sie winden sich langsamer als Hunde, was an sich durch den in diesen Fällen steifgehaltenen Rücken bedingt ist, die Bewegungen erfolgen mehr ruckweise, stoßend. Die Katzen drücken uns auch ihr Wohlbehagen dadurch aus, daß sie den Schwanz steif aufrichten, den Rücken krümmen und uns kleine Kopfstöße geben. Das tun sie übrigens auch einem Stuhl- oder Tischbein gegenüber, sich dabei rechts und links die Backen reibend und behaglich schnurrend. Wird nun dasselbe Tier, das uns scheinbar schmeichelt — dem Stuhlbein schmeichelt es sicher nicht —, mit derber Hand angefaßt oder gedrückt, so wehrt es sich entsprechend, wie das so manches andre Tier in dieser Lage ebenfalls tut. Falsch ist die Katze deshalb noch lange nicht, und niemand wird beobachtet haben, daß sie ohne Grund vom Sichreiben zum Kratzen übergegangen wäre. Schweine pflegen ihre Freude durch ruckartiges Springen und Emporschnellen ihres Körpers, Zurückwerfen der Ohren, Ringeln des Schwanzes und hundeartiges Bellen auszudrücken, Pferde durch Wiehern, Blähen der Nüstern, Hochtragen des Kopfes und federnde Beinbewegungen. Am deutlichsten kommt die Freude mit ihren verschiedenen Variationen im Spiel der Tiere zum Ausdruck, das luftbetont auf Lebensbejahung gerichtet ist, nach den verschiedenen Seiten sich auswirkt und je nach Charakter, Alter, Geschlecht, Abstammungs- und Lebensverhältnissen verschieden sich zeigt.

Lama in gesammelter Aufmerksamkeit. Augen und Ohren nach vorn gerichtet, Nüstern gespannt

Daß auch bei den Tieren die Gefühle des Schmerzes und der Trauer rasch in ihr Gegenteil umschlagen können und dieser Umschlag nach außen sichtlich zum Ausdruck gelangt, ist namentlich bei Hunden häufig zu beobachten. Das mit der Peitsche bedrohte, mit rauhen Worten und entsprechender Gebärde angeherrschte Tier schnellt durch ein freundliches Wort und unterstützt von einer ebensolchen Miene und Geste wie befreit aus seiner zusammengekauerten Stellung oder gedrückten Lage und kommt freudig auf uns zu. Somit durchläuft es nicht nur innerlich die ganze

Skala der Vorgänge zwischen zwei gegensätzlichen Gefühlen, sondern es gibt auch durch Haltung, Muskelspiel, Miene und andre Ausdrucksmittel rein äußerlich diesen Übergang zu erkennen. Wenn selbst mäßig dressierte Tiere (Hunde) oder undressierte, nur an Reinlichkeit gewöhnte, wie Katzen, Verstöße gegen die bestehende Hausordnung begehen oder bei Näschereien betroffen werden, so fühlen sie sich zweifellos schuldbewußt. Wir sehen, wie auf unsern zornigen Blick, auf ein Wort — der Ton des gesprochenen Wortes hat oft eine größere Wirkung auf das Tier als das Wort selbst — die Haltung des Hundes eine gedrückte wird, wir beobachten sein zitterndes Herankriechen an uns, seinen flehenden Blick und andre Anzeichen von Niedergeschlagenheit. Psychologisch erklärt sich der Vorgang etwa folgendermaßen: dem Hunde ist durch Schläge oder Androhung von Schlägen beigebracht worden, eine bestimmte Sache zu unterlassen. Sooft er gegen diese Anordnung handelte, ein Huhn, eine Ente oder ein sonstiges von uns geschätztes Tier verfolgte, bekam er die Peitsche zu fühlen, so daß sich eine Assoziation herausbildete, derart, daß mit dem Bild »Auftauchen eines Huhnes, einer Ente« und dem Drange, diesen Geschöpfen nachzujagen, sich die recht unangenehme Vorstellung der Strafe verband. Es handelt sich dann im einzelnen Falle darum, ob Instinkt, Trieb oder Dressur die Oberhand gewinnen. Was das Tier aber vom zurechnungsfähigen, moralisch verantwortlichen Menschen unterscheidet, ist das rein Mechanische, das Nichtbewußtwerden eines in unserm Sinne moralischen Zutuns oder das Befolgen eines Befehls ohne jede Einsicht, ohne innere Freiheit. Zu beachten bleibt bei der Beurteilung solcher Fälle immer eins, nämlich daß im Tiere Konflikte entstehen, und so ist die Frage nach dem Gewissen der Tiere nicht unangebracht. Die Frage, ob das Tier ein Gewissen hat, muß jedoch nach dem Gesagten glatt verneint werden. Sehr nahe liegt vor allem der Vergleich mit dem ohne Einsicht und ohne innere Freiheit handelnden Kinde. Dieses steht in einem gewissen Lebensalter unter dem Druck der Strafe, des Verbotes, und es mögen Konflikte, in die es in frühester Jugend kommt, an die bei den Tieren erwähnten erinnern.

Ohrenhaltung und Schwanzbewegungen sind nicht nur für die Beurteilung von seelischen Vorgängen von Bedeutung, sie können gewissermaßen als Gefühlsbarometer angesprochen werden. Katzen wie Hunde tragen beim Fraß den Schwanz nahezu regungslos ausgestreckt, nur daß sich die Spitze abwechselnd nach links und rechts bewegt (Katze). Schlagen der Flanken mit dem Schwanz bedeutet namentlich bei Raubtieren, aber auch beim Stier Zorn und Wut. Mäßiges Schlagen mit dem Schwanze drückt auch bei Kühen Behagen aus. In Kampfstellung tragen die Hunde den Schwanz meist erhoben, ebenso die Katzen, bei denen er dann wie eine Flaschenbürste gesträubt ist. Nach einiger Zeit jedoch wird nur noch dessen Wurzelteil aufgerichtet, das Ende ist gesenkt mit der Knickung nach unten hin. Das ganze Nervensystem, der Zirkulationsapparat und die Spannung des Muskelsystems ist affiziert. Die Ohren, nach vorn gerichtet, mit gesenktem Kopf und dem auf den Gegenstand eingestellten Auge, zeigen den Ausdruck der Aufmerksamkeit, des Beobachtens. Sämtliche Sinnesorgane sind auf einen Feind, eine Beute konzentriert, was namentlich bei Füchsen und Hunden gut zu beobachten ist. Erhobene oder bei erhobenem Kopfe seitwärts gestellte Ohren sind mehr auf Ferngeräusche gerichtet und spielen, je nach der Veränderung der Schallquelle, nach allen Seiten. Hingegen sind dicht an den Kopf angelegte Ohren bei den meisten Tieren ein Ausdruck bösartiger Gemütsstimmung. Durch diesen Ausdruck, der zugleich durch ein längliches Auge mitbedingt und häufig mit Zähnefletschen (Raubtiere, Pferde, Kamele, Lamas) verbunden ist, bekommt das Tier etwas Bösartiges und Wildes. Bei Katzen wird der beginnende Zorn oder die einsetzende Wut schon durch die seitlich gelegte flachgewölbte Ohrmuschel angedeutet. Zorn und Wut gehören

Bösartiger Ausdruck desselben Tieres (Lama) vor dem Spucken. Die Ohren sind weit zurück und eng angelegt. Das Auge verlängert sich wie auch der ganze Kopf (Nasenlöcher flackern wild, die Lippen klaffen seitlich)

Raubvogel (Adler) in Ruhestellung

bei den Raubtieren in erster Linie, aber auch bei den Affen, zu den häufig zu beobachtenden Erregungszuständen mit starken Muskelanspannungen. Je nach der Ausdrucksfähigkeit dieser Tiere finden wir ein Fletschen der Zähne, ein Vorstrecken des Unterkiefers, ein stoßweises Hervorbringen von Lauten, eine Spannung und ein Vorwärtsdrängen des ganzen Körpers, so namentlich bei Affen, die in ihrer Wut (Steigerung des Zornes) an den Käfigstangen rütteln, um ihre innere Spannung zu entladen, wie etwa der wutentbrannte Mensch Teller und Tassen zerschlägt und durch diese Betätigung seine Affekte beruhigt.

Neid, Eifersucht und Gier stehen so ziemlich auf einer Stufe, indem sie alle drei starke Lebensgefühle betonen und letzten Endes auf den Egoismus hinweisen, den ureigensten und stärksten Ausdruck der Selbstbehauptung und Lebensbejahung. Alle drei können zu den stark aktiven Affekten der Wut umschlagen. Gier, häufig in Verbindung mit dem Verschlingen der erlegten Beute oder auf ein zu erbeutendes Opfer gerichtet, schließlich auch im Zusammenhange mit dem Futterneid, tritt bei allen Raubtieren typisch zutage. Der Neid erstreckt sich fast auf alle höheren Tiere, wie wir uns bei der Fütterung unsers sonst so harmlosen Geflügels überzeugen können. Im allgemeinen tritt der Neid bei den auf großen Weideplätzen äsenden Pflanzenfressern weniger hervor, kommt aber, wenn die Tiere auf enge Futtertröge angewiesen sind, recht bald zum Ausdruck. Sehr deutlich ausgeprägt zeigt er sich bei den Hunden untereinander und steigert sich, namentlich wenn es sich um die Konkurrenz der instinktiv gehaßten Katze handelt, bald zur Wut. Äußerlich zeigt sich der Neid bei Hunden im schielenden Blick, den eigentümlich knurrenden Lauten und dem sprunghaften Übergang in eine Beißerei. Jeder, der diesen Vorgang — Eifersucht verhält sich ähnlich — beobachtet hat, erkennt den Ausdruck dieser Ballung von Affekten und weiß ihn ohne weiteres zu beurteilen. Der Geschlechtsneid sodann ist eine bekannte Erscheinung im Tierreich, der nicht selten zu regelrechten Kämpfen um das Weibchen führt.

Furcht ist jedem Tiere eigen. Selbst der stärkste und verwegenste Räuber kennt sie, Tiger und Löwen können in Lagen versetzt werden, die sie zittern machen. Das Tier ist in solchen Fällen bestrebt, möglichst wenig Angriffsflächen zu bieten, sich zusammenzukauern, an den Boden zu halten, mit den Augen zu zwinkern, schließlich gebrochen vor dem Menschen oder dem Ereignis zu liegen. Plötzlicher Schreck verleitet die Tiere, so Pferde oder Elefanten, zur Panik, zum Aufbäumen und Dahinrasen.

Eine merkwürdige Sache ist es um den tierischen Eigensinn, wie er namentlich bei Ochsen, Schafen und Ziegen zum Ausdruck kommt, wo der ganze Körper entweder eine gewisse Zielstrebigkeit oder auch eine unglaubliche Klotzigkeit zeigt. Solche Tiere stemmen sich mit ihren Extremitäten, lassen sich schieben und hauen, ohne vorwärtszugehen.

Äußere Ereignisse, wie die Musik, vermögen oft recht eigentümliche Wirkungen hervorzubringen. Eine Bauern- oder Schützenkapelle ist imstande, das Weidevieh der Alm toll durcheinanderspringen zu lassen. Aber selbst ein voller Gesang bleibt, wie ich aus Erfahrung weiß, nicht ohne Eindruck auf die Tiere. Sie quittieren zwar nicht mit erschütternder Komik, aber sie hören zu fressen auf, lauschen den Tönen und begleiten sie mit regelmäßigen Bewegungen des Schweifes.

Affen und Raubtiere haben größere Ausdrucksmöglichkeiten als Wiederkäuer, Eichhörnchen bessere als Tiere mit weniger entwickelten Vorderpfoten. Aber auch innerhalb

Raubvogel (Adler) in Wildheit

Erregte Glucke

ein und derselben Ordnung finden wir große Unterschiede. So bringen Hund und Katze für Ausdrucksmöglichkeiten von Seelenzuständen verschiedene anatomische Veranlagung mit. Schon allein der Umstand, daß die Pupille der Katze mit jedem Licht- und Schattenwechsel sich ändert, macht das Auge der Katze wenig ausdrucksfähig für Gemütsvorgänge. Nicht zuletzt hat ihr diese Eigentümlichkeit allerlei falsche Beurteilung eingetragen. Das klare, ruhige Hundeauge hat den weiteren Vorzug, tiefer zu liegen, Brauenwirkungen erzielen zu können und zu blinken. Dazu kommt, daß der Hund die Stirne leicht runzeln, also Querfurchen über die Stirne und auch Längsfuchen zwischen den beiden Augen nach oben hin ziehen kann. Aber auch die nach der Oberlippe verlaufende Muskelpartie tritt in ihrer Wirkung stärker als bei der Katze hervor.

Je ausdrucksfähiger das Gesicht, um so deutlicher spiegeln sich darin auch intellektuelle Vorgänge wie Aufmerksamkeit, Neugierde (bei Affen, Hunden, Katzen, Marderarten, aber auch bei Ziegen), verbunden mit mehr oder weniger affektiven Stimmungen.

Es würde zu weit führen, die Gemüts- und andern seelischen Zustände und Lebenslagen der tierischen Freundschaft, Liebe, Ehe, Mütterlichkeit zu erörtern, und es fragt sich nur noch, welches die Wege sind, um von dieser Seite dem Seelenleben nachzugehen. In erster Linie ist es die Beobachtung, und zwar die vergleichende, sodann das äußerst sorgfältig ausgeführte Experiment. Sorgfältig in dem Sinne, daß das Tier unbemerkt, also nicht gewaltsam zu Äußerungen seines Selbst gebracht wird. Die ganze Forschung sei getragen von jener Liebe zu den Tieren, die eine Einfühlung ermöglicht, Individualitäten unter Tieren gleicher Art erkennen läßt. Insonderheit verdienen großes Interesse die in der Entfaltung begriffenen jungen Säugetiere und Vögel, ganz besonders die elternlos heranwachsenden, im Brutapparat zur Welt gekommenen Hühnchen und Enten, denn hier handelt es sich um psychisch noch unbeeinflußte Geschöpfe.

Auf dem ganzen Gebiete liegen schwere, zum Teil unlösbare Probleme, und die Arbeit will mit großer Vorsicht und Sachkenntnis getan sein. Durch den Umstand, daß wir in der Beurteilung des tierischen Seelenlebens in hohem Maße auf Analogien angewiesen sind, da es sich um andersgeartete Wesen handelt, die obendrein der Sprache und Tradition entbehren, werden uns die Tiere für alle Zeiten in psychischer Hinsicht Probleme bleiben müssen. Aber gerade das ist es, was die Forschung immer wieder reizt.

Vaterländische Gedichte

Von Erika Spann-Rheinsch

Hindenburg

Du, einzig aus dem Schiffbruch ans Gestade
Gerettetes, du wundertätiges Bild,
Held Hindenburg, in Schlachtenglanz gehüllt,
Dem Gott, als unser Lostag sich erfüllt,
Den Sieg entzogen, aber nicht die Gnade —

Wenn manch Jahrtausend einst am Zeitenrade
Sich abgesponnen, wird dein Bild, bescheiden,
Getreu, beständig, groß in Glück und Leiden,
Uns selbst bedeuten auf dem Schmerzenspfade —
Dies Heut' und Hier wird deine Züge zeigen,
Und alle Völker werden sich verneigen.

Deutscher Knabe

Nun, Knabe, kommt es auf dich an!
Das deutsche Erbe ist vertan,
Zerbrochen ist das deutsche Heer,
Verloren ist das deutsche Meer,
Die deutschen Grenzen sind zerfetzt —
Du, Knabe, du bist Deutschland jetzt!

Du, Knabe, blaugeäugt und blond,
In dir blüht Deutschlands Wonnemond,
Es ist wie du so jugendstark,
Treu, rein und lauter bis ins Mark,
Es reift zum Sieg, bist du ein Mann —
Nun, Knabe, kommt es auf dich an!

Gute Nacht

Mein Deutschland, gute Nacht!
Du bist nun einmal solcher Art,
Die sich nicht klug am Tag bewahrt,
Hast nicht an dich gedacht —
Mein Deutschland, gute Nacht!

Tu nur die Augen zu.
Geschehe, was da kann und will,
Du bist es müde; halte still
Und sink in deine Ruh,
Tu nur die Augen zu!

Zieh an dein Totenkleid
Und geh in deinen Puppenstand!
Die Erde laß in Groll und Brand
Und spinne still dein Leid
Zu deinem Totenkleid!

Ach Gott, wie träumst du schwer!
Du weinst und ächzest gar im Schlaf
Und meinest, daß der Tod dich traf.
Doch bange nicht zu sehr,
Du träumest nur so schwer.

Was aber wird geschehn?
Dieweil du schläfst im engen Haus,
Wirkt sich das ewige Wunder aus —
Laß nur die Zeit vergehn,
Einst wirst du auferstehn!

In tiefer Grabeswacht
Sind bald die Flügel ausgereift,
Dann wird die Puppe abgestreift,
Dann steigst du aus der Acht —
Mein Deutschland, gute Nacht!

Wetter und Wetterkunde

Physikalische Plauderei von Dipl.-Ing. J. Lang-Heinrich

Die Sonne ist uns Menschen die Quelle und Spenderin aller Kraft, alles Lebens auf unserm Erdenballe. Jede geleistete Arbeit, jedes Produkt, überhaupt alles Geschaffene entspringt letzten Endes doch nur ihrer gewaltigen Energie. Wachsen und Gedeihen, Blühen und Sprossen sind ihr Werk. Aber auch bis in die Alltäglichkeit unsers menschlichen Lebens reicht ihre Macht und ihr Einfluß. Nicht nur daß der Landmann seine besondere Abhängigkeit vom Wetter fühlt. Dieses ist meist mitbestimmend bei allen unsern Handlungen und Unternehmungen, ohne daß wir uns oft seines Einflusses noch bewußt sind; und selbst in unserm Familienleben ist Regen oder Sonnenschein oft tonangebend für den ganzen Tag. Wir können ihr nicht entrinnen, der Sonne und ihrer Macht.

Kann es uns deshalb wundern, wenn schon die frühesten Zeiten Mittel und Wege suchten, den Wechsel der Witterung und seine Ursachen zu ergründen, der Natur ihr Geheimnis abzulauschen? Der Landmann, in ständiger Verbindung mit den Naturelementen, ist bestrebt, diese als seine Wetterpropheten zu beobachten, und so geben ihm Windrichtung, Wolkenbildung und Wolkenzug sowie das Verhalten der Tiere, Pflanzen und Mineralien bei verschiedenen Witterungsverhältnissen oft wertvolle Fingerzeige. Auch der Schäfer steht in der Wettervoraussage in gutem Rufe, und der Seemann vollends war von je auf die Beobachtung von Wolken, Wind und Wetter angewiesen.

So hat sich eine ganze Reihe dieser Beobachtungen eine gewisse Volkstümlichkeit erworben. Es deuten auf gutes Wetter: östliche Winde, Abendrot, starker Nachttau, hoher Flug der Schwalben, Spielen der Mücken; auf schlechtes: westliche Winde, Lämmerwolken, Abendgelb und Morgenrot, Naßwerden von Fliesen und Mauerwerk, unruhiger Flug der Schwalben und noch vieles andre.

Man versucht die Vorausbestimmung der Witterung sogar auf Wochen. St. Johanni und der noch weit mehr gefürchtete Siebenschläfer sind wohl allen bekannt. Hierher gehört auch die ganze Anzahl der mehr oder minder sinnreichen Bauernregeln, und noch weiter zielt der besonders auf dem Lande heiliggehaltene hundertjährige Kalender. Auch den Namen Falb dürfen wir nicht vergessen. Wohin wir uns also auch wenden, überall das Bestreben, zu erkunden, zu erforschen.

Die Zuverlässigkeit aller der bisher genannten Beobachtungen und Wettervoraussagen ist natürlich in hohem Maße abhängig von der Erfahrung, der Sachlichkeit und Zuverlässigkeit des Beobachters und deshalb auch stets mit einer gewissen Vorsicht aufzunehmen. Immerhin können sie oft gute Anhaltspunkte geben, besonders wenn man sie in Verbindung bringt mit dem Stande des **Barometers**.

So kommen wir zu den Bestrebungen der Physik und der Technik, das Individuelle aller der bisher genannten Methoden soweit als möglich auszuschalten und sie auf den Boden der Wissenschaft zu stellen. Es sollen die gesetzmäßige Folge und deren Gründe erkannt werden, um dann bei der Voraussage angewendet zu werden.

Was sind nun aber die Ursachen des Witterungswechsels und wodurch lassen sie sich erkennen?

Hauptsächlich sind es drei Faktoren, die für unsre heutige Wetterkunde und -voraussage von besonderer Wichtigkeit sind:

1. die Beobachtung des Luftdruckes;
2. die der Richtung und Stärke der Winde;
3. die Beurteilung des Zustandes der Luft nach Temperatur und Feuchtigkeitsgehalt.

Zunächst: was ist der Luftdruck und wodurch entsteht er? Ich möchte annehmen, daß eine ganze Anzahl von Menschen von der für uns in so mancherlei Weise überaus wichtigen Naturerscheinung keine rechte Vorstellung hat. Es ist zunächst vielleicht auch leichter zu sagen und zu verstehen: wie fühlen oder sehen wir die Wirkung des Luftdruckes? Nun, in unsrer heutigen sorgenvollen Zeit wird gewiß Verständnis für das Weck- oder Einmacheglas vorhanden sein. Welche Kraft macht nach dem Kochen den Deckel so festsitzend und -schließend, daß der kostbare Inhalt vor dem Verderben durch die zersetzenden Bestandteile der Luft geschützt ist? Es ist der Druck der außen befindlichen Luft. Durch das Kochen wird die Luft im Glas erwärmt und entwickelt dadurch das Bestreben, sich auszudehnen. Sie entweicht zum größten Teile aus dem Glas, und in dem fast luftleeren Raume herrscht nun ein verminderter Luftdruck gegenüber dem äußeren, so daß von außen der Deckel fest aufgepreßt wird und mit Hilfe des Gummiringes so dicht schließt, daß wir später nur mit Mühe den Deckel abheben können, wollen wir das Glas nicht wieder erwärmen. Mit Gewalt müssen wir erst der Außenluft wieder Eintritt verschaffen, was man an dem allmählichen Eindringen kleiner Luftbläschen beobachten kann. Erst dann, wenn der innere Luftdruck wieder gleich dem äußeren geworden ist, läßt sich der Deckel ohne weiteres abnehmen.

Noch ein andres Beispiel für den Luft- oder Atmosphärendruck: Alle unsre Pumpen vermögen

nur mittels seiner Hilfe Wasser aus einer gewissen Tiefe anzusaugen. Durch Anziehen des Kolbens erzeugen wir in dem Pumpenzylinder und Saugrohre einen luftverdünnten Raum, in dem geringerer Luftdruck herrscht als vorher. Nun ist der äußere Atmosphärendruck, der auf der ganzen Oberfläche des anzusaugenden Wassers außerhalb der Pumpe lastet, energisch bestrebt, in den Pumpenraum mit vermindertem Drucke Wasser hineinzupressen. Der wieder niedergehende Kolben befördert dann die Wassermenge unter Druck zutage, da Ventil oder Klappe das Zurücktreten in das Saugrohr verhindern.

An diesen beiden Anwendungen ist vielleicht die Wirkungsweise des Luftdruckes klar geworden: sein Bestreben zum Ausfüllen jedes Raumes mit geringerem Drucke und seine Fähigkeit, zwei Körper mit glatter Oberfläche fest zusammenzupressen, sobald sich zwischen diesen verdünnte Luft befindet.

Woher kommt nun dieser Druck der Luft?

Wir wollen sein Vorhandensein und sein Wesen feststellen. Zum Beweise hängen wir eine dünnwandige Glasflasche an einer Wage auf und bestimmen sehr genau ihr Gewicht. Dann entfernen wir mittels einer Luftpumpe die Luft aus der Flasche, die dazu am Halse eine besondere Vorrichtung hat, und wiegen sie danach von neuem. Wir staunen: die Flasche ist leichter geworden. Kein Zweifel mehr: die Luft hat ein Gewicht wie alle andern sichtbaren Körper unsrer Erde. Wie jede Masse, so wird auch die der Luft von unsrer Erde mit einer gewissen Kraft, der Erdanziehungskraft, angezogen, die wir im täglichen Leben schlechthin als das »Gewicht« des Körpers bezeichnen.

Jetzt muß uns der Luftdruck als etwas Selbstverständliches erscheinen, denn das Gewicht der sich über uns befindlichen Luftsäule drückt auf alle Gegenstände auf der Erdoberfläche, und zwar nach allen Seiten vollkommen gleichmäßig, wie dies alle Gase tun. Es sei nochmals hervorgehoben: das Luftgewicht drückt nicht etwa nur auf die für uns wagerechten oder horizontalen Flächen.

Noch einmal zum Einmacheglas zurück! Solange der Deckel nicht dicht schließt und innen und außen der gleiche Druck herrscht, läßt sich der Deckel natürlich ohne weiteres abnehmen. Wird jedoch die Luft im Glase erwärmt, so daß sie verdünnt und der Druck stark vermindert wird, so preßt das Gewicht der über dem Deckel befindlichen Luftsäule diesen fest auf seinen Sitz.

Auch die Saugwirkung der Pumpe ist jetzt völlig erklärt.

Es könnte jemand einwenden, daß wir den Druck doch eigentlich als eine Last empfinden müßten. Demgegenüber sei daran erinnert, daß der Luftdruck sich nach allen Seiten gleichmäßig verteilt, also auch auf die in der Luft befindlichen Körper von unten nach oben drückt. Dazu sind unsre inneren Organe, wie Lunge und Ohren, frei zugänglich; also gleicher Druck auch im Inneren. Herz, Blut und Blutgefäße müssen allerdings den Druck aushalten und sind auf ihn eingestellt, so daß Beschwerden entstehen, wenn sich der äußere Luftdruck sehr stark verändert.

Wie groß ist nun dieser Atmosphärendruck? Offenbar ist er gleich dem Gewichte der gesamten Luftsäule über uns. Für die Technik gilt ein rundes Maß von 1 kg auf die Fläche eines Quadrates, dessen Seiten 1 cm lang sind. Man schreibt 1 kg/qcm. Dieses Maß benutzt man als Einheit für den Druck aller gasförmigen Körper und nennt es eine Atmosphäre = 1 atm. Man sagt: ein Dampfkessel oder eine Kohlensäureflasche hat soundso viel Atmosphären Druck.

Als erste, die zum Suchen nach der Lösung dieser Frage des Luftdruckes durch ihre Beobachtung Veranlassung gaben, werden uns zwei florentinische Brunnenmeister genannt. Sie bemühten sich vergeblich, Wasser mit einer Pumpe aus einer größeren Tiefe als gewöhnlich anzusaugen, um somit auch eine größere Gesamtförderhöhe zu erreichen. Trotz den größten Anstrengungen stieg aber das Wasser im Saugrohre nicht höher als 10 Meter über dem Spiegel des anzusaugenden Wassers. Die Ursache dieser Erscheinung blieb ihnen unbekannt.

Erst um 1643 fand Toricelli, ein Schüler Galileis, die Erklärung zu dem eigenartigen Vorgang. Zu seinem Versuche füllte er eine 800 Millimeter lange, an einem Ende zugeschmolzene Glasröhre mit Quecksilber und schloß die Öffnung mit dem Zeigefinger. Dann kehrte er die Röhre um und tauchte das mit dem Finger geschlossene Ende in ein mit Quecksilber gefülltes Gefäß. Sobald er den Finger unter dem Quecksilberspiegel wegzog, fiel das Quecksilber in der Röhre stets auf eine Höhe von 760 Millimeter = 760 mm, sooft er den Versuch auch wiederholte. Oberhalb der Quecksilbersäule blieb ein luftleerer Raum.

Die 760 mm hohe Quecksilbersäule hielt offenbar das Gleichgewicht dem auf dem Quecksilberspiegel im Gefäße lastenden Luftdrucke. Das Gewicht oder der Druck dieser Säule, so schloß Toricelli, mußte daher gleich sein dem Druck der äußeren Atmosphäre und auch gleich dem Drucke der von den Brunnenmeistern gefundenen 10 m hohen Wassersäule. Das Problem war somit gelöst und zugleich auch das Instrument zum Messen des Luftdruckes gefunden: das Barometer in seiner ursprünglichen Form. Das Wort ist dem Griechischen entnommen und bedeutet Druck- oder Schweremesser.

Als Haus- oder Zimmerbarometer hat man ihm zweckmäßig eine etwas andre Gestalt gegeben. Das untere, offene Ende ist U-förmig wieder nach oben gebogen und endigt mit einem weiteren dem Luftdrucke zugänglichen Gefäße, das man Phiole nennt. Deshalb bezeichnet man diese gebräuchlichste Art von Quecksilberbarometer auch als Phi-

olenbarometer. Ich möchte nicht vergessen zu bemerken, daß diese Ausführung zum Zwecke der bequemen Ablesung ein kleines Zugeständnis auf Kosten der Genauigkeit ist; denn da der Quecksilberspiegel in der Phiole seinen Stand mit dem Sinken oder Steigen der Quecksilberkuppe in der Röhre ändert, so müßte man die Skala entsprechend den Bewegungen des Spiegels in der Phiole verschieben. Die Phiole ist jedoch weit genug gehalten, so daß die entstehenden kleinen Fehler für unsern Gebrauch nicht in Betracht kommen. Für die Messungen der Wetterkunde aber, der Meteorologie, werden natürlich nur die feinsten und genauesten Instrumente verwendet.

Die am oberen Ende der Röhre hinter dieser angebrachte Skala (Meßstreifen) zeigt eine Millimetereinteilung, so daß man zu jeder Zeit den jeweiligen Luftdruck in mm Quecksilbersäule ablesen kann. Natürlich muß das Barometer vorher geeicht sein, d. h. die Skala muß auch richtig so angebracht sein, daß die Zahl die wirkliche, den jeweiligen Luftdruck entsprechende Höhe der Quecksilbersäule angibt. Von Wichtigkeit ist auch die längs der Glasröhre verschiebbare Marke, mit der man den augenblicklichen Stand der Kuppe festhalten und dann deren weiteres Steigen oder Fallen genau beobachten kann. Die Zweckmäßigkeit dieser kleinen Vorrichtung wird im allgemeinen viel zu wenig erkannt.

Die Größe, Zerbrechlichkeit und vor allem die freiliegende Quecksilbermenge machen das Quecksilberbarometer für den Transport außerordentlich ungeeignet, und dieser Umstand gab den Anlaß zu dem Suchen nach einem handlicheren Apparat besonders für den Hausgebrauch.

Die Lösung brachte 1847 Vidi mit dem Aneroidbarometer, das aus einer fast luftleeren, runden, flachen Metalldose mit sehr dünnen Bodenflächen besteht. Wir wissen jetzt, daß, da der Luftdruck im Inneren der Dose geringer gemacht ist als der Außendruck, dieser bestrebt sein wird, die beiden dünnen Bodenflächen gegeneinanderzupressen. Und dieses Bestreben benutzt man nun, um die Höhe des jeweiligen Luftdruckes festzustellen; denn die Bodenflächen werden sich um so mehr einander nähern, je größer der atmosphärische Druck ist. Überträgt man deshalb die Bewegungen des Mittelpunktes einer solchen Bodenfläche mittels eines Mechanismus auf ein Zeigerwerk mit einer Skala, so haben wir das heute gebräuchlichste Aneroidbarometer.

Meist ist das Werk in einem runden Holzgehäuse untergebracht. Durch das Glas sieht man einen blauen Zeiger über der kreisförmig ausgeführten Skala spielen, der also auch den jeweiligen Luftdruck in mm Quecksilbersäule ablesen läßt. Über diesem beweglichen Zeiger befindet sich noch ein zweiter, durch die Hand drehbarer, wieder als Marke, um einen bestimmten Stand festzuhalten.

Leider machen die auf der Kreisteilung meist ohne Erklärung eingetragenen Zahlen von 68 bis 80 dem Laien das Verständnis für das Wesen und Arbeiten des Barometers unnötig schwer. Sie sollen, wie wir nach unsern Betrachtungen wissen, 680—800 mm Quecksilbersäule bedeuten. Die auch oft vorkommende Einteilung in Grade dünkt mir unzweckmäßig, da sie keinerlei Vorstellung mit den wahren Vorgängen verbindet.

Wir sind jetzt also in der Lage, den Luftdruck an jedem beliebigen Orte zu jeder beliebigen Zeit festzustellen. Die Versuche Toricellis, in denen er den Luftdruck zu rund 760 mm Quecksilbersäule festgestellt hatte, waren annähernd in der Höhe des Meeresspiegels vorgenommen worden. Wird nun der Druck in allen Höhen der gleiche sein, oder wird er sich ändern, wenn wir uns vom Erdinneren weiter hinweg entfernen?

Wir wollen einen Versuch machen. Der Bequemlichkeit halber nehmen wir ein Aneroidbarometer und steigen damit auf einen Berg. Der Zeiger gibt uns zu erkennen, daß der Luftdruck sich verringert, je höher wir steigen. Auf dem höchsten Gipfel des Himalaja in Vorderindien, der eine Höhe von rund 8500 m hat, würden wir nur noch 250 mm ablesen. Man kann ungefähr annehmen, daß bei einem Höhenunterschiede von 10 m der Druck um 1 mm steigt oder fällt.

Was ist die Ursache dieser Erscheinung? Wir hatten gefunden, daß der Luftdruck gleich ist dem Gewichte der auf uns lastenden Luftsäule. Deshalb muß der Druck nach oben hin abnehmen; denn es wird ja die Höhe der Luftsäule kleiner, also auch ihr Gewicht. Aber noch ein zweiter Grund kommt hinzu. Würden wir unsern Wiegeversuch mit der Glasflasche auf dem Gipfel des Himalaja wiederholen, so würden wir finden, daß der Gewichtsunterschied vor und nach dem Auspumpen der Luft viel geringer ist als beim ersten Versuche in der Nähe des Meeresspiegels. Das Gewicht der Luft wird demnach geringer, je höher wir kommen, die Erdanziehungskraft vermindert sich und drückt die Luft nicht mehr in gleichem Maße zusammen. Man spricht von einer abnehmenden Dichte der Luft.

Es ist uns jetzt bekannt, weshalb und in welcher Weise der Luftdruck abnehmen muß, je höher wir steigen, und daß das Fallen des Barometers bei der Bergbesteigung seine Richtigkeit hat. Diese Tatsache führt zu dem Gedanken, das Aneroidbarometer geradezu als Höhenmesser zu verwenden, und wirklich ist es der Luftschiffahrt ein unentbehrliches Instrument für die Bestimmung der erreichten Höhen geworden.

Nachdem uns so Luftdruck und Barometer vertraute Begriffe geworden sind, wollen wir sehen, welche Beziehungen zwischen dem Atmosphärendruck und den Witterungsverhältnissen bestehen, und wie wir uns den Luftdruckmesser für die Wettervoraussage nutzbar machen können.

Nehmen wir Messungen vor mit dem Barometer am gleichen Orte zu verschiedenen Zeiten, so zeigt sich, daß der Luftdruck starken Schwankungen unterworfen ist, und zwar daß sich beständiges, trockenes Wetter meist mit einem hohen Stande deckt, während Regen und trübes Wetter vielfach von einem Fallen des Druckes begleitet sind.

Was sind die Ursachen dieses Druckwechsels? Die Sonne mit ihren Licht- und Wärmestrahlen. Das Beispiel mit dem Konservenglas hatte gezeigt, daß die Luft, sobald sie erwärmt wird, das Bestreben hat, sich auszudehnen. Sie steigt nach oben, verliert an Dichte, und es tritt eine Druckverminderung ein. Den gleichen Vorgang ruft die Sonne auf unsrer Erde hervor. Am Äquator, wo die Erdoberfläche durch die fast senkrecht auffallenden Sonnenstrahlen am stärksten erwärmt wird, erfährt auch die auf ihr lagernde Luftschicht eine große Temperaturerhöhung. Die Folge ist ein Aufsteigen und Dünnerwerden der Luft, eine Druckverminderung in der in Frage kommenden Luftsäule. Sofort haben die benachbarten in der Richtung der Pole gelegenen Luftschichten mit höherem Drucke das Verlangen, in den entstandenen Raum mit verminderter Pressung einzudringen, und es entstehen Luftbewegungen, die wir Winde nennen. An den Polen haben wir den umgekehrten Vorgang. Dort wird sich die Luft über Eis und Schnee abkühlen, sie verdichtet sich und fällt, und der Druck steigt. Hier also eine Bewegung von oben nach unten und infolge der ausweichenden Schichten eine solche an der Erdoberfläche von den Polen zum Äquator. Als Ausgleich dafür ein Strömen in den höheren Räumen hin zu den Polen und, wie wir schon sahen, am Äquator ein Aufsteigen der Luft. Also Kreisläufe als große, gewaltige Grundbewegungen. Da aber z. B. infolge des Wechsels der Bewölkung an den einzelnen Stellen der Erdoberfläche dauernd Temperaturänderungen vor sich gehen, so werden uns die großen Hauptbewegungen nicht rein erhalten bleiben. Wir bemerken Neben- und Gegenströmungen und Wirbel, Bewegung, wohin wir uns auch wenden, nirgend absolute Ruhe. Vor uns sehen wir ein Bild von einem ununterbrochenen Wogen und Wallen unsers Atmosphärenmeeres von wechselnder Stärke und Geschwindigkeit.

Es wird Orte geben, wohin viele Luftströmungen zugleich gerichtet sind. Da entsteht dann ein Pressen und Drücken, ein Reiben und Schieben. Dort muß der Druck natürlich ein besonders hoher sein, und solche Stellen bezeichnet deshalb die Wetterkunde als Hochdruckgebiete oder barometrische Maxima im Gegensatz zu den Orten, von wo die Luftströmungen nach allen Seiten hinweggerichtet sind, und wo daher ein sehr geringer Druck herrscht. Das sind die Tiefdruckgebiete oder barometrische Minima.

Die im Hochdruckgebiete zusammengepreßte Luft wird das eifrige Bestreben haben, nach den Orten geringeren Druckes zu entweichen, und es werden wieder Bewegungen nach den Tiefdruckgebieten hin entstehen.

Einmal haben wir also die Luftströmungen als unmittelbare Folge der Erwärmungen und Abkühlungen der Luftschichten, und durch sie entstanden die Maxima und Minima, und zum andern die Luftbewegungen wieder als Folge des Druckausgleiches zwischen Hoch- und Tiefdruckgebieten.

Luftdruck und Luftbewegungen stehen also in engstem Zusammenhange.

Und wie wir gleich weiter sehen werden, sind die Winde die Träger des Zustandes unsrer Atmosphäre. Winde vom Norden werden dessen Kälte dem Süden bringen und umgekehrt. Sie werden die Überbringer sein von dem Witterungszustande des Nachbargebietes, von dem sie herwehen. Es besteht daher kein Zweifel mehr an dem Zusammenhange zwischen Luftdruck und Witterung, und das Barometer verdient demnach bis zu einem gewissen Grade die Bezeichnung als Wetterglas. Wir dürfen aber, wenn wir uns von ihm Rat holen wollen, nie vergessen, daß es lediglich seine Aufgabe ist, die Höhe des jeweiligen Luftdruckes uns vor Augen zu führen, und daß es an uns liegt, seine Angaben für die Vorausbestimmung des Wetters in richtigem Sinne zu deuten.

Aber das steht fest, plötzliche und stärkere Schwankungen des Luftdruckes stehen in engstem Zusammenhange mit Witterungsumschlägen. Als Ergebnis von langen Beobachtungsreihen haben folgende Regeln eine gewisse Gültigkeit erhalten:

tiefer Stand — trübes, unbeständiges Wetter,
plötzliches oder stärkeres Fallen — Regen, Sturm oder beides,
hoher Stand — schönes, beständiges Wetter,
stärkeres Steigen — Aufklarung.

Wie ich schon bei der Besprechung des Barometers andeutete, ist auf das Steigen oder Fallen viel mehr Gewicht zu legen als auf den jeweiligen absoluten Stand. Dieser ist oft sehr trügerisch; denn wir können bei hohem Drucke nicht selten trübe Witterung und bei niedrigem oft Sonnenschein beobachten. Dies läßt uns die Bedeutung des mit der Hand verstellbaren Pfeiles als Marke erkennen und zugleich auch die Unzulänglichkeit der »Schön-Wetter«-Skala. Sie sollte besser ganz fehlen und vielleicht durch einen erläuternden Hinweis ersetzt werden. Will sie aber eine Daseinsberechtigung geltend machen, so müßte sie gegenüber dem den Luftdruck angebenden Meßstreifen verschiebbar sein und sich einstellen lassen, entsprechend dem mittleren Luftdrucke des Ortes, an dem das Barometer Verwendung finden soll; denn befindet sich das Instrument z. B. an einem

sehr hochgelegenen Punkte, so wird der Luftdruck nie auf 760 mm Quecksilbersäule und darüber steigen. Es könnte also auch an diesem Orte nach der Schön-Wetter-Skala nie beständiges, schönes Wetter geben. Da das Anpassen an die betreffenden Ortsverhältnisse nie geschieht und auch nicht geschehen kann, da beide Teile fest miteinander verbunden sind, so ergibt sich, daß die Schön-Wetter-Skala nicht ganz einwandfrei und mit Vorsicht zu benutzen ist. Auch die Teilung mit den Angaben des Druckes in mm Quecksilbersäule muß natürlich richtig angebracht sein, und besonders das Aneroidbarometer muß mittels einer vorhandenen Regulier-Druckschraube nach einem genauen Quecksilberbarometer eingestellt werden, bevor es in den Handel kommt. Aber es genügt diese einmalige Eichung, wenn der Apparat später keine fehlerhafte innere Veränderung erfährt.

Wenn wir so mit Überlegung das Barometer zu Rate ziehen, dann wird es uns für unsre Zwecke oft guten Aufschluß über die zukünftigen Witterungsverhältnisse geben. Für die allgemeine Wetterkunde aber, an die wir höhere Anforderungen stellen, genügt seine Beobachtung allein nicht.

Wir sprachen schon von dem Einfluß der Winde auf die Wetterverhältnisse. Ihre Richtung und Stärke also werden von Bedeutung sein. Sie werden uns Wärme oder Kälte bringen, je nachdem sie vom Süden oder Norden zu uns kommen. Es wird ein Unterschied sein, ob sie vorher ihre Feuchtigkeit an hohen Bergzügen als Regen oder Schnee abgegeben haben, oder ob sie über die See oder feuchtes, sumpfiges Gelände gestrichen und mit Wasserdampf gesättigt sind, den sie dann bei uns als Niederschläge zurücklassen. Da uns die Oberfläche der Erde genügend bekannt ist, werden wir imstande sein, aus der Windrichtung Schlüsse für die kommende Witterung zu ziehen. So weiß wohl jeder, daß östliche Winde gutes Wetter verheißen, daß dagegen Westwind leicht Regen und trübes Wetter mit sich bringt. Bei südlichen Strömungen erfreuen wir uns eher der Wärme, als wenn sie vom Norden kommen. Für verschiedene Jahreszeiten lassen sich noch besondere Eigenschaften feststellen. Auch kann man durch gute Beobachtungen an einem bestimmten Ort weitgehendere Sonderregeln für ihn ermitteln.

Zum Bestimmen der Windrichtung dient die Wetterfahne, die für wissenschaftliche Zwecke noch mit einer Windrose in Verbindung gebracht wird, einer Art Gradeinteilung, durch die sich die Richtung genau festlegen läßt.

Die Bestimmung der Windgeschwindigkeit geschieht mittels des Windmessers, des Anemometers. Es gleicht im Prinzip der Windmühle oder dem Rade des Windmotors, besitzt aber viele kleine Flügel, die, zu einem Rade vereinigt, in einem etwa 5 cm im Durchmesser großen Gehäuse untergebracht sind. In die Windrichtung gestellt wird das Flügelrad sich um so schneller drehen, je mehr die Windgeschwindigkeit zunimmt. Legen wir nun das Verhältnis zwischen der Umbrehungszahl in der Minute und der Windgeschwindigkeit in einer Gleichung fest, so sind wir mit Hilfe eines angebrachten Umdrehungszählers zu jeder Zeit in der Lage, die jeweilige Windgeschwindigkeit zu bestimmen; durch eine besondere mechanische Vorrichtung kann man sie sogar ohne weiteres ablesen.

Was ist nun das Maß für die Geschwindigkeit? Man versteht ganz allgemein unter Geschwindigkeit die Länge des in der Sekunde zurückgelegten Weges in Metern gemessen. Denken wir uns eine leichte Daunenfeder vom Winde fortgeführt. Wir haben uns die Stelle gemerkt, von der sie wegflog, und stellen fest, daß sie sich nach einer Sekunde an einem andern Orte befunden hat, der von dem ersten 4 Meter entfernt ist. Die Feder oder der sie tragende Wind hatte also eine Geschwindigkeit von 4 Metern in der Sekunde, was man zu schreiben pflegt = 4 m/sek. So haben wir ein absolutes Maß für die Geschwindigkeit gefunden.

Die Meteorologie hat sich noch eine andre Einheit mit einer einfachen Zahlenreihe geschaffen. Sie unterscheidet Windstärken von 1 bis 12, die einer Windgeschwindigkeit von 1 bis 40 m/sek. entsprechen.

Jetzt können wir Windrichtung und Windgeschwindigkeit bestimmen und diese Beobachtungsergebnisse denen am Barometer hinzufügen.

Aber ein Hauptpunkt fehlt uns immer noch, nämlich die Beschaffenheit der Luft. Natürlich wird diese von nicht geringem Einflusse auf den Witterungscharakter sein. Die Temperaturmessungen und die dazu verwendeten Thermometer sind ein allgemein bekanntes Gebiet. Zu erwähnen wären vielleicht die Maximal- und Minimalthermometer, in denen ein Körper mit besonderem Verhalten einmal beim höchsten, das andre Mal beim tiefsten Stande seine Lage im Inneren der Röhre beibehält.

Viel wichtiger ist die Beschaffenheit der Luft nach einer andern Richtung. Wir erkannten schon den Unterschied, ob sie über heißes, trockenes Land oder über sumpfige Niederungen zu uns kam. Es wird demnach auch ihr Gehalt an Wasserdampf, an kleinen, feinen Wasserbläschen sehr verschieden sein.

Man bezeichnet diesen Zustand als Feuchtigkeitsgehalt der Luft und spricht von einem absoluten und einen relativen Feuchtigkeitsgehalt der Luft. Zum Verständnis denken wir uns ein Gefäß, dessen Inneres die Gestalt eines Würfels hat, mit der Seitenlänge von 1 Meter. Das Gefäß sei mit der zu prüfenden Luft gefüllt, dann wird der Kubikmeter Luft eine bestimmte Menge Wasserdampf enthalten mit einem gewissen Gewicht, das in Gramm (= gr) gemessen wird. Die Zahl der

absoluten Feuchtigkeit gibt also an, wieviel Wasserdampf in gr in einem cbm bestimmter Luft enthalten ist. In der Wetterkunde begegnet uns jedoch vielmehr der Ausdruck der relativen Feuchtigkeit. Es wird uns verständlich sein, daß die Luft bei einem bestimmten Drucke und einer bestimmten Temperatur nur eine bestimmte Anzahl von gr Wasserdampf in einem cbm zu fassen imstande ist. Wird der Feuchtigkeitsgehalt dann größer, so schlägt sich der Wasserdampf als Nebel, Regen oder Schnee nieder. Den Zustand des größtmöglichen Wasserdampfgehaltes nennt man den Sättigungszustand. Die Luft ist dann mit Wasser gesättigt und verträgt keinen Zuschuß mehr. Sie wird natürlich bei hohem Druck und bei hoher Temperatur mehr Wasserdampf aufnehmen können, bis der Sättigungszustand eintritt, als bei niedrigem Stande des Barometers und Thermometers; deshalb werden auch in letzterem Falle eher Niederschläge stattfinden. Der Sättigungszustand wird aber nicht immer vorhanden sein. So ist der weit wichtigere Begriff der relativen Feuchtigkeit von selbst entstanden. Er drückt aus: das Verhältnis des jeweiligen Feuchtigkeitsgehaltes zum Sättigungszustand bei gleichem Drucke und bei gleicher Temperatur. Denn mit diesen beiden Größen würde sich ja, wie wir gesehen haben, die Aufnahmefähigkeit der Luft an Wasserdampf verändern. Man erhält also die Zahl der relativen Feuchtigkeit, wenn man die Grammzahl des Wasserdampfes von einem Kubikmeter durch die Grammzahl der entsprechenden Sättigung dividiert. Sie wird für die Witterungsverhältnisse von viel größerer Bedeutung sein als die der absoluten Feuchtigkeit; denn die Neigung zu Niederschlägen irgendwelcher Art wird stets von dem relativen Feuchtigkeitsgehalt abhängen und zugleich mit ihm wachsen oder fallen.

Eine gewisse Luftfeuchtigkeit ist auch für unser Wohlbefinden nötig. Ich erinnere an die Wasserverdampfungskästen auf Dampf- und Luftheizungskörpern. In solchen Räumen fehlt der Ofen als Lufterneuerer und Wasserdampferzeuger. Zu trockene Luft empfindet unser Organismus von selbst als unzuträglich.

Nun zu der Frage: Wie läßt sich der Luftfeuchtigkeitsgehalt feststellen? Es gibt in der Natur Stoffe, die das Bestreben haben, Wasserdampf in sich aufzunehmen, zu verschlucken oder, wie man sagt, zu absorbieren. Durch Flächenanziehung verdichten sich die Wasserbläschen an der Oberfläche des Körpers, bis sie sich an dieser niederschlagen und aufgesaugt werden. Diese wasseraufnehmende, hygroskopische Eigenschaft haben gewisse Salze, auch organische Körper, wie Haare, Wolle und Pflanzenteile. Auf zwei verschiedene Weisen läßt sich bei ihnen die Menge des aufgesogenen Wasserdampfes ermitteln: bei den einen Stoffen macht sie sich leicht erkenntlich durch eine Gewichtszunahme, bei den andern durch eine Formänderung. Setzt man ein Kilogramm trockenen Salzes von der genannten Eigenschaft einem Kubikmeter der zu untersuchenden Luft aus und läßt sie einige Zeit darauf einwirken, dann gibt der Gewichtsunterschied bei einer neuen Wägung direkt die Anzahl von gr des in dem cbm enthalten gewesenen Wasserdampfes an, vorausgesetzt natürlich, daß die Salzmenge und die Zeit hinreichend waren, die Luft völlig zu trocknen.

Die bekannten Hygrometer oder Feuchtigkeitsmesser beruhen aus Gründen der Zweckmäßigkeit meist auf dem Prinzip der Formveränderung. Man kann die Längenänderung eines Haares oder einer Darmseite oder die Änderung der Gestalt eines andern Körpers auf ein Zeigerwerk übertragen und so wieder an einer Skala meistens direkt den Feuchtigkeitsgehalt in Prozenten der Sättigung, also den relativen Feuchtigkeitsgehalt ablesen. Der Zeiger schwingt über einer Skala, die in 0 bis 100% eingeteilt ist. Bei 100% wäre der völlige Sättigungszustand erreicht. Wohnräume sollen bei einer Temperatur von 18 bis 20° Celsius etwa 50 bis 60% relative Feuchtigkeit enthalten.

Das Wetterhäuschen ist auch ein Hygrometer, denn es beruht auf dem gleichen Prinzip. Die Verkürzung oder Verlängerung der wasserdampfaufnehmenden, gedrehten Darmsaite läßt Frau oder Mann vor der Tür erscheinen.

Um die Reihe der in der Meteorologie verwendeten Apparate und Instrumente zu vervollständigen, sei noch derer Erwähnung getan, die uns automatisch und ohne unser Zutun ein fortlaufendes Bild der jeweiligen zu beobachtenden Größen geben, indem sie eine Kurve auf einen Papierstreifen aufzeichnen, der in der Längsrichtung eine Einteilung in Tagesstunden, also der Zeit trägt. So gibt es Barographen, Thermographen, Hygrographen und so fort.

Die Instrumente arbeiten in folgender Weise: Die Kuppe eines Baro- oder Thermometers wird mittels eines Mechanismus mit einem Schreibstift in Verbindung gebracht, der sich infolgedessen mit dieser zugleich hebt und senkt. Diesen Stift läßt man dann auf einen Papierstreifen schreiben, der auf einer von einem Uhrwerk angetriebenen Trommel aufgesteckt ist und sich mit dieser entsprechend den Tageszeiten an dem Stift vorbeibewegt. Der Verlauf und der Stand zu jedem beliebigen verflossenen Zeitpunkte lassen sich ohne weiteres erkennen. Eine Zusammenstellung verschiedener solcher Apparate sieht man oft an den in der Öffentlichkeit aufgestellten Wettersäulen.

Zum Schluß noch ein Bild unsers heutigen Wetterdienstes, das uns zeigt, wie die Beobachtungen gemacht, gesammelt und verwertet werden, wie die Wetterkarte entsteht und aussieht, wie der Wetterbericht und die Prognose erscheinen.

Das Sammeln und Vergleichen von Beobachtungen ist nur dann von gewissem Wert, wenn diese an den verschiedenen Orten zu gleicher Zeit und in regelmäßigen Abständen gemacht werden. So ist das ganze Deutsche Reich in Wetterdistrikte eingeteilt. Ein jeder von ihnen hat seine Wetterstationen, von denen einer jeden wieder mehrere Beobachtungsstationen untergeordnet sind, und diesen gehören in den einzelnen Ortschaften oft noch Zweigstellen an. Also ein weitverzweigtes Netz. In den Beobachtungsstationen wird täglich frühmorgens 8 Uhr der Stand der Apparate abgelesen und die Windrichtung und Art der Bewölkung festgestellt, während in den Zweigstellen nur die einfacheren Beobachtungen gemacht werden. Die Ergebnisse werden dann auf dem Drahtwege den Beobachtungsstationen und von diesen wieder den zugehörigen Wetterstationen übermittelt, bis die so gesammelten Werte der Hauptzentralstelle des Landes zufließen. In Deutschland ist diese die deutsche Seewarte in Hamburg, in den andern Staaten befinden sich solche in London, Paris, Rom, Wien usw. Zwischen diesen Hauptzentralstellen erfolgt wiederum im Großen ein Austausch des Beobachtungsmaterials, so daß ein Bild des gesamten Witterungscharakters über dem Festlande vorliegt, aus dem sich mit größerer Bestimmtheit ein Schluß auf die Witterungsvorgänge der nächsten Tage oder Wochen für einzelne Gegenden machen läßt, als wenn man nur die Ablesungen einiger Zweigstellen verwendete.

In den Zentralstellen werden dann die gesammelten Werte in die Wetterkarten eingetragen. Wir finden auf ihnen zunächst vorgezeichnet die Umrisse des Festlandes mit den größeren Städten, die meist auch zugleich Beobachtungspunkte sind. Nehmen wir dann die fertig ausgefüllte Wetterkarte zur Hand, so fällt uns zunächst eine mehr oder minder große Anzahl in sich geschlossener Linienzüge von verschiedener, oft kreisähnlicher Gestalt auf. Das sind die Hoch- und Tiefdruckgebiete, bezeichnet mit einem »Hoch« oder »Tief«. Ihr Wesen, ihre Bedeutung und ihr Zustandekommen sind uns bekannt. Um diese herum gruppieren sich eine Zahl andrer Linienzüge, die Isobaren, die Linien gleichen Druckes. Durch sie sind alle Orte verbunden, an denen morgens 8 Uhr der gleichhohe Luftdruck beobachtet wurde. Wir haben also ein vollkommenes Bild der Druckverteilung. In gleicher Weise entstehen die Isothermen, die allerdings auf den in die Öffentlichkeit gelangenden Wetterkarten nicht zu finden sind. Die Orte gleicher Temperatur sind wieder durch Linien miteinander verbunden. Das vorgesetzte Wort »Iso« ist griechisch und bedeutet »gleich«. In die Wetterkarte eingetragen sind dann noch die Richtung und die Stärke des Windes durch gefiederte Pfeile. Ihre Richtung deckt sich mit der des Windes, und die Zahl der Striche der Fiederung lassen die Windstärke erkennen. Den Grad der Bewölkung geben mehr oder weniger schwarz ausgefüllte kleine Kreise wieder. Vor uns liegt also ein anschauliches und übersichtliches Bild der augenblicklichen Wetterlage, das der Hauptzentralstelle die Möglichkeit an die Hand gibt, für die einzelnen Gebiete die kommenden Witterungszustände mit einer gewissen Sicherheit vorauszusagen. Ihre Zusammenstellung und Schlüsse gibt die Zentralstelle nun an die Wetterstationen zurück, von wo sie wieder an die Beobachtungsstationen weitergehen, bis sie schließlich in den Zweigstellen und den öffentlichen Aushängestellen der Postämter erscheinen.

Ein Vergleich von einer größeren Zahl aufeinanderfolgender Wetterkarten läßt uns oft ein gesetzmäßiges Wandern der Hoch- und Tiefdruckgebiete und oft in regelmäßiger Folge verlaufende und wechselnde Luftströmungen erkennen, deren Wesen und Ursachen zu erforschen die Astronomie und Weltenkunde bestrebt sind. Eine gewisse erkannte Gesetzmäßigkeit läßt natürlich Vermutungen über den Witterungsverlauf auf Wochen oder Monate zu, doch nur Vermutungen.

Aber wo finden wir Vollkommenheit auf unserm Erdenballe, und welche Wissenschaft könnte sich der völligen Erkenntnis der Wahrheit rühmen? — Und doch müssen wir bewundern, was menschliches Denken und Wissen, Streben und Arbeiten im Laufe von Jahrhunderten und -tausenden geleistet hat im Forschen und Erschließen der Naturerscheinungen und Naturgesetze; wie durch ihr Erkennen uns Wege gezeigt und geebnet worden sind, die Elemente der Erde und ihrer Atmosphäre in unsern Dienst zu zwingen, ihre sonst zerstörenden Kräfte zu bändigen und für uns nutzbringend arbeiten zu lassen.

Helle Nacht

Helle Nacht fließt endlos ausgegossen
Über Stadt und tiefverträumtes Land.
Haus und Gasse sind in Duft zerflossen.
Meer von Licht wellt um den weißen Strand.

Mond blüht auf und schaukelt mit den Wellen
Hin als reine Lilie dieser Nacht.
Tausend bunte Knospensterne schwellen
Aus dem Strom in gottversöhnter Pracht.

Helle Nacht, dein funkelndes Gestade
Ruft mich, unter Sternen Stern zu sein.
Gleite in die Fluten, Herz, und bade
Dich vom grauen Staub des Tages rein.

Karl Bröger

Elternbeiräte und Elternabende

Von Marie Martin

»Eurer Kinder Land sollt ihr lieben«
Also sprach Zarathustra

Im November 1919 muß dem echten Pädagogen und Quellsucher die Gerte stark in der Hand gezuckt haben, denn da kam eine Verfügung heraus über Elternräte, und in diesem Frühjahr wird eine Quelle in unserm Land zutage treten, die es voraussichtlich von nun an durchfließen und wässern soll. Wird es eine Heilquelle werden, aus der Segensnebel aufsteigen und das Land feuchten? Wird man das Land »Mara« nennen, »weil sein Wasser bitter ist«? Es soll nämlich jetzt der Elternbeirat in den Schulen gewählt werden, und nach Punkt 1 der Satzung hat er die Aufgabe: »Er soll der Förderung und Vertiefung der Beziehungen zwischen Schule und Haus dienen und den Eltern wie der Schule die Arbeit miteinander und den Einfluß aufeinander gewährleisten.« Ach, wie lange haben liebevolle Eltern und begeisterte, von den Idealen ihres Berufes erfüllte Erzieher schon ein andres Verhältnis zwischen Schule und Haus ersehnt! Wie schwer waren ihnen oft die Herzen bedrückt, wenn der zunehmende Mechanismus unsers bürgerlichen Kulturlebens, die steigende Stacheldrahtenergie des Daseinkampfes, wie auf allen Gebieten, so selbst auf dem heiligsten Zukunftsgebiet eines Volkes, dem der Jugenderziehung, Zustände schuf, deren man nur Herr werden konnte durch bureaukratisch mechanischen Massenbetrieb! Dies Leben mußte mit sich bringen, daß der Kampf ums Dasein sich völlig der Schulerziehung bemächtigte, daß in Haus und Schule Berechtigungsreife fast an Stelle von Charakterbildung, Wissen an Stelle von Wollen und Können als wichtigstes Ziel galt, und demgemäß wissenschaftliche Didaktik immer mehr anstatt lebendiger Pädagogik als wichtigstes Mittel angesehen wurde. Welche Eltern von Knaben und Mädchen wissen nicht ein Lied zu singen von der ewig drohenden Schulüberlastung auf allen Gebieten!

Was ist das? Ist es nicht auch dem jungen Menschen gesund, wenn energische Leistungen von ihm verlangt und ernste Arbeit ohne Weichlichkeit von ihm gefordert werden? Aber es ist eben die seelenlose Fachforderung, der zerrissene unjugendliche Charakter dieser bureaukratisch geordneten Berechtigungsbildung, der quellendes Entwickeln und liebendes Verständnis ihrer Natur nach fehlt, die unsre Kinder unlustig überlastet, unsre Eltern besorgt und unzufrieden, die Hausärzte zornig macht und den natürlichen Lebensgesetzen ins Gesicht schlägt. Die Jugenderziehung ist ein Kampfplatz feindlicher Gewalten geworden, die einander den Sieg streitig machen, wenn auch alle kuschten vor der heiligen Ordnung, der segenslosen Erbentochter bureaukratischer Gesetzlichkeit, die im letzten Grunde doch wieder demütigende Willkür war. »Von allein« ist unser »gebildetes« Publikum nicht so rührend unbehilflich der Gewalt gegenüber geblieben, mag sie sich als hochmütiges Vorgesetztentum, mag sie sich als vernichtungsfreudiges Spartakistentum oder gar als Bolschewismus, mag sie sich als Parteiherrschaft zeigen; immer wird es ihm schwer, mit geradem Rücken seinen entschlossenen Kampf ums Recht so aufzunehmen, wie es einem freien, stolzen Herzen geziemt. Hammelherdennatur! Soll das besser werden — mit andern Worten: soll ein lebenskräftiges deutsches Volk den einmütigen Willen zum Kampf um sein Schicksal aufnehmen und durch Not und Tod hin durchfechten, dann muß die Jugenderziehung vor allem *einen* Kernpunkt ins Auge fassen und *einmütig* aufnehmen: nicht nur *Einheitsschule*, nein *Einheitserziehung im höchsten Sinne*. Aber es war immer mehr, ohne daß man im einzelnen und den Einzelnen eine Schuld nachweisen konnte — jene berühmte, auch so mechanisierte Schuldfrage, die kein Lebendiger lösen kann! —, für die Erziehung unsrer Kinder eine Lage entstanden, die stark an die mittelalterliche Strafe für besonders verhärtete Schwerverbrecher erinnert, nämlich von vier Pferden zerrissen zu werden. Und es waren unsre Kinder, die zum Teil noch schlafenden Frühlingssprossen unsers Volkes, die dieser Qual überliefert waren.

Wieso? Nun, an ihrem weichen, unfertigen Wesen erzogen auf der einen Seite die Eltern nach ihrer Weise und Neigung, auf der andern arbeitete die Schule nach ihren vorgeschriebenen Ordnungen, und in ihr die mannigfaltige Lehrerschaft je nach Können, Lebensanschauung und innerer Stellung zum Kinde; wieder selbständig nach eignen Gesichtspunkten bearbeiteten auf der dritten Seite Kirche und besonders der Konfirmandenlehrer die jungen suchenden Seelen. Und für das vierte Pferd überlasse ich dem geneigten Leser die Wahl, ob der Schimmel üppiger Lebensweichlichkeit oder der Rappe schwerer Schicksale, der Fuchs böser Gesellschaft oder Gott weiß welche Macht eingespannt werden soll. Ist es nicht so, bei kaltem Tageslicht besehen? Rousseaus herzbewegliche Klagen über die Unnatur

Hermann Joachim Pagels: Arbeitermutter

der Kindererziehung seiner Zeit sind ja Kinderspiel gegen die heutige Kulturnot unsers heranwachsenden Geschlechts. Und Pestalozzis freundliches, fast mütterliches Liebeslocken wie die Donnerstimme Fichtes in seinen letzten Hoffnungen für sein todkrankes Volk werden zwar mit didaktischer Weisheit in unsern Seminaren und Frauenschulen eingeprägt, aber was haben sie für praktische Früchte gezeitigt? Ach, wieviel schmerzlich ungläubiges Lächeln junger Menschenlippen hat mir schon bei solchem Unterricht ans Herz gegriffen und die Seele gebeugt für mich und die heutige Erziehung: »Mea culpa, mea maxima culpa!«

Die neue Einrichtung hat zweifellos diese Jugend- und Volksnöte im Auge bei ihrem Bestreben, hier wenigstens die beiden Haupterziehungsmächte zu einheitlichem Handeln zu bringen und das Wirrnis gegensätzlicher Einflüsse zu lockern. Ja, sogar dem Versuch, den kirchlichen Einfluß aus der Schule zu verdrängen, stehe ich unter diesem Gesichtspunkte hoffnungsvoller gegenüber als die meisten andern Christen. Gewiß, es ist auch das feindselige Mittel der Gegner unsrer christlichen Religion, die Gottsucherflamme, die von Natur in jedem Kinde dem ewigen Licht entgegenstrebt, auszupusten, und man erkennt deutlich Beelzebubs Züge hinter dem Eifer der meisten dieser Kinderfreunde. Aber selbst die Berichte aus den kirchenfeindlichen Versammlungen und ihre oft wütenden Ausfälle gegen die christliche Religion zeigen zwar furchtbare Gefahren und sind ein schweres Gottesgericht über uns Christen und über unsre Kirche. Doch warum wollen wir uns gleich furchtsam ducken vor solchem Angriff und tun, als müßten wir die Kirche Christi vor dem Untergang retten? Viel klüger ist, klar und scharf zu untersuchen, ob hier nicht wirklich echte Motive für die Forderung liegen, und durch solches Verständnis den verkappten Feind des Heiligen zu isolieren, indem man gewissermaßen mit dem Faschinenmesser scharfer Kritik das Gebüsch wegrasiert, hinter dem er seine Maschinengewehre bequem aufstellen und sich verbergen kann. Doch will ich auf diesen Punkt nicht lange eingehen, nur entschieden feststellen: für den Grundsatz der Einheitlichkeit der Erziehungseinflüsse, ohne Zweifel einer echt pädagogischen Forderung, ist es nicht immer von reinem Segen gewesen, daß die Kirche, die den modernen Staat und mit ihm die Schule aus ihrer Vormundschaft entlassen mußte, den Religionsunterricht in der Schule als ihre selbstverständliche Domäne betrachtete. Wie paßt das zu der evangelischen Lehre von dem allgemeinen Priestertum aller Gläubigen? Wie hängt es wohl zusammen mit der starken Kirchenfeindschaft so vieler Lehrer? Jene Forderung — und käme sie wirklich direkt aus bewußter Religionsfeindschaft — sollte zu einem ausschlaggebenden Antrieb für die evangelische Christenheit werden, das religiöse Leben in Haus und Schule selbstverantwortlich zu vertiefen und neu zu entzünden und auch auf diesem Gebiete die ideale Forderung zu erfüllen: »Kommt, laßt uns unsern Kindern leben!«

Eine einheitliche Erziehung, gegenseitiges Vertrauen und ernstes Bemühen, sich gegenseitig durch die gemachten Erfahrungen zu bereichern und zu unterstützen — das ist die Forderung vom November 1919 für die deutschen Erziehungsgewalten. Ihr innerster Kern leuchtet durch die bunt schillernde, unruhig funkelnde Auffassung, mit der die aufgepeitschte, in Gärung schäumende Gesellschaft unsrer Zeit sie aufnimmt, doch hindurch für jedes Auge, das »sonnenhaft« ins Leben schaut: es ist die Sehnsucht nach Freiheit und nach Liebe, die in ihr pocht. Oh, ich weiß wohl, daß durch denselben Tropfen Himmelswasser, der unter den Sonnenstrahlen in tausend Farben auf der Rose zittert und glüht, der das junge Grün des Frühlingswaldes zum Knospen bringt, die Körner in der Ähre quellen macht und den Dichter singen lehrt: »Wie herrlich leuchtet mir die Natur!« oder: »Es war, als hätte der Himmel die Erde still geküßt«, daß derselbe Tropfen, wenn er den Staub der Menschenpfade und unsre asphaltierten Kulturstraßen berührt, einfach zu Straßenschmutz und bei Kälte zu gefährlichem Glatteis wird, den Menschen zu Gefahr und Ärgernis. Und dasselbe reine Himmelswasser, wenn es in die Spalten und Höhlen der Erde bringt, kann aus ihrem Inneren ebensogut Fluch wie Segen mit heraufbringen, Heilquelle und verderbliche Überschwemmung werden. Es ist der Empfänger, nicht der Geber und nicht die Gabe, was eigentlich über Gut und Böse entscheidet. So werden wir auch dieser Gabe einer neuen Zeit mit schweren, vielleicht besonders schweren Sorgen entgegensehen. Aber, gelockt von der reinen Schönheit ihres Kerns, »Freiheit und Liebe«, der da in unsre reichlich staubigen Erziehungsgewohnheiten fällt, wollen wir einmal unser Auge zu echter »Sonnenhaftigkeit« erheben. Wir wollen die Gabe freudig betrachten, wie das Kind nach der neuen Weihnachtspuppe langt, ehe ihr der kindliche Forschungstrieb die glänzenden Augen in den Kopf gedrückt und das beseligende »Mama«-Rufen gelähmt hat und ehe der Beschäftigungsdrang der nicht immer ganz sauberen Kinderpatschchen die schönen Kleider beschmutzt und zerrissen und die Füße und Arme abgedreht hat. Die Lichter an unserm grünen Hoffnungsbaum werden ja vielleicht bald genug heruntergebrannt sein.

Zunächst stehen sich der Schulleiter, der die erste Wahlhandlung zu leiten hatte, und die neugebackenen Elternbeiräte, zu denen vielleicht schon eifersüchtig mißtrauische Blicke der Nichtgewählten hinüberfliegen, gespannt und ungewohnt gegenüber, so ähnlich wie die tanzlustige Jugend in der ersten »Tanzstunde mit Herren«. Eine dumme

Situation! Nun kommt auch das interessierte Kolleg herbei, bis obenhin mit alter pädagogischer Weisheit und Schulerfahrung beladen. Sie haben, samt ihrem Leiter, allerdings nur beratende, nicht mitentscheidende Stimme. Sie hatten sich deshalb vielleicht vorgenommen, eine solche Versammlung ungezwungen nicht zu besuchen. Aber, man muß sich das doch einmal ansehen, und — ich will es nicht verschwören, denn es steht geschrieben: »Räsoniere nicht mehr über deinen Vorgesetzten, als für deine Gesundheit unbedingt notwendig ist« — man weidet sich gern mal an der gegenseitigen Verlegenheit und Ratlosigkeit von beiden Teilen, zumal da diese Elternräte für das Kolleg in »vertraulichen« Versammlungen sogar »Geheime Räte« sein sollen, nach dem alten System doch für uns das Imponierendste, was es auf dieser armen Erde gab.

Bald aber ändert sich das Bild, und die Situation wird belebt. Diese Eltern hatten längst viele Fragen auf dem Herzen. Hier die Stimme eines kritischen Vaters, da die einer zärtlichen Mutter wird laut, kluge Frauen, erfahrene, ernste Männer treten hervor, der Direktor, das Kolleg erwärmen sich, vielleicht die einen oder andern etwas sehr warm und — kurz, der Fragen, der gemeinsamen Interessen, vielleicht auch starker Meinungsverschiedenheiten, aber auch herzerwärmender Gemeinschaftserscheinungen sind so viele, daß der nun neugewählte Vorsitzende des Elternrates ankündigt, er müsse sehr bald wieder eine Sitzung einberufen, um alles gründlich zu ordnen und zu besprechen, was jetzt schon voll als ernste Aufgabe dieses Beirates erkannt ist. Und, während hier der Psychologe schon, der beobachtend in der Ecke sitzt, nicht schnell genug seine Beobachtungen notieren kann über die interessanten Typen und Gruppierungen von Eltern und Lehrern, wird gleich die Forderung laut: Und dann bald ein E l t e r n a b e n d! Denn der gehört als Ergänzung notwendig hinzu, um die Arbeit fruchtbar zu machen. An den Elternabenden tritt alles gleichberechtigt zusammen, Schule und Elternschaft, ja sogar die älteren Schüler oder Schülerinnen können zugezogen werden. Ein Referat leitet gewöhnlich den Abend ein, und dann wird nach Herzenslust diskutiert; auch treffen hier die Eltern am allerbequemsten die Lehrer und Lehrerinnen, mit denen sie etwas zu besprechen haben. Und nun schwirren die Vorschläge für die Themen: Religion in der Schule! — Bemerkungen auf den Zeugnissen und ihre Bedeutung! — Schulwanderungen! — Vereinsleben! — Die technischen Fächer! — Schulordnung! — Sittliche Forderungen! — Sprachunterricht! usw. Von andrer Seite erklingt's: Schulfestlichkeiten! — Schülervorführungen, Reigen, Deklamationen, Musik, Aufführungen! — Jugendliteratur! — Das Kind und die moderne Kunst! u. a. m. Der Vorschläge sind so viele von allen Seiten wie der Engelsköpfchen auf den Madonnenbildern, und jeder wird von Beifall begrüßt. Wann soll das alles ausgeführt werden? Wie dumm, daß die Schuljahre unsrer Kinder so bald vorübergehen! Wie dumm, daß man mit so netten Eltern nicht immer in Verkehr sein kann! Welche Bereicherung für das Leben!

So geht man nach eifrigsten Verhandlungen mit heißem Kopf, aber warmem Herzen spät auseinander. Zu Hause treten die Eltern wohl noch einmal Hand in Hand an die Betten ihrer Kinder, und ein Kuß auf die Stirnen der Schlafenden, vielleicht sogar eine herabrieselnde Muttertränе zeigen, daß heute abend Segen gewaltet hat. Und ob nicht auch am andern Morgen beim Unterricht etwas vom gestrigen Abend spürbar wird?

Mögen die Engel des Segens reichlich über Elternbeiräten und Elternabenden walten, damit die Geister des Unfriedens nicht Unkraut unter den Weizen säen können, und es nicht heißen muß: »Und die Dornen gingen mit auf und erstickten es.« Die Verfügung jedenfalls lautet: »Der Elternbeirat soll der Förderung und Vertiefung der Beziehungen zwischen Haus und Schule dienen.« Und das walte Gott!

Bitte

Ich will dir nicht den Gottesfrieden stören,
Den deiner Frauenwürde Bann gestiftet.
Du sollst auch nichts von meinen Schmerzen hören,
Damit ihr Hauch nicht deinen Lenz vergiftet.

Ich möchte nur den frommen Pilgern gleichen,
Die spät am Ziele ihrer heißen Fahrten
Dem Gnadenbilde frische Kränze reichen
Und gläubig auf Madonnas Lächeln warten.

Und wenn der Abendsonne letzte Strahlen
Das holde Wunder ihnen vorgegaukelt,
Dann schlummern sie, vergessend aller Qualen,
Von süßem Wahn in bunten Traum geschaukelt.

So wirf mir denn dein Lachen in mein Dunkel,
Wie in Legenden wohl am Kirchenfeste
Die Göttin ihres Diadems Karfunkel
Dem Bettler beut mit milder Segensgeste.

E r n s t H o h l

Dramatische Rundschau

Von Friedrich Düsel

Hamlet im Großen Schauspielhause — Theaterskandale — Heinrich Lautensacks »Pfarrhauskomödie« — Frank Wedekinds »Liebestrank« — Georg Kaiser: »Hölle, Weg, Erde« — Ralf Vollmers Szenenbilder zu Beethovens »Fidelio«

Die deutsche Dramatik der Gegenwart — oder seien wir vorsichtiger und sagen: die deutsche Dramatik, soweit sie nach Berlin kommt — macht es einem Bühnenmeister wie Max Reinhardt leicht, sich immer wieder in den Vordergrund zu spielen. Noch vor fünf, sechs Jahren hatte eine Dramatische Rundschau, auch wenn sie sich nur auf einen Monat erstreckte, Mühe, den Stoff zu bändigen und unter der Fülle des andrängenden Neuen das auszuwählen, was seinem Wert und seiner Bedeutung nach an die Spitze der Übersicht gehörte — heute ist dieser hitzige Wettbewerb erkaltet, und was sich auf den zwei Dutzend Berliner Bühnen innerhalb eines Monats an bemerkenswerten Neuerscheinungen zusammenfindet, bringt es manchmal mit vereinten Kräften nicht fertig, einer einzigen Neueinstudierung an künstlerischem und gesellschaftlichem Interesse die Stange zu halten. Dazu wäre es noch nicht einmal nötig, daß dieser über die Gegenwart triumphierende Dichter der Vergangenheit *Shakespeare*, sein Werk »*Hamlet*« und die Stätte, wo es neu in die Erscheinung tritt, das *Große Schauspielhaus* heißt.

Auch diese zweite Probe auf die Gestaltungs- und Aufnahmefähigkeit des neuen Bühnenhauses wurde mit einem Werke gemacht, das — mehr noch und dauerhafter als die Orestie — längst zum sicheren Besitz der Reinhardtischen Regie gehört. Nicht weniger als dreimal hat dieser Unermüdliche, nie sich Genügende in den Jahren 1909 und 1910 um das Kern- und Kronwerk der neueren Dramatik geworben, offenbar in dem Bewußtsein, daß ohne den Segen aus dieser Wolke dem Ruhm, der ihn schon damals auf den Gipfel tragen wollte, die letzte Weihe fehle. Das Ziel war Vertiefung und Vereinfachung. Wäre Reinhardt diesen Weg ruhig und folgerichtig weitergegangen, so hätte er nunmehr bei den Kammerspielen einkehren müssen. Aber davor warnte ihn wohl noch etwas andres als die Stimme der ewigen Unrast, die sein Dämoniun ist. Er müßte ein erbärmlich kurzes Gedächtnis haben, wenn er schon vergessen hätte, wie nahe er auf der Münchner Reliefbühne daran war, sich an der Flachheit dieser falsch verstandenen »Simplizität« den Schädel einzurennen. Aber etwas Neues mußte es doch für den »Hamlet« noch geben! Zehn Jahre — und nichts für ihn getan! Undenkbar, unerträglich für einen stets zu neuen Fahrten und Versuchen gerüsteten Geist, dem noch dazu die Kriegsjahre eine verhaßte Sperre auferlegt hatten.

So kam denn die Zirkusbühne auch hier als ungeduldig ersehnter Hephästos, bestellt und berufen, den schwangeren Kopf des Zeus von der in voller Rüstung ans Licht der Welt drängenden Pallas Athene zu befreien. Ich glaube zu wissen, daß die Orestie, die ihre zirzensische Heimatberechtigung ja schon vor Jahr und Tag, was sag' ich: vor zweitausend Jahren bewiesen hat, nur eine schuldige Reverenz vor der Geschichte und Überlieferung sein sollte. Das eigentliche Ziel, das neue Ufer, zu dem der neue Tag den kühnen Piloten im tiefsten Grunde seines Herzens lockte, war der »Hamlet«. Seinetwegen lohnte es sich, zum viertenmal in See zu stechen; diesmal mit einem Fahrzeug, so mächtig und gewaltig, wie es zu dieser Küste noch nie ausgelaufen war.

Aber, um es gleich zu sagen: *diese Fahrt* scheiterte. Die Schuld lag nicht an der Besetzung. Noch standen an den hervorragendsten und entscheidendsten Stellen entweder die alten bewährten, mit den Jahren eher noch gereiften Kräfte: Moissi als Hamlet, Wegener als König, oder es waren neue hinzugetreten, die sich mit denen von 1909 und 1910 messen durften: Werner Krauß als Polonius, zunächst verblüffend in der blonden, rundlich rotbäckigen, fast geckenhaften Erscheinung eines wohlgefälligen Welt-, Hof- und Sportsmannes, aber durchaus im Sinn und Stil des Ganzen der »große Säugling«, wie Hamlet ihn nennt; Helene Thimig als Ophelia, die ihre anfängliche Blässe zu einer düster schwelenden Glut in den Wahnsinnsszenen vertieft; Agnes Straub als Königin, erdhaft, vollblütig, sinnen- und triebfroh, wie aus einem Grimmschen Märchen genommen; Ludwig Wüllner als Geist des alten Königs voll irdischer Würde und geheimnisvoller Jenseitigkeit, als erster Schauspieler zwar ohne das lodernde Feuer, das einst Hartau dieser Rolle eingeblasen hatte, aber von edler Haltung und durchgebildetem, raumfüllendem Organ. An andern Stellen haperte es zwar. Weder Laertes noch Horatio, weder Rosenkranz noch Güldenstern kamen zum rechten Gesicht. Aber über solche Schönheitsfehler ließe sich hinwegsehen, wenn sich nicht vor all diesen Leistungen, starken und schwachen, ganz oder halb gelungenen, ein unheimlicher Rachen auftäte, der alle ohne Erbarmen und ohne Ausnahme verschlingt: die Szene selbst, das Element, das tragen, heben und beschwingen soll und statt dessen in den Abgrund reißt.

Reinhardt hat offenbar selbst gefühlt, daß die Menschenstimmen dieses Dramas in dem nach Breite, Tiefe und Höhe weit ausladenden Raume, den ich in der vorigen Rundschau ausführlich beschrieben habe, ohne Hilfe und Stütze verloren

sein würden; so gab er ihnen die Musik zur Gefährtin. Mir steht kein Urteil zu über die rein musikalischen Werte dieser Begleitung (von Heinz Tiessen), an der ein Teil der fachmännischen Kritik den »gemäßigten modernen Stil« lobt, ein andrer die »expressionistische Vergewaltigung« tadelt. Aber das empfinde ich, und in dieser Empfindung soll mich nichts irremachen: das Wort des Dichters wird durch solche überflüssigen Zutaten verdunkelt, die Stimmung eher zerrissen als gesammelt. Fünf Minuten, oder wären's auch nur drei, ein Vorspiel anhören zu müssen, das die Sturmstimmung illustrieren soll, ist eine Qual für den, der weiß, daß dieses Dichters Worte Kraft und Glanz genug haben, sich selbst ins Licht zu setzen. Für jede Silbe, die mir hier gestohlen wird, bin ich grausam genug, hundert Notenköpfe zu fordern. Wozu der Lärm? Als wenn es nicht ohnedies bei dem Gepolter über den Stufenbau, bei dem Rasseln der Geräte, bei dem Schnauben des Sturms, bei den unvermeidlichen Geräuschen, die in einer drei- bis viertausendkehligen Zuschauerschaft keine Sekunde ruhen, schon übergenug Wort- und Sinnmörder gäbe! Der grausamste freilich von allen ist die Weite des Raumes. Man braucht nur auf der Mittelhöhe der Ränge zu sitzen, und schon ist man auf halbe Ration gesetzt. Und dann die tückischen Drehungen und Wendungen der Schauspieler. »'s ist bitter kalt« — das versteh' ich, denn Francisco ist so freundlich, es nach meiner Seite hin zu sprechen; »und mir ist schlimm zumut« entgeht mir, denn er beglückt damit mein Gegenüber. Zum Verhängnis wird diese Parteilichkeit der Schallverteilung in der Schauspielszene, die sonst aus begreiflichen Gründen in diesem Riesenraum besondere Anwartschaft auf voll entfaltete Wirkung hat und sie szenisch auch erfüllt. Da sitzt der König, dessen Gewissen aufgestachelt werden soll, mit dem Gesicht zur erhöhten Bühne, mit dem Rücken zum Zuschauerbogen. Was ist die Folge? Mindestens ein Drittel der Zuschauer, rund gerechnet also 1200, sehen nur ab und an einmal Teile seines Gesichts, auf dem sich die dramatisch-tragische Katastrophe seiner inneren Erlebnisse abspielt. Von Wilhelm Busch hat man behauptet, der Charakter oder die Verfassung seiner Figuren lasse sich aus dem Faltenspiel ihrer Rückenwände und Hosenböden ablesen. Möglich; aber bei Shakespeare mag ich mich damit nicht begnügen, da will ich das Antlitz sehen, den natürlichen Spiegel der Seele. Dies nur ein Beispiel für viele. Wie hier, so geht es uns zehn-, zwölfmal die Stunde. Just immer das Feinste, Zarteste, Innerlichste entschlüpft uns, oder der Raum zieht und zerrt, walzt und plattet es auseinander.

Damit sind wir bei dem springenden Punkt dieser Hamletaufführung oder besser, da es sich hier um das Gegenteil von Lebensschöpfung handelt, bei dem Todeskeim ihrer Wirkung.

Aber ist das nicht ein Widerspruch zu dem, was ich im Februarheft Anerkennendes über die Orestieaufführung sagen konnte? Nein, denn hier offenbart sich zugleich — und dafür wollen wir dankbar sein — der grundlegende Unterschied zwischen dem antiken und dem modernen Drama, an dessen Spitze Shakespeare steht. Das antike Drama trägt vor, sagt etwas fertig Mitgebrachtes her, gibt allgemein Bekanntem mit weit ausholender Geste, weittragendem Ton vollentfalteten Ausdruck; das moderne Drama schöpft und schürft aus dem Erlebnis des Augenblicks, verfährt entwicklungsmäßig, bildet das Wort und die Gebärde erst mit dem aufkeimenden Gefühl, verfeinert, je tiefer es gräbt, seine Ausdrucks- und Darstellungsmittel. Der Grieche hob, wenn er zu den Göttern flehte, in freier, aufrechter Haltung die weit ausgebreiteten Arme mit den offenen Handflächen gen Himmel empor; wir ziehen uns, wenn wir beten, in unser Kämmerlein zurück, knien nieder und falten die Hände. Das braucht nicht so zu sein, aber es ist sinnbildlich für vieles andre aus alter und neuer Gefühls- und Kunstwelt. Und was behandelten denn die Dramen des Altertums, die vor den Tausenden des Amphitheaters gespielt wurden? Götter-, Heroen- und Geschichtsstoffe, die zur Religion, zum allgemeinen Besitz gehörten, deren Reflexionen, deren dramatisch-deklamatorische Widerspiegelungen deshalb auch ohne Mühe verstanden wurden. Das hamletische »Mehr Inhalt, weniger Kunst!« brauchte den alten Tragikern nicht erst gesagt zu werden. Dagegen die moderne Dramatik! Immer mehr hat sich in ihr das Wie neben oder gar über dem Was durchgesetzt, und von diesem Wie, seinen feinen Ausstrahlungen und leisen Tonwellen etwas verlieren, heißt Schaden nehmen am innersten Genuß und Verständnis. Mit andern Worten: die Hörgesetze sind ganz andre beim modernen als beim antiken Drama. Es sind nicht allein die kürzeren oder längeren Wege von Mund zu Ohr, die da entscheiden, eine weit größere Rolle noch spielt der Atmosphärendruck, die Luft- und Lichthülle, die den Darsteller umgibt. Der hohe Himmel und die freie Umgebung schadeten dem antiken Drama als einer öffentlichen Angelegenheit des ganzen Volkes nicht; uns, denen das Theater ein gesellschaftliches Ereignis ist und bleibt, töten sie den Nerv der Empfängnis. Deshalb ist »Hamlet«, dessen feinste geistige Gelenke nicht zufällig in den Monologen spielen, in diesem Riesenamphitheater unmöglich; und jedes ihm verwandte neuere Gefühls- oder Geistesdrama nicht minder. —

Hegel hat den Meisterwitz gemacht, die Französische Revolution habe die Welt auf die Vernunft, also auf den Kopf gestellt. Nun, unsre Revolution hat Deutschland auf das Gegenteil der Räson gestellt, auf den Beinen steht es des-

halb noch lange nicht. Es gibt aber Leute, die fordern heute schon eitel Ja und Amen für alles, was sich unter der Sonne des neuen Regimes begibt, auch im Literatur- und Kunst-, Musik- und Theaterleben. Und sind baß entrüstet, wenn das »souveräne« Volk sich einfallen läßt, in dieser nirgend leisen Zeit einmal lauter und derber sein Mißfallen zu äußern, als es sich mit den guten Sitten verträgt. Ich denke an die Kette von Theaterskandalen, die nicht bloß in Berlin, nein, auch in andern Großstädten, wie Dresden, München, Stuttgart usw., an der Tagesordnung sind, und denke an die Strafgerichte, die in einem großen Teil der Presse darüber gehalten werden. Und doch sind die Ursachen und Beweggründe dieser Lärmszenen, die freilich weder vom gesellschaftlichen noch vom kritischen Standpunkt aus in Schutz genommen werden sollen, viel zu verschieden, als daß sich in Bausch und Bogen mit alten literarischen Schlagwörtern, wie »Freiheit der Kunst« und »Selbstherrlichkeit des Genius«, dagegen angehen ließe. Bald ist es das Stück oder der Dichter, bald die Aufführung oder eine einzelne Szene, bald die Person des Theaterleiters, bald die eines Schauspielers oder noch häufiger einer Schauspielerin, wogegen sich der Sturm im Parkett, auf der Galerie oder auch in den einstmals »vornehmen« Rängen erhebt, und manchmal gibt es gleich mehrere solcher Steine des Anstoßes. Um ein paar jüngst erlebte Berliner Beispiele zu erwähnen: gegen die Tellaufführung des Staatstheaters, in der jäh und unvermittelt der moderne expressionistische Stil aufschoß, lehnte sich der konservative Sinn des gut bürgerlichen Schauspielhauspublikums auf; im Kleinen Theater und seinem Schwesterhause waren es die nackt zur Schau gestellten Sinnlichkeiten und Dirnenmanieren, die das Schamgefühl empörten; ein andermal fühlten sich katholische Zuschauer in ihren religiösen Empfindungen verletzt, und schließlich protestierten Mitglieder der Freien Volksbühnen, die sonst gewiß zu den kunstwilligsten Theaterbesuchern zählen, gegen die Tatsache, daß Wedekind in ihren Spielplan Aufnahme gefunden hatte. Muß man den Generalnenner für all diese »Skandale« nicht doch woanders suchen als im radaulustigen Banausentum? Ist es wirklich gar so unbegreiflich, daß das Volk nicht gleich mit der zügellosen Freigeisterei der Bühnenschriftsteller, Theaterleiter und Darsteller durch dick und dünn geht? Wer den Beifall nicht entbehren kann, darf auch vor dem Widerspruch nicht scheuen. Wir alle, auch wir Kritiker, brauchen ab und an solche Berührungen mit der Menge, um nicht dem großen Papiernen zu verfallen. Was, ruft der junge Goethe einmal aus, was wär' ich ohne dich, Freund Publikum! All mein Empfinden Selbstgespräch, all meine Freude stumm ...

Bei den zwei letzten Fällen, die ich angeführt habe, sei übrigens gern zugegeben, daß es sich

Aufn. Zander & Labisch, Berlin

Edgar Licho als Pfarrer, Lucie Höflich als Pfarrersköchin in Heinrich Lautensacks »Pfarrhauskomödie« (Berlin, Kleines Theater)

keineswegs um grobe Schmutz- und Wollustdinge handelt. Heinrich Lautensack war zu seinen Lebzeiten zwar etwas verrufen als einer der Münchner Elf Scharfrichter, aber seine vom Kleinen Theater aufgeführte »Pfarrhauskomödie« ist im Grunde ein mit Humor gesalbtes, menschlich mildes, sogar gütiges und zuweilen religiös angehauchtes Stück, dessen zwei Pfarrer, der alte wie der junge, keineswegs mit grobem Zerrstift gezeichnet sind. Daß es sich über fleischliche Schwächen derer lustig macht — leider mit allzu oberflächlichen Mitteln —, die davon eigentlich nichts wissen sollten, gehört zu dem Evangelium der Natürlichkeit, für das die Komödie von jeher gefochten hat, und findet heutzutage seine Bundesgenossen sogar bei gutkatholischen Geistlichen, die wir gegen den Stachel des Eheverbots löcken sehen. Außerdem darf es sich darauf berufen, in den beiden Pfarrköchinnen, der alten und der jungen, zwei Kerngestalten aus dem Volke auf die Beine gestellt zu haben, vor deren Gesundheit und Naturwüchsigkeit einem das Moralisieren vergehen kann, zumal wenn sie von Ilka Grüning und Lucie Höflich gespielt werden. »Mannräuschlein« nannte der brave Ritter Schweinichen so etwas im 17. Jahrhundert.

Ob es nötig war, Wedekind in den Spielplan der Volksbühnen aufzunehmen, möchte ich dahingestellt sein lassen, obgleich ich weiß, wie schwer es ist, heute mit einiger künstlerischer Würde dem Menschenrecht des Lachens, einer

Aufn. Zander & Labisch, Berlin
Ernst Stahl-Nachbaur und Marion Regler in Wedekinds »Liebestrank« (Berlin, Volkstheater)

»der ernsthaftesten Angelegenheiten der Menschheit«, zu dienen. Immerhin darf der »Liebestrank« als einer der »harmlosesten« Schwänke gelten, die der große Moralist und Zyniker Wedekind geschrieben hat. Um so fader schmeckt er freilich auch.

Denn was ist dieses Lustspiel (so nennt es sich) bei Lichte besehen andres als das hohle Brimborium eines Hexenmeisters, der sich eine Denkerfalte auf die Stirn geschminkt hat, als ein skrupelloses Sammelsurium von Clownspäßen, das sich den Diogenesmantel der Menschenverachtung um die Schultern schlägt, sobald es sieht, daß der eine ihm von Jovis Schoßkind, der Phantasie, zuteil gewordene Einfall nicht ausreicht, einen ehrlichen Schwank zuwege zu bringen. Uns Zuschauern geht es bei diesen Zerrpuppen von Menschen nicht besser als dem hoffnungslos in seine achtzehnjährige Nichte verliebten russischen Fürsten Rogoschin, dem ein eigens zu diesem Zweck verpflichteter Hauslehrer einen Liebestrank brauen muß, der ihn aber nicht an die Lippen bringt, weil ihm der Zauberer eingeschärft hat, dabei ja nicht an einen Bären zu denken, was er nun natürlich immerfort und unausgesetzt tut: auch uns widersteht dieser Mischtrank aus sanften Possensäften und höllischen Latwergen, so sehr wir uns auch an der übermütigen Darstellung, besonders Marion Reglers (Gräfin Katharina Alexandrowna) und Adele Sandrocks (Fürstin Nikolajewna, der »Sphinx«, die vor Olims Zeiten eine Zirkusgröße war) ein Stündlein oder zwei ergötzen mögen.

Um noch ein Wort über die leidigen Theaterskandale zu sagen, ich glaube, sie würden aufhören, wenn das Volk oder das Publikum sähe, daß die Dramatiker sich ernster und liebevoller mit Dingen beschäftigten, die unser wahrhaftes Leben, unser aller natürliche und gemeinsame Gefühls- und Gedankenwelt angehen. Aber leider Gottes scheint es, als solle sich die Kluft zwischen Schaffenden und Empfangenden, zwischen Dichter und Publikum auch im Theater nur noch mehr erweitern. Vor zwei Menschenaltern prophezeite Gottfried Keller, es werde auch bei uns der Tag kommen, wo der junge Dramatiker nicht mehr glaubt, er bringe am sichersten durch, wenn er ein recht verzwicktes und verkünsteltes Motiv zu Markt führe. Dieser gute Glaube wartet heute noch auf seine Erfüllung. Oder möchte sich einer die Erlösung von dem Expressionismus versprechen? Kein Zweifel, es sind starke Begabungen unter den Vertretern dieser Richtung, und das Innerliche und Geistige, das dabei wieder in seine alten Kronrechte eingesetzt werden soll, würde es auf der Bühne, wo ihm die Mittel des sinnfälligsten Ausdrucks zu Gebote stehen, am leichtesten haben, sich allgemein verständlich und allgemein ergreifend in warmes, blutvolles Leben umzusetzen. Statt dessen: Schemen und Begriffe, Eis und Frost. An Gedanken fehlt es nicht, auch Gesichte und Verzückungen sind da, und die Flamme des Propheten ist ein Feuer, mit dem jeder angehende Dichter schon im Laufstuhl glaubt spielen zu können. Wenn nur der »dunkle Gast auf der trüben

Aufn. Zander & Labisch, Berlin
Theodor Loos als Spazierer in Georg Kaisers »Hölle, Weg, Erde« (Berlin, Lessingtheater)

Erde« auch das »Stirb und werde« lernen wollte, aus dem allein die wahre Kunstreife kommen kann: die menschliche Einfachheit, die große Schlichtheit.

Da hat das Lessingtheater ein neues Stück von dem unheimlich fruchtbaren, immer wandlungsbereiten und zeitgerechten Georg Kaiser aufgeführt, das so etwas wie eine dichterische Deutung und Verklärung unsrer gegenwärtigen innersten Geistesnöte sein möchte. »Hölle, Weg, Erde« nennt es sich und schildert — pfui, falsches, altmodisches Wort! — ballt, sagt man, in elf Bildern die Wirr- und Irrsale von Schuld und Unschuld, Verbrechen und Leiden, Qual und Erlösung, unter deren Joch gebeugt wir Menschen unsre Schicksalstraße ziehen.

Szenenbild von Ralf Voltmer für die Fidelio-Aufführung des Hamburger Stadttheaters: Küche in der Amtswohnung des Kerkermeisters Rocco

Ein ärmlicher verwachsener Maler, Spazierer mit Namen, fühlt trotz eigner Not Erbarmen genug mit der leidenden Menschheit, daß er seine Mappe mit Zeichnungen hergeben will, um für einen Freund, nein, nur einen Bekannten tausend Mark zu erlangen, die den vorm Untergange retten könnten. Aber die kapitalistische Dame, an die er sich wendet, weil sie gerade dabei ist, den 20fachen Preis für ein Paar Ohrgehänge zu bezahlen, zuckt die Achseln: Was kümmert mich der Mensch! Ich kenne ihn gar nicht! Dieselbe Gleichgültigkeit bei der Polizei und dem überlaufenen Anwalt, die nur mechanisch nach Akten und Vorschüssen arbeiten, was in zwei wie expressionistische Schulbeispiele wirkenden Szenen in harter, maschinenmäßiger Groteskttechnik dargestellt wird. Was bleibt übrig, da Staat und Recht versagen? Selbsthilfe! Den Juwelier erschlagen, Schmuck rauben. Verbrechen? Nein, der Juwelier ist nur Diener des Kapitals, das Kapital die Quelle alles Übels, alles Elends. Der Anschlag mißlingt, Spazierer muß ins Zuchthaus (»Hölle«). Als er freikommt, wandelt er sich in den Apostel, der der Menschheit Umkehr und Einkehr predigt. Und findet im Handumdrehen eine bußfertige Gemeinde: der Juwelier macht den Anfang, die schmuckgierige Dame folgt, der gewinnsüchtige Anwalt, die Dirne, die Zuchthauswärter, die Gefangenen selbst, die sich, früher auf ihre Unschuld pochend, jetzt schuldig bekennen, auch wenn sie es vielleicht gar nicht sind, sie alle folgen dem Führer und Wegweiser, der an das Gute im Menschen appelliert (»Weg«). Die Straße, die Spazierer seine Jünger führt, geht über die Wolkenbrücke am Hafthaus vorüber in die steinige Ebene, wo nun vollends alles gleich, glatt und eben gemacht wird: Gut und Böse, Arm und Reich, Vornehm und Gering, Führer und Gefolge, Herrscher und Diener, Schuld und Verdienst, Glück und Unglück, Schaffen und Erfolg, Nah und Fremd, Diesseits und Jenseits, Heimat, Vaterland und Welt (»Erde«).

Das ist denn wohl als das Evangelium des materiellen und geistigen Kommunismus zu verstehen, und so ist es von denen, die die Zischer durch ihren Beifall niederhielten, offenbar auch aufgefaßt worden. Eine billige Predigt zu einem gefährlichen, ins Programm- und Kinohafte herabgezerrten Text Nietzsches, dessen erhabenen Standpunkt zu gewinnen sich Kaiser keine Mühe gibt. Ja, wenn er sich noch auf seinen dichterischen Gefühlssturm berufen könnte! Aber wir wissen ja aus andern Stücken Kaisers, daß er die Ur- und Grundtriebe des sozialen Menschen auf viel stofflichere und handgreiflichere Dinge gerichtet sieht, als er sie hier auf die Nebelwand einer nicht mehr fernen Zukunft malt. Welch verhängnisvoller Irrtum, dies Phantom mit den Propellern des Verstandes, statt — die das allein könnten — auf den Schwingen des großen erhabenen Gefühls erfliegen zu wollen!

Szenenbild von Ralf Voltmer für die Fidelio-Aufführung des Hamburger Stadttheaters: Gefängnishof in der Nachmittagssonne

Die drei Szenenbilder von Ralf Voltmer bedürfen nur wenige Worte der Erläuterung. Unsre Leser wissen aus ähnlichen Wiedergaben, wie sehr die neuere Szenenkunst bestrebt ist, auch das äußere Bühnenbild in den Dienst geistiger Kräfte zu stellen, es zum sinnbildlichen, phantasiebeflügelnden Ausdruck dichterischer und musikalischer Stimmungen zu machen. Der Hamburger R. Voltmer ist einer der entschlossensten Vorkämpfer dieser Bewegung. In seinen Szenenbildern zu Beethovens »Fidelio« wird eine lebhafte südliche Farbigkeit angestrebt, die sich von zerstreuender Buntheit ebenso fern hält wie von einem allzu wuchtigen tragischen Pathos.

Gleich das erste Szenenbild (S. 103), die Küche in der Amtswohnung des Kerkermeisters Rocco, führt charakteristisch in den Schauplatz ein. Das Mißverhältnis zwischen dem gewaltigen Festungsfenster und dem winzigen Hausrat läßt die Freude an idyllischer Häuslichkeit nicht recht aufkommen; man ahnt, daß sich zwischen diesen Mauern größere Schicksale abspielen werden. Das dritte Bild (S. 104), ein Teil des Gefängnishofes, von warmer Nachmittagssonne beschienen, gibt mit dem hereinragenden Baumwipfel, dem kleinen Ausblick in die Ferne und seiner goldenen Farbstimmung einen Auftakt zu besseren Zeiten. Das letzte Bild (S. 104) hat in Farbe und Linienführung etwas von der vornehmen Würde einer verklärenden Apotheose. In ihm klingt der Jubel voraus, der die Wiedervereinigung Leonorens und Florestans begleitet.

Szenenbild von Ralf Voltmer für die Fidelio-Aufführung des Hamburger Stadttheaters: Wiedervereinigung Leonorens und Florestans

Adolf Gebhard: Fasan

Margarete Künstler: Frühlingsliedchen

Von Kunst und Künstlern

Wilhelm Haverkamp: Grablegung — Hermann Joachim Pagels: Arbeitermutter — Karl Bauer: Ausdrucksstudie nach Richard Dehmel — H. E. Linde-Walther: Kinderkopf und Spielende Kinder — Max Richter: Märkische Landschaft — Oswald Gette: Vorfrühling — Richard Duschek: Häuser am Wasser — Adolf Gebhard: Fasan — Scherenschnitte von Margarete Künstler

So verschieden die beiden Bildwerke dieses Heftes dem Stoffe und den künstlerischen Ausdrucksmitteln nach erscheinen mögen, die Grundempfindung, die sie beseelt, das Wurzelgefühl, aus dem sie erwachsen, ist dasselbe: Ehrfurcht vor dem Werden und Vergehen eines Menschenlebens, Andacht vor der Heiligkeit der Mutterliebe, Muttersorge und Muttertrauer.

Wilhelm Haverkamp nimmt seinen Vorwurf aus den Evangelien, und seine Grablegung hat in der Kunst, zumal in der christlichen Malerei, eine lange Ahnenreihe. Die Szene ist oft, auch in der alten Kunst, ergreifender und viel bewegter dargestellt worden, als es hier geschieht. Man denke nur an Giottos Fresko »Beweinung Christi« in der Arenakapelle zu Padua, wo es der Meister verstanden hat, die ganze Skala der Schmerzempfindungen anklingen zu lassen, von dem still in sich gefaßten Kummer bis zum lauten Aufschrei, und auch noch von oben her die Engel in wildem, sich aufbäumendem Schmerz oder leisem Schluchzen an dem Jammer der Menschen beteiligt. Aber selten wohl ist der heilige Vorgang so einheitlich in der feierlich erhabenen Stimmung, so harmonisch und besänftigend im Gefühlsklang, so ausgeglichen in der Komposition, der Verteilung und Anordnung der Gruppen wiedergegeben worden wie in dem Haverkampschen Relief: Maria, über den Leichnam des Sohnes gebeugt, beherrschend in der Mitte, das edle, schmerzgeprägte Antlitz scharf abgehoben von dem hereinblickenden Stück Landschaft, auf dem noch hart und schroff die drei Kreuze drohen; zur Linken Johannes, des Herrn liebster und zärtlichster Jünger, auch im Tode noch am zartesten und liebevollsten um ihn bemüht, mit den beiden getreuen Weibern aus Galiläa; zur Rechten Joseph von Arimathia und Nikodemus mit Maria Magdalena, die kniend, wie einst in Simons Hause dem lebenden, so jetzt dem toten Jesus die Füße mit den Haaren ihres Hauptes trocknet.

Margarete Künstler: Einladung zum Tanz

Ungleich herber die ihr Kind säugende Arbeitermutter von Herm. Joachim Pagels.

Margarete Künstler: Sommerfahrt

ist es zu beobachten, wie er da die verschiedenen Temperamente mit leisen, unaufdringlichen Mitteln voneinander unterscheidet.

Die Märkische Landschaft von Max Richter entnimmt ihr Motiv der sogenannten Märkischen Schweiz bei Buckow. Das genaue, wirklichkeitsgetreue Vorbild dieses Gemäldes würde man freilich in der Natur vergebens suchen. Der Künstler hat, ohne den Grundzug der Schlichtheit und Herbheit der märkischen Landschaft zu verletzen, von seinem Rechte der Stilisierung Gebrauch gemacht und die Formen ins Große, Strenge und Feierliche gehoben. Es offenbart sich in dieser Neigung zu ernsten, um nicht zu sagen erhabenen Naturschilderungen wohl eine Art Ausgleich zu Richters Berufstätigkeit als humoristischer Zeichner, wie man das auch z. B. bei Jüttner findet. Auch der Einfluß Kallmorgens und

Etwas von der Bitterkeit der sozialen Kämpfe unsrer Tage liegt über der Gruppe. Auf dem Gesicht dieser Frau fehlt nicht der Stolz des Mutterglückes, aber auch die Sorge und Mühe des Lebens hat dort ihren Sitz, und in den Zügen wie in der Haltung prägt sich die Härte der Arbeit aus. Trotzdem weht auch von diesem Bildwerk ein Hauch des Friedens und des Trostes zu uns herüber, schwebt auch über diesem Haupt ein unsichtbarer Heiligenschein des Wunders, das sich überall neu begibt, wo Mutter und Kind, sei es auch in ärmlichster Hülle, beisammen sind. Das Werk wird in Untersberger Marmor ausgeführt.

Einen unmittelbaren Blick in die innerste Werkstatt des Münchner Dichterporträtisten Karl Bauer vergönnt uns das Studienblatt nach Richard Dehmel, das wahrscheinlich während einer öffentlichen Vorlesung des Dichters entstanden ist. Da sehen wir in fünf Stadien und Variationen des Ausdrucks, wie sich auf der Stirn, in den Augen und um den Mund des Vortragenden der geistige Gedanke ballt, formt und löst — ein Blatt, das für die Kunst des geistigen Bildnisses mehr sagt als manches mit den glänzendsten Mitteln ausgeführte fertige Porträt.

Wer den aus der alten Hansestadt Lübeck stammenden H. E. Linde-Walther heute noch einen Kindermaler nennen wollte, würde der Reife und Vielfältigkeit seiner Kunst längst nicht mehr gerecht. Auch in Bildnissen, Landschaften, Architektur- und feingestimmten Innenbildern hat sich Linde-Walther als ein Künstler von hervorragender Bedeutung erwiesen. Aber er ist deshalb seiner alten Liebe zum Kinderbilde nicht untreu geworden. Noch heute trifft er wie kaum ein zweiter das Naive, Unbefangene, Erstaunte und Aufhorchende, das ein Kindergesicht so traulich und rührend macht. Am liebsten malt er die Kleinen — Mädchen, scheint es, lieber als Knaben — unter sich, in ihrer natürlichen Umgebung, im Spiel- oder Schulzimmer, und köstlich

Margarete Künstler: »Det kann ick ooch!«

Hertels, deren Schüler er war, mag sich noch bemerkbar machen. Das Original, das vor einiger Zeit in der Berliner Großen Kunstausstellung zu sehen war, ist inzwischen in den Besitz des »Vereins der Kunstfreunde im Preußischen Staate« übergegangen.

Von Oswald Gette, der uns hier schon öfters begegnet ist, bringen wir eine Ölstudie »Vorfrühling«, ein Blatt, auf dem uns der Kampf des Winters mit den ersten Vortruppen des nahenden Frühlings förmlich dramatisch entgegentritt. In der Luft ist noch die harte Zähigkeit der winterlichen Kälte, aber in den Zweigen der sturmzerrissenen Birken regt sich schon der neue Saft, und das Blau des Himmels wie das Braun des Erdbodens macht schon Miene, sich zu erwärmen.

Margarete Künstler: Unter der Birke

Das Bild »Häuser am Wasser« (Motiv aus Besigheim) von Richard Duschek will in der richtigen Entfernung betrachtet werden. Zu nahe dem Auge möchte es etwas grob oder doch derb erscheinen. Sobald man aber den Blick richtig darauf eingestellt hat, fangen Dächer, Wände und Bäume, vor allem die Spiegelungen im Wasser an sich zu beleben, und die herzhafte Naivität dieses Naturausschnittes bekommt etwas unmittelbar Überzeugendes.

Adolf Gebhards »Fasan« stellt das laufende Tier in der Bewegung dar, ein Höchstziel der Malerei, das nur mit impressionistischen Mitteln zu erreichen ist. Freilich zeigt sich dieser impressionistische Stil hier ziemlich gedämpft, so daß die Erscheinung des Vogels in ihren Hauptzügen und kennzeichnenden Merkmalen nach Form und Farbe erhalten bleibt, sich nicht in die landschaftliche Umgebung auflöst, wie es wohl manchmal in ganz berühmten und sonst meisterlichen Bildern dieser Art geschieht.

* * *

Im Text verstreut ein paar Scherenschnitte einer jungen Künstlerin, die hier wohl zum erstenmal mit ihren Arbeiten vor die weitere Öffentlichkeit tritt. Ihre Art mag zunächst ein wenig an die Johanna Beckmanns erinnern. Gleich dieser bevorzugt sie die kleinen zarten Geister, die in und mit den Blumen hausen, Elfchen, Amoretten, Sylphiden, Koboldchen und sonstige himmlische oder irdische Nackedeichen, und weiß aus solchem Beieinander von Natur- und Phantasieformen allerliebste zeichnerische Schmuckstücke zu gewinnen. Gute Laune hilft ihr dabei. Manchmal setzt so ein schalkhaft neckischer Titel wie »Einladung zum Tanz« erst das Titelchen aufs i.

Margarete Künstler ist durch die Zeichnung zum Scherenschnitt gekommen. Konewka, Johanna Beckmann und Carlos Tips haben sie angeregt. Doch hat sie sich stets sorgsam davor gehütet, in ihren Schattenrissen die Grenzen der Malerei zu verletzen. Von 1909 bis 1913 besuchte sie die Danziger Kunstschule und fand dort in Max Buchholz, der wiederum von Otto Eckmann gelernt hatte, einen vorzüglichen Zeichenlehrer, namentlich für alles, was zur Komposition gehört. Das wirkt noch heute, auch in ihren Scherenschnitten, nach. Mehr als einzelne Szenen lockt sie der Zyklus, eine ganze durch ein festes, geistiges Band verbundene Reihe von Szenen und Situationen. So hat sie sich, von Schuberts »Wegweiser« begeistert, an einen Totentanz gewagt: der triumphierende Tod mit der schönen Beute, der heuchlerisch demütige mit dem großen Herrn, der gütige mit dem Kindlein usw. Hier meldet sich ein Zug ins Monumentale und ein ernstes Bemühen, den Scherenschnitt von dem Verdacht des Niedlichen, Zierlichen und Drolligen zu befreien, der ihm anhaftet, ohne daß sein Wesen damit erschöpft würde. F. D.

Margarete Künstler: Speisefolge zu einem Tauffest

Literarische Rundschau

Schriften zum geistigen Wiederaufbau

Welche tröstenden und aufbauenden Kräfte in Rudolf Euckens Philosophie lebendig sind, wird uns jetzt erst recht bewußt werden, da uns die Zuchtrute eines furchtbaren Geschicks gelehrt hat, daß die Wiedergesundung nur aus dem Inneren, aus Seele, Gemüt und Charakter kommen kann. Man lese Euckens »Mensch und Welt« (Leipzig, Quelle & Meyer), und man hat die »Philosophie des Lebens«, an der allein wir genesen können. Den Ausgangspunkt dieser wohl ausgereiftesten Arbeit des Jenaer Philosophen bildet die Tatsache, daß der modernen Menschheit ein inneres Verhältnis zur Welt verlorengegangen ist, wie es frühere Zeiten im Verhältnis zum einheitlichen Kosmos oder zur weltüberlegenen Gottheit oder zu einer weltdurchwaltenden Vernunft hatten. Die Folge ist eine völlige Unsicherheit über den Gehalt und die Ziele des menschlichen Lebens, durch die das Schaffen der Philosophie, Religion, Moral und Kunst gelähmt wird. Um diesem geistigen Notstand abzuhelfen, versucht nun Eucken zu zeigen, in welcher Richtung sich eine Überwindung des zerstörenden Zwiespalts finden ließe und welche Gestaltung des Lebens und Strebens sich dabei ergibt. Seine Hauptthese gipfelt in der Lehre von der Gegenwart eines selbständigen, wirklichkeitsbildenden Lebens im Menschen. Ihre Begründung geschieht zunächst durch den Nachweis, wie die Bewegung eines solchen Lebens sowohl die Stufe der Natur als auch die Unzulänglichkeit des menschlichen Seelenzustandes und die Zersplitterung im menschlich-geistigen Leben durch tatsächliche Leistung überwindet, weiter durch eine Aufdeckung der großen Zusammenhänge, in denen sich jenes selbständige Leben durch weltgeschichtliches Schaffen dem Menschengeist offenbart hat. Der daraus erwachsende Besitz treibt aber über sich selbst hinaus, indem er sich als ein stetig werdender darstellt. So wird in einem die Erfahrungen der Menschheit zusammenfassenden Abschnitt gezeigt, nach welchen Zielen die Bewegung jetzt geht, und welche Ausblicke und Aufgaben sich uns für die wichtigsten Lebensgebiete ergeben, wenn wir jene Bewegung in eignes Wollen und Tun verwandeln. Eucken ist dabei stets bemüht, die leitenden Gedanken an greifbaren Fällen zu erweisen und die Darstellung möglichst einfach und anschaulich zu halten. So fern dem Werke eine flache Popularität liegt, es wendet sich doch an alle ernsten Seelen, die an der Bekämpfung der geistigen Not von heute mitwirken wollen. — Gleichzeitig ist Euckens klassisches Werk über »Die Lebensanschauungen der großen Denker«, eine Entwicklungsgeschichte des Lebensproblems der Menschheit von Plato bis zur Gegenwart, in neuer Auflage erschienen (Berlin und Leipzig, Vereinigung wissenschaftlicher Verleger, Walter de Gruyter & Ko.). Auch hier waltet eine (in der neuen Bearbeitung noch vertiefte) Verbindung mit den Bewegungen der lebenden Gegenwart und das von sittlichem Ernst erfüllte Streben, unser Denken aus Unsicherheit und Zersplitterung auf den geistigen Grundstock unsers Besitzes zurückzuführen.

Diese Zeiten der bitteren Not und herben Strenge haben auch eine neue Brücke zur Kantischen Philosophie geschlagen. Und noch viel mehr würden gern den Weg zu dem Königsberger Philosophen nehmen, wenn sie nur den rechten Führer wüßten. Soll man sich gleich ohne besondere Vorbereitung an das Studium seiner Werke machen? Mancher versucht es, aber er erlahmt dabei, weil ihm die Orientierung fehlt, oder weil er den Zugang an der falschen Stelle sucht, wo sich Schwierigkeiten über Schwierigkeiten dem Verständnis entgegentürmen. Es gab wohl längst sogenannte Einführungen, darunter aber bisher keine, die aus dem Geist der Gegenwart heraus geschrieben war und den Suchenden bei seiner Sehnsucht, seinen Schmerzen und seinem Gewissensdrange packte. Diesem Mangel ist nun abgeholfen: Dr. jur. et phil. Woldemar Oskar Döring hat für Lübecker Vorlesungen ein Buch geschrieben, »Das Lebenswerk Immanuel Kants« (Lübeck, Ch. Coleman; 3. Auflage), dem sich jeder, der den guten Willen zur Aufmerksamkeit und zum ernsten Denken hat, anvertrauen darf. Er wird bald die tröstliche und erhebende Gewißheit genießen, zu einem Kraftquell unsrer moralischen Volksstärke geführt zu werden und doch immer auch dem bewegenden Mittelpunkt unsrer Gegenwart nahezubleiben. Nur durch die glückliche Verbindung von Energie des Denkens, Klarheit des Ausdrucks und Begeisterung für den Gegenstand war das zu erreichen. Der Erfolg bestätigt dem Buche seine Notwendigkeit und sein Gelingen.

Wege und Irrwege der Erziehung behandelt Paul Häberlin, Professor an der Universität Bern, und gewinnt so die Grundlage einer allgemeinen Erziehungslehre (Basel, Verlag von Kober). Die wichtigste Aufgabe, die der Zeit wartet, ist wohl die Arbeit an der neuen Generation, die für die Forderungen des neu aufgebauten Lebens tüchtig gemacht werden soll. Häberlins

Werk will, obwohl es auf die Zeitereignisse nicht ausdrücklich Bezug nimmt, für diese Aufgabe eine grundlegende Beratung des in der Praxis stehenden Erziehers liefern. Wege der Erziehung, eine Mehrzahl also, möchte das Buch weisen. Das soll heißen, daß Ratschläge gegeben, Einsichten eröffnet werden sollen, die dem Erzieher den in jedem besonderen Falle notwendigen Weg zu finden erleichtern, ihn besonders aber über Vorgänge und Zustände im Seelenleben des Zöglings aufklären sollen. Diese ausführliche Darstellung der seelischen Grundbedingungen bei Zögling und Erzieher führt von selbst auch zur Aufdeckung der Irrwege der Erziehung. Das, was neben der Fülle der Einsichten in Vorgänge des Seelenlebens dem Buch seine Wucht verleiht, ist der ethische Ernst, der sich in der Auffassung der ganzen Erziehungsarbeit bekundet. Häberlin weist vielen geläufigen Irrtümern, wie z. B. der Askese oder der sogenannten religionslosen Moralerziehung, ihre Gefährlichkeit nach. Zu neuen Schlagwörtern, wie »Arbeitsschule«, »staatsbürgerliche Erziehung«, nimmt er eine scharf ausgeprägte unabhängige Stellung ein, alles mit klarster Begründung. Was er selbst positiv bietet, ist über alle Polemik hinaus so wertvoll, daß auch Leser mit bereits festem pädagogischem Standpunkt ihm bedeutsame Bereicherung verdanken werden, zumal da das Buch klar und verständlich geschrieben ist. Eltern, Lehrer, aber auch alle, die für ihre Selbsterziehung nach einer leitenden Hand suchen, werden daraus Anregung, Ermutigung und Stärkung ihrer Verantwortlichkeit schöpfen.

Ludwig Schemann, der Prophet und Biograph Gobineaus, hat es als erstre gewagt, uns ein zusammenfassendes Lebens- und Erinnerungsbild Paul Lagardes in größerem Rahmen vorzuführen (Leipzig, Erich Matthes): keine kritiklose Verherrlichung seines Lehrers und Freundes, sondern eine historisch-kritische Würdigung seiner geistigen Herkunft und Entwicklung, seiner Grenzen und Widersprüche, aber doch voll menschlicher Wärme, mannhaft deutscher Gesinnung, reifer Lebenserfahrung und einer großzügigen, freibeschwingten Darstellung. Einem Lebensabriß folgt das Charakterbild des Gelehrten, des religiösen Denkers und Neuerers, des Politikers und Pädagogen, der Gesamtgestalt und des deutschen Mannes. So ist ein höchst lebendiges Zeitbuch entstanden, das aus der Gegenwart seinen Sporn und zugleich sein Ziel gewinnt: ein Buch der Mahnung und Zucht, ein Wegweiser nach oben, ein Hohelied auf die Kraft der starken und kühnen Persönlichkeit. »Je mehr Menschen in Deutschland recht ernstlich um Lagarde wissen,« sagt der Verfasser mit Recht, desto besser wird es auch um jenes unselig-selige deutsche Vaterland, das nur allzuviele sich heute verloren glauben, bestellt sein.«

Das große Verdienst der Ästhetik des Tragischen, wie der Leipziger Professor Johannes Volkelt sie uns geschrieben hat, war und ist es, gegenüber den vielen unduldsamen Theoriebüchern dieser Art zum erstenmal, hauptsächlich mit Hilfe der Psychologie, den Einklang mit der reichen, vielgestaltigen Fülle dessen hergestellt zu haben, was uns in den Dichtungen als tragisch ergreift. Diese Vielfältigkeit, Beweglichkeit und Anpassungsfähigkeit hat sich im Laufe der zwanzig Jahre, die seit dem Erscheinen der ersten Auflage verflossen sind, im frischen Anschluß an die neueren und neuesten Schöpfungen nur noch gesteigert, so daß man die vor kurzem erschienene dritte Auflage (München, Beck) ohne Bedenken eine praktisch angewandte Ästhetik nennen könnte. Hand in Hand damit geht die Erweiterung der Erfahrungsgrundlage; die herangezogenen Beispiele haben sich von Ausgabe zu Ausgabe vermehrt und verjüngt; von der einst so verrufenen Verschlossenheit der gelehrten Ästhetik gegen die lebendige Dichtung der Gegenwart kann bei einem Buche nicht mehr die Rede sein, das Dramatiker wie Paul Ernst, Herbert Eulenberg, Ernst Hardt, Wilh. von Scholz und manche andre in seinen Belegen und Beispielen berücksichtigt. Der Schlußabschnitt (»Das Tragische in Welt und Gott«) ist in der neuen, auch sonst stark bearbeiteten Auflage zu einer Betrachtung über die Tragik des Weltkrieges geworden.

»Lebensideale der Menschheit« will der Erlanger Theologieprofessor D. Dr. Hans Preuß in einer Sammlung knapp gefaßter Betrachtungsbüchlein aufrichten, um an positiven Beispielen starker Lebensgestaltung zu zeigen, auf welchem Wege und an welchem Stabe auch wir uns wieder aufrichten können. Sein erstes Heft gilt den drei Großen Dürer — Michelangelo — Rembrandt (Leipzig, Weichertsche Verlagsbuchhandlung), an denen er uns viel Neues sehen lehrt, sein zweites Bach — Mozart — Wagner, die ihm als die Verkörperungen der schlichten Frömmigkeitskraft, der liebevollen, duftigen Anmut und des zukunftsfrohen Bekennertums zur Erlösungsreligion erscheinen.

Eine Geschichte der russischen Revolution von Prof. Dr. Axel Frhrn. von Freytag-Loringhoven hat bei J. F. Lehmann in München zu erscheinen begonnen. Der erste Teil (geh. 6 ℳ), schon mit einem Namen- und Sachregister versehen, reicht bis zum Zusammenbruch des Vorparlaments und dem Aufstand der Bolschewisten. F. D.

Verschiedenes

Zwischen zwei Meeren: 25 Dichter der Nordmark. Ein niederdeutsches Dichterbuch, herausgegeben von Jacob Bödewadt. Mit 25 Bildniszeichnungen von Karl Bauer (Braunschweig, Georg Westermann; geb. 30 *M*).

Eine neue landschaftliche oder genauer: stammschaftliche Blütenlese bodenständiger Dichter, wie wir sie ähnlich für Schwaben von Theodor Heuß, für Baden von Hesselbacher, für die Schweiz von Anna Fierz, für Deutsch-Ungarn von Müller-Guttenbrunn, für Mecklenburg von Richard Dohse haben. Man fragt sich wohl: wozu sind solche Bücher da? Etwa um das zu ersetzen oder überflüssig zu machen, wovon sie Proben geben? Dann täten sie dem Leser einen üblen Dienst und bauten dem Literarhistoriker nur eine Eselsbrücke. Oder vielleicht — und dies Weniger wäre schon mehr —, um durch ihre Bruchstücke und Teile zum Genuß des Ganzen zu locken? Ich denke mir doch, sie zielen noch höher. Sie wollen das Kennzeichnende herausheben, Zusammenhänge aufdecken und vor allem das Gemeinsame des Stammestümlichen ans Licht bringen; hier und da wohl auch noch Unbekanntes bekannt machen und Verborgenes oder Übersehenes zutage fördern. Man hat es oft erlebt: vieles wird neu in solch neuem Beieinander, Verwandtschaften werden entdeckt, Anklänge stellen sich heraus, Gegensätze tun sich auf, Ähnlichkeiten grüßen und winken einander, und am Ende der Wanderung fühlt man sich selbst mit aufgenommen in die geistige und seelische Gemeinschaft der »Erlesenen«.

Helene Voigt-Diederichs
Zeichnung von Karl Bauer
Aus: Bödewa t, »Zwischen zwei Meeren«

»Zwischen zwei Meeren« — wir wissen, welches Land und welcher Stamm damit gemeint ist, und das Lied von dem meerumschlungenen, teuren Land, der »Doppeleiche unter einer Krone Dach«, das schon zweimal seine Kraft bewährt und seinen Zauber entfaltet hat, es klingt jetzt zum dritten Male schmerzlich und tröstlich in uns wider. Kinder, die gefährdet sind, hat die Mutter doppelt lieb, und hier erkennt sie das Erbteil ihres Blutes so rein und stark wie selten sonst in ihren Sprossen. Der Herausgeber hat recht: niederdeutsches Wesen in seiner Eigenart und inneren Mannigfaltigkeit zu veranschaulichen, ist die deutsche Nordmark vor allem geeignet, und nichts vermag solche Anschauung eindringlicher zu vermitteln als ihre bodenständige Dichtung. Denn fester als anderswo hält dort oben das Band der Heimat. Die Daheimgebliebenen wie die Ausgewanderten, die in den Stoffen ihres Geburtslandes und ihrer Kindheit Festgewurzelten wie die darüber Hinausgewachsenen, im Grunde sogen sie alle ihre besten Kräfte aus dem Volkstum, dem sie entstammen — auch wenn sie hochdeutsch schreiben, auch wenn sie sich über das ganze weite Gebiet des deutschen Volks- und Kulturlebens verbreiten. So brauchte denn diese Auswahl auch keine andern Rücksichten zu nehmen als die auf Kunst- und Kulturgehalt, auf literarische und völkische Bedeutung der ausgewählten Stücke. Die Sonderart der schleswig-holsteinischen Stammeskultur als einen Trumpf gegen die der andern deutschen Stämme auszuspielen, lag so wenig in der Absicht des Sammlers und Herausgebers, daß er im Gegenteil das letzte Ziel seines »Niederdeutschen Dichterbuches« in der Selbsterkenntnis und dem gegenseitigen Verständnis erblickt — zum Wohle des gemeinsamen deutschen Vaterlandes.

Fritz Stavenhagen
Zeichnung von Karl Bauer
Aus: Bödewadt, »Zwischen zwei Meeren«

Die Auswahl vereinigt Prosa und Vers, Erzählung, Novelle, Skizze, Roman- und Dramen-

teile, Hochdeutsches und Plattdeutsches. Sie setzt ein in der Mitte des vorigen Jahrhunderts und endet bei den Vierzig- und Dreißigjährigen von heute. Von den Verstorbenen sind die vertreten, die als ausgesprochene Niederdeutsche in ihrem ganzen Wesen und Werk unmittelbar weiterleben (Hebbel, Storm, Groth, Fehrs, Liliencron, Kröger, Falke, Feodora Prinzessin von Schleswig-Holstein, Fritz Stavenhagen, Gorch Fock); von den noch Schaffenden (Charlotte Niese, Otto Ernst, Adolf Bartels, Gustav Frenssen, Iven Kruse, Julius Havemann, Ottomar Enking, Fritz Lau, Wilhelm Lobsien, Helene Voigt-Diederichs, Robert Garbe, Ingeborg Andresen, Hermann Claudius, Hans Much, Hans Friedrich Blunck) finden sich die bevorzugt, die man als typische literarische Vertreter der niederdeutschen Nordmark im allgemeinen und ihrer einzelnen Landschaften im besonderen ansprechen muß. Nicht auf eine möglichst hohe Zahl von Verfassernamen, sondern auf eine möglichst anschauliche und vielseitige Spiegelung des niederdeutschen Charakters der nordelbischen Lande und seiner Bewohner kam es dem kundigen Herausgeber an, der für dieses literarische Unternehmen durch manche ähnliche Arbeit aus dem niederdeutschen Sprach- und Literaturgebiet wohlgeschult war, und dem hier Heimatliebe und Stammesgemeinschaft zu Hilfe kamen. Aber seine Auswahl gibt er selbst die beste und förderlichste Rechenschaft in den angehängten knappen, aber scharf geprägten literarischen Charakterbildern, in denen er uns seine »Beiträger«, die »25 Dichter der Nordmark«, vorführt. In Lebendigkeit und Anschaulichkeit wetteifert er da mit den 25 Bildniszeichnungen, die Karl Bauer, der Meister des geistigen, zumal des dichterischen Persönlichkeitsporträts, zu dem vornehm und gediegen ausgestatteten Bande (483 Seiten) beigesteuert hat. —

Gorch Fock
Zeichnung von Karl Bauer
Aus: Bödewadt, »Zwischen zwei Meeren«

Hans Much
Zeichnung von Karl Bauer
Aus: Bödewadt, »Zwischen zwei Meeren«

Albert Sergel ist in diesen Tagen, die so eindringlich zur Sammlung und Selbsterkenntnis mahnen, still für sich durch das Erntefeld seiner Lyrik gegangen und hat das Reifste und Eigenste daraus in einem schmalen Bändchen gesammelt, das sich nun getrost »Sommersegen« nennen darf (Berlin-Schöneberg, Franz Schneider; mit Bildnis von A. Ewerbeck). Nicht ohne leises Bangen nimmt man solche Auswahlbände aus Dichters Hand entgegen. Wird sich das Bild, das man von ihm im Sinne trägt, das man liebgewonnen hat, bestätigen? Wird der Dichter nicht vielleicht aus irgendeinem Grunde oder einer Laune gerade nach dem greifen, was ihm nicht zur letzten Form und Vollendung gediehen ist, was er gemein hat mit manchem andern, worin ihm andre überlegen sind? Die Sorge ist unnütz: Sergel kennt sich und seine Grenzen, aber auch die Quellpunkte seiner Kunst zur Genüge, um nicht danebenzugreifen. So, wie er uns in diesen anderthalbhundert Gedichten und Liedern entgegentritt, ist er wirklich: weich, zart und und innig, ein Lyriker voll schlichter, doch tiefer Gemütskraft, dem Volkslied nah und verwandt, voller Süße, Wohllaut und tauiger Frische. Die Kränze, nach denen er greift, hängen nicht hoch in den Sternen, er sucht und findet Glück, Frieden und Seligkeit in der Stille des Hauses, im melodischen Wandel der Natur, in frommer, gesammelter Zwiesprache mit den ewigen Mächten dieses Daseins. Er hat nicht den auffahrenden und aufwühlenden Schrei der Leidenschaft, auch seine Liebe ist ein »zärtlich tiefes Stillesein«, und seine Fröhlichkeit vertieft sich bald in eine helle, sonnige Heiterkeit. Er hat das Leben lieb, aber auch der Tod hat keine Schrecken für ihn, und jeder Schmerz wird ihm ein Samenkorn zu neuer Frucht. So wird sein »Sommersegen« vielen ein Zeitsegen werden. F. D.

Die Hamburgische Hausbibliothek, herausgegeben im Auftrage der Gesellschaft hamburgischer Kunstfreunde, der Patriotischen Gesellschaft und der Lehrervereinigung zur Pflege der künstlerischen Bildung (Braunschweig, Georg Westermann), bildet sich immer mehr zu einer Mustersammlung gemüt- und geistvollen Lesestoffes aus. Schon jetzt läßt sich mit den 38 Bänden, die bisher von ihr vorliegen, der Grundstock zu einer guten und reichhaltigen Haus-, Schul- oder Vereinsbücherei legen. Die neuen oder neuaufgelegten Bände, dauerhafte Pappbände mit klarem, kräftigem Druck, bringen von Jeremias Gotthelf die Erzählung »Uli der Knecht«, eine der saftigsten und lebenswahrsten Geschichten aus dem Bauernstande, die unsre an sozialen Schilderungen nicht besonders reiche Literatur aufzuweisen hat, und von Willibald Alexis den humoristisch gefärbten Roman »Die Hosen des Herrn von Bredow«, ein prächtiges Spiegelbild der geschichtlichen Anfänge der Mark Brandenburg. Aber auch feinere, lyrisch gestimmte Gaben fehlen nicht. Von Theodor Storm sind die Husumer Heimatnovellen (»Beim Vetter Christian« — »Die Söhne des Herrn Senators« — »In St. Jürgen«) zu einem Bändchen Novellen vereinigt, von Gustav Falke die reinsten und schönsten Perlen seiner Lyrik ausgewählt worden. Mit besonderer Liebe aber wird in der Sammlung neuerdings das Feld der norddeutschen Lebenserinnerungen gepflegt. Da berichtet Paul Hertz seinen Neffen und Nichten (und mit ihnen allen, die sich an anheimelnden Familien- und Kulturbildern aus der deutschen Vergangenheit freuen) von dem Leben und Arbeiten in einem hamburgischen Kaufmannsheim des 18. und 19. Jahrhunderts, seinem Großelternhause; da erzählt Adolf Stuhlmann von »Mathilde Porthun und ihren kunstsinnigen Lebensgenossen« und entwirft in dieser liebenswürdigen Familiengeschichte zugleich ein lehrreiches Kulturbild aus dem Hamburg der sechziger bis neunziger Jahre; da gibt Heinrich Dräger — und auf dieses Buch darf die Bibliothek besonders stolz sein — einen äußeren und inneren Rechenschaftsbericht über seinen Lebenslauf, der ihn aus einem armen Vierländer Kätnerjungen dank rastloser Arbeit und mutiger Tatkraft zum Gründer und Herrn des großen Lübecker Drägerwerkes gemacht hat, eines Welthauses, das nicht bloß durch seine epochemachenden Erfindungen (Sauerstoffapparate u. a.) berühmt geworden ist, sondern auch als ein Muster sozialer Einrichtungen dasteht.

Albert Sergel
Nach einer Kohlezeichnung von August Ewerbeck
Aus: »Sommersegen«, Ausgew. Gedichte von A. Sergel

*

In die »Bibliothek der Romane«, die der Inselverlag mit den Jahren zu einer stattlichen Bändereihe aus den Literaturen fast aller Kulturnationen ausgebaut hat, ist ein Erzählungsband von Dostojewski aufgenommen worden. Er nennt sich »Der Spieler«, bringt aber außer diesem zum Roman hinneigenden Novelle noch zwei kürzere Erzählungen (»Ein unangenehmes Erlebnis« und »Ein schwaches Herz«) und ist wie geschaffen, dem großen russischen Bekenntnis- und Gewissensdichter bei all denen die Bahn zu bereiten, die den Weg zu seinen großen Romanen noch nicht gefunden haben.

*

Mitteilung. Die im Januarheft wiedergegebenen Jürgensschen Vertonungen der Gedichte »Auf dem Kirchhof« von Gustav Falke und »Maienfrühe« von Martin Greif sind im Verlage von B. Schotts Söhnen in Mainz erschienen.

Herausgeber: Dr. Friedrich Düsel.
Schriftleitung: Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau (verantwortlich) und Georg Schmitz in Berlin-Steglitz. Vertreter der Schriftleitung in Wien: Dr. Richard Wengraf, Wien. In Deutsch-Österreich für die Herausgabe verantwortlich: Robert Mohr, Buchhändler in Wien I, Domgasse 4. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: Emil Fischer in Berlin-Friedenau. — Druck und Verlag von Georg Westermann in Braunschweig. — Nachdruck verboten.

Einsendungen an die Schriftleitung von „Westermanns Monatsheften“ in Berlin W 57, Bülowstraße 90.
Rücksendungen erfolgen nur, wenn das Postgeld dafür beiliegt.

Ernst Pfannschmidt: Der Lobgesang der Maria

Zu dem Aufsatz „Ernst Pfannschmidt" von Felix Lorenz

Westermanns Monatshefte
Geleitet von Dr. Friedrich Düsel

Band: 128. I April 1920

In Lebensfluten — im Tatensturm

Roman von Artur Brausewetter

III

»Herr Direktor Pfundtheller war bereits zweimal hier,« empfing Friedrich Zubeil seinen Herrn, der eben von einem kurzen Gange in die Werft zurückkehrte, »es muß etwas nicht in Ordnung sein. Er will gleich wieder hier sein.«

»Rufe ihn an! Er möchte sofort kommen!«

Auf dem rosigen Antlitz des Direktors lag noch jene Taufrische, die es immer am frühen Morgen zeigte, und die er wie seine Jugendlichkeit bei sechzig Jahren, auf die er sehr stolz war, allein seinen regelmäßigen Übungen bei offenem Fenster zuschrieb. Heute mochte eine Erregung, die sich in seinem ganzen Wesen zeigte, seine Wangen noch röter gefärbt haben; er sprach gegen seine Gewohnheit hastig und mit etwas schwankender Stimme.

»Bei Endert & Hallich sind die Arbeiter heute morgen sämtlich in den Ausstand getreten. Auch bei Kolkow & Meinke sind nur einige wenige erschienen, die eben gleichfalls die Fabrik verlassen haben.«

»Daran sind wir allmählich gewöhnt. Unsre Leute sind jedenfalls alle zur Stelle.«

»Gewiß — zur Stelle sind sie, Herr Macketatz — aber so ruhig wie sonst ist es heute auch bei uns nicht mehr.«

»Haben Sie irgendwelche Anzeichen?«

»Sogar Beweise. Einer unsrer Meister, Gelbsattel, war eben bei mir.«

»Was wollte er?«

»Mir mitteilen, daß die Arbeiter mit neuen Forderungen umgingen.«

»Das konnte man erwarten — nach den Vorbildern, die sie überall sehen.«

»Das Schlimme ist, daß die Gewerkschaften dahinterstehen.«

»Was verlangen sie?«

»Sie wollen nur eine fest bestimmte Anzahl von Stunden arbeiten.«

»Ist Unsinn und abzulehnen.«

»Sie fordern für jede Stunde darüber einen weit größeren Mehrlohn als bisher.«

»Den könnte man gewähren.«

»Ich habe Bedenken.«

»Wie immer, wenn es sich um Geld handelt. Daß Sie sich das nicht abgewöhnen können!«

»Wo kommen wir hin, Herr Macketatz? Der Lohn, den wir erst vor kurzem bewilligt haben, ist wahrhaftig hoch genug. Wenn wir so weiter Zugeständnisse machen, wirtschaften wir uns an den Abgrund.«

»Die Leute haben es jetzt nicht leicht. Sie bekommen ihre Lebensmittel schwer und müssen riesige Preise für sie zahlen. Diejenigen, die hier ihre guten Verbindungen haben, mögen sich dafür wenigstens noch ausreichend

versorgen. Die aus der Fremde Kommenden und Neuzugezogenen jedoch kämpfen zweifellos mit Schwierigkeiten.«

Der Direktor wollte eine Einwendung machen. Aber Mackêtatz schnitt sie ihm vom Munde, kurz, jeden Widerspruch ausschließend.

»Sie sollen ihre Wünsche einreichen. Wir müssen sehen, wieweit wir sie befriedigen können. Wir können gegen die Zeit nicht an, und was billig ist, muß zugestanden werden.«

»Dann werden Sie wohl auch die zweite Forderung gutheißen?«

»Wie lautet sie?«

»Die Entlassung zweier Meister, die sich durch ihre Strenge den Zorn der Leute zugezogen haben: Werkmüller und Biesing.«

Mackêtatz, der bis jetzt an seinem Schreibtisch gesessen, stand auf.

»Weder Bergmüller noch Biesing. Ich kenne die beiden. Seit Jahren kenne ich sie. Sie sind streng, aber gerecht und tüchtig. Gehen Sie hin und lehnen Sie es in meinem Namen ab.«

»Ich fürchte, Herr Mackêtatz, dann wird Ihnen das andre Zugeständnis auch nicht helfen. Gelbsattel sagte mir, daß die Leute gerade auf dieser Entlassung beständen.«

»Ich werde mit Gelbsattel persönlich sprechen. Auch mit den Vertretern der Arbeiter; es werden wieder Böhnke und Blauert sein.«

»Auch Kranich.«

»Meinetwegen auch der; das sind Leute, mit denen sich verhandeln läßt. Sie sind Vernunftgründen nicht unzugänglich, und ich weiß, daß sie mir vertrauen.«

»Und dennoch, Herr Mackêtatz —«

»Nun?«

»Wir haben gerade jetzt so viele und wichtige Aufträge, für die die Lieferfristen in diesen Tagen ablaufen. Wenn wir nun in eine Lage versetzt würden, die uns eine Erledigung der Arbeiten zur festgesetzten Frist unmöglich machte —«

Mackêtatz hielt in der Wanderung inne, die er eben durch das Zimmer begonnen hatte. »Ja — wovon sprechen Sie?«

»Von einem Streik, der uns bedroht.«

»Von einem Streik — —?«

Voll hellen Erstaunens waren die grauen Augen auf den Direktor gerichtet.

»Meine Arbeiter haben noch nie gestreikt. Sie werden auch jetzt nicht streiken. Es ist ausgeschlossen.«

»Doch nicht so ganz, Herr Mackêtatz. Ich habe manches gesehen und gehört, was mich bedenklich macht. Der Boden ist auch bei uns nicht mehr sicher, es liegt zuviel Explosionsstoff in der Luft.«

»Sie sehen Gespenster, Herr Direktor, ich kenne meine Leute und kann mich auf sie verlassen. Wenn ich um elf Uhr meinen Gang durch die Werft mache, will ich mit Gelbsattel, auch mit den andern reden.«

»Hm ... wäre es am Ende nicht besser wenn Sie es früher täten, vielleicht gleich?«

»Bis elf Uhr habe ich jede Minute besetzt ... es eilt wirklich nicht.«

Zubeil meldete, daß draußen der Oberingenieur Morgenroth warte.

»Laß ihn eintreten!« sagte Mackêtatz und verabschiedete den Direktor.

Arno hatte eine große Mappe mit Plänen und Entwürfen in der Hand, die er sorgsam auspackte und der Reihe nach auf dem Schreibtisch entfaltete. Nun begann er, an ihrer Hand seine Gedanken und Pläne zu erläutern: wie er, auf dem Parsonschen System fußend, ja, einige Gedanken Lavals, vor allem den der biegsamen Welle, mit ihm verquickend, zugleich jedoch über beide hinausgehend, eine neue Turbine bauen wolle. Die ökonomische Arbeitsweise der Dampfturbine durch eine besondere Formgebung der Dampfdüse, vor allem der Leitschaufeln wesentlich zu verbessern, sei der Gedanke, der ihm vorschwebe und, wie die Zeichnungen und Pläne ergäben, bereits bestimmte Gestalt gewonnen habe. Wenn Herr Mackêtatz sich die Mühe machen wolle, diese genau zu prüfen, so würde er sehen, daß durch seine Erfindung eine ganz bedeutende Sparsamkeit an Dampf eintreten, die Schnelligkeit aber gegen die der Lavalschen und Parsonschen Turbinen keineswegs verringert, ja zweifellos noch vergrößert werden würde.

Mackêtatz hatte zuerst nur flüchtig zugehört. Sein vielbewegter Geist schien noch mit andern Gedanken beschäftigt, ja, einige Male hatte er fast ablehnend den Kopf geschüttelt. Als ihm Arno dann aber mit wachsendem Eifer die neue Formgebung seiner Dampfdüse entwickelte, die gegen die Parsons eine in die Augen fallende Verbesserung bedeutete, als er vollends die Konstruktion seiner Leitschaufeln an übersichtlich geordneten Zeichnungen und Plänen vor seinen Augen erstehen ließ, war er allmählich aufmerksamer geworden. Zu-

letzt hörte er mit sichtbarer Spannung zu; dann und wann ließ er sich einiges wiederholen und begann seinerseits nachzuprüfen und nachzurechnen.

»Sie haben dem Parsonschen Typ einige neue Seiten abgewonnen, haben die jüngsten Errungenschaften im Turbinenbau für ihn fruchtbar gemacht, und nicht ohne Geschick, das ist fraglos. Auch die Formgebung der Dampfdüse ist nicht übel. Ob sich die Verbesserung der Leitschaufeln praktisch bewähren wird, ist eine andre Frage.«

In Arnos Augen leuchtete es auf. Aus den bedächtigen Worten vernahm er die Verheißung — näher winkte das Ziel.

Der alte Mackeţatz hatte sich von neuem in die Pläne vertieft; mit besonderer Aufmerksamkeit studierte er die verschiedenen Zeichnungen der Düsen. Es war ganz still im Zimmer, auffallend still. Selbst die gewohnten Werftgeräusche waren verstummt.

Mit einemmal drang ein wunderbares Tosen, erst wie von weiter Ferne kommend, dann lauter und deutlicher in die Stille hinein. Wie Meeresbrandung hörte es sich an, stieg und schwoll wie wachsende Flut ... ein Gebrause von Stimmen, aus dem einzelne Rufe wahrnehmbar wurden, ein Schlürfen, Schleifen, Holpern schnell sich bewegender Schritte — Mackeţatz hatte die Pläne und Zeichnungen beiseitegelegt, sein Körper straffte sich empor, fragendes Erstaunen war in seinem Antlitz.

»Was ist denn das?« sagte er mehr zu sich selber als zu Arno gewandt.

Da öffnete sich die Tür, und ehe ihn Friedrich melden konnte, stürzte Direktor Pfundtheller ins Zimmer. Sein Antlitz war jetzt nicht mehr rosig und frisch, deutlicher Schrecken, bleiche Furcht standen auf seinen Zügen, die mit einemmal welk und alt geworden waren.

»Jetzt haben wir es!« rief er mit zitternder Stimme.

»Was haben wir?« fragte Mackeţatz.

»Was Sie nie glauben wollten: den Streik!«

»Den Streik? — Das ist nicht möglich!«

»Sie sehen und hören ihn ja. Sowie ich Ihre Weigerung, die beiden Meister zu entlassen, verkündete, legte man die Arbeit in allen Abteilungen und Werkstätten nieder. Nun ist nichts mehr zu machen.«

In das Stimmengebrause mischte sich bereits lautes, anwachsendes Lärmen.

Der Direktor lief in starker Erregung in dem Zimmer auf und nieder, ganz ruhig blieb der Alte. Nur eine große, stumme Frage stand in seinen Augen zu lesen. Sonst war alles an ihm starr und ehern.

Der Direktor hatte den einen der hohen Fensterflügel geöffnet. Dichter Staub wirbelte von unten auf, stieg in grauer Säule aufwärts, drang in das Zimmer. Aus allen Pforten des viereckigen, gewaltigen Hofes strömten die Menschen, neue, immer neue und immer dichter gedrängt.

Wo kamen sie in so großer Anzahl her? Und so plötzlich?

Tosender wurde der Lärm ... ein Brausen und Branden wie ein unablässig sich fortwälzender Strom, der alles mit sich riß, ob es wollte oder nicht. Jetzt schien er sich zu stauen. Ruhe kam in die Bewegung. Die Massen hatten sich der Mitte des Hofes zugewandt, waren stehengeblieben und hatten einen dichten Knäuel gebildet, als hätten sie etwas zu beraten oder wollten die Vorschläge einiger Männer anhören, die sich zur Rede anschickten. Aber das heiße Stimmengewirr und die laute Erregung der Masse ließen den einzelnen noch nicht zu Worte kommen.

Eine kurze Weile nur verharrte der Alte in seiner Starrheit. Dann machte er eine energische Bewegung mit den starken Armen, gleich als müßte er sich von Fesseln losreißen, die ihn festhielten.

»Was wollen Sie, Herr Mackeţatz?« fragte der Direktor, als er ihn plötzlich vom Fenster auf die Tür sich zubewegen sah.

»Hinunter will ich, sie zur Vernunft bringen!«

Und ehe ihn der Direktor oder Friedrich Zubeil, den die Besorgnis um seinen Herrn nun auch in das Zimmer getrieben hatte, zurückzuhalten vermochte, war er die Treppe hinuntergestürzt, hatte sich durch die dichtgestaute Mauer der Leute, die teils erschreckt, teils auch ehrfurchtsvoll Platz machten, die Bahn gebrochen und war nun in ihre Mitte getreten. All das Wogen und Brausen übertönend hörte man seine gewaltige Stimme, wie sie, zuerst stockend und mühsam von der Erregung und dem schnellen Gange, dann fester und sicherer, zuletzt andringend und beschwörend zu der Versammlung sprach.

Einen Augenblick war es, als blieben seine Erscheinung und seine Mahnungen nicht ohne Eindruck auf die erregte Menge. Einige der

älteren Arbeiter schienen stutzig geworden zu sein, sie traten in Gruppen zusammen und verhandelten miteinander. Und wenn ihre Rede auch nicht zu verstehen war, so konnte man doch aus ihrer Miene und Haltung schließen, daß sie nicht abgeneigt schienen, zurückzukehren und ihre Arbeit wieder aufzunehmen.

Da wälzte sich von hinten her eine heißflutende Welle, drang vorwärts, spülte über die Köpfe der Älteren und Besonnenen hinweg, riß sie mit sich, brandete, stärker und wilder werdend, bis zu der Stelle, wo der alte Mackeтatz stand, kam auch vor ihm nicht zum Ebben, wurde nur aufbegehrender, hochbrausender, eigenmächtiger. »Hört ihn nicht!« riefen einige Stimmen. »Hört ihn nicht!« hallte es im Chor zurück. »Vorwärts! Er hat unsre Forderungen abgelehnt! Wir wollen unsre Rechte uns erkämpfen! Dann kommen wir zurück — eher nicht!«

Noch einmal versuchte der Alte, sich Gehör zu schaffen. Vergeblich. Heiß und rücksichtslos ging die brandende Woge über ihn hinweg, nahm auch die auf ihren Arm, die noch unschlüssig schienen, trug sie mit sich, wälzte sich dem Ausgang zu, ergoß sich durch die hohe Pforte auf die Straße, flutete über sie dahin, eine schwarze, aufgewühlte, brodelnde Masse, ein Bild der Auflösung und des Aufruhrs, wie es die Werft Max Macketatz & Ko. seit ihrem Bestehen niemals gesehen hatte.

Der Alte war in sein Zimmer zurückgekehrt. Der Direktor und Arno befanden sich noch immer dort, beide im Innersten erregt und zu keinem Entschluß fähig. Nur Friedrich Zubeil war seinem Herrn gefolgt und geleitete ihn auch jetzt zurück.

Ein langes, tiefes Schweigen. Niemand wagte es zu brechen.

Da wandte sich Macketatz an Arno: »Ich möchte noch einmal Ihre letzte Aufzeichnung der Dampfdüse sehen, Herr Morgenroth.«

Arno reichte sie ihm, und er prüfte sie auf das genaueste; einige Male setzte er selbst den Zirkel zur Nachmessung an. Seine Hand war sicher und klar sein Auge.

»Wir werden den Versuch machen,« sagte er kurz, indem er die Pläne an Arno zurückgab und die Kostenaufstellung dem Direktor reichte.

»Ein sehr teurer Versuch, Herr Macketatz,« wandte dieser mit immer noch zitternder Stimme ein, nachdem er einen flüchtigen Blick auf die Zahlen geworfen hatte.

»Und doch wird er gemacht. Ihnen, Herr Morgenroth, übertrage ich die Bauleitung. Sie können beginnen, sowie die da unten zur Vernunft gekommen sind, was nicht lange dauern wird.«

Arno vernahm den wunden, gepreßten Ton nicht, der aus diesen Worten klang. Das unerhörte Ereignis dieses Tages, Streik und Aufruhr — alles war für ihn vergangen und vergessen. Nur das e i n e hörte er, durch jeden Pulsschlag seines Herzens hörte er es pochen und brausen: das höchste Sehnen seines Lebens war erfüllt. Seine Erfindung war angenommen! Die größte Werft, die es in weitem Umkreis gab, baute seine Dampfturbine, ihm selber war die Leitung übertragen!

Ohne zu wissen, was er tat, nahm er die Zeichnungen und Pläne von Macketatz entgegen, raffte die übrigen mit zitternder Hand und ohne die Sorgfalt, die er ihnen vorhin hatte angedeihen lassen, auf dem Schreibtisch zusammen, stammelte einige Worte des Dankes und verließ das Zimmer.

Stumm, leer, gähnend wie ein geöffnetes Grab lagen die gewaltigen Werfträume vor ihm. Auf denselben Gängen, auf denen sich sonst die Arbeiter aller Art in eilender Geschäftigkeit aneinander vorbeigedrängt — drückende, beklemmende Stille. Nur hier und da ein Schatten, der lautlos durch die schwer lastende Einsamkeit dahinhuschte. Müde und trübe fiel das Licht der warmen Mittagssonne in den Hallenhof. Aber die Dampfpfeife, die sonst um diese Zeit ihren schrillen Ruf ertönen ließ, feierte dieses Mal. Sie hatte ja nichts zu sagen und zu künden.

Auch von dieser Totenstille, die jedem andern, der in diesen Räumen heimisch war, das Herz in der Brust zusammenpreßte, empfand Arno nichts. Er ging ja nicht einsam durch die Leere. Kühne Gedanken, gaukelnde Träume gingen mit ihm und sangen ihm ihre Lieder.

Eine Frage nur beschäftigte ihn: wem er das übergroße Glück, das jetzt in ihm lebte, verkünden, wen er zum Teilnehmer seiner Freude machen sollte.

Einen mußte er haben, dem er sich aussprechen konnte! Was sollte er sonst auch tun? Zu irgendeiner ruhigen Arbeit war er jetzt nicht fähig, zudem schwieg alle Tätigkeit in der Werft.

Da ward es ihm klar: zu seiner Mutter

wollte er! Wer konnte sein Glück mit ihm teilen wie sie? Am Nachmittag ging das Dampfboot, da konnte er schnell noch seine Sachen packen und des Abends schon in das stille Haus in der Niederung treten, wo seine Mutter in ihrer kleinen Stube saß, in ihren Gedanken mit ihm beschäftigt, und nun das große Glück vernehmen sollte, das ihrem Sohn zuteil geworden war.

Die hochgeschwollenen Wogen hatten sich gelegt. Zwei Tage hatte die Arbeit geruht, das gewaltige Werk in aufgezwungenem Todesschlaf gelegen.

Dann kehrten eines Morgens die Arbeiter, denen Mackeatz die Lohnerhöhung zugesagt, die weiteren Forderungen aber mit unerbittlicher Festigkeit abgeschlagen hatte, in ruhig geordnetem Strom durch den großen Torweg zurück, empfingen ihre Kontrollmarken, begaben sich über denselben mit Steinfliesen belegten Hof, über den eben erst ihr heißer Aufruhr getobt hatte, in die einem jeden zugewiesenen Arbeitsräume.

Nun fing wieder alles an zu bohren, zu kreischen, zu hämmern, zu feilen, zu quietschen, zu rasseln, daß es dem Fremden wie Höllenlärm in die Ohren donnerte, dem Drinnenstehenden aber wie liebliche, schmerzlich entbehrte Musik erklang, die wundervolle, mit keinem Instrument der Kunst wiederzugebende Sphärensymphonie der Arbeit.

Mit Türmen übereinandergestapelten Geräts, unter dem sie zu brechen drohten, ächzten die Gepäckaufzüge auf und nieder, ruhe- und pauselos sausten in gemächlichen Schwingungen die elektrischen Fahrstühle durch die verschiedenen Stockwerke, nahmen einige Menschen auf, setzten sie wieder ab und flogen von oben bis unten hindurch, ohne irgendwo einen Halt zu machen. Und wenn es Mittag wurde, dann fing die Dampfpfeife wieder an zu rufen, heller, frohgemuter als je, als wollte sie weithin ihre Freude künden, vom bannenden Schlaf, vom nie gekannten Müßiggang erlöst zu sein. Und wenn sie rief, dann füllten sich wie auf einen Zauberwink die eben noch verödeten weiten Gänge mit einer schwarzen Masse, die sich langsam hin und her bewegte, in der Nähe wie dunkelfließendes Wasser anzusehen, in der Ferne aber wie ein riesiger Ameisenhaufen, in dem alles durcheinanderkribbelte: Zimmerleute, Schlosser, Schmiede, Nieter, Takler, Dreher.

Keiner aber von allen, die dieser bewegliche Koloß in seinem Schoße barg, war ihm mit solcher Glut ergeben wie Arno. Denn es galt, sein großes Werk zu rüsten.

Über seine Pläne und Zeichnungen gebeugt saß er in seinem kleinen Bureau, in das die helle Morgensonne schien, prüfte, rechnete, machte Anschläge, verwarf sie wieder, besserte hier, feilte dort — endlich nach drei Tagen unausgesetzter Arbeit, während der er sich die Mittagsmahlzeit auf die Werft bringen ließ und sich dort noch kaum die Zeit gönnte, sie zu essen, machte er den Schlußstrich.

Er tat es mit aufjubelnder Freude, denn Kopf und Herz sagten ihm, daß alles stimmte, daß seine Berechnung richtig und gelungen war.

Unter den jungen Ingenieuren suchte er sich, von Mackeatz mit unbeschränkter Vollmacht ausgestattet, die sechs tüchtigsten aus, um mit ihnen die Konstruktion durchzuführen. Viel zu langsam für seinen zehrenden Eifer sah er sein Werk in seinen ersten Gründen auf den Reißbrettern entstehen, überlegte und beriet mit jedem seiner Mitarbeiter, wie man unter Umständen dies und jenes vereinfachen, hier und da noch haushälterischer und praktischer mit dem Material arbeiten könnte, und erschien jeden Morgen mit neuen Vorschlägen, die er sich in der Nacht zurechtgelegt und -gegrübelt hatte. Oft mußte der Konstrukteur die sorgsame Arbeit einer ganzen Woche fortlegen, weil er alles anders haben wollte.

Das erstemal taten es die Leute mit freundlicher Bereitwilligkeit, das zweitemal schon verdrossen und mit schwer verhaltenem Ärger. Als er aber zum dritten-, ja zum viertenmal mit seinen Änderungsvorschlägen kam, wurden sie unwillig, nannten ihn einen Mann, der bei aller Begabung nicht wüßte, was er wollte, und drohten zuerst versteckt, dann offenkundiger, ihm die Arbeit zu kündigen.

Dann änderte er sein Verhalten, redete ihnen gut zu, lud sie zum Abend nach beendetem Tagewerk zu einem Glase Wein im Europäischen Hofe ein, sang ihnen Lieder zur Laute und bestrickte sie so mit seinem sprühenden Wesen und seiner hinreißenden Liebenswürdigkeit, daß sie willenlos taten, was er wollte.

Dabei waren diese Abende für ihn keineswegs ein Opfer. Er selber war der Fröhlichste in der kleinen Gesellschaft, konnte sich gar nicht

genugtun in immer neuen Einfällen seiner schöpferischen Laune und empfand mit Befriedigung, wie leicht ihm diese zuflossen und welche Wirkung sie auf den fröhlichen Kreis hervorriefen.

Zum Tee und Butterbrot im kleinsten Kreise.« So stand es auf einer Einladung, die Arno eines Morgens in das Haus Mackeatz erhielt. Sie war diesmal nicht so förmlich abgefaßt wie damals. Das gnädige Fräulein hatte sie selber auf feinstem Briefpapier geschrieben.

In der Tat fand er nur den engen Hofstaat: die Johanniterin, die beiden Recknitz, Annemarie von Trotha, Herrn von Saldern, den Artilleristen und den Marineoffizier mit den lebhaft zwinkernden Augen. Von den älteren Herrschaften war niemand geladen.

So saß der alte Mackeatz einsam neben der Hedequist, die heute das aschgraue Haar noch spitzer als sonst über den schmalen Kopf aufgekämmt hatte, sprach aber weder mit ihr noch mit den andern, sondern beschränkte sich auf die notwendigsten Redensarten, die die Höflichkeit von ihm verlangte, und blieb im übrigen still und in sich gekehrt.

Arno fand ihn für die kurze Zeit, da er ihn nicht gesehen, gealtert; unter der scheinbaren Ruhe schien er eine gewisse innere Unruhe zu verbergen. Der Vorfall mit den Arbeitern und die schwere Enttäuschung, die er ihm zugefügt hatte, mußten es bewirkt haben.

Auch diesmal hatte Arno die kleine Trotha zur Tischdame, und wieder war es wie damals: mitten in ihrem harmlosen Geplauder empfand er plötzlich jenes Fröstelnde, das mit schwerer Hand über alle scheinbare Lebhaftigkeit der kleinen Tafelrunde dahinstrich.

»Nun kann man doch endlich einmal ein Wort sprechen, das man nur Ihnen sagen mag,« scherzte Annemarie von Trotha, als Arno ihr den Arm reichte, um sie in das Gesellschaftszimmer zu führen, »bei Tisch ist es unmöglich, da ist es so still, daß jeder hört, was der andre redet.«

»Und was wollten Sie mir insgeheim vertrauen, Fräulein von Trotha?«

»Ich Ihnen? Gar nichts. Aber Sie sollen mir etwas anvertrauen! Und zwar von Ihren Arbeiten auf der Werft und von Ihrer Erfindung, die gewiß noch ein strenges Geheimnis ist. Aber mir können Sie davon erzählen. Ich verrate nichts. Und selbst wenn ich es wollte, könnte ich es ja gar nicht; ich verstünde nichts davon. Es soll ja etwas ganz Großes sein, und Sie ahnen vielleicht nicht, wie sehr mich das interessiert! Hoffentlich finden wir wieder einen so verborgenen Platz wie das vorige Mal.«

Eben hatten sie sich auf zwei behaglichen Sesseln niedergelassen, eben wollte er anfangen, ihr zu erzählen, da kam mit feierlich gemessenem Gang die Johanniterin auf ihn zu.

»Fräulein Mackeatz läßt Sie für einen Augenblick bitten, Herr Morgenroth. Sie befindet sich nebenan in dem Musikzimmer. Ich darf Sie zu ihr geleiten.«

»Das ist ja fast wie ein Befehl!«

Arno sagte es halb unwillig, halb scherzend zu Annemarie, aber laut genug, daß es die Pallenberg hören konnte.

»Schade um das schöne Gespräch, um das ich nun komme. Aber Sie bleiben es mir schuldig, sowie Sie wieder entlassen sind.«

In einer Nische des Musikzimmers, nicht weit von dem großen Bechsteinflügel und durch ihn gedeckt, saß Fräulein Mackeatz. Ihr zur Seite und ein wenig über sie gebeugt stand Herr von Saldern, der ihr mit gedämpfter Stimme aus einem kleinen Buche vorzulesen schien. Sowie sich Fräulein von Pallenberg mit Arno näherte, schloß er das Buch und zog sich nach einigen nichtssagenden Worten mit der Johanniterin zurück. Die beiden waren allein.

»Nun, Herr Morgenroth?« begrüßte ihn Karla mit einer kurzen Frage. Und dann, während ein prüfender Blick aus den dunklen Augen leicht über ihn hinwegglitt: »Es ist also alles so gekommen, wie Sie damals gehofft. Sie haben die Anstellung, wie sie Ihnen vorschwebte, bei meinem Vater gefunden, haben ihm Ihre Erfindungen unterbreitet. Er hat sie angenommen, und Sie bauen jetzt, mit aller Vollmacht ausgestattet, Ihre Turbinen.«

»In der Tat, ich bin Ihrem Herrn Vater dankbar.«

Sie zog die Brauen in die Höhe. »Dankbar? Was haben Sie für einen Grund, dankbar zu sein? Mein Vater hat Ihnen diesen Bau doch nicht übertragen, um Ihnen einen Gefallen zu erweisen.«

»Aber die Art, wie er es getan —«

»Er ist nie ein Kleinkrämer gewesen. Was er tut, das faßt er großzügig an. Jedenfalls ist Ihrem Ehrgeiz Genüge getan.«

»Sie meinen, es wäre nur mein Ehrgeiz —?«

»Ach, Sie wissen gar nicht, daß Sie ehrgeizig sind, Herr Morgenroth? Das wundert mich. Aber schließlich, wer kennt sich selber? Im übrigen ist Ehrgeiz für einen Mann kein Fehler, sondern ein Vorzug.«

Sie sagte es in leicht gesellschaftlichem Ton. Etwas Kühles war in ihrer Sprache, ihrem ganzen Wesen.

»Ehrgeiz erhält. Darum bleiben ehrgeizige Männer lange jung und frisch, ich habe es oft beobachtet. Bei der Frau ist es wohl anders. Haben Sie noch nie bemerkt, daß sich beschränkte Frauen immer viel länger jugendlich und frisch erhalten als kluge und geistig tätige?«

Aber bevor er antworten konnte, brach sie mit einem Male ab und sagte in einem Tone, der ein ganz andrer geworden, leiser und zugleich persönlicher als bisher: »Doch das war nicht der Grund, weshalb ich Sie hierher bat, mich mit Ihnen über den Ehrgeiz oder die Frauen zu unterhalten. Ich wollte Sie etwas ganz andres fragen: ob Sie sich noch der Worte entsinnen, die ich Ihnen damals auf dem Schiffe sagte? — Sie brauchen mir nicht zu antworten, ich weiß, daß Sie es tun. Nun, hatte ich recht gehabt oder nicht? Haben Sie sich wohl bei uns gefühlt? — Warum wollen Sie nicht ehrlich gegen mich sein, Herr Morgenroth? — Ich sah es Ihnen an, daß Sie es nicht taten!«

Er war so betroffen, daß er nichts zu entgegnen wußte. »Fräulein von Trotha hat es Ihnen gesagt —« brachte er endlich hervor.

»Sie bestätigte nur, was ich lange wußte.«

Eine kurze Pause trat in das Gespräch.

»Ich bat Sie zu mir,« fuhr Karla dann in ihrer ruhigen Sprechweise fort, »weil Sie mir damals ein Wort entgegenriefen, das mir wie eine Erlösung klang: das Wort von der Freude und von unserm Recht auf sie. Ich wies es zurück, weil ich meinte, es passe für mich und mein Leben nicht, ich und die Freude hätten nichts mehr gemein.«

»Das konnten Sie glauben, Sie in Ihrer Jugend und —« Wieder stockte er, denn wieder wollte er hinzusetzen wie damals auf dem Schiffe: »Schönheit«. Und wieder fühlte sie, daß er es sagen wollte.

»Ich glaube auch heute noch nicht daran.« Und dann langsam und zögernd: »Aber einen Versuch möchte ich wohl machen. Sie sollen mir dazu helfen, sollen Ihr Wort von damals nun zur Tat machen. Dazu bat ich Sie her.«

Er stutzte. Seine Arbeit fiel ihm ein, das große Werk, das er vorhatte, dem jede Sekunde seines Tages gehörte. Aber er fand nicht das rechte Wort, denn er hatte immer das Gefühl, als läse sie ihm alles vom Gesicht ab, bevor er es aussprach.

Von dem Musikzimmer her tönten die Klänge eines Walzers, den die eine der Recknitz spielte, schülerhaft und mehrere Male in den Tasten sich vergreifend.

»Fräulein von Trotha sagte mir, daß Sie bereit wären, uns den neuen Weg zu führen. Aber — ich verstehe Sie. Die Zeiten haben sich geändert. Sie sind nicht mehr frei und ungebunden wie damals, als Sie auf dem Schiffe zu mir sprachen. Sie haben eine neue Herrin gefunden: die große Erfindung, die Sie auf der Werft meines Vaters zur Tat machen wollen. Nun fürchten Sie sich, einer zweiten zu dienen. Ist es nicht so?«

»Ganz recht, so ist es.«

»Dann dürfte ich auf Sie also nicht mehr rechnen.«

Sie sagte es wieder ganz kühl. Ihr Auge ruhte nicht mehr auf ihm. Sie hatte das Haupt leicht auf die Hand gestützt und blickte vor sich hin.

In ihm war alles Kampf und Aufruhr. Er fühlte, daß er ein Nein sprechen mußte, und war doch nicht fähig dazu.

»Ich werde mich nach einem andern Ritter umsehen müssen. An Bewerbern um diesen Posten fehlt es nicht.«

»Nehmen Sie mich! Ich bin zu Ihren Diensten.«

»Freudig und gern?«

»Freudig und gern.«

»Aber Ihre Arbeit?«

»Ich stehe zwei Stunden früher auf, dann habe ich den langen Tag vor mir, und einige Zerstreuung und Ablenkung wird mir nur zustatten kommen.«

»Das läßt sich hören. Aber ein vielbeschäftigter Mann werden Sie jetzt sein, Herr Morgenroth — nun, Sie haben es selber so gewollt.«

Sie reichte ihm die schöne, schlanke Hand über den kleinen Tisch hin, der zwischen ihnen stand. Er führte sie an seine Lippen und erhob sich.

Im Musikzimmer saß Fräulein von Recknitz

immer noch am Flügel und suchte ihren Walzer zu meistern. Annemarie von Trotha stand ihr gegenüber. Sie sprach einige leise Worte zu der andern Recknitz. Die aber schien sie als Störung der Kunst ihrer Schwester zu empfinden und gab ihr das mit einer ablehnenden Miene zu verstehen.

Ein deutlicher Unwille lag auf Annemaries Zügen. So ging das nun Tag für Tag! Immer mußte man Rücksichten nehmen! Nie durfte man sein wie man wollte! Alles war Einengung und Zwang! Alles Form und Langeweile!

Sie aber war jung und voll Lebenshunger und konnte sich bei allem tiefen Verständnis für den Ernst der Tage doch von dem stillen Leid nicht lossagen, daß sie die schönsten, nie wiederkehrenden Tage ihrer kurzen Jugend so tatenlos vertrauern mußte.

Der Vorhang, der das Musikzimmer von dem Empfangssaal abschloß, teilte sich, und als sie sich schnell umblickte, sah sie Arno eintreten.

Zu dumm, daß sie bei der geringsten Gelegenheit erröten mußte! Es war eine Schwäche des Blutes, die sie von der Mutter geerbt hatte, über die sie sich so manches Mal bei der älteren Frau lustig gemacht hatte, und die sie gerade jetzt peinigend empfand.

Er ging auf sie zu. »Sie haben Ihre Sache vortrefflich gemacht!« sagte er. »Es ist alles in bester Ordnung. Ich bin feierlich als Hof- und Vergnügungsmarschall eingesetzt.«

»Ich wünsche Ihnen Glück — und mir auch. Es ist wirklich wunderschön! Aber nun müssen Sie mir erzählen.«

Unbekümmert um die schmelzende Einleitung, mit der die eine Recknitz zu einer neuen Weise überging, begann er von seinem Gespräch mit Fräulein Macketatz zu berichten, und der mißbilligende Blick, den ihm die andre als die Hüterin ihrer Schwester zuerst verstohlen, dann mit stärkerem Nachdruck zuwarf, übte keinen Eindruck mehr auf ihn. Was focht ihn ihr Unwille und ihr Zorn an! Jetzt hatte er hier zu bestimmen. Und jeder sollte tun und lassen dürfen, was er wollte. Mit dieser unfreien, die Menschen zwingenden Richtung wollte er aufräumen — gründlich! Das war das erste, was er sich vornahm. Der Welt, in der man sich langweilte, wollte er eine andre entgegensetzen: eine Welt der Freude und der Freiheit!

Als er seinen Bericht, der nur kurz war, beendet hatte, begann sie zu erzählen von ihrem Vater, von zu Hause, von den harmlosen Ereignissen ihrer Kindheit und Jugend.

Er aber hörte das alles wie aus der Ferne, und die Aufmerksamkeit, die er ihr zeigte, war nur eine scheinbare. Etwas andres stand zwischen ihr und ihm, etwas Fremdes, Neues, über das er sich keine Rechenschaft zu geben vermochte.

Nun begann ein fieberhaftes Leben für Arno. Der Tag gehörte der Arbeit, der Abend dem Vergnügen, und es war nicht leicht, zu sagen, ob dies das Anstrengendere war oder jenes.

Die jungen Ingenieure, die unter ihm arbeiteten, hatten schwere Zeiten. Sie konnten es ihrem Herrn jetzt noch weniger recht machen als früher. Immer wieder lösten neue Vorschläge die alten ab, stürzten Pläne von heute die von gestern. Es sollte eine Turbine von unerreichter Vollkommenheit werden, daran setzte er seinen ganzen Ehrgeiz.

Trotz mancher Enttäuschung fühlte er das Fortschreiten seines Werkes. Eine innere Stimme sagte ihm, daß es gelingen und durch seinen Erfolg alle Mühe und Plagen tausendfach belohnen würde. Und wenn er dann Tag für Tag an der Seite des schönsten Mädchens der Stadt, das noch dazu die gefeierte Erbin der Macketatzschen Werke war, durch die Straßen fuhr, wenn er auf der Promenade oder durch die lauschigen Gänge des Stadtparkes neben ihr lustwandelte und auf dem Tennisplatz ihr Partner war, wenn er in den Blicken, die in kaum verhohlener Bewunderung ihre gebietende Erscheinung umfaßten, den still glimmenden Neid sah, dann fühlte er sein Blut schneller und heißer durch seine Adern rollen und empfand in freuddurchbebter Seele, daß es trotz aller Schwere der Zeit eine Lust war, zu leben. Er hatte ihr ja seinen Zoll gezahlt und spürte heute noch, so wenig er es aufkommen ließ, die Folgen seines Dienstes da draußen an seinem Herzen, da hatte er sich ein Anrecht erworben, vom Baum des Lebens auch einmal goldene Früchte zu pflükken und sich der Sonne zu freuen, die ihm heute noch lachte.

Anders erging es Karla Macketatz. Zögernd nur und mit einer gewissen Ängstlichkeit hatte sie den Fuß in das neue Land gesetzt; manchmal schien es, als wäre sie nahe daran, ihn wieder zurückzuziehen und sich in

Ernst Pfannschmidt: Bildnis des Oberkonsistorialrats Dr. Kühn in Sondershausen

Zu dem Aufsatz »Ernst Pfannschmidt« von Felix Lorenz

die alte Stille und Traurigkeit zu begeben. Dann fühlte man es ihr an, wie fremd und ungewohnt die Welt ihr vorkam, in die sie sich mit einemmal versetzt sah. Freilich, das war nur die erste Zeit. Allmählich schien sie Gefallen an diesem neuen Leben zu finden. Zu Arno war sie freundlich und liebenswürdig. Sie lud ihn am Sonntag zum Mittagessen und oft genug des Abends in das Haus ihres Vaters, sie konnte fröhlich mit ihm sein — eine Kluft jedoch blieb immer zwischen ihnen.

Oft empfand Arno ein unwiderstehliches Verlangen, sie einzureißen oder wenigstens einzudämmen; manchmal machte er auch einen leisen Versuch dazu, nur um zu der Erkenntnis zu kommen, daß er den Abstand, den er überwinden wollte, um so größer gestaltete.

Der Sommer war auf den Höhepunkt gekommen. Es war ein Sommer des schönsten Wetters und der lachenden Sonne. Und doch war Traurigkeit in ihm. Der Himmel war tage-, wochenlang anzusehen wie ein weites, ewigblaues Meer, über das nur dann und wann wie ein einsames weißes Segel eine Wolke langsam und müde dahinstrich. Und die Sonne, die die heiteren Fahrten und Spiele so freundlich begünstigte, sandte ein Bündel sengender, mitleidloser Pfeile auf die hungernden Fluren und Felder, jedes fruchtbare Wachstum zu zerstören.

In der Stadt wurde es unerträglich. Pflaster und Gebäude warfen die eingenistete Hitze mit verstärkter Glut zurück, und über die freien Plätze und Märkte wirbelte der Staub in undurchdringlichen Säulen. Das glückliche Lachen schwand von den Gesichtern der Menschen. Matt und mit verdrießlicher Miene glitten sie durch die leeren Straßen; dann und wann hörte man müde und schwer das Tapptapp eines Pferdes, das vor einer ausgefahrenen Droschke im Halbschlafe dahintrottete. Die Lebensmittel wurden karg und immer teurer. Es war böse Zeit im Lande.

Vor allem machte sie sich in der arbeitenden Bevölkerung geltend. Die lange schon gärende, mühsam gedämpfte Unzufriedenheit stieg. Ein dumpfer Druck lag über der großen Werft, ihren Hallen, ihren Docks und Werkstätten. Wohl hämmerte und klopfte, surrte und zischte, sauste und gellte, kreischte und schrie es ohrenbetäubend überall, wohl flossen Stahl und Eisen in glühenden Strömen, wohl glimmte und glühte es in den gewaltigen Essen und Kaminen — aber der Kenner, der an diese Geräusche Gewöhnte merkte doch, daß der starke Rhythmus der frohen Arbeit in alledem fehlte.

Keiner empfand es mit so deutlicher Gewißheit wie Arno.

Nach zwei Monaten angestrengter Tätigkeit war er endlich so weit gekommen, daß er die mit unermüdlicher Sorgfalt angefertigten Zeichnungen in die Werkstatt hinuntergeben konnte. Jeden Tag begab er sich, kaum auf der Werft angelangt, in die Modelltischlerei, trieb und spornte die Leute mit allerlei Versprechungen, oft auch mit aufsteigendem Unwillen zur Arbeit.

Aber Peter Laue, der der Modelltischlerei vorstand, ein hagerer Mann mit einem mageren Gesicht, in dem eine unerschütterliche Ruhe war, begegnete seinen Versprechungen wie seinem Unmut mit derselben schweigenden Gleichgültigkeit, die dem lebhaften Arno unerträglich war. Einen aktiven Widerstand hätte er zu brechen gewußt, gegen den passiven war er machtlos.

Nicht anders erging es ihm, als die Arbeiten in der Tischlerei endlich erledigt waren und die Modelle nun in die Gießerei wanderten. Hier war Klaus Knackfuß der Meister, ein Mann von herkulischer Gestalt, der aber auch der Schwere der Zeit seinen Zoll gezahlt hatte, die Dinge jetzt mit gemächlicher Ruhe an sich herankommen ließ und für Arnos jung andrängende Kraft nicht empfänglicher war als sein Kollege Peter Laue in der Modelltischlerei. »Ja, ja ... die Herren Theoretiker!« Oder: »Das nimmt sich auf den Zeichnungen ganz schön aus.« Oder: »Hm ... hm ... am grünen Tische!« Das waren die üblichen Redensarten des in der Praxis ergrauten Mannes, die er mit einem Lächeln zu begleiten pflegte, das etwas unsäglich Mitleidiges hatte.

Diese unwillige und verdrossene Art, die ihm nicht nur hier, die ihm bald überall, wohin er den Fuß setzte, entgegentrat, erfüllte Arno mit einer großen Traurigkeit. Er begann darüber nachzudenken, worin sie ihren letzten Grund wohl haben und welche Mittel es geben könnte, sie zu bekämpfen. Der Gedanke, der Helfer und Heiland der Arbeiter zu werden und ihr Los zu bessern, erwachte mit neuer, unwiderstehlicher Gewalt in seiner Seele.

Ich möchte eine Angelegenheit mit dir bereden, Vater,« sagte Karla an einem Julitage, als man eben von Tisch aufstehen wollte. »Ich darf wohl einen Augenblick auf dein Zimmer kommen.«

In dem streng einfachen Arbeitszimmer saßen sich Vater und Tochter gegenüber. Durch die gelben Tüllvorhänge der Fensterscheiben glitt der Schein der Mittagssonne wie feiner, matter Dunst in die Stube und streichelte mit weicher Hand über Karlas schlanke Gestalt, während der Alte auf seinem Lehnstuhl ganz im Schatten blieb.

»Ich erhielt heute einen Brief von Hildegard Gamrath,« begann Karla. »Du weißt, daß sie nach dem Tode ihres Mannes in trauriger Lage zurückgeblieben ist und ganz einsam dasteht. Sie bittet mich nun, ihr behilflich zu sein, eine Stellung als Gesellschafterin oder Erzieherin — sie hat ihre Lehrerinprüfung gemacht — zu finden.«

»Und du?«

»Ich wollte sie auffordern, zu uns zu kommen.«

»Zu kurzem Besuche?«

»Nein, für längere Zeit — vielleicht für immer. Das war es, worüber ich mit dir sprechen wollte.«

Mackeltatz wiegte den schweren Kopf einige Male hin und her.

»Ich habe meine Bedenken gegen solche Aufforderung. Ich kann es nicht ratsam finden, einen Menschen, der uns beiden so gut wie fremd ist, als Glied unsers Hauses aufzunehmen.«

»Hildegard ist die einzige Verwandte der Mutter. Sie stand ihrem Herzen nahe. Jetzt ist sie ohne ihre Schuld in schwere Lage gekommen. Ich glaube, wir handeln im Sinne der Mutter, wenn wir ihr eine Heimat in unserm Hause bieten.«

»Hm ... das ist es ... ich hätte es mir gleich sagen sollen.«

»Ja, das ist es. Ich kenne keinen andern Wunsch, als in allen Dingen so zu handeln, wie die Mutter es getan hätte.«

»Du selber weißt am besten, wie es in unserm Hause aussieht, weißt, daß es ein eigen Ding ist, einen Fremden in so mancherlei hineinblicken zu lassen, was seinem Auge besser verborgen bliebe. Lade sie ein, ich habe nichts dagegen. Aber nur für einige Wochen.«

Er hatte es in der bestimmten Art gesagt, die ihm in seinem Verkehr mit Menschen zu eigen geworden war. Obwohl Karla selber energisch war und ihren Willen durchzusetzen verstand, wußte sie, daß es einen Widerspruch jetzt nicht mehr gab.

So erhob sie sich und wollte gehen. Er aber bedeutete sie mit einem Blick, daß sie bleiben sollte.

»Ich möchte die Gelegenheit benutzen, um meinerseits einiges mit dir zu reden, was ich immer einmal zwischen uns zur Sprache bringen wollte. Du hast seit einiger Zeit die Gepflogenheit, fast Tag für Tag Vergnügungen und Zerstreuungen nachzugehen, für die ich weder Zeit noch Sinn habe, die ich deshalb nicht zu teilen vermag. Das ist deine Sache. Für mich aber folgt aus deinem Verhalten eine Vernachlässigung, die ich bei meinem arbeitsamen Leben auf die Dauer nicht auf mich zu nehmen gewillt bin.«

»Wir haben die Hedequist, die mit Gewissenhaftigkeit für alles sorgt, was du brauchst, und stets zu deiner Verfügung ist.«

»Du kannst dir selber sagen, daß mir die Hedequist nicht geben kann, was ich entbehre.«

»Dann ist es ja um so besser, wenn jetzt noch ein jüngerer Mensch in unser Haus kommt,« erwiderte sie mit kühler Lässigkeit.

Die dunkle Ader auf seiner hohen Stirn schwoll leise an.

»Ich schließe mich an Fremde schwer an. Ich will nicht auf sie angewiesen sein, wo ich meine Tochter habe.«

»Du weißt, was zwischen uns steht.«

Es war nichts Hartes, nicht einmal etwas Unfreundliches in dem Ton ihrer Stimme; nur etwas Trauriges und Unabänderliches.

Er wollte heftig, aufwallend erwidern, zwang das Wort aber hinunter und blieb ganz ruhig.

»Das entbindet dich nicht von der Pflicht gegen deinen Vater.«

Sie streifte sein Antlitz mit einem kurzen Blick; sie sah, wie bleich und gealtert es war.

»Du hast vielleicht recht. Ich habe es mir selber gesagt, ich sage es mir jeden Tag — aber ich kann nicht. Ich kann wirklich nicht, Vater!«

»Kannst nicht deine Pflicht erfüllen?«

»Ja, das könnte ich. Aber nichts darüber hinaus, nichts, was du vermissest und vielleicht mit Recht von deiner Tochter forderst. Und brächte ich mich auch dazu, du hättest

nichts davon. Es wäre alles nur erzwungenes Tun. Ich habe zuviel in diesem Hause gelitten — ich kann nicht mehr Herr werden über den bösen Geist, der durch meine Kindheit gegangen ist. Nun suche ich ihm zu entfliehen in allerlei Abwechslungen und Zerstreuungen —«

»Und würdest nicht mehr fähig sein, mir einige dieser Abwechslungen zu opfern?«

»Fähig wäre ich wohl dazu — aber, wie ich dir schon sagte: freudig und freiwillig würde ich es nicht tun.«

»Weil eine Tote zwischen uns steht.«

»Ja, eine Tote, die lebt. Lebt in meiner unbegrenzten Liebe und Verehrung.«

»Habe ich sie nicht geliebt ... diese Tote? Weißt du denn, ob sie nicht in meiner Liebe lebt wie in der deinen?«

Schwer und langsam hatte es sich aus seinem Innersten emporgerungen. Karla sah ihn voller Erstaunen an.

»Wenn du sie geliebt hättest, so hättest du nie an ihr handeln können, wie du es getan hast!« sagte sie mit abweisender Bestimmtheit.

Wieder ein Wort, das sich gebietend auf die Lippen drängen, allen mühsam aufgebotenen Widerstand über den Haufen rennen wollte — und wieder ein gewaltsames Zurückebben, ein starkes Verharren im Schweigen.

Friedrich Zubeil erschien an der Tür.

»Es ist gut, ich komme schon, mach' nur alles zurecht!«

Und dann zu seiner Tochter: »Ich habe heute einen schweren Nachmittag. Es kommen wieder einige Herren aus dem Kriegsministerium, es handelt sich um eine wichtige Angelegenheit ... ich bedarf der Ruhe.«

Tage eines wachsenden Hochgefühls waren für Arno angebrochen.

Mit Meister Knackfuß stand er vor dem Schmelzofen und schaute das Werden seines Werkes, sah das Eisen in seinem wundervollen Rotweiß wie fließenden Feuerstrom durch die kegelförmige Öffnung in die riesige Pfanne sich ergießen, sah den glühenden Strom plötzlich gehemmt durch den Lehmpfropfen, der in das trichterartige Loch sich senkte, und richtete nun, als sähe er es zum erstenmal in seinem Leben, das staunende Auge nach oben zur Decke, an der der Kran dahinfuhr, die Pfanne hob, sie zur Form brachte und durch ein kleines Handrad kippte. Bis der Feuerstrom in die Form floß, alles um ihn her perlte und sprühte, zuckende Stichflammen wie kleine bläuliche Blitze aus ihr hervorschossen, das Eisen aus den Steigtrichtern emporquoll, und er mit aufjubelndem Herzen das höchste Glück des Lebens empfand: den Stolz des Schöpfers, daß der Guß vollendet und sein Werk getan war.

Und wieder folgten unvergeßliche Tage. Das fertige Gußstück war, aus der Form herausgenommen, von der angebrannten Erde befreit und sauber geputzt, auf die Hobelbank gekommen. Dann wurden die beiden Hälften des Turbinengehäuses mit großer Kunst so lange bearbeitet, bis sie auf das Haar aufeinander paßten.

Nun ging das Ganze auf die Dreherei, um dort ausgedreht zu werden. Das war keine einfache Arbeit, denn die große Werft war trotz ihren ausgezeichneten und neuesten Instrumenten auf so riesige Stücke nicht eingerichtet. Aber mit einer Energie, die nur nie erlahmende Lust eingibt, überwand Arno auch diese Schwierigkeiten.

Eines Tags war das Gehäuse zu seiner vollkommenen Zufriedenheit fertig gedreht. Jetzt erwartete er nur noch das Eintreffen des Schaufelmaterials, das, von einer Spezialfirma angekauft, für das Gehäuse bearbeitet und ihm eingesetzt werden sollte.

An einem schönen Sommermorgen, ganz in der Frühe, hielt Hilde Gamrath ihren Einzug in das Haus Mackeatz.

Ein wenig ermüdet noch von der langen Nachtfahrt im überfüllten Abteil, die Gestalt mädchenhaft zart und viel jünger als ihre Jahre, über der Stirn, die bereits einige Furchen wies, das blauschwarze Haar glatt und schlicht gescheitelt, um den Mund einen Zug, der von nichtüberwundenen Leiden sprach, aber die mattbraunen Augen voller Zuversicht und stillen Muts — so trat sie am Frühstückstisch dem Hausherrn entgegen, der, von der Eigenart ihrer Erscheinung sichtbar berührt, einige freundliche Worte für sie fand, sich dann aber gleich hinter seiner ernsten Zurückhaltung verschanzte.

Karla hingegen empfing sie als nahe Verwandte der Mutter mit einer Herzlichkeit, deren sich andre Besucher hier kaum zu rühmen hatten. Irgendeine Störung in ihren Lebensgewohnheiten führte der neue Hausgast nicht herbei.

In diesen Lebensgewohnheiten war freilich von andrer Seite her eine gewisse Änderung eingetreten.

Bereits am 1. September eröffnete das Stadttheater seine Pforten, und zwar mit einer Aufführung des »Don Carlos«, in dem ein berühmter Berliner Schauspieler als Marquis von Posa gastierte.

Da Karla Mackatatz den Wunsch äußerte, dieser ersten Vorstellung beizuwohnen, so nahm Arno eine Loge für sie und ihre Begleitung.

Er saß auf einem hinteren Stuhle, während sie in der ersten Reihe mit Annemarie von Trotha Platz genommen hatte, deren stilles Antlitz von innerer Anteilnahme bewegt war.

Aber auch Karla folgte heute mit einer Aufmerksamkeit und Hingebung, wie Arno sie selten bei ihr beobachtet hatte. Die wundervolle Jugend des »Don Carlos«, der bestrickende Zauber, der über diesem Werke Schillers wie über keinem andern liegt und alle sich aufdrängende Kritik entwaffnet, schien trotz der im ganzen mittelmäßigen Aufführung ihre Seele in Bann zu schlagen. In der großen Pause sprach sie mit einer Lebhaftigkeit, die ein blühendes Rot auf ihre Wangen rief, mit Annemarie von Trotha. An ihn hatte sie sich heute noch nicht einmal gewandt, ihn auch nicht nach diesem oder jenem gefragt, wie es sonst ihre Art war.

Er empfand es schmerzlich; denn er hätte gern in ihr Antlitz geblickt, anstatt stumm und wie ausgeschlossen auf seinem Stuhl hinter ihr zu sitzen; nur einen Streifen ihres Profils sah er und ab und zu, wenn sie sich etwas näher zu Annemarie neigte, das große, leuchtende Auge.

Dann aber — der Zwischenvorhang nach der großen Szene des letzten Aktes, in der Posa stirbt und Carlos an der Leiche des Freundes mit flammenden Worten Rechenschaft von seinem Vater fordert, war gerade gefallen — wandte sie den Kopf mit einer schnellen Bewegung zu ihm: »Sie haben wohl nie einen Freund gehabt, Herr Morgenroth?«

Er hatte etwas andres erwartet, etwas, das sich auf das Stück und seine merkbar sich verwirrende Handlung bezog.

»Wie kommen Sie auf diese Frage?« gab er mit einigem Erstaunen zurück.

»Diese Szene brachte mich auf sie. Mir fiel nämlich ein, daß Sie niemals über einen Ihrer Freunde mit mir gesprochen haben. Sie können vielleicht auch gar keinen brauchen.«

»Weshalb sollte ich keinen brauchen können?«

»Weil Sie immer mit sich selbst beschäftigt sind, mit Ihren Plänen und Erfindungen — da bleibt für den Freund kein Platz mehr.«...

»Doch, Sie irren. Ich habe einen Freund. Er ist Schiffsbauingenieur und war früher sogar auf der Werft Ihres Vaters. Nur durch ihn bin ich auf den Gedanken gekommen, Ihrem Herrn Vater meine Dienste anzubieten.«

»So — dann hat mein Vater Sie also ihm zu verdanken. Und wir mit ihm. Diese schönen Abende, unsre Tennispartien im Sommer, unser ganzes neuerwachtes Leben — alles ihm!«

Waren es Ernst und wirkliche Überzeugung, die aus ihren Worten sprachen? Oder war es eine leise Ironie, mit der sie sich ein wenig lustig über ihn machte? Es war nicht so leicht, aus ihr klug zu werden, für ihn wenigstens. Das wurde ihm immer klarer. Denn ihr Verhalten ihm gegenüber war sehr wechselnd. Manchmal behandelte sie ihn wie einen guten Bekannten, ja, mit einer gewissen Vertraulichkeit. Dann wieder war er ihr ein völlig Fremder.

»Wer ist denn dieser Freund?« fragte Annemarie von Trotha, die, noch ganz in die Vorgänge auf der Bühne verstrickt, dem Gespräch nur mit einer gewissen Anteilnahme gefolgt war.

»Er heißt Kurt Splettstößer.«

»Ist er so alt oder vielmehr so jung wie Sie?«

»Wir sind in demselben Alter, wir machten die Schule zusammen durch und studierten auf denselben Hochschulen; dann trennten sich unsre Wege. Er ging zum Mackatatz, während ich in Berlin bei Stumpf & Sohn arbeitete. Aber im Felde fanden wir uns wieder.«

»Ich besinne mich sehr wohl auf den Namen,« sagte Karla, »der Vater hielt große Stücke auf ihn. Noch vor kurzem meinte er, daß er ihm unentbehrlich wäre — ich glaube, er wollte ihn gern zurückhaben.«

»So leicht wird das nicht sein. Splettstößer ist mit Leib und Seele Soldat und wird seinen Posten draußen nicht verlassen; übrigens habe ich lange nichts von ihm gehört.«

»Ist Ihr Freund Ihnen ähnlich? Ich meine in Ihrer Art und Ihren Ansichten?«

»Wir sind doch sehr verschiedene Menschen. Auch unsre Anschauungen haben sich geändert. Ich empfand es gerade jetzt, als wir uns nach längerer Zeit wiederfanden. Er hat sich aus engen und kleinen Verhältnissen mühsam emporgearbeitet, das hat ihn ernst und verschlossen gemacht, schon von Jugend an.«

»Hm ... es ist wohl immer ein eigen Ding um die Freundschaft in der Kindheit und Jugend, besonders bei Männern. Man entwickelt sich nachher so ganz anders. Vielleicht bedarf der große Mensch überhaupt nicht des Menschen und ist deshalb zur Freundschaft wenig befähigt. Ich habe nie recht an die Freundschaft zwischen Schiller und Goethe glauben wollen, in dem Sinne wenigstens nicht, wie man sie uns heute darstellt.«

»Warum sollte der große Mensch des andern nicht bedürfen?« wandte Annemarie ein.

»Weil ihm die Sache alles ist und der Mensch ihn nur insofern interessiert, als er sie mit ihm teilt.«

Das Glockenzeichen erklang. Die Szene zeigte den nachtwandelnden König, der, von dem Einzigen betrogen, dem er vertraute, seinen Zorn wetterleuchten ließ über die Welt, die noch für einen Abend sein war, und sein rächendes Werk an dem eignen Sohn zu beginnen ging.

Noch einmal fiel der Zwischenvorhang. Arno, der bereits darauf gewartet, wandte sich an Karla.

»Ihre Bemerkung, daß Ihr Herr Vater so große Stücke auf meinen Freund Splettstößer hält, hat etwas in mir ausgelöst, das mich in letzter Zeit oft beschäftigt und, ich kann es nicht leugnen, auch beunruhigt hat.«

Er hielt inne. Etwas, das auf eine Antwort oder Aufmunterung wartete, lag in seinem Antlitz. Sie aber blickte, ohne sich nach ihm umzuwenden, in den Zuschauerraum.

»Ich mußte unwillkürlich daran denken,« fuhr er fort, »wie kühl und ablehnend Ihr Herr Vater sich seit einiger Zeit mir gegenüber gezeigt hat. Zurückhaltend war er ja von vornherein gegen mich; ich schob es auf seine Eigenart und die Kühle seines Wesens. Jetzt aber, wo er mir so große Arbeiten für seine Werft anvertraut hat und ich noch manche neue Pläne im Kopfe herumtrage, die seinem Werke zugute kommen sollen, tut mir seine kalte und verschlossene Haltung manchmal doch wehe.«

Sein Ton war wärmer geworden, man merkte ihm an, wie sehr er unter dieser Zurückhaltung eines Mannes litt, den er bewunderte und dessen Zuneigung er so gern errungen hätte.

Sie beharrte in ihrem Schweigen. Erst als der Vorhang aufging, sagte sie, sich halb zu ihm wendend: »Sie sind sehr verwöhnt, Herr Morgenroth. Mein Vater verkehrt mit keinem Herrn seiner Werft anders. Im übrigen besitze ich in dieser Hinsicht nicht den geringsten Einfluß auf ihn.«

Das war wieder die alte Art, mit der sie eine Mauer zwischen ihm und sich aufrichtete. Ihre Worte berührten ihn heute besonders empfindlich. Aber mehr als über sie ärgerte er sich über sich selber: daß er sich durch ihre Freundlichkeit immer aufs neue verleiten ließ, ihr mit einem Vertrauen zu begegnen, das sie weder von ihm forderte, noch irgendwie zu erwidern gedachte.

Er vernahm nichts mehr von dem letzten kurzen Vorgang, der sich auf der Bühne abspielte, seine Gedanken kreisten immer noch um denselben Gegenstand. Er hatte sich nie so gedemütigt gefühlt wie an diesem Abend.

Der Diener erschien in der Loge, legte Karla den kostbaren Abendmantel um und war auch Fräulein von Trotha beim Anlegen ihrer Sachen behilflich. Dann geleitete er die Herrschaften zu dem geschlossenen Wagen, der vor dem Eingang des Theaters wartete.

Es war sehr spät geworden. Die Vorstellung hatte sich bis zu der äußersten polizeilich gestatteten Stunde hingezogen. Als Karla vor ihrem Hause den Wagen verließ, sah sie das helle Licht aus dem Zimmer ihres Vaters auf die stille Straße fallen. Etwas wie ein leiser Vorwurf regte sich in ihrem Herzen. Aber nur für einen kurzen Augenblick. Er hat es nicht anders gewollt! sagte sie sich dann und begab sich nach einem flüchtigen Gespräch mit der Hedequist, die in einer Fensternische des Eßsaals mit einigen belegten Brotschnitten auf sie gewartet hatte, nach oben in ihr Zimmer.

Aber an Ruhe dachte sie nicht. Eine lange Zeit saß sie auf dem zierlichen Sofa mit dem bunten Seidenbezug und der vergoldeten Mahagonieinfassung unter dem Bild ihrer

Mutter, und ihre Gedanken wanderten ihre eignen, stillen Bahnen. —

Für den nächsten Abend war Tannhäuser angesetzt, und Karla, die auch diese erste Opernaufführung gerne sehen wollte, beauftragte Arno abermals mit der Besorgung einer Loge.

Es war den Tag über sehr heiß gewesen, am Nachmittag hatte sich die drückende Schwüle in einem Gewitter gelöst, dem ein heftiger und anhaltender Sturm gefolgt war.

In seinem Zimmer, über allerlei Briefe und Blätter gebeugt, saß der alte Macketatz. Da draußen fuhr der Sturm mit weitgespannten Fittichen über die leer gewordenen Straßen, verfing sich in allerlei Ecken und Winkeln und rüttelte, kaum losgelassen, mit den harten Fäusten an die Fensterscheiben.

Den Alten in seiner einsamen Arbeit störte es nicht. Es gab jetzt sehr viel in der Werft zu tun, da konnte er die stillen Abende zu Hause gut brauchen. Ein Schreiben nach dem andern glitt durch seine Finger, wurde durchgeflogen und zu dem Haufen der bereits erledigten gelegt; ab und zu nahm er die scharf gespitzten Bleistifte und machte kurze, schnelle Notizen oder zeichnete mit den großen Buntstiften allerlei Striche oder Fragezeichen auf den Rand.

Inmitten aller angestrengten Tätigkeit aber schien ihn plötzlich eine seltsame Unruhe zu ergreifen; seine Hand wurde unsicher, die scharfen Spitzen zerbrachen auf dem Papier, das schwere Auge irrte über die Blätter hinweg und ließ sich erst mit sichtbarer Willensaufbietung zur gewohnten Tätigkeit zurückführen.

Eine Weile setzte er die Arbeit fort, dann begann das unruhige und zerstreute Spiel von neuem. Schließlich erhob er sich, verließ die Stube und ging, ohne das elektrische Licht anzuknipsen, über den dunklen, teppichbelegten Korridor zu dem gegenüberliegenden Zimmer.

Ganz leise ging er, mit langsamem, scheuem Schritt, der mehrere Male zauderte und innehielt. Aber nein — es konnte ihn niemand sehen oder hören. Karla war im Tannhäuser, der hatte eben erst begonnen und dauerte sehr lange. Hildegard Gamrath hatte sie begleitet, und die Hedequist saß unten im Eßzimmer, in ihre umständlichen Näh- oder Stopfarbeiten vertieft.

Die Tür war verschlossen. Karla verschloß immer ihr Zimmer, wenn sie nicht in ihm weilte. Aber er hatte seinen eignen Schlüssel; den führte er in das Schloß, vorsichtig tastend wie der Dieb, der in der Nacht einbricht. Behutsam öffnete und schloß er die Tür.

Nun schaltete er das elektrische Licht ein. Voll und weich fiel sein Schein auf die mit täuschender Lebendigkeit gemalten Züge und die wundervolle Büste der schönen Frau, die er einmal sein eigen genannt, und die jetzt aus den dunkelgehaltenen, den Rahmen umspannenden Samtstoffen herauszutreten schien, als spräche sie zu ihm mit diesen großen, sehnsüchtigen Augen, die das zarte Antlitz überstrahlten, mit diesem stillen Lächeln, das die feinen, schmalen Lippen wie bei Lebzeiten zu kräuseln schien.

Ein Zweig wundervoller knospender dunkelroter Rosen lag wie hingehaucht auf der Samtdraperie, und zu den Füßen des Bildes waren bunte, zartfarbene Blüten lose in die Goldleiste des Rahmens gesteckt, die einen süßen Duft atmeten.

Es war ihr Geburtstag heute. Darum hatte es ihm keine Ruhe gelassen bei der Arbeit, mit so heißem Bemühen er sich auch in sie versenkt hatte. Darum hatte es ihn mit unwiderstehlichem Zwange in dies Zimmer zu ihrem Bild getrieben.

Nun saß er, das wuchtige Haupt in die beiden starkknochigen Hände vergraben, regungslos auf dem kleinen Rokokostuhl dem Bilde gegenüber. Das ganze Zimmer um ihn her war wie ein stilles Heiligtum. Auch das Jungemädchenbildnis auf dem Nähtisch an dem mullverhangenen Fenster war von einem Kranze derselben duftenden Blüten umgeben, und Rosen, hellere, aufgeblühtere, waren über den großen Tisch in der Mitte und über andre Möbel gestreut.

Er hatte sich gewundert, daß Karla an diesem Abend ins Theater gegangen war — da fiel ihm ein, daß Tannhäuser die Lieblingsoper der Verstorbenen gewesen war. Sie hatte nie eine Aufführung von ihr versäumt, einige Monate vor ihrem Tode noch hatte sie sie mit Karla zusammen besucht, die sie an jenem Abend zum erstenmal sah.

Behutsam und leise, wie er gekommen, war er gegangen. Nun saß er wieder auf seinem Zimmer, nahm seine Briefe und Blätter vor und suchte zu arbeiten. Aber die Einsamkeit, die ihm vorher willkommen gewesen war, fing plötzlich an, ihn zu drücken und zu ängstigen. Die Unruhe seines Inneren stieg, ein wunderbares Verlangen erwachte in seiner

Seele und ließ sie nicht mehr frei: das Verlangen nach einem Menschen, der ihm etwas sein konnte.

Warum hatte er niemand? Er, der den ganzen Tag bis in die tiefe Nacht arbeitete und schaffte, der Tausenden gebot, warum nicht einen einzigen Menschen, der auch ihm einmal ein Wort der Aufrichtung, der Teilnahme sagte, der für sein ernstes Streben und Wirken Verständnis und Liebe zeigte? Warum entfernte sich Karla immer deutlicher und unwiederbringlicher von ihm, während aus verborgenen und ängstlich gehüteten Tiefen heraus sein Herz dem ihren entgegenstrebte, weil er fühlte, daß sie vielleicht die einzige war, die ihm geben konnte, was er so schmerzlich vermißte?

War es der Wind, der immer unwirscher gegen die Fenster hämmerte? Oder hatte es drüben an die Tür geklopft?

Er horchte auf. Deutlich vernahm er leises, allmählich lauter werdendes, aber immer noch zaghaftes Klopfen.

War es vielleicht —? Eine leise Hoffnung stieg in ihm auf und machte sein Inneres mit einemmal licht und hell — war es Karla, die heute am Todestage der Mutter zu ihm kam, um endlich das erlösende Wort zu sprechen, auf das er alle diese Monate und Jahre mit ganzer Seele geharrt hatte?

Aber nein — das Theater war ja lange nicht zu Ende. Oder sollte sie, von einer ähnlichen Unruhe getrieben wie er, es heute früher verlassen haben, um ihn noch vor dem Schlafengehen zu sehen?

Törichte Gedanken und Wünsche! Während sie pfeilschnell seinen Kopf durchbrausten, hatte er längst sein Herein gerufen, die schwere Eichentür sich langsam öffnen sehen. Aber nicht Karla stand vor ihm, sondern seine Nichte Hildegard.

Zögernd und ein leises Rot auf den Wangen trat sie näher. »Ich wollte dich nicht stören — ich wollte mich nur einmal nach dir umsehen. Du bist immer so allein.«

Es war lange her, daß er solche Worte gehört, daß einer sich nach ihm umgesehen hatte. Aber er ließ sein Erstaunen nicht merken.

»Ich glaubte, du wärst mit Karla im Tannhäuser.«

»Sie bat mich darum, aber ich lehnte ab.«

»Weshalb?«

»Weil ich weiß, daß diese Zerstreuungen für mich nicht sind. Man muß alles gewöhnt sein, auch das Vergnügen.«

»Du hast wenig Abwechslung in deiner Ehe gehabt?«

»Das kannst du dir denken, Onkel. Zuerst hatte mein Mann schwer zu kämpfen — acht Jahre lang. Dann kam die unheilbare Krankheit.«

»Armes Kind!«

Es war ein Klang in diesen zwei Worten, wie sie ihn noch nicht von ihm vernommen hatte, solange sie im Hause war. Sie hatte bisher Furcht vor ihm gehabt; er hatte immer etwas so Unnahbares, Strenges. Nun wich diese Furcht.

»Du darfst mich nicht bedauern, Onkel.«

»Du warst glücklich in deiner Ehe?«

Sie zauderte mit der Antwort; in ihr ernstes, mattbraunes Auge war eine leise Verwirrung getreten.

»Ich weiß nicht. Ich glaube, es gibt viele Menschen, die auf die Frage, ob sie in einer glücklichen oder unglücklichen Ehe leben, keine Antwort zu geben wüßten. Zuerst war ich unglücklich — sehr unglücklich. Das kam aber hauptsächlich daher, daß mir eine so falsche Auffassung von der Ehe beigebracht war.«

»Was nennst du eine falsche Auffassung?«

»Ich meine, die Hauptursache der unglücklichen Ehen besteht darin, daß die jungen Mädchen von Anfang an von ihren Müttern in der Ansicht erzogen werden, die Ehe sei dazu da, sie glücklich zu machen.«

»Wäre sie dazu nicht da?«

»Ich glaube nicht, Onkel. Ich meine, sie ist eher eine Aufgabe oder auch vielleicht ein Wille zum Leiden. Und erst, wenn man sich zu solcher Erkenntnis durchgerungen und das persönliche Glücklichsein nicht mehr als die Hauptsache betrachtet, kann man durch sie zu einer inneren Befriedigung gelangen.«

»Das hört sich für eine junge Frau ein wenig weise an,« gab er nicht ohne eine gewisse Geringschätzung zurück.

»Ich bin nicht mehr jung ... ich heiratete nicht früh und lebte zehn Jahre mit meinem Manne zusammen.«

Sie hatte recht. Es mochte an der Schüchternheit ihrer Bewegungen liegen, die oft etwas Kindliches hatten, daß sie ihm wie ein junges Mädchen vorkam und er sie mit Karla auf eine Stufe stellte.

»Ich kam, um dich zu fragen, ob ich dir

nicht ein wenig helfen könnte. Ich habe immer mit meinem Manne zusammen gearbeitet, ja, die letzte Zeit allein für ihn, da habe ich einige Übung.«

Wieder war es ihm etwas ganz Neues, daß ihm jemand seine Hilfe anbot. Er wußte nicht recht, was er sagen sollte, und wies auf den Haufen von Briefen und Blättern, die vor ihm auf dem Tische lagen. »Es sind die neuesten Eingänge, die ich von der Abendpost aus der Werft mitnahm. Ich verschaffe mir nur einen Einblick, das Weitere macht mein Sekretär.«

»Dann könnte ich dir vielleicht die Eingänge ordnen, und du diktiertest mir, was du zu den einzelnen zu bemerken hast.«

Er schien von der Zweckmäßigkeit ihres Vorschlages nicht ganz überzeugt, aber er ließ sie gewähren. Nun sah er, mit wie schneller Hand sie die Ordnung vornahm, und wie seine Anmerkungen, kaum gemacht, deutlich lesbar auf dem Papier standen. Es erledigte sich alles noch einmal so glatt und angenehm als sonst.

»Warum bist du eigentlich immer so allein, Onkel?« fragte sie, als in ihrer Arbeit eine kleine Pause eingetreten war. »Liegt es in deinem Wunsche?«

»Es hat sich allmählich so gemacht — nun bin ich es gewohnt geworden.«

»Aber früher, als die Tante noch lebte, da war es anders. Da war sie immer um dich; sie schrieb es oft.«

»Ja, da war es anders.«

Er wollte wohl von dem Gegenstand abkommen, denn er las mit Eifer in einem der Schreiben, die sich zu Ende neigten, und diktierte länger und ausführlicher, als er es bei den andern getan hatte.

»Ich habe auch oft das Bedürfnis nach Einsamkeit. Aber nach dem Tode meines Mannes erging es mir doch wunderbar: jetzt, wo ich sie hatte, soviel ich wollte, begann sie mich zu drücken. Es ist wohl so, daß die freiwillig gewählte Einsamkeit etwas Schönes, aber die aufgezwungene etwas Furchtbares ist — doch du bist müde, und ich langweile dich.«

»Nein, ich bin weder müde noch langweilst du mich.«

Aber sie merkte doch, daß er nicht mehr bei der Sache war.

Draußen ging die Tür, Karla kam nach Hause. Nach altem Herkommen saß sie einige Minuten bei der Hedequist, die kaum noch die Augen aufzuhalten vermochte und in unablässiger Beschäftigung war, die ihren Händen entfallene Näharbeit mit einer krampfhaften Bewegung zusammenzuraffen, bis sie ihr aufs neue entglitt.

Dann begab sie sich mit dem ihr eignen leichten, aber gemessenen Schritt die Treppe hinauf. Jetzt streifte ihr Fuß das Zimmer des Vaters. Der hatte das Papier, in dem er gerade gelesen, auf den Schoß sinken lassen. Eine Spannung, die Hildegard nicht entging, war in seinen Zügen, nahm zu und straffte seinen ganzen Körper.

Drüben glitt eine Tür ins Schloß, nicht laut, aber hörbar doch und unaufhaltsam ... ein Schlüssel wurde gedreht.

Hildegard erhob sich, legte die einzelnen Schreiben zusammen und wünschte ihrem Oheim gute Nacht. Der dankte ihr, aber weiter sagte er kein Wort.

(Fortsetzung folgt.)

Frühlingsuchen

Ich habe gestern ein Leuchten gesehn,
Ganz wie des Frühlings Schein.
Ich meine, wir sollen ihn suchen gehn.
Wo könnt' er denn sein?

Vom Vorjahr weiß ich, er tut sich verstecken
Gerne hinter den Haselhecken,
Wo nach einem Warte-ein-Weilchen
Blühen die lieben blauen Veilchen.
Dort könnt' er wohl sein.

Sollten wir dort vergeblich suchen,
Gehen wir weiter zu den Buchen;
Auf der einen im Finkennest
Ist er auch schon mal drin gewest.

Einmal hab' ich ihn auch gesehen
Droben am Waldrand bei den Schlehen —
Saß bei Frau Eidechs auf einem Stein
Mitten im wärmsten Sonnenschein.

Ist er auch dort nicht, der liebe Schatz,
Weiß ich nur noch einen einzigen Platz:
Am Bach die große Maßliebchenwiese.
Dort küssen sich grad' der Hans und die Liese.
Und einen hör' ich dazu schalmei'n.
Ja, das wird er sein!

Karl Bienenstein

Ernst Pfannschmidt: Kreuztragung

Ausgeführt als Wandmalerei in der Jakobikirche zu Kiel

Zu dem Aufsatz »Ernst Pfannschmidt« von Felix Lorenz

Die vier letzten Posaunen
Wandmalerei in der evangelischen Abdinghofkirche in Paderborn

Ernst Pfannschmidt

Von Felix Lorenz

Am deutlichsten und gewaltigsten hat sich das innerste Wesen jener für alle Kunstentwicklung vorbildlichen Epoche, die wir unter dem Begriff »Renaissance« so bezeichnend zusammenfassen, trotz der mächtigen Ausgestaltung des ganzen äußerlichen Kulturlebens in den unsterblichen Kunstwerken ausgeprägt, welche im Auftrage und im Geiste der Kirche geschaffen wurden. Vier Jahrhunderte lang entstanden auf einem unvergleichlich fruchtbaren, durch die Überlieferungen des klassischen Altertums geweihten Boden die Meisterschöpfungen ganzer Künstlergeschlechter — aber wie viele von ihnen wären möglich gewesen, wenn nicht die geistliche Macht, wenn nicht die Päpste, die Kirchen und Klöster den dauernden Antrieb zur Betätigung aller Künste gegeben hätten? Die Majestät des Gottesgedankens, die Herrlichkeit und den Glanz der kirchlichen Gewalt auf Erden durch so viele erlauchte Künstler in fast ununterbrochener Folge, in Architektur, Plastik und Malerei die ganze Blütezeit des Mittelalters hindurch ausgesprochen zu sehen, erscheint uns heute wie ein Wunder.

Mit dem Sinken der weltlichen Macht der Kirche mußte auch ihr Einfluß auf das künstlerische Schaffen schwinden oder doch stark herabgemindert werden. Das Zeitalter der Aufklärung ließ das Interesse für die kirchliche Kunst ganz und gar in den Hintergrund treten; sie verlor ihren Gemütswert vollkommen und behielt nur noch ihre historische und rein sachlich-künstlerische Bedeutung. Die ganze Kulturentwicklung mußte dazu führen, daß die Kirche nicht mehr den Künstler aufsuchte, sondern daß dieser ohne jenen mächtigen äußeren Antrieb, gewissermaßen ohne den Einfluß des dauernden »Vorbildes« sein eignes religiöses Erleben in die Kunstform goß, ohne daß er recht wußte, ob er damit auch einer größeren Menge von Betrachtern etwas sagen werde.

Ernst Pfannschmidt

Dieser so Schaffenden waren denn auch sehr wenige. Erst die Nazarener mit ihrer inbrün-

Anbetung der Weisen und der Hirten — Mosaik aus der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche in Berlin

stig-andachtsvollen Kunst übten zu ihrer Zeit eine Wirkung; eine moderne Kunstauffassung will freilich den mächtigen Cornelius-Kartons nur noch ein akademisches Leben zugestehen. Wie deren Bewertung aber auch immer sein möge — ihre künstlerische Nachwirkung ging jedenfalls nicht in die Tiefe. So blieb das neunzehnte Jahrhundert in seinem größten Teil für die Entwicklung der religiösen Kunst unfruchtbar; infolge der gewaltigen Vorherrschaft der Industrie, deren unmittelbare Kulturfrucht ein stetig wachsender Ma-

E.P.

Die drei Weisen aus dem Morgenlande — Aus dem Braunschweiger Gesangbuch

Gang nach Emmaus — Aus dem Braunschweiger Gesangbuch

terialismus war, traten lediglich die sozialwirtschaftlichen Probleme in den Vordergrund. Aber wunderbarerweise blieb doch auch hier der Rückschlag nicht aus: gerade weil die Masse in religiösen Dingen so gleichgültig wurde, wuchs — zunächst fern der Kirche als Auftraggeberin — in Einzelpersönlichkeiten der mächtige Drang empor, die Erscheinung Christi, die Wahrheiten und heiligen Legenden des Alten und des Neuen Testaments zu neuem künstlerischem Leben zu erwecken und dadurch auf die Menge einzuwirken.

Als die hervorragendsten beiden Meister der neueren religiösen Malerei verehren wir Eduard von Gebhardt und Fritz von Uhde. Auf ganz verschiedenen Wegen, sowohl in der Auffassung wie in der Technik, gelangten sie in einer entgötterten Welt zu dem gleichen erhabenen Ziel: dieser von den höchsten Idealen so abgewandten Menschheit wieder jene ewigen Güter lebendig zu machen, die nur ganz an der Oberfläche haftende Gemüter dauernd aus den Augen verlieren können. Uhde brachte die für so viele verblaßte Chri-

Kleines Archiv aus dem Lüneburger Rathaus

Gesetzgebung auf dem Berge Sinai. Wandmalerei aus der evangelischen Abdinghofkirche in Paderborn

stusgestalt dadurch wieder zu stärkster sittlicher Wirkung, daß er sie mitten in das graue Leben des modernen Alltags, unter Arbeiter und Proletarierkinder stellte, wobei der Gegensatz seines ganz idealisierten, der Überlieferung entsprechenden Äußeren zu der naturalistischen Strenge seiner Umgebung von besonderer Kraft war. Gebhardt aber wirkte durch die ergreifende Gemütsinnigkeit, die aus den Zügen seiner äußerst scharf charakterisierten, in mittelalterlichen Gewändern steckenden Gestalten leuchtet, wohl doch noch stärker, ist doch das Heiligtum des Inneren überall bei ihm geöffnet. Er hat uns in seinen Bildern recht eigentlich den neuen deutschen Christus gegeben.

Diesem großen Künstler wesensverwandt ist der Maler, von dem ich hier sprechen will, und den wir — es sei von vornherein gesagt — zu unsern bedeutendsten Kirchenmalern rechnen dürfen: Ernst Pfannschmidt. Seine Kunst erfreut sich der Schätzung aller Verstehenden; reiche Gaben hat er schon ausgestreut; sein Schaffen steht auf der Höhe, und trotz allem, was er schon geleistet hat, darf man noch viel von ihm erwarten.

Pfannschmidt empfand seine Kunstarbeit als das, was jeder wirklich denkend und fühlend schaffende Künstler immer in ihr sehen muß: als eine sittliche Sendung. Es ist selbstverständlich, daß ein Maler, der sich von Gemüts wegen und von Haus aus der religiösen Kunst zuwendet, von einer solchen Aufgabe noch stärker erfüllt sein muß als der Schilderer des weltlichen Lebens. Diese hohe, ja höchste Kunstauffassung hat Pfannschmidt mit den beiden Meistern gemein, die ich vorhin genannt habe, und der ganze Gang seines Lebens und Schaffens brachte den Beweis, daß er sein Können völlig nach dieser Richtung eingestellt hat.

Dieses Leben, so reich und fruchtbar, entwickelte sich schon ganz früh in der einzigen ihm möglichen Linie: zum Künstlerischen.

Pfannschmidt ist ein Berliner Kind. Er wurde am 11. März 1868 geboren

und wuchs sozusagen im Atelier auf, denn sein Vater, ein geschätzter Schüler von Cornelius, unterwies ihn als Hosenmatz schon in den Anfängen der Kunst. Auf demselben Flur in dem alten Atelierhause auf dem Luisenplatz hauste noch der humorvolle Schilderer des alten Berlin, Theodor Hosemann, und der heute leider vergessene Porträtmaler Hopfgarten. So umgab den Knaben schon früh die Fülle gut handwerklicher Kunst; wie man das Sprechen lernt, lernte er »Maler«. Er ging noch nicht in die Schule, als er seinem Vater, dessen künstlerisches Schaffen erst kürzlich in diesen Heften (Oktoberheft 1919) gewürdigt worden ist, bereits beim Durchpausen seiner biblischen Kartons half. Eine besonders eindrucksvolle Persönlichkeit war für den kleinen Ernst der Großvater, Professor Heinrich Hermann, der ein Freund von Peter Cornelius war und mit diesem von München nach Berlin übersiedelte, um die Leitung der Fresken außerhalb des alten Museums zu übernehmen. Seine lebhaften Schilderungen Napoleons, den er als Kind in Dresden bei der Parade beobachtet hatte, blieben dem werdenden Künstler unvergeßlich.

Handwerklich so früh geschult, konnte Ernst Pfannschmidt die Vorbereitungsklasse der Berliner Akademie überspringen und im Oktober 1885 gleich in die Antikenklasse eintreten. Sehr viel verdankte der Schüler seinem Lehrer Hellquist, der ein tüchtiger Freilichtmaler war. Aber — wie der Künstler selbst bekennt —: er empfand, in der Höhenluft der Corneliusschen Kunstrichtung aufgewachsen, doch die Fesseln allzusehr, die auf der Berliner Akademie seiner Entwicklung angelegt waren. Er sah aber gleichzeitig Neuland vor sich. Eduard von Gebhardt in Düsseldorf war es,

Christus, das Abendmahl austeilend. Wandmalerei aus der evangelischen Abdinghofkirche in Paderborn

dessen wahrhaft deutsche Kunst ihn mächtig anzog. So ging er denn sehnsüchtigen Herzens dorthin; im Jahre 1890 wurde er Meisterschüler von Gebhardt. Unter dem neuen Kunsthimmel kam sofort Fleisch und Blut in das Schaffen des jungen Pfannschmidt: er malte sein erstes größeres Bild: »Die Predigt Christi in Bethanien«, das auf der Internationalen Kunstausstellung in Rom den Müllerpreis erhielt, womit es nach den Bestimmungen dieses Preises in den Besitz der Nationalgalerie zu Berlin überging. Gewiß eine hohe Ehrung für den aufstrebenden Künstler!

Säugling

In Düsseldorf entstanden noch zwei andre tüchtige Bilder: eine Pietà und die »Darstellung im Tempel durch Simeon« (Abbildung S. 140). Nun zog es Pfannschmidt dorthin, wohin es noch jeden deutschen Maler zog: nach Italien. Im Jahre 1896 machte er die erste Reise in das alte romantische Land. In dieser Zeit entstand die prachtvolle lebendige Erinnerungsskizze »Gründonnerstag-Nacht in Neapel« (Abbildung S. 142). 1898 ging Pfannschmidt mit dem Staatspreis wieder nach Rom; diesmal aber wurde ein achtjähriger Aufenthalt daraus, nur durch ein paar Reisen nach Deutschland unterbrochen. In der gesegneten Luft der ewigen Stadt schuf nun der reifgewordene Künstler eine Fülle edelster Werke, von denen genannt seien: ein großes Altarwerk, bestehend aus der Kreuzigung und drei unten vorgelegten Prädellen: Gethsemane, Christus vor Pilatus und die Kreuztragung, in der Golgathakirche zu Berlin; ein Karton »Speisung der Fünftausend« für die Düsseldorfer Matthäuskirche; ein Entwurf für ein Mosaik über dem Hauptportal des Berliner Doms (nicht zur Ausführung gelangt) und die vier großen Mosaiken für die Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche zu Berlin, ein Hauptwerk des Künstlers und eine Meisterleistung dazu, von der die hier abgebildete »Anbetung der Weisen und der Hirten« (S. 130) einen starken Eindruck vermittelt. Außerdem entstanden in den römischen Jahren noch: »Bergpredigt«, »Einzug in Jerusalem« und »Kreuzigung«.

Noch in seiner Düsseldorfer Zeit hatte Ernst Pfannschmidt eine Großnichte Eduard von Gebhardts kennen und lieben gelernt; er holte sie nun als seine Frau nach Rom und verlebte dort noch ein halbes Jahr mit ihr. Dann aber – 1906 — kehrte der Künstler in die Heimat-

Zeichnender Knabe

Junge mit Bilderbuch

stadt zurück. In Berlin winkte ihm ein neuer Staatsauftrag: eine Wandmalerei von vier Bildern (»Fußwaschung«, »Kampf in Gethsemane«, »Kreuztragung«, »Ostermorgen«) und sechs Einzelfiguren (die vier Evangelisten und zwei Engel) für die Jakobikirche in Kiel. Auch diese schöne Aufgabe löste Pfannschmidt aufs glücklichste. Für die neuerbaute Himmelfahrtskirche zu Jerusalem schuf er weiter Nachbildungen der vier großen Berliner Mosaiken und zwei neue Arbeiten: »Christus redet zu den Jüngern über den Untergang Jerusalems« und »Christus bei Maria und Martha in Bethanien«.

Das Jahr 1910 brachte eine der originellsten und auch künstlerisch reifsten Schöpfungen Pfann-

Christus bei der Fußwaschung
Studie zum Braunschweiger Gesangbuch

schmidts: die farbige Ausschmückung des Braunschweigisch - Lüneburgischen Gesangbuches, wovon die hier erscheinenden Abbildungen, namentlich der »Gang nach Emmaus«, einen Begriff geben. Ein ehrenvoller Auftrag des Senats von Hamburg führte zu einem großen Altarbilde: »Auferstehung Christi«, für die Michaeliskirche bestimmt, die nach dem Brande wundervoll wieder aufgebaut worden war. Die von Franz Schwechten neuerrichtete Evangelische Kirche in Rom schmückte Pfannschmidt wieder mit Mosaiken — dies Gotteshaus sollte gerade an dem Tage eingeweiht werden, an dem die italienische Kriegserklärung erfolgte!

Um dieselbe Zeit entstanden auch noch Altarbilder für die Erlöserkirche zu Essen an der Ruhr (»Kreuzigung«) und für die Glaubenskirche zu Tempelhof (»Hauptmann von Kapernaum«). So breitete sich das Schaffen Pfannschmidts mit seinem wachsenden Rufe immer mehr, immer fruchtbringender aus. 1912 wurde ihm — eine Bestätigung dieses Rufes — der Professortitel verliehen, und zwei Jahre darauf wurde er zum ordentlichen Mitglied der Akademie der Künste ernannt.

Pfannschmidts letzte große monumentale Arbeit aber war die vollständige Ausmalung der evangelischen Abdinghofkirche in Paderborn; sie erfolgte im Auftrage des Staates und stellt zweifellos seine reifste, vollendetste künstlerische Tat dar. Als eine solche darf sie unbedingt gelten.

Das uralte Gotteshaus, eine Basilika, vom Bischof Meinwerk im Jahre 1031 erbaut, die einzige evangelische Kirche in dem stark katholischen Paderborn, erhielt so mitten im Weltkrieg einen künstlerischen Schmuck, wie er in diesen Jahren des Schreckens sonst wohl nirgend mehr geschaffen worden ist (Abbildungen

Der zwölfjährige Jesus im Tempel
Studie zum Braunschweiger Gesangbuch

Verkündigung

Studie zum Braunschweiger Gesangbuch

auf den Seiten 129, 132 u. 133). Vier Jahre lang hat der Künstler in dieser Kirche gearbeitet; leider zerschlug ihm der Krieg zuletzt doch noch die Hoffnung, auch den Chor, ein schönes viereckiges Gewölbe, mit Malereien zu schmücken. Was ihm aber in diesen vier Jahren gelang, soll dankbar als ein erreichtes Ziel begrüßt werden.

Eine eingehende Schilderung (von Alfred Ahner) stellt die Aufgabe, die zu lösen war, klar vor Augen; sie sei hier in einem kurzen Auszuge wiedergegeben: »Da die zu schmückenden Seitenwände des Hauptschiffes über 30 Meter lang sind und sich somit ein beträchtlicher Raum für die Bemalung ergab, konnte Pfannschmidt umfangreiche zyklische Darstellungen in Aussicht nehmen und ersah sich die Namenträger des alten und neuen Bundes zum Gegenstand seiner stattlichen, zumeist dreigliedrigen, ein von zwei größeren Seitenbildern flankiertes Mittelbild umfassenden Kompositionen. Die Nordwand wurde dabei dem Stifter der christlichen, die Südwand dem der mosaischen Religion zugewiesen und

Gang nach Emmaus

Studie zum Braunschweiger Gesangbuch

Der zwölfjährige Jesus im Tempel — Aus dem Braunschweiger Gesangbuch

für das Stirnbild im Chor ein allgemeineres religiöses Thema gewählt. Für die Ausführung entschloß sich der Künstler zur Anwendung von Kaseinfarben, die ja eine bequemere technische Behandlung ermöglichen, wie die Schwesterkunst des Fresko, und sich auch widerstandsfähiger und dauerhafter als diese erwiesen haben. Der Christuszyklus beginnt mit einer Huldigung vor dem Jesusknaben (die Weisen und die Hirten). Die zweite Komposition greift als ein Hauptstück aus dem irdischen Wirken Christi seine Wundertätigkeit als Arzt heraus, die er hier dem Evangelisten zufolge in Kapernaum entfaltet. Das dritte Christusbild ist eine breit ausgeführte Abendmahlsszene, ganz neu und originell erfunden und durchgeführt. Keine Besetzung der Tafel mit den Jüngern, wie sonst üblich, zu einer Mahlzeit, sondern eine Auflösung der Tafelrunde vor dem die Halle durchziehenden Tisch in drei bewegte Gruppen, deren mittelste den Heiland stehend zeigt, wie er eben dem knienden ersten Jünger, vielleicht dem Johannes, der an seiner Brust gelegen, den Kelch reicht. Das Gegenstück dazu auf der Südwand bilden nun drei der wichtigsten Tatsachen im Leben des alttestamentlichen Gottesmannes Moses. Die Gesetzgebung eröffnet die Reihe. Ihr gesellt der Künstler die Errichtung der ehernen Schlange als Symbol gnädiger Errettung und Bewahrung. Das dritte Gemälde bringt die dritte rettende Tat, die Beschaffung des Trinkwassers aus dem dürren Felsen für das verschmachtende Volk. — Den Abschluß des ganzen malerischen Schmuckwerkes bildet dann das ebenfalls dreiteilige Gemälde an der Stirnwand. Es liegt ihm Matth. 24, 30—31 zugrunde, das Wort von der Wiederkunft des Menschensohnes in den Wolken des Himmels beim Posaunenschall seiner Engel, der die Auserwählten von einem Ende des Himmels zu dem andern versammelt.«

Aus dem ganzen großen Werk spricht echtes religiöses Leben, und es offenbart gleichzeitig alle Eigenschaften der künstlerischen Technik Pfannschmidts. Trotzdem er sich streng an die überlieferten Vorgänge hält, gestaltet er seine Motive ganz nach seiner persönlichen

Auffassung, vor allem in der Komposition. Seine von heiligstem Pathos erfüllten Figuren, im höchsten Sinne groß angelegt, statuarisch, überweltlich, drükken ein gewaltiges inneres Leben, anders gesagt, ihre eigne Idee, restlos aus; durch die starke Stilisierung der dinglichen Umgebung: der Stoffe, der Gegenstände überhaupt, vor allem der Hintergründe mit ihren ruhenden Wolken oder streng linear hingestellten Mauern und Türmen hebt er die Figurenwirkung um so mächtiger hervor. Alle diese Bilder erfüllen so den Hauptzweck der Kirchenkunst: sie predigen. Mit ihrer hohen Monumentalität verbindet sich aber auch zugleich etwas, was sie dem irdischen Gefühl wieder näherbringt, während Monumentalität allein sie vielleicht kälter, fremder machen würde: das ist die große Lebensfülle, die aus den Gesichtern des Heilandes, der Maria, der Jünger und Heiligen spricht. Eine Lebensfülle, wie sie nur ein scharf beobachtender Künstler, der seine Menschen gründlich studiert und erkannt hat, in sich sammeln und im Kunstwerk wieder ausstrahlen lassen kann. Der Betrachter versenke sich nur einmal recht in die reiche innere Welt, die sich in einem Bilde wie dem »Lobgesang der Maria« (siehe das Einschaltbild) mit bezwingender Gewalt auftut. Selten ist die empfangsbereite Demut der Maria mit solcher Innigkeit ausgesprochen worden. Und daneben darf die Schönheit der Komposition, der Glanz der Farbe nicht übersehen werden.

Das Brot des Lebens — Aus dem Braunschweiger Gesangbuch

Ein Künstler wie Pfannschmidt, der die wundervolle Legendenwelt des christlichen Glaubens in seinen Bildern auferstehen läßt, kann sich in dieser Welt der Wunder und Mysterien gedanklich und motivisch nur an die Überlieferung halten. Er nimmt die Vorgänge, die alttestamentarischen Erzählungen der Moses-Gesetzgebung ebenso wie die Geburts- und Leidensgeschichte Jesu Christi in völlig biblischem Sinne auf, und wir erkennen die alten, längstvertrauten heiligen Handlungen wie ein eignes Stück Erleben, das tief in die Seelen eingeprägt ist. Die Gesten und Gebärden der göttlichen Menschen aus dem alten und neuen Bunde gehen nirgendwo über jenes Maß hinaus, das in den Texten der

Christus und Nikodemus

Evangelien selbst festgelegt ist; die Gestalten haben niemals etwas Ekstatisches (wie es die entflammten Heiligen Grünewalds besitzen), ihre Symbolik ist einfach, klar, unmystisch, aber eine erhabene Ruhe, ein ergreifendes inneres Pathos predigt aus diesen Gestalten und aus diesen Begebnissen.

Die Darstellung im Tempel durch Simeon

Das Kreuzigungsmotiv z. B. wurde in der modernen religiösen Malerei kaum von einem andern Künstler mit solcher Andacht und Vertiefung, mit so viel rein malerischem Können behandelt wie von Pfannschmidt. Die ungeheure Tragik des Vorgangs drückt sich nicht nur vorzugsweise in der Hauptgestalt, der des Erlösers, aus — sie redet auch mit einer gewaltig ans Herz greifenden Sprache aus den stark in den Vordergrund gerückten Figuren der Maria und des Lieblingsjüngers Jesu und bezeichnenderweise auch aus der Gestalt des römischen Hauptmanns, der auf den gekreuzigten Heiland weist und ausruft: »Wahrlich, dieser ist ein frommer Mensch gewesen!« — Kompositionell gehören die Kreuzigungsbilder Pfannschmidts zu seinen gereiftesten Arbeiten, doch am stärksten ist d a s in ihnen ausgesprochen, was man am treffendsten mit »Stimmung« (im edelsten Sinne genommen) bezeichnet; die zusammenströmenden künstlerischen Mittel und Merk-

Grablegung

male, aus denen sie erwächst, erscheinen in ihrem ganzen Wesen so mühelos und ungewollt, daß der Eindruck ein um so mächtigerer sein muß. Aus den Kuppeln, Türmen und Zinnen Jerusalems, das sich im Hintergrunde von Golgatha breitet, aus dem nachtschwarzen Himmel mit den daraufgelagerten grauen Wolken — wie Inseln des Jenseits im Weltall schwimmend — erzeugt sich wie von selbst jene tief bezwingende Trauer um den Edelsten der Menschen, die in den Worten des Lukas-Evangeliums niedergelegt ist: »Und es war um die sechste Stunde, da kam eine Finsternis über das ganze Land, die bis zur neunten Stunde dauerte. Die Sonne verlor ihren Schein, und der Vorhang des Tempels zerriß mitten entzwei. Und Jesus rief laut: Vater, ich befehle meinen Geist in deine Hände! — Als er das gesagt hatte, verschied er.«

Von ähnlich bezwingendem und großem Eindruck ist auch die »Kreuztragung« (siehe Einschaltbild) — ein Bild voll hoher malerischer Kraft, auch im stimmungsvollen landschaftlichen Rahmen. —

Ernst Pfannschmidt ist aber nicht nur ein religiöser Maler, der nur mit feierlicher Gebärde schaffen kann. Er greift auch mitten hinein ins bunte realistische Tagesleben; das beweist schon sein köstlicher neapolitanischer

Lazarus in Abrahams Schoß

lehrten Ergüssen, mit denen sie ihre Bewunderer in Erstaunen setzen wollte; deshalb vermieden sie es bescheidentlich, das Wort an sie zu richten. Nur Cesare Borgia, der sich gekränkt fühlen mochte, daß seine schöne Nachbarin ihm nicht zutrank, erhob plötzlich laut seine heisere Stimme und sagte, daß jedermann es hören konnte: »O Imperia! Wir alle sehen und fühlen, daß du mit den Musen sprichst. Aber hast du die Musen nicht immer, während wir andern uns deiner Gesellschaft nur diese wenigen Stunden erfreuen können? So steige nun herab aus deiner olympischen Heimat und sprich mit uns, eine Sterbliche zu Sterblichen! Sonst wird mancher von uns eifersüchtig auf die Göttlichen, und wer weiß, wie diese die Eifersucht strafen! Vielleicht mußt du, ein weiblicher Ovid, einmal die Geschichte derer schreiben, die so durch deine Schuld in Hader mit den Unsterblichen gerieten.«

Lukrezia antwortete bescheiden: »Ich weilte nicht bei den Musen, Herr! Wenn diese edle Gesellschaft gestattet, will ich gern sagen, warum ich in Gedanken war.« Eine neue Lust, etwas zu wagen, war plötzlich in ihr entbrannt, und auf den fröhlichen Zuruf der ganzen Gesellschaft begann sie langsam und deutlich zu sprechen: »Es war mir, meine lieben Freunde, als ob soeben ein Traum mich gefangen hielte. Mir kam es vor, als wäre ich in einem fremden Hause und unter fremden Menschen, als hätte ich weder diese Räume, noch all diese Dinge, noch auch nur ein einziges der hier anwesenden Gesichter je in meinem Leben gesehen. Und ich begann zu fühlen, wie einer fühlt, der von den Dingen nicht weiß, was wertlos und was kostbar ist, und von den Menschen nicht, wer hoch und wer niedrig steht, sondern bloß dem Eindruck des Augenblicks und damit dem Urteil seines Herzens unterworfen ist. So sah ich ein Ding nach dem andern an und freute mich bald an der schönen Vereinigung von Rosen und Silber, bald beklagte ich den Irrtum, der Edelsteine neben Nelken und Granatblüten stellt, die sich doch gegenseitig ihr Feuer streitig machen. Und von da ging ich weiter zu den Menschen, und da ich ihren wirklichen Rang und Wert nicht kannte, so sah ich sie ganz so, als ob ihre Seelen allein gegenwärtig wären und jeder Verkleidung bar. Da sagte ich zu dem einen: ‚Du bist gütig,‘ zu dem zweiten: ‚Du bist ehrgeizig,‘ zu dem dritten: ‚Du bist stolz,‘ zu dem vierten: ‚Du bist zaghaft und unzufrieden,‘ zu dem fünften: ‚Du bist grausam,‘ zu dem sechsten: ‚Du bist fromm und ernst,‘ zu dem siebenten: ‚Du bist leichtherzig,‘ zu dem achten: ‚Du bist gerecht und klug,‘ und so weiter ringsherum, wie ich da und dort ein Gesicht hinter Pokalen und Krügen auftauchen sah. Ich freute mich der Verschiedenheit und fragte mich, durch welches Band alle diese ungleich Gearteten so aneinander gebunden wären, daß der Grausame dem Gerechten zutrank und der Zaghafte dem Ehrgeizigen; ja, ich sah sogar einen Asketen einem Trinker zulächeln und eine fröhlich Verliebte einer kalten Tadlerin! Nur von zweien in diesem Kreise wußte ich nicht, welcherart sie sind, noch wie sie sich den andern einfügen, ob sie hassend oder liebend mit ihnen verbunden sind. Ehe ich das nicht weiß, so dachte ich eben, kann ich das Geheimnis dieser Zusammengehörigkeit nicht ergründen, und ich begann, mich zu bemühen, hinter ihr Wesen zu kommen, trotzdem ich ihr Gesicht nicht sehen konnte. Da weckte mich der Anruf dieses meines Nachbars aus meiner Versunkenheit, und im gleichen Augenblicke sah ich nicht mehr Seelen und ihre Eigenschaften vor mir, sondern mein Verstand zeigte mir hohen Rang und edle Namen und Ruhm und Reichtum; und da diese vier Dinge ohne weiteres zusammengehen und sich gern vereinigen, so braucht es nun auch keiner Antwort mehr auf mein Grübeln. Verzeiht diese Verwirrung meiner Gedanken! Ich werde nun eine aufmerksamere Wirtin sein!«

Die Gäste hatten lachend zugehört, einige hatten finster geblickt, einige erfreut, und einige waren errötet, denn Lukrezia hatte jeden einzelnen ganz unbekümmert angeblickt, wenn sie seine Eigenschaft nannte, und hatte in ihrer Einfalt meist das Richtige getroffen. Der Schluß der kleinen Rede versöhnte indes alle wieder und, an krause Einfälle der dämonischen Frau gewöhnt, suchten sie alsbald den Scherz aufzufassen und weiterzuführen. So sagte einer, der ein leichtes Verletztsein nicht verbergen mochte, wenn Imperia nun auch noch unter die Seherinnen ginge, so wäre es wohl geraten, stets in Masken zu erscheinen, denn man lasse sich nicht ohne Widerspruch von einer schönen Frau ins Herz blicken; das war Inghirami, der päpstliche Bibliothekar, der für feige und übelnehmerisch

Georg Hausdorf: Havellandschaft

Mit Genehmigung des Kunstverlages von Frey in Berlin W

Aus der Ausstellung ehemals feldgrauer Künstler in Berlin

galt und seine Maske nur eben und ungern abgelegt hatte. Savoja dagegen, ein witziger Skribent, meinte, als Seherin könne Imperia erst dann gelten, wenn sie Eigenschaften auch hinter Masken erraten könne, und sie möge, sofern sie auf solche Ehre Anspruch erhebe, nun auch die beiden Verlarvten irgendeiner Besonderheit überweisen oder ihren Charakter enthüllen; wovon, da es sich bei einem der beiden wenigstens um den gefürchteten Borgia handeln mußte, ein Spaß oder eine geistreiche Lüge zu erwarten stand. Deshalb stimmten alle mit lebhaftem Beifall Savojas Vorschlag zu, und Lukrezia, obgleich sie sich ein wenig wehrte, sah sich genötigt, ihre Meinung über die beiden Verhüllten, von denen sie einen liebte, den andern verabscheute, abzugeben. Sie besann sich ein Weilchen, dann sagte sie heiter: »Es wäre nicht fein, wenn ich nun so mit dem Finger auf zwei meiner Gäste weisen wollte und sagen: Du hast diese und jene Eigenschaft! So unsanft bin ich doch nicht mit den andern verfahren. Deshalb will ich folgendes tun: ich will einen von beiden beschreiben, ohne ihn zu nennen, und er soll mir zustimmen, wenn er glaubt, daß mein Urteil richtig ist. Mißfällt es ihm, so darf er schweigen. Ebenso bitte ich meine andern lieben Gäste, daß auch sie um der Freundschaft willen, die mich zu so freien Scherzen berechtigt, schweigen mögen, wenn mein Wort tiefer treffen sollte, als meine Absicht ist. Habe ich aller Erlaubnis und guten Willen zu diesem Vorschlage?«

»Du hast ihn,« sagte der Magnifico, sich die Hände reibend, und alle Tischgenossen riefen fröhliche Zustimmung.

Da begann Lukrezia: »Durch eine dieser beiden Masken sehe ich mit den Augen des Geistes — ich bitte, beachtet, daß ich keine von beiden anblicke! — einen Mann, der zwei Frauen zugleich tief und heiß liebt.«

»Nur zwei?« unterbrach sie Borgia mit frechem Lachen.

Aber Lukrezia tat, als habe sie es überhört, und fuhr fort: »Von diesem Manne wäre zu sagen, daß er nicht wie ein Leichtfertiger und ein Schwächling jeweilen dem Reiz der Gegenwärtigen unterliegt, sondern mit Bewußtsein und Stolz seine Doppelliebe zu allen Zeiten trägt und sich an ihr ergötzt.«

»Sehr richtig,« meckerte der Borgia, »aber es sind wirklich mehr als zwei!«

Unbeirrt sprach Lukrezia weiter: »Um dieser ganz besonderen und gewiß nicht unedlen Eigenschaft willen scheint mir der Mann nicht tadelnswert. Er steht unter andern Gesetzen als die meisten Männer und kann seinem Gestirn nicht trotzen, das über ihm waltet. Auch leidet er wohl mehr als die beiden Gegenstände seiner Leidenschaft, trotzdem er sich der zärtlichsten Gegenliebe von beiden Seiten rühmen darf. Er ist wahrheitsliebend, rein, gütig und klug. Er ist nicht Herr seines Herzens, aber dieses Herz ist so sehr ein Tempel aller hohen Gefühle, daß es ihm nichts Entwürdigendes gebieten kann. Ein Mann also, den wir lieben und bewundern müssen, auch wenn wir ihn nicht völlig begreifen.«

Diese Worte nun verursachten allen Zuhörern einen doppelten Genuß, indem sie ohne weiteres angenommen hatten, daß nur von dem Borgia die Rede sein könne, und Lukrezias Lob seines Herzens für einen feinen Spott hielten. Zufällig wußte man in diesen Tagen gerade von einem Liebeswechsel des großen Wüstlings, so daß der Kampf zwischen zwei Neigungen nicht ganz undenkbar schien; es wäre übrigens das Exempel bei diesem Manne fast zu jeder Zeit am Platze gewesen. Den größeren Genuß aber bot die Beobachtung, daß Borgia selbst die Worte der Imperia offenbar auf sich bezog und für völlig ernst nahm; denn wenn man auch sein Gesicht nicht sehen konnte, so verriet er doch sein Behagen, indem er fröhlich aufs Knie schlug, Imperias Scharfsinn laut lobte und ihr öffentlich zutrank. Lukrezia mußte selbst lachen, und sie blickte in Savojas Augen mit einem heiteren Verständnis, als wolle sie ihn für seinen Einfall loben. Der Dichter Vida aber, der Angelo kannte und von ihm wußte, sowohl, daß er verheiratet war, als auch, daß er der Imperia diente, fragte, indem er den Blick nach dem fernen Ende der Tafel richtete: »Und was sagt der zweite Verlarvte dazu? Fühlt er sich in keiner Weise getroffen?« Da antwortete der Mann, und es war wirklich Angelo, wie Lukrezia mit hochklopfendem Herzen vernahm: »In keiner Weise! Ich bin mir nur bewußt, eine Frau zu lieben.«

Diese Antwort verdroß Lukrezia, denn sie nahm an, daß Angelo an seine Gattin denke und diese Worte der Imperia zum Hohn gesprochen habe; und sie war so sehr in ihre Rolle hineingeglitten und gefiel sich in diesem Augenblick so wohl darin, daß sie auch als

Imperia geliebt zu werden wünschte und die Verschmähung bitter empfand. Es waren aber nur wenige Leute an der Tafel, die Angelo kannten; sie glaubten irgendeinen kleinen Skribenten oder einen Angestellten des Papstes zu sehen, der aus Rücksicht auf hohe Gönner seinen Verkehr im Hause der Diva geheimhalten mußte. Deshalb wandten sie sich diskret einer andern Seite zu oder taten, als ginge der Mann sie nichts an; in dieser Weise pflegte man Masken zu achten. Deshalb wurde auch die Ansprache Vibas als eine Unschicklichkeit empfunden und das Gespräch mit dem Manne, der unerkannt sein wollte, nicht fortgesetzt; so konnte auch Lukrezia ihm nicht antworten. Sie würgte aber die ganze Mahlzeit lang an ihrem Ärger und ihrer Neugier und mißhandelte das Zobeltierchen, das ihre Schulter verhüllte, mit nervösen Fingern.

Bald kündete ein Trompetenstoß das Ende der Mahlzeit an, die Gäste erhoben sich und zerstreuten sich in den Garten, wo Grotten und Fontänen in künstlichem Farbenspiel gefärbter Feuer prangten. Lukrezia, die sich mit ihrer Zofe besprochen hatte, benutzte den Augenblick, um sich für die versprochene Vorlesung umzukleiden, und huschte hinauf in ihr Gemach. Die Gäste wußten, was diese Abwesenheit zu bedeuten hatte, denn Imperia pflegte, wenn sie Verse las, stets das Gewand einer Muse zu wählen, oder etwa der Sappho, so wie der Urbinate sie abbildete. Sie unterhielten sich deshalb unter sich in froher Erwartung. Nur Angelo ging nicht in den Garten, sondern paßte vor Lukrezias Tür in einer Ecke verborgen, aber gerade sichtbar genug, um den Magnifico und Borgia, die nacheinander ein Zwiegespräch mit der Imperia suchten, zu verscheuchen. Davon wußte Lukrezia nichts. Als sie aber nach vollendeter Verkleidung, in einen Mantel gehüllt, ihr Gemach verließ, sah sie den Ritter und fragte erstaunt, was die Maske und dies Auflauern bedeute. Er zeigte auf seinen Degen und sagte, er sei heute noch auf einen Kampf gefaßt, ein Vogel habe ihm etwas gepfiffen von Gefahr für Imperia; ob sie ihres Koches sicher sei? »Vollkommen!« antwortete Lukrezia, die sich der Lügen ihrer Zofen entsann und unter ihrer Kapuze errötete. »Aber was verschlägt es Euch, was mir droht? Liebt Ihr doch nur Euer Weib!« Carpi aber, mit einem Ausdruck kalter Höflichkeit, erwiderte: »Was Imperia droht, droht Rom. Rom hatte das Imperium der Welt, nun hat es Imperia und damit mehr als die Welt. Ein solcher Verlust wäre einem Untergange gleich.« Mit diesem galanten Wortspiel ließ er Lukrezia stehen und eilte vor ihr in den Garten hinab; sie aber war um nichts zufriedener als vorher.

Eine neue Fanfare rief die Gäste in den Saal zurück, in dem jetzt ein kleines Halbrund von Stühlen aufgestellt war. Die Wände dieses Raumes waren mit golddurchwirktem Samt bespannt, und rings an ihnen standen gewaltige geschnitzte Truhen, deren Felder von den ersten Künstlern Roms bemalt waren; eine besonders große war mit Malachit eingelegt und trug Krüge von Alabaster und Porphyr. Im Hintergrunde des Saales war eine kleine Bühne erhöht, auf der sonst ein griechischer Stuhl neben einem Bronzekandelaber zu stehen pflegte, und wohl auch ein Tischchen, das mit Büchern beladen war. Diesmal war zum Erstaunen der Gäste nichts davon zu sehen, nur einige grüne Topfgewächse bildeten eine Wand, und vor ihnen lag ein großer Feldstein. War das schon überraschend, so steigerte sich bald die Verwunderung, als statt der erwarteten und wohlbekannten Göttergestalt ein schlanker Hirtenknabe im kurzen Kittel erschien, während hinter den Gebüschen sanft eine Sackpfeife ertönte. Lukrezia sah berückend aus mit starkgebräunter Haut, kurzen dunklen Locken und schlanken nackten Beinen, die in einem leichten, ländlich gebundenen Schuhwerk ruhten; es zeigte sich daher bei den Zuschauern keinerlei Enttäuschung, vielmehr jubelten ihr alle bei ihrem bloßen Auftreten schon zu und versprachen sich eine köstliche Überraschung.

Lukrezia erhob ihre Stimme und bat um Verzeihung, daß sie etwas andres zum besten gäbe als die versprochenen Eigenfrüchte, sie habe aber nächtens einen wunderlichen Traum gehabt, der habe sie auf den Spuren ihrer Jugend in die umbrischen Berge geführt und sie die Gesänge der Hirten wieder hören lassen, die sie oft als junges Kind entzückt und die sie die Macht der Liebe hätten ahnen lassen, ehe sie ihren ersten Hauch gefühlt. Dabei sei ihr eingefallen, wieviel schöner und ergreifender das schlichte Volk singe, als alle hohe Kunst zu singen vermöge, und sie habe beschlossen, diesen Abend vor urteilsfähigen Leuten einmal diese heiligen Stim-

men sprechen zu lassen, was ihr des Lobes würdiger scheine als ihre eignen matten Produkte. Dann, ehe die Hörer sich noch recht erholt hatten über diese ganz neuartige Kunstauffassung, setzte sie sich mit leicht gekreuzten Beinen auf den Feldstein, zog eine kleine Flöte aus dem Gürtel, gab ein kurzes Ritornell und begann mit ihrer etwas rauhen und wilden Stimme, die sich freilich für sapphische Oden nicht geeignet hätte, zu singen.

Lukrezia hatte wirklich in jungen Jahren etwas von den heimischen Hirtengesängen aufgenommen und pflegte die kurzen, aber leidenschaftlichen Strophen auch späterhin noch gern zu singen, freilich nur leichthin und ohne ihren vollen Ausdruck, wie man eben neben der Arbeit her singt. Sie wußte aber, daß Angelo jedes Wort davon kannte, und auf ihn allein hatte sie denn auch die Wirkung ihrer Darbietung berechnet. Die Gesänge waren Liebeslieder — und wer hat je von Liebe zu singen gewußt wie das italienische Volk? Da begann der Liebende seine Schöne zu vergleichen mit der silbernen Eleganz der Olive, der zierlichen Schalkheit des Mandelbäumchens, dem Stolz der Lilie und der wehmütigen Sanftmut der Malve. Ihr zu dienen, will er ein Haus von Gold auf einem Hügel von Silber bauen, an jedem Fenster soll ein Jasmin seine duftenden Zweige spannen, und Zypressen sollen die Tür beschatten. Er nennt sich ein Meer von Liebe, in dem ihr Bild auf und nieder steigt wie eine schöne Sirene, die mit ihrer tönenden Stimme alle Wellen zum Klingen bringt. Solange sie ihn liebt, gleicht er der blühenden Erde, jedes Lächeln ihres Mundes erweckt Blumen in seinem Herzen, und die Strahlen ihrer Augen reifen Früchte edler Gedanken. Zürnt sie aber, so wird er zur dürren Steppe, auf der klagende Winde heulen. Ein böses Wort legt Feuer an das schmachtende Gras, und der Brand rast und verzehrt die Welt. Hüte dich, so ruft er dem noch Unversehrten zu, hüte dich vor der Liebe, du, der sie nicht kennt! Denn wer die Liebe kennt, stirbt tausendmal an jedem Tage, und nur die Nacht weckt ihn wieder zu neuem Leben; und jedes Sterben ist eine grausame Süßigkeit, der nichts auf Erden gleichkommt, und das Erwachen ist furchtbar durch die Gewißheit neuer Tode. Wie ein Quell ist die Liebe, der kristallene Fluten klingen läßt im Schweigen der Wüste; beugst du dich zum Trunk, so versiegt sein Naß, und der dürre Grund höhnt dein Verdursten. Ein Licht ist die Liebe, das aus freundlichem Fenster auf den Weg des Einsamen scheint; folgst du ihm aber, so lockt es dich in das Haus des Todes. Ein Meerweib ist die Liebe, das auf einem Felsen sitzt und unaussprechliche Wonne singt; stürzest du dich in die Fluten, um ihm zu nahen, so starrt dir die drohende Klippe höhnend entgegen. Und dennoch kannst du nicht von der Liebe lassen, die dich hält mit fünfundzwanzig Ketten aus Adamant, von denen jede sechsfach gewunden ist; kein Riese kann sie zerbrechen. Du hängst in ihnen und segnest verschmachtend den Tod, der dir Ruhe bringt.

So sang der liebeglühende Hirte; und Lukrezia, die unentwegt auf Carpi blickte, lieh den strömenden Worten die zitternde Seligkeit eines Knaben, der nichts kennt als den Rausch der Ahnung. Ihre Stimme klang unschuldig und ergreifend zugleich; sie sang mit der ganzen Kraft ihrer Seele.

Als sie nach dem letzten Ritornell ihre Augen von Carpi löste, an dessen verlarvtes Gesicht sie die werbende Leidenschaft ihrer Worte hatte anprallen lassen wie an einen Stein, sah sie einen Kreis von höchst bewegten Mienen um sich, und ihr erstes, etwas erstauntes Lächeln löste einen schluchzenden Beifall, einen Wirbel von Zurufen, von zärtlichen und bewundernden Koseworten, ja von ganz ebenso überschwenglichen Liebeserklärungen, wie sie selbst eben gesungen hatte. »Imperia,« tönte es rings um sie, »Rose! Königin! Nachtigall! Wer kann singen wie du? Allesverstehende! Wer hat dich diese Klagen gelehrt, dich, die du nur Freuden pflückst im Garten der Liebe? Du Schöne! Du Reiche! Du Unvergleichliche!« In dieser Weise äußerte die ergriffene Gesellschaft eine unerwartet echte und tiefe Freude, und Lukrezia, die von der Erregung fast schwankte, hörte erstaunt, wie der Ton ihrer Hirtenlieder aus all den gebildeten Seelen zurückklang, als sei in jeder einzelnen die Rose einer vergessenen Jugend aufgesprungen. Der Spaßmacher Savoja wischte sich ganz unverhohlen die Tränen von den Wangen, und der Magnifico küßte Lukrezias Hand mit großer Bescheidenheit. Sogar Cesare Borgia brachte ein verständiges Lob zuwege, das freilich ein wenig kühl klang, denn Ergriffenheit war nicht seine Sache. Nur Angelo lehnte schweigend an einer Säule, und es hörte niemand auch

nur das kleinste Wort des Beifalls von ihm.

Von da ab dauerte es nur eine kurze Weile, bis die Gäste sich empfahlen, und es blieben von allen nur Borgia und der Magnifico zurück, die sich gegenseitig das Glück eines Zwiegesprächs mit Lukrezia streitig machten. Da sie gar hohe und gelehrte Reden tauschten und keiner gewillt schien, dem andern das Feld zu räumen, verabschiedete die gelangweilte Dame sie plötzlich alle beide mit der trockenen Erklärung, sie sehne sich nunmehr herzlich nach Ruhe. Dann begab sie sich nach ihrem Gemach, an dessen Tür gelehnt sie indes Carpi fand, mit Maske und Degen und offenbar seines Wächteramtes beflissen. Er trat grüßend zurück, während sie die Schwelle überschritt. Da wandte sie sich und sagte freundlich: »Geht nach Hause, Ritter Carpi, in diesen Wänden bin ich sicher.« Und sie sah ein wenig betrübt, daß er ohne Wanken gehorchte und davonschritt.

An diesem Abend saß Lukrezia lange wachend auf ihrem Bette und hätte viel darum gegeben, hätte eine Geisterstimme ihre Laune herausgefordert. Es blieb alles still um sie, und sie hing den Erlebnissen des Tages nach und ward nicht klug aus sich selbst; ja, sie vermochte selbst ihre Doppelperson nicht mehr zu teilen und wußte nicht, wem sie Angelos Liebe wünschen solle, der Lukrezia Carpi oder der Imperia. Als Imperia verdroß sie seine schroffe Haltung an diesem Abend, die ihr deutlich zeigte, daß er nur in der ritterlichen Absicht gekommen war, über sie zu wachen, und sie begann sogar ein wenig zu fürchten, daß ihre freie Rede bei Tisch und mehr noch ihr Gesang und ihre Darstellung ihn mehr als jedes andre Mittel seiner Gattin wieder zugewandt hätten. Nun hatte sie ja freilich die ländlichen Lieder in keiner andern Absicht gewählt, als das Bild seines fernen Weibes in seiner Seele lebendig werden zu lassen, und sie hätte nun hingehen können, ihre schöne Rolle ablegen und als Lukrezia Carpi ernten, was sie als Imperia gesät hatte. Aber zu ihrer eignen Verwunderung konnte sie den Entschluß nicht fassen, in diesem Augenblick die Rückverwandlung herbeizurufen; ja, sie war so tief verletzt in ihrer gegenwärtigen Persönlichkeit, daß sie sich alsbald in ein angestrengtes Spintisieren verlor, auf welche Weise sie den abweisenden Ritter noch einmal versuchen und womöglich über ihn triumphieren könne. Mitten in dieser wunderlichen Grübelei schrak sie wie erwachend empor, schalt sich selbst eine Närrin und trat an das Restello, den Vorhang vom Spiegelfeld hebend, indem sie sich vorhielt, wenn jetzt ihr Spiegelbild ihr mit einer höhnischen Fratze daraus entgegengrinsen, ja wohl ihr die Zunge zeigen würde, dann habe sie nur, was sie verdiene. Zu ihrem Erstaunen sah sie indes jenes gütigschalkhafte Lächeln wieder, wie es die Erscheinung des ersten Abends zur Schau getragen, darauf ein leises, beschwichtigendes Senken der göttlichen Augenlider und ein ganz geringes Kopfschütteln, nicht anders, als es die Abwehr eines unangenehmen Gedankens erfordert. Ergriffen erblickte Lukrezia die heitere Milde des hohen Frauenantlitzes, seufzte tief bei dem Gedanken, daß sie selbst von solcher Auffassung ihrer Lage noch sehr fern sei, und suchte ihr Lager auf, das ihr wenig Erquickung bot.

Sie erwachte vor Tag aus einem kurzen, fieberheißen Schlummer, kleidete sich rasch und ohne Hilfe an und eilte hinaus in die morgengrauen und toten Straßen, nur bedacht, ihren Ritter aufzusuchen, einmal noch die Macht ihrer ganzen Schönheit spielen zu lassen, ihn leiden zu sehen, ihren Sieg zu genießen und dann mit einem Bekenntnis der ganzen Spukgeschichte den Zauber zu brechen und zu ihrem alten Selbst zurückzukehren. Ganz klar war ihr das eilige Vorhaben selbst nicht, aber sie folgte einem Triebe, einem dämmernden Verlangen, die Rastlosigkeit ihres Herzens zu beschwichtigen, und fragte nicht nach Grund und Folge. Zunächst hatte sie nichts Leichtes unternommen, die Herberge der Carpi überhaupt ausfindig zu machen, denn das alte Haus lag in einer der winkeligen Gassen des rechten Tiberufers, während Imperias luftiger Wohnsitz am linken Ufer unter den Palästen eines neueren Adels stand. Die Brücken waren gesperrt, und Lukrezia mußte lange unterhandeln, bis man ihr ein Gatter hob, um sie durchzulassen. Das Dunkel der ehrwürdigen Gassen schreckte sie, Torwächter an wetterschwarzen Patrizierhäusern riefen ihr Schmähungen zu, und bei alledem wußte sie nur den Namen der Gasse, wo die Herberge lag, half sich mit diesem durch Fragen und verschwieg den Namen der Carpi, den sie nicht falschen Deutungen aussetzen wollte. Als sie das Haus erreichte, war

es heller Morgen und alles wach und geschäftig.

Der Torwart trotzte der verschleierten Frau, im Hofe drängten sich Reisige an sie heran, sie erkannte die Knechte ihrer Burg und wehrte sich empört gegen ihre Zudringlichkeit. Ein Reisewagen wurde abgeschirrt, eine kleine Truhe — Lukrezias eigne! — einem Manne auf die Schulter geladen, der damit die Treppe erklomm. Lukrezia folgte beängstigt, stieß auf einen eiligen Schreiber, dem sie ein Wort zuflüsterte, und erhielt eine kühle Abweisung: der Ritter könne jetzt nicht empfangen, seine Frau sei vor einer Stunde angekommen. Lukrezia stand etwas betäubt, dann belebte sie der Zorn, Eifersucht machte sie tollkühn, und sie drang kurz entschlossen in das nächste Gemach ein. Dort fand sie Angelo in Gesellschaft seines Sekretärs allein.

Er empfing sie bestürzt, führte sie in ein Nebengemach und fragte sie nicht ganz freundlich, was dieser Besuch zu so ungewöhnlicher Stunde zu bedeuten habe. Lukrezia rang nach Worten, sie wollte die Wahrheit erzählen, so unglaublich sie klingen mochte, die gespenstische Nebenbuhlerin als Zeugin herbeirufen, sich vor Angelos Augen ihr altes Selbst und ihr altes Recht wiedergeben lassen. Aber als sie nur die ersten Worte gesprochen, erschrak sie vor der Ungeheuerlichkeit des Begebnisses, in das sie geglitten war gleichsam ohne eignen Willen, fühlte, daß es Erzählung und Erklärung nicht glaubhaft machen würden, und verstummte ratlos und weinend. Carpi geleitete sie sanft zu einem Ruhebett, brachte einige nichtssagende und beruhigende Dinge von Übermüdung, Aufregung und seelischer Verwirrung vor, versprach, für eine Stärkung zu sorgen, und wollte eben nach einem Diener rufen, als die Tür sich öffnete und sein Weib eintrat. Lukrezia starrte ihr wandelndes Selbst mit banger Erwartung an, begegnete aber einem freundlichen Ausdruck von Besorgnis und Geschäftigkeit und hörte ihre eigne Stimme sprechen: »Laß mich für die Dame sorgen, Angelo, der Pförtner sagt mir, sie habe Unbill erlitten. — Gott sei gepriesen, Madonna,« wandte sie sich gleich darauf an die liegende Frau, »daß durch meine frühe Ankunft das Tor schon geöffnet und einige Leute zur Hand waren! Befehlt nun über dies Haus, es soll an keinerlei Bewirtung fehlen, bis Euer Gefolge benachrichtigt ist und Euer Weg ohne Gefahr fortgesetzt werden kann!«

Lukrezia war nicht gleich zu einer Antwort fähig, und auch Angelo blickte mit unbehaglicher Spannung von einer zur andern, nicht ganz sicher, ob er die beiden Nebenbuhlerinnen sich selbst überlassen dürfe. Imperias Augen schienen Wahnsinn zu drohen, und er fürchtete eine Auseinandersetzung, wenn nicht gar einen Überfall auf sein argloses Weib, der einer so leidenschaftlichen und furchtlosen Person wohl zuzutrauen war. Es bedurfte deshalb einer wiederholten Aufforderung, das Zimmer zu verlassen, die von der unechten Gattin mit einigen kleinen Neckereien über die Unbrauchbarkeit der Männer gegeben wurde, und als er sich endlich entschloß, war es nicht ohne einen flehenden Blick nach der vermeintlichen Imperia und die mit zitternder Stimme gesprochenen Worte: »Ich empfehle mein Weib Eurer Gnade, Madonna!« Lukrezia mußte in all ihrer Verwirrung ob seiner Angst lächeln und sandte ihm einen begütigenden Wink mit Hand und Augen nach, der ihn erleichtert aufatmen ließ. Kaum aber hatte sich die Tür hinter ihr geschlossen, als sie vom Ruhebett aufsprang und zornbebend auf ihre Nebenbuhlerin losging, nicht anders, als es die wirkliche Imperia mit der wirklichen Lukrezia gemacht hätte, wenn sie ihre Liebeswege gekreuzt hätte. »Der Brief und der Besuch gehörten nicht zu unsrer Abmachung, Herrin,« sagte sie grimmig, indem sie mit gekreuzten Armen vor der Erscheinung ihrer früheren Person stehenblieb. »Ihr verspracht, mein Haus zu hüten, für meinen Gatten bedurfte es keiner Sorgfalt!«

Die gespenstische Lukrezia antwortete nur mit einem heiteren Kopfschütteln, dann breitete sie die Arme aus und schaute ihre Gegnerin so zwingend an, daß diese ihrerseits nichts Besseres zu tun wußte, als ihre schroffe Haltung sich lösen, die Arme sinken zu lassen und mit einem weiteren Schritt sich an die Brust der wunderbaren Frau zu legen, die sie aufnahm wie ein seidiges Pfühl. Sie hatte wiederum das Gefühl von etwas sehr Lindem und Kühlem, das sie durchdrang, und erhob sich im nächsten Augenblick aus der Umarmung, um mit e i n e m Blicke zu sehen, daß die Rollen wieder getauscht waren und sie als Lukrezia Carpi vor der fürstlichen Imperia stand. Ihr Groll war verraucht, dafür be-

gannen jetzt wie nach einer überstandenen Gefahr ihr die Knie zu wanken, und sie wäre gesunken, hätte nicht die Fürstin sie umfangen und zurück zu dem Ruhebette geführt, auf das sie sich nun beide eng verschlungen niederließen. Da kehrte denn auch das Vertrauen in Lukrezia zurück und sie sagte, die Hände der Imperia mit den ihren umfassend, das Wort, das ihr am heißesten im Herzen quoll und am wildesten nach Ausspruch drängte: »Laßt mir meinen Mann, Madonna!«

»Du hast ihn dir erkämpft und mich mit seinen Waffen besiegt,« sagte die Erlauchte mit großer Holdseligkeit. »Und dennoch, bedenke, daß du ihn fast verloren hättest ohne den Brief, den du mir so bitter vorwirfst. Ich bin keine unredliche Nebenbuhlerin, und wenn du mich anhören willst, so sollst du wissen, was du von mir zu halten hast!« Und da Lukrezia mit bewegter Stimme um Aussprache bat, hub die Frau an und erzählte folgendermaßen: »Du weißt jetzt, daß Angelo und ich uns liebten und in welcher Weise. Ich habe viele Männer zu meinen Füßen gesehen, aber der schlichte Mensch, bei dem alles so echt und unbewußt ist, war mir werter als Könige und Künstler. Meine Liebe ging so weit, daß ich Glanz und Größe hinwerfen wollte, um als sein Weib sein arbeitsames Leben zu teilen. Ich wußte, daß er beweibt war, daß er Kinder hatte. Aber ein Abend, an dem ich vor Papst Alexander und Cesare Borgia in griechischem Gewande tanzte, verschaffte mir den gewünschten Dispens: Angelo brauchte nur zu wollen, und seine Ehe war ungültig. Seine Kinder hatte ich, weil es die seinen waren, schon ins Herz geschlossen und dürstete danach, ihnen Mutter zu sein.«

Sie schwieg ein Weilchen, seufzte dann tief auf und fuhr mit blasserer Miene fort: »Du weißt nun auch, daß ich bei Angelo auf einen Widerstand stieß, den ich nicht erwartet hatte. Es stand außer allem Zweifel, daß er mich liebte, aber ganz entgegen jedem Naturgesetz löste dies Gefühl ihn nicht von Weib und Kind; vielmehr zeigte es sich, daß diese ihn mit ehernen Banden hielten, besonders aber hegte er für sein Weib Lukrezia eine so tiefe Anhänglichkeit, daß nichts in der Welt ihn von ihr trennen konnte. Zum erstenmal in meinem Leben empfand ich Eifersucht, zum erstenmal begehrte ich, über ein Herz, das sich mir weihte, allein und ausschließlich zu gebieten. Ich habe sonst immer gern geteilt, hier nicht. Und zum erstenmal in meinem Leben erkannte ich, daß meine Macht Grenzen hatte. Angelo blieb fest. Er hörte nicht auf, mich seiner Liebe zu versichern, aber er weigerte sich kurz und hart, Lukrezia zu verstoßen.«

»Gott segne ihn dafür,« rief Lukrezia unwillkürlich.

Imperia aber, immer weißer werdend, fuhr fort: »Unsre Liebe wurde Qual, da ich nicht aufhörte, zu fordern, er, zu weigern. Dafür weigerte ich, wo er mit gutem Recht fordern durfte. Wir peinigten uns lange; und als nach einiger Trennung das Wiedersehen nur eine Erneuerung der alten Zustände brachte, da faßte mich die Verzweiflung, und ich beschloß, aus der Welt zu gehen. Mit der Ankündigung dieses Entschlusses verließ ich Angelo.«

Diese Worte sagte die Imperia mit so furchtbarem Ernst, daß Lukrezia froh war, eine warme und lebensvolle Hand in der ihren zu fühlen, die ihr bewies, daß auch so finstere Entschlüsse manchmal eine Wandlung erfahren. Sie sagte denn auch aus gutem Herzen: »Gottlob, daß Ihr es dennoch unterließet,« und war nicht wenig erstaunt, als Imperia mit einer schwermütigen Kopfbewegung antwortete. »Es lag nicht an mir, daß es unterblieb,« sagte sie darauf. »Denn ich ließ meine Sänfte rüsten wie zu einer nächtlichen Liebesfahrt und mich hinaustragen in eine wilde und öde Gegend, wo ich zu verschwinden dachte, als hätten Mörder mich überfallen. Das Gift aber hielt ich in der Hand und liebkoste den klaren Kristall, der es barg; denn er war mein letzter Freund. Und nun hört, wie es mir erging. Als ich die Sänfte halten ließ, um auszusteigen und, wie meine Leute wohl dachten, ein heimliches Stelldichein an buschiger Stelle zu genießen, erblickte ich fern am Horizont drei helle Lichter. Nur um etwas zu sagen, frug ich den Majordomus, ob er wisse, welche Stadt oder Burg dort liege, und er erwiderte nach einigem Nachdenken, das müsse das Haus der Carpi sein, von dem wir ja nicht fern sein könnten. Als er das Wort sprach, war es mir wie eine Vision, daß ich die Burg, von der Angelo mir oft erzählt hatte, gleichsam taghell vor mir sah, schlummernde Kinder und ein stilles, emsiges Weib, und daß ich den Hauch des Friedens und der Zuversicht, der

von dort ausging, gleichsam fühlte. Ich wandte meine Seele zu Gott, und indem ich tiefer in den Busch hineinschritt, erhob ich mich in brünstigem Gebet über mein begehrliches Selbst und schwur, jenes ferne Glück, von dem aus die drei Lichter strahlten, nicht weiter zu gefährden, wenn Gott mir nur vergönnen wollte, es ein einziges Mal, sei es auch nur für Tage oder Stunden, voll und ganz zu kosten. Wie er dies Wunder vollbringen wollte, war seine Sache, ich brachte ihm nur das Schmachten meiner Seele dar und dachte nicht weiter über die Wege der Erfüllung nach. Nur dies war mir klar, daß es mich nicht sowohl nach Angelos Liebe dürstete, die ich ja besaß, als nach jenem geheimnisvollen Anteil an seinem inneren Leben, an seiner Arbeit, seinen Sorgen und Plänen, der einer edlen Gattin sicher und ihr höchstes Gut ist. Während ich dies dachte, begann plötzlich der Kristall in meiner Hand zu leuchten, und es war wie eine Eingebung, daß ich ihn hob und an die Lippen führte. Da muß eine höhere Macht das Maß meines Trinkens bestimmt haben, denn es war mir, als ob nur ein einziger Tropfen meine Zunge berührte, der mich sofort mit Feuer durchgoß, aber nicht mit verzehrendem. Denn mit klarem Bewußtsein sah ich mein leibliches Teil zu Boden sinken, während ich in meinem geistigen Selbst ätherleicht und von hoher Wonne erfüllt mich in die Luft erhob. Ein gespenstisches Tier brach aus dem Dickicht, das ich jauchzend bestieg, ob ich gleich ebensogut mich hätte auf eine Wolke schwingen können; oder vielleicht war es eine Wolke, die sich zu solcher Gestalt verdichtet hatte und mich gleitend dahintrug, meinem ersehnten Ziele entgegen. Alle Erdenschwere war von mir gewichen, aber mit ihr auch alle Befangenheit in niedrigem Wollen, und reine Güte erfüllte mich wie ein morgendlicher Schein. Da begegnete ich dir, wußte, mit der Durchdringungsgabe körperloser Wesen das deine erfassend, woran du littest, und bot dir den Tausch an, nach dem du dich sehntest. So haben wir nun beide unsern Willen gehabt. Ich weiß nicht, wie du über die Stunden deiner Verwandlung denkst — ich habe sie in reinster Seligkeit durchlebt und danke dir dafür!«

Lukrezia war während dieser letzten Rede neben Imperia auf die Knie geglitten und blickte voller Anbetung zu ihr auf; jetzt konnte sie dennoch ein leises Lächeln nicht unterdrücken. »Wie?« fragte sie, heiter zweifelnd: »Ohne Angelo?«

»O Lukrezia,« erwiderte die Hohe voll Innigkeit, »ich war ja Seele und genoß jener Liebe, die der Gegenwart nicht bedarf. Auch war ich ja, nach den Gesetzen der Körperlosen, an keinen Ort gebunden, sondern konnte, wenn mich nach seinem Anblick dürstete, auf Schwingen des Sturmes oder auf gleitenden Mondstrahlen zu ihm eilen oder ihn umschweben. Aber nicht danach stand mein Sinn. Nach Arbeit stand mein Begehren, Arbeit, die wie ein marmornes Fundament die Säulen seines Lebenstempels tragen sollte, deren lichte Bekrönung ich gewesen war als Imperia. Sein Haus, sein Land, seinen Stamm wollte ich auf meinen Schultern ruhen fühlen, niedersteigend zur Dienerin, wollte ich ihm die Fülle der Gaben bereiten, aus denen er die Kräfte seines Schaffens und Wirkens schöpfen sollte. Die ich gebietend geliebt hatte, wollte dienend lieben; die ich das Leben geschmückt hatte, wollte an seinen Grundpfeilern bauen. Ich habe Brot gebacken in deinem Hause, Lukrezia, und Garn gesponnen, ich habe Wein gekeltert und Mais geworfelt. Mit geschürztem Rock stand ich im Kreise des Gesindes und genoß das Lustgefühl zweckdienlichen Daseins. Es ist schön, Lukrezia, der Quell zu sein, der die Fluren tränkt, auf denen der Fuß des Geliebten wandelt, auf denen seine Olive, sein Weinstock gedeiht; es ist schön, das Feuer zu sein, das seinen Herd wärmt, der Wind, der seine Mühlen treibt, die Erde, in der sein Stammbaum wurzelt. Das alles war ich, als ich du war, Lukrezia, das alles wirst du immer sein, so lange du lebst. Die Liebe, die Angelo mir weihte, war nur eine Blüte des Mandelbaums, dessen Wurzeln in deiner Brust ruhten, Lukrezia. Neidest du sie mir, Schwester?«

Statt aller Antwort beugte sich die kniende Burgfrau über die Hand der Kurtisane und küßte sie. Sie war tief beschämt und tief beglückt. Die abligste Frau Roms hatte ihre Arbeit geadelt.

»Gönne mir,« fuhr Imperia fort, »gönne mir diese Blüte, die auf den Goldbergen, die mir geopfert werden, liegt wie ein Gruß aus dem Paradiese! Hast du nicht gesagt, Angelo liebt dich wie das tägliche Brot? Laß ihn mich lieben, wie man die Frucht der Persika liebt, einen flüchtigen Genuß, den nur der glücklich Gesättigte sich gönnt. Du bist die

tausendfach Reichere von uns beiden, Lukrezia!« —

Als Angelo kurze Zeit darauf wieder eintrat, um zu melden, er habe nach Madonna Imperias Sänfte geschickt und erwarte diese jeden Augenblick, überraschte ihn das lieblichste Bild. Denn die zwei Frauen saßen in schwesterlicher Umschlingung dicht nebeneinander, Lukrezias dunkler Scheitel ruhte an Imperias braunlockiger Stirn, und beider Wangen, obgleich von einem Lächeln bewegt, zeigten eine leichte Tränenspur, als ob Tautropfen über Rosen gerollt wären. Imperia erhob sich, reichte Angelo mit freier Gebärde die Hand und pries ihn glücklich im Besitze einer so trefflichen und liebenden Gattin, und Lukrezia trat an seine Seite, legte die Hand auf seine Schulter und dankte ihm, daß er die edle und geistvolle Dame zur Freundin gewonnen habe und ihr einen Anteil an der erlauchten Bekanntschaft gönnen wollte. Sie schieden in vollkommener Freundschaft und mit dem Versprechen, so oft zusammenzutreffen, als es die Umstände erlauben würden; ja, sie verabredeten für den Abend selbst noch eine Zusammenkunft in Imperias Palast, wo sie von der fürstlichen Frau auf das köstlichste bewirtet wurden. Als Angelo während der Mahlzeit nach einem Stücke linden Brotes griff, nahm ihm Lukrezia mit verstecktem Lächeln die Hälfte davon weg und verzehrte sie mit einem drolligen Gestenspiel, das nur Imperia verstand. Denn sie lächelte zurück, griff nach einer rötlichen Frucht, die in silberner Schale inmitten der Tafel stand, und teilte sie mit Angelo. Als er hierauf staunend und ein wenig verlegen von der einen Holden zur andern blickte, sagte Lukrezia lachend: »Iß nur und wundere dich nicht! Wir haben uns eben jede ihren Anteil an deinem Leben genommen.« —

Angelo hörte nicht auf, Imperia zu lieben, die ihn von jener Zeit an mit entsagender Sanftmut behandelte und noch während einiger Jahre ihn tief und voll beglückte, so oft er in Rom weilte. Sie starb aber jung, und er verschmerzte den Verlust, ohne sie je zu vergessen. Nicht nur ganz Rom, sondern die ganze gebildete Welt trauerte damals um den Tod der schönen Dichterin, und sie ward noch lange Jahre in Bild und Dichtung verherrlicht. Der Magnifico, mit dem sie schließlich gelebt hatte wie eine Ehefrau, ohne ihm von ihrer Liebe, die Angelo gehörte, einen Bruchteil zu weihen, ließ ihr ein Grabmal von unerhörter Pracht setzen, das aber den Groll späterer Priesterschaften erregte und, nach Entfernung ihrer Überreste, andern Zwecken dienlich gemacht wurde. Im Volke entstanden Sagen, die von ihrer hohen Schönheit, ihrer seltenen Kunstfertigkeit und Begabung, nicht zum mindesten aber von zauberischen Kräften, die ihr innegewohnt haben sollen, berichteten, und die sie bald als Dämon, liebezerstörend, bald als guten Geist, liebeverklärend, erscheinen ließen. Eine davon ist diese Geschichte und was im Anschluß daran berichtet wird, daß Carpis Landgut das reichste und gesegnetste, sein Haus das von edlen Gästen am häufigsten besuchte, von Feinden nie angegriffene, seine Söhne die tapfersten, seine Töchter die schönsten waren, und daß das alles dem geheimnisvollen Einwirken der liebenden Seele Imperias zuzuschreiben sei.

Dennoch ist schwer zu leugnen, daß an diesem gesegneten Zustande auch Lukrezia ein Verdienst hatte, die in steter Geduld und Treue ihre hohe Aufgabe weiter erfüllt hat und Angelos wahrer Lebensgrund war, auf dem er so sicher ruhte wie auf dem heimischen Felsen. Sie war nie mehr eifersüchtig und grämte sich nicht, wenn Angelo von Dingen erzählte, die ihr fernlagen. Nach Imperias Tod wendete seine Liebe sich ihr voll und ungeteilt wieder zu, und er erzählte ihr später auch seine ganze Erfahrung mit Imperia offen wie eine Schuld, die man einem Priester beichtet. Als er aber dabei auch einmal jenes festlichen Abends gedachte, an welchem Imperia die heimischen Lieder Lukrezias gesungen hatte, und sein Weib ihn nun doch neugierig fragte, wer von beiden sie denn schöner gesungen habe, da erwiderte er zu ihrem Erstaunen, es sei ihm an jenem Abend gewesen, als ob Lukrezia und Imperia nur ein einziges Weib in zweierlei Gestalt wären, und er habe an sich halten müssen, um nicht Imperia zu umarmen, während seine ganze Seele doch von Lukrezias Bild erfüllt gewesen sei. Da erzählte ihm denn auch Lukrezia, wie die Dinge damals gestanden hätten, und es ist durch diese Geschichte der Ruhm der göttlichen Imperia nicht wenig gesteigert worden.

Georg Hausdorf: An der Dorfkirche

Mit Genehmigung des Kunstverlages von Frey in Berlin W
Aus der Ausstellung ehemals feldgrauer Künstler in Berlin

Im Kampf mit den Bazillen

Von Dr. med. Georg Wolff

Die Bekämpfung der ansteckenden Krankheiten ist eine Hauptaufgabe der modernen Hygiene geworden. Seit Louis Pasteurs und Robert Kochs bahnbrechenden Arbeiten weiß man, daß Kleinlebewesen pflanzlicher und tierischer Art, die als Bazillen und Protozoen gekennzeichneten Mikroorganismen, die ansteckenden Krankheiten verbreiten. Typhus und Cholera, Diphtherie und Masern, Malaria und Fleckfieber werden durch solche Mikroorganismen verursacht, wenn es der rastlos arbeitenden Forschung auch nicht immer gelungen ist, den »Krankheitserreger« für alle Arten der übertragbaren Krankheiten aufzufinden. Der Kampf gegen die Infektionskrankheiten ist infolgedessen ein Kampf gegen die Bazillen geworden, auch da, wo wir die Natur des einzelnen Bazillus noch nicht genau kennen. Ein Beispiel dafür liefern uns die Pocken, jene scheußliche Infektionskrankheit, der in früheren Jahrhunderten viele Hunderttausende von Menschen jährlich erlagen, der noch im Anschluß an den Krieg von 1870/71 auch in Deutschland mehr als 100 000 Menschen zum Opfer fielen, das Dreifache dessen, was der damalige Krieg, eine Spielerei gegen den jetzt beendeten Weltkrieg, an blutigen Todesopfern gefordert hatte!

Den Erreger der schwarzen Pocken kennen wir noch heute nicht; trotzdem haben wir in der Schutzpockenimpfung das souveräne Mittel, der Krankheit Herr zu werden. Die Impfung hält etwa zehn bis zwölf Jahre vor; dann erlischt der Impfschutz wieder und kann durch eine neue Impfung leicht vervollständigt werden. Die Wirksamkeit der Schutzimpfung hat sich gerade während des Weltkrieges bewährt, wo unsre Truppen vollständig von Pocken verschont geblieben sind, obwohl sie im Osten und Südosten dauernd mit pockenverseuchter Bevölkerung zu tun hatten. Erkrankt sind seit dem Jahre 1916 in Deutschland nur eine Reihe von vorwiegend älteren Leuten, die seit langem nicht geimpft waren und infolgedessen keinen genügenden Schutz mehr gegen das Pockengift besaßen.

Nach dem Vorbild der Pockenschutzimpfung hat man während des Krieges zwei andre Schutzimpfungen in großem Maßstabe durchgeführt, die Typhus- und Choleraschutzimpfung. Entsprechend der Erfahrung aus früheren Kriegen, wonach diese Darmkrankheiten ebenso wie die Ruhr gewaltig unter den dicht beieinander wohnenden und der Friedenshygiene entbehrenden Soldaten um sich zu greifen pflegen, sollte versucht werden, diese Infektionskrankheiten durch Schutzimpfungen ihrer Schrecken zu berauben. Es besteht kein Zweifel, daß auch hier die Impfungen großen Erfolg gehabt haben. Diese Kriegsseuchen hätten einen viel gewaltigeren Umfang in unsern und den feindlichen Heeren genommen, wenn nicht überall die Schutzimpfungen durchgeführt worden wären. Der Ausbruch der Krankheiten konnte zwar nicht immer verhindert werden; in den meisten Fällen verliefen aber Typhus und Cholera bei geimpften Soldaten viel leichter als bei nicht geimpften.

Durch die Schutzimpfung wollen wir versuchen, den Menschen immun, d. h. unempfindlich gegen eine spätere Infektion zu machen; zu diesem Zweck führen wir ihm das Krankheitsgift in abgeschwächter Form zu, machen ihn also in unschädlicher Weise leichtkrank (wie etwa bei der Pockenimpfung) und veranlassen ihn dadurch, in seinem Organismus Abwehrstoffe in reichlicher Menge zu bilden, die ihn vor späterer Erkrankung schützen, selbst wenn das Krankheitsgift immer wieder an ihn herantreten kann. Dieses ideale Mittel, den Kampf mit den Bazillen aufzunehmen, läßt sich leider nicht überall durchführen. Man ist nicht immer in der Lage, das Krankheitsgift so abzuschwächen, daß seine Einverleibung keine Gefahr für den Menschen bedeutet. Teils kennen wir das Krankheitsgift nicht genau, wie etwa beim Scharlach, können es nicht in Reinkultur züchten, teils haben wir nicht die Macht, die Bazillen, die wir kennen, in ihrer Giftigkeit so abzuschwächen, daß wir es wagen dürften, daraus einen wirksamen und doch harmlosen Impfstoff zu gewinnen. Das ist der Fall zum Beispiel bei der Tuberkulose, der Diphtherie, dem Wundstarrkrampf. Die diese Krankheiten verursachenden Bazillen können wir nicht so abschwächen, daß wir damit eine ungefährliche Krankheit zum Schutz gegen spätere Infektionen hervorrufen können.

Da die Bazillen selbst zu giftig waren, hat man nun versucht, Tiere mit ihnen oder dem von ihnen gebildeten Gift zu immunisieren und auf diese Weise Heilsera zu gewinnen, die in großer Menge Abwehrstoffe gegen die Bazillen enthalten. Das ist in vorbildlicher Weise Behring für die Diphtherie und den Wundstarrkrampf gelungen. Die mit dem Gift der Diphtherie- und Starrkrampfbazillen vorbehandelten Pferde liefern das berühmte Heilserum oder, genauer ausgedrückt, das Diphtherie- oder Starrkrampf-Antitoxin (Toxin = Gift, Antitoxin = Gegengift), das seinen Siegeszug über die ganze Erde genommen hat. Die erkrankten Menschen, die mit diesem Serum behandelt werden, brauchen

infolgedessen die Gegengifte nicht selbst zu bilden, sondern bekommen sie schon fertig zugeführt; sie werden passiv immunisiert im Gegensatz zu den Schutzgeimpften, die selbsttätig, also aktiv, in ihrem Körper die Abwehrstoffe bilden müssen. Die Schutzimpfung (Pocken, Typhus, Cholera) hat also vorbeugenden Wert, sie dient der Verhinderung, der Prophylaxe der Krankheit, während die Einverleibung des Heilserums im wesentlichen da in Frage kommt, wo es gilt, einen durch das Bazillengift bereits Erkrankten zu retten.

Das Ideal der Hygiene muß natürlich die Krankheitsverhütung sein, sie ist viel wirksamer als die Behandlung der einmal ausgebrochenen Krankheit. In den meisten Fällen wird der Körper mit den Bazillen, die als Schmarotzer in seine Säfte und Gewebe eingedrungen sind, fertig, besonders wenn er durch stärkende Maßnahmen andrer Art, reichliche Ernährung, Kräftigung des Herzens, darin unterstützt wird. In andern Fällen aber unterliegt er in dem Kampf mit den übermächtig gewordenen Eindringlingen, kann sich ihrer Giftwirkung nicht erwehren und stirbt. Zuweilen können wir das Heilserum auch verwenden, um die Entstehung neuer Krankheitsfälle zu verhüten, etwa neuer Diphtheriefälle in einer Familie; dann werden die andern Familienmitglieder zum Schutz mit einer geringeren Menge des Heilserums geimpft, die immerhin ausreicht, bei ihnen in den nächsten Wochen den Krankheitsausbruch zu verhindern. In großem Stile ist die prophylaktische Anwendung des Heilserums im Kriege bei der Bekämpfung des Wundstarrkrampfes zu Ehren gekommen. Die Starrkrampfbazillen finden sich häufig in der Gartenerde, im Schmutz der Ställe und andrer dunkler Orte und können daher leicht durch verunreinigte Fremdkörper (Granatsplitter, Kleidungsfetzen und dergl.) in den Körper gelangen und nun die scheußliche Starrkrampfinfektion hervorrufen, die fast immer zum Tode führt. Wenn man möglichst unmittelbar nach der Verwundung das Starrkrampf-Heilserum einspritzt, kann man fast immer den Ausbruch der Krankheit verhüten. Davon ist im Kriege ausgiebig Gebrauch gemacht worden und damit dem verstorbenen Behring, der diese Verhältnisse zuerst im Tierversuch studiert und die Wirksamkeit des Starrkrampfserums erprobt hat, ein neuer Ruhmeskranz geflochten worden.

Trotzdem seit der bakteriologischen Ära der medizinischen Wissenschaft immer neue Heilsera und Schutzimpfungen erfunden worden sind, zum Teil gute, zum Teil schlechte, nur der Ruhmsucht oder dem Geldbeutel dienende, können wir längst nicht alle Infektionskrankheiten auf diese Weise verhüten oder behandeln. Zahlreiche andre Wege müssen noch dazu dienen, die Gefahr, die der Volksgesundheit durch die ansteckenden Krankheiten droht, zu vermindern. Die Krankheitserreger selbst zu vernichten, sie im Körper des Menschen, in den sie einmal eingedrungen sind, zu töten, ist das Bestreben Ehrlichs gewesen, der durch seine chemotherapeutischen Versuche bahnbrechend gewirkt hat. Durch die Entdeckung des Salvarsans ist nicht nur die Syphilis, sondern sind auch andre Krankheiten des Menschen, wie Rückfallfieber und Framböfie, ferner Tierkrankheiten, wie die Brustseuche des Pferdes, heilbar geworden. Dieser Großtat der medizinischen Wissenschaft werden wir Dank zollen müssen, auch wenn sich die kühnsten Erwartungen des Entdeckers nicht erfüllt haben. Ein ähnlicher Weg wird schon seit vielen Jahren in der großzügigen Bekämpfung der Malaria beschritten, die in den südlichen Ländern von allen Infektionskrankheiten das größte hygienische Interesse beansprucht. Die Erreger des Wechselfiebers, die Malariaplasmodien, werden durch das aus der Chinarinde gewonnene Chinin noch bei sehr starker Verdünnung abgetötet. Darauf beruht die in allen Ländern der Erde eingeführte Heilbehandlung der Malaria mit Chinin. Leider besitzen wir solcher Heilmittel, die den Krankheitserreger töten, ohne dem Menschen zu schaden, nur sehr wenige.

Wirkungslos sind unsre Heilversuche bisher dem Fleckfieber gegenüber gewesen, jener akuten Infektionskrankheit, die durch den Krieg in einer Weise die östlichen und südöstlichen Länder Europas (Rußland, Rumänien, Serbien, Türkei) heimgesucht hat, wie man es seit langem nicht mehr kannte. In Deutschland war die Krankheit der jetzigen Ärztegeneration fast unbekannt. Das Fleckfieber, auch Flecktyphus oder Hungertyphus genannt, ist die Krankheit des menschlichen Elends. Wo Hungersnot und Unsauberkeit herrschen, breitet sich das Fleckfieber aus. Denn, wie die großen Erfahrungen des Weltkrieges gelehrt haben, wird die Krankheit ausschließlich durch Läuse übertragen. Wo keine Läuse vorhanden sind, da gibt es auch kein Fleckfieber; darum ist es in den Ländern mit höher entwickelter geistiger und hygienischer Kultur ausgestorben, während es in Rußland, auf dem Balkan, in Kleinasien, in Nordafrika, in Mexiko schon vor dem Kriege heimisch war.

Der Kampf gegen das Fleckfieber richtet sich nicht unmittelbar gegen die Krankheitserreger, die uns ihrem Wesen nach noch nicht völlig bekannt sind, sondern gegen die Läuse, die als Zwischenwirte des Krankheitsgiftes die Infektion von einem Menschen auf den andern übertragen. Die Fleckfieberkranken selbst sind nicht ansteckend in dem Sinne, daß sie unmittelbar die Krankheit auf andre Menschen verbreiten. Darin hat das Fleckfieber eine gewisse Ähnlichkeit mit der Malaria, die gleichfalls nur durch Zwischenwirte, die Anophelesmücken, von einem Menschen auf den andern übertragen wird. Nur in deren Organismus können sich die Malariaerreger weiterentwickeln und

vermehren. Ganz ähnlich beim Fleckfieber. Nur die Laus, vorwiegend die Kleiderlaus, vermag das Krankheitsgift zu züchten und weiterzuverbreiten. Andre blutsaugende Insekten, wie Wanzen und Flöhe, haben diese Fähigkeit nicht. Hier liegen biologische Feinheiten vor, in deren Rätsel die Wissenschaft noch nicht eingedrungen ist.

Die Tatsache, daß nur die Läuse das Fleckfieber verbreiten, erklärt die Maßnahmen, die so erfolgreich zur Unterdrückung der Krankheit geführt haben. Überall da, wo eine gründliche Entlausung durchgeführt werden konnte, ist die Seuche ausgestorben. Deshalb hat sie während des Krieges infolge der sorgfältigen Überwachung der Grenzen nicht nach Deutschland eingeschleppt werden können. Erst als die zurückflutenden Menschenmassen infolge der überstürzten Abrüstung die gesundheitlichen Sicherheitsvorschriften nicht mehr beachteten, die vorher zwangsweise durchgeführte Entlausung an den Grenzen gegen Rußland und Österreich umgingen, hielt auch das Fleckfieber in Deutschland seinen Einzug. Inzwischen ist die Epidemie, die im Frühjahr 1919 ihren Höhepunkt erreichte, glücklich überstanden, da bei uns selbst in den traurigsten Zeiten die Verlausung der Bevölkerung nie einen solchen Grad erreichen wird wie in Rußland oder auf dem Balkan. Dazu gilt der Gebrauch von Wasser und Seife in Deutschland selbst der ärmsten Bevölkerung als ein zu natürlicher und notwendiger Lebensgenuß.

Ein Heilmittel, wie das Chinin für die Malaria, haben wir zur Behandlung des Fleckfiebers leider nicht. Um so mehr muß das Bestreben der Hygiene darauf gerichtet sein, den Krankheitsausbruch zu verhüten, also der Läusevertilgung die größte Aufmerksamkeit zu widmen.

Wieder ganz anders sind die Maßnahmen, die zur Bekämpfung der Tuberkulose, der bei uns am meisten verbreiteten Volkskrankheit, erforderlich sind. Durch Robert Kochs Entdeckung des Tuberkelbazillus (1882) wurde die infektiöse Ursache der Krankheit aufgeklärt. Die Tuberkelbazillen sind ungemein verbreitet, bei Mensch und Tier. Heute wissen wir, daß aber nicht nur die Anwesenheit der Bazillen zur Entstehung der Krankheit erforderlich ist — sonst hätten wahrscheinlich alle Menschen Tuberkulose —, sondern daß noch andre Momente am Zustandekommen der Infektion schuld sind. Die sogenannte Krankheitsbereitschaft oder Disposition spielt hierbei eine große Rolle; vor allem aber begünstigen Unterernährung und Wohnungsnot die Verbreitung der Krankheit. Das hat sich in besonders auffallender Weise unter der Blockadeeinwirkung während des Weltkrieges gezeigt. Seit dem Jahre 1913 ist in Deutschland eine Verdoppelung der Tuberkulosetodesfälle unter der städtischen Bevölkerung eingetreten; von 15,7 auf je 10 000 Einwohner im Jahre 1913 ist die Zahl der Tuberkulosetodesfälle auf 31,7 im Jahre 1918 gestiegen. Nach den statistischen Erhebungen von Geheimrat Hamel aus dem Reichsamt des Inneren sind in den Jahren 1915 bis Ende 1918 763 000 Menschen der Zivilbevölkerung in Deutschland den Wirkungen der Nahrungsnot infolge der Blockade erlegen. Davon entfällt ein großer Teil ausschließlich auf das Konto der Tuberkulose.

Das zweite Moment, das die Ausbreitung der Tuberkulose, insbesondere der Lungenschwindsucht, begünstigt, ist das Wohnungselend der großstädtischen Bevölkerung. Kein Wunder, daß der tuberkulöse, bazillenhustende Vater oder die Mutter die Krankheit auf ihre Kinder im frühesten Alter übertragen, wenn sie zu sechsen oder sieben oder zu noch mehr Personen auf einen Raum, wie es in der großstädtischen Bevölkerung nicht selten ist, angewiesen sind. Hier ist die Möglichkeit immer wieder gegeben, daß sich die Kinder an dem Auswurf und den Hustentröpfchen, die die Tuberkelbazillen zu vielen Tausenden enthalten, anstecken und schließlich selbst an irgendeiner Form der Tuberkulose erkranken.

Ein wirkliches Heilmittel der Tuberkulose gibt es bisher nicht. Weder das Tuberkulin noch die zahlreichen andern Mittel, die in neuerer und älterer Zeit als Heilmittel mit mehr oder weniger großem Aufwand von Reklame angepriesen sind, vermögen den fortschreitenden Krankheitsprozeß aufzuhalten, vermögen die Tuberkelbazillen abzutöten, wie etwa das Salvarsan die Erreger der Syphilis oder des Rückfallfiebers abtötet oder das Diphtherie-Heilserum die Giftwirkung der Diphtheriebazillen neutralisiert. Die ausgebrochene Krankheit ist deshalb therapeutisch schwer zu beeinflussen; wohl aber haben wir die Mittel, den Krankheitsausbruch oder doch die Verschlimmerung leichter Erscheinungen zu verhindern. Die Bekämpfung der Tuberkulose ist daher in erster Linie eine prophylaktische. Sozialhygienische Maßnahmen tragen in hohem Maße dazu bei, ihrer Ausbreitung Einhalt zu tun.

Der Aufenthalt in gesunden, sonnigen Wohnungen, noch besser in frischer, reiner Luft auf dem Lande oder im waldigen Mittelgebirge und, damit verbunden, eine ausreichende Ernährung sind die besten Waffen im Kampfe gegen die Tuberkulose. Die Lungenfürsorgestellen haben diesen Grundsatz längst als den einzig erfolgversprechenden erkannt, indem sie möglichst vielen Leichtkranken oder auch nur Krankheitsverdächtigen den Aufenthalt in einer Lungenheilstätte oder einem ähnlichen Unternehmen ermöglichten. Die Sonne und die reichliche Ernährung daselbst haben den besten Einfluß auf den Verlauf der Krankheit; natürlich können auch solche Mittel da nicht mehr helfen, wo der Krankheitsprozeß schon zu weit vorgeschritten ist.

Daß diese Fürsorgebestrebungen durch die lange

Dauer des Krieges erheblich gelitten haben, daß sie teilweise infolge der Aushungerungspolitik unsrer Feinde völlig daniederlagen, darf uns nicht wundern. Hier haben wir die Ursache, warum die Tuberkulosesterblichkeit in den Kriegsjahren so entsetzlich zugenommen hat. Sie betrug, auf je 10 000 Einwohner berechnet:

1913	15,7
1914	16,0
1915	16,8
1916	18,0
1917	25,3
1918	31,7

Besonders in den beiden letzten Kriegsjahren 1917 und 1918 war die körperliche Widerstandsfähigkeit der Bevölkerung durch die lange Unterernährung so geschwächt, daß die Sterblichkeitsziffer ganz ungeheuer in die Höhe schoß; sie war 1918 doppelt so hoch als im Beginn des Krieges.

Was wir unter diesen Umständen in Zukunft zur Bekämpfung der Tuberkulosesterblichkeit zu tun haben, ergibt sich von selbst. Die sozialhygienischen Maßnahmen, die in Verbesserung der Wohnungs- und Ernährungsverhältnisse der großen Bevölkerung zu bestehen haben, müssen in weitem Umfang gefördert werden. Hoffentlich ist die wirtschaftliche Entwicklung Deutschlands trotz des ihm aufgezwungenen Gewaltfriedens, in dem von Fürsorgebestrebungen für die leidende Menschheit der Zukunft kein Hauch zu spüren ist, so, daß die Vermehrung der Walderholungs- und Lungenheilstätten, die Verbesserung der großstädtischen Wohnungsverhältnisse, die gleichmäßige Gewährung einer bekömmlichen und gehaltvollen Nahrung gewährleistet werden kann.

Wir haben uns bei der Tuberkulose absichtlich etwas länger aufgehalten, weil der Kampf dagegen zu den wichtigsten Gebieten einer erfolgreichen Volkshygiene gehören muß. Die Tuberkulose ist die Krankheit der breiten Massen, des arbeitenden und von seiner Gesundheit zehrenden Proletariats, die Krankheit der unter schlechten Wohnverhältnissen leidenden Großstadtbevölkerung viel mehr als der ländlichen Bauernbevölkerung. Deutschland, das in den Jahren vor dem Kriege ein ausgesprochener Industriestaat geworden, dessen weitere Entwicklung noch nicht abzusehen ist, hat das größte Interesse daran, die Gesundheit seiner Bevölkerung zu heben. Denn mehr noch als je beruht seine wirtschaftliche Kraft auf der Zahl seiner arbeitsfähigen Bevölkerung.

Eine Krankheit, die nicht dauernd am Gute der Volksgesundheit zehrt, sondern wie eine akute Plage dahergeschritten kam, ist die Grippe, die seit 1918 in der ganzen Welt Unheil gestiftet hat. Eine eigentliche Abwehr dieser höchst ansteckenden Erkrankung der Luftwege ist nicht möglich; das hat gerade die ungeheure Verbreitung der Grippe in allen Weltteilen gezeigt. Die letzte große Grippeepidemie hatten wir in Europa Ende der neunziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts. Seitdem kamen nur vereinzelte Fälle dieser Infektionskrankheit vor. Worauf es nun beruht, daß plötzlich nach einer längeren Zeit der Ruhe das Krankheitsgift zu einer so mächtig auflodernden Epidemie geführt hat, entzieht sich noch unsrer Kenntnis; dies um so mehr, als sich über den Erreger der Krankheit, den von Pfeiffer, einem der ältesten Schüler Robert Kochs, entdeckten Influenzabazillus auch jetzt noch keine Einigkeit ergeben hat, trotzdem die Frage während der jetzigen Grippeepidemie natürlich von allen Bakteriologen erneut geprüft worden ist. Wahrscheinlich ist immerhin, daß das Krankheitsgift sich auch zu Zeiten, zu denen gehäufte Erkrankungen nicht beobachtet werden, bei einzelnen Menschen lebensfähig erhält und von ihnen aus zu Epidemiezeiten seinen Ausgang nimmt. Nur so können wir es erklären, daß die Krankheit, die sich als so ungeheuer ansteckend erweist, plötzlich nach zwanzig oder dreißig Jahren wieder aufflammt und nun eine Generation vorfindet, die ihr widerstandslos preisgegeben ist.

Wir streifen damit ein außerordentlich wichtiges Kapitel der Seuchenbekämpfung, das in jüngster Zeit die Aufmerksamkeit der Hygieniker besonders in Anspruch genommen hat, das Kapitel der Bazillenträger. Je mehr sich die öffentliche Gesundheitspflege mit der Bekämpfung der Infektionskrankheiten beschäftigt und sich dazu der wissenschaftlichen Methoden des Bazillennachweises bedient hat, desto häufiger hat sich der einwandfreie Befund ergeben, daß Menschen, die selbst gar keine Anzeichen einer bestimmten Krankheit mehr haben, etwa des Typhus oder der Diphtherie, noch immer die Krankheitserreger mit sich herumtragen. Man bezeichnet sie dann als Bazillenträger. Sie beherbergen in ihrem Körper die schädlichen Parasiten, ohne selbst noch im mindesten einen kranken Eindruck zu machen. Gerade weil sie sich vollkommen gesund fühlen, verschleppen sie die Krankheit viel leichter als andre, die einen schwerkranken Eindruck machen und mit allen Vorsichtsmaßregeln der modernen Hygiene isoliert und vom freien Verkehr ausgeschaltet werden.

Die Bazillenträgerfrage spielt heute noch eine viel größere Rolle, da zahlreiche Soldaten, die sich im Kriege mit Typhus oder Ruhr infiziert haben, zwar geheilt sind, aber noch immer, ohne selbst krank zu sein, Bazillen ausscheiden und dadurch für ihre Umgebung zu einer Gefahr werden können. Ein besonders lehrreiches Beispiel, wie auf diese Weise Neuinfektionen entstehen können, ereignete sich einige Jahre vor dem Kriege in einem Bataillon des Hanauer Eisenbahnregiments. Hier erkrankten plötzlich in kurzer Zeit mehr als 200 Leute an Typhus, während in der Stadtbevölkerung keine Erkrankungen vorkamen. Es lag auf der Hand, daß die so begrenzte Epidemie durch eine ganz be-

sondere Ursache veranlaßt sein mußte. Durch Trinkwasser oder durch Milch konnte die Krankheit nicht verbreitet sein, da dann auch andre Menschen aus der Stadt erkrankt wären. Der Infektionsherd mußte demnach im Inneren des Truppenteils selbst liegen, was bald auch die eingehende bakteriologische Untersuchung bestätigte. Es stellte sich heraus, daß eine in der Mannschaftsküche mit dem Schälen von Kartoffeln beschäftigte Frau, die vor zwölf Jahren Typhus überstanden hatte, die Infektionsquelle der Krankheit war. Die harmlose Frau war die verhängnisvolle Bazillenträgerin, dabei fühlte sie sich selbst vollkommen gesund. Sie war am Abend vorher in der Mannschaftsküche bei der Zubereitung von Kartoffelsalat tätig gewesen, den die Mannschaften des betreffenden Bataillons genossen hatten. Damit erklärte sich einwandfrei, warum nur diese Mannschaften, nicht auch andre Menschen, die mit ihnen zusammenkamen, von der Epidemie betroffen wurden. Durch die Bazillenträgerin waren die Typhuskeime auf die gekochten Kartoffeln beim Schälen übertragen worden, hatten sich hier, da die Kartoffel ein ausgezeichneter Nährboden für Typhusbazillen ist, ungeheuer vermehrt und von da am gleichen Tage den Weg in den Darmkanal der Mannschaften gefunden.

Der Typhus ist hier nicht epidemisch über eine ganze Stadt, über einen ganzen Bezirk verbreitet gewesen, sondern vielmehr auf einen einzigen Herd beschränkt geblieben, auf die Kaserne des Eisenbahnregiments. Man spricht in solchem Fall besser von einer endemischen Verbreitung der Krankheit. Ähnliche Beobachtungen sind in früherer Zeit sehr häufig gemacht. Aber erst seitdem man weiß, daß Menschen jahrelang in ihrem Körper Typhusbazillen großzüchten und auf die eine oder andre Weise auf Gesunde übertragen können, ist das rätselhafte Auftreten dieser endemischen Typhusinfektionen voll erklärt. Auch die Tatsache, daß in bestimmten Wohnstätten, den berüchtigten »Typhushäusern«, immer neue Bewohner an Typhus erkrankten, ist fast immer durch die Ermittlung derartiger Bazillenausscheider restlos geklärt worden.

Diese Dauerausscheider oder Bazillenträger bilden eine ständige Gefahr für ihre Umgebung. Da sie sich selbst völlig gesund fühlen, geht es auch nicht an, sie auf Jahre hinaus ihrer Freiheit zu berauben, sie in einem Krankenhause oder einer geschlossenen Anstalt unterzubringen. Denn sie sind ja eigentlich selbst nicht mehr krank, sie haben die Infektion glücklich überstanden und verfügen in ihrem Körper über genügende Schutzstoffe zur Unschädlichmachung der krankheiterregenden Bazillen, die sie noch beherbergen. Aber andre Menschen, die gegen Typhus nicht geschützt, nicht auf natürliche Weise immunisiert sind, können jederzeit durch die Bazillenträger infiziert werden. Die Keime, die dem Bazillenträger selbst unschädlich sind, werden wieder höchst virulent (giftig), wenn sie auf einen neuen Nährboden, auf einen neuen Wirt übertragen werden. Das kennen wir von zahllosen andern Bakterien auch.

Eine andre Krankheit, die nicht selten durch Bazillenträger verbreitet wird, ist die Diphtherie. In der Regel verschwinden die Diphtheriebazillen aus dem Munde und Rachen des Erkrankten nach vier bis sechs Wochen, zuweilen schon früher. Da die Keime charakteristische Wuchsformen haben, läßt sich das bakteriologisch mit großer Sicherheit feststellen. In vereinzelten Fällen bleiben die Diphtheriebazillen aber noch monatelang nachweisbar. Der betreffende Mensch fühlt sich dabei völlig gesund, hat kaum noch irgendwelche Beschwerden, da er durch die Schutzeinrichtungen des Körpers unempfindlich gegen das Diphtheriegift geworden ist. Wir brauchen nicht zu betonen, daß auch er eine ständige Gefahr für seine Umgebung bildet, um so mehr, als die Diphtherie nicht selten durch Anhusten übertragen wird. Auf diese Weise haben sich Ärzte häufig genug bei der Untersuchung Diphtheriekranker infiziert.

Immerhin liegen die Verhältnisse bei der Diphtherie nicht so verwickelt wie beim Typhus, da die Diphtheriekranken nach dem Stande der heutigen Untersuchungen die Keime nicht so lange mit sich herumschleppen, wie es nachweislich die Dauerausscheider der Typhusbazillen tun können. Nach einigen Monaten sind gewöhnlich die infektionsfähigen Diphtheriebazillen aus der Mundhöhle verschwunden. So lange kann man die Kinder, die ja die überwiegende Zahl der Diphtheriekranken bilden, ganz gut von andern absondern, entweder im Krankenhaus oder in der Wohnung, kann sie vom Schulbesuch fernhalten und ähnliche Schutzvorrichtungen treffen. Das läßt sich aber nicht für die Typhusbazillenträger durchführen. Beispielsweise kann die Frau, die in Hanau die Typhusepidemie oder -endemie verursachte, auf Grund einer Erkrankung, die sie vor zwölf Jahren überstanden hat, unmöglich auf Jahre ins Krankenhaus gesteckt werden. Das würde ihr und allen Personen, denen es ähnlich ergeht, am allerwenigsten passen. Da die andern Menschen aber vor solchen Infektionsquellen geschützt sein wollen, so ist es tatsächlich äußerst schwierig, ohne Verletzung der persönlichen Freiheit den richtigen Ausweg zu finden. Zunächst ist es erforderlich, an das soziale Gewissen derartiger Bazillenträger zu appellieren, ihnen bewußt zu machen, daß sie durch leichtsinnigen Umgang unsägliches Leid über andre Menschen bringen können. Äußerste Sauberkeit zum mindesten, womöglich ausreichende Desinfektionsmaßregeln sollten alle Menschen, die als Dauerausscheider bekannt sind, unter schuldiger Rücksichtnahme auf ihre Mitmenschen beobachten. Außerdem erfor-

dert es die soziale Hygiene, daß sie zur Herstellung und Zubereitung von Nahrungsmitteln im Gewerbebetriebe und im Hause nicht zugelassen werden. Wenn darunter die Erwerbsfähigkeit der Bazillenträger leidet, so muß ihnen vom Staat im Interesse der öffentlichen Gesundheitspflege eine entsprechende Entschädigung gewährt werden.

Auf eine besondere Art von Bazillenträgern sei zum Schluß noch hingewiesen. Wir sprachen bisher nur von solchen, die früher selbst einmal erkrankt waren und von dieser Infektion her die Keime noch beherbergen. Nun gibt es nachgewiesenermaßen auch Individuen, die solche Keime mit sich herumtragen, ohne selbst jemals erkrankt gewesen zu sein. Solche Menschen sind natürlich besonders gefährlich; meist handelt es sich um Erwachsene, die auf diese Weise die Krankheit nicht selten auf ihre Kinder übertragen. Erwachsene, die für Diphtherie selbst nicht empfänglich sind, aber Bazillen führen und auf andre Menschen übertragen, sind nicht so selten; häufiger geschieht das noch bei der Verbreitung der epidemischen Genickstarre, einer Krankheit, die jetzt nur vereinzelt vorkommt, zuzeiten aber, wie 1904/5 in Oberschlesien, eine ungeheure Verbreitung annehmen kann. Ähnlich ist es auch mit der sogenannten spinalen Kinderlähmung, die zuerst in Schweden beobachtet wurde, bald aber auch in allen andern Ländern der Welt, glücklicherweise immer nur vereinzelt, aufgetreten ist. Auch hier spielen gesunde Zwischenträger eine wichtige Rolle bei der Verbreitung der Krankheit.

Die Wege, auf denen die Infektionskrankheiten sich ausbreiten können, sind ungemein mannigfaltig. Darum müssen die Mittel, die wir zur Abwehr der krankheiterregenden Bakterien und Protozoen anzuwenden gezwungen sind, ebenso vielfältig sein. Auf der einen Seite steht die Kräftigung des gefährdeten Menschen, die Gewährleistung möglichst gesunder Lebensverhältnisse, auf der andern der Kampf gegen die Bazillen selbst durch Schutzimpfungen und Heilsera, durch chemische Heilmittel und keimtötende Antiseptika im Vordergrund der hygienischen Maßnahmen. Im allgemeinen können wir zufrieden sein mit den Erfolgen, die wir dank den unermüdlichen Bemühungen der Ärzte, dank den Forschungen Jenners, Pasteurs, Kochs, Ehrlichs, Behrings errungen haben — um nur die größten Pfadfinder auf dem Gebiete der Bakteriologie und Immunitätswissenschaft zu nennen.

Es ist auch sicherlich keine nationale Überhebung, wenn wir feststellen, daß auf diesem Gebiet der Gesundheitspflege und der experimentellen Forschertätigkeit Deutschland eine Führerstelle hatte. Hoffen wir, daß es sich ebenso erfolgreich, wie bisher in dem Kampf gegen die unheilstiftenden Parasiten, jener unbarmherzigen Feinde erwehren kann, die es jetzt durch einen niederdrückenden Frieden zu ersticken trachten. Hoffen wir, daß es auch in diesem Kampf die Abwehrmaßnahmen findet, die die endgültige Katastrophe verhindern und den Grund zu dem Wiedererstarken seiner moralischen und physischen Kräfte legen.

Leben

Wenn mit der Nacht das Gestern sanft entgleitet
Und Morgen leuchtend mich umfließt,
Bin ich ein Sämann, der sein Feld beschreitet
Und Furchen seiner Saat erschließt.

Der Mittag spannt den Lebensbogen,
Daß fast mein Pfeil zum Himmel schwingt;
Des Reifens wunderbares Wogen
Ist wie ein Meer, das Zukunft winkt.

Dann kommt der leise Schnitter Abend
Und pflückt die Frucht der Gegenwart
Und sieht mich tief und tiefer grabend
Ins dunkle Bett, das meiner harrt.

Georg Eltzschig

Vom Schmucktriebe des Menschen

Von Dr. med. Adolf Heilborn

Die naturwissenschaftliche Betrachtungsweise, die im Menschen nicht mehr ein »mit besonderer, ihm von oben herab verliehener Wissenschaft begabtes« Lebewesen (nach Lyells Ausdruck) sieht, sondern seine körperliche wie geistige Heranbildung von dem gleichen großen Entwicklungsgesetze beherrscht glaubt, das auf seine »Brüder im stillen Busch, in Luft und Wasser« wirksam ist, hat, als Prinzip auch auf die mannigfaltigen Probleme der allgemeinen Völkerkunde angewandt, schon manche Frage auf diesem Gebiete mühelos zu lösen vermocht, die uns bis dahin rätselhaft geblieben war. Sie hat uns gezeigt, daß es auch im Werden der Kultur nirgend unvermittelte Sprünge gibt, und daß hier in allen Anfängen die Natur der Lehrmeister, natürliche Gebilde die Vorbilder des Menschen sind, der nichts aus sich selbst heraus schafft und immer erst Finder ist, ehe er Erfinder wird. Sie hat uns vor allem auch gelehrt, daß wir gar nicht naiv genug an die Betrachtung früher Kulturstufen der Menschheit und der einzelnen Kulturerscheinungen herantreten können, daß wir solche Dinge nie und nirgend von unserm europäozentrischen Standpunkte aus beurteilen dürfen, wenn wir nicht zu völlig falschen Schlüssen gelangen wollen.

Zu derart irrigen Schlüssen ist man bisher aus dem genannten Grunde meines Erachtens auch bezüglich jenes viel erörterten Problems gekommen, das sich mit der Herkunft des Schmucks und der Kleidung des Menschen beschäftigt, und das man von unserm Kulturstandpunkt aus mit dem der Entwicklung des Schamgefühls und ästhetischer Regungen aufs engste verknüpft glaubte. Demgemäß hat man auf diese Frage die mannigfachsten Antworten gegeben, die alle den Kern der Sache gar nicht berühren, sondern nur an der Oberfläche des Problems haften. Ein paar der bemerkenswertesten stelle ich meiner Erörterung voran.

Tylor, der Begründer der vergleichenden Völkerkunde, sieht in dem Bestreben, »den Körper durch Schmuck zu verschönern, einen der menschlichen Natur in hohem Grade eignen Trieb«, die Kleidung aber werde »teils aus Schamgefühl, teils zur Zierde« getragen. Nach Schurtz, der dem Problem eine umfangreiche Arbeit gewidmet hat, ist ein »elementarer Trieb, der in Form des dumpfen Wunsches, das Innenleben nach außen zu kehren, nach außen hin etwas zu sein und zu bedeuten«, auftritt, »die Grundlage aller schmückenden Tätigkeit«, der »erste Beweggrund zur Erfindung der Tracht« jedoch »das Schamgefühl; andern Ursachen als Regungen des Schamgefühls ist das Entstehen einer Kleidertracht nicht zuzuschreiben«. Nach der Meinung Ratzels ist der Schmuck aus der »Befriedigung der Gefallsucht«, die Kleidung aber »aus dem Schamgefühl« und dieses wieder »aus der geschlechtlichen Sonderung« erwachsen. Waitz urteilt, der Mensch finde ein »Vergnügen« daran, sich zu schmücken; nach Peschel verdanken wir die Bekleidung den »ältesten ästhetischen Regungen des Menschengeschlechts«. Alle diese und viele ähnliche Erklärungsversuche der Ethnologen und noch mehr der Philosophen stützen sich auf einen besonderen Instinkt und angeborene Triebe des Menschen, mit deren Annahme man unschwer alles Rätselhafte erklären kann. Aber die Instinkte des Menschen sind in ihrem Urgrunde Erbschaften aus seiner Tiervergangenheit, und von einem spezifischen »Schmucktriebe« ist innerhalb der engeren Verwandtschaft und der Vorfahrenreihe des Menschen nichts zu merken.

Auf anderm Wege sucht Weule dem Problem beizukommen. Er weist darauf hin, daß der Mensch im Laufe seiner Entwicklung zum »Gehirntiere« allmählich die »Fähigkeit eingebüßt hat, durch besondere, zum Teil nur zeitweilige Ausstattung und Umgestaltung von Körperteilen innere Triebe anzudeuten oder sich äußeren Einflüssen anzupassen, wie das in der Tierwelt in so mannigfacher Weise (Hochzeitskleid der Vögel, Amphibien und Fische, Kämme, Höcker, Geweihe usf.) der Fall ist«, und glaubt den Schmuck »in seinem Urgrunde direkt auf fortgebildete, lediglich abgeänderte tierische Vorbilder« zurückführen zu sollen. Das ist eine scheinbar recht einleuchtende naturwissenschaftliche Erklärung der Entstehung des menschlichen Schmucks; nur deckt

sie sich nicht recht mit den Beobachtungen und Tatsachen der Völkerkunde und versagt beispielshalber der primitivsten, ältesten und geradezu weltweit verbreiteten Schmuckform, dem Kettenschmucke, gegenüber völlig, der sich an keinerlei tierische Vorbilder anknüpfen läßt.

Nun gibt es aber im Tierreiche in der Tat dem menschlichen »Schmucktriebe« ganz ähnliche Erscheinungen, und sicherlich entspringen diese auch ganz ähnlichen Quellen. Es handelt sich hier um jene merkwürdigen Sammlungen, die sich gewisse Vogelarten, wie die syrische Spechtmeise, der indische Baya-Webervogel usf., vor allem aber die in Australien und Neuguinea heimischen Laubenvögel anlegen. Die genannte Spechtmeise sammelt schillernde Insektenflügel, der Baya verziert die Innen- wie die Außenseite seines geldbörsenförmigen Nestes mit Leuchtkäfern; die Laubenvögel endlich tragen in ihren der Werbung dienenden Tanzlauben die mannigfaltigsten, lebhaft gefärbten Dinge zusammen. So berichtet Jackson von dem sägeschnäbligen Laubvogel Nordqueenslands, er hole für seine Laube — oft von weither — die Blätter von Litsea dealbata, deren Unterseite schön silberweiß glänzt. Der Satin-Laubenvogel häuft vor dem Eingang zu seiner Laube Schneckenschalen, von der Sonne gebleichte Tierknochen, kleine Schädel und bunte Federn auf. Gould fand in solcher Laube einmal ein schön poliertes Steinbeil und Streifen blauen Zeuges. Der Prinzenvogel sammelt nach Ramsay Muscheln und verschiedenartige blaue, rote und schwarze Beeren. »Alle diese Dinge werden fortwährend anders geordnet und von den Vögeln beim Spielen herumgetragen«. Es sei hier auch an die »Diebsgelüste« unsrer Raben, Dohlen, Elstern usf. erinnert. Groos, der in seinem schönen Werke über die »Spiele der Tiere« diesem Sammeleifer eine ausführliche Darstellung widmet, kommt zu dem Schlusse, daß sich »zur Erklärung dieser Phänomene kein näher liegender Grund anführen lasse, als einfach die Freude der Vögel am Besitz von Dingen, die durch auffallende Färbung oder dergleichen ihr Interesse erregen«, und indem er damit jenen auch bei unsern ja gleichfalls nach allem Bunten und Auffälligen greifenden Kindern zu beobachtenden, hier sich noch ganz unverhüllt gebenden Aneignungs- und Erwerbstrieb in Beziehung bringt, urteilt er: »Nach meiner Meinung haben wir es hier mit einem sehr wichtigen Instinkt zu tun; denn im Kampfe ums Dasein gilt überall das ‚Halte, was du hast'.«

Auf diesem Gebiete liegt nun auch, wie ich zuerst in meiner »Allgemeinen Völkerkunde« (Bd. I, 1915) dargetan habe, die Quelle des »Schmucktriebs« des Menschen. Hatte der Jäger der Urzeit durch Kraft, Gewandtheit oder List irgendein Tier erlegt, so wird er den selbstverständlichen Wunsch gehabt haben, aus dem Aneignungstriebe heraus, aus Freude am Besitz und weiterhin als dauerndes Zeugnis seiner Tat das Gebiß, das Gehörn, die Krallen, das Fell usf. aufzubewahren, wobei, wie wir ferner annehmen dürfen, auch mancherlei primitive, mystische Vorstellungen eine Rolle spielten. Für solchen Besitz konnte er aber keinen besseren und vor allem auch sichereren Aufbewahrungsort finden als den eignen Körper. Schon Jahrtausende vor Bias war jenes »Omnia mea mecum porto« (Alles was mein, trage ich bei mir) ein streng befolgter Grundsatz der primitiven Menschheit, ganz so wie heute noch kulturell besonders tiefstehende Völker, etwa die Buschmänner der Kalahari, alles, was sie besitzen, an sich und mit sich herumtragen. Dieser am Körper mitgeführte Besitz mußte sowohl als Mehrbesitz wie als ein allen sichtbares Zeichen bewiesener Überlegenheit den Neid der Genossen und die Bewunderung der Frauen erregen. Man wird also sehr bald allgemein danach getrachtet haben, sich ähnlichen Besitz zu verschaffen, ähnliche Auszeichnung vor andern zu erlangen, und damit war die Eitelkeit geweckt, die nach Goethes treffendem Worte »persönliche Ruhmsucht« ist, oder nach Kants Erklärung jener »natürliche Hang des Menschen, sich mit einem Bedeutenden in Vergleichung zu stellen und seine Weise nachzuahmen, um bloß nicht geringer zu erscheinen als andre.« Was vom Erlegen wehrhafter Tiere gesagt wurde, gilt ebenso dann vom Erbeuten bunter Vögel, vom Finden seltener Muschelschalen, glitzernder Steine und dergleichen. Schon aus recht frühen Menschheitstagen haben wir Kunde von Schmuckstücken dieser Art. Hausers dem mittleren Diluvium zuzurechnender Homo Aurignacensis trug eine Halskette aus durchbohrten Muscheln, die weit von der heimatlichen Dordogne entfernt am Meere gefunden worden waren. Vollends in die ältesten Kulturperioden der Eiszeit, das Chelleen und Acheuleen, in die

Frühling

Nach einem Originalholzschnitt von Carl Alexander Brendel

Tage der Neandertalrasse, führen uns jene Schmuckstücke aus Feuerstein, auf die jüngst Ballet die Aufmerksamkeit gelenkt hat. Kein Zweifel, an diesen Steinen hat die natürliche Durchbohrung den Blick des Finders gefesselt, der sich dann bemühte, dem Steine eine regelmäßige Form zu geben, von dem Material in der Nähe des Aufhängungsloches so viel wie möglich zu entfernen usf.

Von Natur durchbohrte, als Schmuckstück getragene Feuersteinstücke der ältesten Steinzeit. (Nach Ballet)

Sobald erst einmal der Schmucktrieb auf der Grundlage auszeichnenden Besitzes erwacht ist, wird die Weiterentwicklung des Schmucks zu höheren, mehr ästhetisch betonten Formen ohne weiteres verständlich, wobei jedoch bis zu den höchsten Stufen der Besitz und das Persönliche den besonderen Akzent beibehalten.

Halskette aus Menschen- und Hundezähnen (Neu-Pommern). Sammlung Heilborn

Für die Richtigkeit der vorgetragenen Hypothese sprechen zahlreiche Tatsachen und Erfahrungen der Völkerkunde.

Es ist zunächst gewiß bemerkenswert, daß von dem sonst ziemlich allgemeinen Kommunismus bei den Naturvölkern in der Regel, jedenfalls vor allen Dingen, der Schmuck als ganz persönlicher Besitz ausgeschlossen ist. »Man darf sagen,« bemerkt Schurtz einmal, »daß die Schmucksachen das erste Privateigentum des Menschen sind, und daß sie die Anregung zu weiterem Sammeln persönlichen Besitzes gegeben haben«, und er sieht mit gewissem Recht im Schmuck den Keim zu der ältesten Art des Geldes. Fast überall gibt man dem Toten auch den Schmuck mit ins Grab.

Sodann sind auf niederen Kulturstufen in erster Reihe die Männer die eigentlichen Schmuckträger. Die Frauen werden anfänglich als erkämpfter oder erkaufter, jedenfalls aber durchaus materieller Besitz und geradezu eine Sache, lediglich zur Schaustellung des Reichtums ihres Besitzers benutzt, wie man in diesem Zusammenhange wohl sagen darf. Ein paar besonders drastische Beispiele mögen das erläutern. Von einem Besuche bei den Feuerländern berichtet ein deutscher Seeoffizier: »Die Bekleidung ist bei den Frauen fast noch spärlicher als bei den Männern. Dies scheint aber nicht etwa in der größeren Abhärtung oder der geringeren Schamhaftigkeit der Frauen seinen Grund zu haben, sondern nur darin, daß die Männer die Stärkeren sind. Will man ein (als Mantel dienendes) Fell kaufen, so nimmt der Mann

Menschlicher Unterkiefer als Armband getragen (Neuguinea). Sammlung Heilborn

ohne Zögern einer der Frauen das ihrige von der Schulter, während er sich schwer entschließt, das eigne zu geben. Wenn man einer Frau ein altes Kleidungsstück zuwirft, so wird es ihr sofort von dem Manne weggenommen, der sich dann unter allgemeinem Schnattern damit schmückt.« Der Häuptling Tschumbiri am Stanleypool ließ als Zeichen seines Reichtums seinen Frauen Messingringe von 20 bis 40 Kilogramm Gewicht um den Hals schmieden. Starb aber eine, so wurde ihr der Kopf abgeschnitten, damit der wertvolle Schmuck nicht ins Grab wandre. Sehr charakteristisch sagt Ratzel in diesem Zusammenhange einmal, man könne »die Fortgeschrittenheit eines Volkes zum Teil an der Höhe der Opfer messen, die die Männer bereit sind, für den Schmuck ihrer Weiber zu bringen«. Was hier bezüglich des Schmucks vom Verhältnis zwischen Mann und Weib ausgeführt wurde, gilt dann weiterhin auch häufig für die Beziehungen zwischen dem Häuptling und seinen Untergebenen: der Häuptling ist in diesem Falle gewissermaßen der Mann des ganzen Stammes, der berufene Vertreter aller Männer seines Herrschbereichs, der allein auf auszeichnenden Schmuck ein Anrecht hat. Zumal im Inneren Afrikas muß der Jäger die Reißzähne des erbeuteten Leoparden oder Löwen an den Häuptling abliefern, der sie dann zu einer Halskette für sich aufreihen läßt und trägt, als ein Zeichen der Jagdtüchtigkeit der ihm untergebenen Leute. »Sehr scherzhaft hierbei ist,« berichtet Frobenius, »wie die gewissermaßen ihrer Beute Beraubten sich doch sozusagen einen Ersatz zu verschaffen verstehen. Ein Recke vom Ssanga, ein sehr berühmter Leopardenjäger, schnitzte sich jedesmal, wenn er dem Häuptling seine Jagdtrophäen überliefert hatte, zwei Holzzähne, ging mit diesen zum Schmied und ließ sie mit Messing beschlagen. So rettete er sich dennoch ein äußeres Zeichen seiner Jagdkunst.«

Botokude mit Ohr- und Lippenschmuckscheiben. Nach Rugendas. Aus Heilborns »Völkerkunde« (Leipzig, Teubner)

Endlich spricht für die Richtigkeit meiner Theorie ganz unverkennbar die Beobachtung, daß auf niederen Stufen der Kultur der Schmuck keineswegs immer etwas Schmückendes in unserm ästhetischen Sinne ist. Des früheiszeitlichen Schmucks aus natürlich durchbohrten Feuersteinstücken wurde schon gedacht. Ganz ähnlich sammelten um des Auffälligen willen die kalifornischen Maidu-Indianer durch Insektenstiche verunstaltete Eicheln und reihten sie zu hochbewerteten Halsketten auf. In seiner »Guineischen Reisebeschreibung« (1694) erzählt v. d. Groeben von einem absonderlichen Schmuckstücke der Neger an der Goldküste. Diese Neger trugen nämlich einen Elefantenschwanz als Halsschmuck. »Oben benähen sie ihn mit rotem oder gelbem Zeug; das übrige bestreichen sie mit Öl und polieren den Schwanz so schwarz, daß er wie ein Spiegel glänzet. Diese Schwänze werden von der Zahnküste gebracht, und gilt hernach einer in die zehen Dukaten.« Wohl niemand wird ferner die Halsketten aus Menschenzähnen und

Aufn. Mohn

Vornehmes Muszuweib (nördliches Kamerun) mit Mund- und Ohrenpflöcken sowie Schmucknarben. Aus Adolf Heilborns »Allgem. Völkerkunde« (Leipzig, B. G. Teubner)

Menschenhaaren, wie sie u. a. der Gilbert-Insulaner trägt, aus Finger- oder Zehenknochen getöteter Feinde oder verstorbener Verwandter, wie wir sie auf den Andamanen, bei den Apalachen-Indianern u. a. m. antreffen, die Armbänder aus den Unterkiefern beim Siegesmahl Verspeister, die auf Neuguinea hoch geschätzt werden, als Schmuckstück in ästhetischer Beziehung bewerten können. Für den Primitiven sind derartige Dinge jedoch zweifellos ein wertvoller Besitz und erstrebenswerte Auszeichnungen. Zu den absonderlichsten, ihrer eigentlichen Bedeutung nach noch nicht recht erkannten Schmuckstücken dieser Art gehören die großen Holzscheiben, die von den südbrasilianischen Ost-Gêsstämmen, aber auch von manchen afrikanischen Völkern in der durchbohrten und durch allmähliches Hineinzwängen immer umfangreicherer Stöpsel übermäßig gedehnter Ober- und Unterlippe sowie in den Ohrläppchen getragen werden. Kaum jemand außerhalb der betreffenden Völkerkreise wird solche Dinge für einen »Schmuck« des Gesichts halten mögen; die Träger selber aber sind außerordentlich stolz darauf und erdulden ihm zuliebe zahllose Unbequemlichkeiten. Bei den erwähnten Indianern, die nach diesem Schmuckstück von den spanischen Entdeckern den sehr charakteristischen Spottnamen »Botokuden« (von botoque, Faßspund) erhielten — Lehmann-Nitsche hat übrigens jüngst in Argentinien steinerne Lippen- und Ohrpflöcke aus weit zurückliegender Zeit gefunden —, haben die Holzscheiben 5—7 cm im Durchmesser. Bei den Makonde um Mahuta (Deutsch-Ostafrika) sah Weule Lippenscheiben von 7—7½ cm Durchmesser und 3—5 cm Dicke. »Täglich werden diese Zierate«, bemerkt er dazu, »mit feingeschlemmter Kaolinerde weiß gefärbt.« Beim Lachen schlagen die Scheiben in die Höhe und »wölben die Oberlippe bis zu den Augen empor«. Von den Musgu schildert Rohlfs, die Ober- und Unterlippe ständen infolge der Schmuckscheiben wie ein Rüssel vor und klappten beim Sprechen geräuschvoll aufeinander. »Wenn die Mittufrauen trinken wollen,« berichtet Schweinfurth, »müssen sie die Oberlippe mit den Fingern hochheben und das Getränk in den Schlund gießen.« Auch die von vielen Naturvölkern beliebten Nasenpflöcke, die in der durchbohrten Nasenscheidewand oder auch in den Nasenflügeln getragen werden, gehören in diese Kategorie von Schmuckstücken. Cook, der diesen Schmuck bei den Bewohnern von Neusüdwales sah, schildert Nasenpflöcke aus 13—15 cm langen Tierknochen von gut Fingerstärke. »Der Knochen reicht ihnen solcher-

Aufn. Klaatsch

Australier mit Narbenschmuck

Aufn. Klaatsch

Australier mit Nasenspeiler, Kopf- und Stirnschmuck

Papua (Neu-Pommern) mit Halskragen aus Muschelgeld. Nach Heilborn

einem brasilianischen Indianer empfundene Scham und das Gelächter, das er erregte, als er dem Forscher den Lippenpflock verkaufte.

Daß Gedanken wie die von mir zur Erklärung des Schmuck»triebes« hier entwickelten dem primitiven Menschen durchaus nicht fernliegen, zeigt auch recht deutlich die weitverbreitete Sitte des Narbenschmucks. Es kann wohl keinem Zweifel unterliegen, daß der Mensch, bevor er sich Narben zum Schmuck erwählte, das Auszeichnende der in irgendwelchem Kampfe erworbenen Wunden empfunden und eingewertet haben muß. Man braucht hier ja nur an die Wertschätzung zu erinnern, der sich bei unsrer studentischen Jugend so lange die Narben von Schlägerwunden erfreut haben, jene begehrten »Schmisse«, die nichts andres als »Schmucknarben« sind. Von den Papuastämmen der Astrolabebai (Kaiser-Wilhelms-Land) sagt ganz so Hoffmann einmal: »Narben gelten für ehrenvoll und als Zeichen großer Bravour.« Die Australier bringen sich gewaltige Narbenschnitte auf Brust, Bauch, Armen und Oberschenkeln an. Dieses Narbenschneiden gehört nach Klaatsch »zu den Erziehungsmitteln der heranwachsenden männlichen Jugend, um sie an das Ertragen von Schmerzen zu gewöhnen. Man will die Aufnahme des Knaben in den Kreis der Männer durch solchen Eingriff möglichst unvergeßlich machen.« Wie sich die

gestalt quer über das ganze Gesicht und verstopft beide Nasenlöcher dermaßen, daß sie den Mund weit aufgesperrt halten müssen, um Atem zu schöpfen.« Die Gemahlin des Sultans von Tibesti trug nach Nachtigal im durchbohrten Nasenflügel als »Schmuck« einen Dattelkern. Wie diese Dinge zum Range eines Schmuckstücks gekommen sind, soll hier nicht erörtert werden. Daß sie aber für sehr wesentlich gehalten werden, zeigen uns die Berichte Mantegazzas, Erland Nordenskjölds u. a. Dieser erzählt, daß die völlig unbekleidet gehenden Huarifrauen sich »schämen«, wenn sie keinen Nasenpflock haben. »Sie hielten sich, wenn sie ihn weggegeben hatten, die Hand vor die Nase, liefen in die Hütte und holten sich sofort Ersatz.« Jener schildert einmal die von

Tekke-Turkmeninnen mit Kopfaufsatz

Aufn. Klaatsch
Australischer Zauberdoktor mit Bartverlängerung (Beispiel für Behangschmuck)

Narbe immer weiter zum auszeichnenden Erinnerungsschmuck entwickeln kann, läßt sich an manchem Beispiel zeigen. Wenn der Herero (Südwestafrika) einen Löwen oder Leoparden erlegt hat, macht er sich nach Irle zum Gedächtnis dessen »mit einem Stein einen 10 bis 14 cm langen Riß in den Oberarm, wobei aber Blut fließen muß«. In andern Teilen Afrikas ist nach Tylor eine lange Narbe in der Lendengegend ein Zeichen dafür, daß ihr Träger sich im Kampfe ausgezeichnet hat. Ganz ähnlich tätowieren sich die sibirischen Tschuktschen die Zahl der erschlagenen Feinde mit punktierten Linien auf Armen und Beinen ein, während die Mentawei-Insulaner (Holländisch-Indien) die Getöteten sich sogar in ganzer Figur auf der Stirn zu dauerndem Gedächtnis und zum Schmuck verzeichnen. Über kurz oder lang werden dann bei vielen Völkern die anfänglich eifersüchtig gehüteten Beziehungen zwischen Tat, Wunde und Schmucknarbe vernachlässigt und vergessen. Narbenschmuck und die sich daraus nach der ästhetischen Linie hin entwickelnde Tatauierung gehören schließlich zum Allernotwendigsten oder doch zum guten Ton, und was dem Manne recht, ist dem Weibe nur billig. Es ist übrigens nur wenig bekannt, wie weitverbreitet auch unter den Kulturvölkern und keineswegs nur bei den niederen Klassen und gewissen Berufen solche Tatauierung noch heute ist. Vor kurzem noch rühmte sich in einem sehr bekannten Artistenblatte ein Londoner »Tatauiermaler«, er habe »bis dato 17 000 Personen, darunter 2500 Damen« tätowiert, und zählte zu seinen »Kunden den hohen Adel, die Aristokratie und das Offizierkorps der englischen Armee und Marine«! Auch in den Vereinigten Staaten von Amerika ist es neuerdings bei Herren wie Damen der guten Gesellschaft Mode geworden, sich »auf die Arme oder sonstige Körperteile Bilder eintätowieren zu lassen, wie man das in den vornehmen Seebädern zu beobachten reiche Gelegenheit hat« (vgl. »Globus«, 1900).

Legt dergestalt der Narbenschmuck das Hauptgewicht auf das Auszeichnende der Tat, so gelangt in der Überladung mit Schmuck der Wunsch zum Ausdruck, sich durch den so zur Schau getragenen Mehrbesitz vor den andern hervorzutun. Dieses Streben führt bei den Naturvölkern — und, wie wir uns durch den Augenschein täglich über-

Siouxhäuptling mit Adlerfederkrone (Beispiel für Richtungsschmuck). Nach Heilborn

Samoanischer Häuptling mit Halskette aus Pottwalzähnen (Beispiel für Ringschmuck)

zeugen können, nicht nur bei diesen — zu den groteskesten, ganz und gar nicht ästhetisch wirkenden Schmuckformen und zum Erdulden der ärgsten körperlichen Beschwerden. Auch hier nur ein paar Beispiele. Von den Boloki (Kongo) berichtet Weeks: »Ich nahm einmal einer Frau mehr als ein Dutzend Ringe von den Beinen ab; das Gesamtgewicht betrug über 26 Kilogramm. Als die Frau dieser Last ledig war, verlor sie vollständig das Gleichgewicht und schwankte, als ob sie betrunken wäre.« Mit solcher Schmucklast kann man sich nur langsam watschelnd fortbewegen: nach Livingstone ahmen die ärmeren Betschuanenfrauen (Südafrika) in Ermangelung der Messing- oder Eisenringe wenigstens dieses seltsame Schreiten nach. Morgan erzählt von einer Häuptlingsfrau der Wawunia, die ein so schweres Messinghalsband trug, daß sie sich von Zeit zu Zeit niederlegen mußte, um nicht unter dem Gewicht des Schmucks zusammenzubrechen. Die Frauen der Masai (Deutsch-Ostafrika) tragen neben zahlreichen andern gewichtigen Schmuckstücken um Hals, Arme und Beine in den durchbohrten Ohrmuscheln Bündel von Eisenkettchen, in den Ohrläppchen aber handtellergroße Messingspiralen, die so schwer sind, daß sie das steigbügelartig herabgezerrte, oftmals ausreißende und dann regelrecht geflickte Ohrläppchen nicht zu tragen vermag, sondern bei dieser Aufgabe durch ein über den Scheitel von Ohr zu Ohr laufendes Lederband unterstützt werden muß. Da die reiche Inderin ihren Besitz an Gold, Silber und Edelsteinen nicht in Gestalt von Halsketten, Reifen um die Arme, das Handgelenk und die Fußknöchel, von Ohr- und Fingerringen unterzubringen vermag, trägt sie auch juwelenbesetzte Ringe auf den Zehen und durchbohrt sich auch die Nasenflügel zur Aufnahme riesiger Reifen. Beim Essen muß dieser Nasenring mit der einen Hand hochgehalten werden, während die andre dem Munde die Speise zuführt. Der reiche Papua auf Neu-Pommern trägt in einem höchst unbequemen, steifen Halskragen sein Muschelgeld zur Schau, und die Tekke-Turkmeninnen behängen ihren wahrhaft monströsen Kopfputz über und über mit Münzen, wie ja auch bei uns noch die bäurische Bevölkerung mancher Bezirke ihre Kleidung mit großen Silberstücken mannigfach schmückt.

Selenka hat in einer geistvollen Studie ausgeführt, wie der Schmuck sich weiterhin zu

Aufn. Baum

Kalowaleskaffern mit Kriegskopfschmuck (Beispiel für Aufsatzschmuck)

einer Art von Zeichensprache entwickelt, und vom ästhetischen Standpunkte aus sechs, sich durch die ganze Menschheit und alle Zeiten hin gesetzmäßig wiederholende Grundformen des menschlichen Schmucks unterschieden: den Behangschmuck, der die aufgerichtete Gestalt günstig hervorhebt; den Richtungsschmuck, der die Bewegung des Körpers versinnbildlicht; den Ringschmuck, der die natürliche Körpergliederung unterstreicht; den Ansatz- oder Vergrößerungsschmuck, der gewisse Körperteile größer und mächtiger erscheinen lassen will; den durch kontrastierende Farbe und Glanz wirkenden lokalen Farbenschmuck und endlich den Gewänder und Gewandstücke umfassenden Kleidungsschmuck.

Wie sehr die Kleidung noch bis zu den höchsten Kulturstufen hinauf zu gutem Teile als Schmuck empfunden wird, zeigt jedem Unbefangenen ein Blick auf unser besonderes Festgewand, die militärische und höfische Galakleidung, der unverkennbare Erotismus in den Ballkleidern und mancher Modetracht unsrer Damenwelt. Ursprünglich ist jedenfalls jede »Kleidung« nur Schmuck gewesen, Beuteschmuck in Gestalt von Tierfellen u. dgl., zu dessen Trägern sich Schultern (Hals) und Hüften als die von Natur gegebenen Stützen ganz von selbst darboten. Sehr bald aber wird der Besitzer und Träger dieses Felles den Nutzen solchen Schmucks zum Schutze gegen Witterungsunbilden, gegen das Dornengestrüpp des Waldes usf. erkannt haben, und damit ging diese besondere Art des Beuteschmucks allmählich in das schützende Kleidungsstück über. Auch hier sind es wieder in erster Linie die Männer, die sich mit dem Felle schmücken oder kleiden, wofür wir unter den afrikanischen Völkern zahlreiche Beispiele finden, und es spricht für meine Herleitung der Kleidung aus dem Beuteschmuck, daß solche Kleidung ursprünglich fast ausschließlich aus den Fellen der Jagdtiere besteht, und daß das Fell nicht selten derart getragen wird, daß man die daran belassenen Vorderbeine gleichsam wie einen Riemen einfach am Halse oder auf dem Leibe zusammenknüpft. Noch heute wird dieses Mantelfell vielfach lediglich als Schmuck empfunden, wie u. a. das Verhalten der eingeborenen Begleiter Spekes auf dessen Expedition zum Tanganjikasee drastisch lehrt. Diese Ostafrikaner führten ihr wärmendes Ziegenfell bei heißem Wetter stolz auf der Schulter spazieren; »sobald es aber regnete, rollten sie den Mantel zusammen und gingen nackt, obschon sie vor Kälte schauderten«. Ganz ähnlich trägt man im Pandschab den Pelzrock sommers. Die der Verhüllung der Blößen und dem Schutze des Leibes dienenden Kleidungsstücke beginnen nach allen Erfahrungen der Völkerkunde mit dem Hüftgürtel, der in seiner einfachsten Gestalt, wie sie z. B. Cook bei den Australiern antraf, »eine aus Haaren zusammengedrehte, um den Unterleib gebundene Schnur, ungefähr so dick als ein Zwirnsfaden« ist, die nichts verhüllt, sondern nur zum Tragen von allerlei Schmuckdingen: Muschelscheiben, Baststreifen, Perlen aus Glas oder Eisen u. dgl., dient. Indem dieser Gürtel immer reicher mit Schmuckstükken behangen wird, geht er allmählich in den verhüllenden Hüftschurz und schließlich in eine schützende Kleidung über. Sehr bezeichnend ist, daß viele Völker später unter der Kleidung noch immer den geschmückten Lendengürtel tragen, der ja selbst bei uns noch in den spitzenbesetzten »Dessous« der Damen unverkennbar fortlebt.

Hüftgürtel der Makondefrauen (Deutsch-Ostafrika)
Sammlung Heilborn

Derartige Parallelen zwischen Natur- und Kulturvölkern drängen sich dem Kundigen hier auf Schritt und Tritt auf, und zumal die Frau bewahrt die uralte Überlieferung aus der Wildenvergangenheit unglaublich zähe. Auch dafür schließlich noch ein ergötzliches Beispiel. Wie auf Tahiti sich nach Cook die Frauen bei festlichen Gelegenheiten in wahre Ballen von Rindenstoff hüllten, so tragen in manchen ländlichen Bezirken unsre Schönen bei Feierlichkeiten einen bunten Rock über dem andern, lediglich als Schmuck, d. h. um ihren Reichtum zur Schau zu stellen.

Die Troizky-Brücke. Links die Peter-Pauls-Festung, in deren Kirche die Romanows begraben liegen, rechts Kamennij-Ostrow, die größte der Petersburger Inseln

Petersburg

Streiflichter zwischen Nacht und Tag

Von Reinhard Weer

Es war eine Region wie zu Beginn des biblischen Schöpfungswerkes: Wasser und Land noch kaum geschieden. Dem nahen Meere zu bewegte sich die Wassermasse in breiter Bahn westwärts, selbst fast ein Meer, an Moor und Tundren vorüber, deren Einsamkeit kaum einmal ein Vogelflug zerschnitt. Lange Winter überpanzerten die im Sommer graugrüne Öde mit eherner unerbittlicher Weiße. Feindschaft und Tod schien dieses Land allem Leben anzudrohen. Der nahe Pol schickte seine wildesten Winde als Herrschaftsboten herüber.

Dennoch hatten sich in dieser Landschaft von schauerlichster, ins Grandiose gerecter Trostlosigkeit ein paar Fischer angesiedelt. Ihre armseligen Katen — mehr Vieh- als Menschenwohnungen — lagen am Hauptarm des Flusses, ständig von seinen Wassern bedroht. Der Strom war ihnen Ernährer zugleich und Feind, sie beteten ihn an als ihren Gott und zitterten vor dem jähen Ungestüm seiner Launen. Sie befuhren ihn auf dürftigen Kähnen, für die sie das Holz weither aus den Wäldern des westlichen Nachbarlandes holen mußten; ständig lagen die Boote fluchtbereit neben den Hütten auf dem Strom. Newa nannten sie ihn, der ihrem Leben Inhalt und Rhythmus gab, der die Kurve ihres erbarmungslosen Daseins gewalttätig bestimmte.

Aber eines Menschen Wille wuchs über die Wasserwüste und entfaltete sich bannerhaft, riesengroß. Zukunftsicherer Weitblick, an fremden, fernen Kulturen geschult, erkannte hier die Keimzelle gewaltiger Entwicklungsmöglichkeiten: eine Pforte nach dem Westen sollte geöfnet werden. Ein großer, geschützter Hafen mit fahrtbereiten Seglern, Wälle und Mauern gegen den Feind im Norden, eine machtvolle, meerbeherrschende Stadt mit Arkaden und Palästen und Kasernen und Handelshäusern, kühn über den Sumpf gebaut, das malte sich dem stürmischen Erdenker in seinen wachen Träumen. Der starke Arm dieses Mannes reichte weit über See und Länder, Techniker und Baumeister und Gelehrte kamen auf seinen Ruf, zitternd aber doch willig, von hohem Lohn gelockt, Tausende von leibeignen Arbeitern aus allen Teilen des weiten Reiches wurden ans Werk gezwungen. Pfähle schlugen sie tief in Sumpf und Moor, bahnten dem Wasser geordnete Wege, spannten Brücken über die schwankenden Gründe, fest genug, Plätze und Bauten zu tragen. Kanäle schieden Erde und Wasser, Land hob sich aus der Wü-

Friedrich Preller: Odysseus auf der Insel der Kirke

sterei. Tausende von Menschen verschlang das Werk, aber der aufgereckte Wille des einen Mannes blieb, ließ alle Widerwärtigkeiten an seiner Standhaftigkeit zerschellen. So wurde die Stadt.

Es ist nur zweihundert Jahre her, daß Petersburg entstand. Aber die Art dieser Schöpfung hat etwas an sich, das an die biblische Genesis, an den Turmbau zu Babel und an die altägyptischen Pyramidenbauten der Pharaonen lange vor unsrer Zeitrechnung anklingt.

Burg Peters des Großen, sein Kind und sein Geschenk an Rußland. Gewalttätige Zeugung, gewalttätige Schenkung: wie alles, was dieser Mann schuf und schenkte, mit Bezwingergeste gegeben. Pieter nannte die Stadt das russische Volk, Petrograd die Revolution ...

Ehrfürchtiges Staunen ist das erste und letzte Gefühl gegenüber dieser Stadt. Welche andre ist kühner, gewaltiger, großzügiger erdacht und geschaffen worden als diese?

Phantastisches Märchen du: Stadt der weißen Nächte, die ein kosmisches Glühen erhellt, Stadt des bezwungenen Riesenstromes zwischen endlos hingelagerten steinernen Kais, Stadt der geschwungenen Brücken, deren Anblick das Auge in mystischer Rührung beseligt, Stadt der himmelverzückten Strahlengoldkuppeln und Turmnadeln. Dunkles Abenteuer du: Stadt der schweigenden schwarzen Kanäle, die schwere Geheimnisse hüten, Stadt der in Palastvorzimmern und Kasernen und Freudenhäusern schwelenden Verschwörungen, Stadt der gellenden Schreie und durch die Nacht hallenden Schüsse. Bitteres Schicksal du: Stadt der Gefängnisse und Kasematten, aus denen kein Weg ans Licht zurückführt, Stadt der Seuchen und Hungersnöte, Stadt grausamer Martern und flackernden Erlöschens. Tempel der Ewigkeit du: Stadt der Glorie von Sankt Isaak mit dem Wunder des ungebändigten Glockenspieles unter der Kuppel, vor deren Thronhöhe eins der schönsten Panoramen der Welt sich breitet — buntes Häusergedräng, von seenaher Luft überwölbt, alle Fernen in Blau und Rosa verschwimmend —, Stadt der armebreitenden Kasan-Kathedrale, trophäengeschmückt aus Rußlands Kriegen, Stadt der grellen Fantasmagorie der Sühnekirche mit dem Mordstein, auf dem Alexander der Zweite verblutete. Schrein des Reichtums und der schnell verklingenden Weltgröße du: Stadt der roten Riesenhaftigkeit des Winterschlosses über eilendem Strom und stiller Platzweite, Stadt der prunkenden Palastfassaden aus Marmor und Granit, Stadt der einzigartigen Kostbarkeit der Eremitage mit ihren Kunstschätzen, Stadt der düsteren Zwingburg am Marsfelde, wo der irrsinnige Paul von seinen Offizieren ermordet wurde, Stadt der zahllosen Großfürstenschlösser und Ministerien und Gesandtschaften am Isaaks- und Palaisplatz, am Newski- und Liteiny-Prospekt, an der Moika und Morskaja und Millionaja. Weltentrücktes Traumland du: alpbedrückende Stadt, die mehr

Die Nikolai-Brücke, von Wassili-Ostrow aus gesehen; rechts der Anlegeplatz der schwedischen Dampfer, im Hintergrund die Isaaks-Kathedrale, links die Admiralität

Erfindung Dostojewskis scheint als Wirklichkeit aus Erde und Stein, Stadt, die der Stift eines Kubin in tagesferner Besessenheit hervorgezaubert haben könnte. Heiliges Erlebnis du: Stadt heißer Ergriffenheiten, Stadt brennender Ekstasen, Stadt orphischer Verzückungen, Stadt verzehrender Sehnsucht und glühenden Erinnerns ...

Es geht einem seltsam mit dieser grausam schönen Stadt. Nicht nur der Russe macht die Erfahrung, wer sie recht gesehen, dem wächst sie ans Herz.

In Moskau drängt sich dem von dem stürmisch werbenden Zauber dieser Groteskerie Bestrickten der Gedanke auf: Wenn es die Seltsamkeit dieser bunten Stadt unter ihrem glasklaren, fast südlichen Himmel nicht gäbe, sie müßte erschaffen werden. Petersburg unter seiner weiten nordischen Wolkenglocke, es bezwingt uns nicht ebenso rasch.

Der Wesensunterschied beider Städte beruht heute, wo die alten abgenutzten Klischees: Moskau sei asiatisch, Petersburg europäisch-international, infolge der Abgesperrtheit Rußlands nach Westen und Osten, der tiefen Aufgewühltheit seines Kulturzustandes und der Leidenszerfurchtheit seines Gesichts nicht mehr recht passen, vornehmlich auf ihrer Bauweise — oder ist es so, daß die Bauweise sich dem inneren Wesensunterschied der Städte, der aus Landschaft, Luft und Himmel geboren ist, angepaßt, daß also die Seele der Städte ihren Leib gestaltet hätte? Wie dem auch sei: Moskau flackert von Vertikalen: Türme und Türmchen und immer wieder Türme, die den Himmel spießen, sich in ihn bohren, ihn stürmen, ihn erobern, Kuppeln und Zwiebeln und Granatäpfel huldigend oder flehend in ihn emporheben; in Petersburg dagegen, dem unstreitig besser, geordneter und viel großartiger gebauten, die horizontale Linienführung der lang hingelagerten Palastfassaden, die breiten Brücken, unabsehbaren Kais. Moskau ist unruhiges, strebendes Emporwollen, Petersburg dumpfe, satte Beharrung. Man könnte ein Zeichen für die Artung der Zeit darin erblicken: je nachdem, ob sie das düster großartige Petersburg oder das bunte lebendige Moskau zum Sitz der Macht erhoben.

Die Nikolai-Brücke; rechts die Garnisonkirche. Das hohe Gebäude in der Mitte mit dem Türmchen ist jetzt Sitz des Arbeitsministeriums der Nordkommunen

Dürfen wir dies als ein Zeichen, als ein richtungweisendes Symbol auffassen? — Dann wäre seit zwei Jahren wieder eine hellere Zeit für Rußland angebrochen. Der Zeichen dafür sind wahrlich keine zu finden, noch nicht, selbst mancher dogmengläubige Bolschewik sucht nach ihnen vergebens — aber vielleicht kommt auch das goldenste Zeitalter nur unter schmerzhaften Geburtswehen herauf. »Jedes Kind wird im Blute geboren« hat Radek im Oktober 1918 gesagt. Wird der fana-

Der Winterpalast, von der Newa aus gesehen. In dem Eckflügel neben dem Gartenportal waren die Zimmer des Zaren. Rechts der Garten der Kaiserin

tische Optimismus dieses wildheißen Fackelschwingers und verwegensten Missionars der östlichen Heilslehre recht behalten? Die Newastadt hörte seine glühende Botschaft ohne Glauben.

Wie aber stellt sie sich heute dem Beschauer dar, diese Stadt?

Es ist nicht ganz leicht, von ihrem Zustande einen Begriff zu geben. Ein helldunkles Mosaik

Platz vor dem Winterpalast, dessen Flügel rechts zu sehen ist, mit der granitenen Alexandersäule. Im Hintergrund rechts die Admiralität, in der Mitte der Alexandergarten, ganz links die Isaaks-Kathedrale

Denkmal Peters des Großen, von Katharina II. 1782 errichtet; rechts die Admiralität, links Blick über die Newa nach der Festung

wird das Ergebnis jedes solchen Versuches sein. (Wir sehen durch die Optimistenbrille, wenn wir das »hell« noch voranstellen.)

Sie ist wilde Groteske und martervolles Sterben, buntes Abenteuer und düstere Versunkenheit, harte Mördergeste und idealistischer Beglückungstaumel, Spießerkomödie und Revolutionsdrama zugleich. Wie sie es fertig bringt, diese widereinander starrenden Gegensätze zu vereinen, bleibt ihr Geheimnis. Sie ist ein riesenhaft aufgerichtetes dunkles Rätsel, das man nicht lösen, an dem man nur herumraten kann, eine lauernde Sphinx, die vielleicht eines Tags, ihre Wirrnis zu enden, sich in den Abgrund stürzt, vielleicht aber auch den allzu kühnen Frager und Lüfter ihrer Geheimnisse mit einem Tatzenschlage zu Boden streckt. Gefähr-

Die um die Mitte des vorigen Jahrhunderts vollendete Isaaks-Kathedrale. Rechts das Gebäude des Senats und des Heiligen Synods

Der Kaufhof (Gostinnij-Dwor) am Newski-Prospekt, der 13 Kilometer langen Hauptstraße Petersburgs. Rechts der Turm der Stadtduma (Rathaus)

lich ist diese Sphinx — und doch trotz allem immer noch schön ...

Wir wollen versuchen, ihr den Puls zu fühlen.

Ein Mann in russischer Bluse läuft in rasender Hast über den Platz an der Isaakskathedrale dem Newaufer zu, stolpernd auf dem katzenköpfigen Pflaster; ein Soldat hetzt hinterdrein, hält an, schießt, läuft, schießt wieder auf den Fliehenden. Publikum rennt hinzu, interessiert, aber nicht sonderlich aufgeregt über den Vorfall. So etwas sieht man heute mit milder Betrachterruhe bei

Der Newski-Prospekt mit dem ehemaligen Thronfolgerpalais

hellem Tage in den Straßen Petersburgs, und fast jede Nacht ist durchpeitscht von Schüssen. Oder man erlebt erschauernd diesen Anblick: ein Viereck von Menschen bewegt sich langsam durch die Straße Millionaja vom Winterpalast her an den grauen Granitriesen des Eremitagetores vorüber. Man sieht zunächst nur Bewaffnete, Soldaten in braunen Blusen, die Bajonette aufgepflanzt. Aber zwischen ihnen gehen gebückt ein paar Zivilisten, die meisten barhaupt, einer ohne Rock, dann einige Uniformierte in hohen Stiefeln, unverkennbar Offiziere des Zaren, die früher bessere Tage gesehen haben. Die am Eingang der Preobraschenskerkaserne auf Stühlen um den Heißwasserkessel hockenden Posten mustern stumpf-gleichmütig den düsteren Zug. Eine Hinrichtung? Nein, diesmal nicht. Der Cholerafriedhof ist das Ziel des Trupps. Man hat einfach in einem Häuserblock eine Razzia auf die »Burguis« veranstaltet, oder man hat ein Hotel durchsucht und die Gäste ohne viel Frageumstände zum Beerdigen der Choleraleichen mitgenommen. Ein drittes Momentbild: Über den Newski zieht eine Kompagnie Soldaten, die rote Fahne voran, musikumdröhnt. Sie spielen die Internationale, nachher einen deutschen Militärmarsch, der seltsam genug dieser braunen Schar voranklingt. Mitten drin drei oder vier Reihen Weiber, klein und unansehnlich die meisten, wohl ein Überbleibsel der alten Todesbatillone aus Kerenskis Tagen. Sie halten mit den Männern Schritt, gehen aber unter der Last des Gewehrs mühsam und unsicher auf dem zerklüfteten Holzpflaster. Eine halbe Stunde später tobt durch die Gogolja an unserm Generalkonsulat vorüber eine wilde Jagd: eine Schwadron Kavalleristen — ein paar darunter noch Knaben von fünfzehn, höchstens sechzehn Jahren — rast in einem auf effektvolle Wirkung berechneten wahnsinnigen Galopp dem Newski zu, drei, vier Automobile mit Kommissaren, unter denen wir Trotzki erkennen, mitten in dem Haufen. Leben pulst in heißen, raschen Fieberstößen durch die Tage und Nächte dieser aufgewühlten Stadt ...

Die Auferstehungskirche, zur Sühne der Ermordung Alexanders II. nach dem Vorbild der Moskauer Basilius-Kathedrale von Nikolaus II. erbaut. Der Kanal ist überbrückt worden, damit die Stelle am Kanalufer, an der das Attentat stattfand, unberührt erhalten und mit der Kirche überbaut werden konnte

Ist's, da wir nun einmal von den Bolschewiki sprechen und bei einer Schildederung des Petersburg von heute einiger greller Streiflichter nicht entbehren können, erlaubt, ein kleines persönliches Erlebnis zu berichten? Eine baltische Dame mit deutschem Namen, deren Gatte dem Zaren als Ministerialrat gedient hat, kommt frühmorgens ganz aufgelöst in Tränen ins Generalkonsulat: »Ich beschwöre Sie, helfen Sie mir, man hat heute mitten in der Nacht meinen Mann aus dem Bette geholt.« Eilige Autofahrt zum nächsten Kommissariat, wo ein galizischer Jude mit langer Mähne uns höflich empfängt und ein paar Haftzettel nachsieht. »Ganz recht, der Herr ist in die Peter-Pauls-Festung gekommen, vor einer Stunde erst.« Fahrt in die Festung, in die man nach einigem Verhandeln mit den Posten und nach Vorzeigen von allerlei Ausweisen eingelassen wird. Ein blondbärtiger Christustyp empfängt uns, und es entspinnt sich zunächst, während wir uns an einem Tische gegenüberstehen, eine lange, von seiner Seite nicht ohne Geist und gerissene Dialektik geführte Erörterung, ob er das Recht habe, uns-

Die Kasan-Kathedrale am Newski-Prospekt, um 1800 vollendet; davor ein Denkmal Barclay de Tollys

wegen unsers Eindringens in den geheiligten Bezirk festnehmen zu lassen, wie er behauptet, oder ob er das wegen unsrer »Exterritorialität« nicht könne, wovon ich ihn zu überzeugen versuche. Schließlich entschließt er sich auf dringendes Bitten, nach dem Verhafteten zu forschen, und erscheint nach zehn Minuten wieder: »Bedaure, der Herr, den Sie suchen, ist vor einer halben Stunde erschossen worden.« — »Mein Gott, weshalb das?« — »Ja ne snaju, ich weiß nicht. Ich nehme an: kontrarevolutionäre Gesinnung.« Verabschiedet uns dann mit der Versicherung, daß es ihm

Denkmal Katharinas II., im Hintergrund der Newski mit dem Geschäftshaus von Elisejeff

eine besondere Freude gewesen sei, eine so interessante Unterhaltung gehabt zu haben.

Beim Verlassen der Festung begegnet uns ein Trupp von Matrosen, die von einer Bestattung zurückkommen: große, kräftige Leute, noch ziemlich gleichmäßig gekleidet in ihrer gegen Friedenszeiten nicht veränderten schwarzen Uniform, sehr verschieden aber in Gesichtsschnitt und Haltung: manche so blondgermanisch und geradezu korrekt anzusehen, daß sie durchaus nach Kiel oder Wilhelmshaven passen würden, andre wieder ganz slawisch, fast mongolisch schon, mit vorstehenden Backenknochen und Schlitzaugen und jener Mischung von Verwegenheit und Schlauheit im Gesicht, die fremdartig und unsympathisch anmutet und für uns Westgeborene schon etwas von der nie restlos zu lösenden Rätselhaftigkeit des fernen Orientalen, des Japaners oder Chinesen oder Innerasiaten hat. Ihnen voran geht ein Offizier oder Deckoffizier, der sehr englisch aussieht. Sie, die Matrosen, sind die eigentlichen Herren im heutigen Petersburg. »Wie stellen sich die Matrosen dazu?« ist die erste Frage bei jedem Ereignis, die Regierung der Nordkommunen verwöhnt sie mit Geldgeschenken und Festen, die Proviantdepots der hungernden Stadt, in der ein Tag Lebensunterhalt dem Privatmann an die dreihundert Rubel kostet, stehen ihnen verschwenderisch offen. In Kronstadt, ihrem Hauptsitz, haben sie eine Art von selbständiger Sonderrepublik gegründet, die, Fremden unbetret- und unerforschbar, eine sehr eigenwillige Politik treibt und von der Räteregierung vor der Beschlußfassung über entscheidende Schritte oft um eine Meinungsäußerung angegangen wird.

Matrosen und Rotgardisten üben in Petersburg gemeinsam eine durch russisches Phlegma gemilderte Straßendespotie und eine Verkehrsüberwachung aus, die sich besonders nachts mit einem gewissen Beigeschmack von Räuberromantik vollzieht. Ein elegantes Auto, im Inneren hell erleuchtet wie eine große beräderte Laterne, gleitet um eine Ecke des Kammenostrowski-Prospektes, nicht weit von den berühmten, ehemals so fröhlichen Inseln. Dunkle Gestalten auf Fahrrädern tauchen aus einem Torweg, spukhaft wie eine Vision oder wie eine Szene aus einem Schauerfilm, schrill gellt ein Pfiff über die Straße. Und schon steht an der nächsten Kreuzung ein Kordon von Soldaten, den Weg versperrend, und zwei bis an die Zähne bewaffnete Kerle springen katzenhaft gewandt auf die Trittbretter des noch fahrenden Wagens. Der Versuchung zu Räubereien wird natürlich bei solchen Gelegenheiten selten widerstanden, Überfälle und Plünderungen sind an der Tagesordnung. In den polizeilichen Methoden haben sich die Bolschewiki manchen dunklen Kniff der alten Okrana, der politischen Geheimpolizei des Zarentums, angeeignet, viele Beamte dieser berüchtigten Institution sollen in skrupelloser Zweckbewußtheit von dem neuen Regime übernommen worden sein. Den Dienst als Straßenpolizisten versehen Soldaten der Roten Garde, die kurz angebunden, aber nicht übertrieben schroff auftreten; manche davon sind beim Auskunftgeben von jener echt russischen, kindhaft freundlichen Höflichkeit, die man bei deutschen Schutzleuten wie bei deutschen Bürgergardisten nur höchst selten findet. Einen geradezu milden Eindruck machen diese Leute. Aber die Außerordentliche Kommission versteht es, diesen Werkzeugen ihres Willens, wo es darauf ankommt, flammende Zügellosigkeit und wildausholende Tatkraft in die lethargischen Hirne einzublasen.

Genug der Einzelheiten, die dem Deutschen von heute gar nicht mehr zu imponieren vermögen. Wir wollen, solange es noch hell ist, nach dem Gostinny Dwor gehen und dort die immer noch eleganten Ladenauslagen beschauen. In der Dämmerung wandern wir dann über den Newski und die stillen, menschenleeren Kais nach dem Sommergarten Peters des Großen, und eine Mahlzeit in einem guten Restaurant mag den Tag beschließen. Zwar: die Luxuslokale von ehemals, Mjedwjed — »der Bär« — und Contant und das frohlebige Aquarium, sind geschlossen, und in das erste Hotel der Stadt, den Europäischen Hof, hat man ein großes Waisenhaus einquartiert; aber in dem Hotel d'Angleterre am Isaaksplatz, der Deutschen Botschaft gegenüber von deren säulengetragenem First, dem Werke Behrens', man die nackten Jünglinge und ihre Rosse heruntergestürzt hat, werden wir das Nötige finden. Du bist auf Wein begierig? Ich rate, den zu meiden. Wir könnten Unannehmlichkeiten erleben, da Kauf und Verkauf alles Alkohols verboten ist, außerdem kostet die Flasche ihre zweihundert Rubel. Aber Bier zu trinken und dazu Kaviar zu schlemmen, wird uns niemand verwehren, wenn wir die hart an die Grenze vierstelliger Zahlen herankommende Rechnung ohne Murren bezahlen. Vorher gehen wir am Newski bei Elissejeff vorbei und nehmen uns Mirabellen mit, das Stück zu drei Rubel. Auf so großem Fuße zu leben ist uns gestattet, wenn du die Ingenieurstelle am städtischen Wasserwerk annimmst, für die dir der Sowjet 6000 Rubel Monatsgehalt geboten hat. Diese Bezahlung ist für eine Individualleistung keine besonders hohe, aber du kannst damit auskommen, wenn du die Lebensmittel zu den versprochenen Vorzugspreisen aus den Depots beziehst. Andre erhalten freilich viel mehr — an Schaljapin, den großen Sänger und größeren Menschendarsteller, zahlen sie jetzt 7000 Rubel für jedes Auftreten, weil das Volk ihn vergöttert, und weil die Regierung ihn braucht und — fürchtet. Aber nun laß uns in einen stilleren Bezirk treten und von Deutschland reden ...

Ja, auch wir haben Not und Teuerung im

Lande gehabt, haben sie noch heute. Auch über uns sind Revolution und Terror gekommen, wildes Schicksal hat unsern Weg umloht und überschattet, tage- und wochenlang, und Artillerie- und Minenwerferkämpfe wie am Alexanderplatz und im Berliner Zeitungsviertel haben Petersburg und Moskau nicht gesehen. Wir haben die Gründlichkeit unsrer Tugenden wie unsrer Verfehlungen. Die brandende Welle ging über uns in einem rasenden Gewalttempo hinweg.

Aber in Rußland sind Revolution und Revolutionsschrecken heimisch und seßhaft geworden. Und Petersburg trägt am härtesten und schwersten unter dem Zustand revolutionärer Versumpfung.

Alte Petersburger sagen bekümmert, die Stadt liege im Sterben. Sie ist nicht mehr so vergnüglich wie früher, das steht fest, das Leben in ihr ist unheimlich unterwühlt von schleichenden Gefahren, dem Kapital wird mit der größten Rücksichtslosigkeit zu Leibe gegangen, die Bourgeoisie hat unter Hungersnot und Verfolgungen Entsetzliches zu leiden, sofern sie nicht dem bolschewistischen Regiment den Nacken gebeugt und sich, um nicht unterzugehen, widerwillig in dessen Dienst gestellt hat. Petrograd ist nicht mehr das verschwenderisch genußsüchtige, überelegante Petersburg, das man vor dem Kriege sah. Aber es gibt auch heute noch Gelegenheiten, wo das sorgenvolle Petersburg recht viel Lebensfähigkeit und Lebensmunterkeit zeigt, man muß nur die richtige Stunde und den rechten Ort wählen, um das festzustellen. An den seltenen warmen Abenden des so schnell zerronnenen hyperboräischen Sommers konnte man auf dem Newsky zwischen den in Deutschland zur Genüge bekannt, ja beinahe berühmt gewordenen Typen des zigarettenverkaufenden Generals und der almosenerbettelnden Dame ein leiblich elegantes jugendliches Publikum unbekümmert flanieren sehen, und in dem großen Volkspark am Narodny-Dom drängte sich allabendlich eine vergnügte Menge um Schleifenbahn und Drehscheibe und Varietébühne im Freien mit einer Sorglosigkeit, als atme man in der freundlichen Luft eines vorkriegszeitlichen München oder Wien. Freilich gibt es — man muß es bei Vorführung solcher lichteren Einzelbilder immer wieder betonen — auf der Kehrseite ein andres Petersburg, in dem Cholera und Typhus ungezählte Opfer fordern, in dem müde, ausgehungerte Menschen auf der Straße umfallen und sterben, in dem die Führer des einstigen bürgerlichen und zaristischen Rußlands an innerer Wesensgebrochenheit dahinwelken, um eines Tags, schuldig oder unschuldig, von den brutalen Aposteln der neuen Freiheit verhaftet und ohne viel Federlesen erschossen zu werden ... Im November 1918 wandte sie sich gegen uns, diese Stadt, verschlang uns, um uns nach acht Tagen aus ihrer gefährlich entschlossenen Umarmung, die leicht vor den Gewehren eines chinesischen Erschießungskommandos hätte enden können, wieder freizugeben. Waren wir der Sphinx zu nahe getreten? Eine von grotesken Lichtern überzuckte Affäre, filmhaft kitschig, wie sie nur in Rußland möglich ist: Einsperrung ins Gefängnis, Einzelhaft, Ankündigung der bevorstehenden Erschießung, nächtliche heimliche Befreiung durch eine elegante junge Dame, die Freundin des einflußreichsten Kommissars, Internierung in einem Hotel und ein an Wechselfällen reicher Heimtransport über Moskau nach Deutschland. Eine Erlebnisreise von so blühender Buntheit und konzentrierter Seltsamkeit, wie sie seit Dumas kein Dichter mehr gestalten, wie sie nur noch die russische Wirklichkeit erfinden darf ...

Seitdem mag sich in Petersburg manches noch verschlimmert haben. Aber der bolschewistische Terror hat sich da, wo ihm keine unmittelbare Gefahr auf den Nägeln brennt, ein gewisses Tempo der Gelassenheit angewöhnt, und neuere Meldungen berichten von einer Europäisierung seiner Methoden, so daß ich geneigt bin, Zweifel in die periodisch wiederkehrende Nachricht zu setzen, daß Petersburg ganz zum Friedhof und zur Ruine geworden sei. Solange ich sie kannte, bis in den vorigen Winter, war sie noch immer schön, diese stiller gewordene Stadt, und ich bin dessen gewiß: sie ist es noch heute. Die Newa steht, seit November zu Eis erstarrt und weiß überdeckt, machtvoll wie einst zwischen ihren granitnen Kaimauern, die breiten Brücken schwingen wie beflügelt mit einer göttlich sanften Biegung, die das Auge entzückt, von Ufer zu Ufer, die langen Fassaden der Paläste am Kai stehen in ihrer alten Wucht und Würde prunkend wie zu den besten Zeiten des Zarentums über dem Strom. Man mußte den Abend wählen, um die unvergleichliche Schönheit des Baustils dieser Stadt recht zu genießen. Dann wurden die Konturen aller Dinge weich und versonnen, die rote Fassade des Winterpalastes erschimmerte traumhaft in braunen und violetten Tönen, aus einzelnen Fenstern des Generalstabsgebäudes tastete Licht mit scheuem, zagem Finger auf das Rembrandtsche Halbdunkel der Plätze und Straßen, Bildsäulen und Denkmäler einer vergangenen Zeit wurden spukhaft lebendig. Dunkle Glocken woben ein Netz von Tönen über der stillen Stadt. Vor dem opalenen Himmel aber standen ihre goldenen Türme, die spitzen Nadeln der Peter-Pauls-Kirche und der Admiralität und die Riesenkuppel des Isaaksdomes in ihrer unnennbaren Friedlichkeit, gralhaft wie von innen heraus erstrahlend in einer Schönheit, die nicht mehr irdisch anmutete, zauberisch beglänzt vom Licht des Mondes und einem kosmischen Widerschein der horizontnahen untergegangenen Sonne dieser nordischen Nacht.

Pflug im Sudetenland

Von Robert Hohlbaum

Denkt ihr der Nacht? Ein breiter fauler Riese
Vor uns die ferne Welt des hohen Steins,
Die heu- und blumenduftdurchsüßte Wiese
Lag weit und weiß im Licht des Mondenscheins.
Ein Lautenlied von Liebe, Hans und Liese,
Und kreisend rund ein Becher alten Weins,
Den still, bedächtig schlürfend, wir geleert,
Vom Gestern und vom Morgen unbeschwert.

Denkt ihr der Nacht? Als wir uns sattgesehen
An Glanz und Wucht der blauen Zauberhöhn,
Da tanzten wir. Zwar nicht wie Blumenfeen —
Ein Dörpertanz. Und doch, er war so schön!
Hochauf flog unser Blut im Rätselwehen —
War das der jähe nordverirrte Föhn?
Urväteralter lieber Dörpertanz
In Heu- und Blumenduft und Mondenglanz!

Dann sind wir zögernd froh hinabgestiegen,
Klar über uns das ewig blaue Dach.
Nie wird sein steter Murmellaut versiegen,
So tröstend rauschte aus dem Tal der Bach.
Tief unter uns sahn wir die Häuser liegen,
Und da und dort war noch ein Lichtlein wach.
Da stockte unser Fuß. Der Acker trug
Mondüberflutet einen blanken Pflug.

Da ward es stille. Unsre Worte gingen
Unter im Nebel, der uns fahl umgraut.
Nichts war zu hören als des Baches Singen,
Das stetig klang, ein kaum gefühlter Laut.
Und unser Blut, erhitzt von Föhnwinds Schwingen,
Von kaltem Ernste ward es jäh betaut.
Der Pflugschar Schneide gleißt im grünen Licht,
Und eine harte ferne Stimme spricht:

„Heut ist nicht Zeit, zu tanzen und zu feiern,
Heut ist nicht Zeit, die Heimat klar zu schaun,
Da sie verdeckt von tausend düstern Schleiern,
Da Wolken schwer ihr warmes Licht umgrau'n,
Ihr zarter Leib zerfressen wird von Geiern,
Nicht tanzen sollt ihr Menschen, bauen, bau'n!
Nehmt eine scharfe Pflugschar hart zur Hand
Und furcht mit ihr das arme Ackerland!

Und wessen Faust zu zart für solche Schwere,
Der feire nicht im Glanz von Tag und Nacht,
Denn unser Gott gab jedem eine Wehre,
Die ihn zum Werke stark und brauchbar macht,
Schreit es hinaus: Begraben liegt die Ehre!
Grabt, grabt sie frei aus halbvergeßnem Schacht!
Grabt, grabt und meißelt, schlagt und stemmt und rollt,
In diesem Schacht schläft Nibelungengold!

Du blanker Pflug, vom Licht der Nacht umflittert,
Du wirst nicht lange träg und einsam stehn.
Noch eh des Mondes letzter Glanz verzittert,
Wirst du getreulich alte Wege gehn.
Und wenn uns alle Morgenluft umwittert,
Und wenn wir fernen Morgenglanz erspähn,
Dann wird dein Erz in der erstarkten Hand
Rächende Waffe. — Harre, heil'ges Land!"

Vier Monate

Novelle von Helene von Weilen

Es war ganz still in dem kleinen Zimmer, still und kalt. Auf dem Schreibtisch lagen die Papiere peinlich sauber geordnet, ein altes Ölbild hing an der Wand, das fahle Licht des Abends fiel, unbehindert von Vorhängen, auf den Bretterboden. Ein junger Mann blickte trüb zum Fenster hinaus.

Es klopfte. »Herein!«

Groß und breit schob sich eine schwere Gestalt in die Tür. »Na, alter Freund, wie geht's heute?«

»Wie immer.«

»So, wie immer?« Schweigend blickte der Arzt auf die einsame Straße. »Hör' einmal, Adolf,« sagte er dann, »du solltest etwas für deine Gesundheit tun. Mit der Lunge ist nicht zu spaßen.«

»Woher soll ich das Geld nehmen?«

»Du hast doch dein Einkommen!«

»Das mir gerade erlaubt, zweimal in der Woche Fleisch zu essen.«

»Du hast doch dein Erspartes!«

»Das will ich nicht angreifen. Vergiß nicht, ich bin jetzt sechsunddreißig Jahre alt, ich muß von etwas leben, wenn ich nicht mehr arbeiten kann.«

»Ach was, genieße das Heute!«

Genieße das Heute? Hatte er recht gehört? Das sagte sein Freund, der ihm immer geraten hatte, zu sparen? Da stieg plötzlich eine Ahnung, ein furchtbares Verstehen in ihm auf, daß dieses »Genießen« der Vorläufer des Todes sein müsse, das Abschiednehmen von diesem erbärmlichen Dasein, an dem er doch hing mit den bescheidenen Fasern seiner erbärmlichen Existenz. Er mußte fast lächeln bei diesem Gedanken »Tod«, der ihm bisher als etwas Unkörperliches erschienen war. Jetzt war er gekommen, nistete sich bei ihm ein und wollte nicht von ihm weichen.

»Wie lange dauert's noch?« fragte er.

Der andre sah ihn erschrocken an, aber in seinen Augen las er die Überlegenheit eines Menschen, der sich seines Geschickes voll bewußt ist. Er senkte den Kopf. »Vier Monate.«

»Vier Monate«, sagte Adolf, »ist eigentlich eine ganz schöne Zeit.« Aber ein Schauer rüttelte ihn, und bei jedem Wort, das er sprach, klang es mit: Vier Monate, nur noch vier Monate!

»Ich weiß nicht, wieso es so schnell gekommen ist,« sprach der Arzt, »du hast zu viel gearbeitet, da ist die Lunge ganz draufgegangen.«

»Also nichts mehr zu machen?« fragte Adolf, ganz interesselos und kühl, als handelte es sich um die Krankheit eines Fremden. Und doch, mit welcher Gier jagten seine Gedanken nach der Antwort. Warum sollte er sterben? Er war ja nicht alt.

»Ich glaube kaum.«

Das Urteil war ausgesprochen und fiel in die Seele des Wartenden. Drei Worte änderten sein Leben. »Ich glaube kaum«, hatte der Arzt gesagt, dann war es aus. Und er wurde ruhig. —

In diesem Augenblick begann das Leben Adolf Hausers.

Er drehte sich langsam eine Zigarette. »Du kannst mir also versichern, daß es nicht länger dauern wird?«

»Wenn du dich pflegst —«

»Lieber Freund, mach' mir nichts vor. Vier Monate, nicht länger?«

»Nein.«

Adolf stand auf, schmächtig und schmal hob sich seine Gestalt von dem hellgrauen Ton der Mauer. Also vier Monate! Er hob langsam das eine Bein, dann das andre, und fing an im Zimmer auf und ab zu wandern, nach dem Takt: Also noch vier Monate!, wie das Surren der Räder des Eisenbahnzuges: Also noch vier Monate! Jetzt tönte es nach der Melodie eines Gassenhauers, jetzt auf den Walzer eines Operettenschlagers. Er blieb am Fenster stehen, strich sich, wie er es bei einer Rechnung machte, die nicht zusammengehen wollte, das widerspenstige Haar zurück und sagte laut und bestimmt: »Also noch vier Monate!«

Der andre war zu ihm getreten, linkisch wollte er ihn um die Schulter fassen. Mußte er auch so ungeschickt sein, ihm sein nahes Ende zu verraten! Aber mit seinem gesunden Verstand hatte er sich gedacht, ob es nicht

klüger wäre, wenn der arme Freund seine letzten Lebenstage genießen könnte. Es wurde ihm immer ungemütlicher. Wenn das nur schon vorüber wäre! Die Freunde warteten im Stamm-Café. Plötzlich stieg es fast wie ein Zorn in ihm auf gegen den, dem er diese unangenehme Stunde verdankte. Er zog seine Uhr und räusperte sich.

Da schrak Adolf Hauser auf. Er war weit weg gewesen. Aber nun packte ihn die Gewißheit, nicht mehr leben zu dürfen. Eine Sekunde setzte der Schlag seines Herzens aus, dann fing es an, wie rasend zu hämmern. Also vier Monate. Seine Muskeln spannten sich, seine Augen suchten den Freund und fanden nur Gleichgültigkeit. Da stieß er rauh hervor: »Geh!« Und dann: »Ich danke dir!« Er gab ihm nicht die Hand, er hätte es nicht können. Es graute ihm davor, etwas Alltägliches zu tun, und doch schrie sein Herz nach einem Wort in dieser eisigen Leere.

Der andre wandte sich und ging. Draußen schüttelte er den Kopf. »Armer Teufel!« sagte er. Er sagte es, aber er dachte sich: Ich bin froh, daß ich es hinter mir habe.

Adolf Hauser blieb allein. Allein in dem Zimmer, in dem eben noch ein von Gesundheit strotzender Mensch das Wort »Tod« ausgesprochen hatte. Also noch vier Monate! Nun klang es nicht mehr auf eine Operettenmelodie. Erst jetzt war dieses Wort bis zu seinem Hirn gedrungen und nahm greifbare Gestalt an. Es tönte wie ein heiseres Hohnlachen; der Tisch, der Stuhl, das Bett schienen ihm zuzurufen: Lang bleibst du nicht mehr da. Bald wird ein andrer auf mir sitzen, in mir liegen, auf mir schreiben. Und dieses ewig quälende Rätsel stand vor ihm: Wie wird es sein, wenn ich nicht mehr bin? Er griff an seinen Arm. Das war Fleisch, da floß Blut. Unmöglich! Dieser Organismus sollte stillstehen? Eine wahnsinnige Angst, die unsinnige Begierde, nach der Zeit zu greifen, sie festzuhalten und ihr zuzuschreien: Bleib stehen! erfaßte ihn. Er riß die Uhr heraus. Der Sekundenzeiger lief tickend herum. Eins, zwei, drei Sekunden seines Lebens. Der Angstschweiß stand ihm auf der Stirn.

Plötzlich aber wurde es ruhig in ihm, ganz ruhig und kühl. Was war denn eigentlich so Schreckliches daran, zu sterben? Ein Gedanke kam ihm, der schon wie ein Schatten an ihm vorbeigeglitten war und der ihn dazu getrieben hatte, zu fragen: Bestimmt nicht mehr als vier Monate? Vier Monate — sie wurden plötzlich schön und lieblich; wie eine Verheißung standen sie vor ihm. Genießen wollte er, das Leben kennenlernen, vor dem er sich immer wie ein Bettler hatte davonschleichen müssen. Er war ja reich, er hatte Geld auf der Bank, genug, um kurze Zeit herrlich leben zu können. Wie gut war es, daß er wußte, wie lange er Zeit hatte! Vier Monate lagen vor ihm, wie ein Fürst konnte er leben, ohne an das Morgen, an die Pflicht, an das Muß zu denken. In vier Monaten mußte er sterben, nein, es hieß: vier Monate wollte er l e b e n! Er stand mit aufgehobenen Händen vor dem Tore der Zukunft und sah die goldene Straße des Glücks, die hindurchführte. Er dankte seinem Schöpfer, daß er ihn verdammt hatte, so früh zu sterben. Für ihn ward der Tod zur Pforte des Lebens. Mit leuchtenden Augen dachte er an das, was nun kommen sollte, ein Verlangen nach dem Unbekannten erfüllte ihn. Er hörte eine leise, tanzende Musik, er sah schöne Frauen, die lächelnd, mit langsam wiegenden Schritten durch die Straßen gingen, er fühlte, wie ein süßlich weicher Veilchenduft ihn umgab, und versank in immer tieferes Träumen ...

Die Uhr tickte vor ihm. Es war lange Zeit vergangen. Er sprang auf. Er hatte keine Zeit, er mußte leben! Doch noch eins wollte er tun, eins, was er sich schon lange gewünscht hatte, ohne es je ausführen zu können: seinem Amte Lebewohl sagen und seinem Vorgesetzten ins Gesicht schleudern, wie er ihn haßte und verachtete. Jetzt konnte er es tun, er brauchte ihn nicht mehr. Wie der Zeiger raste — er mußte doch noch leben! Und schlafen würde er heute nicht. Die erste Nacht seines Glücks wollte er mit wachen Sinnen durchkosten.

Er riß das Fenster auf. Es war noch kalt, aber es wehte schon ein Wind, der nach Frühling und Erde roch. Frühling! Einmal ihn erleben können, nur denken und fühlen und sich dabei immer wieder sagen: Frühling, Frühling, ich lebe! Die kleinen Kätzchen an den Weiden sehen und nur an sie denken dürfen, den warmen Regen auf sich niederklatschen lassen und ihm jubelnd die Hände entgegenstrecken: Ich fühle dich, ich lebe! Nicht an gestern und morgen denken; nur da sein, um zu leben und in die warme Flut unterzutauchen, um friedlich im unendlichen Meere des Todes und des Vergessens zu endigen.

Dieser Tag, der Adolf Hauser das Todesurteil gebracht hatte, wär der erste seines Lebens geworden. Und während draußen die Nacht vertrauensvoll dem Frühling entgegenschlummerte, sangen in ihm die wilden Ströme seines Blutes.

Er hatte seinen Vater nicht gekannt, seine Mutter hatte ihn erzogen. Sie besaß einen kleinen Blumenladen, durch den sie sich fortbringen mußte, und doch war ihr eifrigstes Bestreben, so zu tun, als wenn es eine Liebhaberei wäre. Vor den Fenstern der kleinen Wohnung hingen weiße Vorhänge, und von den zwei Zimmern war das eine Besuchszimmer. Da stand in einer Ecke ein altes ledernes Sofa mit wundervoll gepolsterten Stühlen, ein Teppich war auf dem Boden ausgebreitet, und eine geschliffene Glasvase stand auf dem Tische. Ein dunkler Kachelofen heizte das Zimmer, und eine bronzene Lampe brannte in einer Ecke. Im Frühjahr blühten sogar Blumen auf den breiten Fensterbrettern; kurz, es machte den Eindruck eines gemütlichen Bürgerhauses. Aber nur dieses eine Zimmer war für Besuche zugänglich. Das andre blieb selbst den besten Freunden Frau Hausers versperrt. Und das war gut. Denn sie stand im Rufe einer gewissen Wohlhabenheit, und dieser gute Ruf wäre wohl beim Anblick dieses zweiten, geheimnisvollen Zimmers hinfällig geworden. Denn das Zimmer war fast leer. Zwei armselige Betten in einem Winkel, der ziemlich schmutzige Bretterboden weder im Sommer noch im Winter mit einem Teppich belegt. Eine Waschschüssel mit einem Krug stand auf dem Boden. Das war die ganze Einrichtung. Es roch nach Armut, nach bitterer Armut. Das war das Leben Frau Hausers. Arm war sie, aber sie ging von dem Grundsatz aus: Armut ist eine Schande. Sie lebte in der fürchterlichsten Angst, daß ihr Geheimnis entdeckt werden könnte.

Sie war eine beliebte Persönlichkeit im Hause, hatte auch von früher her viel Bekannte, und so versammelten sich allwöchentlich eine Anzahl Damen bei ihr. Das Empfangszimmer wurde festlich hergerichtet, ein weißes Tuch deckte den Tisch, und rundherum standen Tassen voll warmen Kaffee, in der Mitte prangte ein Guglhupf. Und das waren die ärgsten Tage für Adolf. Zu Mittag aßen sie nichts, um zu sparen, und es wurde ihm eingeschärft, ja nicht zuviel zur Jause zu essen, damit man doch nicht meinen könnte, er wäre hungrig. Sein ganze Kindheit war ein ungestilltes Verlangen nach Sättigung; er träumte von Fleisch und Torten. Oft wünschte er sich, ein ganz Armer zu sein, dem die Leute etwas schenken, und der sich doch einmal sattessen kann. Seine Mutter war gut zu ihm; nur einmal hatte sie ihn geschlagen, als er einem Kameraden gestanden, daß er kein Mittagbrot erhalten hatte. So blieb er auch schmächtig, hustete viel und bekam hohle Wangen.

Frau Hauser war ein schönes Mädchen gewesen und hatte viele Freier gehabt. Aber sie wollte nur den Hauser, der Maler war. Er verdiente genug, aber er vertrank auch viel. Man warnte sie, aber sie meinte siegesgewiß: »Ich werde es ihm schon abgewöhnen.« Aber er wurde nicht anders, und als er nach kurzer Krankheit starb, ließ er sie mit dem Kind ohne Mittel zurück. Und nun stellte sie sich die Aufgabe, dies den Leuten zu verheimlichen. Denn wenn sie sich auch tausendmal sagte: Er war ein Lump, so hing sie doch mit abgöttischer Liebe an seinem Andenken und hätte ein schlechtes Wort über ihn nie geduldet; so wie ihre Eitelkeit es nicht ertragen hätte, bemitleidet zu werden. Doch irgendwie mußte sie etwas verdienen, und so fing sie den kleinen Blumenhandel an. Sie wolle etwas zu tun haben, erzählte sie, und habe Blumen so gern. Das war etwas ganz Unverfängliches. Sie machte keine schlechten Geschäfte, denn den Leuten gefiel es, daß sie das Verkaufen als eine Liebenswürdigkeit ihrerseits hinstellte. Und wenn jemand ihre Bekannten fragte, wo es hübsche Blumen zu kaufen gäbe, erhielt er zur Antwort: »Bei der Frau Hauser; die hat nicht notwendig, zu verkaufen, die tut's nur aus Passion.«

Adolf lernte gut, er machte einen Handelskurs durch und bekam dann eine Stelle in einer Bank. Sein erstes Geld war ihm ein Ereignis, aber er konnte seine Gewohnheiten doch nicht ablegen. Er war immer peinlich nett angezogen, und satt wurde er auch. Aber auch nur satt, denn das Essen machte ihm kein Vergnügen, da er Dinge aß, die ihn wohl füllten, ihm aber nicht schmeckten, weil er es nicht über sich gebracht hätte, geflickte Hosen oder einen zerbeulten Hut zu tragen. Da er selten aus der Stadt herausgekommen war, sehnte er sich nach frischer Luft, nach dem jungen Grün, aber das Gehen machte Hun-

ger, und die Schuhe waren teuer. So lebte er weiter in der furchtbaren Dürftigkeit, die sich den Anstrich der Wohlhabenheit gibt.

Seine Mutter war gestorben, das Gehalt zweier Monate hatte er für ihr »standesgemäßes« Begräbnis verwendet. Er sehnte sie nicht zurück. Er war und blieb allein. Und wenn er auch nicht mehr von seiner Mutter geschlagen wurde, so hätte er es doch nicht über sich gebracht, seine Armut einzugestehen.

Im Amt war er ein Durchschnittsarbeiter. Sein Vorgesetzter verlangte viel, war aber auch nicht schlimmer als tausend andre. Adolf jedoch wurde immer schwächer und warf seinen Zorn auf ihn, nannte ihn Leuteschinder und Blutaussauger. So lebte er Tag um Tag, Jahr um Jahr, und es wäre in seinem Nachruf gestanden: Er starb nach langem, geduldig getragenem Leiden; wir verlieren in ihm einen pflichteifrigen Beamten und werden ihm stets ein ehrendes Andenken bewahren. Die Kollegen wären mit feierlich nichtssagenden Gesichtern bei seinem Begräbnis erschienen, wenn — der Tod nicht die Pforte des Lebens vor ihm geöffnet hätte.

Es war noch ziemlich früh, als Adolf Hauser am nächsten Morgen das Haus verließ. Er zog sich noch sorgfältiger als sonst an; lange stand er vor der Schachtel, die seine Krawatten enthielt. Sollte er wirklich die neue nehmen? Für eine besondere Gelegenheit hatte er sie aufbewahrt. War die nicht heute?

Er tat alles mit dem ruhigen Lächeln eines Menschen, der weiß, was er will. Sein Frühstück verzehrte er wie immer. Plötzlich fiel ihm ein: Warum soll ich nur Butterbrot essen? Er rief nach seiner Wirtin. »Haben Sie nicht etwas Schinken im Hause, Frau Hahnke?«

Ja, sie hätte wohl, aber er war teuer.

»Das schadet nichts!«

Rosig, fein und zart lag er vor ihm auf dem Teller. Er kostete ihn fast andächtig, dann aber erfaßte ihn die Freude über den Genuß, so daß er ihn schnell hinunteraß. Das Leben zuckte ihm in allen Gliedern. Manchmal mußte er wohl husten, aber selbst das erschien ihm fast angenehm, denn es versicherte ihn seines Glückes: Vier Monate noch, vier Monate!

Er trat auf die Straße. Goldig wogte der Sonnenschein über sie hin, selbst die verdrießlichsten Häuser hatten ein mürrisches Lächeln aufgesetzt, die Gasbrenner in den alten schmutzigen Laternen machten vergebliche Versuche, durch die schmierigen Scheiben hindurchzuschauen, die Knospen an den Bäumen waren ganz dick, braun und harzig und wollten jeden Augenblick bersten. Es war ein Tag, an dem sich jeder Mensch denkt, daß ihm ein Glück begegnen muß.

Adolf Hauser ging nun, um die harte Fessel seines Daseins abzustreifen. Noch nie hatte er die ganze Lieblichkeit der Stadt, die Schönheit des Lebens so empfunden. Nur gehetzt war er diesen Weg gerannt und hatte immer gedacht: Ich komme heute wieder zu spät, und war glücklich, wenn er sich noch vor dem Gestrengen auf seinen Platz hatte setzen können.

Nun aber schlenderte er gemächlich die Straße entlang, und als die Turmuhr acht schlug, sagte er sich mit einem wahren Triumphgefühl: Sie sollen nur warten auf mich. Er blieb vor jeder Auslage stehen, betrachtete wie ein Kind die herrlichen Dinge und schwelgte in dem Gedanken, daß er sich ja davon kaufen könne, wenn er wolle, und er tat es doch nicht, weil ihm die Sparsamkeit noch zu sehr im Blute lag. An die Läden trat er heran, in deren Schaufenstern sich die kostbaren Blumen der Glashäuser drängten. Er wandte sich ab, denn diesen Aufwand haßte er. Aber an der Ecke die dicken Blumenweiber, denen wollte er etwas abkaufen. Mit herausgestrecktem Leib standen sie da, mit ihren Körben, die voll von den bescheidenen Kindern des Vorfrühlings waren, Schneerosen, weißen und roten, ja sogar schon Schneeglöckchen, deren arme zarte Wurzeln eng in Moos und Bindfaden eingewickelt waren. Und während sie mit scharfen Blicken die Vorübergehenden musterten, arbeiteten ihre harten Finger an neuen Sträußen, steckten hochnasige Rosen auf langen Draht, legten die Frühlingskinder behutsam zu oberst in den bauchigen Korb, damit sie nicht von ihren gewaltigen Schwestern zerdrückt würden. Schon wollte Adolf Hauser ein Sträußchen kaufen, da dachte er daran, daß er noch ins Amt müsse, und ging weiter.

Die Treppe des Hauses war finster; als er in sein Zimmer trat, das er mit drei andern Herren teilte, klapperten ihm schon die Maschinen entgegen. »Guten Morgen, meine Herren!«

Der älteste mit einem klugen, sorgenvollen

Gesicht sagte leise: »Herr Hauser möchten zum Herrn Direktor kommen.«

Aha, er hatte also sein Zuspätkommen schon bemerkt! Das freute ihn, da konnte er ihm noch alles sagen. Eigentlich fürchtete er sich davor, denn er war ein bescheidener, schüchterner Mensch, ein Feind von allem Lauten, Rohen. Aber seinen Haß mußte er sich von der Seele reden, das schuldete er sich selbst. So ging er denn mit langsamen, energischen Schritten in das Zimmer des Direktors.

Der hob den Kopf, als Adolf eintrat. »Mein lieber Herr Hauser, das geht nicht. Zum zweitenmal in dieser Woche kommen Sie zu spät. Ich weiß, daß Sie krank sind, und will ja gern Nachsicht üben, aber was zuviel ist, ist zuviel, und wenn das noch öfter vorkommt, so — so —«

»Ich bitte um meine Entlassung, Herr Direktor.«

Ich bitte um meine Entlassung! Wie schön, wie stolz, wie hell hatte das in dem dumpfen Zimmer geklungen!

»Wie?« Der kleine, dicke Mann sah erstaunt auf.

»Ja, Herr Direktor,« begann nun Adolf und gab sich einen energischen Ruck, »ich habe mich genug quälen lassen, Sie haben mich genügend schlecht behandelt — ich gehe!«

»Was unterstehen Sie sich für eine Sprache!« brauste der andre auf.

»Ich unterstehe mich gar nichts,« versetzte sehr bescheiden der also Angefahrene, »aber jetzt, da ich gehe, habe ich das Bedürfnis, Ihnen zu sagen, wie ich Sie hasse. Denn auch Sie sind einer von denen, die den Leuten das Blut aussaugen, sie von früh bis Abend arbeiten lassen und ihnen einen Hundelohn hinwerfen.«

Da sprang der Direktor auf. Hinaus!« brüllte er. »Hinaus!«

Adolf Hauser verbeugte sich und ging. Als die Tür hinter ihm zufiel, nickte er befriedigt mit dem Kopfe, denn er fand, daß er es gut gemacht hätte.

Doch als er in das Zimmer seiner Kollegen trat, fand er diese mit ängstlich geduckten Köpfen. Offenbar hatten sie das »Hinaus!« des Direktors gehört.

»Was werden Sie anfangen?« fragte ihn der kleine Mann mit dem sorgenvollen Gesicht.

»Ich? Nichts, da ich eben gekündigt habe.«

»Wovon wollen Sie leben?«

»Von meinem Geld!«

»Haben Sie vielleicht einen Haupttreffer gemacht?«

»Nein, aber so was Ähnliches. Ich will einmal leben. Verstehen Sie? Leben, nicht vegetieren!«

»Aber das tun Sie ja jetzt auch. Wie kommt Ihnen plötzlich diese Idee?«

»Warum ich gerade jetzt leben will? Weil ich in vier Monaten sterben werde.«

»Aber, lieber Freund, was sind das für unsinnige Gedanken! Es geht Ihnen doch viel besser!«

»Verzeihen Sie, Sie sind im Irrtum, in vier Monaten bin ich ein toter Mann.«

Der andre schaute ihn ganz hilflos an. Und weil er fühlte, daß er doch vielleicht recht haben könnte, versuchte er die Sache ins Scherzhafte zu ziehen. »Haha, heute sind Sie gut aufgelegt, verehrter Herr Kollege. Als wenn ich nicht auch in vier Monaten tot sein könnte, ja vielleicht schon morgen, wenn mir ein Ziegelstein auf den Kopf fällt.«

»Bei Ihnen ist es möglich, bei mir aber ist es gewiß.« Adolf Hauser war fast beleidigt, daß man ihm sein nahe bevorstehendes Ende nicht glauben wollte.

Er stand auf. »Also ich nehme Abschied von Ihnen, meine Herren, und hoffe, daß Sie mir ein ehrendes Andenken bewahren werden.«

Er umfaßte mit dem Blick die Wände, die ihn so lange Jahre gefangengehalten hatten, und dachte voll Glück: Nie mehr sehe ich euch wieder, nie mehr! Dann ging er für immer aus der Stube.

Die Zurückbleibenden sahen sich verblüfft an.

»War das Ernst oder Spaß?« fragte der eine.

»Ernst wird es ihm wohl nicht gewesen sein,« meinte der andre, »vielleicht hat er wirklich einen Haupttreffer gemacht.«

Und sie gingen wieder an ihre Arbeit.

Adolf Hauser aber ging nun leicht und froh in sein neues Leben. Zuerst holte er sich sein Geld aus der Bank. Dann spazierte er über die breiten, hellen Straßen. Der Blumenfrau kaufte er einen Strauß ab, und wie er langsam und ziellos weiterwandelte, da kam es ihm vor, als wäre sein Traum wahr geworden. Helle, glänzende Straßen, fern über die Dächer klang von irgendwoher

Musik, und an ihm vorbei schritten schöne Frauen, die ihn unter gesenkten Augenlidern ansahen und deren Gang war wie das Wiegen des stolzen Korns, wenn der Sommerwind darüberstreicht.

Aber da es Mittagszeit war und er Hunger fühlte, ging er speisen. Die Pracht des Saales überwältigte ihn zuerst. Blendend weiße Tücher lagen auf den Tischen, auf denen das feinste Silberbesteck glänzte, inmitten wuchs eine hohe Vase mit matten Blumen heraus, kein lautes Wort wurde hier gesprochen, es schien, als wäre man in der Kirche. Adolf Hauser bestellte das Feinste, und als er andächtig aß, kam es ihm wie ein Traum vor. Aber wenn er an seine gefüllte Brieftasche griff, wußte er, daß es Wahrheit sei. Er ließ sogar ein Stückchen auf dem Teller liegen, um zu zeigen, daß er sich aus solchen Dingen nichts mache, und bestellte einen guten Wein, der goldiggelb im Glase lag und über den der Zigarettenrauch in weichen Kringeln dahinfloß. Er dachte nichts, er wünschte sich nichts. Tief in Wohlbehagen eingehüllt, goß er langsam den Rest des Weines in das dunkelgestielte Kelchglas, während eine Walzermelodie im Nebenzimmer ertönte.

Aber nachmittags blieb Adolf Hauser in seinem Zimmer. Denn da packte ihn das Fieber, und seine Hände glühten. Doch selbst diese Stunden waren voller Glück; er kaufte sich Bücher und las, oder besser gesagt, er unterhielt sich mit ihnen, und Werke, über denen die größten Geister gegrübelt, behandelte er mit der Ruhe und Sicherheit desjenigen, der weiß, daß er all dies in kurzer Zeit ergründen werde. Und alles in ihm und um ihn war Ruhe und Genießen, und jede Sekunde war Leben und Sein. Er fühlte sich wohl sehr krank, aber es erfüllte ihn mit Befriedigung. Das gehörte ja dazu, und dem verdankte er sein Glück. Nur manchmal hatte er Angst bei dem Gedanken, daß es früher aus sein könnte, denn er wollte ganz arm ins Grab gelegt werden, und er bangte, etwas ungenossen vorübergehen zu lassen.

Als er aber eines Tags vor dem halboffenen Fenster saß, bemerkte er, daß der Kastanienbaum grüne Knospen angesetzt hatte. Da kam seine alte Sehnsucht nach Frühling und Wald über ihn, und er faßte den Entschluß, einmal das Werden des Frühlings mitanzusehen und in seinem Bereich zu leben.

So fuhr er denn am nächsten Tag in ein kleines Dorf. Als er in den Zug stieg, nahm er sich eine Karte erster Klasse und blickte voll Mitleid auf die armen Teufel, die sich in die dritte drängten.

Das Dorf war so, wie er es suchte. Klein, freundlich, am Platz eine liebe, heimelige Kirche, ein holperiges Pflaster, und überall drängten sich Wiesen und Felder neugierig herein. In einem niedern Haus fand er ein Zimmer, und die Vermieterin hieß wie seine Wirtin in der Stadt. Sie sah ihn etwas erstaunt an, wie er, ohne zu feilschen, den Betrag für die erste Woche auf den Tisch legte. Ja, hier wollte er leben, hier wollte er sterben. Dann ging er, sich den Friedhof anzuschauen. Der lag gleich hinter der Kirche und war nicht ernst und feierlich, sondern breitete sich so still und heiter in der warmen Sonne aus, daß man die darin Schlummernden fast beneiden konnte. Nur ein kleines Kreuz stand auf den Gräbern mit dem Geburts- und Todesdatum. Hier würde er also ruhen! Dann ging er den schmalen Weg über die Wiese hinauf zum Wald. Der schimmerte schon so grün, als ob es Frühling wäre, und die Leberblümchen standen wie blaue Flecken im trockenen Laub, das unter den Füßen raschelte. Ein großes Hasten und Eilen lag in der Luft, die Spatzen flatterten hin und her, die Knospen schrien: Wir wollen heraus! Und der Erdboden war so warm, als ob heißes Blut ihn durchflösse.

All dies sah und fühlte Adolf Hauser, nahm es dankbar in seine große, stille Seele auf, nicht beschwert von den Lasten des Lebens. Ein freier, ein glücklicher Mensch, lauschte er den Offenbarungen der Natur.

Aber noch etwas sollte Adolf Hauser auf seinem Lebensweg finden — die Liebe. Die Wirtin hatte eine Tochter, und wenn Martha auch nicht schön war, so waren ihre Augen doch so frisch und ihr Gang so leicht, daß man sie gerne ansah. Sie dachte oft an Adolf Hauser, und ihre Mutter hatte ihr wohl erzählt, daß er sehr krank sei. Da kamen alle möglichen Gedanken in ihr junges Hirn, und ihr Herz schwoll über vor Mitleid und wollte helfen. Und da es groß und liebevoll war, so wollte sie es ihm schenken, ihm, der nicht mehr viel von der Welt und ihrer Schönheit sehen konnte. So tat sie ihm Liebes, wo sie konnte, und gar bald hatte Adolf Hauser diese Liebe erkannt. Als sie ihm eines Morgens den

Gruß entbot, da nahm er sie ganz einfach und still bei der Hand und sagte: »Komm!« Sie hatten sich verstanden und brauchten nicht zu reden. Sie gingen über die Wiesen, die nun schon gelb glänzten, und setzten sich am Waldesrand nieder, dort, wo gerade die Kirchturmspitze zu ihnen aufragte. Der Specht hämmerte in den nun schon belaubten Zweigen, und ein Büschel Primeln blühte zu ihren Füßen. Er zog sie an sich: »Weißt du, daß ich bald sterben werde?«

»Ich weiß,« sagte sie, und es überkam sie das Glück, diesem todgeweihten Menschen noch Liebe schenken zu dürfen. Sie sprachen nicht vom Gestern, selten vom Morgen. Nur erzählte er ihr heiter, wie er sein Begräbnis haben wollte, und es wurde für sie beide der Tod der Dritte im Bunde.

»Weißt du,« sagte er, »ich habe einen Wunsch, der mir nie erfüllt werden wird. Ich finde es so gräßlich, in den dunklen Sarg gelegt zu werden. Nein, ohne Sarg soll man mich in die Erde senken, damit mein Leib sich mühelos mit ihr vereinigt. Wenn du eine Blume pflückst, so wird mein Blut in ihr fließen, und der Baum dort zieht sein Leben aus meinem Gebein.«

Wenn sie so sprachen, lachte der Himmel, und die Bienen flogen von Blume zu Blume, um Honig einzusammeln.

Adolf Hauser hatte Frauen nie gekannt. Es war das erste Mädchen, das ihm begegnete. Er liebte Martha nicht voll Glut und Leidenschaft, sondern ruhig und freudig. Er liebte den süß-weichen Duft, der um sie lag, ihre widerspenstigen Haare und die großen Kinderaugen. Wäre er nicht dem Tode verfallen gewesen, wer weiß, ob er sie bemerkt hätte. Aber so wollte er auch das Leben voll Liebe genießen, und es tat ihm wohl, daß jemand an ihn dachte und für ihn sorgte. Und auch sie hatte ihn gern, wenn sich auch etwas befriedigte Eitelkeit, das Glück eines Sterbenden zu sein, in diese Liebe mischte. Auch sie hätte wohl nie an ihn gedacht, wenn er gesund und kräftig gewesen wäre.

So liebten sie sich und waren glücklich und zufrieden. Und da sie feine, gute Menschen waren, so plauderten auch ihre Seelen miteinander. Sie erzählten sich ihr Wollen und Fühlen, und jeder Gedanke, der vorbeiflatterte, wurde gefangen und zergliedert, so daß ihre Seelen ohne Falten, ohne Geheimnis vor ihnen ausgebreitet lagen.

Es vergingen die Tage, und Adolf Hauser hatte nur mehr einen Monat seines Lebens vor sich. Der Frühling war nun schon Sommer geworden, heiß zitterte die Luft, und im dunklen Wald schwankten blaue Glockenblumen auf hohen Stielen. Er lag im Moos und träumte mit wachenden Augen. Er sagte der Birke: »In einem Monat bin ich nicht mehr«, und dem Wind: »Wenn du über mein Grab rauschst, so grüße Martha von mir!« Sie war bei ihm, und dann sprachen sie von dem, was nachher sein werde, von ihrem Mann — denn sie würde natürlich heiraten —, von den Kindern, und er bat sie, ihnen von Adolf Hauser zu erzählen. Er lebte ohne Wunsch und ohne Gedanken. Seine Brieftasche wurde schmächtiger, denn nun hatte er sich das Sparen abgewöhnt. Wenn Martha sich etwas wünschte, so hatte sie es am nächsten Tag.

Nur eins beunruhigte ihn. Sein Aussehen war besser, und er fühlte sich weniger krank. Aber der Gedanke tröstete ihn, daß Lungenkranke sich in ihrer letzten Zeit am wohlsten fühlen. Die Aussicht, weiterleben zu sollen, machte ihn schaudern. Wieder hinein in das elende Leben, das könnte er nicht mehr ertragen, nun wo er das Genießen kennengelernt hatte. Er lächelte darüber, daß er einst so hatte leben können.

Eines Tags begegnete er einem Herrn, der eine kleine Tasche trug. Doch als er Adolf Hausers ansichtig wurde, blieb er versteinert stehen: »Was, du bist's?« Es war sein Freund, der Arzt.

»Ja, ich habe nur mehr kurze Zeit zu leben, das wird man mir wohl ansehen.«

»Red' keinen Unsinn, du schaust ja aus wie der gesundeste Mensch! Ich habe hier einen Patienten besucht und will jetzt einen kleinen Ausflug machen. Aber zuerst geh ich mit dir nach Hause, ich muß dich untersuchen.«

Lange horchte, klopfte er, schüttelte den Kopf. Willenlos ließ Adolf Hauser alles mit sich geschehen; es war, als ob ein Verhängnis sich erfüllen sollte.

»Freund,« sagte der Arzt endlich, »es ist wie ein Wunder. Du wirst weiterleben, sechs, sieben, was weiß ich, wieviel Jahre. Wie du das zustande gebracht hast, weiß ich nicht,« und als Adolf ihn entgeistert anstarrte: »Sprich jetzt nichts, ich gehe. In solchen Stunden ist man gern allein. Die Tasche laß

ich bei dir, ich hole sie abends ab. Nicht jedem könnte ich sie anvertrauen, es sind gefährliche Sachen drin, aber bei einem Wiedergeborenen hat's keine Gefahr!«

Die Tür fiel ins Schloß.

Leben, weiterleben! So schaurig wie damals das Wort Tod hallte nun die Verkündigung des Lebens in seiner Seele. Und er sah alles wieder vor sich: die Dürftigkeit, sein Sparen und Knausern, und er wußte, daß er es nicht mehr tun konnte. In das Amt konnte er nicht zurück, von vorne anfangen! Er hatte kein Geld, vier Monate waren ja bald um. Da dachte er an Martha und lächelte. Sie würde glücklich sein, vielleicht konnte er doch mit ihrer Hilfe ein neues Leben beginnen. Jetzt wollte ihm das Geschenk schön erscheinen, aber es war ein Zittern und Bangen in ihm, als er zu ihr ging.

»Adolf,« sagte sie, »horch, wie die Bäume brausen. Was sie wohl sagen?«

Er aber sprach leise: »Martha, mein Freund war bei mir, ich werde leben!«

»Du wirst leben?« Sie war aufgestanden und legte ihm die Arme um den Hals: »Wie schön!«

Aber er fühlte, als ob eine Kälte von ihr ausginge. Etwas hatte da falsch geklungen, die Worte tönten nicht hell. Und wieder nahm er sie bei der Hand: »Komm!« Und sie gingen in den Wald.

Sie schwiegen, und Martha dachte, daß es ja ein Glück wäre, daß er weiterleben dürfe, sie wollte dankbar sein, und doch fühlte sie nur ein Unbehagen. Er war ihr fremd geworden. Er sollte leben? Da verschwand allmählich das Mitleid aus ihrem Herzen. Er war ja gesund, und zum erstenmal dachte sie daran, wie das weitergehen sollte. Es war nicht mehr die Liebe, die nach nichts fragt, nur liebt; und wie sie im Grase lagen, da wußten sie, daß sie sich nichts mehr zu sagen hatten. Jeden Tag hatten sie zum Festtag der Liebe gemacht, so daß das tägliche Leben ihnen nur Schales bieten konnte. Was sollten sie sich noch sagen? Die Liebe hatte nicht ihr ganzes Dasein durchwebt, sie war etwas Außergewöhnliches gewesen. Sie hätte mit dem Tode geendet, aber sie war nicht stark genug, um ihnen das tägliche Brot zu werden. Ihre Seelen enthielten nichts mehr, was ihnen unbekannt war; sie waren wie ausgelesene Bücher, die nichts mehr zu sagen wissen.

Das alles fühlte Adolf Hauser, nicht mit Bitterkeit, sondern nur voll tiefer Trauer, aber er wußte auch, was er zu tun hatte. Es war alles kalt und leer in ihm, er hatte keinen Glauben und keine Hoffnung, er kannte keinen Trost und keine Rettung.

Sie gingen schweigend heim, getrennt für immer. In seinem Zimmer sah er sich um. Zuerst dachte er an die Pistole, aber er scheute sich, so laut zu sterben. Dann sah er die Tasche in der Ecke stehen. Er lächelte. Bei dir hat's keine Gefahr! — »Morphium« stand auf dem einen Fläschchen. Das war, was er suchte. Er wollte still einschlafen. Er war nicht müde, er hatte nur das eine Bedürfnis, nicht mehr zu denken. Und in dieser Stunde, wo der Tod an ihn herantrat, wo es in seinem Willen lag, zu leben oder zu sterben, kam ihm der Tod wieder so ganz wesenlos und unkörperlich vor. Er zweifelte, ob es möglich sei, daß so ein paar Tropfen alles zunichte machen könnten. Vielleicht wache ich wieder auf, dachte er, und alles ist wie früher, ich muß gerade in drei Wochen sterben.

Dann besann er sich, daß er an Martha einen Brief schreiben mußte: das tat man wohl in solchen Fällen.

»Meine Liebe,« schrieb er, »ich gehe von Dir, für immer. Ich hätte es nicht ertragen, weiterzuleben. Wir haben zu sicher an mein Ende geglaubt, wir hätten uns nichts mehr zu sagen gehabt. Die Alltäglichkeit tötet unsre Liebe. Lebe wohl und habe tausend Dank!«

Er steckte das Fläschchen zu sich, setzte den Hut auf und ging. Still und bescheiden wandelte er, wie ein zufriedener Spaziergänger, den Wiesenweg entlang und setzte sich unter die Birke in das Gras. Die Wiese wogte schon hoch, und grün und dicht schlossen sich die Kronen der Bäume. Er sah, er fühlte den Sommer. Plötzlich aber tauchte vor ihm das graue Haus des Amtes auf, ferne sah er die spitzen Türme der Stadt. Langsam hob er das Fläschchen. »Vier Monate also, vier Monate!« Die Augen fielen ihm zu, er glaubte wieder leise Musik zu hören, weicher Veilchenduft umgab ihn, er sah schöne Frauen mit wiegenden Schritten daherkommen — da faßte ein kaltes Etwas an sein Herz, noch einmal schrie es in ihm auf: Ich will ja nicht sterben, ich will leben! Aber es war zu spät. Schwer und dunkel schob sich der ewige Vorhang vor die Seele Adolf Hausers.

Von drüben

Ein Rückblick auf die französische Kriegsliteratur

Von Anna Elisabeth Brunnemann (Dresden)

Im zweiten Kriegsjahr erschien in Frankreich ein Werk, dessen ungeheure Verbreitung dort befürchten ließ, es könne nachteilig auf den Kriegswillen des französischen Volkes einwirken. Der Beamte, der es durch die Zensur schlüpfen ließ, wurde gemaßregelt und das Buch zeitweilig verboten. Es handelte sich um »Das Feuer« von Henri Barbusse, Aufzeichnungen aus dem Schützengraben.* Barbusse, der sich längst als leidenschaftlicher Forscher nach dem Sinne des Lebens in ergreifenden Gedichten und einem Roman »Die Flehenden« einen Namen gemacht hatte, ließ hier aus einer wahrheitsgetreuen Darstellung des neuen Kriegserlebens in gewaltiger Steigerung einen flammenden Protest gegen den Geist des Krieges erstehen. Kaum würde man zunächst die kriegsfeindliche Tendenz des Buches wahrnehmen, wenn sein Verfasser nicht als »Vision« eine einleitende Szene vorausgeschickt hätte: Auf der Terrasse einer Schweizer Lungenheilstätte erfahren Todgeweihte aller Nationen die ersten Nachrichten vom Ausbruch des Weltkrieges, und diese geistig und seelisch bedeutenden Menschen, die die Dinge dieser Welt schon unter dem Gesichtspunkt der Ewigkeit betrachten, verzweifeln an der Möglichkeit, Kriege zu verhindern. Vor ihnen steigt als grauenvolle Vision herauf, was alles an Leiden über die Völker verhängt werden wird, und ihre Teilnahme gehört vorwiegend den Volksmassen, die vielleicht, durch unsagbare Prüfungen geläutert, dereinst Vorbereiter einer besseren Zukunft sein werden.

Darum versetzt uns Barbusse bei Beginn seiner Aufzeichnungen sofort mitten unter das Volk; er führt uns die aus allen Teilen Frankreichs entstammten, bunt zusammengewürfelten Krieger vor, die nun ein Schützengraben vereinigt. Ihre Herkunft und ihr Zivilberuf werden nur angedeutet: »Landleute und Arbeiter in der Überzahl.« Und später beim Antreten zum Sturmangriff heißt es: »Das sind keine Soldaten, es sind Menschen. Keine Abenteurer, deren Geschäft die Menschenschlächterei ist, sondern Landleute und Arbeiter, die man noch unter ihrer Uniform erkennt; es sind entwurzelte Zivilisten.«

* Le feu, Journal d'une escouade (Paris, Flammarion). Barbusse, geb. 1874 zu Asnières bei Paris, ist als dramatischer Kritiker an verschiedenen Zeitschriften tätig. Werke: Les Pleureuses (Die Weinenden, Gedichte) und Les Suppliants (Roman). — Das »Feuer« ist deutsch erschienen bei Rascher & Ko. in Zürich.

Wie durch die Uniform, werden sie durch das gleiche Erleben, die gleichen Leiden, die gleichen Pflichten und vor allem auch durch die gleiche Sprache zu einer gewaltigen Einheit verschmolzen, und infolge dieser großzügigen Einheitlichkeit, die den als typisch herausgegriffenen Einzelnen immer zum Träger des Gesamterlebens und -leidens macht, wächst dieses Erleben und Leiden ins Unermeßliche.

In unendlichen Abwandlungen werden die Qualen dieser zusammengedrängten Menschenleiber und -seelen mit einer vor nichts zurückschreckenden Kühnheit geschildert, bald an den Massen selbst, bald an den Einzelwesen, deren knappe, auf das Wesentliche beschränkte Seelenäußerungen immer symbolische Bedeutung annehmen. Das Ganze setzt sich aus Einzelbildern impressionistischen Charakters zusammen. So manche Gestalt wird uns infolge ihres häufigen Erscheinens vertraut, ohne uns jedoch fester ans Herz zu wachsen oder eine stärkere Anteilnahme an ihrem Schicksal zu fordern. Dieses Schicksal oder endlich ihr Tod ergreift uns mehr nach seiner typischen als nach der individuellen Bedeutung; es ist das Leben, Leiden und Sterben des Soldaten.

Anfangs erfahren wir nur allerhand von den kleinen Leiden des »poilu«, von den Beschwerden des Schützengrabenlebens, von den ungenügenden Vorkehrungen zur Aufnahme der Abgelösten in den Ruhestellungen, von der Habgier der Dörfler, die sich an den Labungsbedürftigen bereichern. Aus solchen Einzelheiten, die kaum Zweifel an ihrer Echtheit aufkommen lassen, ergeben sich Einblicke in Zustände und Stimmungen, die auf andre Art schwer zu gewinnen sind; so manche Belehrung erfährt der Ausländer zudem durch die zwanglos eingestreuten Belehrungen über die Einteilung des Heeres, über neue Kampfmittel und ihre Wirkungen u. a. m.

Merkwürdigerweise fehlt der Humor gänzlich in diesem Buche; es hält sich aber auch frei von nationaler Überhebung und haßerfüllten Schmähungen des Feindes. Abgesehen von einigen groben Ausfällen gegen die angeblichen Urheber des Weltkrieges wird der »boche« als der gleiche arme Teufel angesehen wie der französische »poilu«: wie dieser ist er von einer Kaste, die die Macht besitzt, in sein Elend hineingetrieben worden und hat an seinem Leibe zu büßen, was die »Kriegshetzer« verbrochen haben.

Von den Episoden untergeordneter Art prägt sich eine dem Leser unauslöschlich ein: die Rückkehr eines aus Souchez gebürtigen Soldaten in

seinen völlig zerschossenen Heimatsort. Das Bild, das der Verfasser von der grauenhaften Verwüstung einer Gegend entwirft, in der die Kriegsfurie schon über ein Jahr getobt hat, ist, rein künstlerisch betrachtet, ein Meisterstück. Vom Einzelfall ausgehend, nimmt es wiederum jene symbolische Bedeutung an, die auch die leblosen Dinge zu unendlich sich wiederholenden Trägern unendlich sich wiederholender Greuel macht. Das gleiche gilt von den einzelnen Gefallenen, die zerstreut an der Landstraße mit ihren »gemarterten« Bäumen liegen, sowie von den Haufen noch unbestatteter Leichen, die den Dorfeingang versperren. Anfangs gänzlich zusammengebrochen, rafft sich der Sohn Souchez' wieder auf. Er träumt vom Wiederaufbauen angesichts des erwachenden Frühlings. »Das Leben ist dazu da, um wiederaufzubauen.« Unter allem, was Barbusses Kunst bietet, kommt in dieser Episode das schlicht Menschliche am wärmsten zum Ausdruck — allerdings, um alsbald in einem trostlosen Pessimismus unterzugehen, denn am Abend schon streckt den, der so mutig wiederaufbauen wollte, eine Kugel nieder.

Der eigentümlich passive Zug des Werkes wird nur einmal unterbrochen durch die packende Wucht eines Sturmangriffs, eine überaus kühne, mit Zolas Kunst, gewaltige Massen in Bewegung zu setzen, wetteifernde Meisterdarstellung. Das unaufhaltsame Vorwärtsbringen der anstürmenden Trupps, auch durch das rasende Sperrfeuer hindurch, wird an Furchtbarkeit nur übertroffen durch das Gemetzel in dem erstürmten Graben selbst. Starke Betonung erfährt hierbei auch das Psychologische. Als alles vorüber ist, schütteln sich die einen vor Grauen über ihr Tun; in andern erzeugt der Blutrausch neue Kampfeswut. Und als das grausige Erlebnis schon ferner gerückt ist, vernehmen wir die entsetzlichen Berichte Einzelner.

Auf dieses unsagbar erregende Kapitel folgt das jammervolle Umherirren Verwundeter, die nach Verbandplätzen suchen. Und als endlich ein solcher, immer noch der Beschießung erreichbar, gefunden wird, läßt uns der Dichter in eine Art Hölle blicken, in der sich alles zusammengehäuft findet, was der menschlichen Leidensfähigkeit zu ertragen auferlegt wird. In Brocken gestammelter Worte bricht aus den im Halbdunkel herumhockenden Elendsgestalten flammender Protest gegen den Wahnsinn des Krieges hervor. Ein Flieger erzählt, er habe von luftiger Höhe aus zwei Meßopfern, im feindlichen und im eignen Lager, beigewohnt, das eine das genaue Abbild des andern. Ein und denselben Gott rief man an mit einem Flehen, das sich hoch oben zu einem einzigen Gemurmel verschmolz. Dieser »Bericht« veranlaßt die Umsitzenden zur Äußerung ihrer religiösen Gefühle, und die meisten sind sich darüber einig: »Um an Gott glauben zu können, dürfte all das nicht sein, was jetzt ist.«

Immer deutlicher spüren wir gegen Ende des Buches dessen kriegsfeindliche Grundstimmung. Sie tritt schroff hervor, wenn der Verfasser mehrere Urlauber nach Paris führt und ihr Los mit der gesicherten Existenz der Zivilbevölkerung vergleicht. Im Schlußbild erreicht die antikriegerische Stimmung ihren Höhepunkt, und zwar eingekleidet in die wortarmen Erkenntnisse schlichter Leute aus dem Volke.

Morgendämmerung. Nach einem fürchterlichen Tage und nach einer noch entsetzlicheren Nacht, während der man aus einem neu anzulegenden, aber zu stark beschossenen Graben flüchten mußte, verzweifelt und schutzlos umhergeirrt und in Wasser- und Schlammlöchern versunken ist, sind die nicht Ertrunkenen in einen totenähnlichen Schlaf verfallen. Von allen Qualen, die über den »poilu« verhängt werden, ist das Wasser die furchtbarste! Allmählich erwacht einer nach dem andern, geweckt von der eisigen Morgenluft, die ihn durchschauert. Kaum erkennen sie einander infolge der gelben Schlammkruste, die sie alle überzieht. Mühsam tauschen sie Worte aus; einige Utopisten versteigen sich zu hoffnungsvollen Ausblicken auf die Zukunft; sie klammern sich an den Gedanken einer künftigen Weltverbrüderung der heute so gemarterten Söhne des Volkes. Da ruft einer schmerzvoll aus: »Oh, was man alles noch gegen sich haben wird!« Und das leise Hoffen geht wieder unter in der unendlichen Leidensmelodie, die das ganze Werk beherrscht. Immerhin, einen Ausblick wagt der Verfasser in diesem symbolisch »Morgendämmerung« überschriebenen Kapitel dennoch zu geben: »Wenn der gegenwärtige Krieg den Fortschritt (der Sache der Menschheit) nur um e i n e n Schritt gefördert hat, so wird sein Unheil, sein Morden nur wenig zählen.«

Vergleiche mit Zolas »Zusammenbruch« liegen nahe. Dabei zeigt sich zunächst ein tiefgreifender Unterschied beider Werke: bei Barbusse das gänzliche Fehlen zusammenfassender Ergebnisse, wodurch die Ereignisse bereits im Hinblick auf ihre historische Bedeutung dargestellt werden. An Kraft der Anschaulichkeit, an Kühnheit der Schilderungskunst wird Zola von Barbusse durchaus erreicht, wenn nicht hie und da übertroffen. Doch war das jüngste Kriegserleben ja auch weit ungeheuerlicher. Der Mangel an Zusammenfassungen geschichtlichen Charakters wird reichlich aufgewogen durch die verbindende und steigernde symbolische Kraft, die uns in Barbusses Werk so gewaltig zu packen weiß. Darum wird schließlich auch das Tatsächliche darin, das an Zolas trotz allem niederschmetternden Geschehen robust aktive Grundtöne niemals heranreicht, erstickt durch die von allen Seiten aufsteigenden Klänge des Jammers und der Anklage, und diese vereinigen sich zu einer gewaltigen Leidenssymphonie, jenem stets vernehmbaren Einheitsklang, der über alle Breiten und Tiefen der Kriegsschauplätze von Nord und Süd, von West und Ost dahinbraust.

Barbusses Werk hat eine poetische Ergänzung gefunden durch die flammenden Kriegsproteste Marcel Martinets: »Verfluchte Zeiten«.* In freien Rhythmen, ganz gestellt auf das Pathos der Empfindung, das sich nach dem Vorbilde Verhaerens sein eignes melodisches System zu schaffen sucht, wendet sich der Dichter, gleichwie Barbusse, an die Masse des Volkes. Er stellt sich auf die Seite all derer, die sich mit großer moralischer Energie »über das Kampfgetümmel« zu erheben wissen und auf eine bessere Zukunft Europas hoffen. Namenlose Prüfungen aber müssen erst die Völker selbst zur Einsicht bringen. Bittere Zweifel an der Möglichkeit dieser Einsicht aller beschleichen ihn, und wenn der Friedensfreund in Barbusses Schlußbild in den trostlosen Ausruf ausbricht: »Oh, alles, was noch gegen uns sein wird!«, so richtet Martinet bange Fragen an einen gleichgesinnten Freund im Felde: »Haben wir alles getan, um unsre Ideale durchzusetzen?« Und niederschmetternd lautet seine Antwort: »Wir waren nichts ... und gegen uns die ganze Welt!«

Ein leidenschaftliches Klagen über die gemarterte Menschheit, über die blutgetränkte Erde bricht mit ungeheurer lyrischer Inbrunst aus diesen Versen hervor, ein Klagen, gewidmet den Ausziehenden und Gefallenen aller Altersstufen, den zurückbleibenden Frauen und Kindern, den Müttern, Witwen und Waisen. Am schmerzlichsten aber beklagt Martinet die irregeleitete Volksseele. Und an alle, »die kein blinder Wahn betört«, stellt er immer und immer wieder die zur Empörung aufrufende Frage: »Und wir sollten das alles willig geschehen lassen!?« Martinets Dichtungen verklingen in einem Ausbruch der Mutlosigkeit angesichts alles dessen, was sich seinem Friedensgedanken entgegenstellt, und doch bleibt ihm dieser Gedanke der erhabenste, getreu dem Ausspruch Tolstojs, den er seinen Versen als Geleitwort mitgegeben hat: »Wenn auch alle Menschen der Welt dieses für notwendig halten, indem sie sich auf irgendeine Theorie stützen, so würde ich allein wissen, daß es von Übel ist, denn nicht, was die Menschen tun und sagen, entscheidet über das, was gut und böse ist, sondern mein Herz.«

Zu diesen beiden so erschütternden Werken, die, aus echtem Empfinden geboren, im wesentlichen auch das Gepräge echter Künstlerschaft tragen, hat sich ein weiteres gesellt: La guerre infernale von Gustave Dupin. Es trägt die ergreifende Widmung: »Zum Andenken meines Sohnes, der von den Menschen getötet wurde, habe ich dieses Buch geschrieben, und ich widme es allen meinen armen Brüdern in Europa.« Dupin, von den gleichen Grundgedanken beseelt wie Martinet, wendet sich mit bewundernswerter Energie gegen den Geist des Krieges, gegen den Wahnsinn des Völkermordens, der zu gewissen Zeiten immer wieder die Menschheit befallen hat. Als seinen Haupturheber sieht er den übertriebenen Patriotismus an, und wenn Martinet den Mut hat, die Frauen, die ihre Männer willig zum Männermorden ziehen ließen, ironisch zu fragen: »War so teuer euch das Vaterland?«, so stellt Dupin gewissen Gedankenäußerungen des deutschen Protestanten Dryander solche des französischen Protestanten Wilfred Monod gegenüber und bemerkt dabei: »Ich bin fest überzeugt, daß Dryander über Monod so denkt, wie Monod sich über Dryander geäußert hat. Was trennt die beiden? Der Patriotismus. Keiner von beiden faßt die Vorurteile des andern ins Auge; keiner vermag sich auf den Standpunkt des andern zu stellen, und darum müssen sich ihre Kinder gegenseitig töten.«

* Temps maudits. Verlag der Revue Demain (Schweiz). Martinet ist dichterisch bisher noch nicht hervorgetreten. Für seine Temps maudits mußte er »Zuflucht in der Schweiz suchen«.

So mancher Friedensfreund der einzelnen Nationen ist wohl geneigt gewesen, diese das zweite und dritte Kriegsjahr beherrschenden französischen Bücher mit antikriegerischer Tendenz für Symptome zunehmender friedensfreundlicher Stimmungen in Frankreich anzusehen, um so mehr als sie Vorläufer und Mitläufer zu verzeichnen hatten, die in ergreifenden Schriften gegen das Menschenmorden protestierten. Längst vor Barbusse und Martinet hatte sich Romain Rolland »über das Kampfgetümmel« gestellt. Wenn er auch in seinen unerschrockenen Kundgebungen zugunsten des Weltfriedens nicht immer völlig gerecht gegen Deutschland verfuhr — der Antimilitarist bekämpfte den Militarismus da, wo er seine stärkste Äußerung zu finden glaubte —, so soll ihm doch um gar vieler herrlicher, menschlich warmer und versöhnlicher Worte willen vergeben sein. Unvergeßlich sollten uns die Zeilen bleiben, die er nach einer Aufführung der Matthäus-Passion im Basler Münster niederschrieb (März 1916), wo er das unsterbliche Werk des alten Bach »auf dem Hintergrunde eines Baßkontinuo anhörte, den der Meister nicht geahnt hatte: auf dem des Kanonendonners«: »Ich mußte«, schreibt er, »aller der aufrichtigen Herzen gedenken, die in allen Ländern die Passion Christi feiern, die durch das Leiden sich erweichen oder empören lassen, und die doch keinen Finger rühren, um die Leiden der Menschensöhne auf dieser Erde auch nur um eine Stunde abzukürzen, die Leiden der Männer, die hüben wie drüben in den Schützengräben ihr Martyrium erdulden ... Wie leicht wäre es, viele dieser Texte der Passion des alten Johann Sebastian anzuwenden auf die unseligen Geschehnisse der Gegenwart und auf die Opfer, die jeder dieser Kanonenschüsse fordert! ... Darum, seien wir doch aufrichtig! Begnügen wir uns nicht mehr leichthin damit, Irrtümer und Verbrechen

zu beklagen, die sich doch nicht mehr gutmachen lassen. Es bleiben auch in der Gegenwart immer noch genug übrig. Christus hat nicht nur unter Pilatus den Tod erlitten. Er stirbt noch täglich vor unsern Augen durch uns.«

Hier erklingen die gleichen Töne, die Martinet in einem seiner ergreifendsten Gedichte, L'Evangile, anschlägt:

Du sollst nicht töten! Sieh die Erde an!
Sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst,
Und hörst nur Qualgeschrei, das aufwärts dringt:
Ist das die Liebe, Christ?!
O Christ, du selbst hast diesen Wahn gewollt,
Und möchtest nun des Grauens Worte bannen,
Doch all die Worte feiger Kriegspropheten,
Wie lerntest du sie gut und betetest
Sie ab als der Verleugnung Rosenkranz,
Um deines Herzens Wahrheit zu ersticken.
Doch sie ist unbezwinglich: tief ist sie
In deine bange Seele eingebrannt,
Und deine wachen Augen sehn mit Schaudern,
Daß täglich auf Millionen Marterstämmen
Dein Gott aufs neue wird ans Kreuz geschlagen.

Stets hat sich Rolland bereit erklärt, die Veröffentlichung von »Dokumenten der Liebe« zu unterstützen, und er äußerte einmal: »Es fehlt nicht an Stoff dazu, denn im Gegensatz zu dem, was man uns glauben machen will, ist der Haß zwischen den Völkern nicht allgemein. Woran es fehlt, das sind die Mittel zur Veröffentlichung, die den ‚Dokumenten des Hasses' leider reichlich zur Verfügung stehen. Man sollte so viel wie möglich versuchen, alle Bestrebungen zu sammeln, die darauf abzielen, die Völker zu versöhnen, und sie von Land zu Land bekanntgeben.«

Und doch — wie wenig hat sich dieser Wunsch Rollands erfüllt! Wohl sind zahlreiche Zeitschriften pazifistischer Tendenz gegründet worden, worunter die französischen eine unerwartet große Zahl ausmachen. Sie alle mußten, wie so manches Dichterwerk, ihre Zuflucht in der Schweiz suchen und wurden von der französischen Presse unausgesetzt schwer bekämpft.

Auch machten diese Zeugnisse eines geläuterten Menschentums nur einen recht geringen Bruchteil dem gegenüber aus, was auf die Verherrlichung des Krieges hinauslief. Hervorragende Dichter, wie der feinsinnige Charles Péguy, längst schon ein Opfer des Völkermartyriums, preist einmal mit begeisterten Worten die Glücklichen, »die in den großen Schlachten starben und nun unmittelbar vor dem Antlitz Gottes liegen«. Bemerkenswert ist, daß er seinem Freunde, dem gleichfalls längst gefallenen kraftvollen deutschen Dichter Ernst Stadtler, als feindlicher Offizier gegenüberstand, und daß beide die Notwendigkeit dieser Tatsache einsahen, ohne sich innerlich dagegen aufzulehnen. Beide waren, wie Stadtler seinerseits bekannte, »von der Wirksamkeit des ihnen auferlegten Blutopfers überzeugt«, denn: »Nichts ist sinnlos für den, der Sinn hat, und jedes Blutopfer ist der letzte Ernst.«

Diese Proben mögen genügen, um das Vorhandensein gegenteiliger Stimmungen anzudeuten. Im übrigen hat ja auch der Fortgang der Ereignisse genugsam gezeigt, was wir von solch vereinzelten Kundgebungen wie die hier behandelten menschlich warmen Werke zu halten haben. Ihr tatsächlicher Einfluß konnte während des Kriegstobens und kann auch noch heute nicht mit Sicherheit festgestellt werden, denn es ist unmöglich, die hemmenden Wirkungen der französischen Zensur zu ermessen und in Abrechnung zu bringen. Was diese Zeugnisse edelsten Menschentums vor dem Forum einer Menschheit bedeuten werden, die das Erhabene wie das Grauenvolle des Weltkrieges dereinst historisch betrachtet, darf uns heute nur ein Wunsch oder eine Hoffnung sein.

Wird diese historisch betrachtende Menschheit auch nach seinem wahren Werte abwägen, was alles als Saat des Hasses aufgegangen ist und heute noch aufgeht? Auch hier darf sich nur scheu ein Wunsch, eine Hoffnung hervorwagen. Es ist nicht der Zweck dieser Zeilen, die den »Dokumenten der Liebe« gewidmet sind, auch »Dokumente des Hasses« zu verbreiten.

Obwohl die ersteren als die schwächeren erscheinen, braucht uns diese Tatsache keineswegs zu entmutigen. Der lichte Ausblick, den sie eröffnen, ist zwar nur ein matter Schimmer, doch gewinnt er schon an Stärke durch den Mut der Persönlichkeiten, die ihn eröffnen, durch das Bewußtsein, daß solche mutvolle Persönlichkeiten vorhanden sind. Es gleichen jene menschlich warmen Werke einem ergreifenden Gemälde, das Puvis de Chavannes kurz nach dem Kriege 1870/71 seinen Landsleuten schenkte: Ein Friedhof mit Soldatengräbern, geschmückt mit armseligen Holzkreuzen. Auf einem der Gräber sitzt ein zartes Mägdlein in schlichtem weißem Gewande und hält mit einem unbeschreiblich rührenden schüchternen Lächeln dem Beschauer ein bescheidenes Blümlein des eben aufsprossenden Lenzes entgegen. Das Bild aber nannte sein Schöpfer Espérance: Hoffnung.

Weit energischer noch als der fein empfindende Künstler hat der kraftvollste unter den Schriftstellern des damaligen Frankreichs, Emile Zola, solche Hoffnung nach den schweren Prüfungen seines Landes ausgesprochen und damit einen der Höhepunkte seines gesamten Lebenswerkes erreicht. Am Schluß seines Kriegsromans »Der Zusammenbruch« siegt des Meisters robuster Glaube an das Leben. Angesichts des brennenden Paris läßt er einen jüngeren Kriegsteilnehmer, der durch mancherlei Höllen gegangen ist, neuen Mut fassen, denn die ewig sich verjüngende, rastlos schaffende Natur mahnt ihn zu aufbauendem Tun. Nichts Geringeres gibt es zu vollbringen als »die große und harte Arbeit, ein ganzes Frankreich wieder-

erstehen zu lassen«. Vieles mußte in dem verlotterten zweiten Kaiserreich mit diesem zugrunde gehen, weil es morsch und verfault war, aber die ungeheure Aufgabe der Erneuerung erschreckt nicht, denn der Wille dazu ist da, und welch ein Wille!

Sollten wir aus alledem nicht auch für uns eine aufrichtende Lehre ziehen?

Proben aus den »Temps maudits« von Marcel Martinet

Deutsch von Anna Elisabeth Brunnemann

Oft schriebst du ihm ...

Oft schriebst du ihm — oft sagtest du:
Nachher ... wird alles wieder doch wie einst.
Wir wohnen wieder in der alten Stadt.
Vielleicht gar möchtest du,
Daß heute schon dahin zurück ich kehre,
Um deine Heimkunft zu erwarten?

Doch er — erwidert nichts.
Und leise zuckte er die Achseln nur
Und lächelte dir zu.
Da stieg es traurig dir im Herzen auf.
Und wieder stelltest du die gleichen Fragen.

Und er, der schon ein Jahr lang draußen lebte,
Inmitten Sterbender und aufgetürmter Leichen,
Inmitten derer, die sich wohl bewußt,
Daß sie bestimmt, wie jene, bald zu fallen,
Er, der vom Tod umdroht:
Er sah dich lächelnd an
Und streichelte mit hartgewordner Hand
Nur leis die Wange dir.

Allerseelen

Hin durch die Weiten, die Straßen entlang,
Hin über Steppen und Felder,
Landauf, landab durch die kahle Welt,
Mit Dunkel beladen und Regen und Frost
Saust unaufhörlich der freudlose Wind.
Das Brausen der Orgel schwillt mächtig und sinkt
Bedrückend, erkältend auf alles herab,
Was drunten im Dunkel des Kirchenschiffs kniet.

Und draußen ein Pilgerzug, schwarz und stumm:
Es zieht der Witwen und Waisen Schar
Zum blumengeschmückten Kirchhof hin.
Im offenen Lande, nahe und fern,
Plündert der Wind noch Baum und Strauch,
Pfeift über freie Plätze voll Hohn,
Verschüttet die Gräben mit welkem Laub
Und läßt aus der Wälder vermodernder Pracht
Tönen sein Klagen.
Die Frauen, die Kinder, die Männer hier,
Sie lasen die Morgenzeitung wohl.
Noch anderen Predigern lauschten sie schon,
Den Rednern des Tempels, der Straße.
Und die Redner, die ruhiger Tage sich freu'n,
Sie warfen den weichlichen Mantel fort.
Und feuriger heute, begeisterungsvoll
Erklommen sie Särge und Hügel grün,
Die über Gebeinen sich wölben.
Und sie sprachen von dort!
Sprachen zu euch, ihr Witwen, ihr Waisen, ihr sohnlosen Eltern,
Hielten viel schöne Reden voll Pathos und Vaterlandsliebe,
Trostreich, bewundernd, ermahnend;
Weihten viel Tränen, Gebete, Blumen und Kränze
Euren Toten. Bezeugten — sie, die Lebend'gen —,
Daß es noch vieler der Toten weiter bedürfe,
Eurer Toten, ihr Witwen, ihr Waisen, ihr sohnlosen Eltern!
Nein, dies hier ist kein Fest! Nicht ist Allerseelen
Für die Toten ein Fest!
Für diese Toten von heute gibt es Feste nicht mehr!
Hingeschiedne! In Wahrheit aber gemordet,
Hingeschlachtet von jenen, die sicher sich fühlen.
Männer ihr meiner Heimat!
Männer europäischen Blutes,
Männer allen Blutes der Welt,
O Tote,
Vor euren Gräbern,
Vor diesen Hügeln, die eure armen Reste umschließen,
Kann ich nicht Andacht halten
Mit gesammelter Seele,
Mit wehmutsvoll ergebenem Frommsein.
Nicht kann ich hingehn und Totenkränze spenden
Diesen Toten, die ohne Rache geblieben.

Ruhelos sind sie für mich.
Ruhelos sind sie in mir und schreien nach Rache.
Ihre gemarterte Seele lebt noch und klagt verzweifelt
Über des Leibes ungeheure Zerstörung,
Eine Vernichtung, die niemals gesühnt wird.

O ihr ungerächten Toten,
Herb und stark ist mein Mitleid für euch!
Möge der rauhe Sturm der ersten Novembertage,
Der mit moderndem Laub bestreut eure höhnenden Gräber,
Knicken die Chrysanthemen und Immortellen alle,
Denn ihr verlangt, daß man euch ernster noch ehre,
Euch gebührt die strenge Ehrung der Rache!

Abschied von Toten nicht gilt's zu nehmen in dieser Stunde,
Keine Stunde der Ruh' ist's für sie noch für euch mehr,
Nein, es ist die Stunde entschlossener Arbeit.
Ist's heut genug, nur zu seufzen,
Und weil wir so traurig und einsam uns fühlen,
Sollen wir feig darum unsere Toten verlassen?
Nein, erhebt euch, Gefährten alle, erhebt euch,
Denn die Stunde ist da!

Das Reich der Frau

LIV

Die Volkshochschule als Erzieherin

Von Frau Johanna Martin

Volkshochschulen werden gegründet — wenn wir es in Tagesblättern und Zeitschriften lasen, so warteten wir Frauen mit fieberhafter Spannung, ob man nun wohl auch endlich an uns dächte, ob man nun endlich uns die Bildung, die Ausbildung gäbe, die notwendig ist, wollen wir wahrhaft Frau und Mutter sein.

Lange schon hat man eingesehen, daß Mädchen Frauen und Mütter werden, ohne durch Ausbildung dazu vorbereitet zu sein. Denn damit, daß wir den Mädchennamen in den des Mannes umwandeln und uns der Titel »Frau« verliehen wird, sind wir nicht befähigt, die Pflichten des neuen Standes zu erfassen, noch viel weniger, sie auszuüben. Auch mit ein wenig Kochen, ein wenig Haushaltführen ist die Aufgabe nicht gelöst. Innerliche Pflichten sind es, die wir übernehmen.

Kennen wir sie als Mädchen?

Nun ja, man hat erzählen hören: Die Frau soll die Gefährtin des Mannes sein, nein, soll ihm mehr: soll ihm Kameradin sein. Ein zagendes, banges Gefühl durchzog dabei das Herz, aber man lächelte tapfer: das, ach ja, das werden wir schon sein, es wird schon gehen!

Werde ich Kinder haben? Auch diese Frage durchzog unsern Sinn, ohne daß wir uns ernsthafte Sorge darüber gemacht hätten. Es haben so viele Leute Kinder, so werde auch ich nötigenfalls damit fertig werden.

Niemand hat uns gesagt, daß der Bund, den zweie schließen, damit aus ihnen ein Drittes ersprieße zur Forterhaltung der Welt, starke sittliche Reife von uns verlangt. »Wir lieben uns!« Dieser Beweggrund zur Eheschließung ist der sittlich höchststehende. Ach, wie oft sind es Erwägungen gleichgültiger, leichtfertiger oder auch niederer Art, die den Mann an das Weib ketten! Pflichten? Wer dachte an sie, wer ließ sich von ihnen leiten?

Und war man Frau, so begann der Kampf. Die Gemeinsamkeit zweier verschiedener Naturen zu einer harmonischen zu gestalten, ist nicht leicht. Liebe soll das Wunder vollbringen. Aber auch sie muß durch Tränen gehen, wenn sich nicht Pflichtgefühl und freudiges Wollen damit paart.

Belehrungen über die Ehe sind uns bitter not. Über ihre Rechte, über ihre Pflichten, über Rechte und Pflichten der Person, über Rechte des äußeren Besitzes müssen wir Aufklärung verlangen. Noch notwendiger ist uns Seelenkunde über Mann und Weib, soll aus der Ehe die Familie entstehen, die wert und würdig ist, Trägerin neuer Kultur zu werden.

Dieses alles hat man uns bisher vorenthalten. Schulentlassen, ergriffen wir einen Erwerbsberuf oder waren hauswirtschaftlich tätig. Für eine Fortbildung irgendwelcher Art war nicht gesorgt. Man sprach wohl in den letzten Jahren vor dem Kriege und auch noch zu Anfang des Krieges von einem »weiblichen Dienstjahr« — ob das allen Anforderungen entsprochen hätte, weiß man nicht, da sich der Gedanke bisher nicht verwirklicht hat.

So standen wir mit den Kenntnissen der Schule, aus der wir schieden, als wir noch Kinder waren, im Leben bis an unsers Daseins Ende. Daß in uns Sein und Werden ruht, daß wir Schöpferinnen des Menschengeschlechts, Ankergrund der Familie sind, Schürferinnen der Menschenseele sein sollen — hat das niemand bedacht? Warum ließ man uns aufwachsen in Unkenntnis? Will man uns auch fürderhin nicht vorbereiten für den hehrsten Beruf der Menschheit, für Ehe und Mutterschaft?

Über die tiefsten Geheimnisse der Ehe zu sprechen, war verpönt. Oder man hob die zarten Schleier und schüttelte sie in gemeiner und lüsterner Weise — dann sagte man: »Nun, die jungen Mädchen heutzutage sind ja gründlich aufgeklärt.« Ernsthafte wissenschaftliche Belehrung natürlicher Vorgänge für angehende Frauen, werdende Mütter — auch sie tun dringend not. Und Vorträge über Säuglingspflege, Kinderkrankheiten müssen sich anschließen.

Man wird mir entgegnen, das alles sei Sache der älteren Mutter, die Familie müsse belehrend, erziehend wirken auf die jungen Mädchen und jungen Frauen. Gewiß wäre das ein Idealzustand. Aber nicht jede Mutter vermag das, nicht jede Familie steht geistig so hoch, daß in ihr die Erfüllung möglich wäre. Der Krieg zumal hat die Familienbande außerordentlich gelockert. Die unendlich vielseitige Arbeitsbetätigung der Frau außer dem Hause ließ selbst kleinere Kinder sich der Mutter entfremden. Innerlichkeit und geistiges Vorwärtsstreben ward erdrückt durch die Anforderung des Alltags, Erwerb zu suchen. Die Knappheit der Lebensmittel, das Markensystem mit seinen fast täglich nötigen Wegen außerhalb des Hauses zwang Mütter und Kinder immer mehr auf die Straße. Kohlennot und Beleuchtungsmangel raubte ihnen die Abende, die vielleicht einem beschaulichen Gedankenaustausch dienlich gewesen wären. Es ist außerdem so viel von Freiheit geredet worden, daß noch nicht gefestigte oder überhaupt haltlose Menschenkinder leicht versucht waren, dieses Wort mit Zügellosigkeit zu verwechseln.

Ist es auch nur möglich, daß aus ihnen Verinnerlichung, die vielleicht nie da war oder abhanden gekommen ist, neu erstehe? Kann man auch nur denken, daß etwa von außen angeflogen komme, was zur sittlichen Erneuerung unsrer Nation notwendig ist? Können sie es denn überhaupt wissen? Können sie wissen, was Pflicht ist? Hat jemand es sie gelehrt?

Es muß Gesittung wiederkehren, es muß ein neuer Geist einziehen — gewiß, diese Schlagworte müssen Wirklichkeit werden, aber steht hinter jedem Einzelmenschen ein Führer, Rater, Wegweiser, Zielsucher? Kann der Mensch ohne sittliche Hilfe sich plötzlich umgestalten? Bedarf es dazu nicht erst eines langsamen Aufbaues, eines tiefen Eindringens in Geist und Wesensart, um den Boden vorzubereiten für die neue Saat? Brachland muß erst kultiviert werden, ehe es Früchte bringt — so will auch der Seelenboden erst vorbereitet sein, ehe es möglich ist, von ihm innerliche Werte zu ernten. Vermag der Mensch die Schwingen des Idealismus zu heben, in dem nie eine Ahnung aufkam von der Schönheit, dem Glücksgefühl innerlichen Lebens?

Es ist mir gesagt worden: Innerliches Leben kann nicht gelehrt werden. Besteht nicht im Menschen selbst der Drang zu sittlicher Höherentwicklung, so wird eine Belehrung von ihm nicht aufgesucht werden, und wenn doch, so wird sie keinerlei Folge bei ihm zeitigen. Er vermag es nicht aufzunehmen, und er wird Bemühungen dieser Art abfällig beurteilen.

Gewiß, es ist möglich, ja sogar wahrscheinlich, daß das vorkommen wird. Soll deshalb aber die ganze Aufgabe unerfüllt bleiben? Muß nicht einmal versucht werden, Interesse für höhere sittliche Entfaltung hervorzurufen? Warum redet und schreibt man denn: Es muß im sittlichen Aufbau unsrer Menschheit eine Neugestaltung eintreten!? Verspricht man sich von diesem Reden und Schreiben Wirkung? Wird nicht auch bei dem Interesselosesten ein Gedanke, ein Keim hängenbleiben, wenn er entweder selbst durch Anhören der Belehrungen oder durch Nahestehende, die daran teilnehmen, seinen eignen sittlichen Tiefstand merkt, der ihm in vielen, unendlich vielen Fällen unbewußt ist?

Daß es nicht gelehrt werden kann, weil es sich einfach nicht lehren läßt — man sagte mir auch dieses —, glaube ich nicht. Natürlich müßte der Vortragende in der Familie wurzeln, selbst Kinder haben — dann wird er nicht nur Theorie, sondern die Praxis selber lehren. Wie wohltuend würde z. B. etwas Aufklärung über das uns abnorm erscheinende Benehmen in den »Flegeljahren« des Backfischalters wirken! In vielen Familien wollen Streit und Mißverständnisse zwischen Eltern und Kindern nicht zur Ruhe kommen, wenn Familienmitglieder sich in diesem Alter befinden. Und so könnte man wohl eine Menge Übelstände herausgreifen, die durch Belehrung in der Volkshochschule eine wesentliche Besserung erfahren könnten.

Darum: Lehret uns Mütter! Lehret uns Mütter sein! Laßt uns eindringen in die Erfahrungen großer Erziehungskünstler, auf daß wir arbeiten können in dem Herzensboden unsrer Kinder! Weich und aufnahmefähig ist ihr Gemüt, entwicklungsfähig sind ihre Charakteranlagen.

Lasset uns nicht in die Irre gehen! Allen ist es nicht gegeben, abweichend vom Gang der Lebensverhältnisse in sich und in der Familie innerliche Umgestaltung vorzunehmen. Zeigt uns Ideale! Zeigt uns den Idealmenschen! Baut ihn auf vor unsern Augen, lehrt uns, wie wir ihm nahekommen können! Laßt uns schmecken die Süße der Innerlichkeit! Helft uns zum Anfang! Geht mit uns den Aufstieg! Gebt allen, die in Kampf und Not um des Lebens Brot dahingingen, als sei die körperliche Arbeit um Erwerb das eigentliche Leben, geistige Aufgaben! Sie müssen erst lernen, sich zu vertiefen, Freude am Ideellen zu gewinnen.

Und so habe ich in meinem schlichten Sinn mir gedacht, daß wohl »Lehrgänge« ähnlicher Art uns die so heiß begehrte, unerläßlich notwendige innerliche, sittliche Höherentfaltung bringen könnten:

1. Belehrungen über die sittlichen Aufgaben der Ehegatten;
2. Eltern-Pädagogik, klarlegende Aufgaben und Grundsätze häuslicher Erziehung, Grundlagen der Charakterbildung, Psychologie der Flegeljahre, des Backfischalters;
3. Lebenskunde;
4. Säuglingspflege, Krankenpflege in der Familie.

Aus mir spricht keine wissenschaftliche Bildung, keine pädagogische Zergliederungsgabe, aus mir spricht ein heißes, ringendes Herz, das in bitterem, schmerzhaftem Suchen nach innerem geistigem Wachstum ein Rufer sein will, zu geben, was Notwendigkeit. Wahrhaft lebendiges Leben, wie ich es auffasse, d. h. wissend Rechte und Pflichten, um in diesem Wissen vorwärtsschreiten zu können Schritt um Schritt zu immer höherem Menschentum, es muß über uns kommen. Ein neuer Geist kann uns nicht erwachsen aus Stumpfsinn und Unwissenheit. Jahr um Jahr, Jahrzehnt um Jahrzehnt, bänglich erschauernd, mutvoll sich aufraffend, pfadsuchend und oftmals in die Irre gehend, so lebten Tausende von Frauen dahin, die der Menschheit manches zu schenken gehabt hätten, wenn ihnen Weg und Ziele klar gewesen wären.

Einsam, ein Weib aus dem Volke, erhebe ich meine Stimme. Ich weiß, daß in ungezählter Gemeinschaft sich hinter mir erheben werden alle die, die da wahrhaft Menschen, Frauen, Mütter sein wollen, alle, die gleich mir gerungen haben nach Erkenntnis in bitteren Kämpfen und Zweifeln.

Die treibenden Kräfte der Geschichte und die menschliche Verantwortlichkeit im Lichte des Weltkrieges

Von Prof. Dr. Georg Steinhausen (Kassel)

Es müßte naheliegen, aber wenige haben sich bisher damit beschäftigt, an dem furchtbaren Geschehen unsrer Tage Art und Natur großer geschichtlicher Vorgänge, die Kräfte, die die Geschicke der Völker wie der Menschheit überhaupt bestimmen und lenken, zu studieren. Das jetzige Geschlecht erlebt Geschichte überreichlich; es spürt fast überall auf dem Erdenrund, handelnd oder leidend, auch als Zuschauer mitbetroffen, Weltgeschichte am eignen Leibe. Ihr dröhnender Gang hat alles aus dem Schlummer gerissen, in den die Menschen weniger ereignisreicher Zeiten gerade in bezug auf geschichtliche Vorgänge, wenn sie nicht unmittelbar von ihnen betroffen werden, versunken zu sein pflegen. Für den schärfer Beobachtenden ist es jetzt Zeit, zu sehen, wie Geschichte entsteht, wie Geschichte — gemacht wird.

Eine solche Betrachtung rückt die Dinge aus der erdrückenden Fülle der Einzeleindrücke in das Licht des Allgemeinmenschlichen; der notwendige Abstand, den dem Erforscher des ganzen Verlaufs erst die Zeit gewährt, läßt sich bereits jetzt durch die Höhe des Standpunktes gewinnen. In einer solchen Betrachtung wird auch der Erfolg, von dem die Beurteilung geschichtlicher Handlungen zwar immer bis zu einem gewissen Grade abhängig bleibt, weniger wesentlich. Die ethische Grundstimmung wird er oft unwillkürlich beeinflussen. Vom Walten der Vorsehung z. B. sprechen gern die Sieger, ungern die Besiegten. Der echte Mann bleibt freilich trotz dem Spruch der Götter bei der für gerecht erkannten Sache.

Die Vorstellung vom Walten der Vorsehung ist im übrigen in einer ernsthaften geschichtlichen Erörterung auszuschalten, wie die Frage nach dem Sinn des gesamten Geschehens überhaupt. Die allgemeine geschichtliche Bedeutung eines so grundstürzenden Ereignisses wie dieses Krieges aber kann in ihrem vollen Umfange erst eine viel spätere Zeit erkennen. Wenn man bereits jetzt von einer Weltenwende spricht, von einem tiefeinschneidenden Wandel nicht nur der politischen, sondern auch der kulturellen und sozialen Verhältnisse, ja des Menschengeistes überhaupt als Folge des Krieges, so geht das sicherlich viel zu weit, so tiefgreifend und weitreichend die Folgen des Krieges ohne Zweifel sein werden.

Andre wieder fassen den Krieg selbst als ein Symptom eines sich seit längerem vollziehenden Weltenwandels, als »schwere Störungserscheinung der Wechseljahre, des Klimakteriums Europas« auf. In diesem Zusammenhang erscheint der Krieg als geschichtliche Notwendigkeit, und diese Notwendigkeit wird auch sonst mit aller Bestimmtheit behauptet. Der Schweizer Bircher sagt in der Einleitung zu seinem Buch über »Die Schlacht an der Marne«: »Es ist eine ganz müßige und auch vollkommen überflüssige Frage, jetzt die Schuld an dem Ausbruch (des Krieges) der oder jener Partei zuzuschieben. Es ist eine geradezu kindliche Naivität und eine vollkommene Verkehrung aller historischen, philosophischen, psychologischen und naturwissenschaftlichen, selbst religiösen Tatsachen, Glauben (!) und Anschauungen, die Meinung zu hegen, daß dieser gewaltige Krieg durch menschliches Zutun hätte verhindert, zum mindesten hinausgeschoben werden können, sowenig als daß er früher hätte zum Ausbruch gebracht werden können.« Fr. Dornseiff spricht (in den Preußischen Jahrbüchern Bd. 176, Heft 3) von »symbolischen Geschehnissen«, denen niemals beikommen werde, wer »die deutsche auswärtige Politik seit 1888 oder die Einkreisungspläne der Entente untersucht«. »1914 sind sehr alte klaffende Risse in der abendländischen Menschheit, die mit allerhand Mittelchen zugestopft und überbrückt zu werden pflegten, zu gähnenden Abgründen geworden.« »Schon angesichts des elementaren, 1914 losbrüllenden Welthasses gegen Deutschland war ein Fragen nach der Schuld geradezu lächerlich. Als wollte man bei einem Deichbruch einen bestimmten Millimeter des Hochwassers verantwortlich machen, der zu der und der Stunde hinzugetreten sei, oder den Erbauer des Deiches, weil er nicht noch 2 cm stärker gebaut hat.« Es sind durchaus einseitige Anschauungen, die in den eben angeführten Äußerungen vertreten werden, ebenso einseitig wie etwa die Meinung, daß der gewaltige Krieg ein bloßes »Zufallsereignis« gewesen sei — der Zufall pflegt allerdings bei großen geschichtlichen Ereignissen in der Regel eine gewisse Rolle zu spielen —, oder diejenige, daß den Krieg einige wenige verbrecherisch frivole Menschen auf dem Gewissen hätten. Auch bei den zuletzt erwähnten Meinungen wird naturgemäß das Vorhandensein eines Konfliktsstoffes großen Umfanges vorausgesetzt. Jene Vertreter der geschichtlichen Notwendigkeit des Krieges, jedenfalls Dornseiff, schätzen aber selbst diesen politischen Konfliktsstoff, soweit er der neueren Zeit entstammt, nur gering ein gegenüber weiter zurück- und tieferliegenden, aber immer gewaltiger zur Entspannung drängenden Gegensätzen und zwangsläufigen Entwicklungen. Sie überschätzen diese aber derart, daß sie den wichtigsten geschichtlichen Faktor, den unmittelbar wollenden und handelnden Menschen, fast ganz beiseite lassen.

Allerdings ist er nicht der einzige geschichtliche Faktor. Neben ihm wirken jene Verhältnisse und

Strömungen durchaus als treibende Kräfte der Geschichte. Solche Verhältnisse höchst mannigfacher Art haben auch den Urgrund dieses Krieges gebildet. Man muß sie in ihrer Verschiedenartigkeit aber auseinanderhalten. Was die Vertreter jener Ansichten im Auge haben werden, sind einerseits große geistige, wirtschaftliche und soziale Entwicklungen und Strömungen neuerer und neuester Zeit — man kann sie als Ideen und Interessen begreifen, von ihnen als treibenden Kräften der Geschichte wird noch ausführlich die Rede sein —; es sind anderseits natürliche und geschichtliche Verhältnisse von zwingender Gewalt, Bedingungen der Geschichte eines Volkes. Zu ihnen gehört die geographische Lage. Die Deutschlands, eines Mittellandes, eingekeilt zwischen andersgearteten großen Völkern, ungeschützt, ist ein dauernder Grund der Reibung mit diesen, der Angreifbarkeit Deutschlands, aber auch der Notwendigkeit seiner starken kriegerischen Rüstung. Zu ihnen gehört weiter die physische Volksanlage. Die Fruchtbarkeit des deutschen Volkes, die die Grenzen seiner Gebiete immer wieder zu eng werden ließ, zwang früh zur Ausdehnung, Erweiterung, Auswanderung; die kraftvolle Art des Volkes aber gestaltete diese Ausdehnung in der Frühzeit und im Mittelalter zu kriegerischen Eroberungen: eine innerlich nicht gefestigte, unpolitische Art desselben Volkes wieder erleichterte die Gegenschläge der andern Nationen, deren Hauptziel mit dem eignen Erstarken die Niederhaltung Deutschlands, die Förderung seiner Zersplitterung wurde. Aber dieser Gegensatz zu den andern Völkern vertiefte sich früh noch in andrer Weise. Die sich ausdehnenden kriegerischen Germanen waren zugleich die »Barbaren«, die der römischen Kulturwelt gegenübertraten, und diesen sich bald mit Haß und Mißachtung erfüllenden Gegensatz zu den »Barbaren« übernahmen die Völker, die sich auf dem Boden des einstigen römischen Reiches entwickelten, in erster Linie die mit den Deutschen zusammenstoßenden Italiener und Franzosen. Dieser Gegensatz, in der Zeit der Renaissance von den in Kulturdünkel befangenen Romanen neu betont, ist der Urquell der vielberufenen Unbeliebtheit der Deutschen, wie ich schon vor zehn Jahren in der Deutschen Rundschau (»Die Deutschen im Urteile des Auslandes«) nachgewiesen habe, was aber so viele, die über diese den Deutschen erst im Kriege schreckhaft klargewordene Erscheinung schreiben, heute noch nicht wissen. Ein besonderer traditioneller Gegensatz, mit dem eben erwähnten zum Teil verknüpft, ist dann der über ein Jahrtausend alte der dem gemeinsamen Boden des Karolingerreiches entstammenden, zu feindlichen Brüdern gewordenen Franzosen und Deutschen, ein anscheinend niemals lösbarer, immer neue Kriege hervorrufender Gegensatz, der äußerlich in dem alten politischen Ziel Frankreichs, der Rheingrenze, gipfelt.

Das wären einige der hauptsächlichen, fast schicksalsartigen Bedingungen, in die der Deutsche nun einmal gesetzt ist und die sein Verhältnis zu andern Völkern immer mitbestimmen. Mitbestimmen, aber nicht allein bestimmen. Von entscheidender Bedeutung ist und bleibt in der Geschichte das Verhalten der Menschen selbst. Einzelne Menschen, Führer vor allem, aber auch kleinere Geister, bestimmen in erster Linie die Geschicke ihres Volkes und damit andrer Völker. Gewaltig tritt so die menschliche Verantwortung hervor, es drohen Schuld und Fehle, aber es winkt auch der Lorbeer, die Unsterblichkeit.

Es ist in der Geschichte nicht anders wie im Leben des Einzelnen. Es scheint wohl ein geheimnisvolles Schicksal, über Schuld oder Unschuld des Einzelnen hinaus, in den menschlichen Dingen zu walten. Die griechische Tragödie, in ihrer klassischen Form, erkennt es heroisch als eherne Notwendigkeit an, auch wo es zermalmt. Uns will es oft blind und sinnlos erscheinen. Was man indessen gemeinhin als Schicksal bezeichnet, ist nicht das Werk überirdischer Mächte, sondern einmal das Ergebnis der Verhältnisse, in die der Einzelne gesetzt ist, also seiner Zugehörigkeit zu einem bestimmten Volk oder einer bestimmten Zeit, zu einer Familie mit ihrem materiellen und moralischen Erbe, seiner körperlichen und geistigen Anlage, des Einflusses der Umwelt usw., weiter aber vor allem das unmittelbare Werk des Menschen selbst. »In deiner Brust sind deines Schicksals Sterne.« Das ist eine alte Erkenntnis. Charakter, Temperament, Begabung beeinflussen freilich die Leistungen und Handlungen und damit das Geschick des Menschen. Aus eignen Fehlern, Schwächen und Sünden baut sich die Schuld auf, die mehr oder minder schwer gebüßt wird. Auch den Erfolg macht in erster Linie der Mensch selbst.

Aber noch mehr ist, was seltener betont wird, das Geschick und vor allem das unglückliche Geschick das Werk andrer, mitlebender Menschen. »Jeder Mänsch«, heißt es in Moscherosch Gesichten Philanders von Sittewalt, »ist fast deß andern Teuffel offt mehr als der Teuffel selbsten.« Und Goethe sagt: »Der Mensch hat nur allzusehr Ursache, sich vor dem Menschen zu schützen«, und schärfer: »Die Menschen sind dazu da, einander zu quälen und zu morden. So ist es, so war es, und so wird es allzeit sein.« Das Mißgeschick oder Unglück des Guten wird meist nur durch die Fallstricke der auf das Unedle berechneten menschlichen Verhältnisse, durch die Ausnutzung durch »klügere« Menschen, wenn nicht durch die bewußte Feindschaft bösartiger Nächsten herbeigeführt. Der offene brutale Kampf des einen gegen den andern, die wilde Herrschaft der rohen Leidenschaften und Triebe in primitiven Zeiten

ward später durch die Entstehung und Entwicklung staatlicher und gesellschaftlicher Bindungen, durch die sittigenden Einflüsse religiöser Gemeinschaften und Einrichtungen, durch alles das, was man gewöhnlich »Kultur« nennt, mehr oder weniger gebändigt und zurückgedrängt, bis einmal in Zeiten des Wirrsals sich die Bestie wieder zeigt: aber nicht beseitigt ist das Gegeneinander der Menschen an sich, das gegenseitige Bekämpfen, Sichschädigen und Verfolgen, das nunmehr nur unter den Formen der »Kultur« und oft mit ihrer Hilfe, etwa mit raffinierter Rechtskenntnis, vor sich geht und nur allzuoft eben die Besseren unterliegen läßt. Andrer Menschen Werk ist anderseits auch häufig genug die Förderung des Nächsten, das günstige »Geschick« eines Menschen. Nur die Verbindungen mit Menschen geben nach Wilhelm v. Humboldt dem Leben Wert. Auch die Menschenliebe ist zu allen Zeiten lebendig gewesen, und Menschengunst hat immer eine Rolle gespielt. Aber hier soll mehr die Rede sein von Leid und Unglück als Werk andrer Menschen. Nicht immer liegt dabei böse Absicht vor, oft Kurzsichtigkeit, eingebildete Überlegenheit und Leichtsinn, wie auch im politischen Wirken im großen die Bosheit seltener als die Torheit ist. Vor allem aber handeln die Menschen als Peiniger andrer Menschen, *wenn wir aus der privaten in die geschichtliche Atmosphäre treten*, unter dem Einfluß von Massensuggestionen, von politischen und besonders religiösen Ideen. In solchem Bann schlugen Menschen Christus ans Kreuz, verfolgten die Christen aufs grausamste und schufen die Legion der Märtyrer, verbrannten im Mittelalter die Ketzer und setzten weiterhin die Massenverbrennung der Hexen ins Werk. Das Hinmorden von Menschen durch Menschen *im Kriege* verliert den Charakter der persönlichen Untat und wird zum überindividuellen Gebot. Bei den Handlungen der einzelnen Kriegsteilnehmer gegen Feinde, soweit sie sich im Rahmen des Kriegsrechts halten, fällt die persönliche Verantwortlichkeit so gut wie ganz weg. Anders ist es aber bei der Entfesselung des Krieges an sich, mit der ohne weiteres das grausamste Leid über Tausende, über Millionen heraufbeschworen wird. Dieses Leid ist nicht das Ziel der den Krieg entfesselnden Menschen, vielmehr meist das Wohl ihres Volkes. Das Leid tritt bei den Erwägungen über den Eintritt in einen Krieg vollständig in den Hintergrund: auch die kriegsbegeisterten Völker haben bei Ausbruch eines Krieges nie nach dem Leid in seinem Gefolge gefragt. Worauf es hier aber ankommt, ist dies, daß es *bestimmte* Menschen sind, die einen Krieg entfesseln, mögen sie es auch im Banne eines Muß, im Glauben, ihrem Staate zu dienen, und mit widerstrebendem Herzen tun.

Menschen, nicht die Vorsehung oder das Schicksal, *machen eben auch die Geschichte*. Angesichts der ungeheuren Folgen dieses Krieges für Millionen von Menschen wie für ganze Völker und Reiche tritt uns wahrhaft bedrückend zunächst der gewaltige Einfluß *einzelner Menschen* auf den Gang der Entwicklung vor Augen, die entscheidende Bedeutung des Willens wie der Fähigkeit oder Unfähigkeit Einzelner. Dabei soll nicht das alte Problem, ob der Einzelne oder die Masse der wichtigere geschichtliche Faktor sei, erörtert werden. Die rein individualistische Auffassung ist ohne Zweifel ebenso einseitig wie die rein kollektivistische. Beide sind bestimmende geschichtliche Kräfte, der Einzelne wie das Volk; sie stehen im Wechselverhältnis. Aber eben zu Zeiten eines Krieges tritt in der Regel die Bedeutung des Einzelnen ausschlaggebend hervor. Freilich auch dann durchaus nicht ohne Beschränkung. Auch den Willen des an entscheidender Stelle Stehenden bestimmen in erheblichem Maße wieder jene Verhältnisse, zumal die geschichtlichen, die von der Vergangenheit geschaffenen Zustände und Stimmungen, die überlieferten Fragen, nachwirkenden Tendenzen und eingewurzelten Ideale. Ihn leiten auch nicht persönliche Interessen, sondern die der Gesamtheit, des Volkes, des Staates. Weiter wirkt in dem wichtigsten Falle, nämlich bei der Entscheidung über den Eintritt in einen Krieg, der Einzelne doch nur nominell als solcher. Der Entschluß dessen, dem die Entscheidung über Krieg und Frieden zusteht, ist doch immer ein Beschluß *mehrerer*, der verantwortlichen Minister usw., also kleiner Gruppen. Der schwache Herrscher ist oft auch nur der Spielball seiner Umgebung, oder sein Wille wird, der Außenwelt unsichtbar, gefälscht oder durchkreuzt. Gerade der vielleicht das Unheil abwendende Befehl des absolutesten Herrschers, des Zaren, zur Einstellung der Mobilmachung wurde von kriegslustigen Militärs unterschlagen. Aber gleichviel, die Verantwortung bestimmter Einzelner für den Eintritt in einen Krieg, und zumal in einen Krieg wie diesen, dessen gewaltige Größe bis zu einem gewissen Grade vorauszusehen war, bleibt bestehen. Der Federzug von Einzelnen entschied über das Schicksal von Millionen, bestimmte die Zukunft ganzer Völker. Nicht umsonst hat der Deutsche Kaiser dreimal die Feder vor Unterzeichnung des Mobilmachungsbefehls aus der Hand gelegt. Gerade seine Friedensliebe hatte bisher dem Kriege entgegengewirkt: jetzt verlangten die Militärs auch die Kriegserklärung von ihm. So tritt die anscheinende ungeheure Bedeutung des äußerlich entscheidenden Einzelnen in Wirklichkeit sehr zurück. Äußerlich blieb überall die Möglichkeit des »Nein«: von keinem der Herrscher ist es gesprochen worden. Auch der Präsident Wilson, dessen angeblich idealistische, in Wahrheit rein politische Motive hier nicht untersucht werden sollen, handelte nicht ohne Beeinflussung durch andre; auch es war gleichwohl mehr als bei den europäischen

Karl Spitzweg: Auf dem Heimweg

Staatsleitern ein persönlicher Entschluß, der verantwortungsschwere, folgenreiche Entschluß eines Einzelnen. Wilson ist es, der diesen Krieg entschieden hat, zu unsern Ungunsten, zugunsten vor allem Englands. Er hat durch die Herbeiführung des Sieges der Entente und seine Haltung bei den Friedensverhandlungen das ungerechteste Reich der Welt, das wahre Reich der Selbstsucht, das englische Weltreich, unermeßlich gestärkt, er hat anderseits das aufstrebende deutsche Volk um die ihm gebührende Stellung bringen und in Ohnmacht zugunsten Frankreichs zurückwerfen helfen, das europäische Volk, das zum Freunde Amerikas berufen war. Nicht ausgeschlossen, daß ein späteres amerikanisches Geschlecht finden wird, er habe in beiden Beziehungen gegen das wahre Interesse Amerikas gehandelt.

Die Entschlüsse und Handlungen des Einzelnen an hervorragender Stelle hängen natürlich, wie angedeutet, von seiner Fähigkeit ab. Der Mangel an staatsmännischer Fähigkeit beim Deutschen Kaiser wie beim Kanzler hat zumal durch die unglückselige Politik vor dem Kriege die verhängnisvollsten Folgen gehabt, die Erfolge jener Friedensliebe wieder ausgeschaltet. Im Kriege spielt die militärische Fähigkeit der Feldherren die Hauptrolle. Auch diese Einzelnen wirken nicht völlig als solche. Bekannt ist die oft ausschlaggebende Wirksamkeit der Stabschefs unter einem Feldherrn. Von welcher Bedeutung aber die Wahl des obersten Heeresleiters für den Ausgang des ganzen Krieges sein kann, und welchen Krieges, das hat uns Deutsche bitter das Versagen des Chefs des Generalstabes des Feldheeres v. Moltke gelehrt. Jetzt spricht man offen von seiner »Unfähigkeit« (Bauer). Es ist nicht ausgeschlossen, daß unter einem genialen Führer der Krieg zu unsern Gunsten schon 1914 entschieden gewesen wäre. Wie anders sähe heute das Weltbild aus! So verhängnisvoll kann der Einzelne wirken. Daß anderseits auch der geniale militärische Führer trotz allen Erfolgen den Endsieg nicht erzwingen kann, wenn die Verhältnisse mächtiger sind als er, das mußten wiederum wir Deutsche zu unserm Schmerz an den bewunderten Feldherren Hindenburg und Ludendorff erfahren. Bei der schlagartigen Veränderung unsrer Lage im Jahre 1918 wird man an die Worte Napoleons I. erinnert: **Du triomphe à la chute il n'y a qu'un pas. J'ai vu dans les plus grandes circonstances, qu'un rien a toujours décidé les plus grands événements.**

Die Wichtigkeit des Einzelnen betont der bekannte stolze Satz aus Treitschkes Deutscher Geschichte (I, S. 28): »Männer machen die Geschichte«, ein Satz, der natürlich mehr besagen will als die anscheinende Selbstverständlichkeit, daß Menschen die Geschichte machen. Es spricht aus ihm ein aristokratisch-heroischer Ton; der Begriff Männer, Große, Helden ist das Wesentliche; es wird der männliche Wille, der Wille zur Macht betont. Der Satz wird denn auch von den Machthistorikern und Machtpolitikern oder von Militärschriftstellern wie seinerzeit v. Bernhardi oder neuerdings v. Freytag-Loringhoven mit einer gewissen Inbrunst betont. Er hat auch bis zu einem gewissen Grade Gültigkeit, wie ja eben die Zeit des Krieges lehrt. Clemenceau z. B. hat unzweifelhaft als ein Mann von eiserner Willenskraft, freilich auch in haßerfüllter Verblendung Geschichte gemacht. Indessen ist der Satz zu einem guten Teil seines heroischen Akzents — man denkt zunächst an Männer wie Bismarck — zu entkleiden. Die »Männer«, die die Geschichte machen, sind oft etwas andres, als man sie sich bei jenem Satze leichthin vorstellt. Es sind oft durchaus nicht große Männer, nicht die hohen und edlen männlichen Geister oder die dämonischen Naturen, die großen Bösewichter, die Treitschke natürlich auch im Auge hat, sondern die gerissenen »Macher«, die in des Wortes niedriger Bedeutung die Geschichte »machen«, die Intriganten, wie man früher sagte, die Drahtzieher, die äußerlich oft gar nicht hervortreten und doch zuweilen allein den Gang der Dinge bestimmen. Sie können einzeln in einflußreichen Stellungen wirken, sie können sich zu einer Partei, einer Gruppe, einer Kamarilla zusammenschließen und je nach Gelegenheit für ein bestimmtes Ziel wirken. Aus der nachbismärckischen Zeit läßt sich als Beispiel eines solchen »Machers« in einflußreicher Stellung Herr v. Holstein anführen, der so oft hinter den folgenschwersten politischen Entschlüssen gesteckt hat, ohne doch äußerlich als Faktor hervorzutreten. Ob er bei seiner Willensstärke nicht doch zur Kategorie der »Männer« gehört, sei indessen dahingestellt. »Macher« in üblem Sinne, aber von unheilvollstem Einfluß auf den Gang der Dinge und das Schicksal von Millionen waren, wenn wir von unverantwortlichen Hetzern und Wühlern wie dem Tschechen Kramarsch, dem furchtbaren Lord Northcliffe und ähnlichen Brandstiftern absehen, Leute wie der russische Kriegsminister Suchomlinow und der Generalstabschef Januschkewitsch oder die russischen Diplomaten Hartwig und Iswolski, der französische Botschafter in Rom Barrère. Sie sind zum Teil zugleich Glieder von Gruppen, für die das typische Beispiel die verschiedenen »Kriegsparteien« in fast allen beteiligten Ländern bieten. Sie haben verantwortungsschwerste Maßnahmen zum Ziele ihrer Machenschaften, sie haben Geschichte gemacht, sobald sie den Herrscher oder den verantwortlichen Staatsmann, also den nominellen »Mann«, der Geschichte macht, zu dem entscheidenden Schritt in ihrem Sinne bestimmt haben. Die Möglichkeit ihres unheilvollen Wirkens hängt von dem Fehlen eines wirklichen Mannes über ihnen ab. Gerade in bezug auf den Krieg hat solche Treiber schon Luther geschildert (Von welt-

licher Obrigkeit, 1523) und den rechten christlichen Fürsten vor ihnen gewarnt: »Darumb muß er nicht folgen den Räthen und Eisenfressern, die ihn hetzen und reizen Krieg anzufahen und sagen: Ei, sollten wir solch Wort und Unrecht leiden? Es ist gar ein schlechter Christ, der umb eins Schlosses willen das Land in die Schanz schlägt ... Darumb sei das sein Regel: wo er Unrecht nit strafen kann ohn größer Unrecht, da laß er sein Recht fahren, es sei billig wie es wolle.«

Die »Macher« wie die selteneren »Männer« werden zum Teil gewiß von Ichsucht oder persönlichem Ehrgeiz geleitet, aber im ganzen doch selten. In der Regel stehen sie im Dienste von allgemeineren »Interessen«, mit denen ihre persönlichen Interessen freilich verknüpft sind, oder wiederum von höheren »Ideen«, für die sie aber auch als einen Teil ihres inneren Selbst kämpfen. So würde denn der Satz gelten: »Interessen machen die Geschichte«, oder der andre: »Ideen machen die Geschichte.« In den Ideen haben Kant und die nach ihm folgenden Idealphilosophen sowie Wilhelm v. Humboldt die leitenden Mächte der Geschichte gesehen, ebenso Ranke, der sie aber empirisch, etwa als gemeinschaftliche, kraftvoll nach Verwirklichung strebende Überzeugungen ganzer Völker und Generationen über höchste Fragen faßt, und wenn man sich aller ideologischen Übertreibung enthält, wird namentlich der kulturgeschichtlich Blickende den gewaltigen Einfluß der Ideen auf den Gang der Geschichte nicht in Abrede stellen dürfen. Man kann die Ideen nicht von den Interessen trennen. Die Geschichte gibt genug Belege. Wie sich der Volksglaube, zumal in primitiven Zeiten, sehr stark mit den materiellen Gedanken des irdischen oder jenseitigen Vorteils durchsetzt, so zeigt die mittelalterliche Kirche und ihr Zusammenhang mit dem Gang der allgemeinen Geschichte eine bedeutende Vermischung der religiösen Idee mit weltlichen Interessen. Die Kreuzzugsidee z. B. verband sich mit den verschiedensten weltlichen Beweggründen. Die geschichtliche Wirkung der Reformation ferner beruht zum Teil darauf, daß sie zu einer politischen Angelegenheit, zur Fürstensache wurde. Der heute die Welt umstürzende Sozialismus ist ohne Zweifel eine Verquickung von fast religiös vertretenen Ideen und von wirtschaftlichen Interessen. Die die Völker seit dem 19. Jahrhundert erregende nationale Idee — der Panslawismus ist mit in erster Linie für den Weltkrieg verantwortlich zu machen — ist, zumal in ihrer nationalistischen Ausprägung, mit wirtschaftlichen und allerlei selbstischen Interessen eng verknüpft, wie ja auch bei den einzelnen der Patriotismus nur allzuoft der Deckmantel selbstsüchtiger Bestrebungen ist, ja, wie für große Schufte das Vaterland zum Spielball eigensüchtiger Machenschaften wird — nur in diesem Sinne spricht einmal Gobineau von »der hohlen und lächerlichen Drahtpuppe, die man das Vaterland nennt«, deren Fäden von solchen niederträchtigen Machthabern bewegt würden.

Gleichwohl darf man den Ideen auch in reiner, idealer Form eine große geschichtliche Wirksamkeit nicht absprechen, auch nicht im politischen Leben. Es zeugt nur von der äußerlichen Auffassung so vieler, sich aller »Ideologie« feindlich stellender »Real«- und Machtpolitiker, wenn etwa der oft genannte General v. Bernhardi (Deutschland und der nächste Krieg, S. 2) von der »Einsicht« beseelt ist, »daß die politische Welt nur von Interessen beherrscht wird, niemals aber von allgemein-menschlichen idealen Bestrebungen«. In Wahrheit hat sogar dieser unselige Krieg die Macht und den sehr realen Einfluß der Ideen an sich gezeigt, freilich vor allem, soweit die Völker, weniger, soweit die Staatsmänner, denen die Macht der Idee zum Teil nur Werkzeug war, in Betracht kommen. Auch in der hohen Politik darf man aber den Einfluß bestimmter Ideen, wie der des europäischen Gleichgewichts, auf den Ausbruch des Krieges nicht ausschalten. Die vaterländische Idee hat bei uns auf viele wirklich in ihrer reinsten Form, um ihrer selbst willen gewirkt, Junge und Alte zur freudigen Einsetzung von Leben und Gut hingerissen oder innerlichst begeistert, ähnlich wie in den Freiheitskriegen. Die Bewegung erhielt bei uns zum Teil fast einen religiösen Charakter: es war der größte Gegensatz zu dem Geist der Äußerlichkeit und der Selbstsucht, der bisher fast allein zu herrschen schien. Bei andern äußerte sich die nationale Idee mehr in macht- und weltpolitischer Schwärmerei: man sah den »Tag des Deutschen« kommen. Bei den meisten feindlichen Völkern spielte die nationale Idee eine ähnliche Rolle, bei ihnen wurden aber auch noch andre Ideen wirksam. Waren auch die Ideen des Rechts und der Zivilisation, der Ausrottung des »Militarismus«, die demokratische Idee größtenteils nur die von den Drahtziehern künstlich angewandten Mittel, die Ententevölker für den Krieg zu begeistern und sie beim Kriege zu halten: auf die die Wahrheit nicht durchschauenden Massen haben diese Ideen doch außerordentlich gewirkt und den Verlauf der Dinge maßgebend beeinflußt. Was wir Phrasen nannten und nennen durften, war bei jenen reale Macht. Insbesondere sind die Amerikaner, so sehr in Wahrheit die nacktesten Interessen für sie bestimmend waren, von höheren Ideen, wie der »Verteidigung der Menschenrechte« u. dgl., stark beeinflußt worden. Bei solcher Wirksamkeit höherer Ideen können für den Einzelnen wie für ganze Gruppen die Interessen nicht nur völlig zurücktreten, sondern es werden auch das Leben, der persönliche Vorteil, der materielle Besitz, das Interesse für andre, höhere, geistige, künstlerische Aufgaben völlig hintangestellt.

In dieser reinen, geschichtlich freilich nur in be-

schränktem Maße wirksamen Form stehen die Ideen zu den nackten materiellen Interessen in größtem Gegensatz. Gewiß bestimmen diese, so häufig sie sich hinter Ideen verstecken oder sich offen und berechtigterweise mit ihnen verbinden, »den Gang der Dinge oft in erster Linie. Aber wie blind sind die Menschen und die Völker meist in der Wertung und Verfolgung solcher Interessen! Wie vorübergehend oder wie schädigend in bezug auf andre, höhere Interessen oder in bezug auf die Zukunft sind meist diese Interessen, wie sie schon vor dem Kriege die innere Politik so unerfreulich gestalteten! Und doch ist, wie der Lauf der Geschichte es lehrt, eben um solcher Interessen willen nur allzuoft Menschenblut in Masse und vor allem gerade das Blut edler und wertvoller Menschen geflossen! Zu einem Teil wenigstens ist es der Konflikt solcher Interessen, der mit zu diesem unseligen Weltkriege geführt hat. Das ziemlich öde Schlagwort, das jetzt des öfteren im Munde geführt wird, daß der Krieg »um die Futterplätze« geführt sei, deutet darauf hin, wenn man dabei wohl auch in erster Linie wirkliche Lebensinteressen der Völker im Auge hat. Aber wie zweifelhaft ist doch dieser Begriff »Lebensinteressen«! Steckt nicht im Grunde zumeist hinter den leidenschaftlich vertretenen wirtschaftlichen und Machtnotwendigkeiten, Konkurrenz- und Geltungsbestrebungen, etwa hinter den mit dogmatischem Fanatismus verfolgten Welthandelsinteressen Englands, grob ausgedrückt: die zusammengeballte Habgier vieler Einzelner? Die überall herrschende Denkweise, die mit zu diesem Kriege geführt hat, war, wie Jakob Burckhardt es schon 1873 fein ausgedrückt hat (Weltgeschichtliche Betrachtungen, S. 209), ein »als Erwerbssinn und Machtsinn ausgeprägter Optimismus«.

Große gemeinsame Interessen, die eben den Charakter zwingender Ideen gewinnen, sind nach alledem in der Tat ebenso wie gemeinschaftliche höhere, geistige Ideen geschichtliche Kräfte, die unabhängig von dem Willen des Einzelnen sind und auch die Menschen in ihren Handlungen bestimmen. Aber ihre Schöpfer und Träger, das, was sie durchsetzt, sind doch wieder Menschen. »Es gibt keine andern treibenden Kräfte in der Geschichte«, sagt Hintze, »als die, deren Träger der Mensch ist, und zwar nicht nur der Mensch in seiner Einzelexistenz, sondern vor allem auch in seiner gesellschaftlichen Verbindung, in der jene Kollektivkräfte erzeugt werden, die der lebendige Kern aller Institutionen sind.« Und wenn in »diesen Massenbewegungen das erzeugt wird, was wir gewöhnt sind als die historischen Ideen zu bezeichnen« — die Schöpfer sind freilich immer Einzelne (einer oder mehrere), aber die Helfer, Verbreiter, Träger sind die Massen —, so sind für die geschichtliche Wirkung dieser Ideen vor allem bestimmte willenskräftige Einzelne wichtig, die der Auswirkung der Ideen wie der Interessen eine bestimmte Richtung geben, sie eigenartig färben und gestalten, ihnen die Hilfe ihrer Persönlichkeit verleihen, sie mit persönlicher Leidenschaft, mit Fanatismus vertreten, sie zum Siege in ihrem Sinne führen oder ihr Unterliegen verschulden. Sehr nahe liegt der Hinweis auf die Bewegung des Bolschewismus. Die Bewegung, die wie andre russische Bewegungen letzten Endes auf die internationale revolutionäre sozialistisch-kommunistische Ideentradition Rußlands zurückgeht, jedoch nur als Reaktionserscheinung der kriegsmüden und kriegserschöpften russischen Massen zu einer Wirkung gelangte und sich dabei gerade auf das Machtmittel der bisherigen Gewalthaber, auf die Armee, stützte, ist zu ihren großen Erfolgen nur durch einzelne tatkräftige Männer, insbesondere Lenin, geführt worden. Anderseits steht deren Macht- und Willensäußerung doch wieder unter einem dumpfen Einfluß der Masse, die ihrerseits immer weniger von Ideen als von bloßer Begehrlichkeit, von völlig anarchistischen, aus der allgemeinen Zersetzung geborenen Trieben und durch den Krieg genährten Gewaltinstinkten geleitet wird. Mit der drohenden Ausbreitung des Bolschewismus über Europa macht unter Führern, die sie doch immer nur bis zu einem bestimmten Grade in der Hand haben, in gewissem Sinne die Masse Geschichte — roheste, barbarische Geschichte.

Frühling?

Übern Wald ein Vogel flog.
Weiß nicht, ob sein Lied mir log:
War ein süßes Sätzchen drin,
Kommt mir nimmer aus dem Sinn:
Frühling?

Sonne eine Kußhand warf,
Weiß nicht, ob ich's glauben darf:
War ein feines Fünkchen drin,
Daß ich überselig bin:
Frühling?

Kurt Arnold Findeisen

Die neue Rechtschreibung

Von Friedrich Düsel

Nicht nur wenn die Könige bauen, auch wenn sie stürzen und verschwinden, wenn Throne bersten, Reiche zittern, haben die Kärrner zu tun. Ja, dann erst recht, wie's scheint. Es hat hüben und drüben doch gelinde Verwunderung erregt, daß gewisse amtliche Stellen — an der Spitze wohl das Ministerium des Inneren und der Reichsschulausschuß — just diese Tage schwerer vaterländischer Sorge, wo das Reich um seinen Bestand und seine Ehre ringt, wo unser Volk unter das Marterjoch eines grauenhaften Friedens gebeugt wird, für gut und geeignet halten, um der deutschen Rechtschreibung ein neues Gewand anzumessen oder ihr wenigstens allerlei am Zeuge zu flicken. Aber das gehört wohl zum Charakter und Verhängnis dieser Zeit: wer dem Stamm nicht helfen kann, klaubt derweilen in der Rinde.

Auch sind wir Deutsche daran gewöhnt, daß jedem neuen Geschlecht sein Anrecht auf eine eigne Rechtschreibung in die Wiege gelegt wird. Als die unter den Siegesglocken von Sedan Geborenen zur Schule kamen, berief der preußische Unterrichtsminister Falk die Orthographische Konferenz (»zur Herstellung größerer Einigung in der deutschen Rechtschreibung«) in die junge Reichshauptstadt. Aber was die Teilnehmer, Angehörige der verschiedensten Richtungen, damals zustande brachten, blieb von einem einheitlichen und bindenden Ergebnis so weit entfernt, daß die einzelnen Regierungen (Preußen, Bayern, Württemberg, Österreich) sich entschlossen, von sich aus orthographische Anweisungen zu geben, und daneben noch eine von Daniel Sanders besorgte, für mehr als vierhundert zum Teil sehr bedeutende Firmen bindende »Hausorthographie des Druckgewerbes« einherlief. So entstand im Jahre 1880 für Preußen die sogenannte Puttkamersche Rechtschreibung, der sich wohl nach und nach die Schulen auch der süddeutschen Staaten und sogar der Schweiz, nicht aber die Erwachsenen anschlossen. Ja, es ergab sich der lächerlich-traurige, echt deutsche Widerspruch, daß der Kanzler des Reiches, getreu seinem Grundsatz, Ruhendes nicht zu bewegen, der Puttkamerschen Regelung schroff entgegentrat und seinen Verwaltungsbehörden die Anwendung der neuen Vorschriften streng untersagte. Zwanzig Jahre später (1901) wurden neue Verhandlungen nötig, diesmal zwischen den deutschen Bundesstaaten und Österreich. Ihr Ergebnis, Ende 1902 vom Bundesrat zum Beschluß erhoben, schlug sich in einem amtlichen Wörterverzeichnis nieder, ließ aber für die letzte Einheitlichkeit, Klarheit und Schlichtheit immer noch viele Wünsche unerfüllt, so daß der Weg für mancherlei neue dahin zielende Vorschläge und Forderungen offen blieb, wie sie z. B. Otto Sarrazin, sonst ein Mann des Friedens und der Verständigung, in seinem »Wörterbuch für eine deutsche Einheitsschreibung«, der Verein deutscher Ingenieure für die naturwissenschaftlichen und technischen Fremdwörter in einem eignen Regelbuch festlegte.

Man erinnert sich wohl noch, worum es sich bei diesen beiden Reformen hauptsächlich handelte: spazieren und stolzieren, inspizieren und sondieren bekamen schon 1880 ihr e; Glut, Atem, Teil, Altertum und Ungetüm mußten ihr h hergeben (während doch That, Thor, Unterthan u. a. es zunächst noch behielten); Ware und Schar hatten sich hinfort mit einem a zu begnügen, scheel und Paar erfreuten sich auch weiterhin noch der Verdoppelung. Zu Anfang des neuen Jahrhunderts rückte man dann auch den Ausnahmerechten der berühmten sieben geschonten Th-Wörter nebst ihren Ableitungen zu Leibe, schrieb Tal, Ton, Tor (der und das), Tran, Träne, Tun und Tür, gab dem Efeu, dem Sofa und dem Elefanten ein einfaches f für das fremde ph, zog überhaupt die Fremdwörter (Akkord, Akzent, Gitarre, Schokolade) entschlossener als bisher in den Regelkreis der deutschen Schreibung und widmete besondere Aufmerksamkeit der Unterscheidung zwischen großen und kleinen Anfangsbuchstaben, im allgemeinen entschieden zugunsten der kleinen. Sich in diesem mehrfachen schnellen Wandel zurechtzufinden, war für die um 1900 der Schule schon Entwachsenen nicht leicht, und gerade unter den Gebildetsten gab es lange Zeit Quer- und Starrköpfe, die sich hartnäckig gegen den Erlaß sträubten. So erinnere ich mich, daß Paul Heyse, der es als Musterschriftsteller und Sproß eines sprachwissenschaftlichen Hauses mit solchen Dingen doppelt genau nahm, noch 1908 auf seine alte angestammte Rechtschreibung bestand und schließlich nur mit Mühe und Not zu bewegen war, sich dem Gebot der Einheitlichkeit, wie es für eine Zeitschrift unerläßlich ist, zu fügen. Im großen und ganzen freilich war man froh, daß man sich zu Duden, dem Schlichter all dieser Zweifel und Nöte, flüchten konnte, zumal als es diesem Regelmeister gelungen war, auch die verschiedenen »Hausschreibungen« wohl sämtlicher Druckereien Deutschlands unter einen Hut zu bringen.

Die beiden Grundsätze, die sich bei all diesen Neuerungen und Neuerungsbestrebungen immer wieder durchkreuzt, geschlagen und vertragen hatten, waren die historische und die phonetische Orthographie, also die auf der geschichtlichen Entwicklung unsrer Sprache und die auf der möglichst getreuen Wiedergabe der Laute fußende Schreibung.

Heinrich Schwindsackl: Der große Krögelhof (Alt-Berlin)

Zu der historischen Rechtschreibung standen eigentlich nur die strengen Fachgelehrten, an ihrer Spitze Jacob Grimm, der sich besonders in der Vorrede zu seinem Deutschen Wörterbuch leidenschaftlich dafür einsetzte. Um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts schien es eine Weile, als sollten sich diese gelehrten Bestrebungen, unsre heutige Schreibung nach dem älteren Sprachzustand zu regeln, durchsetzen. Da waren wir nahe daran, ergetzen, zwelf, siben, ligen zu schreiben, weil die entsprechenden mittelhochdeutschen Formen diese Gestalt hatten, und selbst der Gelehrtenbrauch, die Hauptwörter (außer den Eigennamen) klein zu schreiben, ja im Zusammenhang damit die sogenannte lateinische Schrift (Antiqua) anstatt der deutschen (Fraktur) einzuführen, fand viel Anklang.

Aber auch der Widersacher war schon auf dem Plan. Der alte Grundsatz »Schreibe, wie du sprichst«, schon im achtzehnten Jahrhundert von Klopstock mit schrullenhafter Gelehrsamkeit, von Adelung (dem vir nobilis, wie Jacob Grimm seinen Namen übersetzte) in gemäßigter und wohlüberlegter Weise vertreten, fand in Rudolf von Raumers ebenso gelehrten wie gelesenen Schriften eine scheinbare Stütze, öffneten sie uns doch erst die Augen darüber, wie vieldeutig die deutschen Buchstaben manchmal sind (z. B. das ſ in sagen und sprechen) und wie oft der nämliche Laut durch verschiedene Buchstaben bezeichnet wird (z. B. das t in Heimat und das dt in Stadt; das Nebeneinander von eu und äu, ei und ai). Damit war die streng phonetische, also die reine Lautschrift, aber eigentlich auch schon gerichtet. Sollte sie folgerichtig durchgeführt werden, so müßte die Sprache statt der armseligen 24 so viele Schriftzeichen haben, wie sie Laute aufzuweisen hat, und jedem einzelnen Laut stets ein und dasselbe Zeichen zukommen. Dahin aber konnte es selbst der »allgemeine ferein für fereinfachte rechtsreibung« mit all seinen Erfindungen und Klügeleien nicht bringen. Und selbst wenn das theoretisch möglich gewesen wäre, so hätten sich einer einheitlichen phonetischen Rechtschreibung immer noch die mundartlichen Unterschiede der deutschen Stämme widersetzt. Der Mitteldeutsche spricht Briewe statt Briefe, die Deutschen in Estland lassen in den Wörtern: der Haide, Kaiser, Maid beim Doppellaut deutlich ein a, dagegen bei: der Heide, keiner, Meineid ein e anklingen, während im Mittelhochdeutschen alle diese Wörter den Stammvokal ei hatten. Auch Erwägungen der Herkunft und Zusammengehörigkeit, die nicht ohne weiteres von der Hand zu weisen sind, wirken der reinen Lautschrift entgegen. Es erscheint nicht unberechtigt, daß der Umlaut von a im Neuhochdeutschen ä geschrieben wird, wenn die Verwandtschaft mit solchen Formen zutage tritt, die a enthalten, aber e, wenn dies nicht der Fall ist, also: die älteren, aber Eltern; die Fährte, willfährig, aber Ferge, fertig.

Das alles beweist immer wieder, daß wir in unsern Lautzeichen, auch wenn wir vielerlei Hilfsmittel der Unterscheidung, wie Dehnungsstriche, Häkchen oder Punkte ober- und unterhalb der Buchstaben, herbeiziehen, bei weitem kein deckendes oder erschöpfendes Ausdrucksmittel für die lebendige Sprache haben. Es ist immer nur eine Annäherung zwischen Schrift und Laut möglich: jene ist starr, dieser beweglich; jene verharrt, dieser spielt. Von der unendlichen Anzahl ineinander übergehender Laute, aus denen das gesprochene Wort, der lebendige Satz besteht, kann die Schreibung nur einige Hauptpunkte festhalten, die besonders deutlich ins Ohr fallen. Mit der Ausdrucksfähigkeit des Sprechenden, der den Laut durch die Stimme färben, ihn dehnen, so oder so betonen, durch Gebärde und Gesichtsausdruck abschatten kann, vermag die Schreibung nicht im entferntesten zu wetteifern. Es geht mit diesem »Sinnbild« nicht anders als mit der Kunst, der sinnlichen Erscheinung, dem bildhaften Ausdruck unsrer Gefühle und Gedanken. Vollständig und restlos können auch diese dort nicht ausgedrückt werden, stets muß eine Auswahl, eine Andeutung genügen, und nie wird der Schöpfer ganz auf die mitschaffende Phantasie des Empfangenden verzichten können, die erst aus sich selbst — natürlich wiederum persönlich abgewandelt — die letzte Ausgleichung herstellt. Mit andern Worten: wie die Kunst nur Abkürzung und Anhalt für das, was der Künstler sagen will, nur Hilfsmittel und Handhabe für das ist, was der Betrachtende dabei zu empfinden hat, so vermag uns auch die Schrift nur eine Ahnung von dem Gemeinten, einen Antrieb, eine Vorstellungshilfe für das zu geben, was die Worte an Gedanken, Gefühlen, Empfindungen, Willensentschlüssen usw. in uns hervorrufen sollen. Es ist von tiefsinniger Bedeutung, daß das Wort »Stil« sowohl die künstlerische Gestaltung eines Stoffes wie die eigentümliche Schreibart eines Menschen bezeichnet.

Und nun soll es also eine neue deutsche Rechtschreibung geben. Eine einheitliche und eine stark vereinfachte, wie das neue demokratische Zeitalter es fordert. Wenn dabei in erster Linie auf den Mann und die Frau aus dem Volke Rücksicht genommen wird, so braucht uns das gewiß nicht zu grämen. Das Bestreben, die Kluft zwischen den sogenannten Gebildeten und dem Volke zu überbrücken, bleibt löblich und ist ein vaterländisches Beginnen, gleichviel aus welchen Parteiwurzeln es aufsprießt. Auch Gründe geistiger Wirtschaftlichkeit lassen sich für solche Vereinfachung ins Feld führen. Noch immer, trotz all den Reformen, fordert unsre Rechtschreibung, planlos und folgewidrig wie sie ist, mit ihren zahllosen ausgeklügelten Regelchen und Ausnahmen einen Aufwand von Mühe, der des Schweißes weder bei den Lehrern noch bei den Schülern wert ist. Große

Ehrfurcht braucht man auch nicht gerade vor dem »Gewordenen« zu hegen; wir wissen, wie vieles bei unsrer Rechtschreibung durch Zufall oder Willkür entstanden ist. Weshalb schreiben wir heute noch: hier, aber wir; Lohn, aber Ton; Saat, aber Tat; oder gar: Beere und Ehre, aber Schere; ihre, siehst, Riese, aber Brise? —

Nur das Wichtigste wissen wir bisher von den beabsichtigten Änderungen, für die, wie es scheint, hauptsächlich der Allgemeine Deutsche Sprachverein, vertreten durch seinen Vorsitzenden Wirkl. Geheimen Oberbaurat Otto Sarrazin und gestützt auf seine etwa 30 000 Lehrer-Mitglieder, sich eingesetzt und im Fachausschuß bereits die Zustimmung der Mehrheit gefunden hat. Sarrazin hat darüber einiges bekanntgegeben: »Da wäre zunächst«, schreibt er, »die Bestimmung zu nennen, daß der i-Laut stets durch einfaches i zu bezeichnen ist: Brif, Libe, blib, trib, Akademi, Manir, Barbir, alle Zeitwörter auf iren, wie studiren, regiren usf. Sodann die Vorschrift, wonach das bisherige Dehnungs-h überall zu beseitigen ist (womit übrigens 1901 schon der Anfang gemacht wurde); ebenso das h nach r und t, so daß man schreibt: Stal, Zal, zämen, änlich, järlich, faren, nären, selen, ir, irig, Möre, wol, one, Stul, füren, Gebüren usw.; ebenso Katarr, Rabarber, Rinozeros, Katedrale, Katete, Teater usf. Weiter soll die Verdoppelung der Selbstlaute grundsätzlich wegfallen und nur in dem einen oder andern Ausnahmefall bestehen bleiben, wenn sie zur Unterscheidung von gleichlautenden Wörtern aus Zweckmäßigkeitsgründen als unbedingt notwendig erkannt werden sollte. Mit gleichem Vorbehalt soll statt ai nur ei geschrieben werden. Der k-Laut wird nur durch k, der z-Laut nur durch z bezeichnet, also Akazien, Nazion, Pazient, Karakter, Kolera. Statt ck wird kk geschrieben (wie die andern Mitlautverdoppelungen), so daß das bisherige Regelchen für die Silbentrennung (Hak-ke) entfällt. Für die drei Laute ks, cks, chs tritt überall der Buchstabe x ein. Wie Hexe so schreibt man Eidexe, Gewäxe, Klex (jetzt Klecks), Dax, Wax usw. Auch die drei f-Laute (f, ph, v) werden, wo sie wie f gesprochen werden, nur mit f geschrieben: fäterlich, Fater, Feilchen, ferzeihen, Forteil, Fogel, Fotografie, Fosfor usw.«

Einschneidender und für das äußere Schriftbild am ungewohntesten wird die vorgeschlagene *Beseitigung der großen Buchstaben* bei den Haupt- oder Dingwörtern wirken. Nur am Satzanfang, bei Personen-, Orts- und Ländernamen sollen sie im allgemeinen noch beibehalten werden. Hierbei scheint man sich, abgesehen von dem heute naheliegenden Grundsatz internationaler Angleichung, auf den Vorgang Jacob Grimms gestützt zu haben, wodurch dessen grimmiger Zorn auf das »Geschlepp und Gespreize der Majuskeln« eine späte, aber gründliche Genugtuung erfahren würde. Auch seine zuverlässige Hoffnung auf die Anpassungsfähigkeit des Auges scheint sich der Ausschuß zu eigen gemacht zu haben, obgleich sich Grimms Voraussage von 1854: »**hat nur ein einziges geschlecht der neuen schreibweise sich bequemt, so wird im nachfolgenden kein hahn nach der alten krähen**« bis heute noch nicht erfüllt hat, so einleuchtend dies Verfahren vom wissenschaftlichen Standpunkt sein mag.

Am besten vergegenwärtigen wir uns nach den bisher bekannt gewordenen wesentlichen Änderungen das Bild der neuen Rechtschreibung an einem Stück aus einem unsrer Klassiker. Ich wähle dafür den Osterspaziergang aus Goethes »Faust«:

Fom eise befreit sint strom und bäche
durch des frülings holden, belebenden blik,
im tale grünet hoffnungsglük;
der alte winter, in seiner schwäche,
zog sich in rauhe berge zurük.
Fon dorther sendet er, fliehend, nur
onmächtige schauer körnigen eises
in streifen über die grünende flur;
aber die sonne duldet kein weißes,
überall regt sich bildung und streben,
alles will si mit farben beleben;
doch an blumen felt's im rewir,
si nimt geputzte menschen dafür.
Kere dich um, fon disen höhen
nach der stat zurük zu sehen.
Aus dem holen finstren tor
dringt ein buntes gewimmel herfor.
Jeder sonnt sich heute so gern.
Si feiern die auferstehung des herrn,
denn sie sint selber auferstanden,
aus nidriger häuser dumfen gemächern,
aus handwerks- und gewerbesbanden,
aus dem druk von gibeln und dächern,
aus der straßen kwetschender enge,
aus der kirchen erwürdiger nacht
sint si alle ans licht gebracht.
si nur, si! wi behend sich di menge
durch di gärten und felder zerschlägt,
wi der fluß in breit und länge
so manchen lustigen nachen bewegt,
und bis zum sinken überladen
entfernt sich diser letzte kan.
Selbst von des berges fernen faden
blinken uns farbige Kleider an.
Ich höre schon des dorfs getümmel,
hir ist des folkes warer himmel,
zufriden jauchzet groß und klein:
hir bin ich mensch, hir darf ich's sein.

Von all den Neuerungen — das zeigt sich jetzt schon — wird das Wagnis, die großen Anfangsbuchstaben in den Hauptwörtern fallen zu lassen, den heftigsten Sturm auszuhalten haben. Ich sage absichtlich »Hauptwort«; Sarrazin in seiner Verteidigung der neuen Rechtschreibung sagt vorsichtigerweise und mit deutlicher Absicht »Dingwort«, obwohl er auch in der neuesten Auflage seines Verdeutschungswörterbuches (1918) für

Substantiv allein »Hauptwort« aufführt. Offenbar scheut er sich in diesem Zusammenhang vor »Hauptwort«, weil schon in dieser bloßen Bezeichnung eine Hervorhebung, eine Auszeichnung der sinntragenden Substantive vor den andern Satzgliedern liegt, wie sie sich nun mal in unsrer Sprache schon während der altgermanischen Zeit im Stabreim, dann seit Luther auch im Druck deutlich erkennen läßt. Die neuere Entwicklung unsrer Sprache, so sehr man mit Hildebrand und seiner Schule die Zurückdrängung des Zeitworts beklagen mag, zielt erst recht auf die Hervorhebung und Betonung des Hauptworts, was sich namentlich in der Sprache der Technik und der Naturwissenschaften, des Rechts und der Gesetze beobachten läßt. Es ist nicht zu leugnen, daß große Anfangsbuchstaben bei Hauptwörtern die schnelle und klare Übersicht beim Lesen außerordentlich erleichtern. Von den Gefühls- und Gemütswerten, die dabei im Spiele sind, nicht einmal zu reden! Manchem frommen Gemüte wird es schwer ankommen, den Namen des Höchsten, dem noch unsre Vorfahren vier große Buchstaben gönnten (HERR), hinfort nicht einen einzigen zu gewähren, und auch Vater und Mutter, Bruder und Schwester, Braut und Gatte mag manch einer ungern der Gleichmacherei unterworfen sehen.

Mit der Preisgabe der Dehnungszeichen wird man sich schon leichter abfinden. Abschreckende Beispiele sind freilich leicht zu finden, wenn man sie — sucht. Ein gelehrter Germanist, ebenso streitbar in politicis wie in grammaticis, hat den Wielandschen Vers

Die Seele des Jünglings dürstet nach Ruhm (rum)

herbeigezogen und uns einreden wollen, dieser Jüngling könnte unter dem Zwange der neuen Rechtschreibung in den Verdacht kommen, alkoholischen Neigungen zu frönen. Damit nicht genug, hat er sich sogar den Märchensatz »si, wi di se ir si weidet« konstruiert. Mit solchen Mätzchen kann man jede dem Auge zunächst ungewohnte Neuerung lächerlich machen. Wie hat man, als das h in Tier gefallen war, über den Rentier gespottet, der nun auf einmal nach Lappland zu den Eskimos versetzt zu sein schien! Damit soll nicht gesagt sein, daß es nicht vorteilhaft wäre, eine einheitliche Unterscheidung zwischen langen und kurzen Vokalen einzuführen, die doch jeder einigermaßen sorgsam Sprechende deutlich werden läßt, wenn nicht durch die Zeitdauer, so durch die Klangfärbung.

Durchaus der Erwägung und Überlegung wert erscheint mir die Frage, ob nicht durch allzu hitzige Neuerungen die Achtung vor dem geschichtlich Gewordenen allzusehr vernachlässigt werde. Die Etymologie, die Lehre von der Herleitung der Wörter, ist ein nicht zu unterschätzendes Mittel, Wörter zu lebendigen Begriffen und Vorstellungen zu machen, und darin besteht ein wichtiges Stück jedes Unterrichts. Das Wort »Vogt« z. B. kommt vom lateinischen advocatus Anwalt; das Wort »Pfad« hängt mit dem mittelhochdeutschen pat, dem niederländischen pad, dem englischen path zusammen und ist wahrscheinlich aus dem griechischen pátos = betretener Weg entlehnt — wieviel leichter lassen sich solche in die Sitten- und Völkergeschichte führende Rückblicke an die alten, geschichtlich gewordenen Schreibungen anknüpfen als an die neuen: fogt und fad oder fat. Bei Fremdwörtern, so sehr wir auch für ihre Eindeutschung sind, sofern sie sich nicht entbehren lassen, tritt das besonders kraß zutage. Die Schreibung »Filosofi« ist doch wohl ein gut Teil barbarischer als »Schokolade«, denn dies Wort (wörtlich: Brausewasser) stammt aus dem Mexikanischen und hat uns nichts zu sagen, das griechische Philosophie aber von philos = lieb, Freund und sophia = Weisheit, winkt jedem, dem es nur einmal seiner Herkunft nach gedeutet wird, mit »ahnungsvollen Lauten« zu.

Doch genug der Einwendungen und Zweifel! Vergessen wir nicht, daß wir das Neugebilde in seiner Gesamtheit noch nicht überblicken. Erwarten wir keine endgültige und schiere Erlösung von bald halbtausendjährigem Übel, aber fürchten wir uns auch nicht allzusehr vor dem, was da kommen wird. Ohne Zugeständnisse und Ausgleiche geht es bei solchen Reformen niemals ab, und für eine ausgiebig bemessene Übergangsfrist werden, zumal bei den Lehr- und Schulbüchern, schon diese hochbeinigen Zeiten sorgen. Oder glaubt man mit der neuen Rechtschreibung ein willkommenes Mittel gefunden zu haben, um den alten reichstreuen und vaterlandsstolzen Büchern, die ja dann nicht mehr zeitgemäß wären, auf einmal den Garaus machen zu können? Darin würde man sich täuschen. Denn der Geist wohnt nicht in den Buchstaben, sie können ihn weder totschlagen noch neu gebären.

Erster Schmuck

Heut ging der Frühling durch den weichen Garten
Und grüßte zwinkernd unser Storchenpaar;
Da wollte Mutter Sonne nicht mehr warten
Und warf um jeden Strauch ihr Himmelshaar.

Die Kornelkirsche hob die Augenlider:
»Dir, lichte Frau, sei all mein Schmuck gezollt!«
Und flocht den Blütenstrauß vom jungen Mieder
Aufleuchtend in des Schleiers Feuergold.

Max Bittrich

Dramatische Rundschau

Von Friedrich Düsel

Hermann von Boetticher: »Der Kronprinz« — Romain Rolland: »Danton« — Karl Sternheim: »Die Marquise von Arcis« — Arnold Zweig: »Die Sendung Semaëls« — Moritz Goldstein: »Die Gabe Gottes« — Robert Overweg: »Das Instanzenkind« — Hermann Bahr: »Der Unmensch«

Die Poesie ist das Gewissen der Menschheit. Niemals hat die Wucht dieses Hebbelschen Wortes tiefer ins Herz der Lebenden getroffen als heute. Ja, die Dichtung ist die Wage der Zeit und ihr Richter vor der Ewigkeit. An ihrem Auf und Ab läßt sich vielleicht nicht die allgemeine Tüchtigkeit, wohl aber das geistige Streben und sittliche Wollen einer ganzen Epoche messen, und wenn diese vor den Stuhl des Höchsten tritt, so braucht der Weltenrichter nur zu fragen: Wo sind deine Dichtungen?, und ihr innerster Wert oder Unwert muß offenbar werden. Freilich rechnet solcher Maßstab nicht mit so kurzen Graden wie der Wärmemesser, waltet solche Gerechtigkeit nicht von heut auf morgen. Es ist eine törichte Ungeduld, vor der in Kunstdingen nicht oft genug gewarnt werden kann, schon auf den dichterischen Widerhall zu horchen, ehe noch der erste Ruf der neuen Zeitstimme verhallt ist. Vollends ein Geschlecht wie das von heute, das fünf Jahre strengster körperlicher und geistiger Anspannung hinter sich hat, darf wohl eine Ruhepause beanspruchen, wo das eiserne Band der allgemeinen Verpflichtung sich lockert, wo das geknebelte Ich einen Augenblick eigennützig sich selber lebt oder gar, wie wir's jetzt mit Ekel und Schauder erleben, vor aller Welt seinen Unflat auskotzt. Wer etwas von den großen Krisen der Welt- und Völkergeschichte kennt, weiß, daß das zu den unvermeidlichen Krankheitserscheinungen solcher Wendezeiten gehört, ja vielleicht schon, wie bei körperlichen Erkrankungen, der erste trübe Vorbote auch der sittlichen Genesung ist. Den rechten Glauben an ihr Nahen vermögen wir freilich erst zu gewinnen, wenn das Fieber sich verliert, wenn das Blut zu seinem normalen Kreislauf zurückkehrt, wenn das Auge wieder hell, das Herz wieder lebendig wird, wenn die tätig-frohe Teilnahme an den Dingen der Allgemeinheit sich wieder einstellt. Solange der Organismus — sei es aus Trägheit, sei es aus Widerwillen — sich sträubt gegen ein mutiges Ergreifen des Zeitwillens, gegen eine unerschrockene Auseinandersetzung mit den Nöten und Notwendigkeiten der Gegenwart, solange die feige Flucht vor der Wirklichkeit nicht überwunden, so lange ist das Leben noch nicht Sieger geworden über den Tod.

Es scheint, als wolle diese Erkenntnis allmählich auch unser zeitgenössisches Drama überkommen. Von gewissen politisch-aktivistischen Strömungen — die bemerkenswert bleiben, auch wenn wir sie nach ihren Zielpunkten ablehnen müssen — konnte schon in der ersten Rundschau dieser Spielzeit berichtet werden; jetzt taucht auch das S t a a t s - p r o b l e m auf, und damit scheint sich das Bewußtsein der Verantwortung vor einer höheren Macht als Zeit und Stunde, scheint sich der Wille zur Vertiefung und Beseelung flüchtiger Erscheinungen anzukündigen. Der Dramatiker macht wieder Miene, sich mit der Welt, mit den Zusammenstößen von Charakter und Schicksal, Willen und Notwendigkeit, Neigung und Beruf auseinanderzusetzen. Dabei scheut er sich nicht mehr, wie es lange Zeit der Fall war, an die Pforten der Geschichte zu klopfen, wenn heute auch das Ich, der Persönlichkeitsausdruck des Dichters weit selbstherrlicher als früher mit der geschichtlichen Überlieferung und Echtheit umspringt. Noch nie war die Zeit, die mit uns geboren, das Gefühl, das in uns gepflanzt, so sehr der Maßstab der Dinge wie in dem gegenwärtigen Geschlecht. Das gilt für den Stoff, aber auch für die Form. Wer von den Jungen kümmert sich heute noch um den hergebrachten Bau eines Bühnenwerks! Mag sich der Strom oder Bach selbst sein Bett suchen, breit oder eng, tief oder flach, wenn die Welle nur die seelischen Empfindungen, Gärungen, Erregungen und Bekenntnisse trägt, die der Dichter von sich aus in die Welt schicken will. Der Bühnenleiter wird so oder so schon damit fertig werden, hat er heute doch, vom Naturalismus bis zum Expressionismus, zehn Stile zur Hand, und das Publikum vollends wird um so williger und dankbarer sein, je neuartiger, absonderlicher und ungewohnter die Gabe ist, zu der sich das Theater bequemen muß.

Der junge H e r m a n n v o n B o e t t i c h e r, von dem wir bisher nur das leidenschaftliche und doch künstlerisch gebändigte, ja menschlich schöne Erlebnisbuch »Aus Freiheit und Gefangenschaft« kannten (Berlin, S. Fischer), fühlt sich gedrängt, ein F r i e d r i c h - D r a m a zu schreiben. Er fragt nicht, wie viele das schon vor ihm getan oder versucht haben, es schiert ihn nicht, ob der Stoff in einem Drama, in einem Theaterabend zu bewältigen ist. Das alles wird sich finden. So beginnt er mit dem achtzehnjährigen flöteblasenden, versemachenden Schwärmer, schildert ihn in seinem Verhältnis zur Schwester Wilhelmine und zum Freunde Katte, malt seinen Fluchtversuch, seine Gefangenschaft und — recht flüchtig leider! — sein kunstsinniges Exil in Rheinsberg, entwirft als Hintergrund Bilder aus dem harten Soldaten-, dem kargen Bürger- und dem spartanischen Hof-

Heinrich Schwindsackl: An der Nicolaikirche (Alt-Berlin)

leben, das im Glanz der fremden Gesandtschaften und Fürstenbesuche doppelt nüchtern erscheint. Und nebenbei und zwischendurch läßt er wohl auch den dramatisch-tragischen Konflikt auftauchen, der Vater und Sohn, selbstgenügsamen Schöngeist und verantwortungsbewußten Thronfolger entzweit — was doch ursprünglich gewiß das eigentliche und wesentliche Thema des Werkes hat werden sollen. Aber mittlerweile sind vierzehn Szenen und vier Theaterstunden verbraucht — gut, denkt Boetticher, so sei und bleibe der »Kronprinz« (Buchausgabe ebenda) ein Auftakt, ein Vorspiel zu dem, was — nach einer längeren Pause — an einem zweiten Abend folgen soll.

Damit wäre das Urteil über das Kronprinz-Drama vor dem strengen Richterstuhl der alten Ästhetik vielleicht schon gefällt. Crimen laesae compositionis — unentschuldbar, unsühnbar! Aber wer möchte hier den starren und verbohrten König-Vater spielen, wenn er sieht, wie im einzelnen mancher menschlich und künstlerisch erfreuliche Begabungszug hervortritt, der Anerkennung und Aufmunterung verdient! Dieser Anfänger weiß die Atmosphäre der Zeit und des Ortes einzufangen, versteht Bürger- und Hofleben gegenseitig zu erhellen, Persönlichkeitslaune und Staatssinn aneinander zu wetzen, und so gelassen er sich lange Zeit von den Tatsachen der Geschichte schaukeln läßt, man hört doch auch die Pulse seiner eignen Jugend schlagen in dem, was er dem jungen Friedrich in die Brust legt. Und, was das hoffnungsvollste an diesem Erstlingswerke: deutlich läßt sich beobachten, wie die natürliche Wahlverwandtschaft mit dem Kronprinzen, der sich selbst erlebt, allmählich sich beugt vor der Sachlichkeit und Gerechtigkeit des künstlerischen Gestaltungswillens, wie sich das Charakterbild des Königs in seiner rauhborstigen Strenge, seiner eigensinnigen und jähzornigen, aber geraden und redlichen Tüchtigkeit, ja in seiner beschränkten Größe mehr und mehr durchsetzt gegenüber der bestechenden Eigenwilligkeit des Kronprinzen, bis endlich beide sich, freilich erst am Sterbestuhl des Alten, in der gegenseitigen Erkenntnis ihres Wertes und dem ebenbürtigen Verantwortungsgefühl ihres königlichen Berufes finden. Meinte man bis dahin, der junge Dichter habe sich und sein Bestes ausgeschüttet in der innerlich bewegten Szene zwischen Friedrich und seinem zum Todesblock schreitenden Freunde, wo Jugend am Busen der Jugend ihre unbezähmbaren Gefühle bettet, so erfahren wir nun, daß es ihm auch gegeben, den Werdenden am Fertigen zu messen, das kommende Gestirn vom scheidenden beleuchten zu lassen, persönliche Gefühle und Stimmungen in den großen Fluß der Geschichte hinüberzuleiten. Freilich bedauert man jetzt erst recht, daß dieser Begabte sich nicht von vornherein zu strenger Beschränkung auf das Wichtige gezwungen hat. Gerne gäben wir ein halbes Dutzend der fürstlichen und bürgerlichen Nebenpersonen sowie den ganzen Grumbkow-Handel, diesen doch nicht zur beabsichtigten Kontrastwirkung gelangenden Fall des politischen Verräters, preis, wenn dafür der persönliche und staatliche Widerstreit zwischen Vater und Sohn, Kronenträger und Kronerben tiefer und schärfer herausgeprägt wäre.

Aufn. Nicola Perscheid Berlin

Hermann von Boetticher

Doch bleibt es ein Verdienst des Staatstheaters, diesen Dichter so schnell, so mutig und auch szenisch, in farbigen und stilgerechten Bildern von Paul Scheurich, so geschickt und eindrucksvoll auf die Bühne gebracht zu haben, wie es unter Reinhard Brucks Spielleitung mit Lothar Müthel als Friedrich und Eduard von Winterstein als König geschah. Die entscheidende Probe auf den Dramatiker Hermann von Boetticher wird freilich erst gemacht werden, wenn sein zweites Friedrich-Stück zur Aufführung kommt: der geniale Preu-

Aufn. Zander & Labisch, Berlin

Lothar Müthel als Friedrich in Hermann von Boettichers Schauspiel »Der Kronprinz« (Staatstheater zu Berlin)

ßenkönig im Kampf mit Freund und Feind, mit sich und der Welt, von Mollwitz bis zur Terrasse von Sanssouci. Denn hier erst kann sich zeigen, ob das Feuer, das in dem Dichter brennt, mehr ist als die Jugendflamme, die nur ihr subjektives Gefühl auflodern zu lassen braucht, um für den mit jeder Jugend neugeborenen Kampf zwischen Freiheit und Zwang, Eigenwillen und Autorität die Sympathien der Zuschauer zu gewinnen. Erst im zweiten Teil wird die über Boettichers Zukunft entscheidende Frage, ob sentimentaler und anekdotischer oder historischer und politischer Dramatiker, ob Wildenbruch oder Kleist, ob Gutzkow oder Schiller, zum Austrag kommen.

Auch Romain Rollands »Danton« bleibt — selbst noch in der hinreißenden Form, die ihm Reinhardt im Großen Schauspielhause zu geben weiß — weit entfernt von einem schul- und bühnengerechten Drama. Am ehesten läßt sich diese dreiteilige Bilderfolge aus den schreckenvollsten Gipfeltagen der französischen Revolution mit den dramatischen Szenen des Grafen Gobineau vergleichen: auch hier überwiegt die Dialektik, die Gedankenfülle und Wortkunst die folgerichtige, geschlossene Entwicklung der dramatischen Handlung, und die Persönlichkeit des Dichters, sein eignes geistiges und seelisches Leben, wie es sich hier durch das Sprachrohr der nur lose aneinandergefügten Vorgänge der März- und Apriltage 1794 ausdrückt, stellt sich immer wieder vor die Gestalten seiner schöpferischen Phantasie. Diese Persönlichkeit darf nun freilich Anspruch darauf machen, auch bei uns mit Achtung gehört zu werden, wenn sie sich, sei es auch nur in einem historisch-politischen Traktat, mit den geschichtlichen und menschlichen Kräften der Revolutionsbewegung auseinandersetzt. Es ekelt uns zwar heute mehr denn je, wenn wir den viehischen Haß, die teuflische Rachsucht der französischen »Sieger«-Nation Tag für Tag neu am zuckenden Leibe unsers Volkes erleben, aber dieser lautere Geist und tapfere Mensch, der sich in seinem Roman »Johann Christof« schon vor dem Kriege redlich um eine Annäherung der deutschen und der französischen Kulturgedanken bemüht und zu Beginn des Krieges, als das Luftmeer voller Lügen und Verleumdungen gegen uns war, einen freimütigen Verständigungsbrief an Gerhart Hauptmann geschrieben hat, er verdient eine Ausnahmestellung. Wir wollen unsre Hände nicht in die Jauchpfütze tauchen, in der sich unser westlicher Nachbar wohlfühlt; wir wollen auch in Zukunft die von unsern Vorfahren, zumal unsern Klassikern ererbte Menschenzierde bewahren, andre zu hören, andre zu verstehen. Und dieser andre hat uns etwas zu sagen. Uns und unsern Tagen.

Er setzt leise, fast familienhaft-idyllisch ein mit Gesprächen der Cordeliers, der Freunde Dantons, der Lacroix, Camille Desmoulins und Philippeaux, um die doch schon die schwermütige Ahnung des nahen Todes schwebt. Erst in der

Aufn. Zander & Labisch, Berlin

Eduard von Winterstein als Friedrich Wilhelm I. in Hermann von Boettichers Schauspiel »Der Kronprinz« (Staatstheater in Berlin)

Aufn. Zander & Labisch, Berlin
Vicki Werckmeister vom Staatstheater in Berlin

Begegnung zwischen Robespierre, dem tugendhaften, sittenstrengen, ganz in Essig und Galle verwandelten Hohenpriester der demokratischen Idee, und dem sorglosen, leichtlebigen, mutwilligen Danton erhebt er sich zu einiger dramatischer Kraft. Aber dieser Zusammenprall bleibt einstweilen ohne dramatische Folgen. Der zweite Akt, zwar nicht weniger klar durchdacht und kunstbewußt aufgebaut als der erste, verliert sich bald in langatmige, fast pedantische Erörterungen und umständliche Wortgefechte, die durch das polternde Auftrumpfen des großmäuligen, eisenfresserischen Generals Westermann nur äußerlich belebt werden und erst gegen Schluß durch die kalte, stählerne Zielstrebigkeit Saint-Justs ihre dramatische Hochspannung gewinnen, da dieser 26jährige finster-feierliche Fanatiker des Sozialismus, der »seinen Kopf trug, als wenn er ein Saint-Sakrament wäre«, bei Rolland allein es ist, der Robespierre mit Dolchen der Beredsamkeit zur Vernichtung Dantons und seiner Anhänger aufstachelt. Wie hier läßt es der Dichter auch sonst nicht an schneidender Kritik der Gassenmoral, der Prinzipienreiterei und Rechthaberei der Advokatenpolitiker fehlen, die stets die treuesten Begleiter der Revolutionen sind, und auch der »Bestie« Volk, in deren Gehirn es von Ungeheuern und Nachtgespenstern wimmele, versetzt er mehr als einen Hieb. »Ich kenne es, dieses Volk«, sagt Camille Desmoulins. »Republik der Aspasia und des schönen Alkibiades — was ist aus dir geworden! Eine rote Mütze, ein schmutziges Hemd, eine heisere Stimme, die fixen Ideen eines Tollhäuslers, die Rute eines Schulmeisters von Arras (Robespierre).«

Der dritte Akt bringt — welcher Danton- oder Robespierre-Dramatiker von Büchner oder Griepenkerl bis auf Otto Franz Gensichen ließe sich das entgehen! — die öffentliche Anklage gegen die Cordeliers vor dem Revolutionstribunal. Da wächst Danton in seiner kolossalen Körperlichkeit, seiner von der Gunst des Pöbels gemästeten Lebens- und Sinnenfreudigkeit, seiner wilden, rücksichtslosen Ehrlichkeit zu einer gigantisch-titanischen Größe empor, die freilich mehr von einem schönen Raubtier als von einem Geisteshelden hat. Paul Wegener in der elementaren Wucht seiner Persönlichkeit, die selten ohne einen Anflug von urwüchsigem Barbarentum ist, war hier ein Darsteller, der seine Aufgabe mit naturhafter Selbstverständlichkeit bis aufs letzte Atom erfüllte. Die ungeheure, in der deutschen Theatergeschichte wohl nie zuvor erlebte Wucht und Gewalt dieser vielhundertköpfigen Massenszene, in der das Volk der Gasse sich ungeniert zwischen Richterempore und Angeklagtentribüne drängt, ging aber nicht von der Leistung eines einzelnen Darstellers, auch nicht von dem dramatischen Zusammenspiel der Gruppen aus, wie denn auch der dritte Akt keineswegs ein besonderes Meisterstück innerer, geistiger Dramatik ist — die Sensation dieser Szene im »Theater der Fünftausend« wurde durch einen neuen, ebenso kühnen wie überraschenden Trick oder, wenn dies Wort zu sehr an den Zirkus erinnert, Kunstgriff der, wie man sieht,

Aufn. Zander & Labisch, Berlin
Paul Wegener als Danton in Romain Rollands »Danton« (Großes Schauspielhaus in Berlin)

Aufn. Zander & Labisch, Berlin

Dagny Servaes als Henriette Duquenois, Leopoldine Konstantin als Frau von Pommeraye in Karl Sternheims Schauspiel »Die Marquise von Arcis« (Deutsches Künstlertheater in Berlin)

noch lange nicht erschöpften Regiephantasie Reinhardts erzielt. Ich habe hier letzthin über die Schimäre des »Kontakts zwischen Spielern und Zuschauern« gespöttelt, den das Arenatheater endlich wahrmachen wolle. Jetzt ist er da, dieser »Kontakt«. Nicht genug an den Volksmassen, die den ganzen weiten Raum des Theaterrunds erfüllen, Reinhardt setzt an drei, vier, fünf Stellen Mitspielende mitten unter das Publikum, bis hoch hinauf in die letzten Ränge. Die schleudern nun, wie aus Flammenwerfern, die Brander ihrer Zwischenrufe auf die Szene, und von dort unten sprühen sie wieder empor, werden sie zurückgeschleudert — hin und her, her und hin! Aber dabei bleibt es nicht. Die Zuschauermenge, in diesen wilden Tagen ohnedies bis zum Bersten erregt und von der Zeitähnlichkeit der Handlung aufgepeitscht, läßt sich von der Nachbarschaft anstecken, fängt an mitzurufen, mitzuschreien, und als Danton über die moralische Heuchelzunft seiner Ankläger plötzlich in eine gellende, den ganzen ungeheuren Raum erschütternde Lache ausbricht, da pflanzt sich dieser höhnische Temperamentsausbruch eines Kraftmenschen durch sämtliche Sitzreihen bis an die Stalaktiten der Tropfsteinwölbung fort — eine elementare Entladung aufgesammelter Elektrizität der Gefühle, wie sie wohl auch in jener denkwürdigen Brüsseler Aufführung der »Stummen von Portici« vom August 1830 nicht erreicht wurde. Nur daß sie diesmal ohne Taten blieb ... Reinhardt aber mag sich fragen, ob solche Sensationswirkung, solche Massensuggestion mit dem kecken Attentat auf die Stilgesetze der Theaterkunst nicht doch vielleicht zu teuer erkauft ist. Und was sagt Romain Rolland, der Dichter und Denker, zu diesem Bombenerfolg? ...

Danton, der Sohn armer Pächtersleute, war in dem kleinen Strumpfwirkerstädtchen Arcis an der Aube zu Hause — das ist das einzige Fädchen, das Rollands großzügiges historisch-politisches Stück mit *Karl Sternheims* fünfaktigem Schauspiel *»Die Marquise von Arcis«* verbindet. Denn hier ist nichts von Geschichte und Politik, hier herrscht allein die historisch angehauchte Anekdote, wie sie Sternheim aus den Händen Diderots oder aus denen Schillers empfangen hat, der uns in seiner Thalia aus Diderots Erzählung »Jack der Fatalist« die kuriose Geschichte der Frau von Pommeraye als »merkwürdiges Beispiel einer weiblichen Rache« erzählt. Merkwürdig ist diese Rache in der Tat. Der alternden Frau von Pommeraye will es mit allen Künsten des Geistes und Körpers nicht mehr gelingen, ihren Liebhaber, den jungen Marquis von Arcis, an sich zu fesseln. Sie rächt sich an dem Ungetreuen, eh' er ihr völlig entgleitet, indem sie ein Mädchen für alle so abrichtet, daß er es für ausnehmend keusch und sittsam hält und es schließlich zu seiner Gemahlin macht. Aber der Löffel des Triumphes entsinkt der Rachefurie. Der Marquis liebt seine Henriette und hat den Mut, sich zu ihr zu bekennen — ein wenig wohl aus Schadenfreude an dem vereitelten Komplott, mehr noch aus menschlichem Gefühl, das sich zutraut, solch verlorenes Kind zu sich emporzuziehen. Der Sieg des Herzens über die Gier ist das Neue an Sternheim, dem Meister der bewußten Kälte, und man könnte sich über den Temperaturwandel freuen, wenn einem nur der Glaube an die Echtheit dieser Wendung leichter gemacht würde, wenn man mehr von dem Aufkeimen, Sichentfalten und Sich-

behaupten der Neigung sähe. Das Reinmenschliche müßte die Intrige, das Herz des Jabot besiegen. Dafür aber zeigt sich Sternheim viel zu verliebt in das Rokokokostüm und sein Ränkegespinst. Oder bildet er sich ein, schon mit seiner Sprache genug für die Wahrheit und Naturhaftigkeit getan zu haben? »Was macht Gesundheit?« — »Auf ihn der Eindruck ist also groß?« Das ein paar bescheidene Proben seines dramatischen Dialogstils, mit dem er scheinbar die pretiöse Gekünsteltheit des Reifrocks und der Eskarpins überwinden will. Die Aufführung im Deutschen Künstlertheater blieb denn auch im Kostüm stecken, obgleich neben der stumpfen Virtuosität Leopoldine Konstantins (Frau von Pommeraye) und der männlichen Pritzel-Puppe, zu der Konrad Veidt den Marquis machte, als Henriette Duquenois ein so in Schönheit und Wärme erstrahlendes Naturgeschöpf wie Dagny Servaes blühte.

Aus dem Frankreich der Revolution und des Rokoko in das Transleithanien des vorigen Jahrhunderts, von Paris nach Tisza-Eszlar, berühmt durch den »ungarischen Ritualmord« von 1882. Also ein realistisches Sitten- oder gar ein politisches Tendenzstück? Dergleichen ist heute unbeliebt; es muß etwas Mystisches oder Mythisches, etwas Überräumliches oder, wie das stolze Fremdwort lautet: Überdimensioniertes dabei sein. So wird denn aus Arnold Zweigs »Ritualmord in Ungarn« wenn er aus Wien nach Berlin, in das »Junge Deutschland«, die Gesellschaft zur Pflege junger Dichtung, und von dort ins Deutsche Theater übersiedelt, »Die Sendung Semaëls«. Eine fünfaktige jüdische Tragödie mit doppeltem Boden sozusagen. Denn hier gesellt sich zu dem irdischen Schauplatz der menschlichen oder unmenschlichen Handlung ein übertriebener, raum- und zeitloser, wo nicht bloß Semaël, der Teufel oberster, der Verführer und Ankläger der Menschen, mit einem dienstbaren Gefolge von Unterteufeln, darunter die Dummheit, sondern auch der Erzvater Jzchaak (Jsaak), der Prophet Elijahu (Elias), der Freund, Tröster und Beschützer des Menschengeschlechts, und als sein boshafter Widersacher der leibhaftige Jude Pfefferkorn, der Verräter seines Volkes aus den Epistolae obscurorum virorum, auftreten, ja sogar Elohim selber aus den Wolken seine Gottesstimme ertönen läßt. Schält man den realistischen Kern heraus, so bekommt man mit allem juristischen, politischen, sozialen und menschlichen Drum und Dran einen Ritualprozeß zu schmecken, wie er sich gegen die Juden des südungarischen Dorfes vielleicht wirklich abgespielt hat. Das »Tragische« an dem Handel ist, daß dabei ein Judenknabe von 13 bis 14 Jahren, der im frommen, strengen Glauben seiner Väter aufgewachsene Sohn des Synagogendieners, wider besseres Wissen, mürbe gemacht durch Schläge, Hunger und Versprechungen, den Verleumder und Verräter seiner unschuldigen Glaubensgenossen und seines eignen Vaters spielt, bis er sich schließlich, nachdem sein falsches Zeugnis an den Tag gekommen, in der Synagoge mit eigner Hand schächtet.

Der zionistische Verfasser scheint die rohe Kolportage- und billige Tendenzmache dieser naturalistischen Dramatik selbst gefühlt zu haben. So durchsetzt er denn seine Wirklichkeitsbilder, die sich, oft nur lose miteinander verbunden und oberflächlich motiviert, vor uns abrollen, mit Auftritten der dunklen und hellen Geister, denen die Knabenseele als Spielball ihrer Bosheit und Güte, ihrer Launen und Lüste ausgeliefert ist, und

Aufn. Zander & Labisch Berlin

Rabbiner und Synagogendiener (Fritz Richard und Paul Grätz) in Zweigs »Semaëls Sendung« (Deutsches Theater in Berlin)

sucht dadurch den ganzen Handel, ähnlich wie es der geistesverwandte Beer-Hofmann in »Jaákobs Traum« angestrebt hat, aus dem irdischen Gerichtshof hinüberzuspielen vor den Thron des Himmlischen und Ewigen. Daraus wird hier aber nicht mehr als ein Taschenspielerkunststück, das sich nun erst recht in seiner ganzen Hohlheit, Dreistheit und Unredlichkeit enthüllt. Es sollte mich wundern, wenn von dieser ebenso kunstlosen wie herausfordernden Art, die Sache des Judentums von der deutschen Bühne herab in deutscher Sprache zu führen, nicht auch der kritische Unwille der besonneneren und bescheideneren jüdischen Glaubensgenossen erregt würde. Für solche Bühnenpogrome sollte Ort und Zeit erst da sein, wenn sich die zionistischen Ziele erfüllt haben.

Geraden, ehrlichen und erdhaften Realismus übt Moritz Goldstein in einem aus völkerkundlichen Gründen nach Frankreich verlegten Bauernstück, das dem Staatstheater erwünschte Gelegenheit gibt, den prächtigen Bassermann einmal wieder in seinem natürlichen Element, einer herzhaften, naturalistisch gefärbten Hauptmann- oder Schönherr-Rolle, zu zeigen. »Die Gabe Gottes« heißt dieses Stück aus unsern Tagen, nach dem alten Namen des propern Gutes, das dem alten, lange vom Schicksal in die Ecke gedrückten Knechte nun wider alles Erwarten und Hoffen doch noch zufallen soll, als er eben schon im Begriff ist, Augen und Rechnung zu schließen. Denn in diesem Augenblick kommt die Nachricht, daß der Sohn seines Erbrivalen drüben in Algier gestorben ist, ihm also keiner mehr die »Gabe Gottes« streitig machen kann. Das gibt seinen alten Knochen einen mächtigen Ruck, er schnellt in neuer jünglingshafter Lebenslust und Lebenskraft empor, ähnlich wie der alte Grütz in Schönherrs »Erde«, und möchte nun — ein echter Bauernzug! — gleich auch für immer den widerlichen Erbschleicher abtun, der sich nach seinem »kinderlosen Tode« auf das fette Gütchen spitzt. Also ein ehelich Weib her! Wir wissen: das geht in Frankreich auf dem platten Lande noch ein gut Teil unsentimentaler und geschäftsmäßiger zu als bei unsern Bauern, und so wundern wir uns gar nicht, wenn im Handumdrehen der Ehevertrag mit der schmucken Tochter des Gastwirts zustande kommt. Aber — so ist das Leben! — als der Alte nach dieser leckeren Gabe Gottes greifen will, patscht ihm der Tod auf die Finger, diesmal so gründlich, daß die Bahre im Nebenzimmer seine junge Witwe in den Liebesfreuden mit eben dem Schlingel, der das Gut um keinen Preis der Welt haben sollte, nicht mehr zu stören braucht. ... Der Verfasser, von dessen Humor die Leser vor einiger Zeit in der Geschichte »Das Jubiläum« (Februar 1914) eine Probe zu kosten bekommen haben, nennt sein Stück »eine komische Tragödie« und trifft damit gut die Mischung von Galle und Honig, die für uns Menschen zu brauen das Schicksal so geschickt ist. Und Goldstein weiß diesen bittersüßen Trank in einem Becher zu kredenzen, der Darstellern und Zuschauern gleich bequem und gefällig ist. Wer näher zusieht, findet das Gefäß sogar mit allerhand hübschem Zierat der Weisheit und Sprachkunst ausgestattet, und so hat das Staatstheater auch hier einen Griff getan, der zur Erfrischung seines Spielplans beitragen wird.

Aufn. Zander & Labisch, Berlin

Albert Bassermann als Perigault in Moritz Goldsteins Komödie »Die Gabe Gottes« (Staatstheater in Berlin)

Robert Overweg nimmt den Bauern und seine Welt nach alter Schwankweise durchaus von der derb-drolligen Seite. Was heute »Das Instanzenkind« heißt, hieß noch vor zehn Jahren in der Serenissimuszeit »Auf Befehl des Fürsten« und war eine Satire oder doch eine scherzhafte Schnurre auf das Hofschranzentum, das »Allerhöchstes« immer nur wortwörtlich versteht und sich in Katzbuckeleien überkugelt. Jetzt, in der geschickten Bearbeitung und wirkungsvollen Aufführung des Komödienhauses mit Else Lehmann in der Rolle einer saftigen Frau aus dem Volke, wird es eher zu einem Bauernstück, das ein wenig an Ludwig Thoma, mit seiner Begegnung zwischen Kammernherrnfrack und Bauernkittel, Prüderie und Natürlichkeit ein wenig auch an Max Dreyers »Tal des Lebens« erinnert. Der gute Herzog wollte nur sicher sein, daß sein und seiner Damen Landaufenthalt nicht durch allzu un-

Aufn. Zander & Labisch, Berlin

Die Gemeinderatssitzung im »Instanzenkind« von Robert Overweg (Komödienhaus in Berlin)

besangene Liebessitten gestört werde; daraus macht der Instanzenweg den Befehl, daß wenigstens eine der männerlosen Mütter auf dem Altar der Sittlichkeit geopfert werden müsse. Da es aber so eine gar nicht gibt, muß der Gemeindeschreiber erst für eine sorgen — und so fort, bis Hoheit mit landesväterlicher Huld alles wieder zum Guten und Reinlichen kehrt ... Es könnten mehr Witz und Laune, weniger Zötchen und Anekdötchen in den drei Akten sein, aber am Ende muß man zu Zeiten, wo die Schauspielerinnen schon anderswo nackt auf die Bühne kommen dürfen, froh sein, daß es bei so verfänglichem Stoff noch einigermaßen gesittet hergeht.

»Auf Schloß Rosian im Sommer 1919«: so steht auf dem Zettel für Hermann Bahrs neuesten Schwank »Der Unmensch«, und wenn wir's uns auf den weichen Sesseln der Kammerspiele an der Seite einer liebenswürdigen Begleiterin so recht bequem gemacht haben, erwarten wir uns wohl ein vielleicht nicht tiefgehendes, aber unterhaltsames und prickelndes Zeitlustspiel, das sich aus dem Narrenteich der Gegenwart ein paar besonders drollige Hechte auffischt, um sie an der Angelrute seines Witzes mit höllischem Behagen zappeln zu lassen. Nun ja, ein bißchen dergleichen kommt ja wohl auch vor. Eine adlige Familie muß zur Steuerung der Wohnungsnot einen Teil ihres in schöner Alpengegend gelegenen Schlosses hergeben, an einen Kriegsgewinnler, den Gott sozusagen im Traum dazu gemacht hat, der im Grunde seines harmlosen Gemütes noch heute nichts Besseres kennt, als Buddha- und Paliforschung. Dieser Dr. Harb — der »Unmensch«! — würde weiß Gott in seiner frommen, leidenswilligen Friedfertigkeit gar nichts Böses darin sehen, wenn seine hübsche Frau dem Hausherrn, einem eben aus dem Felde heimgekehrten, in Liebesaffären unwiderstehlichen österreichischen Kavalleriegeneral, die erste (galante, nicht kriegerische) Niederlage, die sie ihm beibringt, nicht gar zur Katastrophe werden ließe. So tragisch fassen nämlich Schwester und Schwägerin dieses Fiasko seiner Siegesgewohnheit auf und scheuen sich nicht, deswegen einen förmlichen Bittgang um Erhörung zu der Spröden zu tun. Sie werden zwar an die Luft gesetzt, aber Bahr, der in dem Unmenschen wohl ein Stück seines über alle Nöte und Schrecken der Zeit hinwegtänzelnden Selbst konterfeit, sorgt schon dafür, daß schließlich mit Hilfe eines abenteuergierigen Nichtchens des Generals alles glatt und gleich aufgeht.

Das Stück soll jüngst in München mit Pauken und Trompeten durchgefallen sein; in Berlin rettete es Rosa Bertens' aus Pailleron geborgte resolute Fürstin Digelheim, Hermann Thimigs still in sich gekehrter, menschlich liebenswürdiger »Unmensch« und Anna Bahr-Mildenburgs weniger stille, aber desto hurtigere Regie, die wohl zu wissen schien, daß diesem Stück ihres Eheliebsten nichts gefährlicher wäre, als wenn die Zuschauer oder -hörer dabei zur Besinnung auf sein — Nirwana kämen.

Heinrich Schwindsackl: Monbijou

Von Kunst und Künstlern

Friedrich Preller: Odysseus auf der Insel der Kirke — Karl Spitzweg: Auf dem Heimweg — Carl Alexander Brendel: Frühling — Georg Hausdorf: An der Dorfkirche; Havellandschaft — Heinrich Schwindsackl: An der Nikolaikirche (Alt-Berlin); Der große Krögelhof (Alt-Berlin); Am Krögel; Der Krögel von der Fischerbrücke gesehen; Monbijou — Dora Walter: Gestickte Veilchen — Friedrich August Kaulbach †

Zwei Bilder aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts leiten uns in eine Zeit der deutschen Malerei zurück, die man neuerdings — wohl mit einem Anflug von Sehnsucht nach ihrer Wiederkehr — gern die der »Malerpoeten« nennt. Nur muß man von dieser zusammenfassenden Bezeichnung den Beigeschmack des Süßlichen oder Idyllischen fernhalten, der dem Wort Poesie heute leicht anhaftet, und darf sich die Welt jener vorwiegend süd- und mitteldeutschen Künstler nicht zu eng vorstellen. Neben den Märchenbildern Richters und Schwinds stehen die heroischen Landschaften Josef Anton Kochs und Friedrich Prellers, neben den großen romantischen Stimmungslandschaften Kaspar David Friedrichs und der erhabenen Feierlichkeit Feuerbachs finden die heitere Bürgerbehaglichkeit Spitzwegs und die selbstherrlich spielende Phantasie Böcklins ihren Platz.

Wir wählen je eine Probe der pathetischen und der heiteren Kunst: Friedrich Prellers »Odysseus auf der Insel der Kirke« und Karl Spitzwegs »Auf dem Heimweg«, zwei ihrer Entstehungszeit nach (Anfang der sechziger Jahre) eng benachbarte Werke.

Gegen die Komposition und die Farbengebung in Prellers Odysseebildern ließe sich vom Standpunkt der heutigen Kunstbetrachtung wohl mancherlei einwenden: die Landschaft erscheint uns kulissenhaft, das Kolorit für den südlichen Himmel zu trübe, zuwenig mit Licht und Luft durchtränkt. Aber was den Betrachter auch heute noch bezwingt, wenn er im Weimarer Museum vor die Originale tritt, das ist die hohe Begeisterung für die homerische Welt und die edle Pathetik des Vortrags, die aus allen, die Leuchtkraft der Lokaltöne, die aus manchen dieser 16 Wandgemälde spricht. Aber auch die Meisterschaft der Zeichnung wollen wir nicht übersehen. Man begreift, daß damals das stolze Wort entstehen konnte: Die Zeichnung ist das gute Gewissen der Malerei. Bei Preller sowenig wie bei Homer gibt es ein Halbdunkel, bei dem einen sowenig wie bei dem andern etwas Unbestimmtes. Und dennoch haben diese Bilder die ausgesprochenste Stimmung, führen sie uns mitten hinein in den Vorgang, so daß man der meisterhaften, durch und durch von der einfach großen Anschauung der klassischen Kunst getragenen Figuren kaum noch bedarf, um zu erraten, welcher Stelle des Homer sie gelten. Jede scheinbare Zufälligkeit ist sinnvoll, jeder Stein hat

Dora Walter: Gestickte Veilchen

Leben. Die meisterhafte Stilisierung wirkt vor allem durch die nervige Kürze, in der alles Notwendige vorhanden, aber ebensowenig etwas da ist, was man als überflüssig empfinden könnte. Das ist kein archäologisches Nachtuschen der Antike, auch nicht mehr ein bloßes Nachfühlen, sondern ein Neuschaffen, ein Neuerleben oder, wie Preller selbst es ausgedrückt hat: »keine Illustration, sondern wieder ein Gedicht«. Besonders schön und tiefsinnig hat er sich über den Begriff und Charakter der »stilisierten Landschaft« in den Briefen an Marie Soest, eine hochbegabte Liszt-Schülerin und treue Freundin seines Hauses, ausgesprochen: »Stil«, heißt es da, »entsteht erst, wenn das reinste Wesen durch nichts (durch keine Zufälligkeiten und nichts Unwesentliches in der Natur) getrübt wird und im höchsten Grade normal ist ... Mit dem Stil in der Landschaft verbindet sich fast immer ein selbständiger poetischer Gedanke. Mir ist durchaus undenkbar, daß ein hoher Gedanke sich in ein naturalistisches Kleid stecken lasse ... Aus all diesem begreifen Sie wohl, warum dieses Genre, wenn ich so sagen darf, ein so kleines Publikum hat. Es fehlt der Masse der Maßstab dafür, während für den Naturalismus jeder Bauer das Auge besitzt. Höheren Stil zu verstehen, ist eine wirkliche Kunstbildung nötig, die nur von sehr wenigen erwartet werden kann.«

Neben diesem wohlbewußten heroischen Pathos des Weimaraners wirkt der liebenswürdige Altmünchner Karl Spitzweg wie eine heitere Person voller bürgerlicher Behaglichkeit, in deren Gesellschaft sich einmal alle aufgereckten Gefühle ausspannen dürfen. Als Künstler der Farbe freilich — das haben wir jetzt erst recht erkannt — steht er hoch über Preller, hoch über Schwind, ganz nahe bei den großen Franzosen von Barbizon, denen er doch wiederum — darin ein Deutscher durch und durch — im Gefühlsgehalt, in der Innigkeit der Empfindung weit überlegen ist. Allzusehr haben wir uns gewöhnt, den Hagestolzen als den humoristischen Maler der engen, schnurrigen und schrulligen Biedermeierzeit zu betrachten. Aber vergessen wir nicht: er hat doch nicht nur die alten traulichen Städte gemalt, er ist gern aus den engen dämmerigen Gassen, wo der Mondschein silbern und geräuschlos zwischen hohen Mauern webt, hinaufgestiegen auf die Berge unsrer Voralpen und hat den Blick von dort oben in die endlose Ebene gemalt, mit einer prachtvollen heiteren Klarheit. Was seine grundverschiedenen Bilder aber immer wieder verbindet, ist der Friede der Stimmung, dies Gefühl der Ruhe, der Wohlgeborgenheit vor den Stürmen und Nöten der lauten Welt. In seinem 1861 entstandenen Gemälde »Auf dem Heimweg« steigert sich diese Ruhe fast zur Hoheit, der man das Beiwort klassisch ebensowenig zu versagen braucht wie den Odysseebildern Prellers.

Carl Alexander Brendel, ein Sohn des berühmten Weimarer Tiermalers Albert Brendel, führt seine beiden Vornamen, wenn ich recht unterrichtet bin, nach dem fürstlichen Kunstfreund und -förderer, von dem Preller den Auftrag für seinen homerischen Bilderzyklus hatte. Das ist aber auch wohl das einzige Band, das ihn mit der älteren Weimarer Schule verbindet. Sowohl technisch als Meister des farbigen Holzschnittes wie in seiner lyrischen Stimmungskunst steht er auf eignen Füßen. Zarter und duftiger als auf seinem Blatt »Frühling« ist das erste schamhaft scheue Erwachen des jungen Lenzes wohl noch nie im Holzschnitt besungen worden.

Von Georg Hausdorf bringen wir zwei Radierungen in Mattondruck, die sich durch ihre lyrische Weichheit jedem sofort ins Herz schmeicheln. Auch wo uns das Motiv etwas nahe auf

Heinrich Schwindsadl: Am Krögel

Heinrich Schwindsackl: Der Krögel von der Fischerbrücke aus gesehen

den Leib rückt, wie in der Dorfkirche, und an Fülle des Bildinhalts vielleicht etwas zu viel des Guten getan ist, kommt uns ein Hauch wohltuenden Friedens entgegen. Noch schöner und reiner ist freilich die Havellandschaft. Man möchte sie fast japanisch nennen, wenn wir nicht längst wüßten und durch unsre heimische Kunst schon oft belehrt worden wären, daß die keuschen, duftigen Stimmungen, die an den japanischen Landschaften so überschwenglich gerühmt werden, für den, der zu sehen weiß, auch in unsrer märkischen Havellandschaft wohnen.

Es ist der offen eingestandene Kummer aller ihre Vater- oder Arbeitsstadt liebenden Berliner, daß dieser »Wasserkopf an der Spree« so gar keinen Stil entwickeln will. Eine Anhäufung von Straßen, Gebäuden, Denkmälern — aber keine Stadt, kein Stadtcharakter. Da flüchtet sich denn Sehnsucht und Bewunderung zu den wenigen noch erhaltenen Bauresten einer charaktervolleren Vergangenheit, und der Künstler, Maler wie Zeichner, macht sich auf den Weg, sie zu suchen, sie festzuhalten zum Gedächtnis oder gar zur Nacheiferung. Wir haben vor einiger Zeit (Dezemberheft 1918) Blätter dieser Art von Bruno Bielefeldt gezeigt; diesmal gehen wir den Weg mit einem aus Süddeutschland Eingewanderten.

Heinrich Schwindsackls Lieblingsthema ist der Krögel, wohl der älteste Überrest der Berliner Profanbauten, wie auch ein so vortrefflicher Kenner des alten Berlin wie Dr. Hans Brendicke in seinem Geleitwort zu einer acht Krögel-Originallithographien Schwindsackls enthaltenden Mappe meint (»Alt-Berlin«; Selbstverlag des Künstlers, Berlin W 8). Zur Zeit der Stadtgründung eine Bucht der Spree, wurde der Cruwel, wie die wendische Bezeichnung lautete, etwa im 14. Jahrhundert zu einem Kanal eingeschränkt, auf dem die Kaufmannsgüter bis zu der am Molkenmarkte gelegenen Niederlage befördert werden konnten. Als dann das Lagerhaus einging, ließ man den Kanal zuschütten und im 16. Jahrhundert zu einer Gasse umwandeln, die beim Ausbruch eines Schadenfeuers zum Herausschaffen des Wassers aus der Spree diente. Am Krögel befand sich die älteste Badestube Berlins und bis 1678 auch die Abdeckerei, die ihre Abfälle ohne gesundheitliche Bedenken geradeswegs in den Fluß beförderte. Wer sich heute in diese Sackgasse verirrt oder sie aus Freude an ihren malerischen Reizen aufsucht, steht vor einem Gewirr altertümlicher verfallener Bauten, die fast an Genua und Neapel erinnern und das Entzücken aller derer bilden, die die Nüchternheit hassen und die Romantik lieben, auch wenn sie wild und schmutzig ist. Schwindsackl hat sich mit sichtlicher Liebe in diesen abseitigen Stadtwinkel vertieft, der noch vor drei Jahren die Herberge seltsamer Käuze und altfränkischer Einsiedler war, aber er hat künstlerische Entfernung bewahrt, was wohl dem Fremden leichter fallen mag als dem Einheimischen. So langweilt er uns nicht mit naturalistischen Kleinlichkeiten, sondern weiß überall, auch in den kleinen Blättern, den Gesamteindruck, die Grundstimmung dieses unter den Schübderump der Zeit geratenen Großstadtsplitters zu packen. So gründlich wie in seiner Mappe, aus der wir drei Proben bringen, ist der Krögel wohl noch nie »erschöpft« worden. Da tauchen wir vom Molkenmarkt durch den engen Hals der Gasse in ihren Schlund, gewinnen den ersten schmalen Ausblick nach der Spreeseite, sehen uns auf dem Großen Krögelhofe gründlich und nach allen Seiten um, durchschreiten den niedrigen, aber nicht unschön geschwungenen Torbogen zwischen den beiden Krögelhöfen, kehren im verräucherten Hofgebäude des Nachbarhauses Stralauer Straße 35 ein und werfen endlich von der Fischerbrücke aus noch einen Abschiedsblick auf das Ganze. — Daß sich Schwindsackls Liebe zum alten Berlin auf den Krögel nicht beschränkt, zeigen die Ansichten des Schlosses Monbijou und der Gegend um die Nikolaikirche, wo sich, mitten im Getriebe des Großstadtverkehrs, gleichfalls noch etwas von der gelassenen Würde einer längst versunkenen Zeit erhalten hat.

Zum Schluß eine aus dem Rahmen des Geläufigen und Üblichen herausfallende Seltsamkeit, ein Zwischending zwischen reiner und angewandter Kunst. Ob jeder gleich erkennen wird, um welche

Technik es sich bei dem Blatt »*Gestickte Veilchen*« von *Dora Walter* handelt? Um eine Mischtechnik, um eine Verbindung von Malerei und Stickerei. Die Erfinderin dieses eigenartigen Verfahrens, das keineswegs mit der üblichen Nadelmalerei verwechselt werden darf, hatte bei ihren ersten Versuchen durchaus keine spielerische Bereicherung der ohnehin so mannigfachen Auslese weiblicher Handarbeiten im Sinn, wurde vielmehr von den so würdig und vornehm wirkenden alten Gobelins angeregt. Dank einem glücklichen Zufall verfügte sie über einen Schatz echter französischer Gobelinfarben, deren außerordentliche Leuchtkraft dem Gewebe eine zauberhafte Wirkung geben und den passendsten Hintergrund zu intimen Blumen- und Pflanzenbildern liefern. Wie von selbst ergab sich da der den Fäden des Gewebes parallel laufende Stich, der große Ähnlichkeit mit der Gobelinmalerei hat, als welche man diese Kunstart wohl bezeichnen könnte. Der strenge Theoretiker mag sich vielleicht daran stoßen, daß statt der pastosen Farbenkleckse und des Pinsels hier nun metallisch glitzernde Seide und die Nadel benutzt werden. Demgegenüber beruft sich die nicht mehr junge Künstlerin darauf, daß ihre Arbeiten sämtlich aus ernstem innerem Zwang, aus reinster Liebe zur Kunst entstanden sind. Zur Nachahmung möchten wir ihr Verfahren nicht empfehlen, denn selten und meist nur bei dem ersten naiven Schöpfer bleibt solche Verletzung der Stileinheit ungestraft. Zur Anregung aber und auch zur Erwägung der Frage, wie nahe sich Malerei und Nadelarbeit kommen dürfen, meinen wir eine Probe dieses Versuches, dem eine bestechende Wirkung nicht abzusprechen ist, einmal zeigen zu dürfen. —

Mit *Friedrich August Kaulbach* ist nun wohl der letzte Vertreter dieser berühmten, einst so üppig blühenden Malerfamilie dahingegangen. So verschieden die Kaulbache auch sein mochten in ihrer Persönlichkeit und ihrer Kunst, alle hatten sie etwas Großzügiges, Weltmännisches, Gesellschaftswürdiges, wie es im Umgang mit Fürsten und schönen Frauen gern gesehen wird. Eine Weile schien es sogar, als wollte auch Friedrich August auf das hohe Meer der Geschichtsmalerei hinaussteuern, wo sich sein Großonkel Wilhelm Triumph über Triumph geholt hatte. Das war damals, in den siebziger Jahren, als der Fünfundzwanzigjährige (geb. 1850), nach schnellen und billigen, mit publikumsgefälligen Genrebildern erzielten Erfolgen, sich die neu erwachte Freude an der deutschen Renaissance zunutze machte und romantisch-empfindsame Bildchen in der Tracht und Umgebung jener Zeit malte: das Liebespaar im Walde, die Träumerei, das Burgfräulein mit dem Pokal. Auch seine von den niederländischen Meistern angeregten Bilder, wie der berühmte in den Anfang des 17. Jahrhunderts verlegte Maitag in der Dresdner Galerie, hatten einen Zug ins Historische. Ja, selbst das volkstümlich gewordene »Schützenliesl«, für den Festplatz des Siebenten Deutschen Bundesschießens gemalt, sowie die in antike Tracht gesteckte Lautenschlägerin (Hofmuseum in Wien), die Vorläuferin einer ganzen Reihe ähnlich kostümierter weiblicher »Idealgestalten«, blinzelten noch ein wenig nach den Lorbeeren des Historienmalers. Dann aber kam die Reise nach Paris (1883), und hinfort war und blieb die *Bildnismalerei* Kaulbachs Hauptgebiet. Anfangs stark von der vornehmen Auffassung und koloristischen Feinheit van Dyks beeinflußt, ließ er bald immer williger die Pariser Eleganz, das, was man dort Schick, Grazie, Kaprice oder auch Delikatesse nennt, Herr über sich werden, bestärkte ihn darin doch der wachsende Beifall des Publikums, zumal der Frauenwelt, für die seine Bilder zu einer Kette von Huldigungen wurden. Von F. A. K. gemalt zu sein, galt als eine Art Nobilitierung, und wenn auch manches andre, nie ließen seine Bilder Geschmack und Feinheit des Tons vermissen. F. D.

Aufn. Nicola Perscheid. Berlin

Friedrich August Kaulbach †

Literarische Rundschau

Erinnerungen und Denkwürdigkeiten

In ihrer Schrift über Wallenstein nennt Ricarda Huch das Lebensalter um fünfzig den Abschnitt, in dem sich die menschliche Natur vor der Beschränkung oder Entartung noch einmal zur Blüte anschickt. Sie mag recht haben. Diese Blüte aber gleicht schon ein wenig den Nachtblumen, die ihr Antlitz lieber dem Monde als der Sonne zukehren, die lieber die Dämmerung als das helle Licht des Tages suchen. Um fünfzig erwacht der Drang zur Einkehr bei der Vergangenheit, der Trieb zur Erinnerung. Nie ist uns das so zum Bewußtsein gekommen wie in diesen Tagen, da sich vor unsern Augen die Erinnerungsbücher zu einem kleinen Berge angehäuft haben, bepflanzt mit Aurikeln, Vergißmeinnicht, Reseden und andern Kräutlein fröhlichen oder wehmütigen Gedenkens. Freilich mag es für diesen Opferdienst der Mnemosyne im gegenwärtigen Augenblick noch einen besonderen Grund geben, der in den politischen Ereignissen wurzelt. Wir alle haben jetzt wohl die Empfindung, an einer Zeitwende zu stehen oder die Grenze schon überschritten zu haben, die schroff das Einst vom Heut und Morgen scheidet. Da ist es natürlich, daß die Gedanken rückwärts wandern, um das Vergangene und Abgeschlossene festzuhalten, ehe es sich verflüchtigt oder unter dem Anhauch einer ganz anders gearteten Gegenwart einen falschen Farbton bekommt. Und noch etwas drängt sich auf. Wir alle, mögen wir nun den Krieg drinnen oder draußen erlebt haben, sind in diesen Jahren härter als sonst von den Fittichen der Geschichte berührt und an die Flüchtigkeit des Daseins gemahnt worden. Wie sollte uns da nicht die Versuchung anwandeln, selbst ein wenig den Herodot zu spielen und der Mit- und Nachwelt zu sagen, was uns aus unsrer Kinder- und Jugendzeit lieb, teuer und ehrwürdig war!

Manchen sieht man dennoch mit gelinder Überraschung unter den Erinnerungsseligen von heute. Paul Oskar Höcker z. B., der Fährmann leichtgetakelter, nicht gerade tiefgehender Unterhaltungsromane, dem es auch der Krieg gegönnt hat, an der Spitze seiner Kompagnie nur eben den ersten begeisterungshellen Ansturm mitzumachen, dann aber an der Liller Kriegszeitung den Degen mit der Feder zu vertauschen, wir hätten ihm wohl zugetraut, daß seine Schnell- und Spannkraft ihn hurtig über den Wellenberg hinweggetragen hätte in das Fahrwasser einer neuen Zeit und Stoffwahl. Statt dessen kommt er mit einem Bändchen Jugenderinnerungen. »Kinderzeit« nennt er es (Berlin, Ullstein & Ko.), und schon dieser Titel hat etwas von jener Bescheidenheit und Liebenswürdigkeit, die der Kritik den Stachel entwindet. Es ist etwas Heiliges, Unantastbares, Ehrfurchtgebietendes um die Dinge, die unsre Wiege, unsre Kinderstube, selbst noch unsre ersten Schuljahre umschweben, und wenn vollends, wie hier, das Bild des Vaters emporsteigt und beherrschend im Mittelpunkt der Erinnerungen bleibt, so ist unsre Teilnahme schnell gewonnen, unser Herz bald erwärmt.

Und was für ein prächtiger Mensch und redlicher Künstler, was für ein tapferer Mann und Lebenskämpfer war dieser Oskar Höcker senior: er, der am Karlsruher Hoftheater Charakter- und Komikerrollen spielte, daneben, um seine zahlreiche Familie anständig zu ernähren, erst Kalendergeschichten, dann auf Bestellung Jugendbücher, wohl hundert an der Zahl, schrieb; der sich von der Not und Enge des Daseins nie hinreißen ließ, seine Kinder mit der Laune des geplagten Künstlers zu verhätscheln oder zu verschüchtern, wie es nur zu oft das Los solcher Künstlersprossen ist; der mit eiserner Energie mehrmals den Teufel des Morphiums, den seine Nervenschmerzen ihm auf den Hals geschickt hatten, siegreich von sich abschüttelte; der ein weit über die bloße Berufspflicht »lebensechter Natürlichkeit« hinausgehendes humorbegnadetes selbstherrliches Verhältnis zur Kunst hatte; der sich unter den bunten Masken seiner Rollen, unter den verzerrten Larven seines Geschicks eine tiefe, innige Gottesfreundschaft bewahrt hatte. Immer wieder taucht dieses Bild des Vaters empor und überschattet das, was der Sohn, ein verträumter, verschlossener Junge, der gern Seitenwege ging und dadurch das ohnedies nicht gerade glänzende Ansehen der aus »Preußen« eingewanderten Komödiantenfamilie noch mehr trübte, was der Erzähler selbst von eignen Erlebnissen, Empfindungen, Gefühlen und Beobachtungen berichtet. Wer möchte ihm daraus einen Vorwurf machen! Wirft nicht die rührende Begegnung des überlange ausgebliebenen Sohnes mit dem auf seinem Schmerzenslager liegenden Vater, der kein Wort des Tadels für seine Unart hat und gerade dadurch alle guten Regungen des Herzens in ihm aufweckt, auch ein helles Licht in die Seele des nach Liebe und Verständnis dürstenden Jungen? Von dem Zeitbild der Stadt Karlsruhe, von den Schulgenossen Paul Oskars, dem Prinzen Max von Baden, den späteren Dichtern Albert Geiger und Emil Strauß, von Viktor Scheffel, dem Sohn des Dichters, oder von den Kollegen des Vaters, zu denen u. a. Alois Prasch und Arthur Kraußneck gehörten, wird uns Fernstehenden nur wenig recht lebendig; aber sobald nur wieder die Rede auf den Vater selbst kommt, steht auch der Schauspieler in seinen verschiedenen Rollen zum Greifen lebendig vor uns. Seine wenn auch nur kurze

Glanzzeit hat der Menschendarsteller Höcker freilich wohl erst in Berlin am Deutschen Theater erlebt, wohin er 1883 berufen wurde. Die »Kinderzeit« seines Sohnes, der ihm in den letzten Karlsruher Jahren übrigens schon ein Gehilfe bei den Jugenderzählungen geworden war, reicht jedoch nur gerade an die Schwelle dieser Zeit, die auch für ihn erst entscheidend werden sollte. Wir werden, denk' ich, bald auch davon hören, und dann wird sich zeigen, ob das jüngere Lebensgestirn eignes Licht genug hat, um so freundlich und wohltuend zu scheinen wie die Jahre, auf denen noch der Abglanz des Vaters lag.

Ludwig Thomas Erinnerungen (München, Alb. Langen), nicht viel umfangreicher als die Höckerschen, reichen eine gute Strecke weiter. Nach der Kinderzeit und den Schuljahren schildern sie auch noch ein Stück von der juristischen und literarischen Berufstätigkeit Thomas. Dennoch weht kaum ein Hauch von Stubenluft durch die 300 Seiten. Als wollten die bayrischen Berge, an deren Fuß Thomas Wiege gestanden, dem Oberförstersohn von Vorderriß seine Heimatliebe und Anhänglichkeit durch ewige Frische vergelten. Er ist zwischen Jägern, Flößern und Kohlenbrennern aufgewachsen; deshalb behält bei ihm immer die Natur das letzte Wort, und seiner Weltbetrachtung bleibt ein Stück Volksweisheit beigemischt, das sich durch keinen Gelehrten- oder Literatendünkel ins Bockshorn jagen läßt. Auch große Herren — sogar der Märchenkönig Ludwig II. streift die Waldeinsamkeit seiner Kindheit — haben nicht viel Eindruck auf ihn gemacht. Eher schon die politischen Ereignisse der sechziger und siebziger Jahre, die im katholischen Bayern doppelt laut widerhallten. Früh hat sich Bismarck ein Plätzchen in Thomas Kinderherzen erobert und es behalten, auch bei dem Manne und politischen Satiriker, so viel Verwunderung darüber er bei seinen Freunden auch hören mußte. Seinen Vater hat Thoma früh verloren, die Mutter war eine stille, zurückgezogene Natur. Mehr als die Eltern gab ihm die »alte Viktor«, eine Stütze des Hauses von seinem zweiten Lebensjahr an, die über ein Menschenalter Freud' und Leid mit der Familie geteilt hat und weit über die kleinen Tagessorgen hinaus ihrem Liebling eine seelische und geistige Beraterin war — wohl der kernigste und wertvollste all der schlichten Menschen, die Thomas Waldkindheit umgaben und »tätig treu in ihrem Kreise nie vom geraden Wege wichen«.

Thoma durchsetzt seine Erinnerungen gern mit kritischen Betrachtungen über einst und jetzt, und es ist nicht immer die Gegenwart, die dabei den kürzeren zieht. Die Jugenderziehung ist heute frischer, freier und dank dem Sport gesunder geworden, als sie vor vierzig Jahren war. Dem humanistischen Gymnasium aber zeigt sich der Schöpfer so vieler prächtiger Bauerngestalten keineswegs so übel gesonnen, wie man es erwarten möchte, und daß er den Homer im Urtext gelesen hat, betrachtet er heute noch als einen Gewinn. Auch die Neigung für Geschichte hat er sich aus den Schuljahren bewahrt, wenn ihr die Leidenschaft für alles, was mit dem Theater zusammenhing, auch bald hart zusetzte. Literarische Berühmtheiten zogen an dem heiteren Himmel dieser Jugend nur meteorgleich vorüber, Bücher gab es nur wenige, und auch dann nur die landläufigen: Ebers, Freytag, Scheffel, und von jener vorlauten Überreife der Jugend, die sich schon in den neunziger Jahren so gern in brüskem Absprechen über respektierte Werte äußerte, war damals noch wenig zu spüren. Doch hatte die Medaille auch ihre Kehrseite. Thoma selbst scheint sich als ein Typus des Geschlechts von 1870 zu fühlen, wenn er mit Bedauern feststellt, wie wenig künstlerische Anregung er in der Schule empfing, und wie wenig man damals auf den Bänken, die fürs Leben vorbereiten sollen, vom Volke, von seiner Art und Arbeit, seinem Handel und Wandel erfuhr. Da mußte immer wieder die Natur trösten. Der Chiemsee wurde Thomas Jugendparadies. Dort verträumte er viele Stunden, den See rundum, den Himmel über sich. Ja, die Romantik der Scheffel- und Stielerzeit, die in der Künstlerchronik der Wirtsstube auf der Fraueninsel ihr Wesen trieb, begeisterte ihn zu den ersten Versen. Aber noch etwas Besseres hat er dort im Umgang mit tüchtigen Menschen und tüchtigen Künstlern gelernt, um es als Besitztum für sein ganzes Leben zu bewahren: die Achtung vor ehrlicher, wirkliche Werte schaffender Arbeit, die Liebe für eine von aller Manier, Methode und Mode freie Kunst. Zwei Semester hat sich Thoma dann auf der Forstakademie in Aschaffenburg auf den Beruf seines Vaters vorbereitet; dann ging er zur Rechtswissenschaft über, studierte in München und Erlangen und bestand zur vorgeschriebenen Zeit das Examen. Seinem gesunden Menschenverstande und seinem geraden, unverdeutelten Urteil hat das nichts geschadet. Wie er über Bismarcks Entlassung und die dabei bewiesene »Geduld« seiner ehemaligen Anhänger dachte, trifft ins Schwarze, ins Schwarze unsrer jämmerlichen unpolitischen Knechtseligkeit, und in diesem früh entwickelten Gefühl der Auflehnung gegen die unverantwortliche Gleichgültigkeit, mit der wir und unsre Väter das damals einsetzende persönliche Regiment hinnahmen, sind neben der eingewurzelten Liebe für Natur und Bauerntum die Keime zu dem herzhaften Volksdichter Thoma zu suchen, der sich nun langsam durch die Pandekten und das Bürgerliche Gesetzbuch hindurcharbeitete, leider zu spät, als daß seine geliebte Mutter noch etwas von diesen Erfolgen hätte mitgenießen können. Dachau, die vorletzte Station seiner Rechtspraxis, hat diese Neigung zum Volkstümlichen und Ursprünglichen, zur altbayrischen Lebensfreude

und Derbheit zum entscheidenden Durchbruch gebracht. Herzerquickend, Thoma über diese seine schriftstellerischen Anfänge so ohne alle Eitelkeit, aber auch ohne falsche Bescheidenheit plaudern zu hören; höchst lehrreich und vielfach überraschend, zu lesen, wie sich der »Simplizissimus« durchgesetzt und mit den bayrischen und sächsischen Behörden — in Leipzig wurde er gedruckt — herumgeschlagen hat. Die verschiedenen Simplizissimus-Zeichner, voran Rudolf Wilke, der posenlose, ehrliche, mit einem prachtvollen niederdeutschen Humor begabte Braunschweiger, als Letzter, Geliebtester Ignatius Taschner, marschieren auf, Wedekinds problematische Erscheinung zieht vorüber, und das schwankende Charakterbild Albert Langens erfährt eine aufhellende Beleuchtung aus nächster Nähe, aus der Redaktionsstube des Witzblattes, in die Thoma bald nach 1900 eingetreten war.

Was nun noch folgt, gehört halb schon der Gegenwart an, aber die kernigen Glossen, mit denen Thoma Ereignisse und Erscheinungen der letzten fünfzehn Jahre begleitet, lassen uns auch das vielfach in neuem Lichte sehen und zeigen uns, wie alt- und treugesinnt heute schon, da wir Kaffeehausliteraten zu Leitern des Staatswesens haben aufrücken sehen, ein Revolutionär und Majestätsbeleidiger von damals wirken kann. Berlin hat ihm während eines kurzen Aufenthalts zwar nur die Oberfläche seines literarischen und gesellschaftlichen Lebens gezeigt, und bei solcher flüchtigen Betrachtung dürfen wir uns am Ende nicht wundern, wenn Paris, ja selbst Wien im Vergleich mit der Reichshauptstadt sehr gut wegkommen. Desto erfreulicher aber ist, was Thoma über Italien, insbesondere über Monte Carlo sagt und wie er — hoffentlich für immer — der blöden Verherrlichung amerikanischer und englischer Touristen den Garaus macht ...

Man hat, wie dem »Simplizissimus«, so auch Thoma in letzter Zeit öfters vorgeworfen, er habe im Kriege seine Ansichten geändert, seine einmal heftig verfochtenen Grundsätze aufgegeben. Er weist diesen Vorwurf zurück: als der Krieg da war, gab es für ihn nichts mehr als das Schicksal des eignen Landes. »War es ein Fehler,« fragt er, »daß wir ebensowenig blind waren gegen das Heldentum des deutschen Volkes wie gegen den giftigen Haß der Feinde? War es ein Verbrechen, Vertrauen zu haben, wenn Mißtrauen und Zweifel nur Verwirrung anrichten konnten? ... International zu empfinden, gerecht gegen die verderblichsten Feinde zu empfinden, war nie in meiner Natur gelegen, und es fiel mir wirklich nicht schwer, ihnen den Untergang, Deutschland aber den vollen Sieg zu wünschen.« Dies Wort, ist es nicht ebenso tapfer und tröstlich wie das Schlußwort des Buches: »Um mich ist Heimat. Und ihre Erde kann einmal den, der sie herzlich liebte, nicht drücken.«

Alberta von Puttkamer, die Gattin des früheren Staatssekretärs von Elsaß-Lothringen, erzählt nicht zum erstenmal aus ihrem Leben. Ihr 1904 erschienenes Buch »Die Ära Manteuffel« enthielt neben den historisch-politischen Skizzen, wie es bei so nahem Beobachterposten nicht anders sein konnte, mancherlei Selbstbiographisches, und andres dieser Art hatte die Verfasserin in einzelnen Aufsätzen niedergelegt, die in Zeitungen und Zeitschriften erschienen waren. Jetzt hat sie das gesammelt, gesichtet und vielfach ergänzt, so daß ein gewichtiges Buch von viertehalb hundert Seiten entstanden ist: »Mehr Wahrheit als Dichtung« (Berlin, Schuster & Loeffler; mit 4 Bildern).

Der erste Eindruck dieser Denkwürdigkeiten ist der literarischen Form nach kein besonders günstiger. Wir schätzen Alberta von Puttkamer als leidenschaftdurchglühte, formgewandte Lyrikerin, der freilich die letzte Einfachheit versagt ist, weil sie sich mehr der Reflexion als der reinen Empfindung überläßt. Nun gehört vielleicht Sinn und Gefühl für den lyrischen Rhythmus zu den Grundbedingungen einer guten Prosa; aber ein starker Lyriker ist noch längst kein guter Prosaschriftsteller. Das zeigt sich auch hier, manchmal sogar in erschreckender Weise, und dies ungepflegte Deutsch mit seinem schiefen Satzbau, seinen unnötigen Fremdwörtern, gekünstelten Wortbildungen (»Erstjugend«) und seiner hilflosen Zeichensetzung fällt bei einer Schriftstellerin, die sonst so streng auf menschliche, gesellschaftliche und literarische Vornehmheit hält, doppelt unangenehm auf. Sie selbst wird freilich von dieser Schwäche keine Ahnung haben. Ihr Selbstbewußtsein — man weiß nicht recht, ist es naiv oder anerzogen durch frühe Triumphe — schützt sie scheinbar vor jeglicher Selbstkritik. Sie ist stets sehr erbaut von sich, stellt ihr Licht ungern unter den Scheffel und lobt, wo es nur angeht, durch eignen oder fremden Mund ihre »genialen« Dichtungen mit der »klassischen Linie«, ihre politische »Divinationsgabe« und »subtile Feinhörigkeit«. Zweimal erzählt sie, daß namhafte Schriftsteller in großer Gesellschaft ihrer Schönheit und ihrem Talent mit einem Kuß gehuldigt haben, wenn es dank ihrer gemessenen Zurückhaltung auch beim — Handkuß blieb. Ist dies ausgeprägte Ichgefühl daran schuld, daß die Darstellung, die erst im Spätherbst 1918 in Fluß gekommen zu sein scheint, selten bei der Sache und auf dem geraden Wege bleibt? Eine sprunghafte Zerfahrenheit stört oft den gesammelten Genuß; Abschweifungen, Wiederholungen und Ungenauigkeiten (am empfindlichsten in den mitgeteilten Briefen Auerbachs) beeinträchtigen die Harmonie der Darstellung.

Diesen Schwächen stehen allerdings nicht alltägliche Vorzüge und Tugenden gegenüber. Alberta von Puttkamer war in ihrer Jugend zweifellos, wie sich aus ihren Begegnungen mit vie-

len bedeutenden Zeitgenossen ergibt, eine »stark ausstrahlende Natur« und eine »Idealistin reinen Geblüts«; ihren tapferen, zuversichtlichen Lebensmut und ihr stolzes Deutschbewußtsein haben der Aristokratin selbst die Stürme des Krieges und der Revolution nicht zerbrechen können. So zieht sich denn durch ihre Erinnerungen auch dort noch, wo Siechtum des Alters einen Schatten darauf werfen, der feste Faden einer nationalen Zuversicht und einer ungebeugten Charakterkraft. Gleichsam als Motto steht vor dem Buche das hoffnungsvolle Wort Nietzsches: »Es gibt noch viele Morgenröten, die noch nicht geleuchtet haben.«

Von ihrer in Glogau verlebten Kindheit weiß Alberta von Puttkamer nicht viel Fröhliches zu berichten. Wenn sie zurückblickt, scheint es ihr, als seien darauf unablässig Tränen und Tropfen von Wermut gefallen, und jener schwermütige, sinnende Zug, der später auch durch ihre höchsten Glück- und Glanzzeiten wie ein leise anklingender Seufzer ging, er mag dort schon seinen Ursprung haben. Schon als Achtzehnjährige verheiratet sie sich mit dem fast doppelt so alten Max von Puttkamer, den aus dem elenden, halb noch polnischen Nest Fraustadt bald eine schnelle und glänzende politische Laufbahn auf das hohe Meer der Öffentlichkeit rief. Sie hat daran, wenn auch wohl zuweilen mit einem leisen Heimweh nach der »engen, seligen Zweisamkeit« des jungen Eheglücks und mehr der schöngeistigen Seite zugeneigt, von Anfang an lebhaftesten Anteil genommen. »Mein Leben«, darf sie von sich sagen, »ist ein rastloses und beglückendes Streben und Erraffen von geistigen Werten gewesen; und daneben ein köstliches Genießen aller Schönheit und aller Reize.« Am üppigsten und berauschendsten blühte ihr das Daseinsglück in den dreißig Jahren, da ihr Mann zunächst als Oberlandesgerichtsrat und Erster Generaladvokat in Colmar, dann als Staatssekretär im neuen Ministerium für Elsaß-Lothringen tätig war, geschätzt, verehrt, ja geliebt von allen Gesellschaftsschichten und Parteien († 1906 in Baden-Baden). Aus diesen drei Jahrzehnten stammen denn auch ihre reichsten und wertvollsten Erinnerungen. Sie hat das Elsaß mit der ganzen Innigkeit ihrer Seele geliebt und »bis in den Herzgrund« erkannt, wozu ihre gesellschaftliche Stellung ihr hinreichende Gelegenheit und die damalige begründete Hoffnung auf einen freundschaftlichen Anschluß des zurückeroberten Landes an das Deutsche Reich alle Berechtigung gab. Überzeugend kennzeichnet die kluge Frau die Ära Manteuffel als eine Zeit des leidenschaftlichen Aufschwungs, des Willens zur Beglückung des Landes nach den verschiedensten politischen Rezepten, die Ära Hohenlohe-Schillingsfürst als eine ruhige, abwartende der Einlenkung und Versöhnlichkeit, in der die Verhältnisse sich zu klaren und gefestigteren Gebilden formten, die Ära Hohenlohe-Langenburg als eine Zeit der Kaiserrepräsentation, die schon den Keim des so jäh und verhängnisvoll erwachenden Mißtrauens in sich barg. Am gründlichsten und vielseitigsten hat sie aber doch die Persönlichkeit und das Regiment Manteuffels geschildert. Wohl weil sie eine innere Verwandtschaft mit ihrem eignen Wesen darin fand. War doch Manteuffel eine energische, tatfreudige Soldatennatur von scharf geprägter Eigenart, die sich all ihr Denken und Handeln von einem ungemein starken Selbstbewußtsein regieren ließ, so sehr sich dies mit den Jahren auch läutern mochte. Wider Stosch nimmt sie den Statthalter gegen den Vorwurf der Pose und Schauspielerei in Schutz, um nur seine »historischen Gesten« gelten zu lassen, betont seine geistige Freundschaft mit dem durch seine überlegene Sachlichkeit bekannten Historiker Ranke und seinen Glauben an ein Gottesgnadentum seiner Person. Eine Politik der »widerspruchsvollen Hände« kann freilich auch sie nicht an ihm verkennen: die eine Hand wollte eine eiserne Faust sein, festhalten, aufgereckt zum Griff bleiben und streng das Eroberte hüten, die andre wollte Wunden heilen, Freiheiten als Geschenke verteilen. Da machte denn die eine Hand oft das schlecht, was die andre gutgemacht hatte. »Die Großmut eines edlen Siegers Besiegten gegenüber«: das war Manteuffels Ehrgeiz. Und Thiers hat ihn denn auch einen feindlichen General genannt, der, ebenso hoch wegen seines Herzens wie seines Geistes dastehend, Frankreich gegenüber der edelste der Gegner war ... Kritischer verhält sich Frau von Puttkamer schon gegen Hohenlohe-Schillingsfürst, den späteren Reichskanzler. Sein kluges Gewährenlassen scheint ihr mehr der Ausfluß einer Passivität als eines überlegten Willens, wie er sich denn auch selten ohne die »ministeriellen Bekleidungsstücke«, d. h. die Deckung durch seine verantwortlichen Ratgeber sehen ließ. Er hatte weniger die Berufung zum Schöpfer oder Säemann als zum klugen Gärtner und Bebauer, der pflegt und erhält, wohl auch ausliest und veredelt. Ähnlich treffende Kennzeichnungen findet die immer wachsame Beobachterin für den junkerlich-preußischen Herrn von Köller, den Nachfolger ihres Mannes im Straßburger Amt, für den Baron Zorn von Bulach, der zuweilen sogar eine offensichtliche Feindseligkeit gegen deutsches Wesen hervorkehrte, für das soziale Protzentum des Unterstaatssekretärs von Schraut und für den Fürsten Wedel, einen »charaktervollen, liebenswürdigen General-Diplomaten«, der erst 1914 infolge des Zaberner Falles seinen Abschied nahm.

Noch mit vielen hohen Würdenträgern und Staatsmännern, wie dem badischen Minister Franz von Roggenbach, dem temperamentvollen, leichtherzigen Wilhelm von Bismarck, dem vielseitig gebildeten Chef des Generalstabes des XV. Armeekorps von der Burg, dem intelligen-

ten Grafen Hutten-Czapski, dem starr bureaukratischen Staatssekretär Herzog, dem ernsten, strengen Grafen Haeseler und dem genialen Grafen York, einem »Helden an Geist und Körper«, ist Alberta von Puttkamer zusammengetroffen. Mehr aber als sie, den Großherzog von Baden vielleicht ausgenommen, hatten ihr die literarischen und künstlerischen Persönlichkeiten zu sagen, die ihren Lebensweg kreuzten. Da taucht als einer der ersten Prinz Emil Schönaich-Carolath auf, mit dem sie früh innige Geistes- und Herzensbeziehungen, fast trunken in jugendlich-lyrischem Lebensrausch, verbanden, da erscheinen Liliencron, dessen Wesen sie freilich kaum recht erkannt hat, und Michael Georg Conrad, die »kraftvolle Anführernatur«, ferner der scharf kritische Leo Berg, der feinsinnige, viel zu früh gestorbene Wilhelm Holzamer und eine Reihe elsässischer Künstler wie Stoskopf, der Dialektdichter und Maler, Franz Greber, der Dramatiker, und Spindler, der Intarsienkünstler. Aus dem älteren Dichter- und Schriftstellergeschlecht begegnen uns Auerbach, diese kindliche Seele, die ihre eignen Gaben stets in verklärter Freude als Göttergunst und Kraftleben empfand, Bodenstedt, der ihr allerdings in seiner poetischen Lehrhaftigkeit mehr als Anempfinder denn als Schöpfer erschien, Elise Polko, deren schwärmerische Sympathie auch ihr allzu süß und überschwänglich deuchte, Paul Lindau, der sich damals fast als Diktator in der Literatur fühlen durfte, der uns aber auch in Puttkamerscher Beleuchtung nicht erhabener erscheint, als er in Wirklichkeit war, und zuletzt Franz Liszt, der der schönen Frau mit einer ausgesuchten Ritterlichkeit und Wärme entgegenkam. Besondere Kapitel widmet die Dichterin ihren Beziehungen zu Fastenrath, dem Gründer der Kölner Blumenspiele, die gefährlich überschätzt werden, und dem Allerweltsgenie Hubert Herkomer, an dem sie den starken Zug zum Theatralischen nicht wahr haben will.

Die so viel erlebt, erfühlt und durchdacht hat, ist jung geblieben bis an die Schwelle der Siebzig. »Die Beherrscherin der Jahre« hat Stephan Zweig sie genannt. Und dankbar greift sie dieses Wort auf, obgleich sie mit einem kühnen Bilde hinzusetzen muß, daß der geistige Aar körperlich wie eine Waldschnecke kriecht, da sie seit Jahren durch chronische Gelenkentzündungen in der Bewegung ihrer Glieder sehr gehemmt sei. Schön, groß und nachahmungswürdig ist ihr Schlußbekenntnis: »Ich schulde gern und mit Begeisterung alles, was stark, gut und liebreich in mir ist, meinem heilig geliebten Vaterland.« F. D.

Verschiedenes

Deutsche Trostbriefe — sie sind nötig jetzt, und ihrer viele sind gewiß in den Kriegs- und Revolutionsjahren geschrieben worden, die als teures persönliches Besitztum aufgehoben werden. Aber es ist nun einmal ein uns Deutschen tief eingeprägter Zug: wir wollen das Einzelne gern »zur allgemeinen Weihe gerufen« sehen, wir wollen den Widerhall unsers Sonderleides und Sondertrostes aus den Herzen und dem Munde derer hören, die wir als sprachmächtige Boten und Träger unsrer Gefühlsart anerkennen. Wir denken an ein paar bekannte Trostbriefe Luthers, Herders, Schleiermachers, und einer Sammlung solcher Briefe aus unsrer Literatur von Luther bis auf Brahms und Hugo Wolf, wie sie Dr. Rud. Krauß bietet (Stuttgart, Julius Hoffmann), ist der Weg ins Haus und Herz geöffnet. — Der Verlag hat von dem schmalen Bande »Vorzugsausgaben« bis zum Preise von 65 ℳ herstellen lassen. Ich kenne sie nicht, aber ich kann mir nicht denken, daß dadurch der Wert des Buches, gerade dieses Buches erhöht wird.

*

Alexander von Gleichen-Rußwurms »Ritterspiegel« (Stuttgart, Jul. Hoffmann) bietet mehr als sein etwas einseitiger Titel vermuten läßt, nämlich eine kleine Kulturgeschichte des frühen Mittelalters, zwar zuweilen in stark schöngeistiger, auf Unterhaltung berechneter Form, aber ohne Flachheit und mit mancherlei neuen Gesichtspunkten und Ausblicken, wie der »Außenseiter« sie wohl leichter gewinnt als der zunftmäßige Fachmann. Unmittelbaren Anschluß an diesen Band nimmt ein zweiter desselben Verfassers: »Die gotische Welt« (ebenda), eine Darstellung der Sitten und Gebräuche im späten Mittelalter, also im 14. und 15. Jahrhundert. Auch hier waltet bei geschmackvoller, zuweilen dichterisch beschwingter Schilderung ein reger, entschlossener Sinn für geschichtsphilosophische Vertiefung.

*

Mitteilung. Wie uns mitgeteilt und vom Künstler bestätigt wird, sind die beiden im Februarheft 1920 wiedergegebenen Radierungen »Yvonne« und »La Parisienne« von Ernst Oppler nicht bei Ludwig Moeller in Lübeck, sondern bei Friedrich Dehne, Verlag für moderne Graphik in Leipzig, Tröndlinring 3, erschienen.

Herausgeber: Dr. Friedrich Düsel.

Schriftleitung: Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau (verantwortlich) und Georg Schmitz in Berlin-Steglitz. Vertreter der Schriftleitung in Wien: Dr. Richard Wengraf, Wien. In Deutsch-Österreich für die Herausgabe verantwortlich: Robert Mohr, Buchhändler in Wien I, Domgasse 4. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: Emil Fischer in Berlin-Friedenau. — Druck und Verlag von Georg Westermann in Braunschweig. — Nachdruck verboten.

Einsendungen an die Schriftleitung von „Westermanns Monatsheften" in Berlin W 57, Bülowstraße 90.
Rücksendungen erfolgen nur, wenn das Postgeld dafür beiliegt.

Heinrich Hübner: Im sonnigen Garten

Westermanns Monatshefte
Geleitet von Dr. Friedrich Düsel
Band: 128. I Mai 1920

Hans am Ende
und die Bedeutung Worpswedes

Von Karl Krummacher

Worpswede ist nachgerade ein historischer Begriff geworden, das Stichwort für eine bestimmte, örtlich begrenzte Heimatkunst mit romantischem Einschlag und doch mit starkem Naturgefühl, sozusagen eine Naturromantik.

Dieses Worpswede liegt etwa drei Jahrzehnte zurück, und die Bilder aus jener Zeit muten schon etwas klassisch-historisch an, etwas verklungen sogar. Ihre Schöpfer erscheinen uns heute nicht mehr als himmelstürmende Neuerer, wohl aber als vollgültige Vertreter eines bestimmten Bekenntnisses. Wir bewundern die von innen strömende dekorative Kraft, den starken Stimmungsgehalt und daneben das solide Handwerk, das heute so gern, aber sehr mit Unrecht, als akademisch verschrien wird. Indes man bringt es diesen Klassikern gegenüber doch nicht zu einem gerechten Erstaunen, das Herzklopfen der Überraschung fehlt. Aber auch das geht mit rechten Dingen zu. Alles hat sich verändert, der Ort selber ist zur Sommerfrische geworden, also nüchterner, kulturfreundlicher, das Teufelsmoor hat viel an Charakter eingebüßt, selbst der Moorbauer ist »etwas mit der Zeit gegangen«. Oder haben etwa die Worpsweder Maler umgelernt, sind ihre Augen, ihr ganzes Sinnen und Trachten anders eingestellt? Ist am Ende gar die Kunst selber über sie hinweggeschritten? Das alles trifft bis zu einem gewissen Grade zu, für diejenigen zumal, die sich an den historischen Begriff Worpswede klammern und seine Verschiebung nicht aus der Nähe kennen. Er hat sich nämlich tatsächlich überlebt. Ein neues Malergeschlecht hat sich angesiedelt. Jeder geht seinen eignen als richtig erkannten Weg, hat seinen Sondergeschmack, seine Vorliebe, seine besondere Art zu sehen. Die Werbekraft der Scholle bildet den einzigen Zusammenhang unter den

Hans am Ende

Abendfrieden

Künstlern. Und verhält sich die alte historische Gruppe etwa anders? Sie ist in sich zerfallen, der stählerne Reif ist gesprengt, und das bedeutet für den Einzelnen, so merkwürdig es klingen mag, Lebenskraft und Entwicklung. Es sind eben doch zu rechtschaffene, tief veranlagte Menschen, um eigensinnig oder besser aus Bequemlichkeit an einem Prinzip festzuhalten, das ihnen dereinst ungeahnte Triumphe brachte.

Worin lag denn nun eigentlich der geradezu orkanartig einsetzende Erfolg, der freilich damals schon hellhörige Leute ein bißchen stutzig machte, weil er so etwas nach Mache und

Segelschiffe

Reklame aussah? Die Worpsweder selber, das muß man schon betonen, waren an der »Aufmachung« unschuldig, während der einflußreiche Stieler, der Münchner Präsident der Allgemeinen deutschen Kunstgenossenschaft, als guter Rechner die Konjunktur ausnutzte und sehr wohl wußte, warum er den jungen Brauseköpfen einen besonderen Saal im Münchner Glaspalast gab. Sie wirkten nämlich als krasses Gegenbeispiel für den herrschenden altbackenen Naturalismus. Man war lin entdecken. Ihre Schlagkraft lag vor allem in der Geschlossenheit. Einmütig scharten sie sich um die Losung Böcklin: Verdichtete heroische Stimmung, Kontrastwirkungen mit starken, ungebrochenen Farben, große Schauplätze und große Bildformate. Überall steckte Leidenschaft. Und sie legten sich gern aufs Düstere, Absonderliche und steigerten es wohl bis zum Hexenspuk. Indes hüteten sich die Worpsweder doch, mit Böcklin durch dick und dünn zu gehen, seine Natursymbolik und

Moorlandschaft

nachgerade gelangweilt von mißverstandenen Uhde-Tendenzen, von der buchstäblich grau in grau gesehenen Elendmalerei. Die deutschen Maler hatten den französischen Impressionismus noch nicht begriffen. Der ganze Freilichtzauber und sein kokettes Lichterspiel erscheinen erstmal in verrohter oder wissenschaftlich verknöcherter Gestalt. Demgegenüber wirkten nun die Worpsweder herzerfrischend wie Trompetenstöße, wie Festfanfaren. Wer näher zusah, merkte freilich: etwas unerhört Neues brachten sie nicht. Man konnte Anklänge an die Schotten und besonders an Böckseine Fabelwesen zu übernehmen. Sie trugen keine romantischen Vorstellungen in die Natur hinein, sondern aus einer bestimmten Gemütsverfassung wuchs ihnen »die Fülle der Gesichte«. Dazu gab ihnen die klosterähnliche Abgeschiedenheit der ersten Zeit alles, was sie an Sammlung unter Verzicht auf großstädtische Zerstreuungen brauchten. Also so etwas wie selbstgewählte Verbannung, worauf sich die jungen Leute übrigens etwas zugute taten. Sie dachten wohl manchmal an die Malergruppe von Barbizon, ließen ungern fremde Kollegen ins Gehege und hielten auf Rasse-

reinheit. Vielleicht hatten sie ein Recht dazu. Solange wenigstens, als diese grundverschiedenen Menschen sich noch famos verstanden, solange sie sich ergänzten und an einem Strang zogen. Leben und Streben war in eins verflochten, und sie scheuten zurück vor jeder Berührung, die sich mit der Hochspannung ihrer Energie und dem Altmeister-Fleiß nicht vertrug.

Wie ging nun die Wandlung beim Einzelnen vor sich? Sie kam eigentlich von selber, sie lag in der Luft. Die vorschnelle Berühmtheit der Worpsweder gab manchen zu denken. Man traute ihnen nicht mehr recht und suchte ihnen allerlei am Zeuge zu flicken. Die Begeisterung für jede Art Heimatkunst flaute ab. Es traten Nachahmer auf, die natürlich darauf ausgingen, mit der Worpsweder Stammgruppe verwechselt zu werden. Nun setzte auch der Rückschlag auf die einstige Überschätzung ein. Neid und Mißgunst der Kollegen halfen mit dabei. Das alles waren Warnrufe, die nicht überhört werden konnten. Die Worpsweder begriffen es, ihre Sendung war erfüllt, die von ihnen ausgehende Anregung hatte sich verflüchtigt. Wollten sie mit der starken Aufwärtsbewegung der Kunst Schritt halten, so mußten sie sich zusammenraffen, jeder einzelne noch mehr als Persönlichkeit aus sich heraustreten. Und sie mußten wohl auch mehr Fühlung mit den führenden Geistern in der Kunst, mit allem, was Kultur bedeutet, suchen, um nicht auf dem Dorf zu verbauern und zu versauern.

Wir sehen, Fritz Mackensen, sozusagen der Entdecker Worpswedes, bekleidet lange Jahre den Direktorposten der Weimarer Akademie, Otto Modersohn zieht nach Fischerhude, Fritz Overbeck nach Vegesack. Die andern, Hans am Ende und Heinrich Vogeler, sind viel auf Reisen und verarbeiten neue Anregungen und Eindrücke.

So erscheint die Worpsweder Kunst in neuem Gewande, es ergeben sich mannigfache Neubildungen. Mackensen hält freilich nicht ganz, was er nach seinen begeisterten Jugendarbeiten versprochen hat, aber er verfeinert seinen Geschmack, streift den letzten Rest Düsseldorfer Literatentums ab, wird im Ton kühler und vornehmer und verfolgt einen formenstrengen, herben Realismus. Modersohn hat viele Wandlungen durchgemacht. Vom

Sommer im Moor

Zwiegespräch

Phantasie- und Stimmungsmaler zum Impressionisten, zum Miniaturmaler und Expressionisten. Viele schätzen die Bilder der ersten Periode, den »echten« Modersohn, am meisten. Wie dem auch sei, er hat immer gute Einfälle. Alles, was er schafft, scheinbar mühelos entstanden, wirkt bildmäßig geschlossen und koloristisch überzeugend. Vogeler stand ihm einst in der Auffassung am nächsten, heute nicht mehr. Die Verträumtheit seiner Märchenbilder entsprach seinem Wesen, und das Hervorheben der Gefühls- und Stimmungswerte war gewiß echt und berechtigt, solange die intime Kleinarbeit, die Versenkung in den Gegenstand damit Hand in Hand ging. Mitunter aber drängte sich ein süßlicher Zug auf, etwas gar zu populär Gemütvolles, wogegen die neuesten Arbeiten angenehm abstechen. In der Hauptsache Erlebnisse aus dem Kriege, landschaftliche und andre Naturstudien und dann Allegorien, etwas Moral predigend und nicht immer leicht zu deuten, aber kräftig und klar im Stilgefühl, eine Überwindung phantastischer Jugendträume.

Der in der Vollkraft seines Schaffens verstorbene Overbeck wußte genau, was er wollte und konnte. Früher als die andern Genossen kehrte er Worpswede den Rücken. Auf die Frage, ob es ihm denn nicht schwer würde, sich von Haus und Hof und seiner zweiten Heimat, der Stätte seiner ersten Erfolge, loszusagen, erwiderte er: »Ich bin nicht sentimental.« Worpswedes Bedeutung hatte sich also für ihn erschöpft. Er konnte es »zu gut« malen, es gab seiner Phantasie keine Aufgaben, keine Rätsel mehr. So fand er in den Dünen des Nordseestrandes, im Schweizer Hochgebirge und schließlich in der waldreichen Umgegend von Vegesack, was er suchte. Der Vorwurf an sich ist nur mehr »Lusterreger«, äußerer Antrieb. Seine Gestaltungskraft, die Gabe, alles abzurunden, zum Bilde zu zwingen, tritt immer deutlicher hervor. Und die Form unter allen Umständen meisternd, gelangt er zu einer wundervoll tonigen Farbigkeit.

Auch Hans am Ende, dessen schaffensreichem Leben mit seinem Heldentod in reifem Mannesalter ein Ziel gesetzt war, hatte den starken Wandertrieb. Rast ich, so rost ich: jede Anregung in Natur, Kunst und Geistesleben, deren er habhaft werden konnte, ergriff und verarbeitete er. Seine Anschauung und

Technik, seine Wertschätzung alter und neuer Kunst sind beständig im Fluß, im Begriff, sich zu erneuern und zu verfeinern. »Das wichtigste Mittel, unsre Kunst- und Geistesprodukte wahrhaft schön zu machen, ist die Läuterung des Ichs«, bekennt er mit dem Tonsetzer Karl Loewe. Es ist, als ob er erst die verschiedensten Landstriche in ihrer Sonderart erforschen, auf ihre malerischen und Gestaltungswerte hin studieren mußte, um in Worpswede heimisch, bodenständig zu werden. Es bedeutet für ihn mehr als Bildreiz und Studienplatz, sein Gefühlsleben ist dort verankert. Es ist ihm immer wieder Neuland, das Land unerfüllter Jugendträume. Sie laufen ihm nach bis ins gesetzte Mannesalter, um abgeklärt und voll ausgereift ins Leben zu treten. So erscheint uns am Endes Kunst als der sinnfällige Zeuge des »historischen« Worpswede wie seiner bezwingenden Stimmungsromantik. —

Spinnerin

Als zweiter Sohn eines Divisionspfarrers wurde Hans am Ende 1864 in Trier geboren. Der Vater, bald darauf nach Thüringen versetzt, unterrichtete anfangs selber seinen Sohn und übergab ihn dann dem bewährten Gymnasium von Schulpforta. Wie hier auf die Charakterbildung Bedacht genommen wurde, auf die Erziehung zur Selbstzucht und ritterlichen Gesinnung, das hat am Ende zeitlebens in Ehren gehalten. Und sein ganzes Leben hat es bewiesen, wie unerläßlich gerade für den freien Künstler und seine ganze Entwicklung die innere Festigung ist. Das vom Vater ererbte Talent zeigte sich schon während der Schülerzeit, als er ohne rechte Anleitung Zeichnungen und Aquarelle machte. Aus dem dunklen Drange wurde dann aber plötzlich ein klarer und fester Vorsatz. Bei einem Ferienbesuch in Leipzig war es, wo ihm im Hause des Dichtergelehrten Georg Ebers eine neue Welt aufging. Die freie Geistigkeit, künstlerische Eindrücke verschiedenster Art, vor allem die wertvollen Bilder, die er zu Gesicht bekam, gaben den Ausschlag für die Berufswahl. Die ersten Lehrjahre auf der Münchner Akademie brachten nun freilich allerhand Enttäuschungen. Mit dem Malenlernen war es damals, besonders auf Akademien, nicht aufs beste bestellt. Es fehlte am Ende, wie fast allen Studiengenossen in der Raab- und Diez-Schule, die innerliche Freudigkeit der Arbeit. Die überkommenen ledernen Formen und Lehrmethoden waren wohl daran schuld. Am Ende stand der Natur noch etwas ratlos gegenüber, obgleich er die Anregung aufstrebender junger Kollegen wie Sauter, Slevogt, Hengeler, Mackensen wohl zu schätzen wußte. Aber die waren damals selber noch Suchende und Ringende. Wertvoller und nachhaltiger waren die Eindrücke der alten und neuen Meister in den Galerien. Böcklin und Feuerbach in der Schackgalerie und vor allem Rembrandt in der Pinakothek. Er fühlte es schon, wiewohl noch unbestimmt, daß des großen Niederländers Art mehr und mehr sein eignes Bekenntnis und Ideal werden sollte. Naturtreue bis zum äußersten und doch eine beständige Beherrschung des Stofflichen, eine Loslösung von der Erdenschwere und damit ein Aufstieg und ein adlergleiches, stolzes Schweben der Phantasie. Die alten Meister, namentlich auch ihre Technik, beschäftigten am Ende spä-

Verschneites Haus

terhin fortwährend, aber dazu gehörte erst eine gewisse Reife. Eine halbjährige Unterbrechung des Münchner Aufenthalts in Karlsruhe, wo der phrasenreiche Ferdinand Keller

Winterwald im Engadin

Moorhütte

doch wohl kaum zum Ausdruck des innersten Wesens und Empfindens und kann eben keine persönliche Note, keine Handschrift werden. Man erkennt es immer mehr: Form und Inhalt in der Kunst sind nicht einmal begrifflich zu trennen, bilden eine Einheit wie Körper und Seele. Wenn Delacroix oft, bevor er ein Bild anfing, nicht wußte, in welcher Technik er es malen würde, vielmehr frei improvisierte, sich auf die Eingebung des Augenblicks verließ, so beweist das, wie innig das Handwerk in der Malerei mit dem Gefühlsleben verschmolzen ist. Nein, das Malenlernen ist nicht leichter geworden. Allgemein gültige Normen gibt es kaum, es gilt aus der Überfülle unzähliger Ausdrucksmöglichkeiten diejenigen zu wählen, die dem persönlichen Empfinden entsprechen. Jeder Maler muß sich eigentlich erst seine eigne Technik erfinden und erproben.

Hans am Ende war keiner von den Könnern, die in früher Jugend mit fabelhaften Leistungen erstaunen, aber er besaß die Voraussetzungen zum Künstler in glücklichster Mischung: ein reines, weiches Kindergemüt, das dem leisesten Antrieb gehorchte und die Phantasie in Schwingung versetzte, und einen klaren, fest zupackenden Verstand. Er war Gefühls- und zugleich Verstandes- und Willensmensch, ein Praktiker und Schwärmer in einer Person. Das zeigt jeder Abschnitt seiner künstlerischen Entwicklung.

sein Lehrer war, förderte ihn wenig. Nach München zurückgekehrt, warf er sich aber mit großem Eifer auf das Studium der Schabkunst unter Holzapfels Leitung. Die Radierung lag ihm von vornherein, sie war ihm zunächst das leichtere Ausdrucksmittel, das am Ende übrigens zeitlebens mit besonderer Liebe gepflegt hat. In diese Zeit fällt auch die Annäherung an Mackensen. Bei einer Reserveübung in Ingolstadt schlossen sie Freundschaft. Es folgte ein gemeinsamer Studienaufenthalt in Gerolfing. Was Mackensen ihm von Worpswede erzählte, wollte ihm nicht wieder aus dem Kopf. Erst schaute sich am Ende noch einmal auf der Insel Rügen um, und dann tat er den bedeutsamsten Schritt seines Lebens: er folgte seinem Freunde Mackensen nach Worpswede.

Vielfach herrscht die Ansicht, daß ein Maler heute die Technik verhältnismäßig leicht erlernen kann, viel leichter als die alten Meister, denen sehr beschränkte Mittel zu Gebote standen. Das ist gewiß an sich richtig, aber was ein Maler dem andern abgucken kann — und welchem denn von hundert verschieden malenden Kollegen? —, das langt

An der Avre

Hans am Ende: Im Moor

Birken im Moor

Worpswede und das Teufelsmoor sind kein Märchenland. Nüchtern und trostlos einförmig erscheint die Gegend einen großen Teil des Jahres. Nebel lasten auf ihr und weichen nicht. Aber dann, wenn die Natur endlich aus ihrem Starrkrampf erwacht, alle Verdrossenheit sich in Jubel auflöst und plötzlich alles in voller Sonnenglorie steht, die Birken, Torfwände, Katen, Felder, Heide und Wiesen wie mit Goldstaub berieselt erscheinen, oder wenn sich Wolken auftürmen, immer gewaltiger und immer leuchtender, um gleich darauf wieder zu zerreißen und zu zerfließen, dann feiert die Natur ihre kurzen glänzenden, unerhört prunkvollen Feste, dann gibt es überall ein Aufjauchzen und Aufblühen. Daß ein Maler von solchen Stimmungen hingerissen wird, ist eigentlich selbstverständlich. Aber was gehört dazu, ihrer Herr zu werden, sie in Malerei zu übersetzen? Hans am Ende strebte nach dem Höchsten und Letzten in der Kunst. Die Naturfreude füllte sein ganzes Wesen aus, sie zeigte ihm seine Marschroute als Künstler. Wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg. Nun war es klar, niemand anders als die Natur selber konnte ihn malen lehren. Alle technischen Schwierigkeiten bedeuteten nichts gegen die Glut der Naturbegeisterung. Sie zog Verpflichtungen nach sich, regierte den Verstand, erzwang sich die Ausdrucksmittel. Es gab für am Ende keinen Zweifel mehr, kein Irrewerden an sich selber. Wollte es wirklich mal mit der und der Aufgabe nicht glücken, gut, so nahm er sich eine andre vor und fand später wie von ungefähr die Lösung der ersten. Niemals drückte er sich vor einer Arbeit. Was ihm besonders schwer wurde, darauf legte er sich mit besonderem selbstquälerischem Eifer, wie etwa Menzel es oft tat. Das Nüsseknacken hatte auch seinen besonderen Reiz.

All das finden wir bestätigt, wenn wir versuchen, das Lebenswerk des Künstlers zu überblicken. Nebenbei, es wird immer ein Versuch bleiben, denn seine vielbegehrten Bilder sind in alle Winde verstreut. Aber auch die Bremer Gedächtnisausstellung von 1918, die eigentlich nur Kostproben brachte, zeigte die Persönlichkeit in scharfem Umriß. Man sah den ganzen Reichtum seines Innenlebens ausgebreitet, sah das Wachsen und Drängen und die logische Entwicklung. Man wurde verschont mit ermüdenden Wiederholungen, aber man merkte, die in Anschauung, Malweise, Vorwurf und künstlerischer Qualität grundverschiedenen Arbeiten waren von einem einheitlichen Willen diktiert. Die verschiedenen Absichten treten schon in den Zeichnungen hervor. Da sind flüchtig hingeworfene

Avion im Schnee

Moorlandschaft

Notizen, blitzartig erfaßte Bewegungen aus dem Leben, sind Menschen-, Tier- und Landschaftsstudien. Dann wieder intime Einzelstudien, Bildnisse, Akte, Bildentwürfe, peinlich genau gezeichnete Strauch- und Baumpartien. Man erlebt die Vorgeschichte und die Entstehung eines Bildes, aber manchmal schwankt man auch: Ist diese Zeichnung nur Baustein, Mittel zum Zweck, oder stammt sie aus einer späteren Zeit als dasselbe Motiv in Bildausführung. Geht sie nicht vielmehr darüber hinaus als reifste, knappste und seelisch wertvollste Schlußformel, als Extrakt des Bildes? Als solche erschienen mir eine Reihe landschaftlicher Konturzeichnungen. Ein paar vertikale, horizontale und diagonale Bleistiftzeichnungen — und da sitzt das Bild. Ein ausgefahrener Landweg, ein Kanal, Baumgruppen und Wolken. Die »Aufteilung der Landschaft«, von der man heute so viel Wesens macht, ist in diesen geistreichen Andeutungen, die leider ihrer Zartheit wegen nicht wiedergegeben werden konnten, schon erstrebt, wenn nicht gelöst. Unsre Zeichnungen »Emden«, »An der Avre« und »Bei Avion« sind schon mehr auf malerische Wirkung hin gefühlt, aber nicht minder klar in Struktur und Tiefenwirkung. Die Klarheit im Ausdruck des Gegenständlichen wie der Stimmung, die die ganze Kunst am Endes so gemeinverständlich, im besten Sinne volkstümlich macht, kennzeichnet auch die Radierungen. Graphiker und Maler sind übrigens nicht zu trennen. Die Aufgaben verschmelzen und ergänzen sich. Am Ende »malt« auf der Kupferplatte. Mit der Tonigkeit, der malerisch krausen Fleckenwirkung kommt Leben in das Bild, aber dies Leben steht und fällt doch mit der straffen Zeichnung, das erhellt aus unsern Wiedergaben von Radierungen, die alle in Worpswede entstanden sind.

Es kann nicht wundernehmen, wenn am Ende, dem die Ideen nur so zuströmten, so daß sich ein Bildvorwurf aus dem andern

ganz von selbst entwickelte, auch auf technischem Gebiet zeitlebens arbeitete, experimentierte und in der Malerei wie in der Radierung nichts unversucht ließ, was ihn fördern konnte. Insbesondere hat er sich bei den alten Meistern Rat geholt, in äußeren Dingen, die aber — man erkennt wieder die Einheit von Form und Inhalt — dem Stil die Richtung gaben. Malweise, Farbenwahl und Farbenauftrag bestimmten auch die Anschauung und Charakteristik. Daraufhin hat am Ende die Originale der alten Meister in den Galerien studiert, hat sich mit van Eyk, Holbein, Dürer, Rembrandt, van der Goes und mit den Malern der Frührenaissance eingehend beschäftigt. Und nicht mit Nachteil, wie so mancher in jener Zeit beliebte Eklektiker. Er wahrte sich seine Selbständigkeit auch der Natur gegenüber. Jedes Werk bis zu den handgroßen radierten Blättchen erscheint wie ein nach eignen Gesetzen gewachsener Organismus, ein Gleichnis der Natur, aber kein Spiegelbild. Die wenigen figürlichen Bilder und Studien zeigen besonders den altmeisterlichen Einfluß, die Ruhe und Großzügigkeit der Behandlung und die Treue im einzelnen (wie in »Zwiegespräch« und »Spinnerin«). Freilich das flüssige Malen aus der Tontiefe heraus hatte auch seine Nachteile. Diese Bilder sind nachgedunkelt, haben einen vornehmen, aber stark gedämpften »Galerieton« bekommen. Im Gegensatz dazu erstrebt am Ende in der Landschaft die volle Leuchtkraft und Glut der Farbe. Er zieht alle Register aus, bedient sich aller technisch erreichbaren Steigerungen. Und dabei bleibt er sich selber treu. Das zart Hingehauchte, Geschummerte steht ihm ebenso wohl an wie das breit Hingesetzte. Und die intime Versenkung, »das fleißige Kläubeln« (wie Dürer sagt) liegt ihm nicht minder als die zusammenfassende großzügig dekorative Behandlung des Gegenstandes. Er konnte sich manchmal nicht genug tun in blendenden Wirkungen und Steigerungen, überschätzte vielleicht auch sein Können in dieser Richtung, aber es war ganz natürlich, war für ihn nur eine Frage des künstlerischen Taktgefühls, rechtzeitig einzuschwenken und sich auf sich selbst zu besinnen.

So verschieden wie seine Malweise sind auch seine Vorwürfe. Bald vertauscht er Moor und Heide mit den stillen Waldschluchten des Harzes, bald malt er in den Schneewüsten des Engadin, bald an der Nordseebrandung. Dann wieder interessieren ihn die verträumten Winkel alter Kleinstädte oder

Emden

Einsame Fahrt

das rastlose Getriebe im Hamburger Hafen. Schließlich findet er als Bataillonsführer im Kriege während der Kampfpausen noch Muße, zerschossene Häuser und Wälder zu malen. Sein Stoffgebiet ist kaum zu übersehen, aber mir scheint doch, das Wertvollste und Tiefste sind die Worpsweder Stimmungsbilder. Kornfelder, Birken, Heidewege, Katen, Moorgräber und dann das Flüßchen Hamme mit den schwarzen Segelbooten, oft auch nur ein Streifen Wasser mit viel Himmel. Je schlichter das Motiv, je weniger eigentlich »dargestellt« ist, desto eindringlicher redet die Stimmung. Es ist die Sprache der Leidenschaft und der

Sommerabend

still verklärten Beschaulichkeit. Zarte lyrische Kabinettstücke wechseln mit bewegten Szenen eines Wolken- und Wetterschauspiels, Kampfszenen von dämonischer Wildheit. Und man täusche sich nicht, auch die in wenigen Stunden hingestrichenen »Studien« haben Anspruch, »Bilder« zu heißen. Die nie erkaltende Naturliebe, das ganze Gefühlsleben und die im Laufe von Jahrzehnten gewonnenen Erfahrungen und Erkenntnisse, kurz die ganze Meisterschaft eines reifen Künstlers ist darin aufgespeichert.

So erscheint uns am Endes Schaffen zumal in seinen Höhepunkten als beredter Zeuge der Worpsweder Heimatkunst und der intimen Landschafts- und Stimmungsmalerei überhaupt. Sie ist selten geworden, dünkt mich; die Naturferne gilt heute mehr als die Naturnähe. Aber vielleicht wird man einmal einsehen, daß zum Beschreiten des goldenen Mittelweges besondere Menschen mit besonderen Gaben gehören, die unerschrockene Wahrheitsucher und zugleich Träumer und Traumdeuter sind.

Als der Krieg ausbrach, litt es am Ende nicht mehr zu Hause. Er mußte, obwohl als Offizier längst inaktiviert, heraus aus begeistertem Schaffen, mußte helfen und kämpfen, wo man ihn hinstellte. Er nahm alle Strapazen des Schützengrabenkrieges auf sich und war stolz darauf, in seinem Alter noch in der vordersten Front zu stehen. Von den Kameraden wurde am Ende als geistiger Anreger hochgeschätzt, von den Mannschaften schwärmerisch verehrt. Wenn er auf Urlaub kam, so war es, als ob sich sein Wesen gestrafft hätte, als ob er jünger geworden wäre. So durchglüht war er von Zuversicht und vom Gefühl persönlicher Verantwortung. Aber bezeichnend war doch auch, was er erwiderte, als ich ihm einmal meine Anerkennung aussprach, wie schnell und gründlich er sich in den Dienst eingearbeitet habe: »Das lernt sich schon,« sagte er, »glauben Sie mir, das Malen ist schwerer.« Im April 1918 führte er bei Messines als Hauptmann sein Bataillon zu erfolgreichem Sturmangriff und erlitt eine scheinbar leichte Verwundung, der er aber nach langem Krankenlager und bis zuletzt voll Mut und Vertrauen an der Seite seiner treu pflegenden Gattin in einem Stettiner Lazarett erlegen ist. So war auch dieser Ausklang seines Lebens ganz harmonisch und im Sinne seiner vorbildlichen Lebensauffassung. Ehre dem Andenken des hochgesinnten reinen Menschen und Künstlers!

EX LIBRIS MAGDA AM ENDE

Bücherzeichen

O meine Dame!

Der Mond in einer Maiennacht
Tränkt einen Apfelbaum mit Licht,
Ein luftiges Silber ist entfacht,
O meine Dame, sehn Sie nicht?

Für Sie ist es ein Spiel und Spuk,
Kalenderstück der Maienzeit,
Mir aber ist es ernst genug
In meiner tiefen Einsamkeit.

Ich trinke meinen Abendwind
Und dichte mir mein Nachtgedicht,
Sie kennen ja, Sie armes Kind,
Die grenzenlose Liebe nicht,

Die ihre Kleider von sich legt
Und sich begehrlich an mich schmiegt,
Nur weil der Wind die Nacht bewegt
Und Silber in den Bäumen liegt.

Hans Aburi

Carl Maria von Weber

Freischütz und Preciosa

Ein Gedenkblatt zur hundertjährigen Wiederkehr ihrer Vollendung

Von Dr. Konrad Huschke

Am 13. Mai 1820 wurde der Freischütz, am 15. Juli 1820 die Preciosa vollendet, ein wunderherrliches Geschwisterpaar, umglüht vom Strahlenkranze der Romantik und erfüllt von deutscher Schönheit, deutschem Geist und deutschem Gemüt. Ein ausländischer Enthusiast hat einst geschrieben, etwas paradox, aber doch den Kern der Sache richtig erfassend: »Der Freischütz ist gar keine Oper, der Freischütz ist Deutschland selbst.« Und die Preciosa ist von ihrem Meister zwar mit buntem spanischem Gewand umhüllt und nach Zigeunerweise phantastisch ausgeschmückt worden, aber doch im Grunde ein echtes Germanenkind mit deutschem Herzen, des blonden Bruders schwarzlockige Schwester. Als Weber sie zu schaffen begann, hatte er den Freischütz noch nicht vollendet, voll glühenden Eifers arbeitete er gerade an dessen Finalen und der Ouvertüre, und wenn er, darin ein echter Schüler Beethovens, auf seinen Wanderungen in der freien, schönen Natur, sei es von Sonnenlicht umstrahlt, sei es in bleicher Mondnacht oder vom Wetter umtobt, seinen musikalischen Gedanken nachhing und die Melodien, von seinem Genius geleitet, ihm zuströmten, dann klangen die Freischützweisen in ihm wundersam mit denen zur Preciosa zusammen.

Pius Alexander Wolff, der Dichter der Preciosa, als dramatischer Darsteller der Schüler Goethes, hatte schon 1811 aus einer der Novellen des Cervantes sein kleines romantisches Werk geschaffen. Aber als es in Berlin zum erstenmal in Szene gehen sollte, mußte ihm Iffland schreiben, daß die Aufführung zunächst unterbleiben müsse. Und warum? Man fürchtete, durch das Stück ein gefährliches Interesse an den damals die Umgegend von Berlin unsicher machenden Räuberbanden wachzurufen, die von einem schönen Mädchen angeführt sein sollten! So wurde die Preciosa, inzwischen von Wolff umgestaltet, durch eine günstige Schicksalsfügung für Weber gerettet. Graf Brühl, der Generalintendant der Königlichen Schauspiele in Berlin, Webers warmer Freund und Bewunderer, nahm sie 1820 zur Aufführung an und wandte sich auf Wolffs Wunsch an Weber mit der Bitte, die zugehörige Musik zu schreiben. Dieser, in den Freischütz vertieft,

winkte ab. Aber schließlich schrieb er doch Ende Februar, zum Beweise seines guten Willens wolle er sich dazu bereit erklären; er habe sich zwar eigentlich geschworen, mit Musik zu Schauspielen sich nicht abzugeben, aber was tue man nicht, um einem Direktor wie dem Grafen Brühl und einem Künstler wie Wolff seine Achtung zu beweisen. Also nur Rücksicht auf zwei ihm werte Persönlichkeiten bewog ihn, mit dem Herzen war er nicht dabei. Das kam aber, als er sich in das Stück vertiefte. Die Waldromantik und die Zigeunerphantastik wirkten mächtig auf ihn ein. Sein koloristisches Talent wurde rege. Dazu kam seine Vorliebe für die musikalische Behandlung exotischen Nationallebens. Und die Kontraste der Bilder von Liebe und Leben im böhmischen Wald (schreibt sein Sohn und liebevoller Biograph Max Maria von Weber) und am Fuße der Sierra Nevada, unter frommen deutschen Jägern, stolzen Deszendenten der Goten, und den braunen Enkeln der sündigen Ägypter, die einst Christi Eltern auf ihrer Flucht weitertrieben, beflügelten und befruchteten seine Phantasie. Durch den Dresdner Oberbibliothekar wurde er auf Nationalmelodien der Zigeuner aufmerksam gemacht, die er mit glücklichster Anpassung und Gestaltungskraft verwertete. Am 8. Mai hatte er an Brühl geschrieben: »Nun geht es mit Macht über Preciosa her, das ist ein schweres und bedeutendes Stück Arbeit, über eine halbe Oper!« Mitte Juli war sie schon vollbracht; aus der vom Freischütz begeisterten Künstlerseele des Unermüdlichen heraus war eins der poesievollsten musikalischen Gebilde entstanden, das bis auf den heutigen Tag seinen Zauber bewahrt hat.

Der Freischütz selbst war kein solches »Kind des Augenblicks«, im Gegenteil, er ist gerade die Oper, an der Weber am längsten geschrieben hat. Schon 1810 während seiner Mannheimer Zeit war er von seinem Freunde Alexander von Dusch auf die damals in Apels Gespensterbuch erschienene Volkssage vom Freischütz aufmerksam gemacht worden. Das Dämonische des Stoffes zog die beiden exzentrischen jungen Brauseköpfe unwiderstehlich an. Wurzelte doch allein schon die Gestalt des wilden Jägers darin, von Grauen umwoben, im tiefsten unheimlichen germanischen Mittelalter. Ein Szenarium wurde entworfen, eine Reihe von Szenen sogar niedergeschrieben; aber andre Arbeiten und Eindrücke kamen, Weber flüchtete sich in die Komposition des Abu Hassan, und der Freischütz geriet in Vergessenheit.

So vergingen sechs Jahre; da, im Herbst 1816 auf einer Reise von Prag nach Berlin, traf Weber den Dresdner Dichter Friedrich Kind, und bereits Ende Januar 1817, wenige Tage nachdem er als Kapellmeister der Deutschen Oper nach Dresden gekommen war, finden wir ihn mit Kind in regem Gedankenaustausch über den Text zu einer neuen Oper. Die Freischütz-Sage tauchte aus der Versenkung empor, sie packte ihn diesmal mit geradezu elementarer Gewalt, und er wußte Kind für seine Idee, aus ihr die Oper zu schaffen, so einzunehmen, daß er bereits am 20. Februar seiner Braut folgenden aussichtsvollen Bericht erstatten konnte: »Heut abend im Theater sprach ich Kind; den hatte ich gestern so begeistert, daß er gleich heute eine Oper für mich angefangen hat. Morgen gehe ich zu ihm, um den Plan ins reine zu bringen. Das Sujet ist trefflich, schauerlich und interessant: Der Freischütz. Ich weiß nicht, ob Du die alte Volkssage kennst.«

Webers Braut, die holdselige, frohgemute, geist- und gemütvolle Caroline Brandt, die später ihrem Gatten die bezauberndste Häuslichkeit schuf, ihm eine kluge und kundige Beraterin bei seinem Schaffen wurde — wem, der Weber liebt, ist sie nicht vertraut! Mit der Freischützmusik ist sie schon als diejenige, die durch ihre Liebe sein Schaffensglück steigerte und seinen Genius zum Höchsten fortriß, innig verbunden. In der reizenden Gestalt des Ännchen hat er ihr ein besonderes Denkmal gesetzt. Während er mitten im Schaffen des Freischütz stand, am 4. November 1817, wurde sie ihm angetraut. »Ach, armer Muks,« hatte er ihr einst in seiner launig-drolligen Art geschrieben, als sie (die gefeierte Opernsoubrette) in Prag als Papagena aufgetreten war, »all diese schönen Federn zu verlieren, Hermelin und Atlas mit der Küchenschürze zu vertauschen, nur applaudiert vom hungrigen Magen, nur herausgerufen von der Köchin und Dacapo vom Carl beim Küssen! Ach, Du gute Perle wirst aufgelöst im Essig des Ehestandes, verschluckt von Sorgen und dem brummbärigen Muks. 's ist recht traurig, und ich bin ganz gerührt davon, geschieht Dir aber schon recht.«

Wie er ihr am 20. Februar mitgeteilt hatte, suchte er tags darauf Kind auf. Es folgte eine dreistündige Konferenz mit dem Dichter über den »Probeschuß« — denn so sollte die neue Oper benannt werden —, und nach sieben Tagen lag der Text bereits fix und fertig vor. In einem Brief an Caroline vom 1. März lesen wir: »Zu Kind, der — stelle Dir vor — schon mit der ganzen Oper fertig ist. Es hat ihm keine Ruhe gelassen; er war so erfüllt von seinem Stoff, daß er alles liegen ließ und Tag und Nacht arbeitete. Sie ist abermals umgetauft worden und heißt nun ‚Die Jägersbraut'. Ich hoffe, es soll von großer Wirkung sein. Es ist viel Abwechslung darin und Gelegenheit, auch den größten szenischen Apparat von Dekorationen usw. anzubringen, doch auch so, daß man sie überall geben kann. Im ganzen ist der Charakter schauerlich, kommt auch der Spandifankerl (österreichischer Scherzname für Teufel) drin vor als schwarzer Jäger. Gelt, möcht'st gern die Geschichte wissen? Muß Dir's wohl schicken, wenn es doppelt abgeschrieben ist, damit Muks schnuffeln kann.« Und dann heißt es

weiter — der liebende Bräutigam kann es doch nicht lassen, schnell noch den Hauptinhalt zu erzählen —: »Ein alter fürstlicher Förster will seinem braven Jägerburschen Max seine Tochter und seinen Dienst geben, und der Fürst ist es zufrieden; nur besteht ein altes Gesetz, daß jeder einen schweren Probeschuß ausführen muß. Ein andrer, boshafter, liederlicher Jägerbursche Kaspar hat auch ein Auge auf das Mädel, ist aber dem Teufel halb und halb ergeben. Max, sonst ein trefflicher Schütze, fehlt in der letzten Zeit vor dem Probeschusse alles, ist in Verzweiflung darüber und wird endlich dadurch von Kaspar dahin verführt, sogenannte Freikugeln zu gießen, wovon sechs unfehlbar treffen, dafür aber die siebente dem Teufel gehört. Diese soll das arme Mädchen treffen, dadurch Max zur Verzweiflung und Selbstmord geleitet werden usw. Der Himmel beschließt es aber anders. Beim Probeschuß fällt zwar Agathe, aber auch Kaspar, und zwar letzterer wirklich als Opfer des Satans, erstere nur aus Schrecken, warum usw., ist im Stück entwickelt. Das Ganze schließt freudig. Ich weiß wohl, daß Du aus diesem nicht viel wirst herausstudieren können und Dir vielleicht gar keine Idee davon erwecken kannst, es soll auch nur ein ganz kleiner Vorgeschmack sein, bis Du es selber lesen wirst.« Nun hieß die Oper also »Die Jägersbraut«, und so blieb es bis 1820, wo sie auf Vorschlag und Rat des Grafen Brühl in »Freischütz« zurückgetauft wurde.

Den Text des braven Kind modelte man noch mehrfach um. Die bühnenkundige Braut, Webers unschätzbarer »komischer Rat« — auch seine »Volksgalerie mit zwei Augen« nannte er sie —, war vor allem mit der Eingangsszene nicht einverstanden, einem Gebet des Eremiten und einem Duett zwischen diesem und Agathe. »Weg mit dieser Szene,« schrieb sie, »mitten hinein ins Volksleben mit dem Beginn der Volksoper, lasse sie mit der Szene vor der Waldschenke beginnen.« Und wie recht hatte sie! Am 21. Mai berichtete ihr Weber befriedigt und einverstanden: »Um 10 Uhr früh zu Kind, und da saßen wir über der Jägersbraut bis 1 Uhr. Aber nun, hoffe ich, kriegt sie ein ander Gesicht und wird gewiß viel Wirkung tun. Auch der Schluß wird etwas anders und besser. Diese Verbesserung habe ich Dir, mein guter Schneefuß, eigentlich zu danken; denn Du faßtest zuerst den kühnen Gedanken, den ganzen ersten Akt wegzuwerfen und auch den Einsiedler. Wett, wett! schriest Du immer. Nun ist er zwar nicht g a n z wett, aber er erscheint erst, wo Agathe, vom Schusse scheinbar getroffen, in seine Arme sinkt, und versöhnt und heilt das Ganze.«

Nun hatte Kind seine Arbeit getan, und es ging ans Komponieren, voller Begeisterung und Hingebung, so recht con amore. Zu Beginn des innerlichen Schaffens, am 28. Mai, schrieb Weber der — bisweilen etwas eifersüchtigen — Geliebten den berühmten scherzhaften Geständnisbrief, in dem er in scheinbarer Zerknirschtheit bekannte, daß er eine unwiderstehliche Neigung zu einem liebreizenden Mädchen gefaßt habe, ja, sie sei sogar seine Braut, und doppelt frevelhaft erscheine sein Vergehen, weil sie auch die Braut eines andern sei, und so fort, bis der Schlußeffekt kommt: es war die Agathe im Freischütz! »Ja, es ist wahr, Mukin, die verdammte Jägersbraut spukt mir recht im Kopfe, und wie es mir immer geht: wenn ich so eine Riesenarbeit vor mir sehe, so verliere ich anfangs allen Mut und verzweifle fast daran, es zustande zu bringen, und komme mir wie ein Ochs vor, dem nichts einfallen will.«

Am 11. Juni heißt es dann weiter: »Ich sitze tief in meine Jägersbraut verloren. Aber es ist kurios, wie die Vorliebe zu allem, was nur in der entferntesten Beziehung zu meiner Mukin steht, sich so auffallend bewährt. Das Ännchen, das so ganz Deine Rolle wäre, zieht mich vor allem an, und ich muß unwiderstehlich diese Sachen zuerst komponieren, wobei Du mir immer lebhaft vor Augen schwebst. Du wirst also meist darin Dein Porträt in einem neckischen, spitzbübischen Pumpernickel wiederfinden. Wenn ich nur einmal die erste Note niedergeschrieben hätte, damit ein Anfang da wäre; so lang das nicht geschehen ist, graut mir entsetzlich vor der angefangenen Arbeit.« Und endlich, am 21. August: »Gestern den ganzen Vormittag gearbeitet und r e c h t v i e l an Dich gedacht; ich arbeite nämlich an einer Szene der Agathe, wo ich immer noch nicht das Feuer, die Sehnsucht, die Glut erreichen kann, die mir dunkel dazu vorschwebt; sie heißt am Ende nämlich: ‚All meine Pulse schlagen, und das Herz wallt ungestüm ...' (Hier folgt im Original alles bis zum Schluß der berühmten Arie.) Gelt, das ist schön? Ja, wenn's nur schon fertig wäre!«

Das währte leider noch lange. Mehr und mehr Hindernisse stellten sich ein. Die amtliche Stellung Webers war schwer und aufreibend. Hof und Gesellschaft wurden von den Welschen beherrscht. Die neue deutsche Oper mußte erst von Grund aus geschaffen werden. Daneben wurden Gelegenheitskompositionen verlangt, Aufregungen über amtliche Zurücksetzungen kamen hinzu und schwere Krankheitsnöte, das erste Kind des jungen glücklichen Paares starb dahin. Aber alles Schwere wurde schließlich doch überwunden. Webers Tagebuch gibt Auskunft. Am 2. Juli 1817 hatte er die ersten Noten niedergeschrieben. Am 30. November 1819 e n d l i c h wurde der erste Akt fertiggestellt. Dann ging es schneller. Der 9. Dezember 1819 brachte die Vollendung der großen Arie Agathens, an der er schon im August 1817 mit allen Fasern seiner liebeglühenden Künstlerseele gearbeitet hatte, am 20. Dezember wurden die schöne Kavatine »Und ob die Wolke sie verhülle« und der »Jungfernkranz« entworfen, am 24. Fe-

Hans am Ende: Harzwald

bruar 1820 der »Jägerchor« fertiggestellt. Dann heißt es im Tagebuch nach Aufführung einiger weiterer Kompositionsdaten: »5. Mai: 22 Seiten am letzten Finale instrumentiert. 6. Finale Nr. 15 vollendet. 7. an der Ouvertüre gearbeitet. 11. Ouvertüre gearbeitet. 13. Ouvertüre der Jägersbraut vollendet und somit die ganze Oper. Gott sei gelobt und ihm allein die Ehre. 14. Sonntag -- gefaulenzt.« Das war ein köstlicher Ruhetag für das junge Künstlerpaar!

Der deutschen Kunst aber wurde mit dem neuen Werk, das jetzt geschlossen vorlag (nur die Romanze von der »seligen Base« kam später noch hinzu), das erste Meisterstück einer nationalen romantischen Oper geschenkt. »In dem Moment,« schreibt Hugo Riemann, »wo nach den ersten 24 Takten der Ouvertüre mit ihren Waldesduft atmenden Hornklängen aus dem das leise Rauschen des Laubes versinnlichenden Streichorchester heraus die beiden Klarinetten mit ihren unheimlich drohenden tiefen Tönen einsetzen und entsetzt die G- und C-Saiten der Violinen und Bratschen erbeben und die dumpf zuckenden pp-Paukentöne und -Piccicati der Bässe den Herzschlag stocken machen, wird die romantische Oper geboren.« Es war ein echt germanisches, vor allem uns Deutschen sympathisches Element, was auf dem Gebiete der Oper jetzt zum erstenmal so recht Erlebnis wurde, nämlich das Dämonische, Spukhaft-Phantastische, Gespenstische, Grausige, namentlich in der gruselnerregenden Gestalt des Kaspar. Und insonderheit zur Versinnbildlichung dieses düsteren Elements bediente sich Weber einer ganz neuen, packenden Klangfarbencharakteristik, mit der er Wunder über Wunder wirkte. Welche Fülle hochorigineller, die Vorgänge auf das schärfste charakterisierender Instrumentalfärbungen bringt allein die Wolfsschlucht-Musik! Aber weiter auch, wie einfach und doch wie überaus treffend wird z. B. die Spannung der auf den heimkehrenden Geliebten wartenden Agathe: »Doch wie? Täuscht mich nicht mein Ohr?« nur mit leisen Horntönen ausgedrückt! Der Meister des Kolorits brachte die Zauberkräfte der Blasinstrumente, der Hörner vor allem und der Klarinetten, in seinem neuen Werk gegenüber dem bisherigen Übergewicht des Streichquartetts zu ungeahnter blütenreicher Entfaltung. Dazu die blühende Schönheit, das Herzerfrischende, Einschmeichelnde, Ungesuchte und doch nicht Triviale der Melodien, die Schlichtheit, Innigkeit und Wärme des Ausdrucks, die wieder gerade die deutsche Seele ganz besonders erregen und zu seligem Mitglühen entzünden mußten, und endlich der fortreißende Schwung dramatisch bewegten Lebens mit seinen Spannungen und dem befreienden Wechsel der Stimmung! Den deutschen Volkston im besonderen aber traf Weber ausnehmend schön in den Chören der Landleute, Jäger, Brautjungfern und in Ännchens Gesängen. Und zum modernen musikalischen Drama anderseits wies er den Weg durch seine Leitmotive, durch die Einführung der Szenen- an Stelle der engeren Arienform und durch die größere Freiheit der Rezitative. Die Ouvertüre endlich brachte, anschließend an das zum erstenmal von Beethoven in seiner großen Leonoren-Ouvertüre beobachtete Verfahren engere Beziehungen zwischen Prolog und Bühnenspiel zum Ausdruck, indem sie sich im wesentlichen aus Motiven des Spiels zusammensetzte und so mit packender Dramatik ein Spiegelbild des Werkes darstellte. Die Gegner nannten das tadelnd »sachregisterhaft«, aufgebracht darüber, daß um des poetisch-dramatischen Zweckes willen die musikalische Form beeinträchtigt werde, daß dem ideellen Zusammenhang die musikalische Logik, wie sie unabweislich die thematische Entwicklung fordre, zum Opfer falle. Heute ist solcher Tadel verstummt und Programmusik in dieser Form bei uns tägliches Brot geworden.

So steht unser deutscher Freischütz vor uns als ein ewiges Zeugnis deutschen Wesens und genialer künstlerischer Erfindungs- und Gestaltungskraft. Die zarte Blume der Preciosa tritt daneben zurück. Aber ihre musikalisch-poetischen Reize und ihr Deutschtum sind darum nicht minder echt und herzerquickend. Zu ihrer Ouvertüre und einigen ihrer Stücke hat Weber in einem Briefe an Wolff selbst interessante Randbemerkungen gegeben. So bemerkt er zur Ouvertüre: »Die Ouvertüre beginnt mit einem die spanische Nationalität bezeichnenden Satze. Der Zigeunermarsch, nach einer echten Melodie geformt, schließt sich ihm an, woraus sich ein feurig strömendes Allegro entwickelt, den fröhlichen Schluß bezeichnend und größtenteils Preciosens und Spaniens Eigentümlichkeiten vereinend.« Und zu Nr. 6 (Zigeunerchor: Im Wald, im Wald, im frischen grünen Wald) schreibt er besonders interessant: »Ganz auf den Echo-Effekt gestellt. Da es fast untunlich war, die ganze Wahrheit des Echos in Wiederholung aller Stimmen zu geben, so hielt ich mich an das in der Natur begründete, leichtere, in der Ferne schallende des Horntons. Dabei setze ich voraus, daß die Zigeuner das Echo schon kannten und, es gleichsam neckend, ihre Melodien danach abteilten, wie man wohl im wirklichen Leben tut. Dabei würde es sich also gut machen, wenn die Zigeuner nach den Sätzen, die das Echo wiederholt, sogleich lauschende Bewegungen machten, als auf etwas gewiß Erwartetes«, und zu Nr. 7 (Lied der Preciosa: Einsam bin ich nicht alleine): »Hier schien mir die Wirkung zuträglicher, erst die Hörner, dann die Flöten eintreten zu lassen; die Hörner auf der einen, die Flöten auf der andern Seite, auf der Szene Preciosa mit dem begleitenden Orchester als Mittelpunkt, so hoffe ich, es soll freundlich wirken.« Bei Nr. 9 (Zigeunerchor: Die Sonn' erwacht!) endlich weist er darauf hin, wie er mit dem Schluß dieses Chores ganz leise die Melodie des Zigeunermarsches verwebt habe, da-

her ihr Fortziehen wohl da erst beginnen müsse. Wir aber fühlen beim Lesen dieser Randbemerkungen, wie das lieblich romantische kleine Werk in der Erinnerung freundlich zu uns hinabsteigt, und seine Zauber umfangen uns wieder wie einst in fröhlich-seliger Jugendzeit.

Bei seiner ersten Berliner Aufführung, die drei Monate vor der ersten Freischütz-Aufführung stattfand, hatte es bereits einen unerwartet großen Erfolg. Das schwärmerische Preciosalied, die lustige Melodie des Preciosatanzes, die beiden prachtvollen Zigeunerchöre waren bald in aller Munde, die reiche, glänzende Ouvertüre wurde mit Begeisterung gespielt. Für die Freischütz-Aufführung wurde damit in glücklichster Weise der Boden geebnet. »Ich freue mich sehr,« schrieb Weber seinem Berliner Freunde, dem Zoologen Lichtenstein, im März 1821 kurz nach der Aufführung, »auch von Dir zu hören, daß die Preciosa durchaus gefiel; es ist ein guter Vorläufer für den Freischützen, denn es war doch manches Gewagte darin, nach gewöhnlicher Handwerksansicht.« Und über den Freischütz schrieb er: »Ich glaube es gern, daß Ihr aus manchem im Freischützen nicht klug werden konntet (die Proben hatten bereits begonnen, und Lichtenstein hatte ihnen beigewohnt). Es sind Dinge darin, die in dieser Weise noch nie auf der Bühne waren, die ich daher ohne den mindesten Anhalt an schon Vorhandenes gänzlich aus meiner Phantasie schaffen mußte. Gott gebe nur, daß ich das Rechte getroffen.«

Daß er das Rechte getroffen, hat die Zukunft gelehrt. Schon die erste Aufführung war ein Triumph, wie ihn bisher keine deutsche Oper zu verzeichnen gehabt hatte. Wie sicher fühlten sich Rossini, der süß lächelnde Meister des bel canto, und Spontini, der allmächtige Berliner Generalmusikdirektor, der Napoleon der Musik, der sich in seinem Dünkel einbildete, daß die Musik sich in ihm erschöpft habe, in ihrer allbeherrschenden Macht! Mit ungeheurer szenischer Pracht war Spontinis pompöse Olympia in Szene gegangen, sogar Elefanten hatten mitgewirkt. Aber der große Anfangserfolg flaute schnell ab, das Volk konnte diese Art von heroischer Geste nicht mehr vertragen; anfangs von der großen Aufmachung geblendet, sah und fühlte es alsbald, daß sie deutschem Wesen fremd war; das nationale Gefühl war zu kräftig herangewachsen, um sich weiter vom Schein blenden zu lassen. Bei der Aufführung des Freischütz, der von einem deutschen Meister geschaffen war und all das enthielt, was es ersehnte, kam es in wahrhaft elementarer Weise zum Durchbruch. Webers Tagebuch enthält unter dem 18. Juni 1821 folgenden Vermerk: »Abends als erste Oper im Schauspielhaus: Der Freischütz. Wurde mit dem unglaublichsten Enthusiasmus aufgenommen. Ouvertüre und Volkslied da capo verlangt, überhaupt von 17 Musikstücken 14 lärmend applaudiert. Alles ging aber auch vortrefflich und sang mit Liebe. Ich wurde herausgerufen. Gedichte und Kränze flogen.« Und dem Dichter meldete er voller Jubel: »Mein vielgeliebter Freund und Mitvater! Viktoria können wir schießen. Der Freischütz hat ins Schwarze getroffen! ... Kein Mensch erinnert sich, eine Oper so aufgenommen gesehen zu haben, und nach der Olympia, für die alles getan wurde, ist es wirklich der vollständigste Triumph, den man erleben kann.«

Das Parterre füllte, dicht gedrängt, die jugendliche Intelligenz, das patriotische Feuer, die erklärte Opposition gegen das Ausländische: Studenten, junge Gelehrte, Künstler, Beamte, Gewerbetreibende, die vor acht Jahren in Waffen geholfen hatten, den Franzmann zu verjagen. Unter Carolinens Loge stand neben Webers Schüler Benedikt die lange, schmächtige Gestalt Heinrich Heines. Die Hautevolee und die Autoritäten der literarischen, musikalischen und gelehrten Kreise Berlins nahmen Sperrsitze und Logen ein. Nach und nach füllte sich das Orchester, die Musiker begannen zu stimmen, das Brausen der in dem übervollen Hause so unbequem in glühender Hitze eingekeilten Masse nahm mehr und mehr zu — da erschallte plötzlich Beifallsklatschen im Orchester — Weber war eingetreten, und das ganze volle Haus mit tausend und aber tausend Händen nahm das schwache Signal im Orchester wie ein donnerndes Echo auf. Dreimal mußte Weber den Taktstock sinken lassen und sich verneigen, ehe er das Zeichen zum Anfang geben konnte. Auf den stürmischen Empfang folgte die feierlichste Ruhe. Und nun entwickelte sich das zauberische Tongemälde der Ouvertüre in seiner ganzen unwiderstehlich fortreißenden Fülle, und als nach den dumpfen, unheimlichen Paukenschlägen zuletzt der gewaltige C-Dur-Akkord und dann der lodernde, jubelnde Schluß folgte, da brach ein solcher Sturm des Beifalls los, daß das Ganze wiederholt werden mußte. Der Glanzpunkt der ersten Vorstellung war die große Arie: »Wie nahte mir der Schlummer«. Hier verschwand alle Opposition — überrascht, hingerissen folgten die eifrigsten Gegner Webers dem allgemeinen unwiderstehlichen Strome, Orchester, Parterre, Logen, Galerie fühlten den Duft der schönen Nacht, beteten »Leise, leise« in totenstillem Schweigen andächtig mit, hörten das Rauschen der Bäume — sahen Max mit dem Blumenstrauße nahen, und mit Agathes Jubel wallten dem Schöpfer dieses Zauberwerks Herzen, Hände und Seelen in Jauchzen, Klatschen, Rufen ohne Ende entgegen. Von diesem Augenblick an war der Erfolg der Oper entschieden. Die Wolfsschlucht mit ihrem abenteuerlichen Zubehör, ihren noch nie dagewesenen Instrumentaleffekten und den so recht aus dem Geiste des Meisters geschaffenen, mächtig wirkenden Dekorationen beschloß den zweiten Akt

wahrhaft triumphierend. War das Getümmel nach dem ersten Akt schon groß gewesen, so wurde es jetzt überwältigend. Die italienische Partei war verstummt. Der Meister aber war zu Caroline und Lichtensteins in die Loge geschlichen und saß da in einer dunklen Ecke, die Hand der vor Seligkeit still weinenden Gattin in der seinen.

Das war der Einzug des Freischütz in die Welt. Unter den Gedichten, von denen Webers Tagebuch berichtet, ist das folgende beachtenswert, auch als Satire auf Spontinis Olympia-Elefanten:

Das Hurra jauchzet, die Büchse knallt,
Willkommen du Freischütz im duftenden Wald!
Wir winden zum Kranze das grünende Reis
Und reichen dir freudig den rühmlichen Preis.
Du sangest uns Lützows verwegene Jagd,
Da haben wir immer nach dir gefragt.
Willkommen, willkommen in unserm Hain,
Du sollst uns der trefflichste Jäger sein!
So laß dir's gefallen in unserm Revier,
Hierbleiben! so rufen, so bitten wir.
Und wenn es auch keinem Elefanten gilt,
Du jagst wohl nach anderem, edlerem Wild.

Weber, der ritterliche, feinfühlige und rücksichtsvolle Mensch, der Spontini hochschätzte, war über dieses Gedicht zwar wenig erfreut, zumal trotz all seiner Gegenversicherungen der gereizte Italiener nicht aufhörte, ihn selbst der Urheberschaft daran zu bezichtigen. Aber charakteristisch für die Volksstimmung war das Gedicht doch. Die Zünftler allerdings und so manche andre hatten an der neuen Oper viel auszusetzen. Die kühnen Neuerungen vor allem blendeten und reizten zum Widerspruch. Der alte Zelter, der Pionier des Stillstandes, der sich schon das zweifelhafte Verdienst erworben hatte, Goethes Verständnis für Beethoven zu unterminieren, bezeichnete das Werk in einem Briefe an Goethe als ein »kolossales Nichts«. Tieck, selbst Romantiker, erklärte es für »das unmusikalischste Geräusch, das je über die Bühne getobt wäre«, ja selbst Spohr, sonst Weber vielfach verwandt, aber mit einer allzu weichen Musikerseele begabt, konnte sich »das Rätsel des ungeheuren Erfolgs nur durch die Gabe Webers, für den großen Haufen zu schreiben«, erklären. Von der Wolfsschlucht-Musik schrieb man, daß sie »überhaupt keine Musik mehr« sei, die Charakteristik fand man »bis an die Grenze der Karikatur« geführt, das Originelle »ins Bizarre ausgeartet«. Sogar der hellsichtige E. T. A. Hoffmann, selbst Romantiker durch und durch, hatte mancherlei zu tadeln, allerdings besonders am Text, den er — just er! — für »frazzenhaft« erklärte. Eine rühmliche Ausnahme machten Franz Schubert und der größte von allen: Beethoven. Schubert erklärte offen, der Freischütz »gefalle ihm unendlich«. Beethoven hatte bis dahin nicht viel von Webers Kompositionen gehalten. Als nun aber allerorts vom Freischütz Wunderdinge erzählt wurden, da nahm er sich eines Tags die Partitur mit nach Hause und studierte sie eingehend. Und sie packte ihn dermaßen, daß er in seiner derben Art ausrief: »Das sonst weiche Männel, ich hätt's ihm nimmermehr zugetraut! Nun muß der Weber Opern schreiben, gerade Opern, eine über die andre, und ohne viel daran zu knaupeln! Der Kaspar, das Untier, steht da wie ein Haus. Überall, wo der Teufel die Tatzen reinsteckt, da fühlt man sie auch.« Und als ihn einer auf die musikalischen Kühnheiten in der Wolfsschluchtszene hinwies, meinte er: »Ja, damit ist's freilich auch so; aber mir geht es dumm damit. Ich sehe, was Weber will, aber er hat auch verteufeltes Zeug hineingemacht! Wenn ich's lese — wie da bei der wilden Jagd —, so muß ich lachen — und es wird doch das Rechte sein.« Und tief erregt setzte er, auf sein Ohr deutend, hinzu: »So was muß man hören, nur hören, aber da — ich —« Der Schmerz über seine Taubheit ließ ihn verstummen.

Unter den späteren Tondichtern haben Richard Wagner und Hektor Berlioz das Lob des Freischütz wohl am schönsten gesungen. Was Wagner über ihn gesagt hat, wird den meisten bekannt sein, weniger der begeisterte Hymnus des in vieler Beziehung so unfranzösischen großen Franzosen Berlioz über das kerndeutsche Werk. »Es ist in der Tat schwer,« schreibt er im Anfang seiner von tiefem Verständnis des Werkes zeugenden Besprechung, »mag man bei der alten oder neuen Schule nachsuchen, eine in jeder Hinsicht so tadellose Partitur zu finden wie die des Freischütz, eine Partitur, die vom einen Ende bis zum andern so gleichmäßig interessant ist, deren Melodie in den verschiedenen Formen, worin er sie kleidet, mehr Frische besitzt, deren Rhythmen ergreifender, deren harmonische Erfindungen zahlreicher, hervorstechender, deren Massenaufwand an Stimmen und Instrumenten energischer ohne Anstrengung, süßer ohne Ziererei ist. Vom Beginn der Ouvertüre bis zum letzten Akkord des Schlußfinales ist es mir unmöglich, einen Takt ausfindig zu machen, dessen Auslassung oder Veränderung mir wünschenswert erschiene. Die Einsicht, die Einbildungskraft, das Genie glänzen allseits mit solch strahlender Kraft, daß bloß das Auge des Adlers, ohne geblendet zu werden, sie zu ertragen vermöchte, wenn nicht eine unerschöpfliche wie maßhaltende Empfindsamkeit den Glanz milderte und den sanften Schutz seines Schleiers über die Hörer ausbreitete.«

Der Freischütz machte nun mit rasender Schnelligkeit seinen Siegeszug rings durch die deutschen Gaue. Köstlich schildert Wagner, wie in der Bewunderung der Klänge dieser reinen und tiefen Elegie sich seine Landsleute vom Norden und vom Süden, vom Anhänger der »Kritik der reinen Vernunft« bis zu den Lesern des Wiener Modejournals vereinigten, wie der Berliner Philosoph

lallte: Wir winden dir den Jungfernkranz, der Polizeidirektor mit Begeisterung flötete: Durch die Wälder, durch die Auen, während der Hoflakei mit heiserer Stimme sang: Was gleicht wohl auf Erden dem Jägervergnügen, wie der österreichische Grenadier nach dem Jägerchor marschierte, Fürst Metternich nach dem Ländler der böhmischen Bauern tanzte, und die Jenenser Studenten ihren Professoren den Spottchor vorsangen. Ja, sogar ein Freischütz-Rätsel hielt bald Umzug im deutschen Land. Wir kennen's alle:

Das Erste wünscht der Mensch zu sein,
Das Zweite streift durch Flur und Hain,
Das Ganze hat ein Kind erdacht,
Ein Weber hat's berühmt gemacht!

Dann zog der blonde deutsche Siegfried hinaus in die Welt, oft Hand in Hand mit der Preciosa, die auch dank ihrer Musik einen weiten Flug nahm, bis Neuorleans, Sydney, Baldivia in Chile, ja selbst nach den Orkadischen Inseln am Eingang der Hudson-Bai und ins Land des Mikado, überall Jubel weckend, wennschon ein wahres Verständnis für die Schönheit des Werkes nur in Deutschland möglich ist. Übersetzung folgte auf Übersetzung, ins Holländische, Dänische, Schwedische, Englische, Französische, Italienische, Russische, Polnische, Tschechische, Japanische. Auf Tausende und aber Tausende von Aufführungen würde man kommen, wollte man eine Statistik aufstellen. Ein deutsches Wunder war's und ein Weltwunder!

Am 1. Juli 1821 kehrte Weber nach Dresden zurück, in gehobenster, ja weihevoller Stimmung. Als er den Koffer öffnete, fand er obenaufliegend den ihm bei der ersten Aufführung gespendeten großen Lorbeerkranz. Und einer schönen Eingebung folgend, ergriff er ihn und schmückte mit ihm Mozarts Büste, die neben seinem Arbeitspulte stand, indem er ausrief: »Der gehört dir!« So huldigte der glückliche Meister in Bescheidenheit dem großen Geiste, der einst, von den Welschen verfemt, die erste deutsche Oper schrieb.

Weber war damals 34 Jahre alt, ein nicht großer, schlanker, vornehm aussehender Mann mit langem, schmalem, blassem Gesicht, aus dem über einer scharfen Nase sehr lebhafte Augen unter einer starken Brille hervorblitzten. Nach der Schilderung eines damaligen Mitgliedes der Dresdner Kapelle umspielte seinen meist ernsten Mund, wenn er freundlich sprach, ein wahrhaft bezauberndes Lächeln, und war er ergriffen, so neigte er wohl den Kopf leicht zur Seite, was den starren Zügen etwas Weiches und Lauschendes gab. Er trug gewöhnlich einen blauen Frack mit blanken Knöpfen, weiße Beinkleider und Suwarowstiefel; ein feines weißes Halstuch mit gestickten Zipfeln, in denen eine schöne Brillantnadel steckte, umgab den Hals. Über all dem trug er einen löwengelben Mantel mit mehreren Kragen und einen runden, breiten Hut. Nichts an ihm zeigte das Bestreben, den Künstler kundzutun. Es war leicht, ihn auf der Straße oder im Salon zu übersehen, einmal bemerkt aber fesselte er durch die Feinheit und geistige Eleganz seiner Erscheinung.

Sein Künstlerglück war nicht von langer Dauer. Die Euryanthe, sein Schmerzenskind, an dem er mit seiner ganzen glühenden Seele hing, wurde nicht verstanden. Müde und erschöpft wandte er sich endlich nach langem Schweigen von der heroischen Oper ab und vertiefte sich in die zarten Träume orientalischer Märchenpracht. Der Oberon entstand, und fern der Heimat in England erlebte er seine Erstaufführung. Der schon schwerkranke Meister hatte sich, obwohl er den Tod bereits in sich fühlte, entschlossen, sein Werk selbst zu dirigieren, in der Überzeugung, daß er keinen Augenblick zu verlieren habe, wenn es ihm gelingen sollte, den Ruhm, dem er die Gesundheit geopfert, in so viel Geld umzusetzen, daß Weib und Kind nicht hungern mußten. Am 5. Juni 1826, also etwa sechs Jahre nach der Vollendung und fünf Jahre nach der ersten Aufführung des Freischütz, starb er in London, schmerzlich enttäuscht über den Mangel an Verständnis, dem er nun auch in England begegnete, und die verzehrende Sehnsucht nach den Seinen im Herzen — im Alter von erst 39 Jahren, wie Mozart, Schubert, Mendelssohn, Raffael, Heinrich von Kleist einer von denen, die ihre Kunst mit dem Leben bezahlen!

Und dieses Deutschen deutschestes Werk ist der Freischütz. Mit deutschem Sehnen und Fühlen ist es noch heute innig verwachsen. Ein blauer Faden deutscher Schönheit führt von ihm zurück zu Beethovens Fidelio und Mozarts Zauberflöte und vorwärts zu Wagners Meistersingern.

Frühlingsgarten

Geigt ein Englein irgendwo
Tief in meinem Garten,
Kann die Seele, tagesfroh,
Kaum den Klang erwarten.
Sonne, Duft und blauer Schein,
Bienensummen, leise,
Alles strömet süß hinein
In die zarte Weise.
Und die Weise schwebt und schwebt
Silbern durchs Gezweige,
Kündend, daß der Frühling lebt —
Englein mit der Geige!

Emma Müllenhoff

Abbild. 1. Bäckerei von Gnutzmann in Gr. Flintbeck bei Kiel

Die Kunst, Häuser zu bauen

Zu Häusern des Architekten Ernst Prinz in Kiel

Von Friedrich Paulsen

Es ist üblich geworden, alles Bauen mit dem Prunkwort »Architektur« zu bezeichnen, und doch handelt es sich beim Bauen durchweg nicht um Architektur, diese, wenn man will, höchste Blüte der Baukunst, sondern es handelt sich darum, *Häuser für den alltäglichen Gebrauch herzustellen*. Freilich ist auch das eine Kunst, aber es ist ein andres, ein einfaches Haus zu bauen, in dem man leben, wohnen, sein Geschäft betreiben will, oder Werke der »Baukunst« ins Leben zu rufen, bei denen irgendwie die Formen alter Tempel oder Paläste vorschweben, vielfach geradezu nachgeahmt werden. Wir können nicht die Formen, die für Paläste entwickelt wurden, ihre Grundrißgedanken und vieles andre verkleinern, vereinfachen und damit Häuser für den täglichen Bedarf herstellen. Eine noch so sehr vereinfachte Königskrone ergibt keinen brauchbaren Hut.

Unsre Zeit vermittelt die Eindrücke von Kunstwerken weit mehr durch Abbildungen als dadurch, daß man hinreist und die Werke selbst ansieht. Längst ehe wir die großen Werke der Vorzeit sehen, kennen wir Abbildungen von ihnen. Aber wir kennen mit den Abbildungen bei weitem noch nicht das Abgebildete, denn es ist ein großer Unterschied, ob man ein Ding in der Fläche dargestellt und klein sieht, oder ob man darin einhergeht, und es ist ein kühnes Vertrauen, aus Bildern sich den Eindruck des Werkes selber vorstellen zu wollen. Wie man denn auch immer wieder hört: Dies oder jenes hatte ich mir nach Bildern denn doch ganz anders vorgestellt. Wie können überhaupt Häuser durch Abbildungen übermittelt werden? Großstädtische Mietkasernen mögen 20 Meter hoch sein, die Straßen 20 Meter breit. An ihnen lernen wir Säulen, Gesimse, Fenster kennen, meist Formen, die wir im Pantheon in Rom wiederfinden. Aber das ist ein Raum von 40 Meter Höhe und Weite. Wie können wir auch nur ahnen, welchen künstlerischen Eindruck ein solcher Raum macht? Nach Bildern können wir uns im wesentlichen vorstellen, wie etwa eine Straße wirkt, die grundsätzlich nichts wesentlich andres ist als die uns bekannten Straßen. Wenn uns ein Bild an Dinge erinnert, Dinge gleicher Art, die wir kennen, so kann es uns den Eindruck des Dargestellten vermitteln. Wenn aber unser Gedächtnis nichts Entsprechendes aufbewahrt, so nützt eine Abbildung wenig oder nichts, und es ist daher sehr schwer, sich nach den Bildern von Bauten eine Vorstellung zu bilden. Viel leichter ist es, sich von der Wirkung der Landschaft ein Bild zu machen, in dem dann das Gebaute nur einen Teil der Wirkung gibt; denn landschaftliche Eindrücke haben wir in unsrer Erinnerung in großen Mengen, und in sie hinein können wir auch wohl eher die Erinnerung an gesehene Häuser versetzen.

Nehmen wir die technische Zeichnung zu der in Bild 1 dargestellten Bäckerei, so kann sich ein Architekt im wesentlichen vorstellen, wie das Haus wirkt. Wer aber keine Übung in solcher Übersetzung des Eindrucks hat, auf den wirkt das hier wiedergegebene Lichtbild, weil es ihn an Eindrücke erinnert, die er selbst beim Eintritt in eine ländliche Ortschaft hatte. In diesem Bild ist wichtig: die einfach gegliederte Masse des Hauses, der Baum davor, die Baumgruppe um die Kirche, von der sich das Haus abhebt, die Mauer aus Findlingen und allenfalls noch der Balkon vor dem Giebel. Die Einzelheiten aber, ob das Gesimse so oder so ist, sind für das Erinnerungsbild vollkommen gleichgültig, sie werden durchweg nicht in das Gedächtnis mit aufgenommen. Die Ausbildung dieser Teile ist aber in anderm Sinne wichtig, sie können bei geschickter Ausbildung den Gesamteindruck außerordentlich stark bestimmen, nur daß dieser Einfluß der Einzelheiten lediglich Sache des Erbauers ist. Er muß wissen, wie ein etwas leichteres oder schwereres Gesims den Gesamteindruck verändert, wie der Geiger wissen muß, wie die Führung des Bogens den Ton beeinflußt. Sache des Hörers ist das nicht. Und wer ein Haus betrachtet, um von ihm einen künstlerischen Eindruck zu haben, den geht die Formung des Einzelnen sehr wenig an.

Das zweite Bild zeigt ein Sommerhaus, dessen Garten den Gesamteindruck durchaus bestimmt. Die ungewöhnliche Dachform prägt sich allerdings stark ein, aber auch hier liegt der Ton nicht auf den Einzelheiten, sondern in der Gesamtheit des Bildes. Ebenso ist der Waldhintergrund für das dritte Bild das Bestimmende. Für den Baukünstler ist es natürlich Gegenstand sorgsamster Überlegung, welche Länge und Breite die Einzelteile bis auf die weißgestrichenen Leisten der Giebelverbretterung haben sollen. Aber lediglich die Wirkung des fertigen Hauses, die Einprägsamkeit des Bezeichnenden ist für die wichtig, die nicht mit der Herstellung eines solchen Hauses befaßt sind.

Abbild. 2. Sommerhaus Einicke in Hasseldieksdamm bei Kiel

Die Gesamtwirkung bei diesen anspruchslosen Wohnhäusern muß darauf hinauskommen, daß in ihnen die bescheidenen Ansprüche an behagliches Wohnen befriedigt werden. Alles andre ist der Aufgabe fremd, und das Fremde ist hier feindlich.

Bild 3 und 4 könnte man als Landschaftsbilder auffassen, so sehr sind die Häuser der Landschaft untergeordnet, sind Teile der Landschaft geworden. Es ist das ungefähr das Gegenteil von dem, was mit der »Architektur« beabsichtigt wird. Wir sind nur zu sehr gewöhnt, die städtischen Prachtbauten der Barockzeit als die Architektur schlechthin zu

Abbild. 3. Haus Schipmann in Plön

empfinden. Das ist einseitig. Es ist uns auch im wesentlichen fremd, denn diese Kunst ist nur aus der Naturanlage der romanischen Völker zu verstehen. Wir sind noch immer zu eng mit dem Boden verwachsen, als daß uns nicht, wenn wir unverbildet sind, das Haus gefühlsmäßig ein Bestandteil des Landes wäre. Nur muß das Haus dann eben auch für seinen Platz erdacht sein. Weniger als vielleicht andre Völker können wir unsre Bauten hierhin oder dorthin stellen.

Die Bilder 4, 5, 6 usw. sind so nur an der Stelle denkbar, wo sie stehen, und dahin kann sie nur jemand bauen, der das Gefühl für die beson-

Abbild. 4. Wandervogelnest in Holstein

Abbild. 5. Haus Hochfeld in Holstein
(Ansicht vom See)

Häusern. Da Formen, Abmessungen und Baustoffe das von der Aufgabe Verlangte und am bequemsten Erreichbare sind, so wird man immer das Gefühl haben, daß das Gebäude nicht mehr sein will als Hintergrund für den Menschen. Damit ist der Gefahr vorgebeugt, daß das Gebäude sich gegen den Menschen durchzusetzen versuchen könnte.

Wenn wir in Goethes Haus, wie in einem Tempel, einem Prunkschloß, etwas wie Weihe empfinden, so geschieht es, weil wir in Goethes Haus sind. Aber diese Bauaufgaben sind etwas andres. Das ist höchste Architektur, nicht aber die Kunst, Häuser zu bauen, um darin zu wohnen und ein bescheidenes Glück zu suchen.

Abbildung 9 zeigt ein Landhaus, das nicht mehr sein will. Man sieht ihm eine gewisse Breite des Lebenszuschnitts an, die das Sehnen unendlich vieler ausmacht. Abbildung 10 zeigt eine ganz ähnliche Aufgabe, 11 dasselbe, übertragen in ein städtisches Landhausviertel; aber hier liegen schon Wohnräume in vier Schichten übereinander. Der Raum für Haus und Garten ist teuer, und man muß das Haus in die Höhe strecken. Auch 12 zeigt eine verwandte Aufgabe, doch hat hier der Bauplatz die Entwicklung in die Breite gestattet. Jedoch hätte der Architekt gern die Höhe noch ermäßigt und den Raum in der Breite zugegeben. Er hat deswegen wenigstens für das Auge ein volles Geschoß als Dach erscheinen lassen.

Dem Erbauer all dieser Häuser, dem Architek-

deren Bedingungen des Ortes hat. Deshalb kann man nicht einem Bauunternehmer die Erstellung solcher Bauten überlassen, sondern muß sich schon an Architekten wenden, weil bei ihnen die technische und wirtschaftliche Aufgabe zwar eine selbstverständliche Voraussetzung für die Befriedigung des Bauherrn ist, aber in der Aufgabe wesentlich mehr liegt: die Befriedigung des gefühlsmäßigen Anspruchs. Bauherr und Architekt sollten sich daher auch in ihrer Veranlagung, gesellschaftlichen Stellung usw. nicht allzu fremd sein, sonst passen Haus und Hausherr nachher nicht zusammen. Schon wenn der Bauherr einer Stimmung nachgibt, die ihn einige Jahre beherrscht, so können daraus für die Folge Mißklänge entstehen, wie denn Goethe zum Beispiel, als er älter wurde, deutlich empfand, die prunkvolle Treppe in seinem Hause, die manches von den Treppen italienischer Fürstenpaläste übernahm, passe in ein Weimarer Wohnhaus nicht. Er selbst benutzte sie deshalb kaum, sondern ging über die runde hölzerne Treppe, die an seinem Arbeitszimmer vorüberführt. Goethe hatte sich eben im Ton vergriffen. Und dabei war sein Haushalt eine kleine Hofhaltung. Aber eben eine geistige.

Bild 7 und 8 zeigen Einzelheiten von

Abbild. 6. Haus Hochfeld in Holstein

Abbild. 7. Haus Hochfeld: Offene Vorhalle.

ten Ernst Prinz in Kiel, ist es ebensowenig wie irgendeinem andern Architekten erspart geblieben, sich weidlich mit den restlos nicht zu lösenden Aufgaben herumzuschlagen, die in der Unnatur unsers Lebens liegen. Die selbstverständlichen Äußerungen eines Kunstempfindens, wie sie einheitliche Kulturen (Alt-Ägypten, Alt-China, unser Mittelalter) zeigen, sind uns Heutigen unmöglich geworden. Dadurch wirken die Befreiungen vom Zwang überkommener Formen so erfrischend. Es verschlägt wenig, wenn wir beim Abstreifen der Fesseln scheinbar zu längst überwundenen, weil alten Formen zurückkehren, die aber nicht mehr sind als naturgemäße Äußerungen des Willens, der im Baustoff lebt.

Bild 13 zeigt ein Strohdachhaus, sicher für manchen Städter ein Gegenstand des Entsetzens, vielleicht romantischer, dann snobistischer Schätzung. Und doch, wieviel glücklicher wäre ein großer Teil unsers Volkes, wenn wir noch in Verhältnissen lebten, in denen das Strohdach das übliche wäre! Wie fremd aber empfinden wir heute durchweg ein Strohdach, und wie sollte es doch eigentlich in uns die Erinnerung an eine glücklichere Kindheit wecken! Übrigens bedarf das vorliegende Bild 13 eines immerhin entwickelten Vorstellungsvermögens, denn es ist aufgenommen, als der Bau kaum fertig war, und für den Ungeschulten ist es daher kein Haus, weil ihm die gewachsene Umgebung, der Garten und anderes noch fehlt. Der Eindruck wird daher ein wesentlich andrer sein, wenn erst das Gebüsch, Beete, Rasen und eine etwas andre Pumpe das Bild vervollständigen, wenn die schwarzen Flecke, als die sich die Fensterscheiben darstellen, durch Vorhänge aufgelichtet sind usw. Man hat hier eben das flache kleine Bild eines großen Gegenstandes, und nicht jeder hat in der Erinnerung genügend scharfe Vorstellungen von ähnlichen Eindrücken in der Wirklichkeit.

Die bisher behandelten Häuser zeigten wenig eigentliche Architekturformen. Ihre Stimmung ergab sich mehr aus der Umgebung, den Abmessungen und dem unmittelbaren Gefühl, daß sie ihrem jedermann geläufigen Zweck entsprechen. Wie findet sich der Architekt mit der Aufgabe ab, Formen für einen weniger allgemeinen Zweck zu finden, zum Beispiel für ein Warenhaus? Die ersten großen Geschäftshäuser sah Berlin in der Gründerzeit. Man glaubte alles Ernstes mit den Formen ehemaliger Palastherrlichkeiten auszukommen. Der Versuch ist kläglich gescheitert. Vor 20 Jahren baute dann Messel das erste Wertheimsche Warenhaus, in dessen Schauseiten er die wagerechten Teilungen fast völlig unterdrückte. Seither ist der in dieser Lösung liegende gesunde Gedanke, sich nicht durch das Gebälk der Renaissanceformen

Abbild. 8. Haus Kramer in Laboe (Eingang)

stören zu lassen, Gemeingut der Baukünstler geworden. Auch Prinz hat sich die starke Wirkung durchgehender senkrechter Pfeiler nicht entgehen lassen, aber er verwertet doch die sich an den Brüstungen ergebenden Flächen künstlerisch selbständig. Dabei ist gerade bei einem Geschäftshaus die Selbständigkeit im Suchen der Formen beschränkt, die Aufgabe in mancher Beziehung schon überbestimmt. Zum Beispiel ist die starke Wagerechte über den Erdgeschoßfenstern nicht künstlerische Laune, sondern das Ergebnis von Zweckmäßigkeitsmaßnahmen. Hier liegt die Beleuchtung für die tiefen Erdgeschoßräume, und es ist nicht Sache des Architekten, zu entscheiden, ob er diese Wagerechte will oder nicht. Ebenso ist die Teilung der Fensterscheiben in den oberen Geschossen nicht von der Entscheidung des Architekten abhängig, sondern die Polizei verlangt diese Teilung, um das Herabstürzen großer Spiegelscheiben im Falle eines Brandes zu vermeiden. Bei solcher Einschränkung der freien Entscheidung über die zu wählenden Formen ist es kaum möglich, so unmittelbare künstlerische Wirkungen zu erzielen, als wenn sich jede Form aus künstlerischen Rücksichten bestimmen läßt.

Abbild. 9. Landhaus Reimers in Eltersdorf

Das war einst möglich, als die praktischen Aufgaben völlig in jahrhundertelanger Entwicklung

Abbild. 10. Haus Petersen (Gartenhalle)

geklärt waren, als über sie kein Streit mehr war und auch keine besonderen Verordnungen, Gesetze usw. als notwendig empfunden wurden. Wenn all dieses erst eindeutig klar ist, kann man innerhalb der technisch-wirtschaftlichen Aufgabe künstlerisch frei schaffen. So ist das alte Bauernhaus trotz allen praktischen Anforderungen eine künstlerische Aufgabe gewesen. So kann auch heute wieder der landwirtschaftliche Nutzbau als künstlerische Aufgabe empfunden werden, und wir hätten damit die Anwartschaft auf eine Reihe künstlerischer Lösungen. Auch Prinz hat sich an solchen Aufgaben versucht. Der hier (Bild 15) gegebene Stall von einem holsteinischen Gut ist als künstlerische Aufgabe aufgefaßt worden. Ob der Dachreiter nicht besser fehlte, mag dahingestellt sein. Die Masse des Hauses ist durch seine Bestimmung ohne viel Möglichkeit, sie abzuändern, gegeben. Aber das Wenige, was hinzukommt, die Leistendeckung des Pappdaches, die Zerlegung der Dachfläche in eine obere und eine untere Hälfte, der Quergiebel über der Durchfahrt hängen von künstlerischen Entscheidungen ab. Die Kunst ist hier nicht etwas Fremdes, das man an die technisch-wirtschaftliche Lösung anheftete, sondern innerhalb des engen Spielraumes, den die technische Aufgabe ließ, sind künstlerische Lösungen gesucht worden.

Nicht viel weiter war der Spielraum bei der in Bild 16 gezeigten Schule. Es ist nichts als ein viereckiger Kasten mit sehr viel Fenstern und einem einfachen Satteldach darüber. Die große Wirkung hat der Erbauer in der bewußten Unterstreichung des nun einmal Nötigen gesucht. Wenn die Fenster einmal so groß sein mußten, so sollen sie auch gleich ganz die Wand beherrschen, sie haben daher keine Umrahmungen oder Verdachungen, wie sie in der Renaissance üblich waren. Der Giebel hat Schnecken bekommen, wie wir sie seit der Renaissance in allen möglichen Formen gewöhnt sind. Hier aber treten all diese Formen kaum aus der Ebene heraus, weil das die bezeichnende Glätte der Mauern stören würde. Eine solche Auffassung der Bauformen widerspricht dem, was man lange besonders erstrebt hat, dem Malerischen in der Baukunst. Die Erinnerung an einen Bau, das im Gedächtnis aufbewahrte Bild, kann malerisch sein, wenn eben das Gedächtnis von malerischen Eindrücken erfüllt ist. Das hängt aber nicht vom Gegenstand der Erinnerung, sondern von der Veranlagung des sich Erinnernden ab, und an sich hat die Baukunst keineswegs die Aufgabe, malerische Erinnerungsbilder zu schaffen. Was man sich fälschlich als malerisch zu bezeichnen gewöhnt hat, ist die Häufung von Einzelheiten, wie sie allerdings bei Bauten häufig ist, die in besonderem Maße als malerisch gelten. Es sind das zum Beispiel mittelalterliche Burgen, die durch jahrhundertelanges Verändern und Umbauen einen ungewöhnlichen Reichtum an Einzelformen erhalten haben. Den Ehrgeiz, es mit eignen Bauten diesen

Abbild. 12. Wohnhaus Kähler in Stauenkamp

Abbild. 11. Wohnhaus Baasch in Blankenese

Abbild. 13. Haus Jansson in Mönkeberg

Vorbildern gleichzutun, findet man besonders oft bei Baukünstlern, deren Schaffensdrang durch äußere Umstände gehemmt wird. Finden sie dann Gelegenheit zum Bauen, so werden sie leicht verführt, aus der Fülle ihrer Empfindungen zu vieles an wenigen Aufgaben anzuwenden. Künstlerisch haben darunter sehr viele Bauten der letzten Jahrzehnte gelitten, ganz besonders auch öffentliche. Deren künstlerische Urheber werden, wie die Verhältnisse in Deutschland nun einmal liegen, in der Regel eine lange Reihe von Jahren am selbständigen künstlerischen Schaffen gehindert, so daß eine Art innere Überspannung eintritt, die sich entlädt, sowie ein selbständig zu entwerfender Bau die Gelegenheit dazu gibt. So haben wir in manchen Städten förmliche Museen von Bauformen entstehen sehen. Der falsche Ehrgeiz der Verwaltungsbehörden hat wohl beamteten Architekten eine äußerlich sehr große künstlerische Tätigkeit gewährt, aber die Gelegenheit vorübergehen lassen, ganze Schulen von Baukünstlern entstehen zu lassen, auf deren Werke wir wohl stolz sein könnten.

Abbild. 14. Kaufhaus Hellage & Lampe in Kiel

Beim Rückblick auf Jahrzehnte einer gewaltigen wirtschaftlichen Entwicklung muß es wehmütig stimmen, zu sehen, wie der allergrößte Teil der Wohn- und Geschäftshäuser von Bauunternehmern gebaut wurde, deren Arbeitsgebiet die technisch wirtschaftliche Aufgabe war, und für die, wenn überhaupt künstlerische Wirkungen erstrebt wurden, diese Kunst ein Luxus war,

Abbild. 15. Stallgebäude in Schönhagen (Holstein)

den man zu irgendwelchen kunstfremden, meist geschäftlichen Zwecken der vorher gefundenen Lösung anheftete. Auch unser behördliches Bauwesen hat aber durchweg nicht in der Befriedigung praktischer Aufgaben zugleich eine künstlerische Aufgabe gesehen, sondern ebenfalls die Kunst als eine der Bauaufgabe fremde, aus andern Gründen dem Staat obliegende Pflicht betrachtet. So finden wir den besten baukünstlerischen Ausdruck unsrer Zeit immer noch auf dem vorzugsweise den Privatarchitekten vorbehaltenen Gebiet, im Wohn- und Geschäftshause. Hier ist ein eigner künstlerischer Ausdruck unsrer Zeit gefunden worden, während zum Beispiel unsre Verwaltungs-, Gerichts- und militärischen Bauten und ähnliches, wenn sie überhaupt künstlerische Ansprüche machen, durchweg Nachäffungen völlig anders gestimmter Repräsentationsbauten zu sein pflegen.

Hoffentlich wird das im neuen Staate besser. Die Einfachheit und Sparsamkeit, zu der wir verpflichtet sind, braucht kein Hemmnis dafür zu sein.

Abbild. 16. Schule in Neumühlen bei Kiel

Carl Ludwig Sand

Ein Gedenkblatt zur 100. Wiederkehr seines Todestages (20. Mai 1820)

Von Dr. Gottfried Zittbogen

Gegen Ende des Wintersemesters, am 9. März des Jahres 1819, morgens um vier Uhr, verließ ein älterer Student der Theologie Jena in der Richtung nach Südwesten. Sein schwarzer deutscher Rock, der breite Kragen, die schwarzsamtene Kappe über lang herabfallendem Haar machten ihn als Burschenschafter kenntlich.

Bereits am 1. März hatte er bei seinem Wirt den Mietsvertrag für sein Zimmer auf das Sommersemester verlängert. Da mit dem Semester auch sein Wechsel zu Ende war, lieh er sich das Reisegeld von einem Freunde, dem ihm gleichaltrigen juristischen Privatdozenten Dr. Karl Follenius (beide sind 1795 geboren). Ihm übergab er auch am Abend vor seiner Abreise ein versiegeltes Paket ohne Aufschrift, das allerlei Papiere enthielt. Wer ihn nach seiner Reise fragte, dem sagte er, er ginge in die Heimat.

Sein ganzes Gepäck bestand in einem kleinen Tornister. Außerdem steckte er in seine Taschen ein abgerissenes Stück aus dem Neuen Testament mit dem Johannisevangelium, die Körnersche Gedichtsammlung »Leier und Schwert« und ein Abendmahlslied seines Freundes Follenius. Dies geistige Gepäck war ihm unentbehrlich. Oft und oft hatte er die Worte des Evangeliums wie der Gedichte gelesen und in sich eingesogen, die Kernstellen dabei — manche sogar mehrmals — unterstrichen; so z. B. aus dem Körnerschen »Aufruf« die Worte:

Das höchste Heil, das letzte, liegt im Schwerte.
Drück' dir den Speer ins treue Herz hinein!
Der Freiheit eine Gasse!

und aus Follenius' Abendmahlslied den Vers:

Ein Christus kannst du werden.

Das alles deutete darauf hin, daß dieser Student schicksalsschwere Gedanken im Kopfe habe.

Zwei weitere merkwürdige Gepäckstücke verstärkten diesen Eindruck. Es waren ein großer und ein kleiner Dolch. Diesen — in Wirklichkeit nichts weiter als ein großes Vorlege- oder Jagdmesser — hatte er sich während seiner Erlanger Studienzeit gelegentlich einmal auf dem Jahrmarkt gekauft; jenen aber hatte er sich erst während des Winters in Jena nach seinen eignen Angaben anfertigen lassen. Um Weihnachten hatte er ihn bestellt, sich dann mehrmals, doch immer so, daß dabei niemals ein Dritter anwesend war, nach dem Fortgange der Arbeit erkundigt; in der Mitte des Februars erhielt er ihn endlich. Er selbst nannte ihn, vielleicht unter dem Einfluß der Körnerschen Verse, das »kleine Schwert«. Jetzt verbarg er den Dolch auf dem Boden seines Ränzchens, das »kleine Schwert« aber legte er, weil es nicht hineinging, in ein Tuch gewickelt obenauf. Außerdem hatte er Vorsorge getroffen, daß er die Waffen auch ohne den Ranzen unmittelbar bei sich tragen konnte: für das »kleine Schwert« war in dem Brustlatz ein Loch angebracht, worin es vermöge seiner Schwere an der Parierstange hing; für den kleinen Dolch aber war im linken Rockärmel ein Haft angenäht, woran die Scheide befestigt war.

Carl Ludwig Sand als Student in »altdeutscher« burschenschaftlicher Tracht: schwarzes Barett mit goldenen Eichenzweigen, lange Haare, offener Hals, breiter Kragen, schwarzer Rock

Wahrhaftig, merkwürdige Vorbereitungen für einen Ferienbesuch bei den Eltern! — Tatsächlich schlug Carl Ludwig Sand — denn er ist der frühe Wanderer — nicht den Weg nach Wunsiedel, seiner Vaterstadt, ein, sondern hielt sich weiter westlich.

Unterwegs hatte er es nicht besonders eilig. Er reiste gemächlich, mit mehrmaligem Aufenthalt über Erfurt, Eisenach, Frankfurt nach Darmstadt und blieb hier wieder mehrere Tage. Vierzehn Tage waren schon vergangen, als er von hier aufbrach und am 22. März nach Morsch wanderte. Hier hielt er sich nun nicht weiter auf. Abends las er besonders eifrig im Johannesevangelium und in Körners Gedichten und unterstrich sich wieder, seiner Gewohnheit gemäß, manches Wort, das ihm besonders zusagte. Ja, beim »Aufruf« verweilte er bei den Versen:

Mit deinem Schwert sollst du die Steine hauen,
Der Tempel gründe sich auf Heldentod!

Aus dem »Lied der schwarzen Jäger« hob er die Verse hervor:

Gebt kein Pardon! Könnt ihr das Schwert nicht heben,
So würgt sie ohne Scheu
Und hoch verkauft den letzten Tropfen Leben!
Der Tod macht alle frei,

und ruhte endlich aus bei dem »Gebet während der Schlacht«:

Vater, du führe mich!
Führ' mich zum Siege, führ' mich zum Tode:
Herr, ich erkenne deine Gebote.

Sands letztes Bild, gleichfalls in »altdeutscher« Tracht. Die linke Hand hält das Barett, die rechte greift nach dem Dolch. Nach einem Ölgemälde von Anfang August 1819
(Der Maler hat Sands Gesicht durchaus so getreu wiedergegeben, wie es nach viermonatigen Leiden auf seinem Krankenbette war)

Was mochte er für Gedanken in seinem Herzen wälzen?

Am nächsten Morgen brach er früh auf, war schon um ½10 Uhr auf der Neckarbrücke in Mannheim. Bald sucht er das Haus des Schriftstellers und russischen Staatsrates August von Kotzebue auf, der seit Ende des vorangehenden Jahres hier lebte und sein »Literarisches Wochenblatt« herausgab, läßt sich ihm, der als russischer Beamter lange in den baltischen Provinzen gelebt hatte, damit er auch wirklich von ihm vorgelassen werde, als der Kurländer Heinrichs aus Mitau melden, muß aber, da Kotzebue in Anspruch genommen ist, unverrichteter Sache abziehen. Noch am selben Tage, nachmittags 5 Uhr, kommt er wieder; diesmal ist Kotzebue zu sprechen. Sand wird — wieder als Heinrichs aus Mitau — vorgelassen, er betritt Kotzebues Zimmer, zieht, nachdem sie nur wenige Worte miteinander gewechselt haben, blitzschnell den Dolch aus dem linken Rockärmel und stößt ihn Kotzebue mit dem Rufe »Hier, du Verräter des Vaterlandes!« in die Seite. Kotzebue sinkt tödlich getroffen zu Boden.

Nun geschieht etwas Unerwartetes: ein kleines Kind, Kotzebues vierjähriger Sohn, kommt ins Zimmer, sein Schreien verwirrt den Täter; ihm, dem er den Vater geraubt hatte, gleichsam zum Ersatz will er sein eignes Leben schenken, er gibt sich mit dem »kleinen Schwert« einen Stoß in die linke Brust. Doch die Wunde ist nicht gefährlich. Er kann das Zimmer verlassen. Ungehindert gelangt er die Treppe hinab vor die Haustür. Hier schickt er sich an, ein Schriftstück, das er aus der Tasche nimmt und entfaltet, nach Art eines Plakates anzuheften — aber er kann das Werkzeug dazu, den kleinen Dolch, nicht finden, er ist ihm oben im Zimmer zu Boden gefallen. So muß er sich begnügen, das Schriftstück dem ersten besten zu übergeben, in der Hoffnung, daß der seinen Inhalt bekanntmachen werde.

Inzwischen haben Kotzebues Angehörige und Bediente um Hilfe gerufen, Menschen eilen herbei, Sand ruft ihnen mit lauter Stimme einige Worte zu, die etwa lauten: »Hoch lebe mein deutsches Vaterland und im deutschen Volke alle, die den Zustand der reinen Menschheit zu fördern streben!« Dann kniet er nieder, sagt halblaut die Worte: »Ich danke dir, Gott, für diesen Sieg«, betet, setzt mit beiden Händen den großen Dolch an die linke Brust und stößt ihn langsam in gerader Richtung hinein, bis er festsitzt. Dann läßt er die Hände los und fällt vorwärts zusammen auf die rechte Seite. Die herbeieilenden Leute finden ihn in seinem Blute liegen. Er wird, dem Anschein nach sterbend, ins allgemeine Hospital gebracht.

Doch noch am selben Abend kehrt das Bewußtsein wieder; man beginnt ihn zu fragen. Er antwortet nur matt. Da richtet man an ihn die Frage, ob er Kotzebue ermordet habe. Das elektrisiert ihn zu neuem Leben. Alsbald richtet er den Kopf in die Höhe, seine Augen vergrößern sich, und er nickt kräftig mit dem Kopfe. Sogleich verlangt er auch Papier und schreibt, da er noch nicht sprechen kann, mit Bleistift in kaum leserlichen Worten: »A. v. Kotzebue ist der Verräter unsrer Jugend, der Schänder unsrer Volksgeschichte und der russische Spion unsers Vaterlandes.«

Dasselbe besagte jenes Plakat, das er nicht hatte öffentlich anheften können. Es war ein nach unten verlängerter sauber beschriebener Foliobogen mit der Überschrift »Todesstoß dem August von Kotzebue.« Darin setzt Sand dem Volke die Gründe für seine Tat auseinander. Er schildert die unwürdige Lage des Vaterlandes, aus der nur entschlossene Tat herausreißen könne; diese Gesinnung habe ihn getrieben, den Anfang zu machen, und genötigt, den Erzknecht und das Schutzbild dieser feilen Zeit, den Verderber und Verräter seines Volkes, August von Kotzebue, niederzustoßen. Er schließt mit dem Appell: »Auf! Ich schaue den großen Tag der Freiheit. Auf, mein Volk, besinne dich, ermanne, befreie dich!«

Es war ein politischer Mord in der reinsten Form.

Verständlich wird die blutige Tat nur aus der Bewegung der Zeit heraus.

Auf deutsch-christlicher Grundlage entstand, zunächst unter den Studenten von Gießen und Jena, eine revolutionäre Strömung. Sands Freund, der dämonische Karl Follen, war ihre Seele. Er predigte die Einheit des Vaterlandes und als deren Vorbereitung den Umsturz der Einzelstaaten und die Beseitigung sämtlicher Fürsten. Einheit Deutschlands und Republik waren für ihn dasselbe, der Dolch das radikale Heilmittel, unentbehrlich für die Durchführung seiner Pläne in seinen und in den Händen seiner Freunde. So schildert das Lied ihre Zusammenkunft:

> Still ist ihr Blick, aber schauerlich,
> Nachtschwarz ihr Gewand, einfältiglich,
> Nichts Glänzendes siehst du an solchen
> Als den Glanz von geschliffenen Dolchen;

und so ihren tatbereiten Enthusiasmus:

> Freiheitsmesser gezückt!
> Hurra! Den Dolch durch die Kehle gedrückt!

Schon im Herbst des Jahres 1818 wurde ein Lied Follens verbreitet (und Sand beteiligte sich eifrig an der Verbreitung), worin die deutsche Jugend die deutsche Menge zur Revolution aufruft, und die »Weise«, nach der es ging: »Dreißig oder dreiunddreißig — gleichviel«, bedeutete: »So gut wie die Athener dreißig Tyrannen aus dem Wege räumten, können wir den dreiunddreißig Bundestagsfürsten den Garaus machen.« Doch an die Person von Fürsten ist schwer heranzukommen.

Zur gleichen Zeit aber richtete sich die Feindschaft der »Unbedingten« wie auch der übrigen der gemäßigten Burschenschafter in immer zunehmendem Maße gegen einen deutschen Schriftsteller, eben gegen Kotzebue. Als Dichter stand er in zweifelhaftem Ansehen; nun spöttelte er nicht bloß über Turnerei und Burschenschaften, sondern trat auch als Schriftsteller für den Absolutismus ein, und als gar bekannt wurde, daß er bestimmte Berichte für den Kaiser von Rußland zu liefern habe, galt er vollends als Vertreter der Reaktion, als Verkörperung des bösen Prinzips.

Schon im Herbst des Jahres 1818, als jenes Gedicht verbreitet wurde, kamen die Gespräche, die Sand auf einer Reise nach Berlin mit Gesinnungsgenossen führte, immer wieder auf Kotzebue als den Hauptgegner zurück. Und (wahrscheinlich etwas später) forderte ein Studentenlied geradezu zu Handgreiflichkeiten gegen Kotzebue, als den Bundesgenossen der beiden preußischen Reaktionäre Kamptz und Schmalz, auf. Da wird der Gemeinsinn der echten Studenten gerühmt:

> Den Burschen (im Gegensatz zum Philister) rühret fremde Not; er lacht, wenn er entbehrt,
> Doch wenn dem Volk ein Unbild droht, dann fährt die Faust ans Schwert!

Dann wird daraus die praktische Nutzanwendung für den vorliegenden besonderen Fall gezogen:

> Nun auf, ihr Burschen frei und schnell, ihr Brüder du und du!
> Noch bellt der Kamptz- und Schmalzgesell, Beel- und Kot-zebue.
> Auf, mäht das reife Korn!

Heißt das nicht, die Burschen auffordern, Kotzebue wie einen Hund totzuschlagen?

So wurde der Haß der revolutionären Anhänger von Deutschlands Einheit und Freiheit, der grundsätzlich den Fürsten galt, praktisch auf die Person Kotzebues abgelenkt. Und Sand war nichts andres als der Vollstrecker dieses »Volksurteils«.

Aber warum wurde gerade Sand es? Warum nicht irgendein andrer der Jenaer oder Gießener Unbedingten?

Die Zeitströmung also erklärt Sands Tat nur zum Teil; sie erklärt nur, daß eine solche Tat möglich war. Den Grund dafür aber, warum er sie ausführte, müssen wir in seiner Person und in seiner Seele suchen. Zum historischen gesellt sich das psychologische Problem.

Damit kehren wir zu Sand zurück, den wir verwundet im Hospital zu Mannheim verlassen haben, und beobachten sein weiteres Verhalten.

Er hatte versucht, selbst seinem Leben ein Ende zu machen. Jetzt waren seine Tage, da er den Mord offen, ja freudig zugab, sowieso gezählt. Was konnte ihm also an dem Rest seines Lebens liegen? Galt da nicht: Je kürzer, je besser? —

Und doch bemerken wir ein ganz verändertes Verhalten. Nicht bloß, daß er eine Operation an sich vornehmen läßt, die dazu dienen sollte, sein dem Tode verfallenes Leben zu verlängern. Er tat auch sonst alles, um sein Leben zu fristen. Äußerst pünktlich beachtete er die Stunden, wo er Arznei nehmen mußte, und selbst während der Verhöre vergaß er diese Zeit nie.

War der elementare Wille zum Leben bei ihm wieder erwacht? — Das nicht. Aber er ver-

Ernst Eimer: Die Lerche

urteilte jetzt den Versuch, sich selbst zu töten, als eine Anwandlung von Schwäche und Feigheit. Und wäre der Versuch, seine Krankheit durch zweckwidriges Verhalten abzukürzen, nicht eine andre Form des Selbstmordes gewesen? Nein, er wollte wieder vom Krankenlager aufstehen. Aber nicht, um ins freie Leben zurückzukehren, sondern um es — mit eigner Zustimmung — auf dem Schafott zu beschließen. Jetzt schwebte ihm wieder sein altes Ziel leuchtend vor Augen: der freigewählte schmachvolle Tod fürs Vaterland:

Ihr Geister der Freien und Frommen,
Wir kommen, wir kommen, wir kommen,
Eine Menschheit zu retten aus Knechtschaft und Wahn,
Zur Blutbühn', zum Rabenstein führt unsre Bahn.

Sands eiserner Energie gelang es auch, dies Ziel zu erreichen. »Überhaupt«, so charakterisiert der befreundete Schilderer seiner letzten Tage sein Verhalten, »ist dieser Zug bis an sein Lebensende nicht zu verkennen, daß er nämlich mit dem Aufbieten aller Kraft sich zu dem Augenblick vorbereitete, der ihn der Erde entnehmen sollte. Er schien ihm das erwünschte Ziel, gleichsam der Krönungspunkt seiner Überzeugung zu sein.«

Mit diesem Mörder Kotzebues starb — trotz allem — ein frommer Mensch.

Häufig ist gegen Sand der Vorwurf erhoben worden, er habe seine blutige Tat nach dem jesuitischen Grundsatz vollführt: der Zweck heiligt die Mittel, d. h. ein sittlicher Zweck mache auch ein unsittliches Mittel anwendbar. Aber wer ihn so beurteilt, versteht die Triebfedern seines Handelns nicht. Vielleicht mögen andre aus dem Kreise der Unbedingten diesem Grundsatz nicht ferngestanden haben, Sand verabscheute ihn. Ihm ist die Tat nie als unethisch, immer nur als im höchsten Grade ethisch erschienen; zwar als antilegal, aber gerade darum als dem Sittengesetz gemäß. Denn sie galt ja einem Vertreter der »Tyrannen«, und seine Pflicht muß der Mensch tun, auch wenn es ihm persönlich unangenehm ist.

Damit stoßen wir auf die Doppelwurzel seiner Tat: auf die Anschauung von der Erlaubtheit des Tyrannenmordes und auf den persönlichen Charakterzug von Sands »unbedingter« sittlicher Energie.

Die Überzeugung von der Erlaubtheit des Tyrannenmordes stammte schon aus der älteren Generation, Sand brauchte sie nur einfach zu übernehmen. Am kräftigsten war die Feindschaft gegen die Tyrannen in der Dichtung zum Ausdruck gekommen: kein Geringerer als Klopstock war der Chorführer der Tyrannenhasser. Brutus war — neben Hermann — sein Held, seinen Kopf und Dolch führte er im Petschaft. Nur zwei würdige Anlässe, zum Schwert zu greifen, erkannte er an: gegen den äußeren Feind, den Eroberer, und gegen den inneren Feind, den Tyrannen. Hätte z. B. Hermann wirklich danach gestrebt, König über alle deutschen Stämme zu werden, so hätten die Fürsten ihn in legitimer Notwehr als Feind ihrer »Freiheit«, als »Tyrannen«, töten können und müssen. Im studentisch jugendlichen Überschwang vergossen Klopstocks Göttinger Verehrer in ihren Oden Ströme von Tyrannenblut, voran die ungleichen Freunde Graf Friedrich Leopold von Stolberg und Johann Heinrich Voß; ja, Voß hatte gehobene Momente, in denen er sich sogar für seine eigne Person der edlen Tat eines Tyrannenmordes für fähig hielt. Mochte dies alles auch nur Phantasiedichtung sein, die Stimmung, die dem zugrunde lag, war keine bloße Phantasie.

Sie veranlaßte, daß Klopstock, der mit lebhaftester Teilnahme den Verlauf der Französischen Revolution und den Sturz der »Tyrannen«, des absoluten Königtums, verfolgte, an der Hinrichtung des untyrannischen Tyrannen Ludwig XVI. keinen Anstoß nahm; sie veranlaßte dann, daß er die Bekämpfung der neuen Tyrannei der Jakobiner, die Charlotte Corday mit Brutus' Dolch unternahm, rückhaltlos billigte; sie, die Mörderin des Terroristen Marat, war ihm der neue Heros, den er verehrte, die neue Heilige, deren Bild er in seinem Zimmer aufhängte. Er sah nur das Heroische ihrer Gesinnung, die ihr Leben willig im Dienste des Vaterlandes preisgab; vor dem vergossenen Blut ihres Opfers verschloß sich sein Auge. Und genau in derselben Bewunderung par distance gab Jean Paul in seinem Halbgespräch über Charlotte Corday eine neue Apologie des politischen Meuchelmordes; ihre Tat war nicht Mord, sondern Tugend.

Jean Paul stammte aus Wunsiedel, Sand auch. Sollte er nicht die Verherrlichung von Charlotte Cordays Dolch durch seinen berühmten Landsmann gelesen haben?

Steht aber einmal die Auffassung fest, daß es eine sittliche Tat sei, wenn man den »Tyrannen« tötet, wenn man nur sein eignes Leben mit in den Tod gibt, so kommt es nur darauf an, ob sich ein Mensch findet, der beherzt und selbstlos genug ist, sich selbst zu opfern, und ein »Tyrann«, an den er sein Leben wagen kann. Diese Anschauung ist nicht Sands persönliches Eigentum, er hat sie fertig übernommen; man kann sie ihm also nicht zurechnen. Zurechnen kann man ihm nur die Energie, mit der er diese Anschauung in die Tat umsetzte; das ist sein persönliches Eigentum.

Klopstock aber und alle, die ihm folgen, sind Anhänger des Humanitätsbegriffs. Wie verträgt sich der Mord mit der Humanität? Ist das kein Widerspruch? — Es scheint nur so. Der wahre König ist »Menschenfreund«, er behandelt seine Untertanen als Menschen; der Tyrann aber vergeht sich, indem er die ihm untergegebenen Men-

schen nicht als Menschen behandelt, gegen das Menschentum. Damit stellt er sich selbst außerhalb der menschlichen Gesellschaft; das beleidigte Menschentum darf sich gegen ihn erheben, darf ihn mit dem Dolche wegräumen. Darum ist einen »Unmenschen« totzuschlagen kein Mord, sondern Tugend — kraft der Lehre von der Humanität.

Im Dienst der Tyrannei aber stand, nach Sands Überzeugung, Kotzebue; also verging auch er sich gegen das Menschentum, also war er wegzuräumen — im Dienst der Humanität. Oft genug kehrt dieser Gedanke bei Sand wieder, und ganz in seinem (und Klopstocks) Sinne formulierte Adolf Ludwig Follen, des düsteren Karl Follen gleichgesinnter Bruder, die sittliche Berechtigung zu der Tat: Kotzebue ist, da er den Gewaltherren rät, sich der Entwicklung der Freiheit entgegenzustemmen, ein Hochverräter am Vaterland und an der Menschheit, als solcher muß er »als ein Ungeheuer aus der menschlichen Gesellschaft weggeräumt werden«. Wer den »Tyrannen« tötet und dafür hingerichtet wird, gleicht dem Soldaten, der im Kampf gegen den äußeren Feind sein Leben einsetzt und auf dem Felde der Ehre fällt.

Dieser Glaube an die Erlaubtheit — und ist er erlaubt, sogar an die Pflichtgemäßheit des »Tyrannenmordes« ist die Voraussetzung für die Richtung, die Sands sittliche Energie einschlug.

Sand gehörte der Generation an, welche die Befreiungskriege erlebte, welche aus dieser Zeit als wichtigsten Gewinn dies davontrug, daß sie die Bereitschaft, für das Vaterland das Leben zu opfern, in die Tat umsetzte. Das gab dieser Jugend den hohen Schwung. Und etwas davon rettete sie auch in die Friedenszeit hinein: auch hier waren ihre Tüchtigsten von Herzen bereit, Gut und Blut fürs Vaterland zu opfern. Körner blieb nach wie vor ihr Ideal, und im Hinblick auf ihn flehen sie Christus an:

Jesu, reine Gottesminne,
Eine unsers Volkes Sinne
In der Liebe Heil'genglanz!
Laß auch uns, nach heißem Mühen,
Einst wie unserm Bruder blühen
Dornenkron' und Sternenkranz!

Aber der allgemeine jugendliche Heroismus und die Opferbereitschaft, die auch Sand mit sich forttragen, reichen doch nicht aus, seine Tat zu erklären. Man muß tiefer greifen und zum rein persönlichen Kernpunkt seines Innenlebens vordringen. Dort muß etwas vorhanden sein, das nur ihm persönlich eignet.

Sands Tat ist aus seiner Frömmigkeit entsprossen. Er ist Theologe mit Leib und Seele. Sein Erdenleben erscheint ihm daher immer sub specie aeternitatis: er will »seinem Gott« leben; daher immer zugleich als ein tätiges Leben: er will (im Dienste Gottes) »der Menschheit« leben. Denn das erste Anliegen wirklicher Frömmigkeit ist dies, daß die Tat nicht hinter der Gesinnung zurückbleibt. Sonst ist sie nur Scheinreligiosität; wahre Religiosität aber kann nicht anders, als sich (wie schon der Vater den sechzehnjährigen Sohn denken lehrt) »durch Handlungen im ganzen Leben aussprechen«.

In dieser Gesinnung beginnt er nun, nachdem er von dem heroischen Aufschwung der Soldatenzeit wieder ins friedliche Leben der Studentenzeit zurückgekehrt ist, sein Dasein in die Hand zu nehmen (in Erlangen, Januar 1816 bis Herbst 1817). »In der Kraft besteht das Christentum« wird sein Wahlspruch. Und da er die Lehren der Religion nur auffaßt, um sie durch die Tat zu bewähren, bewährt er sie zunächst an sich selbst. Seinen eignen Charakter bemüht er sich ernstlich nach Gottes Willen zu gestalten, im großen wie im kleinen »Täter des Wortes« zu werden. Seine Tagebücher geben als zarte Zeugen von diesem inneren Ringen Kunde. Als Krönung des Lebens aber gilt ihm — und hier mag die Kriegszeit und die Religion der Körnerschen Lieder nachwirken — der Opfertod nach Christi Vorbild. In der feierlich gehobenen Stimmung nach der Feier des Abendmahls (28. April 1816) fühlt er seine Kraft auch zu diesem Höchsten gesteigert: »Könnte ich in diesem Augenblicke nicht wirklich mich für edle Zwecke in den Tod geben?« Und er bittet: nicht, daß dieser Kelch an ihm vorbeigehen möge, sondern vielmehr darum, daß ihm nie die Kraft dazu versage: »Vater, dir ergebe ich mich, daß mich nicht die Flüche des Sagens und Nichthaltens, der leeren Theorie und des Unberücksichtigtlassens des: In der Kraft bestehet das Christentum! treffen müssen.«

Selbstverständlich beschränkt er seinen praktischen Gottesdienst nicht auf die Arbeit an sich selbst, notwendig muß er Gottes Willen auch in der Studentenwelt, in der er lebt, zur Geltung bringen. Er wird zum Reformer des Erlanger Studentenlebens, und zwar bekämpft er sowohl die sittliche Roheit wie den »egoistisch-bairischen« Ton. Wie sehr er die sittliche wie die deutsch-vaterländische Arbeit als Gottesdienst betreibt, zeigen seine Tagebucheintragungen. »Ich offenbarte meinen Mitbrüdern, daß ich als Franke (d. h. als Angehöriger der Landsmannschaft Frankonia) für diese Zwecke, o himmlischer Vater, hier wirken wolle.« Und etwas später: »Innig und laut betend zu Gott, schlossen wir das Schutz- und Trutzbündnis für die gute Sache« (19. Juni und 14. Juli 1816). In diesem Geiste wirkte er mit bei der Gründung der Erlanger Burschenschaft, in diesem Geiste schied er von Erlangen, um beim Wartburgfest und in Jena weiterzuwirken: »Du, Vater, hörtest den heiligen Eid, daß ich mich für dich werde stellen auf der Wartburg.«

Je mehr er sich der Sache der Burschenschaft widmete, um so mehr mußte sich seine Arbeit über den engeren Kreis der Studentenschaft hinaus erweitern zu einer Arbeit am ganzen Volk und

Vaterland — einer Arbeit, die er auch im Dienste Gottes betreibt. Was ihm an »schwächelndem, dumpfem Wesen« — es hatte ihm den Beinamen »Brütschwester« oder »Betschwester« verschafft — von früher noch anhaften mochte, überwindet er mehr und mehr, er wird immer aktiver, immer tatkräftiger. »Nicht grübeln will ich, sondern tun.«

Dies Tun aber bekommt jetzt mehr und mehr den Akzent des »unbedingten« Tuns, das keine äußeren Rücksichten kennt: »Was man tun will und tun soll, das muß geschehen können und geschehen, das kann jeder und wird jeder, der tüchtig ist, tun, sagt (sein Freund) K., und mit ihm jeder heldenartige Degen.«

Inzwischen hat sich mit immer größerer Klarheit das Ziel herausgestellt, dem er für das Vaterland zustrebt: die Einheit und über und vor ihr: die Freiheit. Durch Christus »fühle ich mich besonders recht frei gemacht, und die Freiheit habe ich als das höchste Gut der Menschheit, der Völker und meines Vaterlandes kennengelernt und will daran auch recht festhalten.« Der Freiheit also gilt es zu dienen mit rücksichtsloser, rein sachlicher Energie. »Mit unbedingtem Willen, außer welchem in der Welt vor Gott mir nichts eigen ist, im Volk den reinen Rechtszustand, d. i. den einzig gültigen, den Gott gesetzt hat, gegen alle Menschensatzung mit Leben und Tod zu verteidigen, die reine Menschheit in mein deutsches Volk durch Predigen und Sterben einführen zu wollen«, ist nun sein einziger Gedanke, dem er alles, auch seine eigne Person, unterordnet.

Stand nun einem solchen unbedingten Willen die ethische Zulässigkeit, ja die Gebotenheit des »Tyrannenmordes« fest, sah er in einem bestimmten Menschen den Hauptfeind der Freiheit, so mußte er unentrinnbar dazu geführt werden, diesen Mann zu töten. Da gab es keinen Ausweg. Der Dolch verrichtet Gottes Werk, Zurückschrecken vor der Tat ist Sünde.

So sehen wir denn Sand, als er — bereits im Dezember 1818 — den blutigen Entschluß gefaßt hat, in voller Harmonie mit sich selbst und in Einheit mit Gott. »O der gewaltigen Stunden ... da ich mich entscheide, unbedingt meinem Volke zu leben, da ich tausend Fäden löse und zerreiße, die mich hielten, den Opfertod fürs Vaterland zu sterben. Ich erkenne Überzeugung und Wille und Liebe für Gott und mein Volk — für das höchste Eigentum meines Ichs, und entscheide mich mit meinem Willen unbedingt, o ewiger, heiliger Gott, für dein Reich, die Freiheit!« Zwar wird auch ihm selbst die Tat das Leben kosten, aber das hat nichts zu sagen; deswegen muß sie doch vollführt werden. Denn »der Überzeugung nicht entschieden zu leben, nach Furcht und Menschensatzung sie kehren, nicht sterben wollen für sie, ist hündisch, ist die Schlechtigkeit von Millionen in Jahrtausenden! — Fliehe mit Besonnenheit das Schleichen des Satans!«

Ob er will oder nicht, die Tat ist auf seine Seele gelegt. Noch zaudert er. »In Angst und bitteren Tränen zum Höchsten gewandt«, wartet er auf einen, der ihm zuvorkomme, und ihn, »nicht zum Morde geschaffen«, ablöse. Aber es zeigt sich keiner, und so bleibt ihm nichts übrig, als selbst zu handeln und durch die Tat zu beweisen, daß es ihm ernst ist. »Also nur mutig daran! Auf ihn will ich gottgetrosten Mutes losgehen ... dazu treibt mich ernste Pflicht.«

Indem er sich so aber selbst überwindet, hat er bereits jetzt den Vorschmack der Seligkeit: »Deshalb bin ich, obgleich aufgescheucht aus allen bisherigen schönen Träumen für ein künftiges Leben, dennoch ruhig und in Gott voll Zuversicht — ja selig, seit ich durch Nacht und Tod mir die Bahn vorgezeichnet weiß, meinem Vaterlande heimzuzahlen, was ich ihm schulde.«

Für ihn bedeutet das Unterlassen der Tat und das Verbleiben im bürgerlichen Leben den Verlust der Seligkeit. Für wen aber die Wahl so gestellt ist, für den gibt es keine Wahl.

So geschah es, daß ein Mensch aus innerer Frömmigkeit getrieben wurde, einen andern zu töten.

Und da er all die Monate hindurch, die zwischen der Tat (23. März 1819) und der eignen Hinrichtung (20. Mai 1820) lagen, das Glück hatte, daß die Binde nicht von seinen Augen genommen wurde, starb er in ungebrochener Überzeugung. Ihm wurde zuteil, um was er gebeten hatte: unter dem Schwert des Scharfrichters wurde ihm ein Ende beschert, »selig in kindlicher Reinheit, klar bewußt des ewigen Heils«. Seine Hinrichtung wurde wirklich, wie er es gewollt hatte, der Krönungspunkt, der hohe Fest- und Feiertag seines Lebens.

Nach Christi Vorbild hatte er »für edle Zwecke« den Märtyrertod erlitten. Und was hat er, abgesehen von der persönlichen Vollendung, damit erreicht?

Was er erreichen wollte, ist klar. Er wollte einen »Brand schleudern in die jetzige Schlaffheit, und die Flamme des Volksgefühls, das schöne Streben für Gottes Sache in der Menschheit, das seit 1813 unter uns aufgeregt ist, unterhalten, mehren helfen«. Sein Opfertod für die Freiheit sollte, so hoffte er, aufrüttelnd wirken. Es sollte das geschehen, was das »große Lied« schildert: die Führer der Freiheitsbewegung, die »Todbrüder«, stürzen die Fürsten von den Thronen; dafür werden sie zwar hingerichtet; gleichwohl ist ihre Sache nicht verloren, gerade ihr »unschuldiger« Tod führt sie zum Siege; denn dadurch kommt das Volk zum Bewußtsein seiner selbst:

Da hat sich des Volkes Mund erschlossen!
»Reines Blut ist geflossen,
Schuldlos für die Feinde vergossen,
Sünd'gen Hasses Pfeil hat reine Lieb' erschossen!«

Da zerrinnt der Wahn in des Volkes Brust,
Wach wird es seiner Kraft und Pflicht sich bewußt.

Es nimmt sein Geschick in die eignen Hände und vollendet die Befreiung. Der Märtyrertod der Jünglinge gibt das Signal zur allgemeinen Befreiung des Volkes.

Aber Sands »Märtyrertod« gab nicht das Zeichen zu einem allgemeinen Aufstand des Volkes; vielmehr gab seine Tat den Anlaß zu den Karlsbader Beschlüssen, statt einer Förderung brachte sie die Unterdrückung der Freiheitsbewegung.

Ist sein Opfertod deswegen ganz ohne Gewinn gewesen? Vielleicht doch nicht.

Sand, haben wir gesehen, lebt in der von Klopstock und den Göttinger Dichtern begründeten Tradition von der Erlaubtheit des Tyrannenmordes. Aber in einem Punkt schreitet er über sie hinaus. Mochte der ewige Jüngling Klopstock für den Tyrannenmord schwärmen, mochte der junge Voß in Momenten gehobener Phantasie sich der edlen Tat eines Tyrannenmordes für fähig halten, mochte Jean Paul aus der Entfernung der Mörderin des Terroristen Marat Beifall klatschen, so konnte das alles Sand nicht mehr genügen. Die ethische Unbedingtheit seines Charakters mußte ihn dazu treiben, die Erlaubtheit des Tyrannenmordes in die Tat umzusetzen. Wovon man überzeugt ist, das muß man auch tun. »In der Kraft besteht das Christentum.« S i e schwärmten, staunten und bewunderten, e r handelte. Darum ist Sand ihnen überlegen. Mag man sein Handeln unreif nennen, ihr Nicht-Handeln ist noch unreifer. Sie trieben bloßes Phantasiespiel. Ihnen gegenüber aber hat Sand vollkommen recht: hält man jene Theorie für richtig, so muß man auch danach handeln; ein bloßes Gedankenspiel ist wertlos.

Seine Tat beleuchtete blitzartig den Zusammenhang von Tat und Theorie; sie machte vorsichtiger; sie stärkte das Bewußtsein für Verantwortlichkeit. Statt den revolutionären Rausch der Jugend zu verstärken, dämpften sie ihn vielmehr. Denn es war wirklich so, wie einer von diesen Jünglingen es später aussprach: daß keiner von ihnen sich des Verbrechens, die Verfassung Deutschlands gewaltsam ändern zu wollen, recht bewußt gewesen und geworden ist, solange er dieser Idee anhing; sobald er aber sie klar erfaßt und sich selbst begriffen hatte (und dazu eben nötigte ihn Sands Tat), war es auch anders, und er wollte nichts mehr davon wissen.

Der Übergang der politischen Theorie aus den Wolken poetischen Schwärmens mußte einmal vollzogen werden. Dabei hat Sand mitgewirkt, dabei hat er das Genick gebrochen. Insofern ist sein Opfertod vielleicht doch nicht ganz umsonst gewesen.

In der Fremde

Wohl ging ich ferne dir, mein Vaterland,
Und sitz' versonnen hier auf schmalem Raum,
Doch hör' ich deiner Tiefen dumpfes Brausen
Verängstigend bis in den stillsten Traum.
Wann kommt uns wieder jenes sanfte Sausen,
Die Lindigkeit, die deutschen Wesens war?
Vaterland!
Wann werden deine Gründe wieder klar,
Die aufgewühlt, voll dunkler Schwere sind?
Ach, alt und müde wach' und schlaf' ich hier,
Doch meine Seele, die ist ganz bei dir.

Man macht wohl kleine Nachtigallen blind,
Daß schöner klingen ihrer Sehnsucht Lieder;
Ich, deines Blutes eingebornes Kind,
Auf fremder Scholle fall' ich weinend nieder ...
Sie sollen dich nicht kränken, du bist gut,
Sie sollen dich nicht hetzen wie mit Hunden,
Vaterland!
Du bist ein Übergang, du wirst gesunden.
Dir, Deutschlands Jugend, dir gilt mein Gebet,
Ein Glänzen bist du und ein fernes Glühn ...
Du bist die Zukunft, neues Wunderblühn.

Und sterb' ich ferne dir, mein deutsches Land,
Und muß ich in der Fremde hier verkranken,
Der letzte Atemzug noch soll dir danken,
Daß ich in deiner Art mich selber fand!
Ich war dein Kind in Hunger, Frost und Grämen,
Du trugst mich hoch, gabst mir des Lebens Sinn,
Vaterland!
Ich ward ein Mensch und brauch' mich nicht zu schämen,
Daß ich ein d e u t s c h e r Mensch geworden bin!
Und bis des Todes Schatten mich umringen,
Will ich von Deutschland, nur von Deutschland singen!

Johanna Wolff

In Lebensfluten — im Tatensturm

Roman von Artur Brausewetter

IV

Die Sendung des Schaufelmaterials, auf die Arno mit Ungeduld wartete, verzögerte sich infolge der Hindernisse, die die schwere Zeit mit sich brachte, länger, als er gedacht hatte.

Er war in der Zwischenzeit nicht müßig. Der Fortschritt seines Werkes hatte ihn in immer nähere Beziehung zu den Kreisen der Arbeiter gebracht. Aber je aufrichtiger er sich bemühte, ihr Vertrauen zu gewinnen, um so mehr hatte er mit der Unzufriedenheit und dem glimmenden Argwohn zu kämpfen, der ihm überall entgegentrat.

Da erwachte aufs neue ein Gedanke in ihm, den er gleich in den ersten Tagen seiner Tätigkeit auf der Werft gehabt, und über den er sich damals mit Macketatz ausgesprochen hatte: daß das Wohlbehagen des Menschen in erster Reihe von seinen häuslichen Verhältnissen und von der Freundlichkeit und Behaglichkeit seiner Wohnung abhängig wäre. In der Wohnungsfrage, das war ihm mit jedem Tage klarer geworden, lag das Hauptproblem auf wirtschaftlichem und sozialem Gebiete.

Gewiß, sie hatten ihre Wohnungen in großen, stumpfen Mietshäusern mit vielen Türen, dumpfen Treppen und langen Gängen mit schmutzigen Decken, Wohnungen, in denen sie kochten, schliefen, sich an- und auskleideten, die ihnen einen Unterschlupf vor Sturm und Regen schufen.

Aber das sind die Wohnungen nicht, die den Menschen Burg und Zuflucht sind, die ihnen Ausruhen und Frieden, wenn sie des Abends in sie einkehren, Lust und Kraft zu neuer Arbeit geben, wenn sie sie am frühen Morgen zu schwerem Tagewerk verlassen. Die Wohnungen sind es nicht, die sie ihr Heim nennen, in dem all das Köstliche eingeschlossen ist, was diesem Wort zu eigen: wohliges Geborgensein, wärmendes Glück.

Solche Wohnungen den Leuten zu schaffen, das sah Arno jetzt als sein höchstes Ziel an.

Und schon zeigte sich der Weg, es zu verwirklichen.

Jenes weite, in unmittelbarer Werftnähe gelegene Gelände, auf das er damals Macketatz hingewiesen, war das Eigentum einer Gesellschaft, die es zu Bauzwecken angekauft und bereits eine größere Anzahl schmucker zweistöckiger Häuser auf ihm errichtet hatte. Wenn man mit dieser Gesellschaft einen Vertrag schlösse, nach dem sie die bereits bestehenden Häuser ausschließlich zu Wohnungen von Werftangestellten herzugeben und für die andern, die vorläufig keine Berücksichtigung finden konnten, nach Friedensschluß neue Häuser zu bauen sich verpflichtete, so wäre mit einemmal erreicht, was ihm vorschwebte.

Sein Plan hatte faßbare Gestalt gewonnen, er begann ihn bis ins einzelne durchzuarbeiten. Als dies geschehen, beschloß er, noch einmal vor seinen Chef zu treten, und bat Zubeil, ihn zu einer wichtigen Unterredung anzumelden.

Ruhig ließ Macketatz seinen jungen Oberingenieur seine Gedanken vortragen, mit keiner Silbe unterbrach er seine Ausführungen.

Arno kannte dies eherne Antlitz und fürchtete es. Aber von dem Guten und Heilsamen seines Planes überzeugt, stachelte er sich zu neuem Mut an und sprach nur mit um so größerer Begeisterung.

Nun war er am Ende. Er hatte alles gesagt, was er zu sagen vermochte. Von der mühevollen Darlegung und dem steinernen Zuhören des Alten erschöpft, holte er tief Atem und ließ sich wieder auf den Stuhl nieder, von dem er sich im Eifer des Gesprächs erhoben hatte.

»Wie weit sind Sie mit Ihren Turbinen?« fragte der Alte an Stelle jeder Antwort.

Einen Augenblick stutzte Arno, dann kämpfte er sein Erstaunen nieder.

»Das Gehäuse ist fertig. Wir warten auf das Eintreffen des Schaufelmaterials.«

»Und diese Pause, die Ihrer Ungeduld zu lange währt, suchen Sie durch neue Pläne zweckmäßig auszufüllen. Zur Abwechslung einmal durch soziale. Nun verstehe ich.«

Er wollte wohl einen Scherz machen. Aber der Scherz stand einem Manne wie ihm schlecht an. So war es mehr Hohn, der aus seinen Worten sprach und Arno tief verletzte.

»Solche Gedanken lagen mir ferne, Herr

Macketatz. Ich habe diese Pläne, wie Sie wohl wissen, bereits seit längerer Zeit.«

»Hm ... ob Sie sie seit längerer oder kürzerer Zeit haben, ist für die Sache ja wohl gleichgültig. Jedenfalls sind sie für mich unmöglich. Jeder von meinen Arbeitern weiß, daß ich auf sein Wohl bedacht bin. Aber so weit gehen meine Zugeständnisse nicht, ihnen Luftschlösser zu bauen.«

»Es handelt sich nicht um Luftschlösser, Herr Macketatz.«

»Für Sie, den jungen Stürmer, nicht, wohl aber für mich, den nüchtern wägenden Mann.«

»Auch Sie müssen den Zeiten Rechnung tragen, die kommen werden.«

»Ich sagte Ihnen bereits, daß Ihre Pläne für mich nicht annehmbar sind,« kam es kurz, beinahe schroff zurück.

Da erwachte der Trotz in Arno.

»Und doch kann ich Ihnen nicht versprechen, Herr Macketatz, daß ich von ihnen absehe.«

Der Alte nahm den goldenen Kneifer von dem steilen Nasenrücken und legte ihn vor sich auf den Tisch. Eine Falte des Unwillens sprang zwischen den dichten, fest zusammengewachsenen Brauen hervor. Mit einemmal aber glitt ein leises Lächeln über die strengen Mundwinkel.

»Sie sind ein Schwärmer, Herr Morgenroth. Sie haben gute Gaben, aber Sie wollen zuviel. Man darf in dieser Welt nur sehr wenig wollen, will man es zu etwas bringen. Man muß sich vereinfachen ... mit jedem Tage mehr vereinfachen. Sie aber verdoppeln und verdreifachen sich. Ich habe Sie für meinen Turbinenbau angestellt. Und mir ist daran gelegen, daß Ihr Werk bald beendet wird. Es stehen in meinem Betriebe wichtige Änderungen bevor.«

Er nahm eine Besuchskarte entgegen, die Zubeil brachte, gab diesem eine kurze Weisung und fuhr fort: »Der Maschinenbaudirektor hat mich eben um seine Entlassung gebeten. Ich habe sie gewähren müssen. Er ist alt und schwächlich und wird seinen Dienst sowieso nicht lange versehen können. Seine Stelle muß neu besetzt werden. Ich wünsche aber, daß die Probefahrt Ihrer Turbinen möglichst noch unter ihm stattfindet, da er am besten eingeweiht ist.«

Der Ruf des Fernsprechers unterbrach seine Worte. Er nahm den Hörer.

Arno hatte Zeit, seinen Gedanken nachzuhängen. Der Maschinenbaudirektor um seine Entlassung eingekommen! Seine Stelle frei geworden! Ungeahnte Aussichten eröffneten sich ihm. War er nicht der erste, der auf diese Stelle eine Antwartschaft hatte? Er und vielleicht der Probierstandsingenieur? Aber der war noch jünger als er. Und hatte er nicht durch seine große Erfindung einen Vorrang vor allen andern? Wenn sie, wie gar nicht anders zu erwarten war, gut ausfiel und die Probefahrt ihr volles Gelingen bestätigte?

War das vielleicht der Grund, aus dem der Alte so sehr auf das Zustandekommen der Probefahrt drängte? Sollte sie eine Prüfung für ihn sein? Die entscheidende vielleicht?

Das Gespräch war kurz gewesen. Oder war es ihm im schnellen Taumel seiner Gedanken nur so vorgekommen?

Macketatz hatte den Hörer fortgelegt und sich wieder zu Arno gewandt.

Der hatte sich inzwischen gefaßt.

»Wenn das Material nur endlich da wäre, dann könnte ich sofort ans Werk gehen.«

»Es ist da.«

»Ist da?«

»Es befindet sich bereits auf dem Transport von der Annahmestelle zum Magazin. Ich bekam eben die telephonische Meldung. Aber die Schneidung und Zurechtmachung der Eisenteile wird nach der Ansicht des Werkstattingenieurs längere Zeit in Anspruch nehmen, als ich vermutet, so daß die Sache unter unserm jetzigen Direktor nicht mehr zu erledigen sein wird.«

Arno hätte gern noch einige Fragen getan: nach dem mutmaßlichen Termin des Abgangs des Direktors und der Neuordnung der Verhältnisse. Aber er unterdrückte sie. Denn er fürchtete, der durchdringende Blick des Alten würde seine geheimsten Gedanken und Wünsche durchschauen.

So empfahl er sich. Aber Macketatz rief ihn zurück.

»Ich möchte Sie nicht ohne eine Warnung von mir lassen. Wie ich Sie kenne, werden Sie von Ihren sozialen Beglückungsideen so leicht nicht abkommen. Da halte ich es für meine Pflicht, Ihnen zu sagen, daß die Häuser, die Ihnen vorschweben, auf Spekulation gebaut sind, daß die Gesellschaft, der sie gehören, von lediglich kaufmännischen Interessen und Gedanken geleitet ist, und daß die größte Vorsicht geboten ist.«

»Ich bin Ihnen für Ihre Warnung dankbar, Herr Macketatz.«

»Und eins noch, Herr Morgenroth: Wie die Sache nun auch komme, auf meine Hilfe dürfen Sie unter keinen Umständen rechnen.«

So ernst und nachdrücklich sagte er es, daß Arno stutzte. Auf keinen Fall durfte er jetzt etwas tun, das den Unwillen oder auch nur den Widerspruch des Alten hervorrief, und galt es auch ein Opfer, das ihm schwer wurde.

Der Direktor krank und arbeitsunfähig. Sein Posten in absehbarer Zeit frei! Wer kann anders für ihn in Betracht kommen als du? sagte er zu sich selber, während er über den Lichthof des Hauptverwaltungsgebäudes durch das Getümmel der Menschen, das Knarren und Sausen der Gepäckaufzüge und Fahrstühle, das Ächzen und Kreischen, Stampfen und Hämmern der verschiedenartigsten Maschinen und Werkzeuge dahinschritt. Dann hast du einen weiteren Schritt erreicht, stehst in diesem gewaltigen Werk an leitender Stelle, und wenn deine Erfindung nun erst geglückt ist, dann — —

Aber nein, die Träume waren zu kühn, er durfte sie nicht fortspinnen.

Doch wer sollte hier einmal der Herr sein? fielen seine Gedanken wieder über ihn her. Macketatz hatte keinen Sohn. Seine Jahre waren gezählt. Die rasende Arbeit vom frühesten Morgen bis in die tiefe Nacht hinein konnte für einen älteren Mann unmöglich lebenerhaltend wirken. Wem gehörte sein Werk, wenn seine immer wachen Augen sich schlossen, seine fleißigen Hände ruhten?

Karlas Gatten! Doch sie war sehr wählerisch und von hohen Ansprüchen. So leicht würde sie ihre Hand nicht fortgeben! Ihrem Vater und seinem Werke zuliebe sicher nicht. Dazu hatte sie zu geringes Verständnis für diese mühsam errungene, einzig dastehende Schöpfung. Aufopferung lag ihr nicht.

Er war in dem Magazin angelangt, in dem das eben eingetroffene Eisenmaterial für seine Schaufeln niedergelegt war. Mit dem Werkstattingenieur besichtigte er es und besprach alle Maßnahmen für seine Bearbeitung, die so schnell wie möglich in Angriff genommen werden sollte.

Der junge verständige Mann zeigte größte Bereitwilligkeit. Aber so recht bei der Sache war Arno immer noch nicht. Die einmal aufgewühlten Gedanken ließen ihn nicht zur Ruhe kommen. —

Das Schaufelmaterial war in die Werkstätte gebracht und hier mit großer Sorgsamkeit auf Länge geschnitten. Arno hatte die Arbeit zum großen Teil persönlich überwacht, er war froh und glücklich, wenn er jetzt eine Ablenkung in scharfer Tätigkeit fand.

Denn die Tage kamen und gingen. Der Maschinenbaudirektor hatte sich bereits von den Angestellten der Werft verabschiedet und auf seinen Ruhesitz in einem kleinen Vororte der Stadt zurückgezogen. Der wichtige Posten war inmitten aller fiebernden Tätigkeit verwaist — aber noch immer nicht hatte ihn der alte Macketatz in sein Zimmer gebeten oder je die leiseste Andeutung über die Neubesetzung der Stelle gemacht.

Er ist vorsichtig und will erst die Fertigstellung meiner Turbinen, womöglich die Probefahrt abwarten, beruhigte Arno sein erregtes Herz.

Auch daß zur Vertretung des Direktors nicht er, sondern der jüngere Probierstandsingenieur herangezogen wurde, machte ihm keine Sorge. Ich habe so viel mit meinen Turbinen zu tun, sagte er sich, daß es unmöglich wäre, mir eine so zeitraubende Vertretung aufzuhalsen. Und daß der Alte immer dringender wünscht, den Bau so schnell wie möglich beendet zu sehen, ist ein gutes Zeichen.

Für einen der nächsten Nachmittage hatte man, um einige Abwechslung in das Programm zu bringen, einen Spazierritt verabredet.

Karla, die eine geübte Reiterin war, hatte ihr eignes Pferd: einen tadellos gewachsenen Araberschimmel, den sie meist im zierlichen Einspänner fuhr; die übrigen stellten die befreundeten Offiziere, die sich an der Partie beteiligten.

Es war ein wundervoller Tag im Spätsommer. Wie ein Netz von blaßblauer Seide spannte sich der Himmel über der Erde und ließ seine frohen Sonnenlichter über den wohlgepflegten Reitweg des Stadtparkes spielen, indes der Wind von den Wiesen her den würzigen Duft des zweiten Heuschnittes trug, der, in kleinen Häufchen aufgetürmt, den grünen Boden deckte.

Arno war mit Annemarie vorgeritten, indes die andern in weitem Abstand folgten. Als sie an das Ende der Allee gelangt waren und sich nach ihnen umblickten, waren sie nicht mehr zu sehen. Sie waren vielleicht in einen

der seitlichen Pfade eingebogen, um sich später mit ihnen zu vereinigen.

Vor ihnen breitete sich die weite Talsenkung mit den welligen Hügeln in der Ferne, hinter ihnen aber stieg das Schattenbild der Stadt auf mit den weiten Dächern und den hohen Türmen, die eine Krone blitzender Juwelen trugen. Hier, wo das freie Feld sich öffnete, ließen sie die Pferde ausgreifen; in scharfem Galopp jagten sie wortlos nebeneinander her. Nichts vernahm man als das Knirschen des Leders, das regelmäßige Stampfen der Pferde und ihr lautes Schnauben.

Auch als sie endlich aus der scharfen Gangart in einen ruhigen Schritt gekommen waren, blieb es still zwischen ihnen. Vielleicht fühlten sie beide, daß sie etwas sagen wollten, sagen mußten. Aber sie fanden nicht das Wort dafür. Sie mochten wohl auch daran denken, wie froh und unbefangen sie früher miteinander verkehrt hatten. Und wie das in letzter Zeit so anders geworden war.

»Nun ist es doch gekommen, was wir damals gewünscht, und was Sie durchgesetzt haben,« sagte Annemarie in dem Bestreben, das allmählich lastend gewordene Schweigen zu brechen. »Sie können mit Ihren Erfolgen zufrieden sein. Sie haben mehr erreicht, als ich je für möglich gehalten. Sie sind der reine Hexenmeister und haben dem bösen Geist tüchtig den Garaus gemacht.«

Es war ein leiser Versuch, sich zu dem alten scherzenden Frohsinn aufzuraffen — aber er gelang nicht recht.

»Ich fürchte, dieser Geist ist nur ein wenig auf den Kopf geschlagen,« erwiderte er, auf ihren Ton eingehend, »er ist nur betäubt, aber nicht vertrieben. Manchen Abend ist mir, als ginge er mit deutlich wahrnehmbarem Schritte umher.«

Und dann nach einer kurzen Pause: »Finden Sie nicht auch, daß die Spannung zwischen Vater und Tochter immer schärfer wird?«

»Ja,« erwiderte sie, »ich finde es auch. Und niemand ist doch so aufeinander angewiesen wie diese beiden.«

»Sie sind zwei verschiedene Welten.«

»O nein, sie sind gar nicht so verschieden. Sie sind sich sogar sehr ähnlich. Es muß etwas zwischen ihnen liegen — etwas Schweres und Nichtzuüberwindendes.«

»Lebten denn die Eltern nicht in glücklicher Ehe?«

»In sehr glücklicher. Aber daß Karlas Mutter so lange krank war, wissen Sie ja. Wenn ich daran denke, wie ich mit meinem Vater stehe! Und dabei habe ich noch eine Mutter, die —«

Sie brach ab. Als er sie ansah, merkte er, daß sie mit den Tränen kämpfte. Nun wußte er, was sie bedrückte.

»Sie sind in Sorge um Ihren Vater?«

»Ja.«

»Sein Regiment steht bei den Entscheidungskämpfen im Westen und ist bereits einige Male an den schwersten Stellen eingesetzt, wie mir Fräulein Mackefatz erzählte. Aber der Kommandeur ist schließlich nie so gefährdet wie die andern.«

»Das möchte ich nicht behaupten. Es sind manche von ihnen gerade in den letzten Kämpfen gefallen. Und mein Vater war immer voran und hielt es für seine Pflicht, durch sein kühnes Eintreten seinen Leuten ein Beispiel zu geben. Aber das ist es gar nicht, was mich so beunruhigt. Daran bin ich allmählich als Soldatenkind gewöhnt. Sondern etwas andres.«

»Etwas andres?«

»Ich weiß nicht, ob ich es Ihnen sagen darf, und ob Sie es verstehen werden. Aber der letzte Brief, den mein Vater an die Mutter schrieb, klang nicht mehr ganz so zuversichtlich und siegeserfüllt wie die früheren.«

»Oh, da können Sie ganz ruhig sein, Fräulein von Trotha. Die da draußen stehen ihren Mann. Gewiß, sie ersehnen den Frieden. Das kann ihnen keiner verdenken, der alle diese Jahre mit durchgemacht hat. Aber weichen tun sie nicht. Darauf können Sie sich verlassen. Ich kenne sie.«

»Gott möge es geben!« sagte sie, und ihr alter froher Mut schien zurückgekehrt zu sein.

»Mir hat Ihr Herr Vater auch sehr gefallen,« nahm Arno das Gespräch wieder auf, »obwohl ich ihn nur zweimal im Leben gesehen habe: als ich bei Ihnen Besuch machte und an jenem Abend bei Mackefatz.«

»Wenn Sie ihn kennten wie ich ihn kenne!« antwortete sie, und ein Leuchten war in ihrem ganzen Antlitz. »Es gibt so wenig Menschen, die einem nahestehen ... innerlich nahe.«

»Haben Sie diese Erfahrung auch schon gemacht?« fragte er lächelnd. »Sie in Ihrer schönen Jugend? Ich für meinen Teil habe einen ganz bestimmten Gradmesser, die Stellung eines Menschen zu mir zu beurteilen.«

Hermann Graf: Das Notenblatt

»Und der wäre?«

»Ob er sich mit mir freuen kann.«

»Mit Ihnen freuen kann? Mehr verlangen Sie nicht?«

»Das ist unendlich viel. Verstehen Sie, was das heißt: sich selbst- und neidlos über das Glück, das einem andern widerfährt, zu freuen? So sich zu freuen, als wenn es das eigne wäre? Kennen Sie viele Menschen, von denen Sie das glauben?«

Sie dachte nach. »Nein. Sie haben recht. Ich finde nur wenige. Aber Menschen, die mit einem leiden könnten, gibt es wohl noch seltener. Vielleicht keinen. Ich glaube, im Leide ist man allein — immer.«

Er war erstaunt. Er hatte ihr solche Gedanken nicht zugetraut. Sie hatten ja auch noch nie über solche Dinge miteinander geredet.«

»Ich wüßte auch nur einen Menschen,« erwiderte er nach kurzem Schweigen, »der sich mit mir freuen könnte in meinem Sinne und mit mir leiden, wie Sie es eben meinten: meine Mutter!«

»Sie haben mir nie von Ihrer Mutter erzählt. Tun Sie es, bitte!«

Es lag ein so aufrichtiger Wunsch in ihren Worten — sie hatte recht, er hatte in diesem Kreise noch nie von seiner Mutter gesprochen, so oft seine Gedanken auch bei ihr waren. Weshalb nicht? Weil er die Anteilnahme hier vermißte, ohne die ihm jedes Wort Entweihung gewesen wäre.

Sie ließen die Pferde kehrtmachen und ritten in kurzem Trabe den Feldweg zurück. Der leise Wind von vorhin hatte sich gelegt. Die Luft war durchsichtig wie Glas, dazu weich und wohlig und voll des kräftigsten Duftes.

Und während die Pferde allmählich wieder in den Schritt zurückfielen und sie hart nebeneinander ritten, schilderte er ihr das kleine Häuschen am Ufer des Flusses, in die weichen, üppigen Wiesen und Felder der Niederung gebettet, in dem seine anspruchslose Mutter nach dem Tode ihres Mannes ein beschauliches Leben führte, weil sie, die auf dem Lande Geborene und Großgewordene, es in den engen Mauern der Stadt nicht aushalten konnte. Von ihrer Sorge sprach er, um ihn, den einzigen Sohn, und ihrer großen Liebe, für die ihm das Verständnis eigentlich erst aufgegangen wäre, als er ein erwachsener und reifer Mann geworden. Von seinen Besuchen bei ihr erzählte er. Wie einfach und schlicht alles zu Hause herginge, und doch wie wohlig und warm! Wie er, wenn ihm das Herz schwer wäre und ein Leid ihn bedrückte, nirgend anders sein möchte als in ihrer kleinen niedrigen Stube.

Sie hörte ihm schweigend zu. Nur ab und zu tat sie eine Frage, die klug und warm war, und als er geendet, sagte sie: »Sie haben uns schon viel erzählt, Herr Morgenroth, und manches, das sehr interessant und hübsch war — aber so wie heute haben Sie noch nie gesprochen. Und wissen Sie, was ich möchte: auch einmal in das kleine Haus in der Niederung treten und mich von Ihrer Mutter beruhigen und trösten lassen, wenn mir recht bange zumute ist, wie so oft in dieser schweren Zeit — und heute auch.«

»Sie haben Ihre eigne Mutter.«

»Gewiß — aber sie ist nicht wie die Ihre, auch nicht wie der Vater. Sie ist eine Frau, für die es, recht genommen, eigentlich nur zwei Worte gibt: Pflicht und Vernunft. Darum muß sie jeder achten und anerkennen — aber für das Kind fehlt etwas, vielleicht auch für den Mann.«

Sie hielt inne. Sie wußte nicht, wie sie darauf kam, ihm etwas zu sagen, worüber sie mit niemand, selbst nicht mit Karla, je gesprochen hatte.

Er erwiderte nichts. Aber ihre Augen begegneten sich für eine kurze Weile. Und er sah sie heute anders als bisher.

»Guten Morgen, Herr Morgenroth!« klang es da zu ihm herüber. Eine schmale kleine Hand in dunkelbraunem Lederhandschuh grüßte mit der Reitgerte, und zwischen Herrn von Salbern und dem Marineoffizier, dessen energische Hakennase in der klaren Luft hellrot schimmerte, erblickte er Karla Macketatz auf ihrem Araberschimmel. »Wir haben uns ja heute den ganzen Nachmittag noch nicht gesprochen,« fuhr sie fort, als sie ihm ganz nahe gekommen, »und ich habe Ihnen eine frohe Botschaft zu bringen.«

Die beiden Herren galoppierten an. Der Schimmel machte einen Satz und zeigte Neigung, in die Hinterhand zu steigen. Sie erschrak ein wenig, nahm ihn dann aber gleich energisch in den Zügel und ließ ihn in ruhiger Galoppart den beiden andern folgen. Noch einmal winkte sie Arno mit der Reitgerte zu und war ihm dann wie ein schöner Traum entschwunden.

Er sah ihr einige Sekunden nach. Ihre letzten Worte hallten in ihm wider.

»Eine frohe Botschaft!« hatte sie gesagt. Was konnte es sein? Eine Hoffnung stieg in ihm auf, verflatterte und kehrte wieder. Sie hatte es so zuversichtlich, ja mit einer freudigen Erregung zu ihm herübergerufen, wie sie sonst gar nicht in ihrer Art lag.

Die beiden Recknitz kamen herangesprengt. Sie ritten den gleichen Fuchs mit derselben weißen Blesse und denselben weißen Hinterfüßen, trugen dasselbe blaue Reitkleid und denselben hohen Hut mit einer mattblauen kleinen Schleife an der linken Seite, hatten auf den kindlichen Gesichtern denselben fröhlich-kecken Ausdruck, der sagte, wie forsch und schneidig sie sich auf den sanften Tieren vorkamen, die Herr von Saldern mit großer Vorsicht für sie ausgewählt hatte.

Gott sei Dank, da kam er selber auf seinem temperamentvollen Hunter heran, dessen irländisches Vollblut selbst einem so geübten Reiter zu schaffen machte, und gesellte sich zu den beiden Schwestern, die bei den Luftsprüngen des Hunters ihre Zügel so fest anzogen, daß die unschuldigen Füchse nicht verstanden, weshalb man ihnen so energisch jede Luft nahm.

Da sich der Marineoffizier zu Annemarie gesellte, so blieb Arno allein an Karlas Seite. Sie ließ ihren Schimmel einige Gangarten machen; er freute sich ihres wundervollen Wuchses, der hier auf dem Pferde zu seiner ganzen Geltung kam, und der entzückenden Anmut, mit dem ihr Körper die Bewegungen des Tieres begleitete und gleichsam mitmachte.

Nun ritten sie in leichtem Trab durch die Allee, unter den hohen, dunklen Baumkronen, die sich fast mit den Spitzen vereinten, über allerlei geringfügige, unbefangene Dinge redend. Aber von dem, was ihn am meisten beschäftigte, worauf er mit ganzer Spannung wartete, kein leises Wort.

Endlich erinnerte er sie.

»Ach ja — meine frohe Botschaft! Sie erzählten mir neulich in der Carlos-Aufführung von Ihrem Freunde, dem einzigen, den Sie besäßen. Splettstößer hieß er — war es nicht so? Sie sehen, ich habe den Namen wohl behalten. Sie werden ihn in wenigen Tagen wiedersehen! Er kommt hierher in die Werft des Vaters.«

»In unsre Werft?«

»Ja, der Vater sagte es heute bei Tisch. Er hat ihn reklamiert. Mit seinem alten Direktor war es nichts mehr. Da brauchte er einen neuen. Ich erzählte Ihnen ja schon damals, wie große Stücke mein Vater von jeher auf ihn gehalten.«

Sie merkte, wie seine Hand plötzlich nervös mit dem Zügel zuckte, wie sein Rappe unruhig wurde und einen heftigen Satz vorwärts machte, wie er ihn nur mit einiger Mühe in die ruhige Gangart zurückbekam, und wie jetzt nicht der leiseste Ausdruck der erwarteten Freude, überhaupt keine Silbe der Erwiderung von seinen Lippen kam.

»Was war ihm nur?« fragte sie sich. So hatte sie ihn ja noch nie gesehen. Es war ihr unklar, wie ihre Worte in dieser Weise auf ihn wirken konnten. War ihm ein Zusammensein mit seinem Freunde, eine gemeinsame Arbeit an derselben Stätte vielleicht gar nicht so angenehm, wie sie es gedacht, als sie ihn mit dieser Botschaft überraschen wollte? Er hatte an jenem Abend ja schon von der Verschiedenheit ihrer Art und Anschauungen gesprochen. Oder —?

Ja, das war es! Wunderbar, daß ihr das nicht sofort eingefallen war! Er war ehrgeizig und hatte große Pläne. Er selber hatte seine Hoffnung auf die Stelle gesetzt, die nun ein andrer, die der eigne Freund ihm nahm.

Sie verstand solche Regungen nicht. Sie waren ihr etwas Fremdes, etwas, das sie in der Sicherheit und Geborgenheit ihres Lebens sich gar nicht vorstellen konnte — aber er tat ihr leid.

Es war das erstemal, daß sie etwas Derartiges für ihn empfand. Mit seinem Innenleben hatte sie sich bisher nie beschäftigt. Er war ihr der angenehme Gesellschafter, der zu ihrer Verfügung stand, sowie sie seiner bedurfte. Was er sonst war, was in ihm lebte und rang und litt, darüber hatte sie bis zu dieser Stunde noch nie nachgedacht.

Und nun tat er ihr mit einemmal leid, und es war ihr eigentümlich, ihn, den sonst so Frohen und Gutaufgelegten, plötzlich traurig und niedergeschlagen zu sehen.

Inzwischen kämpfte er mit aller Kraft, der schweren Enttäuschung Herr zu werden, die ihm ihr Worte bereitet hatten.

Zuerst hatte er sie gar nicht fassen können: Splettstößer kam an die Werft zurück, erhielt den Direktorposten und wurde sein unmittelbarer

Vorgesetzter! Wie würde das werden! Wie sich ihr Verkehr, ihre Beziehungen gestalten? Splettstößer war ein energischer Charakter mit einer ausgeprägten Eigenart. Schon im täglichen Verkehr, damals, als sie noch gleich zu gleich miteinander standen, war es nicht immer ganz einfach gewesen, mit ihm umzugehen. Er hatte nicht das leichte Blut, die gefällige Umgangsform, wie sie ihm zu eigen, er war schwerblütiger und in sich verschlossener. Und gerade ihn hatte der Wille des alten Mackeatz an die leitende Stelle der Werft berufen!

Und er?

Um alles in der Welt gern hätte er diesen Posten erhalten. Er hatte sich schon kindlich darauf gefreut, sofort nach seiner Ernennung aufs Schiff zu steigen, zu seiner alten Mutter zu fahren und ihr zu sagen: »Siehst du, das ist nun dein Sohn! Direktor in der großen Werft Max Mackeatz & Co.! So geht es eine Stufe nach der andern empor, immer höher, bis — — Jetzt wirst du zu mir in die Stadt ziehen, wir werden uns eine vornehme Wohnung mieten, im Villenviertel, mit einem Gärtchen davor, vielleicht gar nicht weit von dem stolzen Mackeatz, und herrlich und in Freuden leben!

Nun war das alles vorbei, alle seine Pläne und Träume! Der alte Mackeatz hatte ihn nicht gewollt! Das Beste, was er hatte, gab er ihm und seiner Werft — und er überging ihn nichtachtend und machte seinen Freund zu seinem Vorgesetzten!

Gut — so blieb ihm seine Erfindung, die ihm niemand rauben konnte — — und dann das andre: sein sozialer Lieblingsgedanke, den er unter großer Selbstverleugnung hintenan gestellt hatte, und den er jetzt, da ihn keine Rücksichten mehr banden, mit seiner ganzen Kraft und Energie betreiben wollte.

Alle diese Erwägungen gingen in heißen Wellen durch seinen Kopf, indessen sie im schlanken, allmählich heftiger werdenden Trabe die große Allee durchritten.

An ihrem Ende erwartete sie ein Stallknecht, Karlas Schimmel in Empfang zu nehmen, denn sie liebte es nicht, in einer Zeit wie dieser durch die Stadt zu reiten. Arno sprang von seinem Pferde und war ihr beim Absteigen behilflich.

»Wenn es Ihnen recht ist, geben Sie auch Ihren Rappen dem Diener, und wir gehen zusammen. Ich wollte Sie schon immer bitten, mir von Ihrer Erfindung zu erzählen, die jetzt auf unsrer Werft ihrer Vollendung entgegengeht. Sie haben es noch nie getan, und ich möchte gern etwas darüber hören — aber nur von Ihnen selber.«

So oft sie auch zusammen waren, über wieviel Dinge sie auch sprachen, noch niemals hatte sie einen derartigen Wunsch geäußert. Er hatte immer das Gefühl, als wäre ihr alles, was in dem großen Betriebe Ihres Vaters vorging, was er selber dort ersann und schaffte, im Grunde recht gleichgültig. So erstaunt war er über ihre Bitte, daß er zuerst gar nicht wußte, was er antworten und wie er es anstellen sollte, um ihr einen Begriff von seiner Arbeit zu machen.

»Das ist nicht so einfach, über solche Erfindung zu sprechen oder sie gar anschaulich zu schildern, hier zumal auf der Straße, wo man keine Pläne und Zeichnungen, überhaupt gar nichts zur Hand hat,« meinte er schließlich.

»Oh, Sie werden es schon können, Herr Morgenroth, Sie können alles, wenn Sie nur wollen.«

Das ermutigte ihn. Er begann zu reden. Zuerst zögernd und oft innehaltend, um nach einem besseren Ausdruck zu suchen, dann aber lebhafter und mit seinem Herzen bei der Sache.

Er erzählte ihr, wie man schon im grauen Altertum der Spannkraft des Dampfes seine Aufmerksamkeit zugewendet, und wie Archimedes den »Erzdonnerer« gebaut habe, ein Geschütz, aus dessen Lauf der hochgespannte Dampf die Kugel trieb. Wie nun wunderbarerweise fast zwei Jahrtausende dahingingen, ehe man diesen wichtigen und fruchtbaren Gedanken wieder aufnahm. Bis dann zwei große Männer, de Laval und Parson, mit neuen Erfindungen hervortraten, um das Ideal der nur drehende Bewegung ausführenden Dampfmaschine zu verwirklichen.

In kurzen, klaren Umrissen suchte er ihr diese Erfindungen anschaulich zu machen, zeigte ihr, wie schon bei ihnen die Geschwindigkeit der Umdrehungen der Räder der von Geschossen gleich war, und wie jetzt alles darauf ankäme, unter Aufrechterhaltung oder Vermehrung dieser Geschwindigkeit eine möglichste Sparsamkeit der Dampfkraft herbeizuführen.

Damit war er bei seiner eignen Erfindung; auch von ihr suchte er ein einleuchtendes Bild

in knappen Umrissen zu geben, vor allem ihre neu erzielten Fortschritte klarzulegen.

Es war etwas unwiderstehlich Fesselndes in seiner Art; ein stilles Feuer glimmte in seinen Worten, seine Darstellung wurde oft dramatisch. Ab und zu blieb er stehen, machte mit der Reitgerte einige Striche oder Kreise auf das Pflaster oder zeichnete mit den Armen und Fingern in die Luft. Und immer wieder dachte er: Wie schön ist es doch, das alles einmal vor ihr entwickeln zu können! Sein Werk war ihm noch nie so lieb gewesen wie in dieser Stunde. So reich und begnadet fühlte er sich, daß, während er sprach und zeichnete, ganz neue Entwicklungsmöglichkeiten in ihm wach wurden und mit ihnen neue Hoffnungen und Pläne. Er baute sie in seinem Inneren aus. Alle trüben Gedanken, die ihn eben noch gepeinigt hatten, traten zurück hinter die Freude dieses Augenblicks.

Sie war im Anfang nicht ganz bei der Sache. Ihr Auge streifte mit schnellem Blick über die belebten Straßen mit den hohen, öden Mietskasernen und über die Leute, die ihnen entgegenkamen oder sie einholten; denn er ging, in seine Gedanken und Schilderungen verloren, sehr langsam, und sie mußte Schritt mit ihm halten.

Dann aber wurde ihre Aufmerksamkeit reger, denn sie merkte, mehr mit einer verwunderten Neugier als mit innerer Bewegung, daß er seine ganze Seele in seine Ausführungen legte. Das blieb nicht ohne Eindruck auf sie.

Um sie war das Gebrause und Getriebe der Großstadt. Und wenn er den Schritt innehielt und auf die Erde oder in die Luft zeichnete, dann standen sie mitten in ihm wie auf einer Insel. —

Beim Abendessen fragte Karla ihren Vater nach dem neuen Direktor. Es geschah sehr selten, daß sie eine Frage nach seinen Angelegenheiten an ihn richtete; er schien deshalb ein wenig erstaunt.

»Ich bekam eben die Nachricht, daß meiner Reklamation nachgegeben wäre,« erwiderte er. »Es wäre übrigens schon geschehen, als ich sie das erstemal einreichte, wenn Splettstößer nicht selber Einspruch erhoben hätte.«

»Er wollte lieber im Schützengraben bleiben?«

»Es scheint so.«

»Dann hättest du einen andern nehmen können.«

»Für diesen Posten gab es keinen andern.«

»Du hattest Morgenroth.«

»Er kam nicht in Frage.«

»Er wäre doch eigentlich der nächste dazu gewesen. Er wird sehr enttäuscht sein.«

»Das ist seine Sache. Für diese Stelle paßt er nicht.«

»Versteht er sein Fach nicht?«

»Was das Theoretische betrifft, ausgezeichnet! Aber er ist ein unruhiger Geist, der nicht standhält und rastlos von einem zum andern eilt.«

»Er hat große Gaben.«

»Die hat er. Er ist genialisch veranlagt, aber nicht genial. Das ist immer ein gefährlich Ding bei einem Menschen.«

»Aber er hat auch praktischen Sinn. Er versteht mit den Menschen umzugehen.«

»Er hypnotisiert sie. Das ist seine Kunst. Solche Männer kann ich auf einem leitenden Posten nicht brauchen.«

Friedrich Zubeil trat ein, seinem Herrn eine Reihe eben eingegangener Drahtnachrichten zu überreichen. Karla erhob sich, um einige Anordnungen für einen Besuch zu geben, der morgen zum Mittagessen erwartet wurde. Aber ihre Gedanken waren noch bei dem Gespräch, das sie eben mit ihrem Vater gehabt.

Er hatte sie nicht überzeugt. Sie konnte das Gefühl nicht loswerden, daß Arno Unrecht geschah. Wie schwer mußte es ihm fallen, sich unter den Freund zu stellen!

Wieder erwachte das Mitleid in ihrer Seele. Innerlich nahm sie für ihn Partei. Aber seine Erfindung würde ihn weit über die andern stellen, auch über den neuen Direktor, auf den der Vater so große Stücke hielt. Möchte sie glücken! Sie zweifelte nicht daran. Mit all ihren Wünschen und Erwartungen war sie bei ihr.

Der neue Direktor hatte sein Amt angetreten: eine männliche Erscheinung mit gedrungenen Formen und gebräuntem, wetterhartem Gesicht mit einer dünnen, aber scharfen Falte über der Nasenwurzel, gemessen in seinen Bewegungen, hart im Worte, fest und bestimmt in jeder Äußerung seines Wesens.

An einem hellen Septembermorgen führte ihn Macketatz in sein Amt ein und stellte ihn dem großen Kreis der Beamten vor, die unter ihm zu arbeiten hatten.

Er sprach kein überflüssiges Wort, entwickelte kein Programm, sondern ging an

seine Tätigkeit. Wenige Tage später wußte die Werft Max Mack152etatz & Ko., daß mit dem neuen Mann auch ein neuer Geist in ihr gewaltiges Getriebe eingezogen war.

Direktor Splettstößer hatte seinen Sekretär abgefertigt. Es war bereits Nachmittag geworden, er hatte vom frühen Morgen an durchgearbeitet und nur eine kleine Frühstückspause gemacht.

»Fragen Sie Herrn Oberingenieur Morgenroth, ob ich ihn für einen Augenblick sprechen kann. Vielleicht kommt er herüber.«

Nach einer kurzen Weile erschien der Sekretär wieder: »Der Herr Oberingenieur ist noch nicht auf der Werft.«

»Wann wird er kommen?«

»Der Herr Oberingenieur kommt gewöhnlich erst um fünf Uhr und bleibt dann eine Stunde.«

»Sagen Sie dem Boten, sowie der Herr Oberingenieur käme, möchte er so gut sein, sich zu mir zu bemühen.«

Es hatte längst fünf Uhr geschlagen, als Arno ein wenig eilig, das Gesicht noch lebhaft gerötet von der frischen Luft, bei Splettstößer eintrat.

Sie waren sich bisher wenig begegnet. Der neue Direktor hatte sich mit zähem Eifer in die Arbeit gestürzt, saß den ganzen Tag auf seinem Zimmer oder tauchte plötzlich in der Werft auf, nicht zu bestimmten Zeiten, nach denen sich jeder richten konnte, wie der alte Mackeｔatz, sondern ganz unvermutet und nur, wo man ihn am wenigsten erwartete. Arno aber war die Zeit, die er auf der Werft verbrachte, so mit den Arbeiten an seiner Erfindung beschäftigt, eilte von dem Magazin in die Werkstatt, von dieser in die Zeichensäle und Bureaus, verhandelte mal mit dem Werkstattingenieur, dann wieder mit den Meistern und Handwerkern, daß es sehr schwer war, seiner für einen Augenblick habhaft zu werden.

»Ich hatte bereits nach dir geschickt,« sagte Splettstößer, nachdem sich Arno ihm gegenüber auf einen Sessel gesetzt, von dem er erst einen ganzen Stoß von Zeichnungen und Plänen entfernen mußte. »Ich wollte deine Ansicht über die Entwürfe und Anschläge hören, die uns Geffke & Ko. für unsern ‚Siegfried' geschickt haben, in den Mackeｔatz deine Turbinen einzubauen gedenkt. Man sagte mir, du kämest erst um fünf Uhr und bliebest dann nur eine Stunde.«

»Ganz recht, jetzt in der schönen Jahreszeit wenigstens. Wir machen öfters Spazierritte durch den Park, an denen ich mich gern beteilige, und des Abends gehe ich dann und wann in irgendein Theater oder Konzert.«

»Du hast von jeher mehr gekonnt als andre Sterbliche. Ich weiß wirklich nicht, wie du die Riesenarbeit, die den Turbinenbau von dir fordert, in so kurzer Zeit bewältigen kannst.«

»Wer am meisten zu tun hat, der hat gewöhnlich auch am meisten Zeit. Das ist eine alte Erfahrung.«

Die leichte, zugleich abweisende Art, mit der er diese Worte hinwarf, schien den andern nicht angenehm zu berühren.

»Als alter Freund darf ich dir wohl einen Vorschlag machen,« erwiderte er in ruhigem, ja freundlichem Tone. »Du läßt an Stelle der gewohnten Regelmäßigkeit eine gewisse Wechselfolge eintreten. An den Tagen, an denen du das Theater oder Konzert besuchst, hältst du dir den Nachmittag frei, und umgekehrt.«

»Wozu das?«

»Um entweder des Nachmittags oder des Abends hier auf der Werft zu sein.«

Arno zündete sich mit einer gewissen Umständlichkeit eine Zigarette an und sagte, seinen Unmut bezwingend: »Kommt das vom Herrn Direktor?«

»Nein, es kommt vom Freunde.«

»Der aber von seinem Amte schwer zu trennen sein wird,« erwiderte Arno, und aus seinen Worten klang gereizte Empfindlichkeit. »Daß die Stellung, die du hier bekleidest, unsre alten Beziehungen gefährden würde, habe ich gefürchtet — freilich nicht, daß es so bald geschehen würde. Damit wir beide aber von vornherein wissen, wie wir einer mit dem andern dran sind, laß mich dir dies eine sagen: ich lebe und wirke auf dieser Werft unter andern Verhältnissen als die übrigen, die dir unterstellt sind. Der alte Mackeｔatz hat mich während der Dauer meines Turbinenbaues von andern Arbeiten entbunden. Ich darf nach seinem Willen frei und unbeschränkt meiner Erfindung leben und mich in ihr auswirken. Wie ich das tue und zu welchen Stunden, das ist meine Sache. Ich habe niemand darüber Rechenschaft zu geben — auch nicht dir.«

»Ich forderte sie nicht von dir.«

»Nein — aber du wolltest mich zu einer

besseren Lebensführung bringen. Und das war verlorene Liebesmühe. Du deutetest es vorhin selber an: Ich bin von jeher anders gewesen als du und mancher unsrer Bekannten. Deshalb bin ich nicht weniger tätig und fleißig als ihr. Nur müßt ihr mich auf meine Weise schalten und schaffen lassen. Nur müßt ihr nicht meinen andersgearteten Geist unter dieselben Bedingungen beugen wollen, denen zu gehorchen euch Freude ist.«

Kurt Splettstößer hatte ihn ausreden lassen, ohne daß sich eine Miene in seinem ruhig ernsten Antlitz bewegte.

»Was du da sagst, hört sich ganz hübsch an,« erwiderte er jetzt. »Und in dem einen hast du fraglos recht: jeder Mensch schafft und arbeitet nach ihm eignen Gesetzen und unter eignen Bedingungen, du nach den deinen, und ich nach den meinen. Aber etwas gibt es, das für uns alle gleich verbindlich ist, wollen wir in den Zeiten bestehen, die immer schwerer werden. Es ist das deutscheste Wort, das je geprägt ist, kurz und kernig, wie deutsches Wesen sein muß. Pflicht heißt es.«

Wieder schien Arno nicht angenehm berührt. Ein abwesendes Lächeln spielte um seine feinen Lippen.

»Gewiß, es ist ein gutes, ist auch ein deutsches Wort. Aber es ist — ich möchte sagen: ein wenig veraltet. Du sprachst von schweren Zeiten. Es kommen aber nicht nur schwere, es kommen ganz andre, ganz neue Zeiten. Die werten vieles um. Die Tage, da in unserm Leben nur noch die Worte Befehl und Gehorsam, Pflicht und Schuldigkeit herrschten, die sind gezählt. Freiere Begriffe sind an ihre Stelle getreten. Und das ist gut. Denn ich habe das Wort Pflicht nie gemocht. Etwas Erstarrendes ist in ihm und etwas Totes. Ein Notbehelf erschien es mir, die Menschen gefügig zu machen, andern und sich selber. Da draußen fügte ich mich ihm, weil ich ein Glied nur war in dem großen Organismus, willenlos für mich und nur dem Ganzen untertan. Hier drinnen, wo ich zu selbsteigner Tätigkeit berufen bin, will ich Persönlichkeit sein und ein Persönlichkeitsleben führen.«

»Und wenn die alten Begriffe fallen,« fragte Splettstößer nach einer Weile, »welche neuen willst du an ihre Stelle setzen?«

»Liebe und Freiheit! Liebe zur Sache, Freiheit in ihrer Schöpfung! Denn der Schöpfer ist der Freie. Und frei, ungebunden selbst von dem, was ihr Pflicht nennt, muß er wirken. Sonst ist er ein Handwerker und schafft ein totes Werk.«

»Und die andern? Ich meine alle, deren du zu deiner Arbeit bedarfst, die dir unterstellt sind: deine Ingenieure, deine Techniker, deine Handwerker und Arbeiter?«

»Ich will sie zur Mitfreude an dem Werke führen, das sie mit mir schaffen. Denn auch sie haben ein Recht auf Freude. Sieh dich hier um in unsrer Werft! Gehe in alle Zimmer, alle Bureaus, gehe in die Werkstätten und Hallen und Schuppen, auf die Docks und Gerüste — du findest einen mürrischen und verzagten Geist. Die Leute leiden alle unter dem Drucke dieser Zeit. Der eine hat den Sohn, vielleicht den einzigen, an heißumstrittener Front. Jeden Morgen steht er mit dem quälenden Gedanken auf: Lebt er noch? Jeden Abend legt er sich mit derselben Frage nieder. Der andre hat zwei, hat vielleicht drei Söhne schon verloren. Nun lebt er in seiner dumpfen Mietswohnung ohne Licht und Sonne, hat nicht einmal ein Stückchen Garten, in dem er eine Blume blühen sieht. Wenn er zur Arbeit ausgeht, wünscht ihm seine Frau kaum einen guten Tag, wenn er müde von ihr heimkehrt, findet er sie in Tränen aufgelöst. So geht es Tag für Tag. Wie soll er dabei froh werden? Und wenn man ihm dann nur das eine immer vorhält: Pflicht und wieder Pflicht, glaubst du, seine Tätigkeit wird ihm das geben, was ihm fehlt? Nein, zur Freude müssen wir die Leute führen, zur Freude an ihrer Arbeit. Das ist das Grundgesetz alles sozialen Wirkens.«

»Und wie willst du das machen?«

Ein warmes Leuchten ging durch Arnos Augen.

»Ich habe schon meinen Plan. Er gewinnt immer greifbarere Ausgestaltung. Ich weiß nicht, ob ich dir hierin vertrauen kann, oder ob du das, was mir eine wichtige, ja eine heilige Sache ist, nicht am Ende belächeln wirst.«

Er trat an das Fenster, das hier einen weiten Ausblick bot, und öffnete es.

»Siehst du dort den großen Strich Landes mit den vereinzelten Häusern darauf? Eine Gesellschaft hat den Boden angekauft und die Häuser errichtet. Es sind nur die ersten, die andern sollen folgen, sowie wir Frieden haben. Kannst du dir eine geeignetere Gelegenheit denken, unsern Arbeitern und Angestellten zu schönen, gesunden, lichterfüllten Wohnungen

zu verhelfen? Jedes Haus bekommt seinen eignen Garten, und jede Familie ihren Anteil an ihm, damit sie sich selber bauen kann, was in dieser Zeit so schwer zu kaufen ist. Du kannst mir glauben: die Wohnungsnot wird immer kritischer. Es ist die höchste Zeit, daß wir hier vorbeugen, daß wir Land beschaffen und Kapital zu Häusern und Kleingärten flüssig machen.«

»Das hört sich alles gut an. Aber das Land gehört uns ja gar nicht.«

»Darum müssen wir es eben ankaufen.«

»Hast du Mackeltatz deinen Vorschlag unterbreitet?«

»Gewiß habe ich das getan.«

»Und er lehnte ab ... selbstverständlich.«

»Warum sagst du selbstverständlich?«

»Weil er ein Mann der Wirklichkeit ist, den nur reale und praktische Gesichtspunkte bestimmen.«

»Das ist es. Für ideale Zwecke hat er keinen Sinn.«

»Wenigstens für solche nicht, die die Utopie streifen.«

Arnos Stirn bewölkte sich. »Du scheinst auch hierin auf seiner Seite zu stehen.«

»Er ist ein Mann von einer Erfahrenheit und Klugheit, wie ich sie noch nicht gefunden habe. Und er hat ein Herz für seine Arbeiter.«

»Aber weder seine Klugheit noch sein Herz kann ihn eines Tags vor einem neuen Ausstand behüten, wie er ihn damals so aus den Fugen brachte.«

»Und den wolltest du durch deine Wohnungen und Gärten verhindern?« fragte Splettstößer, und ein leiser Spott war in seinen Worten.

»Ich gebe mich keinem Wahne und keinen überspannten Hoffnungen hin, da kannst du sicher sein. Ich will nichts als ein bißchen Sonnenschein in die dunklen Herzen bringen. Die Menschen, die ohne Sonne leben und ohne Blumen und ein Stückchen Land, sind alle traurig und krank — hast du das noch nie erfahren?«

»Das hört sich wieder sehr hübsch an. Aber du machst deine Rechnung ohne den Wirt. Die Arbeiter fühlen sich in ihren alten Wohnungen sicher wohler, als du denkst. Sie werden sich hüten, in die neuen zu ziehen, die du ihnen mit Licht und Luft und Sonne bauen willst.«

»Das werden sie nicht. Sie werden gern kommen. Ich habe bereits in der Werft herumgehört. Der große Wandertrieb, unter dem wir leiden, wird aufhören, wir werden ein seßhaftes Geschlecht bekommen.«

»Aber trotz alledem — wenn Mackeltatz dir seine Hilfe versagt, wirst du von deinem Plane abstehen müssen.«

Da reckte sich Arno ein wenig in die Höhe, den Kopf warf er zurück, ein entschlossener Wille durchglühte sein Antlitz.

»Du irrst!« sagte er. »Ich werde von meinem Plan nicht abgehen.«

»Und woher wirst du das Geld nehmen?«

»Ich werde es schaffen, verlasse dich darauf!«

»Aber wie, wenn ich fragen darf? Soweit mir bekannt, bist du selber von Hause unvermögend.«

»Das bin ich. Aber du vergißt meine Turbine. Solche Erfindungen bringen viel Geld, wenn man sie recht nutzt. Und daran werde ich es nicht fehlen lassen.«

»Aber sie ist doch erst im Werden —«

»Sie ist so gut wie fertig.«

»Und ob sie dann geglückt ist?«

»Das ist sie — ohne jede Frage. Die Probefahrt auf dem Prüffelde wird nicht lange mehr auf sich warten lassen. Da kannst du dich selber überzeugen.«

»Und wenn du noch so viel an ihr verdienst, zum Ankauf dieses großen Landes mit seinen Bauten kann es niemals, auch nicht annähernd reichen.«

»Selbstverständlich kann ich es nicht allein aufbringen. Das hat auch nie in meiner Absicht gelegen.«

»Du hast andre für diesen Ankauf interessiert?«

»Das habe ich getan. Eine ganze Anzahl zahlungsfähiger und zahlungsfreudiger Menschen, die mit mir der Meinung sind, daß hier etwas Gutes und vielleicht auch Gewinnbringendes geschaffen werden kann. Mehrere meiner Kollegen auf der Werft sind für die Sache erwärmt worden, sogar, worauf ich nicht wenig stolz bin, einige Meister.«

»Also eine Gesellschaft mit beschränkter Haftpflicht.«

Immer war der leichte Spott in Splettstößers Worten. Arno bemerkte ihn nicht oder wollte ihn nicht bemerken.

»Die werden wir kaum nötig haben. Es wird alles unter der Hand gemacht. Die Gesellschaft, die an dem Zustandekommen des

Geschäfts naturgemäß das größte Interesse hat, tut, was in ihren Kräften steht, es uns zu erleichtern. Der Leiter, ein sehr erfahrener und geschäftskundiger Baumeister, hat im Verein mit mir alles auf das beste vorbereitet. Man hat mir weitgehende Zugeständnisse gemacht.«

»Ich fürchte, du spielst ein sehr gewagtes Spiel. Du mit deiner geringen kaufmännischen Praxis, mit deiner nur auf das Theoretische gerichteten Kenntnis. Ich bitte dich, laß die Hand von diesen Dingen!«

»Deine Warnung kommt zu spät. Ich habe eben den Vertrag unterzeichnet.«

»Dann freilich ist nichts mehr zu wollen. Nun sieh du selber zu!«

Der Ernst, der jetzt aus seinen Worten sprach, machte Arno einen Augenblick stutzig.

»Die Menschen mit den heißen Herzen haben es immer schwer im Leben,« sagte er.

»Vielleicht weil die Pflicht für sie ein Joch ist, wie du vorhin ausführtest. Und da wir somit wieder an den Ausgangspunkt unsrer Unterhaltung zurückgekommen sind, gestattest du mir wohl eine Bitte. Was du da vorhin von der Liebe und Freiheit entwickeltest, es mag für einen großen Geist vielleicht angängig sein. Aber die Leute, fürchte ich, verstehen es nicht ganz. Die halten sich vorläufig an den einfacheren Begriff der Pflicht. Und da wäre es wohl richtig, du hieltest auch deinerseits die Arbeitsstunden mit einer gewissen Pünktlichkeit inne. Und wäre es auch nur des guten Beispiels wegen.«

Eine Röte des Unwillens stieg in Arnos Antlitz bis unter die Haarwurzeln. Er wollte aufbrausend antworten, aber er bezwang sich.

»Ich werde sehen, was sich tun läßt,« erwiderte er mit erkünstelter Ruhe. Und dann, nicht ohne eine gewisse Herausforderung: »Ich würde gern auf das Vergnügen verzichten. Aber Fräulein Macketatz, fürchte ich, wird sich nicht so willig fügen wie ich.«

»Fräulein Macketatz? Ja, was hat denn die mit dir und deiner Arbeit zu tun?«

»Verzeih — das kann ich dir wirklich nicht so genau auseinandersetzen. Als ich hierherkam, sah es im Hause Macketatz traurig aus —«

»Bis du auch hier als der große Freudebringer erschienst!«

Der Hohn in Splettstößers Worten trat jetzt deutlich hervor, er hielt ihn nicht mehr zurück. »Nur eins möchte ich dir zu bedenken geben: ob du deinen Zweck erreicht hast? Ich habe den Eindruck nicht gewonnen. Der alte Macketatz kann sich ja sehr zusammennehmen, aber wie wenig wohl er sich in seinem Hause fühlt — nun, es gehört gerade kein Scharfsinn dazu, es zu bemerken.«

»Das sind Verhältnisse, die uns beide nichts angehen und die wir vielleicht nie ergründen werden.«

»Du hast recht, sie interessieren mich auch nur im Zusammenhange mit dem, was wir eben verhandelten. Und da darfst du mir eine Frage nicht verargen. Du sprachst vorhin so schön und überzeugt von der Freiheit des höherveranlagten Menschen. Nun verstehe ich nicht ganz, wie sich ein so nach Freiheit verlangender Mann als Vasall glücklich fühlen kann.«

»Als Vasall?«

»Ja, willst du das Verhältnis, in das du zu Fräulein Macketatz getreten, anders bezeichnen? Du sagtest mir eben selber, du wärest in Rücksicht auf sie nicht in der Lage, deine Dienststunden hier einzuhalten. Sie gebietet über deine Arbeit, deine Zeit, deine Kräfte — ja, laß uns einmal Aug' in Auge als Freunde miteinander reden: ist das eines freien Mannes, wie er in meiner Auffassung lebt, ganz würdig? Mir wäre es etwas Unmögliches.«

Arno wollte heftig und zurückweisend antworten. Aber die Art, in der der andre zu ihm sprach, entwaffnete ihn. Der Klang früherer Tage tönte ihm aus ihr entgegen. Er wurde ein wenig verwirrt und sagte nur: »Ich sehe, wie völlig falsch du mein Verhältnis zu Fräulein Macketatz ansiehst.«

»Da magst du wieder recht haben. Lassen wir auch dies! Ich bin noch immer nicht dazu gekommen, deine Turbinen zu besichtigen. Wenn es dir recht ist, komme ich morgen.«

»Ich will dich gern in der Werkstätte erwarten.«

Am nächsten Morgen, gerade als er in die nicht einfache Prüfung einiger neuer Konstruktionspläne vertieft war, wurde Splettstößer von Macketatz angerufen: seine Tochter wünsche die Turbinen des Herrn Morgenroth zu sehen und wolle diesen Besuch mit einem Gang durch die Werft verbinden, um einer Nichte von ihm, die bei ihnen zu Gaste wäre und die noch nie eine Werft gesehen, diese zu zeigen. Sie würde um zehn Uhr dort sein.

Richard Harlfinger: Hallstadt

Ob er wohl die Güte haben wollte, die Damen zu führen?

Splettstößer hatte für den heutigen Vormittag ein großes Arbeitsprogramm vor, das er ungern aufgab, und zudem gehörten solche Führungen nicht zu seiner Liebhaberei. Er antwortete deshalb, daß er sehr beschäftigt wäre. Ob nicht Herr Morgenroth die Führung übernehmen könnte? — Der habe nicht den rechten Überblick über das Ganze, kam es zurück, er könne seine Turbinen zeigen. Seine Tochter käme fast nie in die Werft. Jahre wären es her, daß sie das letztemal dort gewesen. Darum wäre ihm daran gelegen, daß er als Direktor ihre Führung übernähme. — Gut, so wollte er die Damen um zehn Uhr erwarten.

Schon saß er wieder über seine Konstruktionspläne gebeugt.

Punkt zehn Uhr fuhr der geschlossene Wagen vor, der Fräulein Macketatz und Hildegard Gamrath brachte.

Splettstößer hatte dem Pförtner Auftrag gegeben, ihn anzurufen, sowie die Damen vorgefahren wären. Er hatte gerade eine wichtige Unterredung mit dem Oberingenieur für den Bau der Torpedoboote gehabt, der eine neue Maschineneinrichtung mit ihm besprach, als ihm eine Drahtnachricht gebracht wurde, die er zwei-, dreimal las und dann, ohne dem Oberingenieur gegenüber eine Silbe zu äußern, in eine Briefhülle steckte, mit dem Auftrag, sie sofort zu Herrn Macketatz zu bringen.

So verzögerte sich sein Kommen um einige Minuten.

Karla, die von früher her gewöhnt war, daß die Herren, die sie führten, sie am Eingang begrüßten, war schon ein wenig ungehalten, als heute niemand zu ihrem Empfang bereit war. Das Warten vor dem Portal, bei dem sie allerlei neugierigen Blicken ausgesetzt war, und die Zugluft, die sich hier auf dem Platze fühlbar machte, drückte ihre Stimmung noch mehr herunter, so daß sie Mühe hatte, sie Hildegard gegenüber zu verbergen.

Als Splettstößer jetzt erschien und einige entschuldigende Worte sagte, blieb sie kühl und zurückhaltend und ging in schweigender Teilnahmlosigkeit zwischen ihm und Hildegard, als er seine Führung begann.

Durch den gewaltigen Hof hindurch, auf dem ein fortwährendes Kommen und Gehen von Beamten und Arbeitern war, die die Damen ehrfurchtsvoll grüßten, führte er sie zu den Hellinganlagen mit ihren hohen eisernen Kränen und mächtigen schräggestellten Holzgerüsten, innerhalb deren sie mehrere Schiffskörper ohne Masten und Aufbauten sahen, die, in ihrer oberen Hälfte mit lebhaften, manchmal fast grellen Farben bepinselt, aus ihrer Umgebung grotesk emporragten. Auch den zum Stapellauf beinah fertigen Bau eines kleinen Kreuzers konnten sie hier besichtigen.

Nun geleitete er sie auf den Schnürboden, der sich oberhalb der Schiffsbauhallen befand, und gab ihnen in seiner knappen, aber klaren Weise eine Erläuterung über seine Bestimmung: wie hier nach Zeichnungen an Holzteilen die Form der Spanten von vornherein festgelegt und dann nach dieser die stählernen Schiffsspanten auf dem Spantenstuhl in glühendem Zustand hergestellt würden.

Er wollte ein wenig näher auf den Vorgang eingehen, da fiel ihm ein, daß Karla ihm gleich zum Anfang gesagt hatte, daß ihre Zeit sehr gemessen wäre und er deshalb nur das Wichtigste zeigen könnte. So ließ er es und führte sie von hier zu den von einem stählernen Baugerüst mit elektrisch betriebenen Lastaufzügen überragten Hellingen, in denen der Bau der Torpedoboote vorgenommen wurde und in denen es gerade jetzt viel des Interessanten zu sehen gab; denn zwei Boote lagen mit dem gewaltigen Rumpfe, der in seinen dunklen Umrissen wie der Leib eines Walfisches aussah, fast fertig vor ihm.

Von dort ging es in die große Halle, in der die Boote wiederum im Wasser lagen und ihr unterer Teil mit einer Welt von Hämmern und Instrumenten bearbeitet wurde.

Alles zeigte er ihnen mit einfachen, manchmal nur andeutenden Worten, aber immer so klar und anschaulich, daß vor ihren Augen das Werden des Ganzen von seinen ersten Keimen, seiner allmählich beginnenden Gestaltung bis zu seiner Vollendung lebendig wurde, und Hildegard, die hier in ein nie geahntes Reich von Wundern trat, mit einer Anteilnahme folgte, die sich bald bis zur Spannung steigerte.

Auch Karla, die die kindlich frohe Erregtheit ihrer Kusine allmählich von ihrer kühleren Zurückhaltung auftauen ließ, mußte sich im stillen Inneren gestehen, daß ihr scharfblickender Vater so unrecht vielleicht nicht hatte, wenn er, der sonst mit Lob und An-

erkennung Geizende, die Tüchtigkeit und Klarheit dieses Mannes pries. Aber sein karges Wesen und die geringe Zuvorkommenheit, die er ihr als der Tochter des Herrn dieser Werft erwies, gefielen ihr nicht. Ohne daß sie es wollte, verglich sie ihn mit seinem Freunde Morgenroth, und der Vergleich fiel nicht zu seinen Gunsten aus.

Nun führte er sie zu der Fähre, um ihnen am jenseitigen Ufer die Hellinge und Docks für den Bau der Unterseeboote zu zeigen.

Um sie herum war der tobende Lärm der Werft. Lokomotiven, die eine ganze Schlange kleiner schmutziggrauer Loris pustend und keuchend hinter sich schleppten, große Eisenbahnen mit Stahl- und Eisenwerk, oft auch mit klirrenden Panzerplatten beladen, ebenfalls von fauchenden Lokomotiven gezogen, kreuzten ihren Weg, zwangen sie oft, innezuhalten oder auszubiegen und fortwährend auf ihrer Hut zu sein. Denn der ganze gewaltige Werftplatz war von Gleisen durchzogen, die die einzelnen Stationen und Werkstätten des Schiff- und Maschinenbaues miteinander verbanden. Aus den großen Hallen, von den Hellingen, aus den Docks und Werkstätten aber drang ein Hämmern und Klopfen und Pochen, ein Knarren und Kreischen und Quietschen, daß sich Karla die mit einem dicken Lederhandschuh bekleidete Hand vor die Ohren hielt, und Hildegard den Versuch, ihren Führer etwas zu fragen, bald aufgeben mußte.

Der allein schritt durch dies Gewoge und Gebrause von Lärm und Tätigkeit wie einer, dem es Freude und Leben bedeutet, dem es Herz und Nerven stärkt und stählt.

Manchmal schien es, als hätte er es längst vergessen, daß er zwei Damen zu führen hätte; jedenfalls tat er das nur ganz nebenbei. Während er an ihrer Seite dahinschritt, hatte er das prüfende Auge überall, übersah und beaufsichtigte er sein ganzes großes Gebiet und die Arbeiter, die auf ihm tätig waren. Hier und da rief er einen zu sich, gab ihm einen schnellen Auftrag oder erkundigte sich nach irgend etwas. Seine männliche Haltung, sein ausdrucksvoller Kopf mit den wetterharten, von unausgesetzter Arbeit zeugenden Zügen und sein sicherer, elastischer Gang kamen hier erst zur Geltung. Hier gehörte er hin, hier war er zu Hause. Auf dem Parkett würde er es gewiß weniger sein, dachte Karla bei sich, das lag dem andern besser. Und der war auch ein Mann der Arbeit, und einer, die mehr war als diese mechanische, täglich wiederkehrende: einer schöpferischen, künstlerischen Arbeit!

Sie mußte über sich lächeln. Wieder beschäftigte sie sich in ihren Gedanken mit Arno Morgenroth und verglich die beiden miteinander. Das kam wohl daher, daß sie sich nicht denken konnte, daß sie zusammen paßten und Freunde waren.

»Man merkt Ihnen so recht die Lust an, mit der Sie hier schaffen,« sagte sie, um doch auch einmal das Wort an ihn zu richten.

Er wandte sich kurz um. »Sie irren. Draußen wäre ich lieber.«

»Auch jetzt noch?«

»Gerade jetzt.«

»Es soll nicht mehr angenehm draußen sein.«

»Um so mehr gehörte ich hin.«

Ihr schienen seine Antworten nicht sehr zu behagen.

»Sie haben hier auch ein großes Feld. Es ist alles fiebernde Tätigkeit.«

»Wer weiß, wie lange noch!«

»Wie lange noch?«

In ihrem Auge, das dem seinen begegnete, war ein leises Erschrecken. »Wie meinen Sie das?«

Er fühlte, daß er zu viel gesagt hatte.

»Eben als ich mich anschickte, die Damen zu empfangen, erhielt ich eine Drahtnachricht, die mir zu denken gab.«

»Darf man fragen, was sie enthielt?«

»Das ist mir nicht gestattet. Vielleicht sagt es Ihnen Ihr Herr Vater.«

Sie war wieder nicht angenehm berührt. Er hatte eine wenig verbindliche Art, ihr zu antworten.

»Sind Sie mit Ihrer Führung zu Ende?« fragte sie.

»Wenn die Damen nicht noch einen Blick in die Werkstatt tun wollen?«

»Ach ja, laß uns noch die Werkstätten besichtigen!« sagte Hildegard.

Sie machten sich auf den Weg. Zuerst trat man in die große Schlosserwerkstatt, in der der Direktor inmitten eines betäubenden Hämmerns und Feilens und Bohrens seine klaren Erläuterungen und dazwischen wieder bestimmte Anweisungen an die Arbeiter gab. Auch in der zweiten Schlosserwerkstatt, die, kleiner als die erste, für den U-Boot-Bau bestimmt war, weilte man einige Zeit.

Nun ging es nach einem flüchtigen Blick

in die Modelltischlerei zu der riesigen Schmiedewerkstatt, in der die gewaltigen Essen und Kamine mit dem zuerst glimmenden, dann allmählich hell und heller auflodernden Feuer ein malerisches Bild gaben. Von einem riesigen rotglühenden Eisenblock teilte gerade die wuchtige Maschinensäge ein großes Stück ab. Zwei Männer, wie Zyklopen in der Glut der Schmiede anzusehen, hielten es mit großen Zangen, hantierten und bearbeiteten es, schweißtriefend mit den muskulösen Körpern sich biegend und reckend. Bis der Koloß von Maschinenhammer von oben in Tätigkeit trat, es mit wuchtigem Hieb auf die ganze Breitseite traf, um es dann immer mehr zusammenzuschlagen, zu keilen, zu pressen, daß es in dem gelbglühenden Zustande mit seiner schwarzen Äderung wie ein Riesenkäse aussah. Schon wurde es in seiner ganzen Rundung zielbewußt bearbeitet, bis es eine ganz platte Form annahm, in die nun wieder von oben ein gewaltiger Bohrer sich senkte, sie in der Mitte durchfeilte und, mit einem großen Loche versehen, als fertiges Stück ihrer Bestimmung dienstbar machte.

Das alles ging mit einer solchen Schnelligkeit vor sich, daß Karla und Hildegard in wenigen Minuten durch den Verein von Maschinen- und Menschenkraft den ganzen Abschnitt eines Werkes sich vollenden sahen.

»Jetzt möchte ich die Damen zum Schluß in die Werkstätte geleiten, in der Herrn Morgenroths Turbinen für den Probelauf fertiggestellt werden. Hier wird ihr Erbauer selbst die Führung und Erläuterung übernehmen,« sagte Splettstößer, als er die beiden aufatmenden Frauen wieder an das Licht des Tages geführt hatte.

Da trat ihnen auch schon Arno entgegen. Ein helles Leuchten verklärte seine frischen Züge, als er Karla begrüßte. Sie war ja gekommen, sein Werk zu sehen, sich von ihm an Ort und Stelle erläutern zu lassen, was er ihr damals mit Worten und in die Luft gezeichneten Kreisen klarzumachen suchte.

Über den gewaltigen Werftplatz, auf dem der Lärm und das Gewühl noch stärker geworden waren, schritt man der Werkstatt zu, die Arnos Turbinen barg, dieser neben Karla, die es angenehm zu empfinden schien, wieder einen Kavalier zur Seite zu haben, und, unbekümmert um das gewaltige Getöse um sie herum, gutgelaunt zu ihm sprach oder sich Mühe gab, auf seine vorbereitenden Erklärungen zu hören, Hildegard neben dem Direktor, der für die anziehende Frauengestalt zu seiner Rechten kein Auge hatte, weil dies unaufhörlich mit den Vorgängen und Arbeiten um ihn herum beschäftigt war.

Als sie nun aber die Werkstatt betraten und die Turbinen vor sich sahen, schienen die beiden Damen doch ein wenig enttäuscht; insbesondere Karla hatte sich den Anblick anders gedacht: viel großartiger und umfassender, und schien nicht recht zu verstehen, wie man einer Sache wie dieser eine solche Bedeutung beilegen, und wie sie das ganze Denken und Sinnen eines hochbeanlagten Mannes monatelang in Anspruch nehmen konnte.

Als Arno nun aber seinen Vortrag begann und das Werden und die Entwicklung seiner Turbine mit der ihm eignen Lebhaftigkeit und Glut zu schildern begann, die so ganz im Gegensatz zu der ruhig nüchternen Art seines Freundes stand, da konnten weder sie noch Hildegard sich der fesselnden Gewalt seiner Worte entziehen. Der wenig sagende Gegenstand erhielt unter seiner Darstellung eine Seele und gewann mit einem Male an Ansehen und Bedeutung. Und als er nun von der bevorstehenden Probefahrt seiner Turbine auf dem Prüfungsfeld zu sprechen begann, da sahen sie diesem Ereignis, obwohl sie sich von ihm nicht die leiseste Vorstellung zu machen wußten, mit der größten Erwartung für einen glücklichen Ausgang entgegen. Aber mitten in allebem konnte Karla ein leises Lächeln nicht unterdrücken, denn sie mußte an den Ausspruch ihres Vaters denken: Er hypnotisiert die Leute!

Nur Kurt Splettstößer hypnotisierte er nicht. Der blieb auch hier ganz sachlich, hörte wenig oder nur mit sehr geteilter Aufmerksamkeit auf die Auseinandersetzung seines Freundes, sondern richtete den scharfen Blick unausgesetzt auf die großen Wasserräder vor ihm, als wollte er sie bis in ihre innersten Teile zerlegen, zerfasern, erforschen.

»Es ist keine schlechte Sache,« sagte er schließlich zu Arno, »der Gedanke ist gut, die Dampfersparnis scheint mir gelungen, auch die Schnelligkeitsbewegung — nur ein Bedenken kann ich nicht zurückhalten —« Er machte eine kurze Pause, in der er das angespannt prüfende Auge wieder und wieder über die Turbine hingleiten ließ. »Die Schaufelkonstruktion gefällt mir noch nicht ganz,« sagte er dann langsam, jedes Wort

wägend, »insbesondere, was die Befestigung betrifft. Hier scheinen mir die Berechnungen nicht ganz zuverlässig, auch die Konstruktion ein wenig gewagt.«

Arno fühlte sich durch seine Worte sichtbar verletzt; waren sie auch leise und nur zu ihm gewandt gesprochen, so fürchtete er doch, daß Karla sie vernommen oder zum wenigsten den Einwand bemerkt hätte, der in ihnen lag. Sie stimmten seine Siegesfreude und das Triumphgefühl, sein fertiges Werk den Damen zeigen zu können, stark herab und erfüllten ihn mit Verdruß gegen die Pedanterie und das Besserwissen des Freundes, der seine Turbinen zum erstenmal sah und sich gleich ein Urteil anmaßte.

»Die Berechnung ist wieder und wieder auf das genaueste angestellt und geprüft, die Konstruktion auf das sorgsamste, stets unter meiner persönlichen Leitung, ausgeführt. Du kannst ganz ruhig sein! Die Probefahrt wird die Grundlosigkeit deiner Befürchtungen ergeben.«

Er hatte es in abweisendem Ton gesagt, der eine weitere Erörterung ausschloß. Es war, als ob die Spannung, die zwischen den Freunden eingetreten war, sich auch den beiden Frauen mitteilte. Das angeregte Gespräch verstummte, Karla sah nach der Uhr und fand, daß es die höchste Zeit war, aufzubrechen, da sie zu einer kleinen Feier im Lazarett anwesend sein und nachher der Eröffnung der Ausstellung für Säuglingsfürsorge beiwohnen mußte. Die beiden Männer geleiteten sie und Hildegard zum Wagen, an dem sie sich mit einigen Dankesworten vom Direktor verabschiedete und Arno warm und freundschaftlich die Hand drückte, als wollte sie damit den Unterschied ihrer Stellung zu den beiden Männern dartun.

Splettstößer aber begab sich schnellen Fußes in Mackefatz' Zimmer.

»Sie haben die Drahtnachricht erhalten, die ich Ihnen vor einer Stunde sandte?« fragte er.

Mackefatz sah von einer großen Liste von Anschlägen auf, in deren Prüfung er versunken war. »Ich fand sie eben vor, als ich von einer Besprechung im Konferenzzimmer zurückkehrte.«

»Was sagen Sie?«

»Auf solche Zwischenfälle muß man vorbereitet sein.«

»Aber den ganzen Auftrag für den Bau der neuen U-Boote zurückgezogen? Legen Sie dem keine Bedeutung bei?«

Mackefatz zuckte die Achseln. Der Ausdruck seines Gesichts war noch ernster als sonst. Aber er erwiderte nichts.

»Was werden wir nun tun?«

»Uns mit um so größerem Eifer auf die vielen andern Aufträge stürzen, die uns noch vorliegen.«

Der Tag der Probefahrt auf dem Prüffelde war für die neue Turbine gekommen. Er wurde ein Triumph für Arno. Seine Erfindung hielt nicht nur, was sich ihr Schöpfer von ihr versprochen, sie übertraf die Erwartungen derer, die an ihr mitgearbeitet hatten.

Selbst der alte Mackefatz legte in der Freude des Gelingens die Zurückhaltung ab, die er Arno und seinem Werke bisher gezeigt hatte, und beglückwünschte den kühnen Baumeister zu seinem zweifellosen Erfolg. Er war seit einiger Zeit überhaupt zugänglicher und freundlicher geworden; die alte Schroffheit und Starrheit seines Wesens war einer mehr ausgeglichenen Ruhe gewichen, die sich zuweilen sogar als stille Heiterkeit äußern konnte.

Er hatte die neuen Turbinen für den großen Postdampfer »Siegfried« ausersehen, der auf seiner Werft entstanden war. Es war sein Lieblingsschiff, auf das er besonders stolz war; deshalb wollte er den Erfolg des Probelaufs erst abwarten. Nachdem dieser zweifellos geworden, gab er die Weisung, die neuen Turbinen ihm einzubauen.

Für Arno aber bedeuteten diese Tage einen Rausch fortgesetzten Entzückens. Die Arbeit jahrelangen Sinnens und Überlegens, der Traum, den er da draußen im Schützengraben, mitten im Feuer der Geschütze, im Zischen und Surren der Granaten oder in der Nacht im geborgenen Unterstand geträumt, wenn der fern hinziehende Donner der Batterien seine ernst mahnende Sprache erhob, den er dann in der rastlosen Tätigkeit hier auf der Werft in immer wieder neuen Berechnungen und Zeichnungen, in unermüdlichem Aufstellen und Probieren, in fieberhaftem Treiben und Spornen seiner Erfüllung entgegengeführt, diese Arbeit war nun vollendet, dieser Traum Wirklichkeit geworden. Er hatte ein Werk geschaffen, das seinen Namen denen der größten Erfinder im Tur-

binenbau zur Seite stellen, ihn in die weite Welt tragen und berühmt machen würde für alle Zeiten.

Eine Art von Taumel erfaßte ihn, gewann Gewalt über seine Seele und trieb ihn, den bisher schon Rastlosen, in uferlose Weiten.

Nun mußte vor allem sein weltbeglückender Plan der neuen Arbeiterwohnungen Wirklichkeit werden! Sein aufgegangener Stern hatte ihn die Verhandlungen mit der Baugesellschaft wesentlich erleichtert, insbesondere was deren Kern betraf: die Zahlung der recht bedeutenden Ankaufssumme. Jetzt brauchte man nicht mehr ängstlich zu sein. Die große Erfindung, die der Käufer gemacht, das Ansehen, das ihm überall zuteil wurde, erhöhten das Vertrauen in so hohem Grade, daß man ihm weitgehende Zugeständnisse in bezug auf die Anzahlung in Aussicht stellte.

Kurt Splettstößer schüttelte den Kopf.

»Du bist meinen Bestrebungen bisher stets mit Zurückhaltung begegnet,« meinte Arno mit sichtbarer Empfindlichkeit. »Auch meine sichtbaren Erfolge haben dich aus dieser Zurückhaltung nicht herausgebracht.«

»Weil ich dich nur darauf bedacht sehe, einen Erfolg sofort durch den andern zu überbieten.«

»In dem einen magst du recht haben: das Erschaffene erfreut mich nicht, sondern nur das Schaffen, das Gewordene nicht, sondern nur das Werden. Ich habe es nie so empfunden wie jetzt bei dem Bau meiner Turbinen.«

»Vergiß nicht, daß du noch nicht am Ende bist.«

»Noch nicht am Ende? Wie meinst du das?«

»Nun, deine Turbine muß sich in der Praxis bewähren. Gewiß, auf dem Prüfungsfeld hat sie ihre Probe bestanden. Aber erst in den neuen Dampfer eingebaut, auf dem Meere erst, im Kampf wider Sturm und Wellen wird sich ihre Kraft und Tüchtigkeit erweisen.«

»Das wird sie. Darauf kannst du dich verlassen!«

»So freue dich des Erworbenen! Die Zeit, in der wir leben, wirft immer schwerere Schatten. Da müssen wir lernen, mit Weisheit und Vorsicht zu handeln. Es ist wie mit deiner Turbine. Du willst sie dem Bau eines Schiffes einfügen, damit sie sein treibendes Element, seine Seele gewissermaßen wird. So leben auch in uns treibende Kräfte, die, recht genutzt und gelenkt, gute und heilsame Gewalten sind. Überspannen oder überhitzen wir sie aber, so treiben nicht wir sie, sondern sie uns. Und es ist nicht auszusagen, wohin sie uns treiben können.«

»Ich bin bis zu dieser Stunde der Meister meines Schicksals geblieben und werde es bleiben!«

»Aber du forderst es heraus. Alles verträgt das Schicksal. Es läßt sich mit Mut und Kraft meistern, mit Geduld auf sich nehmen. Nur eins duldet es nicht: den Übermut, mit dem man mit ihm spielt.«

»Meinst du damit meine Pläne?«

»Ja,« erwiderte Splettstößer kurz.

Der Fernrufer läutete: der Werkstattingenieur meldete eine dringende Arbeit, die die Anwesenheit des Direktors notwendig machte.

Arno blieb allein. Es war etwas in den Worten Splettstößers gewesen, von dem er sich nicht so ohne weiteres freizumachen wußte. Eine Weile war es, als ränge seine Seele mit Gewalten, die ihm bisher fremd gewesen. Dann machte er sich mit einer energischen Bewegung los und begab sich über einige Gänge und Flure hinweg zu Martin Laue, der der Modelltischlerei vorstand und dessen Widerstand er allmählich durch die bestechende Freundlichkeit seines Wesens gebrochen hatte.

Nach eingehender Beratung mit ihm und Peter Knackfuß kam man dahin überein, daß man eine Liste auf der Werft herumgehen lassen wollte, in die diejenigen der Arbeiter sich einzeichnen sollten, die gewillt wären, unter den angegebenen Bedingungen in die neuen Wohnungen einzuziehen.

Ein Fest im Hause Mackeltatz. Arno und seiner Erfindung zu Ehren wurde es gegeben.

Der Gedanke dazu war von Karla ausgegangen. Der alte Mackeltatz war schwer für ihn zu gewinnen gewesen. Er liebte Feste überhaupt nicht und hatte sich seit dem Tode seiner Frau niemals wieder zu einem solchen verstanden. Aber Karla hatte in Hildegard eine Bundesgenossin, die beim Vater mehr auszurichten vermochte als sie und seinen Widerstand durch die freundliche, ruhige Art ihres Zuredens besiegte.

Ein größerer Kreis war geladen: Annemarie von Trotha mit ihrer Mutter, die beiden Recknitz, Fräulein von Pallenberg und andre Damen der Stadt; dazu mehrere Offiziere und einige Ingenieure der Werft, die an Arnos Erfindung tätigen Anteil hatten. Man genoß in dem großen Speisesaal ein zwar einfaches, aber für diese Zeit seltenes Mittagessen und zerstreute sich dann in die Nebengemächer. Die Stimmung, die bereits bei Tisch lebhaft gewesen, nahm hier frohere und freiere Formen an. Man teilte sich in Gruppen, die sich schnell und wie von selbst zueinander fanden, man plauderte oder musizierte ohne jeden Zwang des Zuhörens.

Der Mittelpunkt der ganzen Veranstaltung aber war Arno. Das helle Glück, das ihm aus den jungen Augen leuchtete, sein sprudelndes Wesen und seine gesellschaftliche Gewandtheit, die das Bewußtsein seiner Erfolge heute noch sicherer und geschmeidiger machte, übten ihren Zauber auf alle, die mit ihm in Berührung kamen. Er hatte seine Laute mitgebracht und spendete heute, während er sich sonst eine gewisse Zurückhaltung auferlegte, mit freudiger Freigebigkeit ein Lied nach dem andern, bald ein ernstes, bald ein heiteres, jetzt eins, das in heißer Liebe warb, dann einen übermütigen Burschen- oder Soldatensang. Und jedesmal, wenn er begann, verstummte die lebhaft geführte Unterhaltung. Und wenn er aufhörte, rauschte jubelnder Beifall durch den Musiksaal.

Kurt Splettstößer befand sich zum erstenmal aus einer geselligen Veranlassung im Macketatzschen Hause; er hatte es bis dahin nur zu geschäftlichen Gesprächen betreten.

Gerade als er sich hierher begab, hatte er Nachrichten erhalten, die ihn um so nachdenklicher stimmten, als er sie aus glaubwürdiger Quelle empfangen. So hatte er Arnos Gesang mit sehr geteilten Empfindungen angehört und war jetzt, um ein wenig allein zu sein, in das durch einen schweren Samtvorhang vom Musiksaal abgeschlossene Bibliothekzimmer getreten, um sich hier in eine Mappe zu vertiefen, auf die ihn vorhin der alte Macketatz aufmerksam gemacht hatte. In einer Reihe guter Zeichnungen und Abbildungen stellte sie das Werden der Werft von ihren ersten bescheidenen Anfängen bis zu ihrer heutigen gewaltigen Ausdehnung anschaulich dar.

»Für Sie ist derartiges nichts, nicht wahr, Herr Direktor?«

Karla Macketatz stand vor ihm. Er war ihr erst einmal begegnet, an jenem Morgen vor einigen Tagen, da er sie durch die Werft führte. Aber heute in dem leichten mattgrünen Gesellschaftskleide, das ihre schlanke Gestalt wie fließendes Wasser umspielte, sah sie ganz anders aus als damals in dem eng anschließenden Jackett und dem dunklen, ziemlich tief auf die Stirn schattenden Filzhut.

»Jedenfalls machen mir diese Zeichnungen mehr Freude,« erwiderte er ausweichend, indem er sich erhob. »Es ist eine Lust, die Macht menschlicher Energie und Arbeit so handgreiflich vor sich zu sehen. So etwas hat mich von jeher angezogen.«

»Weil Sie selber ein Mann der Energie und Arbeit sind.«

»Kennen Sie mich so genau?«

»Es gehört keine Kunst dazu. Auf Ihrem Gesicht steht es geschrieben. In Ihrer ganzen Erscheinung. Sie sind ein Freund des Herrn Morgenroth, wie er mir einmal erzählte, und wohl auch in seinem Alter. Wenn man Sie aber beide zusammen sieht, so möchte man Sie um mindestens zehn Jahre älter schätzen.«

»Die Luft, in der Sie groß geworden, hat Sie wenigstens nicht zur gesellschaftlichen Schmeichelei erzogen.«

»Auch glaube ich nicht, daß ein Mann wie Sie für Schmeicheleien empfänglich wäre. Zudem ist das, was die Eitelkeit der Frau verletzen könnte, für den Mann etwas der Schmeichelei Nahekommendes: wenn man ihm sagt, daß er älter ist als seine Jahre.«

»Ich hatte eine ernste Kindheit. Wem da der Sonnenschein fehlt, der wird früher reif als die andern.«

»Freilich ... der wird früher reif,« erwiderte sie nachdenklich. »Warum fehlte er Ihnen? ... doch wir wollen die Vorhänge wieder zuziehen, es ist ein bißchen laut da drüben. So ... jetzt beantworten Sie mir meine Frage.«

»Weil meine Mutter früh starb und mein Vater in seiner Einsamkeit verknöcherte,« erwiderte er langsam, als würde es ihm nicht leicht, von seinen persönlichen Angelegenheiten zu sprechen. »Geschwister hatte ich nicht. So war ich viel allein.«

»Aber dann kamen Sie auf eine Universität. Sie lernten das Studentenleben kennen.«

»Ich hatte schwer zu ringen, mein Vater

gab mir nichts. Er konnte es wohl auch nicht.«

»Ja, wovon lebten Sie denn?«

»Nun ... wovon solch Student lebt: von Nachhilfestunden für unbegabte Schüler, vom Korrekturenlesen auf den Zeitungen und dergleichen.«

In ihrem Antlitz begann es langsam aufzuleben. Sie ließ sich, ihr Kleid mit der Linken leicht zusammenraffend, in einem der großen Sessel nieder; nun setzte auch er sich wieder.

»Dann haben Sie es aber früh zu etwas gebracht. Wie machten Sie das? Erzählen Sie es!«

»Da ist nicht viel zu erzählen. Ich bestand meine Prüfungen so schnell wie möglich, erhielt eine Anstellung in einer großen Maschinenfabrik im Westen, in der ich sechs Jahre blieb, und kam von dort an die Werft Ihres Herrn Vaters. Dann brach der Krieg aus, und ich zog ins Feld.«

»Sie waren von Anfang an draußen?«

»Von Anfang an. Zuerst im Osten, dann im Westen, ein Jahr lang in Mazedonien, dann wieder im Westen.«

»Wurden Sie verwundet?«

»Einige Male ... es war nicht der Rede wert.«

»Mein Vater reklamierte Sie. Aber Sie wollten nicht kommen.«

»Ich konnte nicht.«

»Weshalb nicht?«

»Weil es mir die Pflicht verbot.«

»Aber dieses Mal —«

»Kam ich auch nur, weil ich mußte.«

Sie streifte ihn mit einem kurzen Blick, in dem ein leises Erstaunen lag. »Sie deuteten ähnliches schon damals an, als Sie mich durch des Vaters Werft führten. Nun Sie aber hier sind und eine Tätigkeit gefunden haben, die Ihre ganze Kraft in Anspruch nimmt, und um die vielleicht manch andrer sie beneidet, werden Sie sich mit ihrem Schicksal ausgesöhnt haben, nicht wahr?«

»Ich suche mich mit ihm abzufinden.« Und als er ihr fragendes Auge auf sich gerichtet sah: »Es mag das Gefühl sein, das jedem gesunden und kräftigen Manne natürlich ist: daß er jetzt, wo es um alles geht, da draußen nötiger gebraucht wird als in der wichtigsten Arbeit hier drinnen. Die Gewöhnung mag es sein an das harte, von Strapazen und Gefahren erfüllte, aber doch reiche und schöne Dasein in Gottes freier Natur, mitten im Fließen und Rauschen der Ereignisse, es mag auch etwas andres noch sein — aber ich fürchte, das würde Ihnen erst recht nicht begreiflich erscheinen.«

»So versuchen Sie es doch wenigstens!«

»— Ich verstehe das Leben hier nicht mehr.«

Etwas Ergreifendes war in seinem Geständnis. Wie ein Notschrei klang es.

»Ich mag ihm zu lange entfremdet gewesen sein,« fuhr er nach kurzem Kampfe fort, »nun kann ich keine Fühlung mehr mit ihm gewinnen.«

Sie merkte, daß seine Worte aus verwundeter Seele kamen.

»Was ist Ihnen denn an unserm Leben so unbegreiflich, Herr Splettstößer?«

»All das Kleinliche und Enge, das mich hier umgibt und mir das Innerste zusammenschnürt, daß ich nicht mehr atmen kann.« Er sprach mit erwachender Leidenschaft: »Dies traurige Getriebe der Selbstsucht und Geldgier, das einen auf Schritt und Tritt umgibt, dies hungrige Jagen und Hetzen nach allerlei Vergnügungen und Zerstreuungen, unwürdig eines Volkes, das um seine Existenz ringt!«

Ein Schatten flog über ihr Antlitz. »Ja, sollen wir denn hier drinnen nur noch in Sack und Asche gehen?«

»Das nicht ... wahrhaftig nicht. Aber etwas mehr Würde sollten wir uns bewahren.«

»Und worin, wenn ich fragen darf, bestände diese Würde?«

»Darin, daß wir des schwer bedrängten Vaterlandes nicht vergessen. Die da draußen stehen ihren Mann. Bis zum letzten Augenblick. Des bin ich sicher. Aber wir müssen sie auch stützen — mit der ganzen Kraft unsrer Seele stützen.«

»Und täten wir das nicht?«

»Nein.«

Kurz und bestimmt kam es von seinen Lippen. Sie erwiderte nichts mehr, sondern nahm ein Bild aus der Mappe, das das erste große Schiff der Mackelatzschen Werft bei seinem Stapellauf zeigte. Aber ihre Augen glitten über das Bild hinweg.

Aus dem Musiksaal drangen, durch die Vorhänge gedämpft, die Töne der Gitarre herüber, und Arnos weicher Bariton füllte mit bald leise klagenden, bald feurig jauchzenden Weisen die Räume.

»Sie sehen das alles zu schwer an,« sagte sie nach einer langen Pause, die Augen immer noch von ihm fort in die Weite gerichtet. »Es gab eine Zeit, da tat ich es auch. Jetzt habe ich gelernt, es mit andern Augen zu sehen.«

»Wir dürfen es nicht anders sehen,« gab er scharf, beinahe schroff zurück.

Sie blickte ihn voller Befremden an; sie war es nicht gewöhnt, daß man in dieser Weise zu ihr sprach. Von drüben her klang lautes Beifallrufen. Arno hatte sein Lied beendet, und man bestürmte ihn von allen Seiten so, daß er noch einmal zur Gitarre griff.

Ein ironisches Lächeln spielte um Splettstößers Lippen. Ihr entging es nicht.

»Sie sind seit langen Jahren mit Herrn Morgenroth befreundet?« fragte sie.

»Von unsrer Kindheit her.«

»Er erzählte mir davon. Er hat jetzt einen schönen Erfolg errungen. Seine Erfindung scheint eine große Sache zu sein, alle sagen es, mit denen ich darüber sprach.«

»Er läßt sich auch genug dafür feiern. Sie hören es ja.«

Seine Antwort und die kühl abweisende Art, mit der er sie gab, verdroß sie. »Herr Morgenroth hat in andrer Weise über Sie und Ihre Freundschaft gesprochen.«

Er antwortete nicht. Ein Gedanke schoß ihr durch den Kopf. Zuerst wollte sie ihm keinen Raum geben. Dann nistete er sich fest: Er ist auf den Freund eifersüchtig, er gönnt ihm seinen Ruhm nicht! Und laut fügte sie hinzu: »Sie legen vielleicht auch hier einen zu strengen Maßstab an. Ich glaube Herrn Morgenroth gut zu kennen. Er ist mein treuer Begleiter auf manchem Spazierritt und jetzt auch in die Theater und Konzerte gewesen — aber ich erinnere mich, daß Sie auch das für ein Unrecht ansehen. Herr Morgenroth erzählte mir flüchtig von Ihrem Gespräch.«

»Ein Unrecht — das habe ich wohl kaum gesagt. Und daß es mir nicht ganz verständlich ist, das ist ja meine Sache.«

»Was ist Ihnen denn hier wieder nicht verständlich?«

Einen Augenblick zauderte er. »Wie man in einer Zeit wie dieser Tag für Tag seinen Vergnügungen leben kann,« sagte er dann.

Sie hob den Kopf; das Unnahbare war jetzt wieder in ihrer ganzen Haltung.

»Damit verurteilen Sie nicht nur die Handlungsweise Ihres Freundes, sondern zugleich die meine. Und hierzu spreche ich Ihnen das Recht ab.«

Sie sagte es kühl und gemessen, alle Selbstbeherrschung zusammennehmend, die sie ihr Leben lang geübt.

Keine Silbe der Erwiderung kam über seine Lippen. Das schien sie noch mehr zu verdrießen.

»Schließlich haben wir hier in der Heimat doch wohl noch ein kleines Recht auf Freude,« fügte sie hinzu, um das Gespräch nicht ganz verstummen zu lassen.

»Nein, das haben wir nicht, jetzt nicht mehr, wo unsre Leute da draußen den letzten schweren Kampf um Sein und Nichtsein unsers Vaterlandes kämpfen.«

Sie erbleichte. Die Hand, die das Blatt immer noch hielt, zitterte leise.

»Mit unsrer ganzen Kraft und Arbeit die da draußen stützen, jeder auf seinem Posten, jeder treu und selbstlos, da ist das Recht auf Freude, das uns geblieben ist ... kein andres.«

Sie legte das Blatt fort. Ihre Augen waren ins Leere gerichtet. Dann riß sie sich gewaltsam los; er sollte die Erregung nicht merken, die seine Worte in ihr hervorriefen. »Trotzdem dürfen Sie Herrn Morgenroth nicht mit so strengem Maßstabe messen,« sagte sie in dem sichtbaren Bestreben, die Unterhaltung auf eine andre Bahn zu lenken. »Er ist eine Künstlernatur, die sich in das Hergebrachte nicht so leicht fügt wie der Alltagsmensch der Arbeit.«

»Zu dem Sie mich zu rechnen belieben,« unterbrach er sie mit leichtem Humor, ohne jede Bitterkeit.

»Das wollte ich nicht. Aber freilich, Ihre Arbeitsgebiete sind wohl gerade so verschieden wie Ihre Ansichten.«

»Darum hat man auf jedem das Seine zu tun. Eine Ausnahmestellung räume ich niemand ein.«

»Und doch ... die Tätigkeit eines Erfinders denke ich mir anders. Etwas wie Höhenflug haftet ihr an, während die andre doch immer auf die Erde beschränkt bleibt.«

Sie hatte es mit einer Geringschätzung gesagt, die nicht zu überhören war. Er wußte nicht: entsprang sie der Bewunderung für Arno oder der Absicht, ihn zu kränken?

»Ich habe mich zu dieser Arbeit nicht gedrängt,« entgegnete er äußerlich ganz ruhig,

Hermann Hahn: Weibliche Büste

aber doch in einer Bewegung, die durch jedes seiner Worte klang, »sie ist mir aufgezwungen worden. Für meinen Willen und Geschmack hätte ich eine andre vorgezogen. Aber Ihr Herr Vater mußte wissen, weshalb er gerade mich auf diesem Posten brauchte. Nun er mir übertragen ist, will ich ihn ausfüllen, so gut ich vermag, und darin die Befriedigung suchen, die ich sonst hier nicht finden würde.«

Er hatte sich erhoben. Ein steifer Stolz war in seiner Haltung, der sich nicht beugen ließ. Sie ärgerte sich über ihn. Die Menschen, mit denen sie in Berührung kam, traten ihr anders gegenüber, insbesondere die Herren ihrer Kreise. Aber in ihrem tiefen Inneren war eine Stimme, die sagte: Er ist ein Mann. Viel Männer waren ihr bisher nicht begegnet.

Von dem großen Saal her, der, durch einen schmalen Gang getrennt, zur andern Seite des Bibliothekzimmers lag, ertönten die Klänge eines Walzers. Es sollte heute eigentlich nicht getanzt werden; nun war die Lust der jungen Welt aber nicht mehr zu zügeln gewesen. Eine Sekunde dachte sie daran, dem alten Musiker, der schon von den Friedenszeiten her zu solchen Gelegenheiten in ihr Haus kam, einen Wink zum Aufhören zu geben. Dann aber besann sie sich eines andern, ging nach drüben und eröffnete als erste mit einem jungen Kapitänleutnant, der schon sehnsüchtig auf sie gewartet hatte, den Reigen der Tanzenden, die sich dem lange nicht gekannten Genuß mit sichtbarem Entzücken hingaben.

Als sie zum zweitenmal, jetzt mit Arno, der ein ebenso vorzüglicher Tänzer wie Sänger war, durch den Saal schwebte, bemerkte sie Splettstößer, der allein in einer Ecke des Saales stand und dem fröhlichen Spiele zuschaute. »Das ist Wasser auf seine Mühle!« flüsterte sie vor sich hin. »Ein Tanz, nach dem, was er mir da drüben gesagt! Aber mag es recht sein oder nicht, es schadet ihm nichts! Was hat er über uns den Richter zu spielen?«

»Sagten Sie etwas?« fragte Arno, der jetzt ganz langsam führte.

»Ich hielt ein kleines Selbstgespräch. Es war von je meine Liebhaberei beim Tanzen.«

»Wenn es Ihnen nicht lohnend erschien, mit ihren Tänzern zu sprechen.«

»Nein, wenn ich einmal mit mir allein etwas abzumachen habe.«

»Warum sprechen Sie heute so wenig mit mir? Sie haben während des ganzen Walzers noch keine Silbe gesagt.«

»Weil Sie mit Ihrer Führung beschäftigt sind. Aber ich muß es zugeben: Sie machen Ihre Sache gut.«

Ein glückliches Lächeln huschte über seine Lippen.

»Man kann sich Ihnen ganz anvertrauen und hat immer noch Zeit, seinen Gedanken nachzuhängen.«

»Einem so lange nicht gehabten Genuß wie diesem Walzer sollte man sich ohne Gedanken hingeben. Genießen und Denken stimmt nicht zusammen. Woran denken Sie heute nur fortwährend?«

»An nichts oder an sehr unwichtige Dinge.«

»Aber Sie sind heute anders als sonst.«

»Das kommt Ihnen nur so vor.«

»Ganz und gar nicht ... ich habe es längst gemerkt, vorhin an der Tafel und jetzt noch mehr während des Tanzens.«

Die leise Sprache milderte das Heftige und Andringende seiner Worte nicht, sie hob sie eher hervor. Ihr schien sie nicht zu behagen. Sie sprach nicht mehr und ließ sich auch nicht mehr so widerstandslos führen. Sie konnte freundlich sein und wohlwollend. Aber sie duldete nicht die leiseste Vertraulichkeit. Er hatte gehofft, einen Schritt weiter mit ihr zu sein, er hatte sich geirrt und zürnte über seine Torheit. Nun schlug er ein schnelleres Tempo an. Er hörte ihre Schritte über den Boden gleiten, er fühlte jede Bewegung ihres schlanken Leibes, er vernahm das Rauschen ihres duftigen, wasserfarbenen Kleides — alles war ihm liebliche Musik. Und sie begann ihn in neue, schöne Träume zu wiegen, obwohl er immer noch mit sich über seine Unvorsichtigkeit haderte und sie noch schweigsamer geworden war als vorhin.

Sie waren an die Nische gekommen, in der Kurt Splettstößer stand. Als sie den Blick hob, begegneten sich ihre Augen — nur für eine flüchtige Sekunde. Dann sah sie gleichgültig über ihn hinweg und senkte den Kopf wieder zur Erde, wie sie es während des ganzen Tanzes getan. Aber eins hatte sie doch bemerkt, und es war ihr aufgefallen: daß sein Gesicht wohl den ernsten, ein wenig strengen Ausdruck hatte, den sie vorhin an ihm beobachtet, aber daß es nicht mehr mit mißvergnügtem Ausdruck auf das Getriebe um ihn her schaute.

Sie irrte sich nicht. Er hatte sich eben ein wenig mit sich selbst zurechtgesetzt. Sie hat vielleicht so unrecht nicht, hatte er sich gesagt, als er sie an Arnos Seite unter den Tanzenden erblickte. Du hast da draußen den richtigen Maßstab verloren und siehst nun alles zu schwer an. Eigentlich gibt es doch kaum ein netteres Bild als diese harmlos tanzenden Menschen, die nach ihrer Art das Beste tun, was man heute tun kann: über die lastende Schwere dieser Zeit und die Abgründe, die sie öffnet, mit leichtgeschürztem Sinn hinwegzuhüpfen. Und mit welcher wundervollen Anmut dies Mädchen alles zu tun weiß! Selbst wenn sie tanzt, bleibt sie immer sie selbst. Sie läßt sich führen und paßt sich jeder Bewegung ihres Partners an. Aber nie gibt sie sich hin — immer bleibt sie aufrecht!

Sein Leben hatte ihn wenig oder gar nicht mit den Kreisen der Frauen in Berührung gebracht. Das Weib war ihm bisher kaum begegnet. Es war ihm Begriff geblieben, aber nie Wesen und Wirklichkeit geworden. Ja, selbst als Begriff war es ihm etwas Unklares und Nebelhaftes gewesen. Er steckte noch in den alten Anschauungen, die das Weib dem Manne unterordnen.

Nun war es ihm heute zum erstenmal entgegengetreten, wie er es bisher nicht gekannt, in seiner Schönheit und jenem Selbstbewußtsein zugleich, das ihn entfernte und wieder anzog. Er lehnte sich gegen den Eindruck auf, der von dieser Frauengestalt auf ihn ausgegangen war, und beschäftigte sich doch den ganzen Abend mit ihr. Aber daß es ihm nie gegeben wäre, sich in jener höfisch geschmeidigen Art unterzuordnen, wie er es hier bei den meisten Männern ihr gegenüber beobachtete, daß er aus Rücksicht oder Höflichkeit nicht das geringste von seinen Ansichten preisgeben würde, das war ihm ausgemachte Sache. Was hatte er überhaupt mit diesem Treiben, diesen Kreisen gemein, die ihm von Jugend an verschlossen geblieben? Sein Leben und seine Kraft gehörten dem harten Ernst der Tage und ihrer Arbeit. Das wußte er, und dabei wollte er bleiben!

Arno führte Karla auf ihren Platz. Da trat ein Diener auf ihn zu und überreichte ihm ein Schreiben, das eben für ihn abgegeben worden war. Er bat um Entschuldigung und öffnete es schnell. Seine Augen leuchteten auf.

»Es ist gewiß eine sehr frohe Botschaft.«

»Ja, das ist sie.«

»Das Frohe teilt man wohl gern mit.«

»Wenn Sie es mir erlauben. Es handelt sich um meinen Lieblingsplan, Sie kennen ihn ja: den Arbeitern der Werft neue Wohnhäuser zu schaffen.«

»Ich besinne mich.«

»Ihr Herr Vater war dagegen. Auch mein Freund, der neue Direktor, hatte ernste Bedenken. Man fürchtete vor allem, daß die Arbeiter wenig Neigung zeigen würden, in diese Häuser einzuziehen. Wir gaben eine Liste auf der Werft herum, in die sich die einzeichnen sollten, die dafür geneigt waren. Jetzt erhalte ich soeben die Nachricht, daß die Einzeichnungen so zahlreich sind, daß die vorhandenen Häuser nicht für sie ausreichen.«

»Das ist wirklich eine große Freude für Sie. Ich wünsche Ihnen Glück.«

Nun war auch der letzte Schatten seiner Mißstimmung geschwunden, die ihr kühles Verhalten vorhin in ihm hervorgerufen hatte.

Einige Tänze wurden noch getanzt. Dann trat eine Pause ein. Erfrischungen wurden gereicht, man saß beieinander und ließ sich voller Wohlsein auf den Wellen jenes leichten Geplauders und Getändels tragen, wie es den Inhalt solcher Tanzpausen zu bilden pflegt.

Arno hatte sich zu Annemarie von Trotha gesetzt. Auch ihr erzählte er von dem Erfolg seiner Pläne, und in dem einen Blick, mit dem sie ihn ansah, lag eine so warme Mitfreude und herzliche Anteilnahme, daß er das Gefühl hatte, so gut und aufrichtig wie sie meinte es doch kein andrer mit ihm.

Die Tanzbegierde, die die ganze Luft erfüllte und durch die jungen Herzen zitterte, ließ sich nicht länger beschwichtigen. Der alte Musiker, schon mehrere Male auf das heftigste bestürmt, mußte ein Zugeständnis machen, das ihm nicht leicht wurde, und sich mit zwei Glas Bier zufriedengeben, während er sonst seine Pausen auf drei zu berechnen pflegte. Er tat es aus der Erwägung heraus, daß es ja Kriegszeit wäre und ein jeder sich seine Entsagung auferlegen müßte.

Arno tanzte mit Annemarie. Sie tanzte anders als Karla: mit einer Hingebung, die alles andre vergaß und mit jedem ihrer Gedanken nur bei der Musik oder bei der Bewegung war, die sie gerade auszuführen hatte. Ein Hauch leichten Rots lag auf ihren Wangen und glühte in den Ohrläppchen, aber der

Mund preßte sich zusammen, wie zugesiegelt. Denn entgegen ihrer sonstigen Lebhaftigkeit pflegte sie beim Tanzen nie zu sprechen. Nur wenn Arno ihr etwas Nettes erzählte oder einen seiner übermütigen Scherze machte, glitten frohe Lichter über ihr hübsches Antlitz.

Mit einmal verstummte die Musik — mitten im Takt, man weiß nicht weshalb, sieht sich erstaunt an und bricht den Tanz ab.

Arno will Annemarie auf ihren Platz zurückführen, als er Karla auf sie zukommen sieht. Ihm fällt der veränderte Ausdruck ihrer Züge auf und die Blässe, die ihr eben noch so blühendes Antlitz deckt. Jetzt sieht er, daß sie ihm zuwinkt, ganz leise und verstohlen. Er geleitet Annemarie zu den beiden Recknitz, die in einer behaglichen Nische in lebhafter Unterhaltung mit einigen Marineoffizieren begriffen sind, und begibt sich zu Karla.

»Wir haben eben eine furchtbare Nachricht erhalten,« sagt sie mit einer Stimme, durch die eine tiefe Bewegung zittert. »Der Oberst von Trotha ist bei einem feindlichen Angriff an der Spitze seiner Batterie gefallen. Der Bote, der niemand zu Hause getroffen, hat die Kunde zu uns gebracht. Frau von Trotha ist unterrichtet. Aber Annemarie ist ahnungslos. Vielleicht machen Sie sie möglichst unauffällig aus dem Kreise da drüben los und führen sie unter irgendeinem Vorwand in das Nebenzimmer; ich werde sie dort erwarten.«

Wenige Minuten später fährt draußen der Wagen vor, den der alte Macketatz sofort telephonisch gerufen hat. Man hat die beiden Frauen, die willenlos alles mit sich geschehen lassen, hinuntergeführt und hineingesetzt.

»Ich fahre natürlich mit,« sagt Karla zu ihrem Vater, »und Sie, Herr Morgenroth, haben wohl die Güte, mich zu begleiten.«

Sie sind in der Trothaschen Wohnung angelangt. Karla hat Tee bereitet und Annemarie, die aus ihrer Starrheit nicht erwacht ist, auf ein Sofa gebettet. Inmitten aller Trauer beobachtet Arno mit stiller Bewunderung, mit wie feinen und geschickten Händen sie alles anzufassen und auszuführen weiß, mit wie zartem Taktgefühl sie Frau von Trotha aufzurichten und zu trösten sucht, die allmählich gesprächig wird und von ihrem Manne erzählt, einen Zug nach dem andern, von seiner Liebenswürdigkeit und Ritterlichkeit, seiner Unerschrockenheit und seinem Mute.

Dann blickt er wieder auf Annemarie, die ohne jede Regung neben ihrer Mutter sitzt, stumm und teilnahmlos, als ginge sie das alles gar nichts an.

Nie ist sie ihm innerlich so nahe gewesen wie in dieser Stunde des Leides. Das Gespräch fällt ihm ein, das sie damals beim Spazierritt durch den Park gehabt, ihre stete Sorge um den Vater, der ihr von allen Menschen der nächste gewesen, dessen kühnen Wagemut sie kannte, für den sie deshalb jeden Tag aufs neue bangte. Ist es eine Ahnung gewesen, die nun in Erfüllung gegangen?

Karla hat es durchgesetzt, daß Frau von Trotha sich zur Ruhe begibt; auch Annemarie geleitet sie mit Hilfe des Mädchens in ihr Schlafzimmer.

In richtiger Voraussicht hat sie den Wagen erst gegen Morgen bestellt. Nun hat Arno sie nach Hause gebracht, um sich dann selbst in seine Wohnung zu begeben.

Der Wagen hat das vornehme Villenviertel verlassen und fährt durch die engen Straßen der alten Stadt, in der seine Wohnung gelegen ist. Ein einsamer, müder Stern scheint durch das Fenster herein, und im Osten glimmt schon ein schmaler, düsterroter Saum empor, der das Kommen des Tages anzeigt. Auf den Straßen ist es ganz leer, nur ab und zu tappt der Schritt eines frühen Wanderers hart und schwer über das Pflaster.

Arnos Gedanken beginnen langsam andre Bahnen zu gehen. Aus dem Dunkel, das ihn umgibt, steigt ein helleres Bild empor: die Erinnerung an den schönen Abend, den er im Macketatzschen Hause verlebt, an Karla, die ihm eben einen neuen Beweis ihres Vertrauens gegeben, als sie seine Begleitung auf diesem schweren Gange erbat, an die Herzlichkeit, mit der man ihn gefeiert, an den letzten großen Erfolg mit der Arbeiterliste. Schöne Mädchen mit wallenden Kleidern und brennenden Augen, licht- und wärmeerfüllte Räume voller Glanz und Prunk, kühne Hoffnungen, gaukelnde Träume, das alles wogt ihm durch Kopf und Herz und löst das Düstere und Leidvolle der letzten Stunden. Und als er vor dem großen Mietshause, in dem er vorläufig noch zwei eingerichtete Zimmer bewohnt, den vornehmen Wagen verläßt, da ist seine Stimmung bereits eine ganz andre, eine innerlich befreite und gehobene geworden.

(Fortsetzung folgt.)

Lied des Tamburs

Von Börries, Freiherrn von Münchhausen

Die Toten, die Toten des Regiments,
Wer glaubt denn, die blieben im Grab?
Ich glaube, es ging der große Befehl
Auch in ihre Tiefen hinab.

Was stand sonst, als wir mobil gemacht,
Im Kasernen-Gerenn und -Gesumm,
Von keinem gesehn und von jedem gefühlt,
Auf den alten Gängen herum?

Die Toten, die Toten des Regiments,
Mein Vater und deiner und der, –
Beim Klopfen der Trommel da trat auch an
Das tote, das tote Heer.

Mein Vater blieb Siebzig bei Sankt Quentin
Als Tambur im Treffen vor Ham,
Und heute marschieren in Reih und Glied
Wir auf der Straße nach Ham.

Und in Frankreichs Grund widerklang mein Gang
Als hielte wer mit mir Schritt,
Und der Regen schlug mir aufs Trommelfell,
Als trommelt' ein Toter mit. ...

Der Ring des Polykrates

Ein Beitrag zur Sagenwanderung

Von Dr. Walther Friedemann

Unter Schillers Gedichten ist keines mehr Allgemeingut geworden als die Ballade von dem merkwürdigen Geschehnis, daß ein in das Meer geworfener Ring durch einen Fisch verschlungen wird, der dann, gefangen und aufgeschnitten, die Kostbarkeit an den einstigen Besitzer zurückgeben muß. Natürlich liegt das Fesselnde der Dichtung nicht nur in der Fabel, sie rührt vielmehr an das unbestimmte Furchtgefühl, das ein jeder im geheimen vor der Tücke einer verborgenen, aber zum Schaden stets bereiten Schicksalsmacht in sich trägt. Polykrates sucht dem »Neid der Götter« auf den Rat seines Freundes, des Herrschers von Ägypten, zuvorzukommen, indem er seinen wertvollen Ring in das Meer wirft. Nun kann man es als dichterische Freiheit hinnehmen, wenn der Tyrann die »Erinnen« zu versöhnen sucht, die doch gar keine Schicksalsgöttinnen im Sinne der Fabel sind. Höchst auffallend aber ist es und entspricht ganz und gar nicht der griechischen Ideenwelt, in die wir doch versetzt werden, das Schicksal oder die Götter durch ein Opfer an das Meer zu versöhnen. Der Opfernde hätte in solchen Fällen vielmehr dem Zeus oder der angerufenen Gottheit fette Schenkel eines Rindes verbrannt. Was also konnte Polykrates zu dieser scheinbar ungewöhnlichen und nutzlosen Art des Opfers veranlassen?

Bekanntlich ist die Quelle für Schillers Dichtung eine der Königssagen von Herodot gewesen. Man ist deshalb berechtigt, anzunehmen, daß den Herrscher bei seinem Ringopfer nicht griechische, sondern orientalische Vorstellungen beeinflußt haben, denn der Orient erzählt seine geschichtlichen Ereignisse gern in der Form der historischen Legende, die uns durch die Bibel bekannt ist, und aus der »orientalischen Schatzkammer« hat auch Herodot sich versorgt. Diese seltsame Fabel von einem Ring, der, von einem Fisch verschluckt, wieder zutage kommt, ist uns aber auch im arabischen Märchen erzählt worden und ebenso in dem Grimmschen Märchen »Frauensand«. Die Edda weiß gleichfalls von dem Zwerg Andwari zu berichten, der als Hecht im Wasserfall lebt und einen Ring von besonderer Kraft besitzt. Loki tötet den Fisch und raubt den Ring, der nun mehrfach den Besitzer wechselt. Auch in veränderter Form treffen wir diese Märchenfabel. Der Fisch hat sich in fischgeschwänzte Wassergeister verwandelt, die den Ring hüten, oder der Ring tritt schließlich nur zum Element des Fisches, zum Wasser, in Beziehung. Es handelt sich also offenbar um eine ganze Gruppe von Märchen und Fabeln gleichen Ursprungs, die, wie auch andre Sagen, durch die Welt gewandert sind und sich, wie auch die Menschen tun, Ort und Art angepaßt haben. Märchen sind keine Erzeugnisse von Alten für die Kleinen zur Unterhaltung an langen Winterabenden ersonnen. Im Mythos findet sich nach Winckler die Lehre vom Leben und Treiben der Götter in eine dem Volke begreifliche Form gekleidet, und auch in Tierfabeln, Legenden und Märchen sehen wir den Abglanz jener leuchtenden Himmelskörper, in denen die Götter sich kundgaben, und die über ein fernes Geschlecht schienen. In den klaren Sternennächten der Euphratländer wie an glühenden Sonnentagen erwuchs aus überraschend scharfen Beobachtungen der Bewegungen am Himmel und des Wechsels der Jahreszeiten der tiefe und gewaltige Glaube an eine Allgottheit, die in den Gestirnen in die Erscheinung trat. Die bedeutsamen Vorgänge am Himmel und auf der Erde erzählte der Orient dann den Völkern in seiner Art. Die holden Mädchengestalten, die Königssöhne, die bösen Stiefmütter und ihre Schicksale sind also Veranschaulichungen vom sichtbaren Wirken der Gottheit am Himmel und auf der Erde. Auch die Gruppe aller Märchen, die den Fisch und den Ring zum Vorwurf haben, berichten wie andre Märchengruppen Vorgänge der Sternenwelt. In dieser Annahme bestärkt uns der Umstand, daß es sich um einen Kreislauf des Ringes, also um einen periodischen Vorgang zu handeln pflegt. Solchen aber zeigt täglich und jährlich die Beobachtung der Natur.

Indessen bringen nicht nur Erzählungen Fisch und Ring in Zusammenhang, vielmehr finden sich beide Zeichen nebeneinander auch auf alten Siegelzylindern, auf Ringen und altjüdischen Grabsteinen sowie auf den Grabdenkmälern der Urchristen in den Katakomben. Einen »Fischer-Ring« trägt der Bischof von Rom als Petri Nachfolger, und Stab und Ring führt Ea, der Fischgott der Babylonier, ebenso wie sein Sohn Marduk, der mit Ea eins ist.

Was mag mit Fisch und Ring gemeint sein, was soll der Fischfang und das Zerteilen des Tieres bedeuten, was endlich das Wiederfinden des Ringes?

Seit Urzeiten spielen der Fisch und sein Element eine bedeutsam-geheimnisvolle Rolle in der Geschichte der Menschheit, und uralt ist die Verehrung des Fisches in allen Zonen der Erde.

über den Orient herrschte der Fischgott, und die Spuren seiner Macht finden sich noch heute in Japan, wo das Knabenfest am 5. Mai ein Karpfenfest ist. Im Meere lebt der geheimnisvolle Riesenfisch, der Leviathan der Bibel, wie die sagenhafte Meerschlange und Krage der Araber. Der Fisch wird das Kennzeichen der Urchristen, die Tertullian die kleinen Fische nennt, ihren Meister aber den großen Fisch.

Aus dem Wasser, so lehrten die Weisen ferner Jahrtausende, ist alles Leben entsprungen. Aus der Wasserwüste taucht die Erde Deukalions auf, aus dem Wasser die Welt des ersten Buchs Moses. Im Wasser versank sie wieder, um mit Noahs Geschlecht zu neuem Leben wiederum emporzutauchen. Leben ist aber nicht nur das Vegetieren des Körpers, auch den Menschengeist hat nach den Berichten der Priester ein Wesen geweckt, das aus dem Meere aufstieg. Dieser Fischmensch hat gelehrt, Städte zu bauen und Recht zu sprechen, und er wurde der Lehrmeister aller Fertigkeiten. Auch dieses Wesen mit dem Fischleib und menschlicher Stimme treffen wir im hohen Norden wieder, wo z. B. der gefangene Fisch sich als einen Prinzen zu erkennen gibt und die Frau des Fischers, die Ilsebill, zum König und Kaiser macht. Über die ganze Welt bringt der Ruhm und die Macht der orientalischen Fischgottheiten, so daß sich selbst im Norden Englands auf dem Vallum Hadriani eine Lobschrift auf die Fischgöttin von Hieropolis fand. Schon frühzeitig aber muß die Kenntnis und Verehrung des Fisches und seines Elements zu den griechischen Inseln, also auch nach Samos gedrungen sein, denn schon Sargon, der Erste, unternimmt eine militärische Expedition zu Wasser, die ihn Jahre lang im Westen fernhält. Wie endlich in dem Fisch der Begriff des Göttlichen schlechthin Ausdruck findet, erhalten Fisch und Wasser eine besondere Bedeutung in der Wahrsagekunst der Chaldäer, und stets weist der Fisch auf Glückhaftes hin. Erinnerungen an solche Anschauungen sind auch bei uns noch lebendig, was sich z. B. im Fischessen am Silvesterabend oder im Tragen von Fischschuppen im Geldbeutel zeigt. Im Paradiese zu Eridu fließt das Wasser des Lebens. Es enthält reinigende Kraft, und noch jetzt werfen die Juden ihre Sünden ins Meer, noch heute reinigt das Weihwasser und schützt vor dem Bösen. Vielleicht entspringen dieser Gedankenwelt auch die Erzählungen, nach denen neugeborene Kinder aus einem Sumpf oder einem Brunnen kommen, einem für Warmblüter sonst nicht sehr zuträglichen Aufenthalt.

Herr des Wassers in der Tiefe ist Ea, aber er hat auch zugleich Sonnencharakter. Höhe und Tiefe wurden eins, und der Fischgott Ea wird deshalb auch in der Sonne gesehen. Christus, der Heiland, den sie auch den großen Fisch nannten, bedarf selber der Taufe im Jordan. Er, der zu neuem Leben führt, steigt selbst zu neuem Sein aus den Fluten des Flusses hervor. Die Taufe des Heilands im Wasser wird durch die alte Vorstellungsart um so verständlicher, als sich auch mit Jesus, dem Träger des Zeichens Ichthys, der Sonnencharakter verbindet. Wie sehr diese Vorstellungen die Person des Heilands umgeben, zeigt sich in der Antwort, die noch Melito von Syrakus auf die Frage erteilt, warum denn Christus im Jordan getauft worden sei: »Wenn die Sonne mit den Sternen und dem Monde sich badet im Ozean, warum sollte da Christus nicht kommen zur Taufe im Jordanfluß. Der König der Himmel, der Herr der Schöpfung, die Sonne des Aufgangs der Toten im Hades ...« Wie die Sonne ist Christus bald im Himmel, bald im Hades. Im Kalendarium des Antiochus ist der 25. Dezember als Geburt der Sonne bezeichnet. Der Begriff des Göttlichen, des Rettenden, der sich im Fisch kundgibt, läßt verstehen, warum dies uralt geheimnisvolle Zeichen das Sinnbild Christi wurde, der wie Marduk, Eas Sohn, mit dem Vater eins ist, wie Marduk auf Befehl des Vaters den Drachen der Tiefe tötet, wie die lebenspendende Göttin Istar in die Tiefe steigt und die Fesseln der Hölle zerbricht.

Neben dem Fisch findet sich häufig die Taube. Aus zahlreichen Beziehungen läßt sich dartun, daß beiden Tierzeichen die gleiche Bedeutung des »neuen Lebens« zukommt. Die Taube ist der Göttin Venus-Istar heilig und wird dem Fisch gleichgesetzt, wie auch am Himmel der Stern Venus zur Sonne werden kann. Sonne, Mond und Venus sind eine uralte Trias. Drei ist hier Eins, und Einst ist Drei. Die Taube ist der Vogel der Geburtsgöttin, sie tritt uns aber auch als Zeichen des heiligen Geistes bei der Taufe Jesu vor Augen, des heiligen Geistes, der sich befruchtend auf die versammelte Gemeinde zu Pfingsten niedersenkt ... Die Taube ist aber auch zum Zeichen des Vaters und des Sohnes geworden, und noch heute ist sie auf Kirchenfenstern zu sehen, noch heute halten manche Kirchen Tauben. An den mythologischen Zeichen läßt sich nachweisen, daß die so unbegriffene Dreieinigkeit aus einer uralten Göttertrias hervorging und deshalb besser Dreieinheit hieße. Zahlreich sind die Beziehungen zwischen dem Wesen der Tiefe und der Sonne, uralt ist die Verbindung ihrer Kulte. Zahllose Fäden schlingen sich von Begriff zu Begriff, von Land zu Land, von einem Äon in das neue Äon, und immer neue Fernblicke öffnen sich unsern staunenden Augen. Über die Jahrtausende aber leuchtet bei Tage die Sonne des Gottes Ea, wie bei Nacht das Sternbild der Fische herniederfunkelt, in das gerade zu Christi Zeiten die Sonne während der Frühlingsgleiche eintrat.

Man könnte nun denken, daß der Ring in unserm Märchen die Sonne darstellt, die vom Fisch oder der Meerestiefe eingeschluckt wird. Diese Erklärung ist aber nicht ausreichend, da der Ring

wohl ein Attribut aller Sonnengottheiten ist, das Gestirn aber nie durch einen einfachen Kreis in Babylon dargestellt wurde. Die Bedeutung des Ringes erst gibt den gesuchten Aufschluß.

Ringe sind bei den Völkern des Altertums vielfach im Gebrauch, und auch die Bibel erwähnt sie mehrfach. Die Bischöfe führen, wie schon Marduk, Stab und Ring, und auch die meisten Herrscher tragen Reichsringe. Bei den Römern und Griechen sind sie vielfach im Gebrauch gewesen und bilden häufig ein Standesabzeichen. Wenn geistliche oder weltliche Herrscher bei der Übernahme ihrer neuen Würde einen Ring erhalten, so wird ihnen symbolisch mit diesem Abzeichen die Macht übertragen, was durchaus der Belehnung der Herrscher mit göttlicher Kraft in alten Zeiten entspricht, weil ja der Gott selbst den Ring führt. Ein gleicher symbolischer Vorgang ist die Überreichung des Ringes an die Braut, die durch ihn gleichsam der Kraft des Gemahls teilhaftig wird. In ältesten Zeiten gibt nur der Mann dem Weibe den Ring, und die gewöhnliche Auslegung des Ringes als Zeichen der Ewigkeit oder gar als Glied einer Kette ist ganz willkürlich und durch nichts begründet. Im Ringe ist gleichsam die Kraft und das Wesen des Besitzers, und mit ihm weicht auch die Kraft und geht auf den neuen Herrn über. So erzählt der Midrasch, daß der von Salomo überwundene Fürst der Dämonen den Ring des Königs verschlungen habe und danach den König 400 Parasangen weit fortzuschleudern und sich selbst auf den Thron zu setzen vermochte. Natürlich hat die Sage zahlreiche Zauberringe erschaffen, die ihre Kraft auch in den nordischen Märchen bewähren. Ein solcher Ring ist z. B. im Besitze der Gemahlin Kaiser Karls und erzeugt solche Liebe, daß der Kaiser sich von der verwesenden Leiche nicht zu trennen vermochte. Der Ring wird dem Bischof Turpin zum Geschenk gemacht, und nun wendet sich die Liebe des Kaisers auf ihn. Endlich wirft man den gefährlichen Ring in das Wasser, und seitdem liebt Kaiser Karl den Ort Aachen. Im alten Orient heilt der Ring Krankheiten, und zwar wiederum in Verbindung mit dem Wasser, ganz besonders die so verbreitete Augenkrankheit:

»Einen Ring mit funkelndem Steine
Aus seinem eignen Lande gebracht,
Gegen Entzündung des Auges
An den kleinen Finger
Zu seiner linken Hand lege an.«

In der nordischen Sage heilt ebenso der Ring des Zwergkönigs Laurin den erblindeten Hildebrand an den Augen.

Im Ring finden sich also die Kräfte seines Herrn. Stab und Ring sind die Attribute aller Sonnengottheiten und natürlich auch des Ea, der der ältesten Göttertrias angehört. Von ihm ist gesagt, er sei der Herr aller Weisheit, aller Künste und der Vater der Götter. Bei ihm ist alle göttliche Kraft und Macht, und sein Ring birgt gewiß alle Kräfte des Himmels und der Erde, der Höhe und der Tiefe. Wenn nun gerade er den Ring führt, so liegt kein Zufall vor, denn von einem Ringe ist die Erde umgeben, und ein Ring teilt nach dem Siege Marduks über den Drachen Tiamat den Himmel in zwei Teile. Der Strom, der die Erde wogend umschließt, ist auf der ältesten Weltkarte als ein breiter Ring abgebildet und »Ringstrom« genannt. Ring und Strom (Fisch) sind hier wieder zusammen. Der Ring findet sich am Himmel als Tierkreis.

Täglich versinkt die Sonne im Meer.

Allwinterlich stirbt die Sonne den Wassertod in der Tiefe.

Ist das Weltenjahr vorüber, wird die Welt in der Wasserwüste untergehen.

Täglich steigt die Sonne neu empor.

In jedem Frühjahr muß die Tiefe sie freigeben.

Aus jedem Untergang erblüht der Welt ein neues Leben.

Dreifach ist also die Bedeutung unsrer Sage, die eine Frühlingssage ist, die den Glauben an ein ewiges Sterben und Auferstehen in sich schließt.

Ein gewaltiges Weltgedicht vom Siege des Sonnengottes Marduk über den Drachen Tiamat, den der Gottheld spaltet, um so die Welt zu erretten, haben die Völker ferner Jahrtausende ersonnen, und das kleine Märchen ist sein Abglanz. Wir wissen nun, warum der Ring seinen periodischen Kreislauf machen muß, und selbst der Koch oder der Fischer ist uns verständlich. Er ist ein bescheidener Nachkomme jenes großen Göttersohnes, der den Drachen tötet und zerteilt.

Der Ausgangspunkt unsrer Sage ist jene Zeit, da die Sonne im Winter in das Sternbild der Fische eintrat. Das ist das 4. bis 6. Jahrtausend v. Chr.

Indessen bedarf auch die überzeugendste Erklärung eines Nachweises, daß man sich einst in Babylon wirklich Fisch-Ring-Sagen erzählt hat. Einen solchen Beweis liefert uns der Babylonische Talmud.

Dort ist von einer Witwe die Rede, von der Ben Akiba für religiöse Zwecke Geld lieh, und die zum Bürgen »Gott und das Meer« haben wollte. Als Akiba aber das Geld nicht zur Zeit bezahlen konnte, weil er krank war und die Witwe am Meer ihr Leid klagte, da ließ Gott einen Kaiser wahnsinnig werden. Der tat sein Gold in eine Kiste und warf sie ins Meer. Das Meer warf die Kiste wieder aus, und als Akiba kam, um das Geld zu bezahlen, konnte ihm geantwortet werden, daß Gott und das Meer bereits bezahlt hätten. In dieser Erzählung werden Gott und das Meer gleichmäßig als handelnde Personen eingeführt. In die Wassertiefe wird zwar kein Ring, aber ein Schatz geworfen, der aus der Wassertiefe wieder zum Vorschein kommt. Die Fisch-Ring-Sage hat hier bereits im Laufe der

Zeit eine Wandlung erfahren, das Motiv aber ist noch immer deutlich sichtbar.

Viel klarer tritt uns die alte Sage in folgender Erzählung vor Augen:

»Josef, der Sabbatverehrer, hatte einen Heiden zum Nachbar, der sehr reich war. Diesem Heiden prophezeiten die Chaldäer, daß sein ganzes Vermögen an Josef, den Sabbatverehrer, gelangen werde. Da ging er und kaufte für sein ganzes Vermögen eine kostbare Perle und befestigte sie an seinem Filzhut. Während er nun über eine Brücke ging, trieb ihm ein Wind den Hut vom Kopf und warf ihn ins Wasser. Ein Fisch verschlang den Edelstein. Man brachte diesen Fisch gerade an einem Freitag zum Markte, und man wies den Verkäufer an Josef, den Sabbatverehrer, der für Fische zum Sabbat die höchsten Preise bezahlte. Josef kaufte den Fisch, schnitt ihn auf und fand die Perle darin, die er dann für dreizehn Körbe voll Goldbenare verkaufte.«

In der angeführten Stelle über Salomos Kampf mit dem Fürsten der Dämonen zeigte sich die göttliche Kraft des Ringes. Von ihnen ist abhängig die Stelle im Beth ha Midrasch, welche die Fisch-Ring-Sage bis in alle Einzelheiten mit den nordischen Erzählungen übereinstimmend aufbewahrt hat und die Gotteskraft des Ringes am schärfsten hervorhebt:

»Salomon hat gesündigt und soll von Gott gestraft werden. Deshalb bittet ihn Asmoday, der König der bösen Geister, ihm die Ketten abzunehmen: Er würde ihm dann ein großes, furchtbares Geheimnis enthüllen.« Hierauf nahm er ihm die Fessel ab. Asmoday verlangte von Salomon den Ring mit dem Namen Gottes ... Wie Asmoday den Ring bekam, warf er ihn ins Meer, »und ein Fisch kam und verschluckte ihn.« Salomon irrt vertrieben umher und wird Koch des Königs von Ammon, dessen Tochter ihn liebgewinnt. Der König, erzürnt über diese Liebe, jagt beide in die Wüste. Nun kommen sie zu einer an dem Ufer des Meeres gelegenen Stadt. Salomon suchte Speise und fand Fischer, die Fische verkauften. Er erwarb einen Fisch und brachte ihn zu seiner Frau, damit sie ihn koche. Wie sie den Fisch öffneten, fanden sie den Ring darin, auf dem der Name Gottes eingegraben war ... »Salomon steckt ihn an den Finger«, und sein Wissen und Geist kehren sofort zurück.

An den ersten Erzählungen ist auffällig, daß statt des Ringes eine andre Kostbarkeit in das Meer versenkt wurde. Man könnte sich zwar mit der Erklärung beruhigen, daß die Zeit solche Veränderung hervorgebracht habe. Diese scheinbare Abweichung führt aber zum weiteren Beweis, daß es Ea ist, der Herr der Tiefe, der noch die Gemüter beherrscht und somit die Opfer empfängt. Denn Ea ist nicht nur Herr aller Weisheit und Künste, sondern besonders auch der Gott der Juweliere. Darum heißt es in einer Beschwörung: »Ea, der große Juwelier des Anu, hat dich mit seinen reinen Händen in Obhut genommen.« Er wird auch genannt: »Gott des prächtigen Goldes.« Ihm opfert man Gold oder Wertgegenstände, die man ins Wasser wirft. Als Sanherib eine Meerfahrt zur Unterjochung der elamitischen Küstenvölker unternimmt, wirft er vorher goldene Schiffchen ins Meer. Bei der Einweihung der neuen Wasserleitung für Ninive opfert Sanherib »einen goldenen Fisch dem Ea, dem Gott der Quellen, der Sprudel und der Flur«.

In der Legende des Herodot, die Schillers Gedicht jedem Gebildeten bekannt gemacht hat, ist also die altorientalische Denkungsart lebendig, und Polykrates hat mit seinem Ringe ein doppelt angenehmes Opfer gebracht, nämlich dem Herrn der Welt einen Ring und dem Gott der Juweliere eine im Altertum berühmte Kostbarkeit.

Die Urfabel aber ist über Länder und Meere gedrungen, und wir können selbst täglich und jährlich sehen, wie der Ring neu gefunden wird. Den tiefen Sinn von der ewigen Neugeburt der Welt aber haben die Weisen der Zeit, als in Eridu das Paradies war, vom Himmel abgelesen und uns in der zarten Umhüllung der poetischen Umdichtung überliefert.

So alt ist der Glaube an Auferstehung und den ewigen Bestand alles Lebens.

Himmelfahrt

Von Max Jungnickel

Als Christus gen Himmel fuhr, hinauf ins silberflimmernde Frühlingsblau, da hielt er in seiner Rechten ein Kinderherz.

Warm lag's in seiner Hand und zuckend.

Und als er durch die Wolken war, sah er, frührotüberflutet, Gottes ewige Wohnungen liegen.

Und nun sang das Kinderherz einen leisen Sang vom Erdenfrühling, der unten weit, millionenweit, leuchtend und zwitschernd lag.

Christus hörte aufmerksam zu. — Er erschrak. — Ihm war's, als ob ein Heimweh seine Brust ergriffen hätte.

Da stand er vor der Himmelstür. —

Und er wartete lange auf Gott. —

Jetzt fing in seiner Hand das Kinderherz an zu jauchzen und zu melodein.

Gott stieg aus dem Kinderherzen, lächelnd, in seiner Ewigkeit.

Ludwig Fahrenkrog: Gralsburg

Bonaventura Genelli: Mythologischer Entwurf

Handzeichnungen deutscher Meister

Von Ernst Warburg

Noch heute kann man es bei jedem Gang durch die Museen erleben, obgleich seit zwanzig Jahren in den lieblichsten Weisen dagegen gepredigt wird: die eben noch keck durch die ganze Bildergalerie gewandert sind, vor dem Kupferstichkabinett und dem Handzeichnungssaal machen sie halt, als throne drinnen die heilige Unnahbarkeit in Person. Man sollte Goethes Willkommenverse an den Eingang solcher Räume schreiben:

> Warum stehen sie davor?
> Ist doch Türe drin und Tor!
> Kämen sie getrost herein,
> Würden wohl empfangen sein.

Was sie drinnen erwartet, ist nicht unähnlich dem, womit uns das Haus am Weimarer Frauenplan beschenkt: Vertrautheit mit dem persönlichen Wesen derer, die uns soeben in den Bilder- oder Skulpturensälen sozusagen in der Repräsentation begegnet sind, zusammengerafft, bewußt, verantwortungsvoll, mit

Theodor Hosemann: Der Stralauer Fischzug

Gottfried Schadow: Weiblicher Kopf

stehen, ihre verborgenen Schönheiten sehen lehren, muß es hier erst recht geben. So einer ist Ludwig Justi, der Leiter der Berliner Nationalgalerie. Er hat bei Julius Bard in Berlin unter den amtlichen Veröffentlichungen der Nationalgalerie ein Buch »Deutsche Zeichenkunst im 19. Jahrhundert« (mit 100 Abbildungen; Preis 14½ M) erscheinen lassen und es in bewußt erzieherischer Absicht als einen Führer zu der Sammlung der Handzeichnungen angelegt, die die Nationalgalerie ihr eigen nennt und erst in jüngster Zeit nach der modernen Seite hin bedeutungsvoll ausgebaut hat. Wer die deutschen Künstler des 19. Jahrhunderts in der letzten Feinheit ihres persönlichen Wesens verstehen will, der muß die Zeichnungen kennen — das ist der Grundgedanke dieses Buches. Natürlich kann solche Anleitung nur in einer Auswahl geschehen; zählt doch der gesamte Schatz an Handzeichnungen in der Nationalgalerie nach Tausenden. Für solche Auswahl gibt es dort bereits ein Vorbild.

Arbeiten, in denen ihre künstlerische Schaffenskraft abgerundet zur Schau steht. Hier das Fertige, dort das Werdende; hier das Sichere, dort das Suchende; hier die Oper, dort die Kammermusik. Ihren Grund hat die Scheu der Besucher schon: es ist wirklich etwas von dem Geheimnis des Allerheiligsten um diese Räume, nur sollte es dem frommen Auge und Herzen nicht unnahbar sein, denn nirgend so wie hier teilt sich der Atem der Kunst dem Betrachter mit, nichts erfüllt das empfängliche Gemüt so sehr mit Dankbarkeit und Verehrung wie die nahe Berührung mit diesen handgezeichneten Blättern, die nur ab und an, für jeden einzelnen besonders, hervorgeholt werden. Auch wenn Sicherheit und Schonung es nicht forderten, täten die Galerieverwaltungen wohl daran, bei der Verwahrung in Mappen und der Einzelausgabe zu verharren: derartige Blätter fordern mehr Sammlung und Vertiefung, als man sie in den großen belebten Sälen aufzubringen vermag, und wenn ich still davorsitze, um das Blatt bald so, bald so zu wenden, so löst sich in mir leichter, was ich an Empfänglichkeit und Verständnis für die Freuden, Leiden und Mühen der Kunst in mir trage.

Führer freilich, Eingeweihte und Kenner, die uns die leise Sprache solcher Blätter ver-

Caspar David Friedrich: Eine Frau

Johann Christian Reinhard: Klassische Landschaft

Außer kleineren Gruppen von Zeichnungen, die, in Kabinetten vereinigt, die lange Reihe der Leinwandbilder unterbrechen, sich aber möglichst in der Nachbarschaft der von denselben Künstlern stammenden Ölgemälde halten, hat man seit einiger Zeit hundert Meisterzeichnungen in geschlossener Folge aufgehängt, kennzeichnende Auswahlstücke aus dem ganzen Sammlungsgebiet der Galerie, vom Ende des 18. Jahrhunderts bis zur Gegenwart. An

Fritz Boehle: Christi Grablegung

Wilhelm von Kobell: Mutter mit Kindern am Nähtisch

dieses Hundert hält sich auch das Buch, im Text wie in den mit aller Sorgfalt in einem neuen Verfahren der Reichsdruckerei hergestellten Abbildungen; aber immer wieder betont es, daß es beileibe keinen Ersatz der Originale, sondern nur Hilfsmittel des Sehens und Genießens, Wegweiser zu den Blättern selbst, zu den Originalen bieten will, vor denen man allein zur lebendigen Anschauung ihrer Schönheit kommen könne.

Dank der Freundlichkeit des Verlages dürfen wir ein paar Proben dieser Abbildungen bringen, ja bei einigen sogar die Farben sprechen lassen, auf deren Wiedergabe Justis Buch verzichtet, so oft und liebevoll es sich im Text auch damit beschäftigt. Leider ist es uns aus drucktechnischen Gründen versagt, bei diesen Bildern die entwicklungsgeschichtliche Anordnung zu beobachten, die Justi innehält, um Künstlergruppen zusammenzufassen, Abhängigkeiten, Beziehungen, Schulwirkungen, Empfindungsarten und Formähnlichkeiten aufzudecken — ein äußerst reizvolles und anregendes Verfahren, zumal für den, der mit den großen Linien der neuzeitlichen deutschen Kunst schon einigermaßen vertraut ist. Aber auch wenn wir uns von diesem Wege lösen müssen, bleiben wir dem ebenso geschmackvollen wie kenntnisreichen Führer für viele Einzelheiten der handwerklichen Beobachtung und der ästhetischen Wertung verpflichtet, wie sie den Dingen nur ein Fachgelehrter im täglichen Umgang abzugewinnen vermag.

Das Kennzeichen der modernen Zeichnungen gegenüber den antiken und den klassischen der älteren Zeit ist ihre Befreiung vom bloßen Studien- und Vorbereitungscharakter. Und wie dem Künstler selbst, so erscheinen sie auch uns, den Betrachtern, nicht mehr als Ansätze und Vorproben für die sogenannte große Kunst, Gemälde oder Bildwerke. Sie sind zu einem selbständigen Reich geworden, in dem eigne Gesetze und Lebensbedingungen herrschen. Ja, seit Dürer, der im Grunde nicht so sehr ein Maler als ein Holzschneider und Kupferstecher war, schwingen sich die Zeichnungen im Wert nicht selten über die Gemälde empor. Unser Bürgerhaus war im allgemeinen zu arm, um den tragenden Boden für eine eigne und geschlossene Entwicklung

der Malkunst bilden zu können; auch fehlte es an der genügenden schulmäßigen Ausbildung. Was erscheint uns heute als das Beste in der ganzen deutschen Kunst des 18. Jahrhunderts? Die kleinen Radierungen von Chodowiecki. Neue Kunstrichtungen, pochend auf ihr ernsthaftes, strenges Programm, bestärken uns in dieser Verwerfung des malerischen Könnens. Der Klassizismus kannte eigentlich nur die Schwarzweißkunst; die Nazarener in ihrer andächtigen Gesinnungsstrenge gaben als Tand und Verderbnis preis, was die Malkunst bis dahin in langsamem Wachstum erworben hatte; die Folgezeit, zur Beschränkung verurteilt, brachte neben den anspruchsvollen, aber innerlich unwahren Wandbildern in Kirchen, Schlössern und Burgen nur wenige, meist recht bescheidene Ölgemälde hervor, hauptsächlich Bildnisse, in großer Zahl dagegen Schwarzweißblätter und als wertvollste darunter wiederum Zeichnungen. Man machte aus der Not eine Tugend. Cornelius erklärte es wohl gar als ein Nachgeben an die Sinnlichkeit, wenn man eine Komposition mit Farben ausmale. In seiner Jugend veröffentlichte er Zeichnungen zum Faust und zu den Nibelungen, aber auch noch als reifer Künstler zwang er seinen zum Kolossalen neigenden Schöpferwillen Jahrzehnte hindurch zu Kartons. Ähnlich Schnorr von Carolsfeld, der seine Bilderbibel, Rethel, der seinen Totentanz, Schwind, der seine Märchenfolgen, Benedemann und Hübner, die die Nibelungen zeichneten. Ihnen allen war die Zeichnung der reinste Ausdruck ihres Wollens und Könnens. Darum wird Justi nicht müde, zu wiederholen: Wollen wir unsre Künstler des früheren 19. Jahrhunderts kennen und lieben lernen, so lieben, wie sie es verdienen, dann müssen wir ihre Zeichnungen betrachten und erleben. Erst in neuer Zeit verändert sich dann das Wertverhältnis zwischen Zeichnung und Gemälde: das Handwerk des Malers nimmt bei gründlich veränderten wirtschaftlichen Bedingungen einen erstaunlichen Aufschwung, die Leinwand setzt, dank einer besseren und zusammenhängenden Schulung, der Formabsicht der Künstler keine stärkeren Hemmungen mehr entgegen als das Papier. In dieser Zeit prägte Liebermann

Friedrich Overbeck: Auferweckung von Jairi Töchterlein

Julius Schnorr von Carolsfeld: Die Eltern des Johannes besuchen die Eltern Jesu

sein vielzitiertes Wort: Zeichnen ist Weglassen, und in der Plakatkunst schuf sich der Zeichner ein eignes ertragreiches Wirtschaftsgebiet. Nun erst recht ist die Zeichnung ein Kunstwerk für sich, will sie als solches genossen und gewürdigt werden.

Wir beginnen mit zwei starken Gegensätzen: Bonaventura Genelli (1798—1868) und Theodor Hosemann (1807—1875), beide Märker von Geburt und zwei Menschenalter hindurch Zeitgenossen, aber wie verschieden in Art und Form! Bei Genelli (S. 285) eine letzte blutarme Ader des zeichnerischen Klassizismus, der seinen Hauptvertreter in Carstens hatte, eine fast zur Karikatur erstarrte Mischung aus Antike, Raffael und Michelangelo, gequält in den Bewegungen, schablonenhaft in der Anordnung und Farbe, das Formgefühl zur leeren Dekoration erstarrt; bei Hosemann (S. 285), dem Liebling der Berliner Biedermeierzeit, ein handgreiflicher bürgerlicher Gegenwartsstoff, frische, wenn auch etwas bilderbogenmäßige Farben im Zeitgeschmack, munterer Berliner Witz, der

sich nicht genugtun kann in kleinen kecken, anzüglichen Späßen: auch dies gewiß kein sonderlich kunstreiches Blatt, aber der herzhafte Ausdruck eines das Weltliche und Wirkliche ergreifenden Realismus.

Auf der nächsten Seite (286) zwei Figurenzeichnungen. Der hier stark verkleinerte weibliche Kopf von Gottfried Schadow (1764—1850), ein Blatt aus seiner frühen Zeit, verbindet eine an Mozart erinnernde anmutige Belebtheit mit einer bildhauerischen Knappheit, die in weichen, dem zarten Gebilde nachtastenden Linien alles Wesentliche des Lebens und der Form erfaßt: ein Augenblickseindruck und ein Persönlichkeitsausdruck mit allen individuellen Zufälligkeiten um Augen, Nase, Mund und Kinn, und doch auch ein Bild von bleibendem Charakter.

Mit der großzügigen Zeichnung einer stehenden, vom Rücken gesehenen Frau von Caspar David Friedrich (1774 bis 1840) kann es sich freilich nicht vergleichen. Denn auf diesem Blatt des erst in jüngster Zeit nach Gebühr geschätzten Meisters der Romantik ist tief innerliche Empfindung vollkommen erschöpft in künstlerischer Form; aus dieser musikalisch gebändigten Verhaltenheit der Bewegung klingt uns dieselbe still ergreifende Sprache der Seele entgegen wie aus Friedrichs Gemälden, etwa dem Klosterfriedhof im Schnee oder dem Abend am Meer.

Die klassische Landschaft vertritt recht bezeichnend, fast schulmäßig Johann Christian Reinhard (1761—1847) mit einer Sepia- und Tuschzeichnung (S. 287). Zwar ist die Bildfläche, wie bei Koch, dem Führer der Schule, mit dem antiken Gemäuer, dem Grabmal, dem Rundbau und Achteck, der Tempelfront, dem Leonidas-Denkmal, dem griechisch gekleideten Ziegenhirten und seiner Herde etwas überfüllt, aber nichts von alledem kann das wohlüberlegte Gefüge der Linien, den rhythmischen Wechsel von Hell und Dunkel stören.

Durchaus deutsche Grundstimmung erfüllt dagegen die Grablegung (S. 287) von Fritz Boehle (1873—1918), obwohl sich hier in der Komposition deutlich der auf Italien

Peter Cornelius: Christi Beweinung

zurückgehende Einfluß von Marées geltend macht und mannigfache Erinnerungen an alte Kunst hineinspielen. Nur ist seitdem alles derber, bodenständiger und erdhafter geworden, hat sich doch in den rund hundert Jahren, die zwischen diesen beiden Blättern liegen, der Mut der deutschen Kunst zum Heimischen, mit uns Geborenen ungeheuer gesteigert. Der Sarkophag und hier und da wohl auch die Landschaft sind der Antike angeglichen, die Menschen aber sind deutsche Bauern mainfränkischen Gepräges und nicht bloß dadurch mit Dürers »holzgeschnitztesten Gestalten« verwandt. Was die Nazarener noch nicht kannten, haben wir hier in Hülle und Fülle: Erdgeruch und Ackerbrodem.

Wilhelm von Kobells (1766 bis 1855) höchster Schmuck ist die Feinheit der Farbe. Diese Mutter mit den beiden Kindern am Nähtisch (S. 288) — das Blatt hat seine Reize ja auch in der Anordnung der Gestalten, in der breiten Ruhe und Sicherheit der Mutter, von der sich die gazellenhafte Bewegung der Tochter anmutig und lebhaft, der etwas blöde, vor sich hindösende Junge schwer und massig abhebt, weit anziehender aber sind die blütenhaften, meisterlich aufeinander abgestimmten Farben: die roten Lippen des Mädchens, der zart durchscheinende Fleischton des mütterlichen Gesichts, das Lila der Ärmel, das Graugrün des Tisches und als pikantester Gegensatz das stumpfe Schwarz im Haar des Jungen und das warme Hellblond der Tochter.

Moritz von Schwind:
Abschied der heiligen Elisabeth von ihrem Gemahl

Als Inbegriff des Nazarenertums, dieser rein künstlerisch nur schwachen, seelisch so starken religiösen Gesinnungsmalerei vom Anfang des neunzehnten Jahrhunderts, gilt der Lübecker Friedrich Overbeck (1789 bis 1869), der als Vierundzwanzigjähriger zum katholischen Glauben übertrat und in Rom ein klösterliches Leben führte. Sein großes Aquarell »Auferweckung von Jairi Töchterlein« (S. 289) hat wohl etwas »Konfirmandenhaftes« im Ausdruck, aber vor der ehrfürchtigen Sorgfalt der Zeichnung, der feinen Abstufung der durchsichtigen Farben, ihren Zusammenklängen und Gliederungen muß man Achtung haben.

Ungleich lebendiger, bewegter und frischer wirkt das religiöse Blatt eines andern Nazareners, der »Besuch der Eltern des Johannes bei den Eltern Jesu« (S. 290) von Julius Schnorr von Carolsfeld (1794 bis 1872). Es ist ein Werk des Zwanzigjährigen, und das ganze frühlinghafte Streben der hoch-

Ludwig Richter: Überfahrt am Schreckenstein

gesinnten Jugend der Befreiungskriege lebt darin, auch wenn wir uns sagen lassen müssen, daß die Gestalt der Maria an italienische Madonnen des Quattrocento erinnert: die Form ist hier eben verstanden, persönlich durchempfunden und deutsch gefühlt.

Rudolf von Alt: Platz vor dem Pester Rathaus

Gleich fern von Natur und Deutschheit ist die »Beweinung Christi« (S. 291) von Peter Cornelius (1783—1867). Das Blatt ist während seines ersten römischen Aufenthalts, also seiner glücklichsten Zeit, entstanden, aber schon genau so trocken wie die späteren Kartons, ohne höhere Ordnung im Aufbau, ohne Sinn für Bewegung, voll unmotivierter Posen und italienischer Erinnerungen.

Moritz von Schwind (1804—1871), so wienerisch-graziös sich seine Kunst entfaltet und verästelt, wurzelt doch noch im Boden der Nazarener, wenn er sich auch von den biblischen Stoffen zu denen der Sage und des Märchens wendet. Sein Aquarell »Abschied der heiligen Elisabeth von ihrem Gemahl« (S. 292) ist ein Entwurf zu den Wartburgfresken und trägt in der Farbe und dem stark betonten Ornament diesem Endzweck schon deutlich Rechnung. Doch gerät der liebenswürdigen Phantasie, der leichten Hand und dem milden Kolorit hier noch alles freier, heiterer und blühender als dort.

Auch Ludwig Richter (1803—1884) ist wie Schwind ein Märchenmaler, aber er spricht mehr zum Herzen als zur Phantasie, und die heimische Landschaft des Elbsandsteingebirges gewinnt, nachdem er die römisch-klassische Schulung Kochs überwunden hat, mehr und mehr Raum bei ihm. Seine »Überfahrt am Schreckenstein« (S. 293), eine Vorstudie zu dem Gemälde von 1837, ist in der Landschaft ebenso echt und getreu wie in den Figuren, stimmungsvoll und lyrisch aufgelöst. Man glaubt das Lied zu hören, das die Gefährten singen, oder die Gedanken zu verstehen, denen sie nachhängen, so regt dies Blatt unsre mitschaffende Empfindung an.

Die wienerische Note des Biedermeier erklingt in Rudolf von Alt (1812—1905). Vornehm das weich und mannigfach abgestufte Grau und Gelb des Pester Rathauses (S. 293), frisch und fröhlich die lustigen Farbentupfen im Vordergrunde, das Ganze bei aller Genauigkeit frei und leicht. Karl Stirner in seinen Gassen- und Jahrmarktsbildern setzt diese Art heute mit Glück fort.

Endlich (S. 294) eine italienische Landschaft von dem Kottbuser Karl Blechen (1798—1840). In Italien schärfte er als Dreißigjähriger seinen Blick für Licht und Luft der südlichen Landschaft und gelangte so zu Feinheiten der Atmosphäre, die schon manches vom späteren Impressionismus vorausnehmen, freilich noch immer etwas Handwerkliches und Bürgerlich-Schlichtes behalten.

Karl Blechen: Italienische Landschaft

Das Reich der Frau

LV

Hedwig Heyl

Von Jarno Jessen

Erhobenen Hauptes darf Hedwig Heyl an ihrem siebzigsten Geburtstag in die Zukunft schreiten. Auf eine seltene Fülle von Leistungen und Anregungen blickt sie zurück. Ströme des Lebens sind von ihr ausgegangen. In ihrem Wirken für das Volkswohl wie in dem Mitkämpfertum für das eigne Geschlecht entsprang alles dem Grundquell ihrer Natur, der großen Mütterlichkeit. So deutlich auch bei jedem Tun der klare Geist die Führerschaft hatte, allgegenwärtig blieb die Wärme des Frauengemüts. Für den persönlichen Einfluß war das das Entscheidende. Wir haben Augenblicke erlebt, in denen ihr Übergewicht als Praktikerin und Organisatorin Gegnerschaft fand, doch ihre Liebenswürdigkeit des Herzens entwaffnete den Widerstand. Hedwig Heyl hat die hellhörige Klugheit, die der andern Gedankenarbeit durchschaut, vorwegnimmt, für ihre Zwecke nützt. Sie hat auch jenes leichtschwingende Temperament, das, so fest es unter der Leitung eines zielbewußten Willens steht, doch gelegentliche Heftigkeiten spüren läßt. Daß ihre Natur aus so verschiedenen Elementen gemischt ist, hat zu ihren vielseitigen Leistungen, zu ihrem starken Einfluß auf hoch und niedrig geholfen. Der stolze Bau ihres Lebenswerkes ruht auf ihrer praktischen Begabung. Ihr scheint die Erkenntnis eingeboren: »Das ist der Frauen schöne Gottesgabe, / Daß sie das Kleinste selber uns vergolden / Mit einem Lichtstrahl, einem herzensholden.« Aber diese Beglückung forderte sozialer Sinn nicht nur für den Familienkreis, sondern für die Allgemeinheit. Und daß ein Gleichgewicht der Güte und des Verstandes in ihr war, erwies ihr stetes Streben, die praktischen Frauenpflichten auf wissenschaftlicher Grundlage aufzubauen. Sie hat ein Veredlungswerk an dem Hausfrauentum aller Volksklassen durchgeführt. Zu dieser Verwirklichung half auch ein feines künstlerisches Verständnis, denn dieser Musterhausfrau sind zugleich die Organe für ästhetische Freuden beschieden worden. Sie weiß das Gottesgeschenk der Kunst zu würdigen, hat im eignen Heim, im Verkehr, in der Hochschätzung des Kunstgewerbes, in Anregungen für feinsinnige Ausstellungen den Beweis dafür erbracht.

Aufn. Becker & Maaß, Berlin

Frau Hedwig Heyl

Von jung auf war sie gewöhnt, in Betriebe großen Stils Einblick zu tun. Am 5. Mai 1851 wurde sie in Bremen als älteste Tochter Eduard Crüsemanns geboren, des ersten Direktors und Mitbegründers des Norddeutschen Lloyds. Der Erziehungsanstalt Neu-Watzum im Landpfarrhaus wurde ihre Ausbildung anvertraut; hier leitete Henriette Schrader geb. Breymann den Unterricht in Fröbels Geist. Aller Lernstoff sollte helfen, die Einheit von Schule und Leben herzustellen. Vor allem wurde die Überzeugung von der Größe und Schönheit des Daseins gefestigt. Verhaerens Weckruf »Bewundert den Menschen und bewundert die Erde« war hier vorweggenommen. 18 Jahre war Hedwig Heyl alt, als sie nach kurzer Bekanntschaft in Schlangenbad dem Berliner Fabrikbesitzer und späteren Kommerzienrat Georg Friedrich Heyl die Hand zum Ehebund reichte. Er vertrat eine stadtbekannte chemische Firma, der er durch Auslandsverbindungen Weltruf zu verschaffen verstand, und fand nun in der Gattin die Mitarbeiterin an den Wohlfahrtsbestrebungen für seine Arbeiterschaft. Was sie als Hausfrau und Mutter geübt und erprobt hatte, konnte in größerem Spielraum für das Volkswohl angewendet werden. Hinter ihrer Art zu kochen, Hauspflichten zu erfüllen, Kinder

zu pflegen und zu beschäftigen, stand immer der Verantwortlichkeitsgedanke der Übertragung auf die Angestellten. Gefährliches Versuchen war bei ihr nicht zu fürchten, weil sie bei allem Tun an klares Durchdenken gewöhnt war, an liebevolle Ausführung bis ins kleinste. Brausebäder mit kostenloser Wäsche und Seife, eine billige Kochanstalt, für die die Fabrikmädchen ausgebildet wurden, entstanden in den Heylschen Betrieben. Zum fünfzigjährigen Bestehen der Firma 1883 gründete Frau Heyl für dreißig Knaben ein Heim. Sie leitete es selbst und ließ auch Handfertigkeitsunterricht erteilen. Auf dringende Bitten erhielten bald auch die Mädchen ein Heim, und hier lag das Hauptgewicht auf hauswirtschaftlicher Schulung. Diese beiden Jugendbildungsstätten wurden von städtischer Verwaltung übernommen und erweitert. Man hielt die planvollen Einrichtungen der Gründerin aufrecht, um eine wirkliche Schutzstätte der Volksjugend zu haben. Eine städtische Schenkung spendete das Grundstück, Verehrer Frau Heyls beschafften das Baukapital, und 1910 wurde das schöne »Charlottenburger Jugendheim« eingeweiht.

Die Beherrschung der Kochkunst war Hedwig Heyl immer als besonderer Haussegen erschienen. Galt sie doch selbst als Meisterin des Faches. In den Besitz dieses selben Talismans wünschte sie die Mitschwestern zu setzen, die Frau ihres Standes wie die Tochter des Volkes. Jede Handarbeit sollte mit Verstand ausgeübt werden. Sie wollte die gründlich erlernte Leistung auch für das Praktische, wollte vor allem die Köchin, die nicht nur gleichgültig mischt und herrichtet, sondern Kenntnisse und Überlegung einsetzt. 1884 hatte sie eine systematische »Kochschule für Töchter besserer Stände« eingerichtet, 1885 eine »Speiseanstalt mit wirtschaftlicher Ausbildung für Arbeiterinnen«. Das Pestalozzi-Fröbelhaus, das neben seinen vielen sozial-pädagogischen Aufgaben die Förderung der hauswirtschaftlichen Bildung anstrebte, nahm die Kochschule unter ihre Fittiche. Hier wirkte Frau Heyl in der Ausbildung der Lehrerinnen. Nach ihren Leitgedanken sah sie das Seminar, die Haushaltungsschule erblühen, schließlich eine staatlich konzessionierte Anstalt. Wahrhaft volkstümlich wurden alle ihre Bemühungen um die »gehobene Köchin«, seit 1888 ihr Buch »Das Abc der Küche« herauskam. Es ist jetzt in 90 000 Exemplaren verbreitet, hat ihr eine Große goldene und mehrere silberne Medaillen eingetragen. »Das ist endlich einmal eine praktische Sache mit Handgriffen,« schrieb Julius Stinde. »Künftige Kochbuchschreiber werden sich nach ihm richten müssen. Es ist jedoch kein bloßes Kochbuch, sondern ein Vademekum der Verpflegung.« — Hier war Henriette Schraders Methode durchgeführt, an e i n e r Sache so viel wie möglich lernen und erfahren zu lassen. Über Plan und Entstehung des Buches äußert die Verfasserin sich selbst: »Die allgemein üblichen Ernährungsweisen wurden auf ihre Stichhaltigkeit der damaligen Wissenschaft gegenüber gesichtet und die Nahrungsmittel als solche im Zusammenhang mit der Natur und ihrer Geschichte, den Gesetzen ihrer Umwandlung betrachtet und ihre Bereitung gelehrt. Die einfachen Formen der Umwandlung wurden praktisch von jeder Schülerin hergestellt, und die zusammengesetzten Formen konnten an der Hand von Rezepten geübt werden, welche die Schülerinnen am Ende der Stunde erhielten.« Durch diesen Erfolg war Hedwig Heyl als die »königliche Hausfrau« anerkannt; eine ganze Reihe von Büchern und Schriften verwandten Inhalts wurde von ihr begehrt. Sie schrieb ein Buch über »Die Krankenkost« (1889), das führende Ärzte empfahlen, ein »Volkskochbuch« (1891), eine »Häusliche Küche« (1901), das wertvolle Anweisungen für die Resterverwendung gibt. Als das große Umlernen der Kriegszeit vor sich ging, gaben ihre Flugschriften nützliche Belehrung. Ein »Handbuch der Hausarbeit«, ein »Hilfsbuch der Hauspflege« entsprangen praktischen und theoretischen Erkenntnissen. Sie halfen dem Aschenbrödel der Hausarbeit zum verdienten Emporstieg.

Die große Liebe Hedwig Heyls zu den Blumen wurzelt ganz in Mütterlichkeit und Schönheitssinn. Sie hatte die Pflege der Pflanzen als Schulung weiblicher Anlagen erkannt, und bereits als junge Frau lehrte sie die Fabrikmädchen in den Freistunden das Blumenbinden und Kranzwinden. Gärtnerei und Obstzucht folgten, und 1902 leitete sie mit Unterstützung eines Obergärtners die »erste Gartenschule für Frauen« auf ihrem Charlottenburger Grundstück. Schon im Kindergarten fand sie diese Beschäftigung segensreich, denn das Gärtnern war für jedes Stadtkind eine Beglückung. Blumen wollte sie auch im Arbeiterheim sehen. So stand sie auch nicht an, einer Führerin der Frauenbewegung, die sie um Rat wegen neuer Frauenberufe befragte, mit Vorbehalt die Gärtnerei vorzuschlagen. Mit Vorbehalt, weil sie nichts Spielerisches befürwortete, weil sie an planmäßige Arbeit unter Voraussetzung bestimmter körperlicher Fähigkeiten dachte. Wesentlich war ihr auch hier das Beispiel der Frauen ihrer Kreise, und ihr Ziel war erreicht, als die Obst- und Gartenbauschule für Frauen gebildeter Stände in Marienfelde unter Dr. Elvira Castners Leitung die Pforten auftat. All ihr Erfahrungswissen ergoß sich wie ein reichgeschwellter Strom in die verschiedensten Nebenwege. Die gediegene Pflanzenkenntnis wurde für Speisebereitung, für Volksernährung, auch in der kolonialen Wirtschaftsführung verwertet. Hedwig Heyl war Ehrenvorsitzende im »Hauspflege-Verein«, im »Frauenbund der deutschen Kolonialgesellschaft«, sie strebte nach erhöhter Heimkultur der unteren und oberen Schichten. Daher begrüßte und förderte sie auch den neu entstehenden Beruf der

Blumenbinderin, der sich schwesterlich zu kunstgewerblichen Bemühungen um Verschönerung des Zimmers, der Tafel, des Balkons gesellte. Nicht das zimperliche Jungfräulein im Rosengarten, wie es die frühen Kölner Meister malten, etwas wie das blühende Freilichtgeschöpf Francesco del Cossas im Berliner Kaiser-Friedrich-Museum, das seine Sommerernte heimträgt, schwebte ihr als Ideal der deutschen Frau vor. Gründliches kaufmännisches Wissen wurde erworben, als nach dem Tode des Gatten sieben Jahre lang die Leitung der Fabrik mit in ihren Händen lag. Aber alle praktischen Anforderungen versperrten ihr die höheren Bildungsinteressen nicht. Freundschaft verband sie mit Helene Lange, und mit tätiger Teilnahme begleitete sie deren Aufstieg bis zur Bahnbrecherin des Universitätsstudiums der Frauen. Sie hat sich trotz allen zusammengerafften Arbeiten für die hauswirtschaftliche Sache schließlich auch für die Erreichung des Stimmrechtes eingesetzt. So war kaum eine zweite Frau im Deutschen Reich mit aller Frauenbefähigung und ihrer Betätigung vertraut wie Frau Heyl.

Die Musterhausfrau konnte frei die Schwingen regen, als ihr 1904 die äußere Gestaltung für den ersten »Internationalen Frauenkongreß« anvertraut wurde. Sie stand auf der geistigen Höhe, um die Bedeutung eines solchen Gedankenaustausches über Wege und Ziele der Frauenbewegung zu ermessen, fühlte, daß sie der ideellen Seite eine ebenbürtige materielle entgegenzusetzen hatte. Es bleibt unvergessen, wie unter ihren Anweisungen die Philharmonie eine gastliche Stätte wurde. Was Baumeister Solneß nicht gegeben war, Wohnstätten für Menschen zu zimmern, das vermochte sie.

Es lag nahe, daß eine Persönlichkeit von solcher Vielseitigkeit und solchem sozialen Einfluß 1905 neben der Gräfin Harrach zur ersten Vorsitzenden des Deutschen Lyceum-Klubs gewählt wurde. Künstlerinnen, Akademikerinnen, sozial tätige Frauen wußten, daß die Führung eines gemeinsamen Heims keiner Würdigeren anvertraut werden konnte. Wesentlich durch ihre Genialität entwickelte sich der Klub zu seiner Bedeutung. Bereits nach vierjährigem Bestehen konnte er 1909 bei Wertheim die erste »Internationale Volkskunst-Ausstellung« eröffnen. Kunst, Kunstgewerbe und Industrie empfingen ungeahnte Anregungen, die Bauernschaft vieler Länder wurde in ihrem naiven Kunstschaffen belebt und gefördert. Diese glanzvolle Schau war aber nur der Auftakt für die Riesenleistung der Ausstellung »Die Frau in Haus und Beruf«, die 1912 folgte. Den gesamten Organisationsplan hatte Hedwig Heyl ausgearbeitet, hatte die Auslese der auf jedem Felde bewährten Kräfte für die Durchführung des Ganzen getroffen und die Großindustrie herbeigezogen. So konnten die Mitglieder des Lyceum-Klubs in den Hallensälen des Zoologischen Gartens jede Art von Frauentätigkeit vorführen. Es wurde eine lebensvolle Übersicht, die stärker als alle Drucksachen und Vorträge die Sache der Frau vertrat. Hier hatte man es verstanden, weibliches Könnertum in hauswirtschaftlicher Arbeit und Landwirtschaft, in jeder Art von Beruf, im Vereinsleben und in persönlichen Interessen mit Geist und Geschmack offenkundig zu machen. Nicht mehr als enggebunden erschien der Frauen Los in der Berufswahl, sondern als das Reich der unbegrenzten Möglichkeiten.

Das Ganze der Frauensache hat Hedwig Heyl dabei nie aus dem Auge verloren. Sie war Spezialistin und Universalistin, und daher begegnen wir in den letzten Jahrzehnten ihrem Namen auf Schritt und Tritt, wo es sich um Dinge des Frauenwohls und -fortschritts handelte. Wie sie den »Wohnungsgemeinschaften für alleinstehende Frauen« das Wort redete, das Wirken der Landfrauen, der Kolonialfrauen mit ihrem Geist zu erfüllen trachtete, wie sie an der Gründung der »Zentrale der Hausfrauen«, an der Hebung des Hausangestellten-Standes mitarbeitete, das alles sind Sonderkapitel voller Verdienstlichkeit. Alle Schwierigkeiten, alle Enttäuschungen konnten ihre Herzenswärme nicht mindern. Als es in der »Cecilienhilfe« galt, die Sorgen der gebildeten Frau zu lindern, war Hedwig Heyls Mitarbeit von hohem Nutzen. Ihre Freude an feinen einträglichen Handarbeiten ließ sie den Kursus für künstlerische Häkelspitzen fördern. Ihm dankte manche Teilnehmerin Erleichterung des Lebenskampfes, das deutsche Kunstgewerbe eine vielgerühmte Neuheit. Als eine Aufrechte hat Frau Heyl während des harten Krieges im Dienste des Vaterlandes auf ihrem Posten gestanden. Sie suchte Ernährungssorgen durch aufklärende Schriften zu erleichtern, half der Stadt Berlin über das Maß ihrer Kräfte hinaus die Herkulesarbeit der Volksmassenspeisung bewältigen.

In dem fortreißenden Entwicklungsgange der Frauenbewegung vor dem Kriege waren wir alle zu einer Unterschätzung praktischer Arbeit geneigt. Das harte Muß der Geschichte erzwingt eine Umwertung. So richtet sich Hedwig Heyls Lebenswerk mit fast prophetischer Bedeutung auf. Die Könnerinnen auf allen praktischen Gebieten sind heute die wahren Beglückerinnen. Ihnen vor allen hat sie die Wege gewiesen. Aber nicht bloß ihnen. Der Kreis der Geschlechtsgenossinnen schließt sich lückenlos, wenn es zum siebzigsten Geburtstag gilt, ihr Dank zu sagen, eine alma mater zu feiern. Sie hat die Erkenntnis g e l e b t, die sie einst in einem Vortrag aussprach: »Bahnbrechend können die Frauen nur sein, wenn sie klar alle Konsequenzen kühl erwägen und dann das Werk mit dem Enthusiasmus eines für die Idee begeisterten Herzens durchführen.«

Ave-Maria

Eine Erzählung von Hugo v. Waldeyer-Hartz

Frühmorgenfrische.

Mit kecken Streichen fuhr der Wind über das Land, durchwogte Zweige und Äste, brachte die jungen Blätter zum Tanzen, kämmte über die sprossende Saat, so daß sie ein Wellenschauer durchfuhr, trug Düfte von Blumen und Nadelholz, entführte der Vögel süße Weisen und ließ auf dem breiten Fluß im Tal tausend goldgrüne Flämmchen hüpfen, die das Wasser unterm Sonnenlicht gebar.

Der Frühling jauchzte über das Land. Mit Schwellen und Singen und leuchtender Pracht brachte er Gott sein Opfer dar. —

Das Burgtor durchritt ein Reitersmann, ein junger Bursch, keck und frisch wie der Frühlingsmorgen. Mit gesenktem Kopf und schnuppernden Nüstern strebte der schwere Gaul den steinigen Anritt abwärts. Der Wind warf dem Pferde die Mähne zur Seite und griff dem Reiter ins lange Haar. Der sah mit blitzenden Augen um sich, spreizte die Beine im Bügel und hob die Brust im tiefen Zug.

Ihm war eigen zumute. Sein Inneres bebte vor Spannung. Großes stand bevor, es ging noch heute in die weite Welt, zur fernen Stadt Jerusalem. Gestern hatte sein Herr, der Ritter Albrecht von der Laase, mitsamt dem Gefolge das Kreuz genommen. »Gott will es!« hatte der Mönch gerufen, der sie geweiht. »Gott will es!« hatten ihre Lippen wiederholt, und das Glöcklein der Kirche im Dorf hatte noch nie so hell geläutet. Es war mit seiner jubelnden Stimme ihnen allen bis ans Herz gedrungen. Auf dem Altar hatten sich Herren und Knechte zusammengedrängt. Der Leib Jesu Christi ward genommen, und durch dichte Weihrauchwolken hindurch hatte manch einer gewähnt, einen Blick in des Allmächtigen Seligkeit zu tun, wo es keine Erdensorgen gab, nur ritterliche Freuden winkten.

Es war eine Zeit, die des Menschen Gewissen aufpeitschte. Ein Raunen und Reden lief über das Land, daß sich Gottes Hand schwer auf die Erde herniedersenken würde, so die sündhafte Welt sich nicht abwendig machte vom Irdischen, um allein des Himmels Gnade zu suchen. Wunder und Zeichen geschahen. Jedermann sprach davon, einer trug es dem andern zu. Und alles war verbürgt und wahr, von glaubwürdigen Leuten berichtet. Als Schnee und Hagel vom Himmel stürzten, hatten Blitze gezuckt und der Donner gegrollt. Im Erfurter Lande hatte im Morgengrauen am fahlgrünen Firmament in schattenhaften Umrissen das Bild einer fremden Stadt geschwebt, und ein Priester, der es mit andern erschaute und vor Jahren in Jerusalem gewesen war, hatte die Hände zusammengeschlagen und war wie von einem Keulenhieb gefällt zu Boden gestürzt. »Die heilige Stadt«, hatte er gewimmert, »errettet die heilige Stadt aus der Ungläubigen Hand! Und als im Dorf Laase von einer Magd, die bis dahin als fromm und unbescholten gegolten hatte, eines Tags ein greuliches Wesen zur Welt gebracht wurde, ohne daß die Magd schweren Fußes gegangen war, ein Wesen, das zwei Köpfe, vier Arme und vier Beine hatte, rot am Körper und behaart war, so daß es weit eher einem Tiere als einem Menschen glich, da gab es keinen Zweifel mehr, man hatte es handgreiflich vor Augen: Gott der Herr war voll schweren Zornes gegen die Menschheit und entzog ihr seine Huld. »Gott will es! Gott will es!« Immer wieder hatten Mönche und Geistliche gemahnt und geeifert, und sie hatten offene Ohren gefunden. Ein Zucken und Ringen lief durchs deutsche Land, ein Unterdrücken von Wehmut und Sichsehnen nach Entäußerung. Wer sich gesund fühlte und stark war, Waffen zu tragen, ließ Haus und Hof und Weib und Kind zurück — »Gott will es!« — und machte sich auf zum heißen Süden, um sich mit Leib und Blut dem Erlöser zu weihen.

Der junge Reitersmann, der auf seinem Schecken talwärts strebte, hatte den steilen Anritt zur Burg hinter sich und lenkte ein in das Schweigen des Waldes. Es ging jetzt über braunen, federnden Boden. Die stolzen hochstämmigen Buchen wetteiferten in der leuchtenden Pracht ihres grünen Gewandes mit dem Himmelblau und ließen ihre schwingenden Wipfel vom Überfluß des Sonnengoldes mit einer Krone schmücken. Der Ritter legte die Schenkel an. »Hara!« rief er. Da hob sich der Gaul zum Trabe. Dumpf liefen die Hufe über den weichen

Grund. Im Unterholz ein erschrecktes Rascheln: ein Rehbock wurde flüchtig.

Im Waldeswinkel, nahe dem Fluß, stand ein Bildnis der Jungfrau Maria. Dorthin lenkte der Reiter das Roß. Er schwang sich aus dem Sattel und hielt Umschau. Rechterhand lugten die Häuser des Dorfes herüber, das seine Heimat gewesen war, bis ihn der Herr von der Laase auf die Burg genommen hatte. »Will sie mich zum Narren haben?« Der junge Mann grollte. »In drei Stunden reiten wir, und was hat sie gestern für Augen gemacht!«

Von den schweren Ackerschollen stieg der Nebel. Die Sonne raffte die zarten Schleier, übergab sie dem Winde und senkte ihre wärmende Kraft tief in die Brust der Mutter Erde.

Über den Feldrain, wie von Weihrauchwolken umhüllt, das Blondhaar leuchtend im Sonnenlicht, schritt ein junges Ding, kaum sechzehnjährig. Ihre spähenden Blicke suchten ...

»Berthold — hast warten müssen?«

»Ja!« sagte er. Es klang nicht freundlich.

»Sei mir nicht bös, jetzt, wo du reisest. Wer weiß ...« Sie griff nach seiner Hand und zog ihn zum Marienbild. »Denkst du noch an die Zeit, als wir Kinder waren? Als wir Maienkönigin spielten? Ich wand mir einen Kranz aus Himmelsschlüsselchen, du setztest ihn mir auf. Dann legte ich mir ein blaues Tuch als Mantel um. Du spieltest in meinem gelösten Haar. Ach — es war ein kindisch Gebaren und war doch so lieb!«

Er nickte, flüchtig nur, und rührte am Zügel des Rosses. »War es das, was du mir sagen mußtest, Maria? Bedenke, noch heute geht es in die Fremde. Die Zeit —«

»Ich weiß, Berthold, ich weiß! Doch als ich dich stehen sah auf dem Altar, da du das Kreuz nahmst, unter dessen Last schon mancher ganz wie unser Herr Jesus Christus zusammengebrochen ist, da wurde mir klar, ich müßte dich noch einmal sprechen. Wir haben uns lange nicht gesehen. Seitdem du den Rittergurt trägst, machst du dich selten unter uns Dorfleuten!« Es lag ein Vorwurf in den Worten.

Er machte eine Gebärde des Unwillens. »Das verstehst du nicht, Maria!«

Sie beschwichtigte ihn. »Ich will dich auch nicht tadeln. An neues Gewand muß sich ein jeder gewöhnen. Ich will dir einen Reisesegen geben, mehr nicht. Du sollst auch in der Ferne wissen, daß die Heimat deiner gedenkt.«

Sie standen vorm Marienbild. Von einer Wolkenbank getragen, schwebte die Mutter Gottes himmelwärts. Sie trug einen blauen Mantel und hatte gelöstes Blondhaar. Und der Ausdruck ihres Gesichts war wunderlieblich.

Die junge Magd aus dem Dorfe, des Freibauern Kunhard Tochter, nestelte an ihrem Oberkleid. Dann zog sie eine silberne, an einem Kettlein befestigte Kapsel hervor. »Berthold,« sprach sie, und ihre Stimme bebte, »willst du mir zuliebe von Stund ab das Amulett bei dir tragen?«

Er suchte ihre Augen, sie hielt die Lider gesenkt. Halb wie im Scherz brachte er hervor: »Was hast du Wundertätiges in die Kapsel eingeschlossen?«

Sie neigte den Kopf noch tiefer: »Ich habe Kapsel und Kette heimlich unter die Altardecke geschoben, bevor ihr das Kreuz empfinget. Ganz nah beim Allerheiligsten hat beides gelegen. Ich denke, nun ist es von Priesters Hand geweiht.«

»Und der Inhalt?« Berthold forschte weiter. »Gibst du mir eine leere Kapsel mit?«

Da hob sie langsam das Haupt. Eine Träne deckte den Glanz der klaren Augen. Sie sah ihn freimütig an und gab ihm, von der Gewalt der Stunde bezwungen, ihr Innerstes preis. »Ein Blümchen ist drinnen, ein Himmelsschlüsselchen. Vom blauen Tuch, das beim kindischen Spiel mein Mantel war, ein winzig Stück, und dann — von meinem Haar eine Strähne. Berthold, es soll nicht sündhaft sein! Willst du die Sachen mit dir führen?«

Ihm schoß es warm in die Augen. Was sollte das! Er, ein Ritter — und weibisch weich?! Da beugte er flugs das Knie, nahm die Kappe vom Kopf und sprach: »Maria, tu mir das Kettlein um. Ich will es tragen, dir und der Heimat zum Gedenken!«

»Die Himmelskönigin nehme dich gnädig in ihren Schutz!« Sie legte ihm die Kette um den Nacken, und es wurde ein feierlicher Augenblick. Zu ihren Häupten übte ein junger Fink seinen stürmischen Schlag, und aus hundert feinen Maienglocken, die vom Dach der großen Blätter behütet den Waldboden schmückten, wob sich ein wundersamer Duft rings um die beiden herum.

»Die Himmelskönigin nehme dich in ihren Schutz,« wiederholte die junge Magd, blickte zum Bildnis der Heiligen hin, und ihre Hände sanken auf seinen Scheitel. »Ave-Maria!«

Da legte er scheu die Arme um ihren Leib. Ein leises Zittern kam ihm entgegen. In ihm ward es zur Wallung, er gab sie frei, sprang auf ...

Mit einem Kinderlächeln streckte sie ihm beide Hände entgegen. »Leb wohl, Berthold!« Ein warmer Hauch, flüchtig wie eines bunten Falters Blütenkuß, berührte seine Lippen. Dann schritt sie von hinnen, die schlanken Glieder hochgereckt, den Kopf vornübergeneigt. Und Tränen tropften auf den Weg.

Er stand und starrte hinter ihr drein. Jetzt trat sie aufs Feld. Lichte Nebelwolken entführten sie. Als Letztes glänzte ihr Goldhaar, wie ein Heiligenschein ...

Der Schecke knabberte am jungen Grün und scharrte behaglich mit dem Huf. Das brachte den Ritter zu sich. Er schlug ein Kreuz vorm Marienbild, saß auf und trabte davon.

Langsam ging es den Burgweg hinan. Auf der Wiese blitzte der Tau aus tausend sprühenden Augen, lachten die Blumen, gelb, blau und rot, weiß, violett. Sie alle reckten die zierlichen Hälse und drehten sich zur Sonne hin. Und die Strahlen, die sie trunken fingen, gaben sie leuchtend wieder her. Seht, wie sind wir lustig und schön! Die Luft war angefüllt mit Vogelgeschwirr und Blütenatem. Am Eichenbruch summten die braunen Käfer und suchten sich ihr Liebchen. Zu Hunderten waren sie unterwegs. Wie ferner Orgelton schnurrte ihr Gebrumm. Die Grillen klingelten im Grase, tändelnde Falter flogen — ringsum ein Jubel und Genießen, ein Minneschwelgen der Natur!

Berthold griff nach dem Amulett. Er küßte es. Dann schob er die Kapsel unter das Wams, stemmte sich im Bügel hoch und schwenkte die Kappe: »Heimat, dein vergesse ich nicht!«

Mittsommerglut.

Kein Lufthauch ging. In bleierner Glast atmete das Mittelländische Meer, farblos, ohne Grenze, mit dem Himmel eins unter der stumpfen Tyrannei der Sonne. Auf der offenen Reede von Jaffa lagen etliche Koggen, schwere, hochbordige Schiffe aus dunklem Holz. Matt hingen Wimpel und Flagge vom Mast. Vor langer Ankertroß stampften die plumpen Fahrzeuge mit dem Schwellen der See und machten immer wieder ihre verdrossene Verbeugung vor des Meeres Majestät.

Am Lande waren Heerbanner gesetzt an drei getrennten Stellen. Dort lagen thüringische, hessische und sächsische Grafen mit ihrem Gefolge. Ihnen war der Schutz des Hafens übertragen worden.

Die heilige Stadt war in Händen der Christenheit. Die Ungläubigen hatten dem ritterlichen Schwert und der bis zur Leidenschaft entfachten Begeisterung der Abendländer nicht standhalten können. Nach schwerem, blutigem Kampf waren sie entwichen, und in feierlicher Andacht am heiligen Grabe hatte Entlohnung seiner Mühen und Taten gefunden, wer nicht von böser Krankheit oder feindlicher Waffe hingerafft war. Nun wurde mit dem Sultan verhandelt, seit Wochen ging das Bereden und Feilschen. Weiter ins Land hinein wagte man sich nicht vor. Dazu fehlten die Kräfte. Das wußte der Sultan. So hielt einer den andern hin, um seinen Vorteil herauszuschlagen. Es wurde eine böse Zeit. Unter dem zersetzenden Einfluß des Nichtstuns lockerten sich im Heere der Kreuzfahrer die Bande der Manneszucht, und das Gespenst der Enttäuschung reckte drohend seine Faust, nachdem das Feuer des verzückten Sinnentaumels zur Asche verbrannt war.

Herrn Albrechts von der Laase Quartier lag nahe dem Strande außerhalb Jaffas. Der Thüring konnte nicht klagen. Seine Herren und Knechte waren verläßliche Leute. Aber daß auch durch sie ein Sehnen ging, das nach anderm verlangte, als die Zeit fern der Heimat bei fieberschaffender Sonnenhitze unter erschlaffender Tatenlosigkeit zu verbringen, ohne daß auch nur eine Hoffnung blieb, in weiteren Erfolgen Entgelt für alle Entbehrungen zu finden, das blieb auch Herrn Albrecht nicht verborgen. So war es ihm nur lieb und recht, daß sein Gefolge fremde Arbeitskräfte anwarb und sich dicht bei der See auf weißem, von Muscheln durchsetztem Sand eine Stechbahn anlegen ließ, um in den kühleren Morgen- und Abendstunden mit eifrigem Tjostieren die Glieder von Mann und Roß geschmeidig zu erhalten.

Ritter Berthold war der eifrigste bei der Sache. Wenn die andern sich oft genug nur schwer dazu entschließen konnten, über das

Ludwig Fahrenkrog: Adam und Eva an der Leiche Abels

sonnenheiße Gesicht den schweren Eisenhelm zu stürzen und sich durch Schuppenpanzer, Halsberge und Schienen die Brust freiwillig abzuschnüren, die nach Luft und freiem Atem lechzte, dann war er immer bei der Hand, die Säumigen zu mahnen. Mit klugem Wort oder freundlichem Scherz gewann er sie. Seine stählerne Jugendkraft hatte noch allen Unbilden des fremden Landes getrotzt.

Auch heute war er eifrig am Werk, obwohl es noch eine Stunde währte bis zur Abendbrise, die die ersehnte Kühlung brachte. Man erwartete Gäste. Aus den hessischen und sächsischen Quartieren hatten sich mehrere Herren zum Tjost angesagt. Ein rühmliches Stechen stand bevor, bei dem es galt, für die Farben des Herrn von der Laase Ehre einzulegen, wenngleich die hohen Herren selbst nicht mitritten, da sie sämtlich nach Jerusalem befohlen worden waren. Was der Anlaß zu der Reise war, wußte keiner. Immerhin, schon die Tatsache, daß allem Anschein nach ein wichtiger Kriegsrat bevorstand, belebte die Gemüter.

Zur festgesetzten Stunde langten die Gäste der Thüringer auf der Rennbahn an, und alsbald erhob sich ein fröhliches Reiten und Stechen mit stumpfen Speeren. Viel Holz ward zersplittert, die schweren Pferde stampften und schnoben, und der weiße Dünensand ward manchem Ritter und Knecht zum unfreiwilligen, aber weichen Lager. Vor allen tat sich Herr Berthold hervor. Ihm war keiner im Anritt gewachsen. Weder die alten Stechhähne noch die jungen Stürmer vermochten ihn aus dem Sattel zu bringen. Seine Schenkel schienen mit dem Roß, seine Arme mit Schild und Speerschaft verwachsen, und als das Kampfspiel zu Ende ging, hatte er die meisten Rennen gewonnen.

Man hatte bereits die schweren Eisentöpfe vom Haupt genommen und trocknete das Gesicht vom rinnenden Schweiß, als noch ein Reiter erschien. Odo von Jackenberg war es, ein Hesse, weitbekannt als ein trunk- und sattelfester Herr. Er war ein Riese an Gestalt. Seiner Leibesfülle und des unergründlichen Schlundes wegen, zu dem ein Mundwerk Einlaß gab, das von Ohr zu Ohr reichte, nannten sie ihn hinterrücks die »Unke«.

»Holla!« rief der Jackenberger. »Seid ihr Herren schon am Ende?«

Die andern blickten einander an. »Wir dachten ja!« entgegnete Berthold.

»Und gerade mit Euch«, reizte der ungefüge Hesse, »dachte ich heut ein Tänzlein zu wagen. Mir juckt das Fell noch vom letzten Mal, wo sich mir mein Rappe zur Unzeit versagte. Ich habe den Schinder abstechen lassen. Das Tier war unter der Hitze zusammengebrochen.«

»Oder unter Eures aufgesoffenen Leibes Gewicht,« murmelte einer der Laaser Herren. Seine Nachbarn schmunzelten. Das reizte den Jackenberger. »Ihr Herren,« sprach er, »mit Lachen gewinnt man keine Ehre! Herr Berthold, wie ist's? Seid Ihr bereit?« Die »Unke« dachte insgeheim, über den ermüdeten Gegner einen billigen Triumph davonzutragen. Der junge Thüring durchschaute das wohl, trotzdem sprach er: »Es sei, bis zu drei Speeren stelle ich mich!«

Da machte der Jackenberger eine großartige Armbewegung, um seine Anerkennung auszudrücken. Darauf wies er hinter sich und sprach: »Ich wußte, daß Herr Berthold auch zu vorgerückter Stunde für mich zu haben wäre, und bringe darum mit, was dem Sieger im ehrlichen Kampfe zum Lorbeer verhelfen soll.«

Die »Unke« traversierte mit dem Gaul. Hinter dem massigen Tier ward ein Esel sichtbar, und auf ihm saß ein junges Weib, unverschleiert, im weißen Gewand. Unter langen Wimperschatten blickte sie über die Herren. Ihr dunkles Auge trug Feuer im Grunde. Einige der Ritter kannten sie. Es war die Syrierin Maria. Der Jackenberger war verschrien. Er eiferte den Ungläubigen nach und ergötzte sich in Haremsfreuden, wenn er von schwerem Abendtrunke heimwärts kam.

Berthold flüsterte mit den Seinen. Sollte man das feile Weib auf die Stechbahn lassen? Aber der Jackenberger war schon herbeigekommen, hinter ihm die Syrierin. Schön war sie, das mußte der Neid ihr lassen. Sie stieg von dem Graurock, verneigte sich in der Runde und zwang damit manchen steifen Nacken, ihr den Gegengruß nicht zu versagen.

Berthold und der Jackenberger sprengten an die Endpunkte der Bahn, um den langen Anlauf auszunutzen. Die andern lenkten ihre Rosse zur Mitte hin, dort, wo der Zusammenprall stattfinden mußte. Ein paar fächernde Palmen spendeten hier spärlichen Schatten. Einer der Knechte stieß ins Horn, drei kurze schmetternde Töne: das Zeichen zum Beginn.

Die Gäule der Kämpfer hoben sich, in wuchtigen Galoppsprüngen ging es aufeinander zu. Die Reiter saugten sich tief in den Sattel hinein, den Speer fest unter Arm und Auflage, den Schild dicht an die Brust gepreßt. Nur das Helmzimier ragte hervor, so daß die Augen durch die Fenster im Helm über den Schildrand hinwegspähen konnten. Der Jackenberger hielt sich à travers. Er wollte mit der Wucht von Mann und Roß den Gegner roh überrennen.

Je näher man einanderkam, desto stürmischer wurde der Anritt. Die schweren Pferde streckten sich, immer drängender hämmerten die Hufe, schüttenweis spritzte der weiße Sand. Berthold zwang seinen Gaul nach rechts, gleich wieder nach links, um Front gegen Front zu stoßen ... Zu spät! Mit voller Wucht erfolgte der Zusammenprall, Roß gegen Roß, Mann gegen Mann; die Speere splitterten, Eisen klirrte, die Pferde knickten in der Hinterhand.

Es war ein unrühmliches Rennen gewesen, plump, gegen alle Regeln der Kunst. Die Zuschauer murrten. Der Jackenberger trug die Schuld, daß es zu solchem Ausgang gekommen war.

Berthold strebte, nachdem er sich von seinem Gegner gelöst hatte, eilig zum Anlauf zurück. Ein Knecht reichte ihm einen neuen Speer. »Euer Hengst blutet, Herr Berthold!« Die Brust war dem Tier zerschunden, aber es stand fest auf seinen Beinen. »Die Schramme soll uns der Jackenberger büßen! Nicht, Schecke?« Berthold klopfte dem Tier den kraftstrotzenden Hals. Es schwang den Kopf und kaute aufgeregt auf dem Gebiß. Schaum flog über das glänzende Fell.

Der zweite Anritt begann. Diesmal hielt sich der Jackenberger untadelig, um sich die Gunst der Zuschauer nicht zu verscherzen. Berthold zielte hoch. Der Unke will ich das Maul schon stopfen! schoß es ihm durch den Kopf. Er traf den Gegner am Helmzimier, spürte selbst einen wuchtigen Stoß auf seinem Schild, vorbei am Gegner, eine Volte geritten ... Der Jackenberger wälzte seinen Leib im Sande. Ein schönes Rennen, Berthold der Sieger!

Man half dem Jackenberger auf die Beine und fing sein Roß ein. »Uff!« machte er hinter seinem Eisentopf und hielt sich die Seiten. Dann humpelte er aber auf Berthold zu, nahm den Helm ab und streckte ihm die Hand entgegen. »Ihr seid abermals Sieger geblieben, doch Euch zu erliegen, ist keine Schande. Potz Bein und Knochen, Euer Meister im rechten Tjost soll noch geboren werden!« Dann wandte er sich um und rief: »Maria, weihe in Huld und Gnade dem Ritter Berthold von der Laase unsern Lorbeerkranz!«

Die Syrierin trat gemessenen Schrittes herbei. Ihre junge Brust und die vollen Schultern trugen das weiche, fließende Gewand, das ihre schmiegsame Gestalt nur allzu deutlich verriet. Berthold war abgesessen. Er zögerte. Doch die andern rieten: »Nehmt den Kranz, Ihr seid es Herrn Odo und seiner Schönen schuldig.«

Da schritt er ihr entgegen in stolzer Siegerfreude. Vor seinen Augen flimmerte es, sein Atem ging noch schwer ob der Anstrengung des Rittes.

Sie erwartete ihn. Durch ihre schwarzen Flechten wand sich ein Goldreif, geschuppt wie ein Schlangenleib, und ihre großen Augen lockten.

Er neigte das Haupt. Eine Wolke süßen Duftes strömte ihm entgegen. Ihre Finger nestelten länger, als es not tat, in seinem langverschnittenen Haar. Er fühlte einen leisen Druck und ward gezwungen, seine Stirn gegen ihren blühenden Leib zu pressen.

Da durchlief ihn ein Schauer, ein Zwang so stark und süß, wie er ihn nie gespürt. Und wäre sie nicht zurückgetreten, er hätte das Haupt nicht erhoben ...

Verwirrt sah er sie an. Des Jackenbergers Lachen dröhnte. »Auch Euch scheint mein Stoß tüchtig in die Gedärme gefahren zu sein. Was macht Ihr für ein Gesicht, Herr Berthold? Kommt mit, wir wollen erproben, wer bei fröhlichem Männertrunk sitzfester ist, Ihr oder ich!«

Willenlos schloß sich Berthold an. —

Als er heimkehrte, liefen die ersten Sendboten der jungen Sonne über das Land. Er kam nicht vom Trinkgelage des Jackenbergers. Bei dem wüsten Gesellen hatte er es nur ein knappes Stündlein ausgehalten. Trotz lebhafter Widerrede und lauter Entrüstung der Zecher hatte er sich vorzeitig auf- und davongemacht.

Vom schweren Wein waren seine Sinne geweckt und geschwächt gewesen. An einer Straßenecke — weiche Nachtschatten sanken — hatte ihn ein zerlumpter Junge am Ärmel

gezupft. Unwillig hatte er ihn abgewiesen. Doch der Bursche hatte nicht nachgelassen. Immer wieder hatte er gewinkt. Schließlich war ihm Berthold gefolgt auf verschwiegenem Weg, durch das Gewirr niedriger, aus dem Felsen hervorgewachsener Häuser.

Während der Jackenberger seinen Zechgenossen kräftig Bescheid tat und sie sämtlich, einen nach dem andern, unter dröhnendem Lachen zu Boden trank, hatte der, der ihn im rechten Tjost siegreich aus dem Sattel gehoben hatte, in den weichen Armen der Syrierin Maria gelegen. Mit jäh erwachender Lust hatten beide einander umfangen. Dem Manne war es die erste, schrankenlose Offenbarung gewesen, ihr die Befriedigung heißer Gier nach den qualvollen Umarmungen eines trunkenen Tölpels, der mit roher Gewalt über sie verfügte.

Berthold blieb in den nächsten Tagen wie verstört. Die Stechbahn lag verlassen, kein Roß ward getummelt, kein Speerholz splitterte, kein Hara- und Hurta-Rufen erklang. Nur das ewige Rauschen der See hielt mit sich selber Zwiesprache.

Des Nachts schlich sich der junge Ritter heimlich fort. Er schritt auf dem Pfade schlechten Gewissens, aber stärker als seine Vorsätze waren seine Sehnsucht und Begierde. Die Syrierin hatte ihm das Amulett der Heimat, der Dorfmagd silberne Kapsel, abgebettelt. »Als Pfand dafür, daß du wiederkommst,« hatte sie gesagt. Und er kam und ließ von Abend zu Abend das Pfand in ihrer Hand.

Als die hohen Herren von Jerusalem zurückkehrten, gab es große Aufregung. Im Lager der Christenheit hatte sich ein scharfer Zwist erhoben. Die Folge war, daß ein Teil der deutschen Kreuzfahrer die Zelte abbrach und sich heimwärts wandte, auch die, die in Jaffa lagen.

Berthold trat vor seinen Herrn: »Gebt mir Urlaub, ich folge später.«

»Warum, was hält Euch im fremden Lande?«

Eilfertig und doch unsicher kam es heraus: »Ein Gelübde! Ein Jahr und sieben Tage soll ich auf dem geweihten Boden weilen. Erst dann —«

»Wollt Ihr die Heimat wiedersehen?«

»Ja, Herr Albrecht, so ist es!«

»Gut, ich zwinge Euch nicht. Wer als Ritter gebunden ist, muß wissen, was er zu tun hat. Vergeßt mir aber die Laasenburg nicht. Ich möchte Euer Schwert nicht missen.«

»Nein, Herr, auf mein Wort, ich komme bestimmt. Schon die Dankbarkeit ...«

»Soll ich der Heimat Grüße bringen?«

»Ja, Herr, ich bitte.«

»Auch an jemand aus dem Dorfe?«

Berthold war, als schwankte ihm der Boden unter den Füßen. »Grüßt mir die Heimat, Herr!« Mehr brachte er nicht hervor.

Auch der Jackenberger ging zu Schiff. Er schüttelte seinem jungen Gegner die Hand und drohte ihm bang mit dem Finger. »Mir will scheinen, Herr Berthold, Euch laust der Affe, daß Ihr die Gelegenheit verpaßt, mit Ehren von hier fortzukommen. Manche Blüte ist hier süß, süßer als in der Heimat. Geht ihr ihnen aber auf den Grund — fast alle tragen dort Gift!«

Der Jackenberger lachte und schritt wuchtig davon. Berthold blieb allein zurück. Er schloß sich einem sächsischen Herrn an, der wie er das Weggehen nicht fand.

Spätherbstabendkühle.

Als ob Himmel und Erde sich in grauen Schauern vermählen wollten — brauende Nebelschwaden stiegen über den stumpfen, glanzlosen Seen, verfingen sich am Gestrüpp und wogten über den Weg, und vom Himmel schleppten die Wolken, eine müde hängende Last, und ließen unablässig ihr Tränengerinnsel strömen. Ein dauerndes Rascheln und Hämmern von Tropfen, die vom welken Herbstlaub glitten, sonst kein Laut, eine grausige Leere in dem feuchten, dampfenden Chaos.

Doch da — hinter stämmigen Weidenkloben, die mit ihren hängenden Zweigen aus dem Wasser steigenden Untieren glichen, tauchte ein Zug Gewappneter auf. Vorauf ein Mann zu Fuß mit vorsichtig wägendem Schritt und hinter ihm Berittene, zehn an der Zahl. Das Riemzeug knarrte, und das Eisen der Rüstung klirrte. Hin und wieder schnob eins der Rosse. Auch den Tieren war in dem dumpfigen Grau beklommen zumute.

Der Geleitsmann blieb stehen und hob die Hand. Einer der Reiter trieb sein Roß zu ihm heran. Er trug den weißen Rittermantel der Ordensbrüder Sankt Mariens vom deutschen Hause. Das entblößte Schwert lag ihm in der Rechten.

»Was ist schon wieder? fragte er, und seine Stimme klang zornig.

Der Geleitsmann, ein junger Bursche, stark und stämmig, von federnder Kraft, bog den Körper hin und her. »Zwei Wege, Herr! Welchen sollen wir wählen?«

«Das fragst du mich und rühmtest dich doch —«

»Ich kenne sie beide, Herr, doch Ihr müßt entscheiden. Hier, linkerhand, spart Ihr die halbe Zeit, aber ich wette, wir stecken den Kopf in die Schlinge.«

»Und rechterhand?«

»Nun, da mag es gelingen, an der Schlinge vorbeizustoßen, wenn ihr Euren Rossen das Maul verbindet und sie tüchtig ausgreifen.«

»Rechts wird geritten!« entschied der Ritter. Der Zug machte sich wieder auf, vorauf der Geleitsmann Kudar, ein zum Christentum übergetretener Preuße, dicht auf den Fersen, das Schwert zum Schlagen bereit, der Weißmantel und dann die neun andern im grauen Mantel der einfachen Laienbrüder. Alle trugen das schwarze Ordenskreuz.

Wald und Gestrüpp wurden lichter. Die Pferde griffen aus. Jeder wußte, es kam auf Stunden an, sollte es noch gelingen, Hilfe herbeizuholen für die weit vorgeschobene Kolonie, um deren Gemarkung der Haß der heidnischen Preußen erbittert wie eine Sturmflut sprang. Bruder Berthold, der Weißmantel, und seine Getreuen hatten sich freiwillig erboten, sich durchzuschlagen durch der Feinde Gewoge, das von allen Seiten anlief. Kudar war ein gewitzter Kerl mit Sinnen so scharf wie ein Tier. Einige schwooren auf seine Treue, andre mißtrauten ihm. Wer hätte sonst aber führen sollen in dem wilden, wüsten Lande, wo Sumpf und See mit grausigem Tode bedrohten und Verhau und Verheck den Unkundigen hundertmal narrten? Bruder Berthold drängte sein Roß mit den Schenkeln, daß es dem Führer dicht aufblieb, und packte den Schwertgriff fester. Die Finger wurden klamm. Nebel und Regen zogen bis auf die Knochen. Erst vor wenigen Wochen hatte er das gelobte Land verlassen. Sieben Jahre war er unten gewesen, hatte sich an die heiße Sonnenglut gewöhnt, an das Übermaß von Licht und Farbe, und nun plötzlich diese kalte, graue Öde, diese drückende, feuchte Last, die einem das Herz schwer machte, noch schwerer als es sonst schon war.

Bruder Berthold seufzte, ohne es selbst gewahr zu werden. Sieben lange Jahre war er unten gewesen, und ein volles Jahr davon im Banne einer feilen Frau. Sie hatte ihn an sich gefesselt mit ihrer Sinne schwülem Reiz, so daß er der Heimat vergaß und seines Wortes, nach der Laasenburg zurückzukehren. Dann, eines Tags, war ihm die grausame Erkenntnis gekommen: sie betrog ihn, nicht ihm allein gehörte, was ihn bis zur Selbsterniedrigung fesselte. Da war in seinem zerrissenen Herzen die Fackel maßlosen Zornes entloht. Was derb in seinem Innersten schlummerte, brach wie ein Vulkan hervor. Er hatte das ungetreue Weib geschlagen, wie einen Hund mißhandelt und war dann des Ortes entwichen, Ekel vor sich selber im Herzen.

Unter den Zelten der Brüder Sankt Mariens vom deutschen Hause war ihm liebevolle und verschwiegene Aufnahme gewährt worden. Er fand sein eigen Ich dort wieder und genas an Geist und Körper. Einem der bärtigen Brüder, die mönchisch streng und abgesondert vom Klingen und Prunken der Welt lebten, hatte er sich anvertraut. Nach der Heimat zurückzukehren, dazu fand er nicht den Mut. Er hatte sich zwiefach verraten: an seinem gnädigen Herrn und an einer, der er vor allem lieb und teuer war und die mit ganzem, ehrlichem Herzen an ihm hing. Nein, zur Heimat ...

Da hatte ihm der bärtige, bejahrte Bruder geraten, die Welt mit ihren Tücken und Ränken hinter sich zu lassen. Er war ein Kaufmannssohn aus Emden gewesen, aus Deutschlands Norden, wo die Menschen bedachtsam und besinnlich sind. »Komm zu uns,« hatte Bruder Emmo gesagt, »komm zu uns und nimm das schwarze Kreuz. Es macht dir den Weg zum Himmel leicht. Die Gottesmutter selber ist es, die sich unser vornehmlich erbarmt.«

»Was muß ich geloben?« hatte Berthold gefragt.

»Zum ersten mußt du bestätigen, daß du keinem andern Orden verlobt und keinem fremden Herrn zu eigen bist.«

»Ich bin frei!« hatte Berthold entgegnet.

»Zum zweiten wird man dich fragen, ob du eine Schuld auf dir hast, die den Orden beschweren könnte, und ob du geheime Krankheit trägst.«

Bertholds Antlitz war von tiefer Flam-

menröte übergossen worden, doch Bruder Emmo hatte ihn getröstet: »Ich meine, Berthold, auch vor diesen Fragen brauchst du keine Scheu zu hegen. Und das letzte ...«

»Was ist es?«

»Die letzte Frage wird lauten: ob du einem irdischen Weibe durchs Gelübde gebunden bist?«

Da hatte sich Berthold abgewandt, und erst nach längerem Zögern war es herausgekommen: »Bruder Emmo, laß mich überlegen, ob ich es wert und würdig bin, mich zu euch zu gesellen und das schwarze Kreuz auf meine Schulter zu heften.«

Und Bruder Emmo hatte gewartet. Berthold war aber nach drei Tagen an den Strand des Meeres gegangen und hatte ein silbern Kettlein und eine Kapsel mit raschem, gewaltsamem Schwunge versenkt, als gelte es der eignen Schwachheit zuvorzukommen. Tränen hatten dabei in seinen Augen gestanden, und mit bebenden Lippen hatte er gemurmelt: »Es war entweiht, das Amulett, durch meine Schuld entweiht. Ich darf es nicht mehr tragen und darf ihr nicht mehr nahen. Leb wohl, Maria, daheim!« Dann war er vor Emmo getreten und hatte gesprochen: »Bruder, ich bin bereit, melde mich an. Ich will der eure werden!« Und so war es geschehen. Aus dem Ritter Berthold von der Laase mit langverschnittenem Haar und glattem Gesicht war ein Bruder Berthold geworden, der sich das Haupthaar scheren und um Wange und Lippe den Bart sprossen ließ, so wie es die Ordensregel verlangte. Lange Jahre war er im Süden geblieben, hatte Wunden geschlagen und Wunden geheilt, war aufgegangen in Selbstkasteiung und in frommer, inbrünstiger Verehrung der heiligen Gottesmutter. Dann hatte ihn der Meister des Ordens ins Preußenland geschickt, wo es für ritterliche Kunst und Kraft harte Arbeit zu verrichten gab. Mitten hinein in Kampf und Streit war Bruder Berthold gekommen, und sein treffsicheres Schwert hatte schon in den ersten Tagen heidnischen Widerstand brechen helfen. Wenn nur nicht dieses trübe, traurige Wetter gewesen wäre. Nicht anders wie unter Wolken, Nebel und Regen hatte sich das Neuland der Bekehrung gezeigt. Frostig und schaurig war der Willkomm gewesen. Es war, als sei man von der sonnigen Erde verbannt, näher der Hölle als dem Himmel.

Kubar, der Führer, griff mit verdoppelten Schritten aus. Er nahm den Kopf zwischen die mächtigen Schultern und wuchtete sich in den Schenkeln.

Bruder Berthold fuhr auf. Nur für eine kurze Spanne Zeit hatte er seinen Gedanken den Laufpaß gegeben. Der Abstand zwischen ihm und dem Führer hatte sich vergrößert. Das Roß fuhr hoch unterm Sporenstich ...

Da — ein Satz — Kubar sprang abseits vom Wege, hinein in nebelumbrautes Dickicht, knackende Zweige, raschelndes Laub, Totenstille. —

Die Reiter hielten — —

Hinter ihnen ein schriller Pfiff — voraus, wie ein Echo an der Nebelwand, derselbe Laut. Plötzlich ringsum tapsende Schritte, federnde Sätze von schleichenden Füßen, es wimmelt von Heiden, Bolzen schwirren, Äxte, Hämmer und Schwerter blinken, Angriffsschrei aus hundert Kehlen zugleich — eine brandende Woge von Menschenleibern speien Wald und Sumpf hervor.

Es wird ein kurzes wütendes Kämpfen im Düstergrau der sinkenden Nacht. Die Rosse der frommen Brüder schreien und stürzen. Aus dem Dickicht heraus sind ihnen mit langer Sichel die Fesseln zerschnitten. Manch Preußenschädel wird gespalten, die dampfende Erde trinkt gierig das Blut. Zehn, fünfzehn Feinde kommen auf einen — schließlich erlahmt der Graumäntel Kraft. Sie liegen erschlagen, inmitten der zuckenden Pferdeleiber, die aufbäumen und sich vor Schmerzen wälzen.

Nur Berthold steht noch aufrecht. Kubar, der Führer, springt gegen ihn an. Des Ritters Schwert holt aus zum Schlage, da fällt ihn von hinten eine Rotte an und bezwingt den starken Arm, so daß des Verräters Streitkolben leichte Arbeit hat. Zwei-, dreimal saust die schwere Waffe hernieder — dann sinkt der Thüring taumelnd zu Boden. Mit krampfhaftem Keilen trifft ihn ein Pferdehuf. Es ist das eigne Roß, das schlägt.

Kubar beugt sich nieder und reißt dem Gefallenen den Helm vom Kopf. »Er hat genug!« Nachtmaren gleich sind die Heiden verschwunden, aufgesaugt von Wald und Sumpf.

Der Regen rinnt und rieselt, und in das Dunkel der Nacht weben sich die Nebel-

schwaden. Nur ein heller Fleck schimmert in dem öden Grau. Bruder Bertholds weißer Rittermantel. —

Um die Mittagsstunde am nächsten Tage setzt sich die Sonne durch. Zum erstenmal, seitdem Bruder Berthold im Preußenlande weilt, wird sie des Nebels Herr. Die Wolken tauen vor ihrer Wärme, und die graue Last über der Erde wird in Fetzen zerteilt. Wirbelnd gleiten sie davon, suchen Halt an jeder Bodenfalte, an Baum und Strauch, verbissen und zäh im Widerstande. Aber die Sonne läßt ihnen keine Ruhe. Sie scheucht sie davon, die trüben Gesellen, und jagt sie hin und her, bis keiner mehr sich zu zeigen wagt. Über der blanken Erde strahlt ein blanker Himmelsdom. Es ist wie ein seliges Erwachen aus schwerem, drückendem Traum. Noch einmal prunkt alles in Schönheit und Farbe, die Blätter spreizen sich mit letzter Kraft, Zweig und Ast verstehen sich zu einem müden Recken, und wo sich kahle Stellen zeigen, da verbirgt sie der hängenden Tropfen Gefunkel. Die Erde ist reif gewesen und müde geworden. Ihr Schoß hat unter heißen Sonnenküssen tausendfältige Frucht getrieben. Nun sehnt sie sich nach Ruhe unter weichem Wintermantel.

Auf der Walstatt des nächtlichen Würgens herrscht Stille. Nur ein Roß windet sich noch, seine Flanken beben. Sonst ist alles starr und tot, kalt und verblichen auf rotgedüngter Erde.

In die Waldlichtung hinein gießt die Sonne ihr volles Licht, eine wahre Goldlast schüttet sie aus.

Des einen Rosses Flanken beben, es scharrt mit dem Huf. Krähen sitzen auf den nahen Bäumen, gierige, hungrige Krähen. Ein Waldvogel singt sein letztes Lied. Bald wird der Winter auch ihm den nimmermüden Schnabel verschließen. Rot wie Blut und funkelnd wie Gold ist der Blätter Pracht. Noch immer tropft es leis, einzelne schwere Tropfen, die raschelnd das Laub am Boden treffen.

Doch halt — auch in einem der Männer steckt noch Leben, es ist nur ein Hauch seiner Seele, mehr nicht. Aber er öffnet die Augen, der Sonne entgegen. Sie will sie ihm mit goldenem Schlüssel verschließen. Doch er starrt und starrt. Starrt himmelwärts und weiß sich auf der Wanderung ins lichte, warme Jenseits. Was sich ihm naht, sind Himmelswonnen, sie umhüllen den kalten, blutlosen Leib und zahlen den Lohn für harten Dienst und strenge Kasteiung auf Erden.

»Ave-Maria!« flüstern die schmalen, trockenen Lippen, das Wort, das sie tausendmal in verzückter Andacht gesprochen haben. Oft auch zum Schutze vorm eignen Blut, in dem der heiße Drang nach irdischer Lust nur schwer hat bezwungen werden können. »Ave-Maria! ...«

Den Körper durchläuft ein Schauer. Er streckt sich. Das Auge erlischt. Doch ein sonniger Glanz, ein Lächeln fast, bleibt auf dem fahlen Antlitz haften.

Bruder Berthold hat die Himmelskönigin erschaut. Die Jungfrau Maria steigt hernieder aus dem flimmernden Weltendom, und ein Engeljubilieren schallt. Sie naht sich ihm in Huld und Gnade, um den Getreuen himmelwärts zu führen, vor Gottes Thron, zur ewigen Seligkeit.

Einen blauen Mantel hat die Heilige umgetan, einen weiten blauen Mantel, der bis zu den lichten, rotgold durchglühten Wolken reicht, auf denen die Füße schweben. Und über dem blauen Mantel wallt gelöstes Blondhaar. Von ihm geht ein Leuchten aus, das die ganze Gestalt umhüllt. Und der Ausdruck des Gesichts ist wunderlieblich. Güte und Liebe, allumfassende Liebe sprechen aus ihm. Um die halbgeöffneten Lippen liegt ein Lächeln der Vergebung.

In Händen hält die Jungfrau ein dünnes, silbernes Kettlein, und an dem Kettlein hängt eine silberne Kapsel. Den Schmuck hat Maria aus dem Meer gehoben, aus dem tiefsten Meeresgrunde, wo er lange, lange Jahre ganz vergessen gelegen hat. Hundert sprühende Tropfen haften an dem Schmuck, sie funkeln und funkeln, jedes Ringlein an der Kette ist benetzt ... aber der Schmuck ist rein und wieder geweiht. Die heilige Jungfrau selbst hält ihn ja in Händen.

Und eine weiche, süße Stimme spricht, seit langem nicht vernommen — wie fern ihr Klang und doch so klar: »Komm, Berthold, du Getreuer, komm! Im Himmel, in Gottes seligen Gefilden, gibt es ein Wiedersehen für alle, die fromm und bußfertig sind!«

Noch einmal zuckt des Ritters Hand. »Ave-Maria! ...«

Dann hat ihn der kalte Tod geküßt.

Adam und Eva

Zwei Gedichte von Albert Sergel

Die Vertreibung

Du halte nur Wacht mit dem Flammenschwert,
Ich lache deiner!
Glaub' nicht, daß es je mich gelüstet wiederzukehren
Ins Nichtstun deiner üppigen Gefilde,
Wo selbst das Blut träg durch die Adern schleicht.

Du drohst mir Acker, der nur Dornen trägt?
Ha! Frucht und Blumen soll er tragen!
Hier meine Muskeln sind voll Kraft
Und wollen Arbeit
Für mich und für mein Weib.
Zu lange schon ließ ich mir alles schenken;
Verdienen will ich, was ich eigen nenne!

Mit Schmerzen drohst du? Dank, daß ich ein Mensch
Und menschlich auch die Schmerzen mir bewußt!
Sie sind der Preis, um den das Wissen wir erkaufen.
Aus unseren Schmerzen wollen wir die Freude
Wie lauteres Gold aus rauhem Steine schürfen
Und stärker sein als sie!

Du drohst den Tod? Ich fürcht' ihn nicht!
Die Stufe ist er, die ich übersteige,
Um höher nur und näher dem zu kommen,
Der uns den Garten nun durch dich verschließt,
Und der mein Wachsen doch nicht wehren kann.

Trotz deinem Drohn! Behalt dein Paradies,
Des eiteln Schauens eng umzirkten Kreis!

Komm, Eva, komm! Sei stark! Ich schütze dich!
Siehst du die Sonne auf den Breiten liegen?
Die weite, weite Erde hat uns nun
Und will uns Paradies und Heimat sein!

Sonnenaufgang

Der Morgen hob sich dämmernd über die Lande,
Da wachte Adam auf vom harten Stein,
Der ihnen statt des Blumenpfühls gedient,
Den sie verließen.
„Stehe auf, mein Weib,"
Sprach er voll Milde, „diese Nacht ist um,
Die erste fern vom Wundergarten Eden.
Doch schaue her: der Morgentau erglüht
Im zarten Kelch der wilden Rose, jubelnd
Steigt über uns die Lerche in die Luft.
Fühlst du dich nicht erquickt und neu gestärkt?
Im klaren Bach erglänzt dein Angesicht,
Und Morgenröte färbt dir hold die Wangen.
Nicht lange mehr, dann geht die Sonne auf!
Wir wollen ihr mit frohem Mut entgegen!" —

„Hab' Dank, du Lieber," küßte ihn das Weib
Und reichte ihm stillächelnd ihre Hände.

So schritten sie vereint den Hügel an,
Der breit sich vor die Länder unten dehnte,
Und schauten unverwandten Augs nach Osten.
Da stieg die Sonne auf in junger Pracht
Und warf die Strahlenbündel gleißend her
Bis zu den zweien, die in Staunen standen,
Und flutete hin über ihre Leiber
Und hüllte sie in Garben goldnen Lichts.
Und ihre Arme breitend, sogen sie
Den Glanz, die Wärme sehnend in sich auf.

Da fiel ihr Blick an ihrem Leib entlang.
Sie sahen sich und sie erröteten.
Um ihre Lenden hing ein rauher Schurz,
Den harten Drangs aus Fellen sie gefügt.

„Herab mit ihm!"
Das starke Band zerriß,
Die Hüllen fielen hinter ihnen nieder.

So standen sie im Sonnenglanz verloren,
In heiliger Nacktheit und in reiner Schöne,
Voll tiefen Schau'ns in eine Welt des Lichts,
Und Sonnensegen strömte über sie.

Früchtekranz aus Dichtung und Literatur

Trosteinsamkeit

Wegweisen von Paul Steinmüller

Dies sind Proben aus dem neuen weltlichen Andachtbüchlein »Trosteinsamkeit«, das Paul Steinmüller vor kurzem bei Greiner & Pfeiffer in Stuttgart hat erscheinen lassen. Wir besprechen es in der Literarischen Rundschau dieses Heftes.
Die Schriftleitung.

An der Wegscheide

Wir sind durch das Dunkel banger Nächte geschritten, meine Seele, aber nun dämmert der Morgen. Er ist wolkengrau und herbe und trägt keine Purpurschleppe, und die Breiten des Landes gleichen Riesen, die von schweren Träumen müde wurden.

Raste an der Wegscheide unter dem alten schwarzbemoosten Stein, dessen Inschriften nach allen Himmelsrichtungen weisen, auf dem der frühe Vogel sitzt und sein feuchtes Gefieder glättet! Ruhe in dem kühlen Rispengras, von dem langsam die Tropfen fallen, und laß uns nachdenken, wohin wir wollen.

Denn die Gesetze des alten Steins sagen uns, daß wir irregegangen sind. Wir zogen auf der breiten Straße, die von den Tritten der Masse fest und breit ausgetreten wurde, wir folgten dem lärmenden Geschrei, das den Dunstkreis der großen Städte erschüttert. Wir haben bei fremden Wanderern um den Weg gefragt, aber nicht unser Wanderbuch aufgeschlagen. Wir haben nach rechts und links gelauscht, aber nie in uns hinein. Wir sind rastlos Tag und Nacht gewandert nach Gold und Glanz und haben vergessen, daß unsre Mutter uns lehrte, unser Wesen auf stillen Pfaden zu suchen.

Nun stehen wir enttäuscht, ohne Zehrgeld und mit wunden Füßen an der Wegscheide und fragen: Wohin? Und alle klugen Ratgeber ließen uns ganz allein.

Umkehren

Ich trat einmal im Morgengrauen in ein Wirtshaus am großen Weg. Hinter den Fenstern schwelten verlöschende Lichter, und ein wüstes Geschrei füllte die Gaststube. Wilde Wanderer von der Landstraße hatten einen Mann verlockt, mit ihnen zu ziehen, und während der ersten Nachtrast hatten sie im falschen Würfelspiel ihn um alles gebracht, was er besaß. Von Reue und Scham geplagt, taumelte der Mann vor das Haus. Da sah er weit, weit dahinten den Rauch von den Dächern seines Dorfes steigen. Und er lief querfeldein — nach Hause.

Warum muß ich immer an diesen Heimkehrenden denken, jetzt, da wir an der Wegscheide rasten und erkennen, wir können nicht weiter?

O meine Seele, wir müssen umkehren zu den stillen Gärten unsrer Jugend, da wir zu unsrer Mutter Füßen saßen, zu jener Zeit, da wir das Singen noch nicht verlernt hatten, da wir Gott hinter dem Weidenbusch und auf dem Aurikelbeet fanden. Wir müssen Atem holen in der Stille unsrer grünen Wälder, damit unsre wunde Brust in der Heimatluft gesunde. Wir müssen umkehren zu den heimlichen, verwachsenen Brunnen unsers Wesens.

Lange schon flogen die Warner um uns, und der Markwart rief uns aus den Straßenbäumen zu: Zurück zu Rembrandt! Zurück zu Goethe! Ich aber sage: Weiter, viel weiter zurück! Wir brauchen der Sonne Kraft und der Sonne Freude, und beides finden wir nur um die Brunnenstube, wo unser Wesen aus dunklen Gründen wächst und der Schein der Dinge verblaßt, die uns lockten; wo die fromme Scheu schläft und nichts von dem Süchtigen der Sinne ist, dem wir nachliefen; wo wir das Leben finden und nicht seine vergänglichen Formen. Ja, in **uns** ruht das Geheimnis des Daseins, das zu suchen wir auszogen.

Wir müssen umkehren, meine Seele, und den nächsten Weg, der nach Hause führt, suchen. Rückweg — Bitterweg. Der Pfad ist wenig begangen und läuft am Grenzrain entlang, wohin man die Steine vom Acker trug, die jetzt von hohen Sommergräsern überwachsen sind. Du wirst oft straucheln, aber die Sehnsucht wird dich aufrichten.

Und hämische Neidlinge lauern an der Straße, die jeden, der heim will, verlachen, und deren Spott schärfer sticht als die giftigen Spitzen der Disteln. Du wirst oft zaudern, aber die Freude, heimzukehren, wird dich trösten.

Denn umkehren heißt nichts andres, als in andrer Richtung vorwärtsgehen, und wer den Mut zur Umkehr findet, der hat den Mut zur Größe.

Laß uns umkehren, meine Seele!

Und nicht verzweifeln

Vor Jahren kam ich durch einen Hau hundertjähriger Bäume. Die edlen silbernen Buchensäulen lagen am Boden, und aus ihren Wunden rann der Saft. Nur ein Baum war stehengeblieben und wiegte den Wipfel leise im Winde, als sinne er vergeblich dem großen Rätsel vom Werden und Vergehen der Dinge nach.

»Er wird nicht lange dauern,« sagte der Hauer

Ludwig Fahrenkrog: Sehnsucht

im grauen Bart. »Er hat zu lange im engen Verband gestanden, so wurde er nicht wurzelstark. Der nächste Sturm wird ihn brechen.« —

Winter kamen, deren Frost die Rinden spaltete, Sommer gingen, deren Dürre die Quellen austrank. Stürme fuhren durchs Land, die Eichen inmitten des Forstes rissen. Doch der Baum steht noch heute.

Ein neues Buchengeschlecht kam auf, das er nicht kannte. Die Sonne spreitete ihren Schleier über den verschatteten Boden, da wuchsen zu seinen Füßen die großen blauen Glockenblumen, die er in seiner ersten Jugend sah und von denen er in windstillen Nächten wie von einem Wunder träumte. —

Jetzt weiß ich, was dem not tut, den Axte und Sägen des Weltenhauers verschonten: der fröhliche Trotz. Laß sie weissagen, die Weisen — was in dir lebt, ist älter als sie. Laß sie reden, die Zweifler — du darfst nicht verzweifeln.

Du sollst deine Wurzeln tief in den Mutterboden treiben, du mußt deine Krone stolz zur Sonne heben und mit tausend Poren das ewige Licht ergreifen.

Dann wirst du die zweite Jugend schauen, von der deine sehnsüchtigen Träume erzählten, dann wirst du »zum Zweifel keinen Grund und zum Verzweifeln keine Zeit haben«.

Der wahre Reichtum

Heiter lächelnd legte der Sommertag sich den blitzenden Sommerreif um die Stirn, und das Meer mit den schaumigen Wellen war sein blauer, weißgesäumter Königsmantel. Alle nickenden Purpurdisteln, alle gelben Strohblumen streuten Weihrauch, und in der Luft über den Dünen hingen singende Lerchen. So öffnete der Tag die Türen zur göttlichen Schatzkammer weit.

Einen sah ich eintreten. Es war der Wanderer mit Stecken und Sack, der ausgezogen war, eine Krone zu suchen, und jetzt andächtig erschauernd vor dieser Schönheit stand. Einen sah ich draußen bleiben. Es war der gierige Alte, der ausgezogen war, Strandgut zu fischen und sich keuchend und fluchend mühte, den seinem Haken entgleitenden Ballen auf den Sand zu ziehen.

Beide wollten bereichert heimkehren, aber der blieb arm, der nur in die Meerestiefe drang. Beide suchten Gewinn, aber der allein fand ihn, der in die Tiefen der Seele sah, die unergründlicher sind als die des Meeres.

In jener Stunde wußte ich, wo unsre goldenen Tiefen liegen, die wir so ängstlich hüten und verriegeln, und vor deren Tore wir unsre falschen Wünsche wie gierige Hunde legen: in uns ruhen sie.

Andre Völker mögen die ihren mit hohen Worten erschöpfen, unser Fühlen ist tiefer als die Sprache und reicher als Worte. Darum wollen wir ausziehen, sie wieder zu entdecken.

Wir werden den Schlüssel zu ihnen wieder besitzen, wenn wir jung werden, und wir werden jung sein, wenn wir in ihnen unser höchstes Gut, unser Ideal, suchen.

Vom Seelenlosen

Landmann, schärfe die Schare deiner Pflüge! Der Ur steht in deinem Acker. Diese roten Erdadern eines vorschöpferischen Chaos sind die großen Feinde deiner Arbeit, sie pressen dir den Schweiß aus der Stirn, sie zerbrechen deine Werkzeuge, und in ihrer Unfruchtbarkeit ersticken die Wurzeln deiner Saat. Alles, was du auf deinen Feldern erblickst, hat eine Seele, der Grashalm, die Wolke und die Erdkrume, aber der Ur ist das Seelenlose.

Hüte dich, meine Seele, denn deine leisen Stimmen überschrie der Durst nach Gold. Du bist matt geworden von dem heißen Rausch und dem verwirrenden Taumel, den dir der Gelddienst schuf, und was an Ungemessenem, Versteinendem, Einengendem in dir ist, das rührt von ihm her. Alles, so weit du blickst, hat eine Seele, aber das Geld ist das Seelenlose. —

Es war ein Tag, an dem du deine alten Heldenlieder aus der Hand legtest. Da vergaßest du, was sie vom Zauber und Fluch des Seelenlosen erzählen. Du vergaßest, daß dein Held erschlagen wurde und ein Geschlecht unterging um den Schatz im Rhein. Du sahst um dich: siehe, da beteten alle Völker das Seelenlose an, und aller Einfluß, den ein Wesen auf das andre ausübte, ging von ihm aus.

Da tratest du in den Kreis der andern, und die Verkümmerung deines Wesens begann.

Nun merke auf, was dir der Frondienst brachte: Deine Züge wurden altklug und wissend, als du verachtetest, was du geliebt hattest. Einst war dir nichts zu gering, jetzt war dir nichts zu hoch. Einst warst du hellsichtig und weich, jetzt wurdest du verblendet und hart. Dein Land, deine Gesellschaft, deine Familie wurden zur sinnlosen Formel, und zum Geschäft erstarrten dein Wissen und deine Kunst, deine Heilkunde und deine Staatsklugheit, deine Ehe und deine Erziehungsweisheit. Das Seelenlose hat dich verblendet, daß Söhne wider die Väter aufstanden, daß Bruder gegen Bruder und Nachbar gegen Nachbar erregt wurden. Es hat deine Frauen gezwungen, sich preiszugeben, und dich arm und verachtet gemacht. Und als Letztes hat es dich selbst gefordert.

Meine Liebe ist groß, aber ich hasse das Seelenlose, das dich kaufte, meine Seele. Ich trachte alles zu begreifen, aber das Treiben jener, die sich vor dem seelenlosen Metall in den Staub bücken, ekelt mich an. Ich preise die Stunde, in der du arm wurdest, denn deine Armut wird deine Rettung sein.

In der Sommernacht

Von Auguste Supper

Vollmondnacht war's im Frühsommer. Vor dem Dorf, mitten im Grünen, lag ein kleines, freundliches Haus. Die Dörfler nannten es nur »die Villa«, und sie empfanden es als eine Art Fremdkörper in ihrem stillen Gemeinwesen, das nur mehr oder mindest stattliche Bauernhäuser mit angebauten Ställen und Scheunen aufwies, und das statt blühender Gärten, wie einer die »Villa« umschloß, nur Höfe kannte mit wohlgeschichteten Düngerhaufen, scharrenden Hühnern und bellenden Hunden. Einer einsamen Frau mit weißen Haaren gehörte die Villa. Aus der fernen Stadt war sie zugezogen, war fremd gekommen und fremd geblieben nun schon manches Jahr, obgleich sie weder hochmütig noch kalt war, sondern allen, die ihr begegneten oder mit ihr zu tun hatten, ein freundliches Gesicht zeigte.

Auf den kleinen, grünumsponnenen Balkon ihres Hauses trat die Frau heraus. Ihr schönes, stilles Gesicht, ihr weißes Haar war überleuchtet vom Mondschein. Sie sah auf den weiten Garten mit seinem blühenden Buschwerk, aus dem weiche Düfte aufwallten, wie köstlicher Weihrauch zu Ehren des Unsichtbaren.

Eine tiefe, wunderbare Stille war ringsum. Eine Stille, durch die das Schlagen der fernen Dorfuhr wie lautes Dröhnen brach, um langsam zu verhallen. Ein leises Knistern wie von heimlichem Raupenfraß, das Zirpen einer Grille auf der Wiese hinter dem Gartenzaun, manchmal ein verschlafener Vogellaut drang an das lauschende Ohr der Einsamen, deren Augen im Mondlicht glänzten.

Heckenumfriedete Wiesen zogen jenseit des Gartens gegen das Dorf hin. Große, freistehende Birnbäume von herrlichem Wuchs ragten da und dort in die helle Nacht. Liebevoll hingen die Augen der Frau an diesen Riesen. Sie dachte daran, wie diese Bäume es gewesen waren, die sie damals bestimmt hatten, ihr kleines Haus hierherzustellen.

Ihr von manchem Lebensleid und von dem Jammer um einen Toten zerquältes Herz hatte es nicht mehr ausgehalten in der alten Umgebung, unter den Menschen, die ihr Glück gesehen hatten und Zeugen ihres Elends geworden waren, und die nun ihr Leben im alten Gleise weiterführten, als sei nichts geschehen. Sie zürnte nicht darüber, sie war nicht verbittert. Zu klar und zu gerecht überschaute sie alle diese Dinge. Aber ihr wundes Herz zuckte in Schmerzen, von denen sie Linderung erhoffte in neuer Umgebung.

Und da hatte sie auf einer einsamen Wanderung diese ragenden Bäume gesehen. Etwas Seltsames war ihr da widerfahren. Ihre vom Leid durchgerüttelte, wachgewordene Seele hatte eine ganz neue Stellung gewonnen zu aller Kreatur. Wie herrlich entfaltete, kraftvolle, fremde Wesenheiten sah sie die Baumriesen, und es ging von ihnen aus wie Zuversicht, Ruhe und Gelassenheit.

Sie starrte auf die mächtigen Gesellen, als hätte sie nie zuvor einen Baum richtig betrachtet. Sie sah mit ehrfürchtigem Staunen die gewaltigen Stämme aus dem feuchten Wiesengrund aufsteigen, sah die weitausladenden Äste, die tausend und aber tausend Zweige, dieses unendlich gegliederte, reiche, von verborgenem Leben geheimnisvoll durchpulste Gebilde, das das Werk und das Kleid, das Erzeugnis und die Hülle einer Kraft ist, die keiner kennt und der alles Seiende sein Dasein dankt.

Es gingen Schauer über sie hin, als habe sie einen Augenblick dem Ewigen ins Angesicht gesehen, und die ins Himmelsblau ragenden Bäume in ihrer ruhevollen Kraft kamen ihr vor wie plötzlich aufgetauchte mächtige Brüder, von denen sie seither in dumpfer Gleichgültigkeit nichts gewußt hatte.

Das war die erste Stunde, in der ihr Leid seine qualvolle Schärfe verlor, der erste Augenblick des Aufatmens ihrer in Krämpfen sich windenden Seele. Das erlösende Gefühl: Hier ist gut sein, hier ist Heimat! streifte über ihr erstarrtes Innere hin wie ein warmer Lufthauch, und der Plan, sich das kleine Haus zu bauen, gewann Gestalt.

Sie hatte es in all den Jahren nie bereut, daß sie hierhergezogen war. Aber eins emp-

fand sie bald mit Befremden, bald mit ausgesprochenem Schmerz: daß sie all die wiedergewonnene Kraft und Ruhe, die nach und nach ihre Seele erfüllte, nicht Menschen, sondern nur der Natur, nur dem ländlichen Frieden von Feld und Wald dankte.

In mancher Stunde der Einsamkeit, und so auch jetzt in der stillen, hellen Nacht, dachte sie darüber nach, was es wohl sei, das sie von all den Menschen scheide, die unter den Dächern dort drüben hinter den Birnbäumen schliefen. Die Lebensweise, die Art der Arbeit und des Vergnügens war es nicht. Das alles hatte sie so bald verstehen, einschätzen und dulden gelernt, daß kein Rest blieb, der das Trennende bedingt hätte. Hochmut von ihrer Seite war es auch nicht. Sie prüfte ihr Herz mit aller Strenge und konnte nichts finden als ein Verlangen nach Brüderlichkeit mit diesen Menschen, die mit ihr die gleiche Scholle traten, aus den gleichen Quellen tranken. Das bißchen Wissen oder die feineren Lebensformen, die sie vor ihnen voraushatte, konnten es auch nicht machen; dazu empfand die einsame Frau allzu stark das Unwesenhafte dieser Dinge. Also woran lag es nur?

Ein Windhauch strich über den Garten, so daß ein Rascheln durchs Buschwerk ging und dann ein Rauschen durch die Baumriesen draußen auf der mondhellen Wiese.

Die Frau lauschte und lächelte. Wollt denn ihr mir Antwort sagen, ihr, die ihr mir schon so viel gesagt habt? dachte sie. Und das Gelüste wandelte sie an, hinauszugehen auf die Wiese, trotzdem Mitternacht nicht fern war.

Sie nahm ein Tuch und verließ das Haus. Leise schritt sie durch den Garten, ihr dunkler Schatten lief verkürzt und unförmlich neben ihr her. Durch die Fliederhecke, an der noch die schweren Dolden dufteten, führte das Pförtlein auf die Wiesen. Sie trat hinaus und fühlte die feuchte Kühle des Grases an ihren Füßen. Ihr war, als ströme von der Kraft und Frische, die jedes Hälmchen sich im Nachttau holt, auch etwas in sie über, und jenes geliebte Leben, um das sie die tiefe Wunde im Herzen trug, es war ihr plötzlich so nah, so gegenwärtig, daß sie meinte, seinen Odem zu spüren, sein Flüstern am Ohr zu hören.

Gewaltiger und schöner als je am Tage ragten ihre Baumfreunde in die silbrig glänzende Luft. Ihre Schatten ruhten ihnen wie dunkle Ungeheuer wachsam zu Füßen. Sechs Bäume waren es. Immer zwei beisammen; Paare, die sich gegenüberstanden, aber sich doch nicht so nahe kamen, daß einer den andern in Wachstum und Ausbreitung hindern konnte. Die Anordnung war der Frau bei Tage nie so zum Bewußtsein gekommen. Nie waren alle Formen und Entfernungen so klar und scharf herausgetreten wie jetzt in der bläulichen Helle, die alle großen Linien hervorzog.

Wie ein Kind, winzig und hilflos, kam sie sich vor zwischen den ragenden Riesen auf der weiten schimmernden Wiese, und die unaussprechliche Ruhe, Größe, Schönheit der Sommernacht ließ ihr Herz schmerzhaft erzittern.

Da war ihr auf einmal, als wüßte sie nun, was wie eine Kluft zwischen ihr und den Dorfleuten lag. Die große Nüchternheit, das Verholzte, Harte, nur dem Nützlichen und der Notdurft Zugewendete, das alle diese Menschen an sich hatten, tauchte vor ihr auf, und sie sah es von dem, was ihre eigne Seele erfüllte, so verschieden, wie diese Wiese im Mondlicht verschieden war von den niederen heißen Stuben, in denen die Leute jetzt schliefen.

Sie rief sich alle die vor Augen, mit denen sie schon in engere Beziehungen gekommen war. Die Kranken und Alten, die sie besucht, die Handwerker, die sie beschäftigt, die Mütter, deren Säuglinge sie geliebkost, die Burschen und Mädchen, mit denen sie geredet hatte. Nirgend war sie auf Klänge gestoßen, wie sie in dieser schimmernden Nacht stärker als je in ihrer Seele schwangen. Ja, selbst wo der Tod vor einer Hütte kauerte, um ein Lager schlich, wie bei der alten einsamen Weberslene dort drüben zunächst an der Wiese, selbst da klang nichts andres auf als eine trockene Nüchternheit, die sich den kommenden Himmel mit dicken und schreienden Erdenfarben malte.

Langsam schritt die Frau durch das nasse Gras. Jeden ihrer Freunde wollte sie grüßen, jedem der sechs Riesen wortlos ein gutes Wort sagen in ihrem Herzen.

Da kam ihr der Gedanke, die drei gewaltigen Paare, die da standen wie wartend und angetreten zu einem Riesenreigen, müßten eigentlich Namen haben.

»Wie heißt ihr denn?« fragte sie stehenbleibend mit leisem Lachen über die Wiese hin. Aber die Wipfel rührten sich nicht.

Da fing sie weiterschreitend an, sich auszudenken, wie die sechs heißen könnten.

Namen von altem, hartem Klang mußten es wohl sein, von fernen Zeiten und entschlafenen Vätern überkommen, nicht die modischen Namen eines wurzellosen Heute.

Vielleicht »Veit« mochte der dort drüben heißen, und »Barbara« dort seine Partnerin? Da war es ihr, als lege sich eine Hand auf ihren Mund. »Wie kannst du nur! Das sind doch Menschennamen! Was wißt denn ihr von uns Bäumen!«

Sie schritt schneller aus. Es fiel ihr auf einmal ein, daß es tief in der Nacht und Zeit zum Schlafen sei. So wandte sie sich heimwärts. Noch einmal drehte sie sich um und schaute, als wolle sie die ganze Schönheit trinken, über die Wiese hin, aus der jetzt leichte weiße Schleier stiegen; da sah sie drüben, fast am andern Ende, eine kleine menschliche Gestalt über die lichte Strecke von einem Baumschatten in den andern schreiten.

Ihre Augen weiteten sich. War da ein Kind noch um den Weg, oder was war's gewesen? Zögernd stand sie und schaute nach dem fernen Schatten, der die Gestalt aufgeschluckt hatte. Aber sie konnte nichts erkennen. Halblaut rief sie in die tiefe Stille hinein: »Ist jemand da?« Aber es kam keine Antwort, nur wie Windesflüstern ging's durch die Fliederhecke, neben der sie stand.

Sie sagte sich vor, daß sie sich getäuscht habe, daß vielleicht ein Hund oder eine Katze sich auf der nächtlichen Wiese herumtreibe und ihr im unsicheren Mondlicht wie eine menschliche Gestalt erschienen sei. Aber dann konnte sie doch diesen erklärenden und beschwichtigenden Stimmen nicht glauben.

Langsam schritt sie zurück. Sie spürte ihr Herz klopfen und wußte doch, daß sie sich nicht fürchtete. Daß sie sich wie geborgen fühlte bei ihren sechs mächtigen Freunden. Auf den Schatten ging sie zu mit geweiteten Augen. Und als sie ganz nahe war, da sah sie eine seltsame Gestalt sich von dem Baumstamm lösen und ein paar Schritte ins helle Mondlicht tun.

Wie angewurzelt blieb sie plötzlich stehen. Ein jähes Grauen griff ihr ans Herz. Was tat die Weberslene da, die Sterbende?

»Lene — Ihr —?« stieß sie hervor, und es war ihr, als müsse die Gestalt zerfließen wie ein dunkler Spuk.

Aber das vermummte, unförmliche Gestältlein der Lene rührte sich nicht von der Stelle. Aus einer Hülle von Tüchern schaute ein abgezehrtes, welkes, weißes Gesicht, in dem die Augen fieberisch flackerten. Ein heiseres, dünnes Stimmlein sagte: »Ei — so — die Villafrau! Au' no' auf in dr Nacht? — Was laufet denn Sie umenander? Sie so'tet im Bett sei'!«

Die Frau tat einen tiefen Atemzug. Wie aus einer andern Welt mußte sie sich zurückfinden. »Lene, aber Lene,« sagte sie, »Ihr holt Euch ja den Tod auf den nassen Wiesen.«

Das Weiblein streifte sich das Tuch vom Kopf, daß ihre wirren grauen Haare im Mondschein flimmerten. »O Frau, wo ist er denn, daß i' ihn hole' ka'? I' will nach ihm laufe', so weit mi' d' Füß traget,« sagte sie hellen Tons und schaute sich rundum.

»Lene, Ihr seid schwer krank; das Fieber hat Euch vom Bett getrieben. Ich will mit Euch heimgehen, daß Ihr zur Ruhe kommt.«

Die Alte schüttelte den Kopf. »Was mi' vom Bett 'triebe' hot, des weiß kei' Mensch, des weiß bloß i' allei'. Sie tätet lache', wenn i's Ihne' sage' tät.«

Die Frau griff nach des Weibleins welker Hand. »Kommt! Es schlägt Mitternacht! Ich kann Euch nicht da stehen lassen. Ihr müsset heim.«

Kichernd lachte die Alte. »I' bin doch net allei' auf's Küfers Wies'! Mei' ganze Freundschaft ist doch do! G'rad daß i' mei' Freundschaft no' e'mol b'such', bin i' aus 'm Bett.« Sie machte eine weite Geste nach den Bäumen. »Die sechse do — des ist mei' Freundschaft.«

Der Frau war der Hals wie zugeschnürt. Da war er ja, der Klang, den sie nie hatte finden können! Aus dem Fiebermund der Einsamen, die vielleicht die Ärmste war im Dorf, ertönte er! Sie konnte nicht reden. Konnte nur mit heißen Augen auf das Weiblein starren.

Die schaute flimmernden Blicks in den Mond. »Send se net schö', die sechs? Mei' Ähne hot mir oft verzählt, daß er se g'setzt hot in sellem arge' Winter, wo d' Halsbräune im Flecke' g'we' ist. D' Kinder sind g'storbe wie d' Mucke'. Mei'm Ähne sechs in vier Woche'. Eins ist ihm bliebe, und des ist mei' Mueter gwe'. Die ist g'storbe', wie i' gebore' bi'. Mei' Ähne hot für seine sechs Kinder die sechs Birebäum' g'setzt aufs Küfers Wies'. E' eigne Wies' und eigne Bäum' hot's net g'langt. Er ist d'r ärmst Ma' gwe' vom Dorf, mei' Ähne. Der Küfer ist der reichst' gwe.

Er hot erlaubt, daß mei' Ähne die sechs Bäum' setzt für seine sechs g'storbene Kinder. Drei Päärle. Drei Bube' und drei Mädle.« Sie schaute sich um im weiten Kreis und fuhr fort: »D' Bäum hänt jo 'm Küfer g'hört; aber d' Freud hot mei' Ähne g'hät. — Und i' —« setzte sie leise, wie zögernd hinzu, als sei es ein Unrecht gewesen, daß auch sie Freude gehabt hatte an den Bäumen.

Die Frau hörte still und erschüttert zu. So gab es in diesen Menschen doch noch eine verborgene und verschlossene Welt hinter der nüchternen und nützlichen, die sich niemals von der Ackerscholle hebt?

Sie zog dem alten Weiblein das Tuch wieder über den Kopf. »So sind es Eure Tanten und Eure Onkel, die da auf der Wiese stehen und in den Himmel schauen; Euer Ähne hat ihnen Luft und Licht gegönnt,« sagte sie mit Lächeln.

Die Alte nickte. »Er hot oft verzählt, wie er die Bäumle g'setzt häb, sei's ihm komme, daß im Himmel Platz gnug sei und große Stube'; deswege' sollet au' die Bäumle Platz gnug han. Darum hot er sie so g'setzt — d' Mädle hübe' und d' Bube' drübe'.« Sie deutete erst nach der einen, dann nach der andern Reihe und meinte: »Wenn die G'storbene' im Himmel drobe' so g'rote* sind wie die Bäum' aufs Küfers Wies' — no brauch i' mi an meiner Freundschaft net z' schäme', wenn i' jetzt 'nüber komm'.«

Sie hustete und wandte sich zum Gehen, und die Frau trat an ihre Seite, um sie zu führen. Aber die Alte wehrte ab. »Nix, nix, Sie g'höret jetz au' ins Bett. I' find mein Weg allei'. Bei der Nacht bin i' am hellste'.«

Sie sprach so fest und bestimmt, wie sie daheim in ihrem ärmlichen Bett in der niederen Stube nie gesprochen hatte, und die Frau dachte, daß es ein Irrtum gewesen sei, die Weberslene für eine Sterbende zu halten.

»Lene.« sagte sie, »Euch geht es ja viel besser; Ihr werdet bald wieder gesund.«

Die Alte blieb wie erschrocken stehen. »Daß 's Gott verhüt'! I' bin doch auf d' Wies' 'raus zum Abschiednehme'. Sie wisset jetzt, wie sich's mit dene Bäum' verhält, Frau! Sie könntet wohl ällbot** nach 'n gucke' und e' Wörtle mit 'n schwätze', wenn i' jetzt nemme do bin. Sie sind's gwöhnt, scho' von mei'm Ähne her, des ist bald hundert Johr.«

* Geraten, gediehen. ** Hie und da.

Ehrfürchtig sagte sie es und leise, und ihre Augen glitten noch einmal über die Wiese, als grüße sie heimlich die Baumpaare.

»Was habt Ihr denn immer mit ihnen gesprochen?« fragte die Frau fast scheu, denn ihr war, als rühre sie an Heiligstes.

Die Alte schaute ihr ins Gesicht. Wie Mißtrauen glitt es über ihre scharfen, vom Tod gezeichneten Züge. »Was i' mit 'n g'schwätzt han? — Was mer mit de' Leut' au' schwätzt. Nei',« unterbrach sie sich, »des ist g'loge'! Was mer mit de' Leut' net schwätze' kå', des han i' dene Bäum' g'sagt. Machet Sie's au' so! Sie fahret net schlecht dabei.«

Die Frau schritt langsam neben dem kleinen vermummten Gestältlein her, das Herz im Innersten ergriffen. Die flimmernde Nacht erschien ihr wie ein Märchen, und die Baumriesen glaubte sie flüstern zu hören: Merkst du nun, daß wir dir etwas zu sagen hatten über diese Menschen, die dir ein verschlossenes Buch waren?

Auf einmal blieb die Weberslene stehen und kehrte ihr spitzes, weißes Gesicht ihrer Begleiterin zu. »Wie die sechs heißet, muß i' Ihne auch noch sage'. Mei' Ähne hot se nach seine' Kinder tauft; aber er hot oft g'sagt, 's Richtig' sei's ja net, weil d' Bäum' e' Sach' für sich seiet und g'wiß au' ihre Name' für sich häbet.« Sie deutete nach rückwärts auf die obere Baumreihe. »Des do sind de' Bube! D'r Hansjörg, d'r Velt und d'r Hansadam. Dort sind d' Mädle: d' Kathrin, d' Marie-Agnes und d' Barbara. Des ist die jüngst' gwe'. Mer hot sie halt 's Bärbele g'heiße'. Unter ihrem Baum ist mei' Ähne am liebste g'sesse. Härle häb se g'hät wie Flachs, und schöne blaue Auge'. Wie se g'storbe' sei — hot mei' Ähne g'sagt —, sei d' Stub' voller Licht gwe', und doch kei' Sonn' am Himmel. So, jetzt, Frau, b'hüt' Sie Gott! I' sieh Sie wahrscheinlich nemme; aber 's himmlisch Jerusalem ist so au' net aus d'r Welt drauße; dort komme mer wieder z'samme.« Sie fuhr sich übers Gesicht und setzte leise, wie ehrfürchtig hinzu: »Dort scheint d'r Mond no' heller als do, weil mer näher dabei ist, und Bäum' und Wiese' hot's wohl au' no' schönere.«

Sie reichte aus ihren Tüchern heraus der Frau die kleine heiße, ausgedörrte Hand und schritt allein dem niederen, alten Häuslein zu, in dem sie wohnte.

Schweigend, im Innersten bewegt, ging die

Frau zurück. Das Erleben dieser flimmernden Sommernachtstunde war ihr wie ein köstliches Geheimnis, und das armselige, verkümmerte Weiblein, an dessen dumpfes Krankenbett sie einmal wie durch Zufall geraten war, und mit dem sie nie etwas Rechtes anzufangen gewußt hatte, es stand jetzt vor ihr, wie mit fremdartigem Glanz übergossen. Sie konnte nicht schlafen in dieser Nacht; aber die Stunden reuten sie nicht.

In der Frühe des Morgens schritt sie wieder über die Wiesen, nach der Alten zu sehen. Sie mochte nicht den Weg durchs Dorf gehen; ihr war, als hätte sie ein Geheimnis mit der Kranken, von dem andre nichts erfahren sollten.

Das Weiblein lag in hohem Fieber und kannte sie nicht. Stumm und gleichgültig standen einige Nachbarinnen in der Stube neben der Kammer und starrten die Besucherin an.

Die alte Kluft wollte in der Frau sich auftun. Da fiel ihr ein, daß vielleicht auch diese scheinbar Teilnahmlosen irgend etwas Verschwiegenes in der Brust trugen, das so schön und feierlich war wie die sechs Bäume mit den Namen der sechs Toten auf der im Mondschein schimmernden Wiese.

Mit einem leisen freundlichen Gruß schritt sie an den Weibern vorüber.

Am Abend war die Weberslene ins himmlische Jerusalem gegangen, das nicht aus der Welt draußen ist und in dem der schönere Mond auf die schöneren Bäume und Wiesen scheint.

In den sechs Gewaltigen aber auf Küfers Wiese rauschte der Wind die ganze Nacht, weil ferne Gewitter um ferne Berge zogen. Oder war's um einer andern Ursache willen?

Die ärmliche Habe der Alten teilten gleichgültige Erben. Ihr Köstlichstes aber hatte sie der Fremden überlassen, der »Frau aus der Villa.«

Die hütete es treulich und sorgsam, und niemand wußte davon als die sechs Bäume.

Lied der irdischen Seele

Am Ring des Saturn,
Da tanz' ich zur Nacht;
Doch wenn meine Mutter
Des Morgens erwacht,
Bin ich vom Traume genesen.
Sie fragt: „Wo bist du gewesen?
Wo kommst du her, erdfernes Kind?
Dein Auge glänzt,
Dein Haar weht lind.
Ich habe die ganze, die lange Nacht
An deinem Bett in Sorge verwacht“...

*

So ertrag' ich den grauen,
Den erdschweren Tag,
Die Freuden der Leute,
Die ich nicht mag ...
Bald sinkt die Dämmerung
Heimlich und sacht —
Am Ring des Saturn,
Da tanz' ich zur Nacht.

Hildegard von Hippel

Dramatische Rundschau

Von Friedrich Düsel

Gerhart Hauptmann: »Der weiße Heiland« und »Gabriel Schillings Flucht« — Hermann Sudermann: »Die beiden Raschhoffs« — Frank Wedekind: »König Nicolo« und »Marquis Keith« — August Strindberg: »Nach Damaskus« — Georg Büchner: »Wozzek« — Michael Reinhold Lenz: »Die Buhlschwester« — Kurt Götz: »Menagerie«

Hochsommer 1830. In Paris war die Julirevolution ausgebrochen. Soret, Karl Alexanders Erzieher, stürzt mit der Nachricht in Goethes Zimmer, atemlos und voller Erregung. Auch Goethe ist erregt; aber, wie Soret alsbald mit Verblüffung und Beschämung erkennt, nicht über Revolution und Barrikadenkämpfe, sondern über den Streit zwischen Cuvier und Geoffroy St. Hilaire, ob die Erde durch Neptunismus oder durch Vulkanismus entstanden sei. Diese gelehrt-patriarchalische Gegenwartsflucht des achtzigjährigen Goethe, ist sie auch schon die Lebens- und Schaffensstimmung Gerhart Hauptmanns, der doch heute noch um mehr als zwanzig Jahre jünger ist und in einer weit wilderen Zeitbrandung steht als der Dichter des Westöstlichen Diwans? Als er vor drei Jahren nach einer Novelle von Selma Lagerlöf seine dramatische »Winterballade« dichtete, blieb er doch immerhin noch im germanischen Norden; jetzt zieht er sich in das Mexiko des 16. Jahrhunderts zurück, nimmt seine Zuflucht zu den letzten Azteken, den Gottheiten Quetzalcoatl und Huitlipochtli, dem Kaiser Montezuma und dem Spanier Fernando Cortez.

Was mag ihn in diese fernliegende Zeit und zu diesem fremdartigen Stoff gelockt haben? Gewiß nicht die kriegerische Verwicklung, die uns alle Züge einer wilden und abenteuerlichen, gewinngierigen und ränkelüsternen Konquistadorenpolitik zeigt. Das Herz dieses Dichters, soll es warm werden, muß etwas in Schutz zu nehmen, zu retten, zu bemitleiden haben, was unter der Härte der Welt, unter der Grausamkeit des Erfolges leidet. Seine Gefühle sind auch diesmal nicht bei dem Löwen, der seine Beute schlägt, sondern bei der Gazelle, die sanft und friedlich ihre Äsung sucht. So erkürt er sich zum »Helden« — wenn man dies Wort für seine passive Dramatik überhaupt gebrauchen darf — nicht den verwegenen kastilischen Eroberer, der mit 400 spanischen Soldaten, 200 Indianern, 16 Reitern und 14 Feldgeschützen auszieht, um für seinen Herrn, den allerchristlichsten Kaiser Karl V., ein großes, mächtiges Reich zu erobern und unermeßliche Schätze heimzusenden, sondern sein Herz ist bei den Wilden, bei den Naturkindern, den »besseren Menschen«, die mit Feuerbüchsen und Donnerwagen schnöde überfallen und um das Glück ihrer Unschuld betrogen werden. Vor allem der mimosenhaft schwächliche Spätling Montezuma hat es ihm angetan. Er schildert ihn als einen gütigen, demütigen, vertrauens- und friedseligen Fürsten, als eine stille, einsame Seele, einen kindergläubigen, weltfremden Träumer, der eingesponnen ist in die frommen Sagen und Verheißungen seines Volkes und in allem, was sich ihm naht, denselben Edelmut und dieselbe Friedfertigkeit vermutet, die ihn selbst beseelen. So sieht dieser »Sohn der Sonne« in den fremden Eroberern, die an der Küste seines Reiches gelandet sind und schon die Tlaxcalaner, den alten Erbfeind des Landes, gebändigt haben, Freunde und Helfer, ja in ihrem Führer, dem lichtbehelmten Weißgesicht, jenen Sonnengott und »Weißen Heiland«, der nach einer uralten priesterlichen Weissagung dem Volke des Mexitli erscheinen soll, um »die langverbannten Kinder heimzuholen in den Glanz«. Alle Warnungen seiner Umgebung, alle widersprechenden Erfahrungen seiner Stammesfürsten können ihm diesen Glauben nicht erschüttern; durch ihn allein meint er sich als echter Sproß Quetzalcoatls, des heiligen Urahnen seines Hauses, über die andern zu erheben, durch ihn allein seine gottgewollte Herrscherwürde zu beweisen. Seine Priester bestätigen ihn in diesem Glauben, und so taumelt er dem Zuge der Spanier, die mittlerweile bis in seine Hauptstadt Tenochtitlan vorgedrungen sind, in trunkener Freude entgegen, um Cortez als einen ihm von Kindheit Vertrauten, als einen Ebenbürtigen und Blutsbruder willkommen zu heißen. Vergebens versuchen seine Getreuen, an ihrer Spitze der trotzige und kampfeslustige Kazike Qualpopoca, seinen Jubel zu dämpfen und seine Vertrauensseligkeit zu zügeln; er hört nur auf die glatten Reden Marinas, der eingeborenen Geliebten des Cortez, die hier als Dolmetscherin, als »süße Seele seines Gastes« auftritt und den Fremden als den »Sonnenheiland« in ihr armes Vaterland geleitet.

Der so Verklärte und Verherrlichte wagt anfangs kaum an seinen überraschenden Erfolg zu glauben. Bald aber berauscht sich seine Seele an den Goldschätzen, die ihm da entgegenströmen, und sein leichtfertiger Zynismus hat nichts dawider, daß der arme Montezuma ihn für den Heiland selber nimmt, dessen Evangelium er doch nur den Mexikanern bringen soll. Wunderbar genug klingen in der Tat die heiligen mexikanischen Überlieferungen mit der Christ- und Messiasbotschaft zusammen. Auch dort gibt es eine jungfräuliche schmerzensreiche Gottesmutter, deren Sohn für die sündige Menschheit am Kreuze gestorben ist und die Seinen aus den Qualen,

Ängsten und Nöten der Unterdrückung heimholen wird in sein seliges Himmelreich; auch dort lebt der Glaube an einen einzigen Gott, den Allerschaffer, von dem die andern nur trügerische Teilerscheinungen sind. Ja, selbst die Mythen der Bibel finden sich in den heiligen Erinnerungen der Azteken wieder: die Sage vom Paradiese, in dem das Göttervöglein Ti-hui-tochan flötet, von der großen Flut, aus der nur wenige Auserwählte in einer Arche sich retten, von der Stätte der Versöhnung, auf der ein neuer demutreiner Gottesdienst emporkeimt, und schließlich zeigen sogar die religiösen Symbole wunderbare Übereinstimmungen: die Sakramente, das Kreuz, der Kruzifixus — wie das alles Priester und Gelehrte in epischer Breite, doch nicht ohne lyrischen Schmelz den zweifelsüchtigen Fürsten im Tempel des Huitlipochtli verkünden und bekräftigen.

Ebendort vollzieht sich aber auch die Probe auf die Göttlichkeit der Fremden. Sie bringen ein, stürzen mit wüstem Lärm die Götterbilder und die heiligen Gefäße von den Altären und weichen, wie vor einem Mirakel, erst vor dem aztekischen Kreuz und Muttergottesbilde zurück, das der Oberpriester ihnen entgegenhält. In dem seicht und schwerfällig dahinschleichenden Flusse der Handlung die erste Szene, die ein gewisses dramatisches Gefäll hat, ohne daß es zu der vollen Auswirkung ihrer Kraft käme.

Das Weitere entwickelt sich schneller, wenn auch oft in erschreckend schlechten Versen, vierfüßigen Trochäen, die Hauptmann diesem halbspanischen Stoff schuldig zu sein glaubte, und in einer Sprache, die sich nicht selten zur blanksten Prosa ernüchtert: der Zwiespalt zwischen Volk und Herrscher; zwischen dem Kaiser, seinen Fürsten und Verwandten; die bald in offene Feindseligkeit ausartende Freiheitsberaubung Montezumas, der noch immer nicht aufhört, Cortez und seine Generale mit Gnaden und Geschenken zu überhäufen und sich selbst vor ihnen zu demütigen; die wachsende Anmaßung des Spaniers, sobald seine neuerbauten Schiffe wieder segeln; die jäh erwachende Erkenntnis des betrogenen Kaisers von der schmählichen Verräterei seines Gastfreundes, als dieser schließlich den Befehl gibt, den Herrscher in Fesseln zu schlagen und, wie wir heute sagen würden, in Schutzhaft zu nehmen. Der Handel könnte jetzt in einer einzigen Szene zu Ende geführt werden, wenn es diesem Dichter gegeben wäre, seinen Stoff nach inneren dramatischen Gesetzen und Notwendigkeiten selbstmächtig zu beherrschen. Statt dessen läßt er sich von den äußeren Ereignissen und Zufälligkeiten gängeln, wie sie die Geschichte überliefert und er sie durchaus mit heißem Bemühen studiert hat. So muß Cortez erst seine Expedition gegen den Spanier Narvaës erledigen, der ihm seine Eroberung streitig machen will, und wir müssen uns, als säßen wir im Hörsaal, diese Unternehmung sowie die Bedrängnis seiner mit schwachen Kräften zurückgelassenen Gefährten haarklein vortragen lassen. Wiederum in einer papierenen Sprache und in Versen, vor denen sich Calderon und Grillparzer, die Meister dieser von Hauptmann so stümperhaft gehandhabten Form, noch im Grabe umdrehen würden! Auch alles, was der elend herabgekommene königliche Gefangene an Klagen und wehmütigen Betrachtungen vorbringt, ist überflüssig oder nichtssagend. Wenn man nicht etwa gerade hier, in diesen episch-lyrischen Stellen, wo der so schmählich Hintergangene die Scheinheiligkeit des Christentums, die Raub- und Mordsucht der Heilsbringer brandmarkt, den Nerv des Stückes, seine treibende und stachelnde Idee erkennen will. Diese Stellen sind gewiß so undramatisch wie möglich, aber sie verraten in ihrem beschleunigten Puls die fiebernde Parteinahme des Dichters für den, der das Opfer dieser frommen Bekehrerwut und unheiligen Herrschsucht geworden ist ...

In der Abwesenheit des Oberbefehlshabers läßt der allzu stürmische Pedro de Alvarado die Mexikaner beim Opfertanz im Tempelhof massenhaft niedermetzeln, was die Lage der Spanier erst recht »kitzlich« macht, da die Feinde Feuer an ihre Quartiere und Schiffe legen. Im Augenblick der äußersten Gefahr kehrt Cortez als Sieger und Retter zurück. Aber noch nicht genug des im dramatischen Sinne zweck- und ziellosen Hin- und Herschwankens der Kampfwage! Abermals Sturm und Verteidigung, Schlachten und Morden. Die Spanier wissen sich in ihrer Not kein andres Mittel als die Bitte an den Kaiser, durch sein beschwichtigendes Wort den Ansturm der Seinigen zu beschwören, und als kein Bitten oder Drohen nutzt, müssen ihn ein paar Soldaten unter Hohn und Spott in seinen geschändeten Kaiserschmuck kleiben und so vor das Volk schleppen — eine Szene, die schwerlich nur von ungefähr an die Dornenkrönung Christi erinnert, jedenfalls der Roheit dieser Europäer und Christenmenschen die Krone aufsetzt. Montezuma ist bei dem Versuche, Frieden zu stiften, von den Pfeilen und Schleudern seines eignen Volkes schwer verwundet worden. Aber er hat durch sein Erscheinen auf den Zinnen die Wut der Empörer auf sich selbst abgelenkt und dadurch seine Feinde gerettet. Nun liegt er auf dem Sterbebett. Doch auch im Angesicht des Todes treiben diese Christen noch Schindluder mit ihm und ihrer Religion, indem sie ihn schnell noch zum Christentum zu bekehren suchen. Vergebens. Mit einem Fluch auf das Raubgesindel und Ungeziefer, das mit dem Unrat seiner Greuel das Antlitz der Mutter Erde so frech entehrt hat, reißt sich Montezuma die Binden von der Stirn und haucht seine große Seele aus. Wer war nun hier der wahre Heiland oder der bessere Mensch, der Weiße oder der Farbige? ...

Hauptmann nennt seine Dichtung »eine dra-

Philipp Franck: Das Frühstück

matische Phantasie« (Buchausgabe bei S. Fischer in Berlin). Er ist erfinderisch in solchen den strengen dramatischen Geboten ausweichenden Mischbezeichnungen. Aber den Maßstäben und Gewichten des dramatischen Kunstwerks entflieht er dadurch nicht. Auch dann nicht, wenn er diese elf (auf der Bühne acht) Szenen im seelenmörderischen Großen Schauspielhaus spielen läßt, unter Karl Heinz Martins Regie, mit Max Marschalks fremdartig bunter Musik und Ernst Sterns diesmal recht herkömmlicher Ausstattung, ja vielleicht manches davon, wie die prunkvolle erste Begegnung der Mexikaner mit den Spaniern oder auch gewisse breit vorgetragene Reden und Berichte, von vornherein für diesen gewaltigen Raum angelegt hätte. Der Grundriß mag großzügiger geworden sein als in den letzten Arbeiten Hauptmanns, der Bau selbst ist noch genau so schlecht gegliedert, so unausgewogen und aufgelöst. Überall zeigen sich Auswüchse und Anhängsel, die vom tragischen Grundgedanken ablenken und das dramatische Ziel verdunkeln. Vieles ist bloße Geschichtsklitterung geblieben, nicht einmal getragen von festen eigengestalteten Charakteren, sondern verteilt auf die aus der Historie übernommenen Figuren, hier und da durch einen billigen Gegensatz beleuchtet. Hätte Wildenbruch so gearbeitet, wäre er von der Kritik gestäupt

Aufn. Becker & Maaß, Berlin

Raoul Aslan als Gabriel Schilling in Gerhart Hauptmanns Drama »Gabriel Schillings Flucht« (Kammerspiele des Deutschen Theaters in Berlin)

Aufn. Zander & Labisch, Berlin

Emil Jannings als Fernando Cortez und Hannah Ralph als Marina in Gerhart Hauptmanns »Weißem Heiland« (Großes Schauspielhaus in Berlin)

worden. Bei Hauptmann wird man geneigt sein, ein Auge zuzudrücken, weil ja sein tragisches Grundziel, die sittliche Verherrlichung der Friedsamkeit auf Kosten des Macht- und Eroererwillens, die Werbschaft für Menschenverbrüderung und Völkerversöhnung wider jede volksbewußte Tat und Gewalt, heute so hoch wie nie in Währung steht. Daß es eine Rothaut, einer der letzten Azteken ist, den er sich zum Propheten und Märtyrer dieser friedschaftlichen Gesinnung erwählt, werden ihm alle die besonders hoch anrechnen, bei denen die Wertschätzung einer Nation wächst mit dem Quadrat der Entfernung vom eignen Vaterland. Auch hat ja alles Kränkliche, Schwache und Unbeholfene bei dieser tatverdrossenen Zeit einen Stein im Brett. Alexander Moissi wußte wohl, was er tat, als er dem Azteken, vielleicht mit Zustimmung der Völkerkunde, das erschreckte Auge und den ängstlichen Trippelschritt einer Taube gab, über der der Häher kreist, dagegen von dem Kondor, der in der Seele dieses Gottesgnadenfürsten gleichfalls seine Schwingen regt, kaum ein Federchen sehen ließ. Dabei wissen wir aus der Geschichte, daß dieser Sproß des Sonnengottes in seiner Politik keineswegs so harmlos und aufrichtig war, wie Hauptmann ihn schildert, daß die Mexikaner von da-

Aufn. Zander & Labisch, Berlin

Paul Wegener und Paul Bildt als Vater und Sohn in Hermann Sudermanns Drama »Die beiden Raschhoffs« (Residenztheater in Berlin)

mals trotz ihrer hohen Kultur ebenso stark waren im Morden wie im Ränkespiel, und daß umgekehrt der Alkalde Cortez es bei seiner mexikanischen Eroberung ebensowenig an Edelmut und Ordnungskraft wie an Tapferkeit und Mannhaftigkeit fehlen ließ. Doch es ist das gute unbestrittene Recht des Dichters, von solchen vorgezeichneten Linien nach seinen künstlerischen Zwecken abzuweichen, wie es das Recht des Cortez-Darstellers (Emil Jannings) gewesen wäre, diese versteckten Gubernadorstugenden stärker herauszuarbeiten, als es dem Dichter gelungen ist. Vielleicht war seine etwas geknebelte Stimme daran schuld, die den Raum nur mühsam beherrschte. Jedenfalls gab an wohlgeschulter und beseelter Sprechkunst weder er noch Moissi mit seiner unleidlichen Geschraubtheit entfernt so Gutes wie Ferdinand Gregori als Tempelgelehrter, der in andächtiger Ergriffenheit die alten heiligen Sagen der Tolteken vorträgt und damit die poesievollsten Verse spricht, die dem Dichter seit dem »Hannele« gelungen sind: ein Edelsteinchen in einem Phantasieschmuck, der, wie die aztekische Kaiserkrone, zum größten Teil aus losen Federn statt aus gediegenem Geschmeide besteht.

Gleich als sollte der neue Aufschwung ins Hohe und Weite, den Hauptmann in seinem »Weißen Heiland« sucht, recht betont und unterstrichen werden, gab man kurz zuvor »Gabriel Schillings Flucht«. Unmöglich, diese wohl mit starken Motiven eigner Erlebnisse durchsetzte Künstlertragödie aus seiner müdesten Zeit (geschrieben 1906) heute noch wieder zum dramatischen Leben zu erwecken! Am allerwenigsten mit einem so verblasenen Schönlingsdarsteller wie Raoul Aslan. Weitaus das meiste und sicherlich das Innerlichste in diesem vergeblichen Ringen eines von Kunst und Überkultur seelisch zermürbten Nervenmenschen mit Welt und Weib ist verblaßt. Was heute noch leben und atmen könnte wie am Tage seiner Schöpfung, wäre das Naturhafte, das dieses Meer- und Küstenstück mit Wind und Wellen, Sturm- und Wogengebrause, Morgenfrische und Abendglanz erfüllt. Aber dazu taugt die kleine intime Bühne des Kammerspielhauses ebensowenig wie vor acht Jahren das Sommertheater in Lauchstedt. So blieb denn auch die mystische Verschlungenheit von Tod und Leben, Tag und Traum, die wie ein ehrfurchtgebietendes Gestirn über diesen fünf Akten steht, im Dunkeln; denn gerade sie kann nur erscheinen in der atmosphärischen Luft- und Lichtstimmung, die Hauptmann nie wieder so echt und lauter gemalt hat wie hier.

Ein neuer Hermann Sudermann ist heute keine Sensation mehr. Auch die Kritik bringt er nicht mehr in Harnisch oder Hitze. Es

genügt, zu berichten, daß der gewiegte Könner und Macher noch immer im Vollbesitz seiner oft erprobten Bühnenmittel ist, zumal wenn er mit breiten Beinen auf ostpreußischem Heimatboden steht und mit der verderbten Überkultur der Großstadt nur ein wenig wie zum Spaße spielt. Ostpreußische Großgrundbesitzer, Vater und Sohn, im Kampf, im grundverschiedenen Kampf um eine Berliner Halbweltdame — man kann sich denken, wie in den »Beiden Raschhoffs« Bälge, Pedale und Register arbeiten, und findet es ganz in der Ordnung. Verstimmend wirkt nur, daß zuweilen auch die Flöte der Sentimentalität in diese Orgeltöne hineinklingt, und daß diese Biedermannsdramatik doppelte Konten führt: was in der Provinz noch vor wenigen Wochen tragisch ausging, endet in Berlin lustig. Traurig aber ist, daß sich vor diese Gemüts- und Effektkarrete gleich ausgeliehenen Gäulen Schauspieler wie Paul Wegener und Albert Patry spannen lassen, nur der goldenen Krippen wegen, die das Residenztheater ihnen aus den Rippen dieses Stückes schneidet.

Frank Wedekind ist jetzt staatstheaterreif geworden. Leopold Jeßner, der neue Leiter des Schauspielhauses, hat sein Münchner Hochstaplerstück »Marquis von Keith« hergenommen, um einmal, was bei Schillers »Tell« doch nur halb gelingen wollte, sein ganzes ungehemmtes, in die Kandare schäumendes Regietemperament daran auszulassen. »Das Leben ist eine Rutschbahn«, sagt Herr von Keith: das Wort könnte als Motto über dieser im Jahrmarktsbudenstil hingeschmissenen Aufführung und auch über Fritz Kortners schreiend buntem Marquis stehen. Nie noch ist eine noch vor anderthalb Jahren königliche Bühne so gründlich revolutioniert worden wie das Schinkelhaus am Schillerplatz.

Aufn. Zander & Labisch, Berlin

Fritz Kortner als Marquis von Keith in Frank Wedekinds gleichnamigem Drama (Staatstheater in Berlin)

Aufn. Becker & Maaß, Berlin

Tilla Durieux als Hanna in Frank Wedekinds Schauspiel »Der Marquis von Keith« (Staatstheater in Berlin)

Gleichzeitig gab es im Theater an der Königgrätzer Straße, das einmal Hebbeltheater hieß, das romantisch-satirische Schwesterstück des »Keith«, den »König Nicolo«, der früher »So ist das Leben« hieß, damals vor zwanzig Jahren, als es noch vorkommen konnte, daß — selbst in München — ein Wedekind ausgepfiffen wurde. Es geht mit Wedekind ähnlich wie mit Strindberg: heute sieht und — respektiert man hinter den krausen Fratzen seiner Moralistik die selbstbiographischen Bekenntnisse des Dichters. Denn darüber kann kein Zweifel herrschen, daß Wedekind hier mit der Wunderlampe der Romantik tief in sein eignes Innere hinableuchtet. Der aus Perugia vertriebene König Nicolo, der, weil er nicht sein kann, was er ist, spielt, was er ist: der königliche Monarch, das überragende

Aufn. Zander & Labisch, Berlin

Ludwig Hartau als König Nicolo in Frank Wedekinds gleichnamigem Drama (Theater in der Königgrätzer Straße in Berlin)

Genie — es ist ein Selbstbildnis des Dichters, den man für einen Bänkelsänger und Harlekin hielt, weil er hinter ihrer Maske sein wahres Antlitz versteckte, das Antlitz eines vom Weh und Widerspruch des Lebens tief verwundeten Herrschers im Reiche der Geister, wie er selbst glaubte. Daß auch wir andern daran glauben müssen, hier hat uns Wedekind zuerst dazu mit sanfter Gewalt gezwungen, und deshalb soll man diesem Stücke seine Achtung nicht versagen.

Mehr noch als Wedekinds satirische Romanze von dem König im Hanswurstkittel zehrt Strindbergs große Trilogie »Nach Damaskus« von den Selbsterlebnissen und Selbsterleidnissen seines dämonenbesessenen Dichters. Aber wie in den Gewissensbeichten Augustins und Rousseaus erhebt sich hier das Einzelne zum Allgemeinen, das Persönliche zum Menschlichen, das Zufällige zum Wesentlichen. Die Krone der Erlösung fehlt diesem Werke, nicht aber der aufwühlende, straffende Drang nach dem Licht, der allein den Weg dorthin zeigt und uns zur nächsten unentbehrlichen Station, zur Selbstbesinnung, geleitet. Er brennt und glüht auch schon in dem ersten Teil, den Friedrich Kayßler, einer unsrer frühesten und ernsthaftesten Strindberg-Vorkämpfer, jetzt seiner Volksbühne zugeführt hat, mit sich selbst in der tragenden Rolle des »Unbekannten«. Was ihn dazu bewogen hat, liegt weitab von der heutigen an der Oberfläche wuchernden Strindberg-Mode. Für ihn steht dieses Werk in der Nachbarschaft Goethes, und die Lebenskraft, die davon ausgeht, zwingt nicht weniger zur Innerlichkeit und Wahrhaftigkeit als die Goethische Lyrik. Wir müssen nur den Mut haben, durch die mancherlei äußerlichen Qualbilder hindurchzusehen auf den Weg und das Ziel. Kayßlers Aufführung und eigne Darstellung, überall aufs Schlichte und Wesentliche gerichtet, tut viel dazu, das Quälerische zu überwinden und uns in der Krankheit schon die Genesung ahnen zu lassen. Strindberg-Eiferer dürfen vielleicht sagen, das, was Kayßler gibt: dieser Suchende und Ringende, der seinen Scheitel, so dicht die Nebel und giftigen Dämpfe um ihn brodeln mögen, stets im Lichte trägt, sei mehr ein Höhen- als ein Höllenwanderer und habe die Furien immer nur als verträgliche Wesen kennengelernt: solche Friedenssehnsucht, solche Glaubenskraft, solcher Leidenstrotz, wie er sie, zwar in den menschlichsten Zügen, darstellt, sind nicht im blumenbestandenen Unschuldsgarten der Kinderseele zu pflücken, sondern nur in den dunklen Abgründen des Lebens, wo das Wissen, die Not, die Auflehnung, aber auch die Überwindung und die Demut wachsen. Erst der zweite Abend freilich, der den zweiten und dritten Teil vereinigen soll, wird die Kayßlersche Auffassung vollends rechtfertigen können.

Ein wenig nach dem germanistischen Seminar schmeckte die Doppelaufführung, die das Lessing-

Aufn. Zander & Labisch, Berlin

Eugen Klöpfer als Wozzek in Georg Büchners gleichnamigem Drama (Lessingtheater in Berlin)

theater am Vorabend des Kapp-Lüttwitz-Putsches zu Ehren der beiden Literatur-Revolutionäre Georg Büchner und Michael Reinhold Lenz veranstaltete. Büchners unfertige, aber geniale Szenenfolge »Wozzek« ist vor einer geladenen Hörerschaft schon einmal vor sechs, sieben Jahren aufgeführt worden und wirkte damals, unter Viktor Barnowskys Spielleitung, mit Albert Steinrück in der Titelrolle und Ilka Grüning als Märchenerzählerin, wie eine Offenbarung: ein den achtziger Jahren ahnungsvoll vorweggenommener, jedoch mit romantischen und mystischen Lichtern durchspielter Naturalismus, vielleicht sogar ein erstes Flügelregen der neuen, im Anzug begriffenen expressionistischen Ausdruckskunst. Inzwischen hätte diese geballte Alltagstragödie eines gehetzten, vom Schicksal mit Füßen getretenen, von seinem eignen unglücklichen Naturell gemarterten und verratenen Soldaten, der schließlich, völlig verwirrt und zerschlagen, das letzte bißchen Liebe, das ihm im Dunkel des Lebens geblieben, mit irrer Hand dahinmordet, inzwischen hätte diese stumme Tragik eines Armen, den die himmlischen Mächte unschuldig schuldig werden lassen, von all dem, was wir seither schaudernd erlebt, daheim und an der Front haben aufgären sehen, eine neue unerhörte Vertiefung und Vergegenwärtigung erfahren können. Aber auch in dem wiederaufgegrabenen Fluß solcher literarischen Entdeckungen schwimmt man nicht zum zweitenmal. Tollers »Wandlung«, Unruhs »Geschlecht« und andre Ekstasen der mittlerweile flügge gewordenen Dramatik legen sich wie Schatten über dieses Werk der dreißiger Jahre. Auch die neue Darstellung blieb hinter dem Erinnerungsbild von 1913 zurück. Eugen Klöpfers Wozzek fand in seiner dumpfen Geducktheit keine Steigerung und zu der realistischen Echtheit nicht den höheren Stil dichterischer Wahrheit und entblößter Menschlichkeit; der Darstellerin des alten Mütterchens, das den Kindern auf der Bank im Sonnenschein das Märchen von den zerstörten Träumen erzählt, fehlte der Nornenton der Vorwelt; nur Dagny Servaes gab der Soldatenbraut ihren vom Dichter gewollten volkstümlichen Trotz und Saft.

Im zweiten Stück des Abends war sie die Buhlschwester, die Lenz, Goethes unglücklicher Jugendfreund, mehr derb und grob als frech und witzig einer Komödie des Plautus nachgebildet hat. Wie sie da mit den verwegensten Gaukeleien käuflicher Liebe, falscher Zärtlichkeit, falschem Kindbett, falscher Mutterliebe und echter Spitzbüberei umsprang, das goß einen Schimmer von Anmut selbst auf dies borstige Stoppelfeld, durch das mit plumpen Reiterstiebeln in neuer Auflage der alte Miles gloriosus, der plautinische Prahlhans, Maulheld und Eisenfresser, stampft.

»Gebt ihr ein Stück, so gebt es gleich in Stücken«. Das ist das Rezept, nach dem der Schauspieler Kurt Götz seine vier für das Deutsche Künstlertheater geschriebenen Einakter — »Übungen« nennt er sie — zusammengebracht hat. Früher hieß solch Bühnenkleinkram Bluette, dramatisches Sprichwort oder wohl auch Schubladenstück, wenn, wie hier, ein und derselbe Schauspieler in allen Stücken seine Verwandlungs- und Maskenkünste spielen lassen durfte; heute heißt es Skizze, Spiel, Groteske, Ulk. Und wenn im ersten dieser Stücke mit mehr Zungendrescherei als Logik ein Rechtsfall vorgeführt wird, wonach sehr wohl ohne Gottes Willen ein »Spatz vom Dache« fallen kann, im zweiten ein jungverheiratetes Freundespaar, das Liebestauschgelüste spürt, die Erfahrung macht, daß die »Taube in der Hand« doch die bessere ist, im dritten einem feigen Hohlkopf von Liebhaber von dem betrogenen Ehemann der »Hund im Hirn«, d. h. die Tollwut suggeriert wird, worauf er sich eilends aus dem Staube macht, und endlich im vierten der »Hahn im Korb«, der bei einer Kinoprobe durchaus nicht krähen will, durch solch schamhaftes Schweigen sein secundum comparationis, einen liebeverwöhnten Schauspieler, beschämt, so nennt man das Ganze »Menagerie«. Warum? Weil man doch heute auch bei der leichtesten Ware noch den Ehrgeiz hat, im Tierpark Gottes etwas von der alle Geschöpfe übertrumpfenden menschlichen Tragikomödie herumwimmeln zu lassen. Man lacht nun mal am besten, wenn man über sich selbst lacht.

Ich bin und weiß nicht, daß ich bin

Ich bin und weiß nicht, daß ich bin,
Mein Leben hat noch keinen Sinn,
Ich werde, doch ich weiß noch nimmer,
Wohin. —
Ich weiß nur, daß ich durch den Schnee
Die Wartezeit der Sonne seh'
Und dermaleinst in goldnem Schimmer
Als frischbetautes Hälmchen steh'.
Was für ein Halm, das weiß ich nicht.
Vielleicht ein Halm aus lauter Licht,
Aus lauter goldnem Licht gewunden
Um alle meine goldnen Stunden.

Ernst Behrends

Von Kunst und Künstlern

Ludwig Fahrenkrog: Adam und Eva an der Leiche Abels; Sehnsucht; Gralsburg; Selbstbildnis — Heinrich Hübner: Im sonnigen Garten — Ernst Eimer: Die Lerche — Richard Harlfinger: Hallstadt — Hermann Graf: Das Notenblatt — Philipp Franck: Das Frühstück — Hermann Hahn: Weibliches Bildnis

Zum erstenmal zeigen wir in diesem Heft ein paar Gemälde des Barmer Malers **Ludwig Fahrenkrog**. Wir haben uns nicht ohne ein gewisses Widerstreben dazu entschlossen, und nun wir sie wiedergeben, tun wir es nicht ohne Kritik. In die verhimmelnden Hymnen, die diesem Künstler anderswo gesungen werden, können wir nicht einstimmen. Seine Kunst scheint uns, noch mehr als die des ihm verwandten Hermann Hendrich, mit stark theatralischen Elementen durchsetzt zu sein, und mit dem Begriff des Deutschtums, des Deutsch*seins*, wie es sich uns darstellt, will sich Fahrenkrogs Art, sein Bekenntnis wie ein Banner vor sich herflattern zu lassen, nicht recht vertragen. Auch ist in seiner Kunst zuviel ungelöstes Literatentum, als daß man zu einem reinen Eindruck kommen könnte. Anstatt zu »bilden«, »redet« sie; anstatt die seelische Wirkung als eine natürliche Folge der künstlerischen von den Werken selbst zu erwarten, interpretiert und unterstreicht sie mit Mitteln, die außerhalb des Werkes liegen und mit reiner Kunst nichts mehr zu schaffen haben.

Ludwig Fahrenkrog: Selbstbildnis

Diese Bemerkungen voranzuschicken, gebot uns die Ehrlichkeit. Da aber jede Zeitschrift, die die zeitgenössische Kunst pflegt, unabhängig von dem persönlichen Geschmack ihres Leiters die Pflicht hat, alle ernsthaften und charaktervollen Bestrebungen, zielen sie wohin sie wollen, zu Bild und Wort kommen zu lassen, so möchten wir den Lesern nunmehr in aller Sachlichkeit zu den vier Bildern Fahrenkrogs, die wir hier vereinigen, sagen, wer er ist, was er will und was er bisher geschaffen hat.

Ludwig Fahrenkrog ist am 20. Oktober 1867 in Rendsburg geboren, war zuerst Dekorationsmaler in Hamburg, studierte dann, seit 1887, auf der Akademie in Berlin als Schüler Woldemar Friedrichs, Hugo Vogels und Anton von Werners, wurde früh durch allerlei Preise, so 1893 für das Kolossalgemälde »Kreuzigung Christi« durch den großen Staatspreis, ausgezeichnet, ging 1894 nach Italien und erhielt 1898 einen Ruf als Lehrer für figürliches Malen an die Gewerbeschule in Barmen, wo er, seit 1913 mit dem Titel Professor, noch heute wirkt. Er malt hauptsächlich Figurenbilder großen Formats und symbolischen Inhalts, Fresken, Landschaften, Bildnisse und sucht seine Motive mit Vorliebe in biblischen Stoffen sowie in der altgermanischen Götter- und Heldensage. Daneben ist er als Bildhauer, als Illustrator und Schriftsteller tätig. Was nicht als Bild in ihm entsteht, »schreibt« er: außer in Gedichten und in streitbaren Aufsätzen, die sich mit Leidenschaft gegen die expressionistische Kunstrichtung der Gegenwart wenden, in Dramen altgermanisch-mythologischen Gehalts, von denen eins, »Wölund« (1913), das Harzer Bergtheater aufgeführt hat.

Bekannt geworden ist Fahrenkrog namentlich durch den neuen Christus-Typus, den seine Bilder gegen die »herkömmliche Heilandsschablone«, ja auch gegen die Darstellung neuerer religiöser Maler, wie Uhde, Gebhard oder Steinhausen, vertreten und einzubürgern suchen. Sein Christus ist nicht der glattgescheitelte, sanfte und milde Heiland, als den ihn die Nazarener, auch nicht der gütige, von sozialem Mitleid erfüllte Tröster und Kamerad, als den ihn die Späteren gemalt haben, sondern ein bartloser, robuster, scharfblickender, denkgewaltiger, fast dämonischer Höhenmensch, für den sich der Maler gern gefallen ließ, daß ihn ein Geistlicher den »deutschen Christus« nannte. Man könnte an die heldenhafte Auffassung erinnern, die Jesus im altsächsischen Heliand erfahren hat, wenn nicht dieser Fahrenkrogsche Christus-Typus ein durchaus zeitgenössisches Gepräge trüge, etwa wie ein

aus dem Arbeitervolk zu geistiger Höhe emporgestiegener rüstiger Wanderlehrer. Das Pathos, das sonst den Fahrenkrogschen Gemälden eigentümlich ist, weicht hier zuweilen einer wohltuenden Schlichtheit und Innigkeit, z. B. in dem Bilde »Die Seele des Kindes«, wo Christus das Haupt eines kleinen Mädchens zu sich emporhebt, um ihm ernst und gütig ins Auge zu blicken.

Auch der Humor, freilich mehr ein grimmiger als ein freundlicher, und die Zeitsatire sind dem Barmer Maler nicht fremd. So hat er den Weltlügengeist als ein scheußliches, von Raben umflattertes Ungeheuer gemalt, das sich auf seinem Gebirgsthron reckt, den Tod als Pflasterer einer neuen Menschheitsstraße dargestellt, die nur aus Schädeln besteht, und »Das Ereignis« als furchtbares Fabelungetüm verkörpert, das mit seinen schwarzen Fledermausfittichen weithin das Land überschattet. Zahlreich waren die Stoffe, die ihm der Weltkrieg zutrug; doch kommt wohl in der Kraft der Empfindung und der Wucht des bildlichen Ausdrucks keine dieser Schöpfungen dem Ölgemälde »Friede« gleich: ein junger, glücklich heimgekehrter Krieger, der in stürmischer Wiedersehensfreude seine Braut an der Brust hält, während im Hintergrunde die verlöschende Glut des Weltbrandes Himmel und Erde noch in rote Glut taucht.

Verwandt damit ist das vielverbreitete Blatt »Der Väter Land«: ein Vater (wohl ein idealisiertes Selbstbildnis des Künstlers), der von einem Hügel seinem blondköpfigen Jungen mit stolzer, weit ausholender Gebärde das blühende Heimatland zeigt: eine Mahnung an das junge Geschlecht und zugleich ein mannhaft zuversichtlicher Gruß an die Zukunft.

Unsre weiteren Einschaltbilder zeigen neuere Werke von Künstlern, die unsern Lesern sämtlich schon bekannt sind.

Heinrich Hübner, der Berliner Meister köstlicher, in Licht und Farbe fein abgestimmter Innenräume, läßt uns diesmal »Im sonnigen Garten« den ganzen Licht- und Farbenreichtum des jungen Sommers miterleben, und von dem Bilde geht eine so jubelnde Heiterkeit aus, daß sich wohl schwerlich ein Herz dagegen verschließen wird.

Ernst Eimers »Lerche«, wohl das Beste, was wir bisher von dem Darmstädter zeigen konnten, mag mit seiner Komposition — das einsame kleine Menschenkind auf weiter blühender Flur, unter hohem, lichtem Himmel — zunächst ein wenig an Hans Thoma erinnern. Aber was macht das? Es ist der ganze klingende, singende Frühling in diesem Bilde, doppelt sogar: in der blühenden Natur und in der kleinen kindhaft zagen Blumenpflückerin, die voller Staunen und Sehnsucht der im blauen Raum verlorenen Lerche nachschaut, wie sie »an ihren bunten Liedern selig in die Lüfte klettert«. Dies Bild konnte wohl nur einer malen, der zwischen Wiesen und Äckern groß geworden ist, der selbst einst den Pflugsterz geführt hat; aber auch nur einer, der die Kinderseele so gut kennt und so innig liebt wie der Maler all der kleinen Wichtelmänner, Zwerge und Kobolde, der Lieblinge deutscher Kinder- und Märchenphantasie.

Von dem Wiener Richard Harlfinger bringen wir eine neue lebensvolle österreichische Landschaft (Hallstadt), ein Schwesterbild seines »Hallstädter Sees«, der schon seit Jahren eine Zierde der Wiener Staatsgalerie ist.

Den Weimarer Hermann Graf, der übrigens kürzlich zum Professor ernannt worden ist, haben wir erst jüngst in einem besonderen Aufsatz behandelt und darin nach Gebühr seine geschmacksichere Kunst stilvoll zusammengestellter Innenbilder gewürdigt. »Das Notenblatt« setzt diese Linie fort, wagt sich aber in der Farbe, namentlich in dem stark betonten Blau und Rot, zu einer Kühnheit und Frische, gegen die die früheren Bilder Grafs fast verblassen.

Mit Philipp Francks »Frühstück« möchten wir noch nachträglich den sechzigsten Geburtstag (9. April d. J.) eines Künstlers feiern, der unsern Lesern durch viele, über fünfzehn Jahrgänge der Monatshefte verstreute Kunstblätter und durch seine Lebenserinnerungen ein lieber Freund geworden ist. Dies neue Bild, eine seiner jüngsten Schöpfungen, ist in der Zeichnung und in der Farbe so voller Leben, Temperament und Gegenwartsfrische, daß uns um das weitere Schaffen des Sechzigjährigen gewiß nicht bange zu sein braucht.

Die Plastik des Heftes, das Weibliche Bildnis des Münchner Bildhauers Hermann Hahn, erfreut das unverdorbene Auge durch die ruhige Einfachheit und klassische Formstrenge, die Adolf von Hildebrand seinen Schülern anerzogen hat, und die sie festhalten, auch wenn sie nachher eigne Wege gingen. So hat Hahn, ein geborener Thüringer (geb. 28. November 1868 in Kloster-Veilsdorf, S.-M.), hauptsächlich die Bildnisplastik gepflegt (Büsten von Schillings und Wölfflin), aber neben freien Kompositionen auch viele durch edle Form ausgezeichnete Denkmäler und Schmuckfiguren geschaffen: u. a. die Liszt-Statue im Weimarer Park, das Luther-Denkmal in Speyer, das Moltke-Denkmal in Chemnitz, Statuen für die Ludwigsbrücke, die Prinzregentenbrücke und den Ausstellungspark in München sowie für das Vestibül der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft in Berlin. F. D.

Literarische Rundschau

Klaus Rittland: Jungbrunnen — Emma Schumacher: Leben, Lieben, Wandern vor hundert Jahren — Romain Rolland: Meister Breugnon — Otto Speckter von F. H. Ehmke — Paul Steinmüller: Trosteinsamkeit und Von Zeit und Ewigkeit — Felix Poppenberg: Menschlichkeiten — Friedrich Theodor Vischers Ausgewählte Werke, herausgegeben von Theodor Kappstein

Die oberflächliche Unterscheidung: Kriegs- oder Friedensroman fängt an zu erlöschen. Nur zu oft haben wir erfahren, daß gerade Bücher, die sich an den brennendsten Stoffen des Augenblicks entzündeten, am schnellsten in Asche sanken, und daß wiederum andre, die im Flammenmeer kühl blieben, nachher, als sich die Wetterwolken zerteilten, desto heller leuchteten. Manch schönes und reines Werk mag freilich auch untergegangen sein in dem Strudel. Glücklich die, denen es ihr Name und ihre wirtschaftlichen Verhältnisse erlaubten, zu warten, bis sich Wogen und Wolken wieder beruhigt hatten! Mir scheint, unter den Romanbüchern, die jetzt flügge werden, ist manches, das sich jahrelang im Neste gehalten hat und nun gar nicht übel dabei fährt. Mag der Flaum seines Gefieders hier und da stumpf geworden sein, die Flugkraft ist eher erstarkt, und das Lied, das aus der Kehle dringt, hat einen kräftigeren Ton bekommen.

So ging es, glaube ich, auch mit Klaus Rittlands Roman »Jungbrunnen« (Dresden, Max Seyfert), in dem die Verfasserin (Elisabeth Heinroth) die Genesung zweier durch Luxus und gesellschaftliche Oberflächlichkeit etwas blasiert und innerlich leer gewordener Menschen zum frischen, fröhlichen Tätigkeitsleben schildert. Hella Oswald, die Tochter des frühverstorbenen Bankdirektors, und ihr Bruder Hansjürg, der Jurist und Regierungsassessor, kommen aus Berlin nach Göttingen und hier in das Haus des Universitätsprofessors Sturm, das sogenannte »Sturmnest«. Dieses Haus hat sich schon an manchem, der in ihm verkehrte, als ein Jungbrunnen der Persönlichkeit erwiesen, und diese Aufgabe erfüllt es auch in besonderer Weise an den beiden verwöhnten, innerlich unbefriedigten Menschen. Die jungverwitwete Hella lernt hier zuerst den Segen einer wahren Familienzusammengehörigkeit kennen und erglüht an dem lebendigen Eifer, den die verschiedenen Mitglieder der Familie Sturm in ihrem Kreise betätigen, zu eigner Freude an hilfreicher Arbeit. Ähnlich ergeht es ihrem Bruder. Während dieser früher in einem unfruchtbaren Schönheitskult nichtiger Dinge oder in allerlei Sport aufgegangen ist, lernt er jetzt mehr und mehr die praktische, dem unmittelbaren Leben zugekehrte Tätigkeit eines Verwaltungsbeamten schätzen und entwickelt sich so in seinem Berufe zu einem glücklichen und vielversprechenden Manne.

Beiden hilft bei dieser Wandlung die Liebe. Doch in ganz verschiedener Art. Dem Assessor naht sie in Gestalt einer Pflegetochter des Professors, die er zunächst ein wenig über die Achsel ansieht, da sie ihm in ihrer hausbackenen Art fast wie ein Aschenputtel erscheint. Mehr und mehr aber erkennt er die tiefen und ernsten Vorzüge des Mariele, der »Herzkirsche«, wie sie ihres quicken, ihre ganze Umgebung durchsonnenden und durchsüßenden Wesens wegen genannt wird. Lange sträubt sich seine weltmännische Überlegenheit gegen das echte und starke Gefühl, das da in ihm aufkeimt. Dann aber, als aus dem Kinde durch ein ernstes Ereignis in der Familie ein reifes Weib geworden ist, öffnet sich desto freudiger sein Herz diesem tapferen Mädchen. Hella ist schon eine fertige, in sich selbst ruhende Persönlichkeit geworden, als ihr in einem aus der Fremde zurückkehrenden Pflegesohn des Professors, einem jungen Offizier, den es zur Fliegerlaufbahn zieht, ein Liebhaber begegnet, der den ganzen Überschwang seiner schwärmerischen Jugendgefühle ihr zu Füßen schüttet. Sie genießt eine Weile das Glück dieser überraschenden Liebe, das sie doppelt tief beseligt, da sie in ihrer kurzen Ehe mit einem ihrer unwürdigen Manne nichts von tieferen und feineren Gefühlen kennengelernt hat. Dann aber, in dem Bewußtsein, daß die Schwärmerei dieses jungen Herzens für ihre Reife nicht lange vorhalten werde, entsagt sie und leitet, wenn auch unter Schmerzen, sein Herz auf eine andre Bahn.

Verknüpft mit dieser parallel laufenden Doppelentwicklung ist das eigentümliche, aus dem Geiste unsrer neuen deutschen Jugend geborene Verhältnis eines deutschrussischen Studenten zu der zweiten Pflegetochter des Professors, der Dolse, die Medizin studiert und so ganz in diesem ihrem Zukunftsberuf aufgeht, daß sie mit tapferer Hand die in ihr aufglimmende Liebe zu dem stürmischen jungen Mann zur geistigen Kameradschaft dämpft, ohne dadurch ihre weiche und zärtliche Weiblichkeit einzubüßen. Vielmehr sehen wir deutlich voraus, daß auch diese beiden sich über kurz oder lang völlig finden und, durch gemeinsame wissenschaftliche Interessen vereinigt, einen Lebensbund schließen werden, der ebenso fest auf den Pfeilern der Liebe wie auf geistiger Ebenbürtigkeit ruht.

Der bleibende Eindruck des Romans ist der einer hellen und gesunden Frische. Wie der alte Professor, der sich bei greisem Haar ein jugendliches Herz und eine unerschütterliche Begeisterungsfähigkeit für alles Schöne, Gute und Tüchtige bewahrt hat, so sind auch die Menschen seiner Freundschaft und Umgebung Lebenskämpfer, die sich durch kein noch so schweres Geschick ihrer Heiterkeit und Zuversicht entfremden lassen. Das ganze Buch wirkt wie ein lichter Sommertag, und

auch wenn Wolken über den Himmel ziehen, hat man die Gewißheit, daß sie kein vernichtendes Wetter, sondern nur einen fruchtbaren Regen bringen werden. »Bedeutend« kann man die Arbeit wohl nicht nennen, und auch auf große Originalität ihrer Konflikte und Motive macht sie keinen Anspruch. Aber sie ist in höherem Sinne das, was man mit einem meist oberflächlich gemeinten Ausdruck »sympathisch« nennt.

Märchen wollen im Dunkeln erzählt werden; eine Zeit des Schreckens und Grausens hat uns die erste klassische, heute noch unübertroffene Novellensammlung geschenkt. So sind auch wir heute in unsrer Not und Trübsal besser als sonst darauf vorbereitet, liebe, freundliche Geschichten aus friedlicher Vergangenheit zu hören, und wenn sie sich auf dem Faden eines redlichen, tüchtigen Menschenlebens aufreihen und allerlei an guten Bräuchen und frommen Sitten von einst mit heraufbringen, so sind sie uns als Lämpchen im Dunkel der Gegenwart doppelt willkommen. Das Büchlein »Leben, Lieben, Wandern vor hundert Jahren«, schlicht und treuherzig nach Erinnerungen ihres Vaters erzählt von der 82jährigen Emma Schumacher, herausgegeben von Werner Jansen (Braunschweig, Westermann; mit reizenden Federzeichnungen von Anton Kling), verbreitet solch tröstlichen Schimmer. Schwer zu sagen, worin der eigentümliche Zauber dieser so gar nicht abenteuerlichen, so gar nicht aufregenden Geschichte eines deutschen Handwerkers der zwanziger und dreißiger Jahre besteht. Er geht als Tischler (als Kunsttischler würden wir heute sagen) auf die Wanderschaft, findet überall gütige Meister und Meisterinnen, brave Gesellen und sittsame Mädchen, freut sich an der Natur und Gottes weiter Welt, hat aber auch seine Arbeit lieb und weiß stets mehr Gutes und Schönes als Schlechtes und Häßliches zu entdecken — ja, das wird es sein: das Büchlein ist so voller Licht und Wärme, weil das Auge des Wanderers sonnenhaft und sein Herz lichtfreudig war. Ein andrer hätte dasselbe erleben können, und es wäre ein Sauertopfgericht daraus geworden. Und doch geht dieser gottbegnadete Freudenfinder an der feinsten und duftigsten Glücksblume, die Gott ihm an den Weg gepflanzt hat, vorüber, mit jener zaghaften Scheu, die den norddeutschen Menschen oft um sein bestes Teil betrügt. Dieses »Ich trau' mich nicht« legt einen leisen Hauch über die Liebesepisode mit dem zarten Gretchen, was dies anmutige Geschöpf freilich nur noch reizender und geheimnisvoller macht. Doch das Schicksal verfährt milde mit unserm Wilhelm Hildebrandt: in Holstein findet er ein festes Heim und gesundes Eheglück und schließlich als zweite Frau und zweite Mutter für seine Kinder sogar noch eine Jugendgeliebte ... Man kann dies glückhafte Buch nicht lesen, ohne selbst um einen Grad freudiger und zuversichtlicher zu werden.

Eine gewisse Enge und Dürftigkeit, wie sie damals vom deutschen Dasein unzertrennlich war, muß man freilich bei Hildebrandts Wanderung mit in den Kauf nehmen. Man soll in Wesselburen keinen Burgunder keltern, im Mecklenburg von 1820 und 1830 keine Welthändel erleben wollen. Wer dergleichen schmecken, wer den vollen Saft des blühenden Lebens schlürfen will, wer gern bei überschäumender Fröhlichkeit und strotzender Daseinslust zu Gaste ist, der greife zu Romain Rollands neuestem Buch vom Meister Breugnon (deutsch von Erna und Otto Grautoff; Frankfurt a. M., Rütten & Loening). Auch das die Geschichte eines Jüngers der Sankt Anna, eines Kunstschreiners, und eine Chronik von Bürger- und Familienglück, aber auf welch anderm Zeithintergrunde und genährt von welch anderm Kulturboden! Ihr Schauplatz ist das Burgund des beginnenden 17. Jahrhunderts, ihr Held der lebensfrohe, schwank- und redselige, allzeit witzige und trinkfeste Colas Breugnon, ein echter Sohn seiner Zeit und seiner Heimat. Man kann begreifen, daß der Verfasser des »Johann Christof«, gleichfalls ein Kind der Niverner Burgundererde, sich nach der filtrierten Geistigkeit seines großen Weltanschauungsromans just zu diesem derbmenschlichen Stoffe hingezogen fühlte. Ein Besuch in der Heimat weckte in ihm das unwiderstehliche Bedürfnis nach gallischer Fröhlichkeit, nach der Gaité gauloise, die dort, am Unterlauf der Loire, eins ihrer ältesten und lustigsten Nester hat. Er konnte nicht anders, er mußte für sie das Wort ergreifen. Diese verflixten Schwätzer, scheint es, haben zu Lebzeiten noch nicht genug geredet. Sie machten es sich zunutze, daß einer ihrer Urenkel das glückliche Vorrecht besitzt, schreiben zu können, und so nahmen sie ihn zum Sekretär. Aus dem Diktat entstand dies Buch, ein Buch ohne jedweden Anspruch, die Welt umzuwandeln oder zu »deuten«, ohne Politik, ohne Metaphysik — ein »echt franzmännisches Buch« in dem alten Sinn, daß über das Leben lacht, wem das Leben guterscheint und wem es wohlergeht.

Und das muß ihm der Feind lassen: es ist ein Kerl, dieser Colas Breugnon, der da als Sechzigjähriger am Ende seiner Arbeitstage in vierzehn novellenartig abgerundeten Tagebuchstücken ein knappes Jahr seines Lebens schildert, von Mariä Lichtmeß bis zu den heiligen drei Königen. So beschreibt er sich selbst: gesund und kugelrund, vorn und hinten gut imstande, mitnichten im ersten Jugendglanz, aber lendenstramm, mit festen Zähnen, klaren Augen, frisch wie ein Fisch im Wasser. Sein Weib, recht eine Marie Anmutlos, hält ihm vor, er sei ein arger Schlemmer. O nein! Er weiß nur alles Gute nach Gebühr zu wür-

digen, gutes Essen, guten Wein, die saftigen Freuden und die zarten, süßen, duftigen, so man nur im Traume auskostet. Ein Burgunder findet alles recht und gut. Herrgott, ist das Leben schön! Zu welcher Stunde des Tages es sei, immer läuft ihm das Wasser im Munde zusammen, so er an den Tisch denkt, den ihm Erde und Sonne gar so herrlich gedeckt haben. Er geht mit seiner kleinen Enkelin Godie über Land und jubelt der ersten Lerche, der Botin des nahen Frühlings, nicht weniger freudetrunken zu als sie in ihrer kindlich sorglosen Lustigkeit. Wenn der Karneval ins Land kommt, tut er ihm alle Ehre an trotz dem Jüngsten, und selbst einer Belagerung oder Besetzung weiß er noch mancherlei Spaß und Vergnügen abzugewinnen, ob ihm gleich die Soldaten seinen Keller leer saufen. Auch mit der geistlichen Soutane kommt er vortrefflich aus: wenn sie sich sonst auch streiten, er und sein Freund, der Pfarrer Chamaille, im Lob und Preis des Gottes Bacchus, dessen purpurnes Blut auf ihre Hügel fleußt, finden sie sich brüderlich zusammen. Die Zeit der Liebesabenteuer liegt längst hinter ihm, aber all ihr Zauber wacht auf, als er an einem schönen Maitage seine alte Flamme Belette, das Wieselchen, wieder besucht, sie, der seine erste Jugendglut gehörte, sie, deren schönlinige Arme, deren festen Hals, deren prallen Busen, deren naschlüsternen Mund er dann unzählige Male auf den Möbelfüllungen zwischen Blumengewinden dargestellt hat. Und ließ sie sich doch entgehen, die gebratene Taube, die ihm just in den Mund flog! Brach ihm drob das Herz? Ach nein, die Leute von Burgund haben keine Zeit zu sterben. Bläst er deshalb Trübsal? Mitnichten! Wie es ist, so ist es gut. »Was nicht mein, wird nicht begehrt, doch ich halt', was mir gehört.« Dabeisein und teilnehmen darf man deshalb doch an allem Lustigen und Festlichen, das einem über den Weg läuft. Diesen Sohn der Pandora lüstet's, den Deckel von allen Büchsen zu lüften, von allen Seelen, ob weiß oder schmutzig, ob fett oder mager, fürnehm oder gering. Mit Fürsten und Höflingen hat er nicht viel im Sinn, aber wenn sie ihm vor die Klinge laufen, wetzt er seinen Witz an ihnen und trumpft sie mit artig-boshaften Spottreden ab. Lustig sein und sich lustig machen: das ist seine nie versagende Waffe. Selbst die Pest entwindet sie ihm nicht. Prachtvoll, wie er ihr ohne jedes Heldenpathos durch ein selbstverschriebenes Bad im kühlen Erdboden einen Possen spielt. Aber dieser Gelassene kann auch weich und zärtlich sein. Als seine Frau, die ihm alles andre als den Himmel auf Erden bereitet hat, zum Sterben kommt, pflastert er ihr den Weg ins Jenseits mit Zärtlichkeiten und tröstlichen Bekenntnissen, und auch sie muß nun gestehen, daß sein untilgbares Lachen, über das sie sich so oft erbost hat, das Beste war in ihrer Ehe. Das Schönste aber an dieser Sterbestunde und ein vollgültiges Zeugnis für Rollands Dichtergabe ist die Art, wie die beiden kurz vor Toresschluß die Vereinigung ihrer Herzen feiern: Klein-Godie ist auf den Tod erkrankt, da zögert die Großmutter noch ein Weilchen mit ihrem bitteren Sterben, und als die Enkelin der Umarmung des Erzengels entflohen, finden sich die beiden alten Herzen in letztem inniglichem Fühlen. Meister Breugnon aber verläßt sonder Gram die verlöschte Lampe, deren Öl ausgebrannt ist, und setzt sich bei der neuen Flamme nieder, die jetzt das Haus erhellen soll. Er läßt sich auch nicht betrüben, so sehr die Mächte, die das Weltall regieren, in nächster Zeit gegen ihn anstürmen. Er verliert sein Haus durch Brandstiftung, büßt alle seine Habe ein und bricht den Fuß — sein Lachen und Hoffen ist nicht umzubringen: »Ich bin, was sein wird, und nicht, was gewesen ist.« Und er täuscht sich nicht. Für das Haus, das in Asche liegt, findet er an seinem Lehrbuben, der mit Gefahr seines Lebens das einzige verschonte Werk seines Meisters, eine kleine heilige Magdalena, gerettet hat, eine Seele; an den Bürgern, die ihm so viel Böses getan haben, gönnt Gott ihm die edle Rache, einen gefährlichen Aufruhr in ihrer Stadt niederzuschlagen, am griesgrämigen Herzog die noch ergötzlichere, durch einen Narrenspossen alte Gerechtsame tapfer zu behaupten; und endlich genießt er im Schoße seiner Kinder und Enkel ein warmes, sanftes, behagliches Altersglück voller Bürgerstolz, Lebensweisheit, Träumerei und Erinnerung. »Je weniger ich habe, desto mehr ich bin.«

Soll ich noch ein Wort über das Wie dieses »fröhlichen Buches« sagen? Sein Inhalt ist eigentlich alles, wenigstens das Entscheidende. Manchmal stören gewisse Zeitwidrigkeiten des Geschmacks, des Gefühls und der Betrachtungen; und auch an dieser oder jener auftrumpfenden Derbheit mag man sich ärgern, doch was will das heißen bei solchem Überschuß an Kraft und Lebensmut, an Freudekunst und Wirkenslust, bei solchem Reichtum an Welt- und Lebenskenntnis, an Sprichwörtern und Volksweisheit, an trefflichen Bildern und köstlichen, herzerquickenden Späßen. Wenn so der Franzose von heute wäre, es sähe anders aus um den »Frieden der Welt«!

Um die Zeit, da Wilhelm Hildebrandt seinen Wanderstab in die Ecke stellte und sich in Holstein Haus und Heim gründete, erlebte Hamburg und mit ihm seine schleswig-holsteinische Umgebung eine bodenständige Kunstpflege in den Bildern und Zeichnungen der Oldach, Milde, Gensler u. a., in denen sich das norddeutsche Familienleben mit seltener Treue widerspiegelte. Auf den Schultern dieser redlichen Künstler stand Otto Speckter, uns Norddeutschen von Kindesbeinen an lieb und vertraut als der Zeichner des Quickborn und der Heyschen Fabeln. Zusammen-

hängendes wußten wir bisher wenig von ihm; aber wo immer sein Name auftauchte, in Groths oder Storms Briefen, bei Lichtwark oder Falke, da ging eine Wärme, ein Behagen, eine Innigkeit von ihm aus, daß wir Sehnsucht bekamen, mehr von ihm, seinem Leben und Schaffen zu erfahren. Dies Verlangen ist jetzt endlich gestillt worden: F. H. Ehmke hat dem Künstler in den Furche-Kunstgaben, die damit vielversprechend eröffnet werden, ein biographisches und kunstgeschichtliches Denkmal errichtet, das seine Persönlichkeit wie seine Schöpfungen wieder mitten unter uns ins Leben stellt (mit einer Bibliographie von Karl Hobrecker, 2 Bildnissen Speckters und 104 Abbildungen nach dessen Werken auf 64 Tafeln; Berlin, Furche-Verlag). Da erfahren wir denn, daß die Familie Speckter aus einem alten hannoverschen Weserdorf in Hamburg eingewandert war, und daß des Künstlers Vater, Johann Michael Speckter, 1818 nach Auflösung seines Kommissions- und Speditionsgeschäftes eine lithographische Anstalt, die erste in Norddeutschland, gründete, wozu ihn seine wertvolle Kupferstichsammlung angeregt und in den Stand gesetzt hatte. Das wurde für den künstlerischen Werdegang seines damals elfjährigen Sohnes Otto von entscheidender Bedeutung. Eine Zeichenschule oder Akademie hat dieser nie durchgemacht, von der Praxis hat er gelernt, für die Praxis ohne langes Fackeln gearbeitet. Bald bildete er eine Hauptstütze der Anstalt, aus der die Familie die Mittel der Lebenshaltung bestritt. Er hat sich beim Schicksal nie darüber beklagt, ein Kunststipendium, das ihm ebensogut zustand wie seinem Bruder Erwin, ungeteilt dem scheinbar Begabteren überlassen und sich daheim mit Liebe und Treue in seine enge Umwelt, in die Daseinsformen seiner Zeit, das Leben der Tiere und die geliebte norddeutsche Landschaft vertieft. So ist sein Werk für die Kinderwelt seines Volkes zu einer Quelle dauernden Entzückens geworden, hat aber auch den Erwachsenen viel gegeben, indem es ihnen die Dichterwerke verlebendigte, deren feinsten und innersten Schönheiten sein liebevoller Zeichenstift nachging. Mit den Fabeln des Pastors Hey begann diese Tätigkeit zu Anfang der dreißiger Jahre, an den Kletkeschen Fabeln, dem »Gestiefelten Kater«, den Andersenschen Märchen und andern Kinderbüchern wurde sie fortgesetzt, in Groths Quickborn und Reuters Hanne Nüte fand sie den Gipfelpunkt ihrer Kunst, einer Kunst, die der Natur wie der Phantasie, der schöpferischen Freiheit wie dem nüchternen Handwerk gleich gerecht wurde. Den Urgrund für all sein Schaffen, die Fülle, aus der er schöpfte, bildete des Künstlers eignes glückliches Familienleben, das er sich als Vierzigjähriger an der Seite einer um siebzehn Jahre jüngeren, aber ganz mit ihm lebenden und denkenden Frau begründete und in der Mitte einer pausbäckigen Kinderschar mit allen hausväterlichen Tugenden ausbaute. Dem politisch streng konservativ gesinnten und früh für die deutsche Einheit begeisterten Manne ist es noch vergönnt gewesen, den deutschen Siegeslauf von 1870 zu erleben; am 29. April des folgenden Jahres pochte Freund Hein, der vertraute Weggenosse deutscher Zeichner von Holbein bis Rethel, an seine Tür und erlöste ihn mit milder Hand von einem Leiden, an dem er schon lange gekrankt hatte.

Mit Recht erblickt sein Biograph in Otto Speckters formstreng geschlossenem, der Wirkung nach aber in die Weite und Breite gehendem Werke ein Symbol der alten deutschen Hansestadt und ein Spiegelbild des Bürgertums, aus dem er gekommen ist und dem er sich mit all seinen Kräften zu eigen gegeben hat. An den reichen und vielseitigen Proben der Speckterschen Kunst, die uns Ehmkes Buch in schönen Drucken beschert, mag man diesen Weg nachgehen. Man wird auf der Wanderung, auch wenn man zuweilen den erläuternden Text zu den Bildern schmerzlich entbehren mag, so reine und helle Freude erleben, wie sie sonst nur unsern Kinderjahren vergönnt zu sein pflegt.

Tröst-Einsamkeit tauften Arnim und Brentano zu Anfang des vorigen Jahrhunderts ihre »Zeitung für Einsiedler«, ein echtes Dokument der Romantik, darin der wunderlichste Humor seine krausesten Ranken trieb und die Phantasie aus der Gegenwart weit zurück in die Zeiten des Mittelalters und die Waldgründe des Märchens floh. Wenn Paul Steinmüller diesen alten Titel wieder aufnimmt und sein neues weltliches Betrachtungs- und Andachtsbüchlein, ein Brüderchen der vielgelesenen »Rhapsodien des Lebens«, der »Rhapsodien von der Freude« und des »Heilands«, nur mit Weglassung der Pünktchen über dem o: »Trosteinsamkeit« nennt (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer), so leiten ihn ganz andre Gedanken und Ziele. Nicht fliehen will er die Gegenwart, sondern unmittelbar aus ihren Nöten und Sorgen, Irrsalen und Kämpfen Trost für unser Leiden und Kraft für unsre Genesung holen; nicht einem geistreichen Subjektivismus will er die Zügel schießen lassen, sondern sich ganz und ungeteilt hingeben dem Gemeinschaftsleben unsrer Tage, der Seele seines Volkes. Und was predigt er ihm? Nichts, was nicht begründet und beschlossen läge in seinem Wesen. Umkehr zu jenen Wegen, an denen unser Eigenstes wächst; Einkehr bei uns selbst, denn das Geheimnis aller Dinge ruht in uns. Freilich müssen wir erst das Seelenlose, darin unser Wesen verkümmert, und die altkluge wissende Maske abstreifen, die unser natürliches Antlitz entstellt. Geschieht das, so sei die Stunde gepriesen, in der wir arm wurden, denn unsre

Armut wird unsre Rettung sein. Es ist etwas Großes um die Kultur, wenn sie Veredelung heißt, aber widrig ist sie, wenn sie zum Schein wird, der das Leben hemmt und prächtige Portale baut, hinter denen leere Gemächer gähnen. Auch das Kleinste muß im Hinblick auf das Große getan werden; du mußt den Menschen lieben, ob er gut ist oder schlecht, weil er dein Bruder ist. Zürne nicht dem Sturm, der dich von deinem wohlgeglätteten Pfad stieß, denn nur die packt er an, die zur Höhe streben; und trauere nicht den sinkenden Sternen nach, denn neue Welten sollst du entdecken, Quellen des ewigen Lichts. So führen alle Wege zu den Müttern unsers Wesens, zur Wiedergeburt unsers Ichs. Nicht das macht den Unterschied zwischen Menschen aus, daß einer Gold, der andre Kupfer in der Tasche trägt, sondern nur das, was er aus dem edlen oder gemeinen Metall zu machen weiß. Keiner ist frei, der anderm als dem Richter in seiner Brust lauscht; kein Gott kann uns erlösen, wenn wir den Gott in uns nicht befreien. Dieser Gott aber will Ehrfurcht vor der Weisheit des Alters, vor dem spielenden Kind, vor der Treue der häuslichen Frau. Auch Ehrfurcht vor dem Leiden: den ehernen Schicksalsreifen zersprengen ist groß, aber ihn tragen und dennoch weiter wachsen ist größer. »Dann wirst du das Leid preisen, das dich einsam machte. Denn deine Einsamkeit wird dein Trost sein« ...

Wie jede dieser »Wander-Weisen«, welchen Weg durch Natur oder Menschenleben der Dichter auch geht, in ein Höheres und Bleibendes mündet, so fällt auch in den Gedichten, die Steinmüller aus den Kriegstagen in dem Bändchen »Von Zeit und Ewigkeit« gesammelt hat (ebenda), der Ton immer wieder auf das Zeitlose und Ewigkeitsträchtige. Auch hier singt er nicht von dem Ruhm der Gewalt, nicht von den Lorbeeren des Schwertes oder dem Triumph des Schlachtensieges, auch hier sucht er hinter dem Willen des Menschen das Gesetz der Notwendigkeit und die Gedanken Gottes, die über all unserm irdischen Wollen und Können »ausreifen wie ein sommerlich Erntefeld«. Den reinsten und schlichtesten Ausdruck hat diese Ewigkeitsdemut wohl in den paar aus einem russischen Dorfbilde erwachsenen Versen gefunden:

> Die Mädchen im Volke singen
> Des Abends am Brunnen ein Lied
> Von einer Seele, die müde
> Ins Reich des Vaters zieht.
> Auch ich bin müde geworden,
> Und meine Wangen sind bleich.
> Vater, ich will nach Hause,
> Aber — wo liegt dein Reich?

Schlacht und Verwüstung, Krieg und Tod verlieren im Lichte solcher Ewigkeitsgedanken ihre Schrecken und werden zu einer Zuchtrute höherer Erziehung, die den Schmerz zur Wohltat macht:

> Und alles, was wirkt, und alles, was lebt,
> Ist nichts als ein Sang und ein Dank ...

Doch glaube man nicht, daß diese Gedichte sich in Lehrhaftigkeit und Predigttum erschöpfen. Sie können sich spielend auch dem Lufthauch des Augenblicks hingeben und balladenhaft ein Stück Menschenleben (Die Liebe des Fähnrichs Eicke), malerisch-stimmungsvoll Städte und Landschaften Belgiens, Frankreichs, Rußlands und des Balkans schildern, wobei der Hauch von oben nur sanft und leise wie von unsichtbaren Fittichen um die bunten, wechselnden Erscheinungen weht:

> Quartier in einem öden Saal.
> Am Steinkamin des Abends Schein.
> In staub'gem Kelch ein blasser Wein —
> Der ward bald schal.
>
> Um dunkle Bilder streicht der Wind.
> Die schönen Frau'n, der stolze Mann,
> Die Greise sehn mich feindlich an. —
> Wo die wohl sind?
>
> Ein wirres Traumbild fängt mich ein:
> Die Flücht'gen irren durch den Saal:
> »Du fremder Mann, wo wird einmal
> Dein Ende sein?« —

Von dem Glauben, Felix Poppenberg, der im August 1915 freiwillig aus dem Leben gegangen, wäre berufen gewesen, am Wiederaufbau der Kultur »nach den Jahren der Verelendung« mitzuarbeiten, als »einer der wenigen, die in Deutschland Sinn und Willen hatten, der Lebensführung Stil zu geben«, von diesem frommen Wahn hat sich sein Freund und literarischer Nachlaßverwalter Dr. Ernst Heilborn inzwischen selbst kuriert. Poppenberg schrieb Arabesken und war selbst nur eine Arabeske unsers Lebens. Er hat zarten und feinen, an der Schmuckseite des Daseins haftenden Dingen feinsten und zartesten Ausdruck gegeben, hat Feinschmeckern manchen Leckerbissen vorgekostet und wohl auch Zunge und Gaumen auf solche in Deutschland bisher wenig verbreitete Genüsse dressiert; Bereicherungen der Seele, des Gemüts und des Charakters verdanken wir ihm kaum. Das bestätigt auch der Sammel- und Nachlaßband, den Heilborn und Elsa Herzog zu seinem Gedächtnis unter dem Titel »Menschlichkeiten« bei Fritz Gurlitt in Berlin herausgegeben haben. Wollte man diesen Titel französisch fassen, was Poppenberg so gerne tat, würde man wohl sagen müssen: **Faiblesses humaines**. Denn er hält es auch hier mehr mit den Brüchen als mit den ganzen Zahlen, und nur zu leicht zerbröckelt sich bei ihm jeder handfeste Laib Brot in Krümel und Brosamen, die freilich aus seiner Hand oft wie Kuchen schmecken. Das Tagebuchbekenntnis aus seiner Jugendzeit: »Am Abend König Lear gelesen. Merkwürdig, ich kann an Shakespeare nicht das finden, was so viel gerühmt wird« behielt Kraft für ihn sein Leben

lang. Und auch darin blieb er sich treu, daß er bis zuletzt neue Anzüge oder eine nach langer Suche erpirschte besonders »aparte« Krawatte als »Aktiva in der Lebensbilanz« buchte. Aus dem Holze derer, die irdische Güter gering zu achten vermögen, war Poppenberg nicht gemacht. Er brauchte Schmuck und Tand, wenn der Weg dieser Liebhaberei auch vom Äußerlichen, etwa dem Monokel des jungen Doktors, zum Stilvollen, der unauffälligen (also höchsten) Eleganz der Kleidung, gegangen ist. Hinter Heilborns Behauptung, daß Poppenberg daran mitgearbeitet habe, den Lebensgenuß harmonisch und künstlerisch zu gestalten, möchte ich jedoch schon ein Fragezeichen setzen. Nicht der Übertreibende überzeugt, sondern der in sich Sichere und Gelassene, und das war Poppenberg, dem stets seine uneheliche Herkunft aus, ich glaube, fürstlichem Blut nachging, ganz und gar nicht. Poppenberg hat nie geritten, aber er ließ sich Breeches machen, meldet uns Heilborn. Auch daß es ihm eine physische Unmöglichkeit war, eine welke Hand zu küssen oder alten Straßenbettlerinnen ein Almosen zu geben. Überschlägt sich da nicht der Geschmack in Herzlosigkeit? Im Tempel seiner Andacht standen viel schöne und kostbare Dinge, der Hauptaltar aber war seinem Ich geweiht. Auch auf Reisen lebte der in den buntesten Betrachtungen Schwelgende im Grunde nur dem Genuß seiner Phantasie; nach dem Schicksal der Länder und Völker zu forschen, die er durchkostete, fiel ihm nur da ein, wo der ästhetische Liebhaber sich daraus eine besonders delikate Frucht glaubte pflücken zu können.

Kein Wunder, daß sich dabei alles verzierlichte und verniedlichte. Die ägyptischen Pharaonendenkmäler werden zu Nippsachen, Maria Theresia zu einer Mater familias, was sie doch nur nebenbei war. Auch literarische Persönlichkeiten, die Fleisch und Blut waren, wie Heinse, oder Knochen im Leibe hatten, wie Prinz Louis Ferdinand, Bismarck und Fontane, verwandeln sich unter seinen Fingern in Filigran oder Miniaturen. Damit verträgt sich vortrefflich, daß er, wie dereinst die seraphische Lyrik eines Klopstock, alles Lebendige gern in Totes überträgt, daß er, statt die Literatur ins Leben hinauszuspielen, das Lebendige in Papier verwandelt. Seine Lieblinge bleiben die galanten Franzosen oder die englischen Lebenskünstler. Während des Krieges (»da die Auslese unsrer jungen Männer voll Bereitschaft ihre Wohlgepflegtheit und die Lust an der Harmonie des Anzuges pro patria im Schützengraben gegen den Urzustand eintauschte«) schreibt er über den Ahnherrn des Dandys, George Brummell. Auch wenn er sich mannhaftere Helden für seine Essays wählt, fehlt ihm der große Atem, den auch der Wiederschöpfer braucht, um eine Persönlichkeit oder ein Bild aus der Vergangenheit aufs neue zum Leben zu erwecken. Oder kommt das daher, daß er sich auch hier lieber an die Kleider oder gar an die Knöpfe und Schnallen hält anstatt an Kopf und Herz? Bijouterien, Randglossen sind eigentlich all seine Essays nur, auch die besten, wie die über den Tollkopf und Sausewind, den Krieger, Jäger, Musikus und »menschlichsten Menschen« Louis Ferdinand, den »Liebling der Genossen, den Abgott schöner Frauen«, oder über Heinse, E. T. A. Hoffmann, Hölderlin und Hofmannsthal. Zweifellos: unter den Schauern des Ernstes, mit denen der Krieg uns schüttelte, hat auch Poppenberg sich zu einfacheren, mächtigeren und gewichtigeren Stoffen hingezogen gefühlt, wie auch sein Stil viel von seiner Gesuchtheit und Fremdsucht abzustreifen lernte. Aber dieser Gesundung war sein geistiger Organismus nicht gewachsen. Er wußte und hat es mehrmals ausgesprochen, daß für seine ganze Empfindungsart und die Eigentümlichkeit seiner schriftstellerischen Betätigung die Zeit vorüber sei. Ein neuer Pharao werde nach ihm nicht fragen. »Entweder ich ende im Wahnsinn oder im Selbstmord« hatte schon der Achtzehnjährige in böser Voraussicht ins Tagebuch geschrieben. Auch drohte — für seine »Wohlgepflegtheit« eine furchtbare Drohung — die Einziehung zum Landsturm, und aus Ägypten hatte er, der kein Stäubchen auf Leib oder Gewand leiden konnte, eine unsaubere Krankheit heimgebracht. Da griff er zur Pistole und schoß sich reinlich mitten durchs Herz.

»Lebe in der Gattung, im Element ihrer großen Tätigkeit, und du bist unsterblich, denn die Gattung stirbt nicht.« Dies Wort, Poppenbergs bewußt isoliertem Leben und Schreiben so feindlich wie nur denkbar, ist von Friedrich Theodor Vischer, und der höchst eigenwillige Schwabe hat trotz all seinen vielen Launen und Schrullen danach gedacht, gelebt und geschaffen. Vieles von seinen so keck vom grünen Baum des Augenblicks gebrochenen Schriften mag schon heute ein Raub der Zeit geworden sein; es bleibt aber noch genug des Lebendigen, das so frisch ist wie am ersten Tag. Dieses Lebendige herauszuschürfen aus der Masse des abgestorbenen oder verwitterten Gesteins und es den Lesern, auch nur den durchschnittlich vorgebildeten, schier, klar und leichtverständlich darzubieten, ist die Aufgabe, die sich Theodor Kappstein für seine dreibändige Auswahl aus Vischers Werken gestellt hat (mit einem Bildnis Vischers; Leipzig, Hesse & Becker). So bringt er Vischers bedeutendstes dichterisches Werk, den Bekenntnisroman »Auch Einer«, den dritten Faust, das trotz einer betrübenden Ehrfurchtslosigkeit glänzendste Werk seines heiligen Zornes und seiner streitbaren Satire, und den barocken Spaß des Kriegsbarden Schartenmayer ganz und ungekürzt, begnügt sich aber mit einer Auswahl aus den »Lyrischen Gängen« und den »Allotria« und mit den gehalt-

vollsten Stücken oder Stellen aus den Prosaschriften, insbesondere den »Kritischen Gängen« (reichhaltiger als in der dreibändigen Ausgabe der Deutschen Verlagsanstalt von 1918). Für den biographischen Abriß läßt der Herausgeber den Dichter selbst sorgen (durch die Wiedergabe des umfangreichen Aufsatzes »Mein Lebensgang«), er selbst schickt außer kurzen Einleitungen zu den einzelnen Abteilungen nur eine Studie »Fr. Th. Vischer, ein deutscher Charakter« voraus, eine Art innerer Biographie des Denkers und Dichters, die nicht mehr will, als den Leser in großen Zügen mit der Persönlichkeit dessen vertraut zu machen, der hier auf rund anderthalbtausend Seiten zu ihm spricht, meist so anregend, packend und hinreißend spricht, als stünde er wieder leibhaftig auf dem Katheder und schicke jedes Wort rund und voll und scharf akzentuiert mit seinem hellen Ton in den äußersten Winkel des weiten Raumes. F. D.

Verschiedenes

Seit dem Erscheinen der Nansenschen Berichte, also seit bald einem Vierteljahrhundert, ist eine Nordlandsfahrt in die Region des ewigen Schnees und Eises nicht wieder so lebendig, spannend, mitfortreißend geschildert worden, wie es J. P. Koch in seinem Buche »Durch die weiße Wüste« für die dänische Forschungsreise quer durch Nordgrönland 1912—1913 tut (Berlin, Jul. Springer; mit 158 Abbildungen und 2 Karten). Diese Forschungsreise war für die Wissenschaften der Wetter- und Eiskunde außerordentlich fruchtbar, ja zum Teil von umstürzender Bedeutung, aber auch als Drama menschlicher Tatkraft, Entbehrungs- und Überwindungsfähigkeit steht die Expedition in der ersten Reihe aller bisher bekannten. Ihrem Mitgliede Prof. Dr. Alfred Wegener gebührt deshalb unser Dank, daß er uns den dänischen Originalbericht in deutscher Sprache zugänglich gemacht hat.

*

Das Buch vom Feldmarschall Hindenburg, geschrieben von Paul Lindenberg (Oldenburg, Gerh. Stalling), bringt in Form einer möglichst abgeschlossenen Lebensgeschichte und Charakteristik mancherlei Neues in Briefen, Aufzeichnungen und Schilderungen, die zum Teil aus eignen während seiner Kriegsberichtertätigkeit gesammelten Beobachtungen des Verfassers, zum Teil aus der Feder der militärischen Helfer Hindenburgs, wie Ludendorff, von François u. a., stammen, immer aber auf die zuverlässigsten Quellen zurückgehen. An Abbildungen ist hier wohl alles zusammengetragen, was sich auf Hindenburgs Person und Wirken bezieht: nicht nur Bildnisse, Schlachtszenen, Handschriften, Bekanntmachungen, sondern auch künstlerische Darstellungen.

*

Ein starker politischer Blutstrom pulst in der neunbändigen Geschichte Europas von 1815—1871, die der Züricher Historiker Prof. Alfred Stern, ein ebenso tiefgründiger Forscher wie glänzender Darsteller, für den Cottaischen Verlag schreibt. Die beiden zuletzt erschienenen Bände, »Geschichte Europas von 1815—1830« (3. Band) und »Geschichte Europas von 1848—1871« (1. Band), seien denen empfohlen, die tiefer in die neuere Geschichte der europäischen Kabinettpolitik eindringen wollen.

Die schöne Gräfin Königsmarck. Ein bewegtes Frauenleben um die Wende des 17. Jahrhunderts. aus den Briefen, Akten, Urkunden und glaubwürdigen Überlieferungen dargestellt von Paul Burg (Braunschweig, Georg Westermann; mit vielen Bildnissen nach alten und seltenen Originalen; Buchausstattung von Alfred Weßner-Collenbey; in Leinen geb. 36 Mk.).

Maria Aurora Gräfin Königsmarck — worin beruht der Zauber, den dieser Name noch heute auf uns ausübt, da doch die Kultur, in der sich vor zweihundert Jahren Glück und Ende der ebenso schönen wie liebesfreudigen Dame abgespielt hat, längst in Staub zerfallen und durch die Umwälzung von 1918 vollends in alle Winde geblasen ist? Schon der Klang des Namens hat etwas Bestrickendes: eine seltsame Vereinigung von Zartheit und Kraft, von Lieblichkeit und Prunk. Weiter wissen wir alle: sie war eines ritterlichen und glanzvollen Königs (August des Starken) Geliebte, die ihre Macht, nach damaliger übler Mätressenart, nicht mißbraucht hat, eines berühmten Kriegshelden Mutter, die auch von diesen Lorbeeren keine Vorteile für sich gepflückt hat; sie war von Eltern und Ureltern her mit Abenteuerblut erfüllt und mehr als einmal nahe daran, das gewaltsame Schicksal ihres um seine Liebe zu einer Fürstin ermordeten Bruders zu teilen. Aber das alles würde doch nicht ausreichen, um zu erklären, daß ihre bis vor kurzem durch eine merkwürdige Laune der Luft erhaltene Leiche im Quedlinburger Stiftsgewölbe das Ziel einer weltlichen Wallfahrerschaft wurde, in der selbst die jungen frischen Mädchen aus Auroras Heimat Schweden nicht fehlten. Ein Persönlichkeits- und Charakterzug muß doch wohl noch hinzukommen, ihren unverwelklichen Nachruhm oder, bescheidener ausgedrückt: die Sympathien zu begründen, die ihr aus dem absolutistischen ins demokratische Zeitalter gefolgt sind.

Paul Burg sucht diesen Zug in dem ihr zuerteilten Los, eine ewig Unbefriedigte, ewig Su-

chende zu sein, verwöhnt und doch arm, umschwärmt und doch vernachlässigt, vielgeliebt und doch vereinsamt. Etwas Faustisches wäre also in ihr gewesen, etwas Problematisches, das sich in keiner Situation genug tun konnte, das nie das Streben und Verlangen nach einem unklar gefühlten höheren Ideal aufgab. Das in ihrem vielbewegten Leben aufzudecken und ans Licht zu heben, ist Burgs literarischer Vorsatz; deshalb hat er an Zeugnissen aus Auroras eigenem Leben sowie dem ihrer Umgebung und Verwandtschaft alles zusammengetragen, was sie von innen und außen in ihren Handlungen und Gefühlen irgend beleuchten kann. Es waren mancherlei Vorarbeiten, deutsche und schwedische, dafür da, zuviel sogar, sind doch rund gerechnet schon hundert Bücher über diesen leckeren und lockeren Gegenstand geschrieben worden. Um so mehr war ein neuerer Bearbeiter verpflichtet, zwischen Glaubwürdigem und Unglaubwürdigem, zwischen Geschichte und Klatsch zu unterscheiden, dem schwankenden Charakterbilde festen Halt und, wenn möglich, auch die letzte, endgültige Prägung zu geben. Diese Aufgabe hat Burg sich nun freilich dadurch erschwert, daß er sich nicht zu einer eignen zusammenhängenden und einheitlichen Darstellung entschließen konnte, wohl aus Furcht, in einen festen Rahmen zuwenig von all den pikanten Briefen und Urkunden spannen zu können, die aus den Schatullen der Königsmarck oder der galanten Phantasie späterer Fabulierer auf uns gekommen sind. Vor der »Rettung« dieser früh mit dem Legenden-, aber auch mit dem Strohkranz des Spottes und der Verunglimpfung gekrönten Kurtisane scheint ihm selber ein wenig bange geworden zu sein.

Maria Aurora Gräfin Königsmarck
Kupferstich nach dem Gemälde des Hofmalers Klöcker von Ehrenstrahl im Quedlinburger Klopstockhause
Mit Genehmigung des Rates der Stadt

Und wirklich: es ist kein Grund vorhanden, ihr eine Glorie ums Haupt zu winden. Sie ist viel geliebt ja angebetet worden, aber man versteht heute nicht mehr recht, wofür und weshalb — so gründlich haben sich unsre Anschauungen über Frauenschönheit und Frauenwürde geändert —, und die höchste Zierde des Weibes: die Liebeskraft, fehlte ihr doch eigentlich. Dafür war ihr Leben desto reicher an Abenteuern, jähen, überraschenden Wendungen, Glücks- und Unglücksfällen, galanten und politischen Beziehungen, und die Natur hatte ihr eine Spannkraft der Seele mitgegeben, dies alles in sich zu einem Charakter von gebieterischer Überlegenheit zu verarbeiten. Gewiß, es gibt auch auf ihrem Lebenswege dürre oder leere Strecken. Aber als reute das den Gott der Liebe und der Abenteuer, verschlingt sich dann sofort ein andres nicht minder wunderbares oder gewalttätiges Schicksal mit dem ihrigen: das ihres schönen, aber weichlichen Bruders Philipp Christoph, der sein wildes Leben schließlich für seine tollkühne Liebe zu der Kurprinzessin Sophie Doro-

thea von Hannover lassen mußte; das Karls XII. von Schweden, an dessen nüchterner Männlichkeit all ihre weiblichen und diplomatischen Verführungskünste wirkungslos abprallten; das ihres Landsmannes Patkul, der daheim gerädert und gevierteilt wurde; das ihres Sohnes, des Marschalls Moritz von Sachsen, den sie von der Geschäftsehe mit dem Fräulein Viktoria Tugendreich (!) von Loeben befreien half, aber noch in die verhängnisvollere Liebschaft mit der französischen Tragödin Adrienne Lecouvreur verstrickt sah. Schade, daß ihre eignen lebensgeschichtlichen Aufzeichnungen verlorengegangen sind! Die hätten uns wohl tiefer als die massenhaft erhaltenen, aber oft mit blödem Phrasenwerk überladenen Briefe ihrer Freunde in ihr Innenleben blikken lassen, denn in ihrer darstellenden Prosa bekundet sich, wie die Karnevals-, Kostümfest- und Badeschilderungen zeigen, noch am ehesten ein Talent, das über das dilettantische und konventionelle Maß ihres sonstigen künstlerischen Zeitvertreibs um einiges hinausreicht. Doch muß man über die Heiterkeit staunen, die sich in diesen poetischen Spielereien ausspricht; denn Auroras Leben wurde sorgenvoller von Jahr zu Jahr. Nicht nur, daß Geldnöte sie fast ständig drückten — wie mühsam und vielfach gedemütigt hat sie, das »Königsliebchen«, nicht zuletzt mit sich selbst, um die Koadjutorinnen- oder Pröpstinnenstelle im reichsfreien Damenstift Quedlinburg kämpfen müssen, bevor sie dort Unterkunft und wenigstens ein bißchen von dem Frieden fand, den sie auf all ihren Abenteuerfahrten nicht hatte erjagen können! Freilich Liebesschwüre und -anträge folgten ihr auch noch in die Propstei: als die Fürsten und Prinzen schwiegen, redeten desto schwülstiger und zitatenfroher die Hofmeister ihres Moritz, der sich übrigens beizeiten zu dem Häkchen krümmte, das er werden wollte. Von allen bombastischen Schwüren und Schmeicheleien, die Aurora noch als dickgewordene Fünfzigjährige eingeheimst hat, ist vielleicht nichts so aufrichtig wie die herzhaft derben Worte, die Liselotte von der Pfalz und Karl XII. über sie gesagt haben (Seite 153 u. 268). Sie selbst, die Vielgeliebte, sah sich und ihr Los zuweilen in recht trüben Farben, wie ein vom Grafen Birger Mörner, ihrem schwedischen Landsmann und eifrigem Königsmarck-Forscher, kürzlich aufgefundener Vierzeiler beweist:

Mein Anfang war ein Anfang zum Beklagen.
Vom Frühling durft' ich nur die Dornen tragen.
Das Jahr der Lust — es band mir keinen Kranz,
Und Sorge hat verdunkelt meiner Jugend Glanz.

F. D.

Maria Aurora Gräfin Königsmarck
mit dem Medaillonbilde Augusts des Starken
Gemälde in der »Friedensstube« des Schlosses zu Altranstädt
Nach einer Aufnahme von Alfred Weßner-Collenbey

Herausgeber: Dr. Friedrich Düsel.

Schriftleitung: Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau (verantwortlich) und Georg Schmitz in Berlin-Steglitz. Vertreter der Schriftleitung in Wien: Dr. Richard Wengraf, Wien. In Deutsch-Österreich für die Herausgabe verantwortlich: Robert Mohr, Buchhändler in Wien I, Domgasse 4. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: Emil Fischer in Berlin-Friedenau. — Druck und Verlag von Georg Westermann in Braunschweig. — Nachdruck verboten.

Einsendungen an die Schriftleitung von „Westermanns Monatsheften" in Berlin W 57, Bülowstraße 90.
Rücksendungen erfolgen nur, wenn das Postgeld dafür beiliegt.

Kunstblätter und Einschal

Jährlich 12 Hefte. Einzelheft
Preis des ganzen Jahrgang

Umschlag u. Ausstattung von Lucian

Einsendungen (bitte erst nach Anfra
Schriftleitung von „Wester
Monatsheften“ in Berli
Bülowstraße 90

Rücksendungen und Antwor
wenn das Postgeld dafür

Die letzten bayrischen Briefmarken,

die vor kurzem dem Verkehr übergeben worden sind, beweisen wiederum, daß Bayern mit seinen Briefmarken, was Schönheit und Kunstwert angeht, in Deutschland eine Sonderstellung einnimmt. Das Reich hat sich bisher vergebens bemüht, den unverkennbaren deutschen Rückstand auf diesem Gebiet wettzumachen. Der Germaniamarke mit ihrem üblen Jugendstilgeranke sind die zwar modern aufgemachten, aber künstlerisch nicht besser gelungenen Nationalversammlungsmarken gefolgt. Hoffentlich hilft der neue Wettbewerb, dessen Ergebnis noch aussteht, der deutschen Reichsmarke auf die Kulturhöhe, die ihr zukommt und die die neuen bayrischen Marken zeigen.

Bilder aus der Zeit

Henriette Goldschmidt

Mit Henriette Goldschmidt ist die Letzte der älteren Generation dahingegangen, die einst den Siegeszug der deutschen Frauenbewegung von Leipzig aus vorbereiten half. Diese seltene Frau kannte ihr langes Leben hindurch — sie wurde am 23. November 1825 in Krotoschin geboren — kein höheres Streben, als zur Lösung einer der wichtigsten Kulturfragen beizutragen, nämlich dem weiblichen Geschlecht neue und bessere Bildungswege zu eröffnen. Als Luise Otto-Peters 1865 den Allgemeinen Deutschen Frauenverein gründete, trat Henriette Goldschmidt in diesen Verein ein und wurde schon 1867 in den Vorstand gewählt. Sie war eine begeisterte Schülerin Fröbels und verkündete dessen Lehre nicht nur in Wort und Schrift („Was ich von Fröbel lernte und lehrte"; Leipzig 1909), sondern suchte auch ihres Meisters Grundsätze in den von ihr gegründeten Unterrichtsanstalten praktisch zu verwirklichen.

Photogramm-Verlag, Berlin SW

Die Notkirche der Lietzensee-Gemeinde in Charlottenburg

Der Mangel an den üblichen Baustoffen hat die Lietzensee-Gemeinde in Charlottenburg gezwungen, den Bau ihrer neuen Kirche in Holz auszuführen. Der schlichte, von einem kleinen Dachreiter gekrönte Hallenbau erhebt sich am Ufer des Lietzensees und wirkt inmitten der reichen Mietspaläste dieser Gegend wie eine Mahnung an den Ernst und die Schwere der Gegenwart. Den Haupteingang der Kirche schmückt eine einfache Tafel mit der Inschrift: „Erbaut in der Zeit der Not aus starkem Glauben. August 1919 — Februar 1920.“

ERNEMANN

Kameras, Ernemann Doppel-Anastigmate, Ernemann Projektionsapparate und Kinematographen genießen Weltruf! Ausgezeichnet bewährte Modelle in allen Preislagen. Bezug durch alle Photohandlungen.

Preislisten kostenfrei!

ERNEMANN-WERKE A.-G. DRESDEN 137

Photo-Kino-Werke — Optische Anstalt

O u. X Beine heilt auch bei älteren Personen **der Beinkorrektions-Apparat**

Ärztlich im Gebrauch! Verlangen Sie gegen Einsendung v. 1 Mk. (Betrag wird bei Bestellung d. Apparats gutgeschrieben) unsere physiologisch anatomische Broschüre! Wissenschaftl. orthop. Spezialhaus „**OSSALE**"

Arno Hildner Chemnitz 196

Bei Anfragen wird um gef. Bezugnahme auf Westermanns Monatshefte gebeten.

Original Ortelt's

Einkoch Apparate u. Gläser unerreichter Konstruktion

Gustav Ortelt Oels i/Schl.

Fee Nagelpolierstein ist das Beste zur Nagelpflege.

Ueberall zu haben. M. 2,— per Stück.

Pharmaz. Industrie-Gesellsch. Offenbach a. M.

Wollen Sie etwas Gutes haben gegen Rheumatismus etc. so kaufen Sie

Amol

Amol-Versand Hamburg Amol-Posthof

Neue liter. Erscheinungen.

Bis Ende März sind die nachfolgenden neuen Erscheinungen des Buchhandels bei uns eingelaufen. Besprechungen in der „Literarischen Rundschau" bleiben vorbehalten. — Rücksendung der Exemplare aber erfolgt nicht.

Blume, Dr. E.: Das Brauthemd. Wien. Anzengruber-Verlag, Brüder Suschitzky.

Braunschweiger G.-N.-C.-Monatsschrift, Die. Märzheft 1920. Braunschweig, Grimme, Natalis & Ko., Kommand. a. G.

Codowiecki, Daniel: Antiquariatsverzeichnis Nr. 81 (Bücher und Autographen, wertvolle Ätz- und Probedrucke). Berlin-Friedenau, Oskar Rauthe, Buch- und Kunstantiquariat.

Cudell, Erich: Mein Friedensschluß. Radebeul-Dresden, Haupt & Hammon.

„Der kleine Roman". Herausgegeben von Herbert Ihering. Jedes Heft 50 Pfg., vierteljährlich 6 M. Berlin SW 19. H. S. Hermann & Ko., Verlag.
- Heft 8: Gutherz, Gerhard, Drei zum Knoten. Novelle.
- Heft 9: Heinemann, Moritz, Wintergespinst.
- Heft 10: Speyer, Wilh., Wie wir einst so glücklich waren.

„Die Kunstschule." 2. Jahrgang Nr. 12 und 3. Jahrgang Nr. 1 u. 2. Redakteur: Kunstmaler Albert Knab. Einzelheft 1,75 M., vierteljährl. 4,50 M. Berlin W 9, Mal- und Zeichenunterricht G. m. b. H.

„Die Volkshochschule" I. Würzburg, Kabisch & Mönnich, Verlag.
1.: Mendelssohn-Bartholdy, Dr. A., Das Volk und seine Diplomaten. Brosch. 3 M.
2.: Oetker, Prof. Dr. Friedr., Die Emser Depesche. Brosch. 4 M.
3.: Havestadt, Heinr., Die Finanzierung des Weltkrieges. Brosch. 4 M.

Edon, Rich. A.: „Die letzten Juden". Berlin S 14, J. Herm. Herz, G. m. b. H.

Eckert, W.: Unterweisungen im Gebrauch von Generalstabskarten. 90 Pf. Berlin NW 7, R. Eisenschmidt, Verlag.

Enderling, Paul: Fräulein. Roman. Geh. 10 M. Stuttgart u. Berlin, Cottasche Buchhandlung.

Engelen, Dr.: Gedächtniswissenschaft und die Steigerung der Gedächtniskraft. Kart. 9 M. München, Otto Gmelin, Verlag der Ärztlichen Rundschau.

Erhard, Hans: Herzog Ulrich. Schauspiel. Kart. 2 M. Leipzig, Bruno Volger, Verlag.

Espenhahn, Albert: Fata Morgana. Berlin, Gudrun-Verlag (J. Friedemann).

Eucken, Dr. Rud.: Einführung in die Hauptfragen der Philosophie. Geb. 8 M. Leipzig, Quelle & Meyer, Verlag.

Fandel, Friedrich: Neue Märchen. Geb. 5 M. — Kieselsteine. Geb. 5 M. Regensburg, Verlagsanstalt vormals G. J. Manz.

Flechtner-Lohbach, Alice: Visionen. Kart. 4 M. Stettin, Norddeutscher Verlag für Literatur und Kunst.

Frei, Bruno: Gespräch über das Glück. Wien, Anzengruber-Verlag, Brüder Suschitzky.

Fricke, A.: Feierabend. Gesammelte Aufsätze. M. 5,50. Hannover, C. V. Engelhard & Ko., G. m. b. H.

Gasiorowski, Waclew: Die Königsmörder. Geb. 16 M. Berlin-Fichtenau, Verlag Gesellschaft und Erziehung.

Gebhard, Florentine: Leuchten und Lodern. Neue Gedichte. Brosch. 3,50 M. Berlin N 113, Kribe-Verlag.

Neue literar. Erscheinungen

(Fortsetzung).

Gjellerup, Karl: An der Grenze. Roman. Geb. 8 M. Leipzig, Quelle & Meyer, Verlag.

Gjellerup, Karl: Das heiligste Tier. Ein elysisches Fabelbuch. Geb. 7 M. Leipzig, Quelle & Meyer, Verlag.

Gronau, Gotth.: Der Staatsbegriff vom Altertum bis zur Gegenwart. Brosch. 3 M. Langensalza, Wendt & Klauwell, Verlagsbuchhandlung.

Günther, Guido Wolf: Goethes sozialpädagogische Ansichten in Wilhelm Meisters Wanderjahren im Lichte der Gegenwart. Leipzig. Xenien-Verlag.

Güntter, Otto: Marbacher Schillerbuch (Schiller über Volk, Staat und Gesellschaft). Geb. 6 M. Stuttgart u. Berlin, Cottasche Buchhandlung.

Hammerstein, Baron v.: Das Tagebuch der Natur. 10 M. München, Parcus & Ko., Verlag.

Hansjakob, Heinr.: Der Vogt auf Michlstein. Erzählung. Geb. 9 M. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagsbuchhandlung.

Hartmann, H.: Jesus, Das Dämonische und die Ethik. 7 M. — Kulturwende. 3,50 M. Solingen, Schmitz & Olbertz, Verlag.

Heinemann, Karl: Hundert Briefe Goethes. Briefe der Weisheit und Schönheit. Geb. 3 M. Leipzig, C. F. Amelangs Verlag.

Hellinghaus, Prof. Dr. O.: Die kirchlichen Hymnen in den Nachbildungen deutscher Dichter. Geb. 6 M. M.-Gladbach, Volksvereins-Verlag, G. m. b. H.

Unterrichts- und Pensionats-Anzeigen

Bublitz (Pommern) **Pfr. Kranenbergs Vorbereitungsanstalt für die Einj.-, Prim.- und Abitur.-Prüfung.** Sonderkurse f. Kriegsteilnehmer. Schnelle Förderung (Dorfschüler ohne sprachl. Vorbildg. bestand. schon n. 1 J. d. Einj.-Prüfung). Internat. Beste Verpfl. Prosp.

Davos **Hochalpine Handelsschule** **Internat u. Externat** für erholungsbed. Schüler von 12-18 Jahren. Lehrplan der deutschen Höh. Handelsschulen. Grdl. Ausbildung durch **dipl. Lehrkräfte.** Ständige **ärztliche Aufsicht.** Prosp. durch den Leiter: **Dr. Fritz Fuchs.**

Ev. Pädagogium Godesberg a. Rh. Gymnasium, Realgymnasium u. Realschule (Einj.-Berecht.). Kleine Klassen. Familien-Erziehung. Körperl. Fürsorge. **Jugendsanator., Zweiganst. in Herchen (Sieg)** i. ländl. Umgeb. u. herrl. Waldluft. Direkt.: Prof. **O. Kühne, Godesberg a. Rh.**

Pädagogium Neuenheim-Heidelberg

Kleine **Gymnasial-** und **Real-**Klassen, **Sexta/Prima.** Erfolgreiche Überleitung in **alle** Klassen der Staatsschulen. **Abitur. Prima.** (Einjähr. 7./8. Klasse). Wandern, Sport. Eigenes Spielfeld. Garten- und Landbau sichern die Verpflegung. **Familienheim** in eigner Villa **ohne** Schlafsäle. Fluß- und Hallenbad. Werkstätte. — Förderung **körperlich** Schwacher und **Zurückgebliebener. Einzelbehandlung.** Aufgaben in täglichen Arbeitsstunden. — Seit 1895: **808 Primaner** (Einjähr. 7./8. Kl.) und **Abitur.**

Halle-Saale
Dr. Harang's Lehranstalt.

Vorbereitg. zum Abitur., Obersek.-Reife, Reichsverbandsprüfg. sowie f. alle Schulklassen. Umschulung. **Schülerheim.**

Bad Suderode / Harz
Töchterheim Opitz

Schöne, geschützte Waldlage. Haushalt und Wissenschaft, Musik, Anmutsstunden. Zeitgemäße Erziehung.

Deutsche Meisterprosa
Ausgewählt von Prof. Dr. Eduard Engel.
Gebunden 10 Mark zuzügl. Teuerungszuschl.
Verlag von G. Westermann in Braunschweig

Erstklassige
Rindleder-Möbel
Klubsessel
direkt vom Hofpolsterer einer Provinzstadt. Ernsthafte Interessenten belieben sich zu wenden sub. **„Nur Qualitätsware" M. E. 4075 an Rud. Mosse, München.**

Geflügel-, Schweine-, Zieg.-Ställe, tragb. Futtermaschinen, Brutöfen usw. Preisl. frei.
Geflügelhof i. Mergentheim 51.

Private Unterrichtsanstalten zu Bückeburg.

I. Vorbereitungsanstalt für alle Schulprüfungen. II. Höhere Handelsschule. III. Handelsschule. IV. Familieninternat.
Prospekt und Jahresbericht durch den Direktor der Anstalten.

Sonne unseren Kindern!

In bayrischem Hochland auf sonniger Alm
findet beschränkte Zahl erholungsbedürftiger, rekonvaleszenter Kinder liebevolle Familienaufnahme unter Schwester- und ärztlicher Aufsicht. Ia Verpflegung. Selbstversorger. Künstliche Höhensonne im Hause.
Anfrage: **Frau Dr. Bardenheuer, Garmisch-Partenkirchen.**

Reformpädagogium Dr. Schoetz Neustrelitz i. Mecklenbg.
2 Std. Fahrzeit von Berlin

Aufnahme von Schülern zwecks individueller Förderung nach erprobten psychologischen Methoden u. von erholungsbed., durch Krankheit oder Großstadtverhältn. in der Entwicklung gehemmten Knaben zur gesundh. Kräftigung. Schulbesuch: Gymnas., Realgymnas. Vorzügl. Verpfleg., sorgf. Familienerziehung. Referenzen. Leiter: **Dr. med. F. B. Schoetz.**

Reformschule Schloß Kirchberg a. d. Jagst (Württemberg). 400 m ü. M. — Luftkurort. Herrliche, gesunde Lage.
Landerziehungsheim
Vorschule bis Prima aller höheren Schulen. Gedieg. Unterricht. Kleine Klassen. Streng geregeltes Internat. Turnen, Sport, Spiel, Wandern. Jahrespreis 2400 bis 3000 Mark. Geschwister. Kriegswaisen und Flüchtlinge Nachlaß.
Kräftige, reichliche Kost. Prospekt. Beste Empfehlungen.

Die Lebensschule
der freien Schulgemeinde Ruppichteroth (Bez. Köln)

bietet einigen Stadtkindern Heilung von und Schutz gegen körperl., geist., sittl. Schäden unsrer Zeit. **Landerziehungsheim mit Real-, Gymnas.- und techn. Fächern. Kleine Klassen. Heilpädagogische Behandlung.** Werbeschrift durch **Oberlehrer Bodewig.**
Der Schulvorstand.

DIALON
ENGELHARD'S ANTISEPTISCHER WUND-PUDER
DIALON
WUND-PUDER
für KINDER und ERWACHSENE
IN DEN APOTHEKEN.

Geschäftliche Mitteilungen

Wichtig für die Frühjahrs- und Sommerphotographie im Freien. Leider haben es die Verhältnisse mit sich gebracht, daß durch die hohen Preise aller Verbrauchsartikel der Photosport zu einem recht teuren Vergnügen geworden ist. Um so wichtiger ist es, nur erprobte, anerkannt zuverlässige Fabrikate zu verwenden, um nicht durch Fehlresultate eine unnötige Verteuerung herbeizuführen. Wir möchten deshalb raten, sich durch die Lektüre des „Agfa"-Photo-Handbuchs (zu M. 1,25 in jeder Photohandlung käuflich) mit den seit 30 Jahren erprobten und als leistungsfähig und zuverlässig befundenen „Agfa"-Materialien vertraut zu machen. Wer sich damit rechtzeitig vertraut macht, wird eine reine Freude an seiner schwarzen Kunst erleben und ohne ungebührliche Belastung seines Ausgabeetats einwandfreie Aufnahmen heimbringen. Der baldige Erwerb des notwendigen Materials ist darum rätlich, weil an ein Billigerwerden für absehbare Zeit nicht zu denken ist; eher dürfte das Gegenteil eintreten.

Der Bericht des Pädagogiums Neuenheim-Heidelberg mit Familienheim enthält u. a. für 1919: 25 Einjährige, 8 Primaner, 7., 8., 9. Klasse, 7 Abiturienten (Absolutor) an Ober-Realschule, Gymnasium, Real-Gymnasium. Verpflegung durch eigene Garten- und Landwirtschaft gesichert.

Der Held des Tages. Das Männlichste am Mann ist das freie, zu Herzen gehende und überzeugend gesprochene Wort. Ein ungewöhnliches Kraftgefühl und Machtbewußtsein trägt derjenige in sich, der imstande ist, zu jeder Zeit unvorbereitet, schlagfertig und unwiderlegbar zu reden. Nach Brechts „Fernkursus für praktische Lebenskunst, logisches Denken, freie Vortrags- und Redekunst" lernt der Studierende in leichtfaßlicher Weise logisch zu denken, sicher und zielbewußt zu handeln, ruhig und ungeniert aufzutreten und frei zu reden bezw. wirkungsvoll vorzutragen. Wir empfehlen jedem Interessenten die Beachtung des diesem Hefte beiliegenden Prospektes der Redner-Akademie R. Halbeck, Berlin 90, Potsdamer Straße 105a.

Die „Rheinische Musterschau". Nachdem die ungeheuren Schwierigkeiten, die sich den Vorarbeiten zur „Rheinischen Musterschau" entgegengestellt hatten, nunmehr überwunden sind, ist das Zustandekommen der Messe als gesichert zu betrachten. Die Erwägungen, die die Stadt Köln veranlaßt haben, trotz der Ungunst der Verhältnisse ein so bedeutendes Unternehmen, wie es die „Rheinische Musterschau" zu werden verspricht, ins Auge zu fassen, sind mannigfacher Art. Zunächst muß man sich darüber klar werden, daß unsere wirtschaftlichen Verhältnisse derart liegen, daß für den wirtschaftlichen Wiederaufbau und die wirtschaftliche Weiterentwicklung Deutschlands, besonders der Rheinlande, etwas Durchgreifendes unternommen werden muß, wenn unser gesamtes Wirtschaftsleben nicht dauernden Schaden erleiden soll. Es unterliegt keinem Zweifel, daß Köln als Hauptplatz des besetzten Gebietes wie keine Stadt in der Lage ist, dies Programm restlos auszuführen. Schon heute ist Köln der Hauptumsatzplatz und die Hauptvermittlungsstelle zwischen dem besetzten und unbesetzten Gebiet geworden, und diese Entwicklung wird immer mehr fortschreiten. Der leitende Gedanke der „Rheinischen Musterschau" ist frei von jedem Lokalpatriotismus. Nur das Bewußtsein des Ernstes unserer wirtschaftlichen Lage und das Gefühl, daß im besetzten Gebiet unter den heutigen Umständen der Zusammengehörigkeitsgedanke des gesamten Reiches einen sichtbaren Ausdruck finden muß, konnte die Stadt Köln bewegen, in diesen unsicheren Zeiten an eine so große Aufgabe heranzutreten. Das Interesse der deutschen Industrie und des Handels des In- und Auslandes an der Musterschau ist so groß, daß mit einem verhältnismäßig frühen Schluß der Anmeldungen gerechnet werden muß. Die Stadt Köln, die keine finanziellen Opfer scheut, um die „Rheinische Musterschau", würdig der Bedeutung der Stadt Köln und ihrer großen Ziele, auszustatten, hofft, daß die weitesten Kreise von Industrie und Handel die Bedeutung der „Rheinischen Musterschau" für den wirtschaftlichen Wiederaufbau Deutschlands anerkennen und das Unternehmen durch entsprechende Beteiligung fördern und unterstützen werden. — Die Geschäftsstelle, Kaiser-Wilhelm-Ring 33, ist zu jeder weiteren Auskunft bereit.

☛ Das vorliegende Heft enthält einen Prospekt der Redner-Akademie R. Halbeck in Berlin und einen Bücherzettel des Verlages „Welt-Literatur", Berlin SW 48, auf die wir unsere Leser höflichst aufmerksam machen.

Deutliches Sehen

in jeder Blickrichtung
gestatten dem Brillenträger
die

NG-

MENISKEN

Zu beziehen nur durch optische Geschäfte
Druckschriften kostenlos

NITSCHE & GÜNTHER · RATHENOW

Neue literar. Erscheinungen

(Fortsetzung).

Herzog, Rud.: Germaniens Götter. Geb. 6 M. Leipzig, Quelle & Meyer, Verlag.

Herwegh, Georg: Reißt die Kreuze aus der Erden. Geh. 1,20 M. Berlin W 35, Ernst Rowohlt, Verlag.

Heye, Günth.: Dichtungen und Aufsätze. Geh. 5,50 M. Stuttgart, Verlag von A. Bonz' Erben.

Hirsch, Paul: Kommunalpolitische Probleme. Geh. 4,40 M. Leipzig, Quelle & Meyer, Verlag.

Jerusalem, Wilhelm: Einleitung in die Philosophie. 7. u. 8. Aufl. Geb. 18 M. Wien VIII/I, Wilhelm Braumüller, Verlagsbuchhandlung.

Krische, Paul und **Maria:** Vom werdenden Leben. Wie es Kindern und Jugendlichen zu erklären ist. Geh. 2,10 M. Berlin O, A. Hoffmanns Verlag.

Köchling, Maria: Jugendborn. Geb. 12 M. Regensburg, Verlagsanstalt vormals G. J. Manz.

Lange, Fr.: Josef Lange und Johann Strauß. Ihre Zeit, ihr Leben und ihre Werke. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Lundegärd, Axel: Titania. Die Sage von einer Liebe. Leipzig, Xenien-Verlag.

Mayrhofer, Johannes S. J.: Jesuitenroman aus der Gegenwart. Geb. 5 M. Regensburg, Verlagsanstalt vormals G. J. Manz.

Mitteilungen der Zentralstelle für Deutsche Personen- und Familiengeschichte. 12. bis 14. Heft. Herausgegeben im Auftrage des Vorstandes von Stephan Kekule von Stradonitz. Leipzig, H. A. Ludwig Degener, Verlag.

Morberger, Albert, Ostry, Lucia: Wir ohne Herz. Wien, Anzengruber-Verlag, Brüder Suschitzky.

Müller, Rudolf: Ketten. Opfer der inneren Front. Skizzen. Wien, Anzengruber-Verlag, Brüder Suschitzky

Rausse, Hubert: Geschichte des deutschen Mittelalters. Geb. 10 M. Regensburg, Josef Habbel.

Reinke, D. Dr. J.: Die schaffende Natur. Geh. 4 M. Leipzig, Quelle & Meyer, Verlag.

Salus, Hugo: Die Beschau. Wien u. Leipzig, C. Barth, Verlag.

Schrey, Ferdinand: Wie werde und bleibe ich gesund. Brosch. 2,50 M. Berlin SW 19, Ferdinand Schrey, Verlag.

Schreyvogel, Friedl: Das Lebensspiel des Amandus. Wien, Leonhardt-Verlag.

Schulze-Smid, Bernhardine: Die Romfahrten des Franz Desolatis. Geh. 9,50 M. Stuttgart u. Berlin, Cottasche Buchhandlung.

Tanzmann, Br.: Deutsche Bauernhochschule. Geb. 4 M. Hellerau-Dresden, Hakenkreuz-Verlag.

„Wohnungskunst“, das bürgerliche Heim, vereinigt mit der Münchner Halbmonatsschrift „Die Raumkunst“. Verantwortlich für die Redaktion: Ernst R. Laurig, Berlin. Berlin SW 61, Wohnungskunst-Verlag.

Zeitschrift für Literatur. Herausgegeben von der Lehrervereinigung für Literatur in Braunschweig. Braunschweig, E. Appelhans & Ko., Verlag.

Zwilling, B.: Hans Narr. Das Kleeblatt. Wien, Anzengruber-Verlag, Brüder Suschitzky.

Westermanns Monatshefte

März 1920

Illustr. Zeitschrift fürs deutsche Haus

Westermanns Monatshefte

WM

April 1920

Illustr. Zeitschrift fürs deutsche Haus

Westermanns Monatshefte

WM

Mai 1920

Illustr. Zeitschrift fürs deutsche Haus

Westermanns Monatshefte

64. Jahrgang. 128. Band. 2. Teil

Juni bis August 1920

Druck und Verlag von Georg Westermann in Braunschweig

Inhalt des hundertachtundzwanzigsten Bandes

2. Teil. Juni bis August 1920

Beiträge nach der Reihenfolge

Beiträge nach dem Abc

Literarische Rundschau

Musikalische Rundschau

Das Reich der Frau. LVI

Dramatische Rundschau von Friedrich Düsel

Kunstblätter und Einschaltbilder

Juni:

Verzeichnis der Mitarbeiter

Fritz Preiß: Weidendammer Brücke in Berlin

Westermanns Monatshefte
Geleitet von Dr. Friedrich Düsel
Band: 128. II Juni 1920

Gotteserbe

Erzählung von Wilhelm Fischer (Graz)

Wenn die Enns so glatt dahinströmt, als sie nur kann, um den Himmel widerzuspiegeln, und damit ihr gutes Gemüt zeigt, weil sie zuzeiten auch wild sein kann, so freut das einen jeden, der sie anschaut. Und das Gebirge, das mit ihr zu beiden Seiten dahinzieht, gewinnt dann auch eine liebliche Gestalt, obgleich es sich sonst schroff und finster in die Höhe recken kann. So mag auch ein Menschenkind einen guten Anblick geben, wenn es die Mutter Natur mit dem begabt hat, was nur ihre Lieblinge bekommen: nicht nur mit Augen, die den Himmel widerspiegeln, sondern mit einem Gemüt, das dasselbige tut.

Das hat sich ein jeder sagen müssen, wenn er den kleinen Buben Gori gesehen hat.

Und seine Mutter hat ihn auch wie ihr einziges Kleinod gehalten, das sie in liebreicher Fürsorge eingefaßt hat, daß es um so schöner geglänzt hat. Sie war eine Witwe, die Frau Konstanzia Stampfer, wohl noch eine stattliche Frau, die auf ihrem Grundbesitze gesessen ist, von dessen Erträgnis sie hat leben können; aber sie hätte sich nimmer einem zweiten Manne antrauen mögen, nicht so sehr aus Liebe zu ihrem ersten, als vielmehr, um sich ganz der Sorge für ihr einziges Kind, den Gori, hinzugeben.

Der hat auch seine Mutter wert gehalten wie nichts andres in seiner kindlichen Welt. Darin war sie die Sonne, mit der der Tag für ihn begann, und das liebe Sternlicht, mit dem die Nacht ihn zur Ruhe brachte. Außer ihr hatte er noch den alten Knecht Tregl in sein Herz geschlossen; denn der gefiel ihm schon seiner äußeren Gestalt wegen. Die war kräftig und doch weich in jeder Bewegung; und die Augen waren so gut, wenn sie sich auf das Kind richteten, daß es davon erwärmt wurde. Dann trug der Tregl ein grünes Samthäublein auf dem Kopfe, das war rund und nicht zu groß, so daß die grauen Haare darunter sich ausbreiten konnten. Und das dünkte dem Kinde wie ein Schmuck zu sein, der dem alten Gesellen ein feiertägliches Ansehen gab, obgleich er dieses Käpplein in der Woche und am Sonntag gleichmäßig trug.

Und der Tregl kannte nichts Lieberes, als sich mit dem Kinde zusammenzusetzen und ein Gespräch mit ihm anzuheben, das auf einer Straße lief, wo sich auch das Büblein mit Leichtigkeit bewegen konnte. Und kamen bunte Fragen angefahren, wie dies kindliche Weise ist, so durfte er mit der Antwort nicht haushalten, sondern mußte reichlich spenden, was begehrt wurde. Er kam dabei auch niemals auf das Trockene, sondern konnte aus dem vollen schöpfen, das ihm in langer Erfahrung zugeflossen war. Und der Gori wollte manches wissen: warum der Grimming so großmächtig dastehe und bis in den Himmel reiche.

»Ja,« erwiderte der Tregl, »er ist dazu da, daß sich die Wolken auf ihm ausruhen, wenn sie eine lange Reise gemacht haben, und deshalb ist er so hoch gewachsen, daß er bis zu ihnen hinauflangt.«

»Ja, reisen die Wolken?« fragte das Büblein.

»Selbwohl. Sie kommen von weit her und bringen das Wasser zum Regen mit, von dem alles schön blüht und gedeiht: die Kräuter, Blümerl und die Bäum', die das gute Obst tragen. Das ist deshalb ein gar wichtiges Geschäft, was die Wolken betreiben; und wenn sie's gut ausgerichtet haben, dann ziehen sie fröhlich weiter.

und die Sonne bedankt sich bei ihnen und scheint ihnen nach als wie mit einem schönen Gruß. Aber der Grimming als ein Wolkenkönig bleibt immer herb; nur wenn die Sonn' ihm ein goldenes Krönlein um die Stirn flicht, schaut er ein bissel heiter drein, sonst nicht.«

Dann wußte der Tregl zu erzählen, daß der Grimming in seinem Felsgemäuer Schätze birgt, die er niemals zutage bringen läßt, sondern das Gold in den Kesseln erhellt die Nacht im Berge als ein kostbares Licht, an dessen Glanz er sich erfreut.

»Ist das Gold kostbar?« fragte der Gori.

»Freilich, kannst dir alles dafür kaufen, was das Herz wünscht.«

»Das meine wünscht, daß die Mutter immer gesund bleiben mög'. Kann ich mir das dafür kaufen?«

»Nein, das nicht, mein Bub. Das mußt von unserm Herrgott erbitten und kannst es nicht kaufen.«

»Dann mag ich das Gold nicht, hörst, Tregl, und laß dem Grimming gern das seine.«

»Das mußt freilich,« lachte der Alte, »denn er gibt's ja eh nicht her.«

Wenn der Tregl mit einer Holzfuhre ins Stift Pichl kam, da nahm er den Knaben gern mit sich, der mit seinen hellen Augen die Berglandschaft betrachtete. Als das wieder einmal geschah und er selber seinem Geschäfte im Stifte nachging, da dachte sich der Gori, er wolle sich auch umschauen, wie das große Gebäude im Inneren beschaffen sei. Und da ein Torbogen in der Nähe gerade offen stand und ihn einlud, einzutreten, da folgte er dem Rufe und ging hinein.

Drinnen im Gewölbe war es dunkel, so daß sich die Türen verbargen, als wollten sie in Ruhe gelassen werden. Nur eine, die geradeaus vor ihm sich hoch bis zur Decke streckte, die stand ein wenig offen, so daß sich ein Leuchten durchstahl, das den Grund mit hellen Punkten besäte, als könnten daraus Lichtblumen sprossen. Dieselbige Tür lockte nun den Gori; er machte sie auf und blickte verwundert hinaus, denn da breitete sich der große Stiftsgarten in Pracht und Sonnenglanz weithin, so daß kein Ende zu sehen war.

Und er ging in die Herrlichkeit hinein, als wär' er mitgeboren mit all den Blumen, Bäumen und blühenden Sträuchern, die sich darin ihres Lebens erfreuten. Er vergaß alles andre, nur das eine nicht, daß er auch wohlgemut unter ihnen weilen dürfe. Da sah er von weitem etwas Weißes blinken, das nicht fest gewurzelt war, denn es bewegte sich; und als er näher kam, schien es ihm ein Geschwister von den Blumenkindern zu sein, die da im Beete wuchsen. Es war ein Mägdlein im weißen Kleidchen, das seinen erstaunten Blikken aus blauen Augen das Staunen zurückgab.

»Wo kommst denn du her?« fragte er. »Ich hab' dich mein Lebtag noch nicht gesehen.«

»Mußt ja nicht alles gesehen haben. Und weil ich gerad' da bin, so muß ich wohl hergekommen sein.«

Waren diese Worte ein bißchen scharf gegeben, so blieb das Gesichtlein des Kindes doch hold, und die Augen lachten, weil es der Mund nicht tat.

»Das weiß ich eh,« sagte der Gori verschüchtert, »daß ich zuviel auf einmal gefragt hab'. Mußt es nicht übelnehmen.«

»Übles kann mir gar nicht geschehen, denn mein Vater ist in der Näh', und ich tue nur auf ihn warten, bis er wiederkommt,« ließ sich das Mägdlein heiter vernehmen.

»Und der Garten ist schön, gelt?« fragte der Gori. »Er tut dir auch gefallen, so wie mir, gelt?«

»Freilich, aber er ist für mich anders schön als für dich, weil ich anders bin als wie du.«

»Ja, bist mehr wert für den Garten als wie ich; denn ich bin zum erstenmal da und du wohl öfter.«

»Nein, auch zum erstenmal.«

»Schau, da haben wir doch etwas Gleiches miteinander.«

»Nichts. Wie heißt du?«

»Gori.«

»Und ich heiß' Mine. Wenn ich aber groß bin, so werden sie mich Hermine rufen. Du bleibst aber immer der Gori.«

»Kann schon sein, daß ich derselbige bleib', der ich bin.«

»Möchst nicht anders sein?« Möchst nicht größer sein?«

»Nein, aber besser.«

»Das brauch' ich nicht,« sagte sie stolz, »ich bin gut genug.«

»Das mein' ich auch, daß du's bist; aber ich denk' mir, wenn ich besser werd', so wird mich Gott lieber haben. Und das möcht' ich halt gern.«

»Das hat Zeit, bis eins gescheiter wird, als er ist.« Und dabei erschien ein kleines spöttisches Lächeln um ihr Mündlein.

»Du bist freilich gescheiter als ich, gelt?«

»Nicht immer, aber jetzt wohl, weil du so fragst.«

Da ward das kleine Mädchen von ferne mit Namen gerufen, und indem es antwortete: »Gleich komm' ich, Vater!« und den Gori noch mit einem Abschiedsblick bedachte, lief sie gegen die Tür der rückwärtigen Gartenmauer und entschwand dem Knaben.

Der hatte den Eindruck eines hübschen Bildes bekommen, das zu dem sonnig blühenden Garten wohl paßte, und war zufrieden damit. Er trat auch seinerseits den Rückweg an, den er aber in der Richtung nahm, wo die Bäume einen Park bildeten, dessen lichtdurchglänztes Grün ihn lockte. Als er in der Nähe angekommen war, bemerkte er ein Gartenhäuschen, das luftig gebaut

und dessen Dach von zierlich geschnitztem Gebälke umrankt war. Das wollte er sich noch näher ansehen. Er dachte sich, die Zeit, die ich dafür ausgebe, ist nicht so kostbar, daß ich es unterlassen sollt'; denn der Tag ist noch lang, und ich kann mir an Zeit nehmen, was ich brauch'.

Also kam er heran; aber da vergaß er gänzlich, sich den geschnitzten Zierat anzusehen, er blickte vielmehr auf den geistlichen Herrn, der drinnen saß, und wollte schon umkehren, als ihn dieser zu sich rief. Jetzt mußte er dem Geheiße folgen und stand schüchtern vor ihm. Doch ließ er in aller Ehrerbietung den Blick laufen und sah, daß es ein freundlicher Herr war, aus dessen Augen ein Licht kam, das sein ganzes Antlitz mild erhellte.

Der fragte ihn: »Kannst ein heiterer Bub sein?«

»Die wär' nicht zuwider, die Heiterkeit,« erwiderte er; »aber immer kommt sie nicht, wenn eins gerad' will.«

»Das ist richtig, mein Bübel. Aber ich sag' dir's: wenn du heiter bist, so ist Gott mit dir; und wenn du trüb bist, so hat er sich von dir entfernt. Das kannst vielleicht brauchen; und wenn du dich daran erinnerst, so denk' dir, daß du es vom Pater Ortwin gehört hast. Und jetzt kannst wieder gehn; denn ich muß in dem Buch weiterlesen, das da vor mir liegt.«

Das ließ er sich gesagt sein und ging wieder mit einer ziemenden Verneigung vor dem geistlichen Herrn, kam aus dem Garten heraus zum Wagen, wo der Tregl stand, der fragte: »Ja, wo bist denn geblieben, Gori? Ich wart' schon eine Weil' auf dich.«

»Ich hab' mir ein bissel den Garten angeschaut, der gar schön ist.«

»Und hast dir was von der Schönheit mitgenommen?«

»Wohl die Heiterkeit, die Gott gern hat.«

»Freilich, mit der rechten Heiterkeit will sich nichts Übles vertragen. Aber jetzt steig auf, wir fahren wieder heimwärts.«

Das geschah auch, und der Gori konnte bedächtig die Berge betrachten, wie sie blau in die Luft ragten, wenn sie fern waren, und ein grünes Gewand bekamen, wenn sie näher rückten.

Warum dies geschehe, fragte er den Tregl.

»Ja, mein Bübel, von weitem scheinen sie himmlisches Blau zu haben, und in der Nähe haben sie doch nur die irdische Farb' wie alles andre. Weil die aber grün ist und auf frisches Wachstum hindeutet, ist sie noch immer schön. Mehr kann ich dir nicht sagen. Bist zufrieden damit?«

»Muß wohl sein, Tregl, weil ich das immer bin.«

»Na, dann erhalt' dir Gott die Zufriedenheit. Es ist doch die beste Gab', die eins von ihm kriegen kann.«

Da regte sich etwas rückwärts, und es kam wie ein schwerer Atem daher, so daß sich der Tregl umwendete und sagte: »Sakra! Was ist denn da hinten aufgestiegen?«

Er beugte sich noch mehr zurück und sah, daß ein sonderbares Geschöpf am Sterz des Wagens saß. Das hatte einen Kopf mit borstigem Haar, und die Augen glotzten stumpf aus den buschigen Brauen hervor.

»Ja, du bist's, der Wichsel, der dem Wagen die Schwere gibt. Ja, was willst denn?« fragte der Tregl.

»Mitfahren,« grölte der Bub.

»Zahlst einen Fuhrlohn?«

»Nichts.«

»Mir scheint, du hast den ganzen Sack voll von solchen Nichts-Wörteln. Bist gescheit?«

»Mehr als du.«

»O du Schlurferl, freilich fahrst lieber als dahin hatschen, und bist gescheiter, weil ich dir's zulass'. Wenn du aber an meiner Stell säßest, du ließest mich nicht aufsteigen, gelt nein?«

»Nein.«

»Na Gott gesegn' dir deinen Verstand!«

»Mag nicht.«

Damit sprang der Bub wieder ab und verschwand mit hochgezogenem Buckel im nahen Wald.

Der Gori hatte dem allem verwundert zugehört und fragte jetzt, wer es denn sei, der gar nicht schön aussehe.

»Gar nicht schön? Schiech ist er, wie wenn er aus einer borstigen Stauden herausgewachsen wär', die sich einen Fleck im Wald ausgesucht hat, wo die Sonn' niemals hinscheint. Reib dir die Augen, Gori, damit das Bild nicht darin haftet, das sie von ihm gekriegt haben.«

»Das tue ich nicht. Ist doch ein Menschenkind wie ein andres.«

»Ein Menschenkind? Kann sein; aber beschwören möcht' ich's nicht. Ich kenn' seinen Vater auch; der ist ein Kräutersammler, brennt einen scharfen Schnaps aus Enzian und Kranabeter und sieht eher wie ein Mensch aus als sein Sohn, obwohl er auch nicht gar sauber ist.«

Der Gori hatte wohl alles gern, was schön war; aber wenn eins es nicht war, so wollte er doch demselben gut sein, weil er nicht anders konnte. Und seine Mutter meinte zuweilen, er könne zu gut werden und darüber an Stärke einbüßen, die dem Manne nötig sei, um im Leben zurechtzukommen, das öfter die rauhe Seite darbiete als die milde. Doch hatte sie eine Freude an ihrem prächtigen Buben, der gesund in die Höhe wuchs und dessen hellen Augen es gar nicht übel anstand, daß eine gute Seele aus ihnen blickte. Und wenn hie und da ein scheelsüchtiger Nachbar meinte, er trage noch als Großer einen Kindskopf über seinen Schultern, und sie davon erfuhr, so lächelte sie und dachte sich: Je länger

er kindlich bleibt, desto männlicher wird er später werden. Ihr stand er auch in allem zu Gehör, und war er ihr über den Kopf gewachsen, so blickte er sie doch nie anders als liebreich an, wie er es als kleiner Bub getan hatte.

Sie verstand das Wirtschaften als feste aufrechte Frau und gab ihm ein Vorbild dafür ab; und wenn er sich gegen andre zu weich stellte, bekam er ihr Mahnwort zu hören und richtete sich gern danach. Dafür ließ sie ihm auch manches angehen, was sie ihm sonst ausgeredet hätte.

So ließ er eines Tags den Wunsch verlauten, einem Bauern namens Mumerauer zu einem Stück Almbodens zu verhelfen, das der gern gekauft hätte, aber wozu ihm der Schilling fehlte. Er mochte ihm nun das Geld dazu leihen, wenn die Frau Mutter sich nicht dagegen stellte. Sie schüttelte vorerst den Kopf zu gelinder Mahnung; als aber der Gori mit den Augen liebreich stumm bat, so sagte sie: »Na, in Gottes Namen, magst deinen Willen haben.«

Dafür sah sie ihm die Freude im Gesichte leuchten und das Dank dir, Mutter!, das er sprach, klang ihr so weich und süß wie frommer Orgelton in der Kirche.

»Er ist ein braver Bauer,« sagte er noch, »dem ich alles Gute gönne.«

Vorerst wollte er aber die Alm noch selber anschauen und prüfen, ob sie einen ergiebigen Grund abgebe, um dem Bauer aufzuhelfen. Und der Tregl, der dafür auch das richtige Verständnis besaß, erklärte sich gern bereit, mit ihm aufzusteigen. Ihre Ortschaft, wo sie daheim waren, lag schon auf einer gelinden Anhöhe. Von dort mußten sie auf den Assingkulm, um höher hinauf die Iseralpe zu erreichen.

Das war bei Morgenfrühe ein geruhiger Aufstieg, wozu ihnen die Vöglein mit Gesang das Geleit gaben, als sie den taufrischen Fichtenwald beschritten. Der bildete mit seinen ragenden Stämmen eine Wölbung, die durchbrochen war, daß tausend Sonnenstrahlen zu heiterem Spiele einfallen konnten, um das Grün goldig zu durchflimmern.

Als sie den Kulm erreicht hatten, da tat sich die Welt vor ihnen auf, so weit sie nicht von den hohen Bergen verdeckt war. Denn die gaben sich jetzt als die großen Herren, die das gewichtigste Wort zu sprechen hatten. Wenn sie sonst voneinander geschieden waren, denn jeder hatte ein Gesinde um sich versammelt, so standen sie jetzt Kopf an Kopf nahe beieinander. Dies Wunder hatte die Ferne bewirkt, in der sie sich zeigten.

Und sie reckten sich alle steil in die Höhe, daß nichts Fremdes an ihnen haften konnte, wozu die Felsenbrust auch keinen Anhalt bot. Sie trugen graue, urzeitalte Gesichter zur Schau und ließen sich von der Luft bläuliche Gewänder weben, die sie zeitweilig umlegten, aber nicht immer. Dafür leuchtete unten das Ennstal in holdem Grün mit dahingestreuten weißen Ortschaften, die sich der schön beseelten Landschaft als geistige Schrift einwirkten und von den braven Insassen erzählten, die darin hausten. Doch jenseits des Ennstals, fast gegenüber, wo beide standen, erhob sich etwas wie ein klotziges wildes Ungetüm, das auf der Erde so wuchtig zu lasten schien, daß sie wohl fest sein mußte, um es zu ertragen. Das war der Grimming. Doch lag in seiner Wildheit etwas königlich Überragendes, und der Geist der Einsamkeit, der seine Felsenstirn umwehte, gab ihm den Adel, der ihn über die andern Berge erhob. Im weiten Landschaftsbilde, das sich dem Auge eröffnete, gehörte die gedrängte Wucht seines Riesenleibes der Nähe und damit der Gegenwart an. Und diese wirkt stets am eindringlichsten.

Das sagte der Gori dem Tregl, der meinte: »Im Jetzt liegt das Leben; und so lang eins den Atem zieht, gibt's ein Jetzt. Der Berg aber, der Grimming, der könnt' schon die Ewigkeit in seinem Jetzt tragen, wenn's ihm Gott erlauben möcht'. Er tut's aber nicht, weil dieselbige ihm allein angehört, und allem andern nicht, was er erschaffen hat.«

Schau, dachte sich der Gori, der Tregl redt so gescheit daher, als wenn das Feld, das er beackert hat, ein aufgeschlagenes Buch wär', aus dem er alles lesen könnt', was ihm taugt. Doch laut sagte er nur: »Hast recht mit dem, was du meinst.«

Und sie setzten ihren Anstieg fort.

Sie kamen auch mit der Zeit, die ihnen gerne zu Diensten stand, auf der Alm an; und die lag im Sonnenschein so traulich da, daß der Gori gleich eine Freude an ihr gewann und sich dachte: die hat nichts Arges an sich; sie zeigt ein ehrliches Gesicht und wird dem Sumerauer helfen, sich aufzurichten.

Auch dem Tregl gefiel der Almboden, und als sie ihn beschritten, um seinen Wuchs zu prüfen, da nickte er mit dem Kopfe und sagte: »Schau, die Alm ist gar wie eine Edelmaid, die nach außen hin nichts aus sich macht, aber von innen heraus nur Gutes zutage bringt. Die Gräser, die sie wachsen läßt, sind alle von braver Herkunft. Da ist Bergkraut, Rotschwingel, Rispengras, Goldhafer, Kammgras, alles feine Kinder, die der Mutter Ehre machen. Und wenn auch hie und da ein bissel nichtsnutziges Gesindel sich einmischt, wie Kerbel und Bärenklau, so werden sie doch bald von dem gesitteten Hausvolk verscheucht, das sie nicht aufkommen läßt.«

Und er gab seine Zustimmung zu dem Kaufe, was dem Gori recht war. Denn er selber dachte sich: Ist der Almboden von der Sonn' gesegnet, so wird dem Sumerauer sein Sach' gedeihen. Und er verdient's, daß er mit seinen Kindern wieder in die Höh' kommt.

Jetzt suchten die beiden Almwanderer die

Sennhütte auf und fanden als Schwaigerin eine Dirn, die schon ein bissel ältlich war, aber sich sonst ganz rüstig zeigte, den Viehstand zu besorgen und die Wirtschaft zu betreiben, wozu ihr noch der Halterbub zur Seite stand.

Dort saßen sie nieder, erquickten sich an dem mitgebrachten Mundvorrat und kamen mit der Dirn in ein Gespräch, wobei sich herausstellte, daß die Alm nicht mehr so leicht einem Kaufe zugänglich war als vordem. Denn der Grundbesitzer Wartperger, dem sie angehörte, hatte sie in das Eigentum seiner Tochter verschreiben lassen, weil diese ein Gefallen gerade an dieser Alm gefunden hatte. Und sie werde jetzt schwerlich etwas veräußern wollen, was sie sich von ihrem Vater eigens erbeten hatte. Übrigens komme sie morgen selber herauf um der Bergfreude willen, der sie immer gern nachging, und wenn der Gori sich so lange verweilen könne, so wäre eine Zwiesprache am Platz. Unterkunft über Nacht biete die Sennhütte ihm und dem Tregl ohne Beschwernis.

Das nahm er ohne Bedenken an; denn er mochte gern den Tag über die Almluft über sich ergehen lassen und sich an der Bergherrlichkeit weiden. Ob er dann mit der Besitzerin am nächsten Tag handelseins werden könne, das überließ er dem Vorsatze, sich recht ins Zeug zu legen und für den Sumerauer ein bringliches Wörtlein vorzubringen, das der Wartpergertochter zu Herzen gehen sollte. Also stieg er noch im Gelände aufwärts, um Ausblick zu halten; und der Tag war ihm kurz erschienen, als er gegen Abend wieder in der Sennhütte einkehrte, wo der Tregl es vorgezogen hatte, inzwischen zu weilen, um seines Alters willen, dem der bisherige Almweg genug getan hatte.

Alle saßen dann in der beginnenden Dämmerung vor der Hütte auf der Bank und blickten in die Ferne hinaus, die sich in Abendschleier gehüllt hatte, aber doch noch einem und dem andern Gipfel gönnte, sich der Hülle zu entwinden und mit dem Haupte frei in den Äther zu streben. Sie saßen da in traulicher Gemeinschaft, in der jedoch die Wechselrede sparsam erging, bis der Gori den Tregl aufforderte, etwas zu erzählen, das sich wie ein gutes Geschichtlein ausnehme. Ja, ein solches wollte auch die Schwaigdirn gern hören, und der Hirtenbub gab sein »Bitt' schön!« zum besten, so daß sich der Tregl endlich bereit erklärte, dem Wunsche zu willfahren, und mit einer Mär anhob, die er irgendwo aufgelesen und in die Scheuer seines Gedächtnisses eingeführt hatte:

Vor alten Zeiten, da hat der Grimming schon so hergeschaut wie jetzt. Aber da hat's einen Eingang in sein Inneres gegeben, der wie ein großes Tor von Stein war; was aber niemand gekannt hat als die zwei Insassen, die drinnen im Berg gehaust haben. Das waren zwei übergroße Gesellen, und hat der eine Eisolf geheißen und der andre Freisart. Haben sich den Menschen auch gar nicht gezeigt; denn es waren gar absonderliche Gestalten, die den Leib haben können in Dunst wandeln, so daß sie mit den Wolken einhergeflogen sind. Und wenn ein starkes Wetter gekommen ist, haben die Leut' doch gesagt: Das hat der Eisolf oder auch der Freisart gemacht, und haben sich bekreuzigt. Denn dasselbige Wetter ist gar schiech ergangen und hat auch verderblichen Schauer gebracht, der alles auf Feld und Wiesen niedergestampft hat. Ist aber zum Glück nicht gar zu häufig geschehen.

Drin im Berg war alles prächtig bestellt, und hat es an reichem Hausrat nicht gefehlt. Das allerschönste darin war aber ein Stern, der in sieben Strahlen ausgegangen ist, von denen jeder ein Edelstein in besonderer Farbe war, so daß das Ganze in sieben Regenbogenfarben wundersam geschimmert hat. Und hat dieses seltsame Kleinod Wunstern geheißen. Die beiden übergroßen Gesellen haben aber all ihre Kraft aus dem Stern geschöpft, und ohne denselben hätten sie's nicht ermachen können, mit dem Wetter zu fliegen, wie sie's getan haben. Ist ihnen deshalb auch fest im Sinn gelegen, dasselbige Kleinod immer zu bewachen, als wenn ihre eigne Seel' darin gesteckt hätt', die sie sich nicht haben wollen nehmen lassen.

Haben auch zwei gute Dienstleut' gehabt, die sind dem Wunstern als Wächter obgelegen, wenn sie selber auswärts waren. Und ist dem Eisolf ein Bock zu Dienst gestanden, der hat Berfried geheißen, und dem Freisart ein Ganser, der hat Gerhard geheißen. Die haben das Kleinod nicht aus den Augen gelassen und ihr Wächteramt gar treulich versehen.

Wenn die beiden übergroßen Gesellen mit dem Wetter geflogen sind, so haben sie sich wohl allen Augen unsichtbar gemacht; aber es hat doch einen gegeben, der etwas Unheimliches gemerkt hat, das in den Wolken zum Vorschein gekommen ist. Das war der Rudmar, der Sohn eines kleinen Seldners im Ennstal. Der hat immer gern in den Himmel geschaut, ob er hell war oder sich grau verhüllt hat. Und ihm ist es fürgekommen, als ob er in den ziehenden Wetterwolken ein und das andre Antlitz erblicken tät', das zwar menschliche Art an sich getragen hat, aber doch so finster war, daß er sich davor hätt' fürchten mögen. Hat's aber nicht getan; denn die Furcht ist ihm alleweil fern geblieben, weil sie bei ihm keine Heimstatt zum Hausen gefunden hat.

Wenn er aber gern immer hinaufgeschaut hat und nie den Kopf hat hängen lassen, da ist ihm oben auf der Kulmerau ein Bauernhaus zu Gesicht gestanden, das groß und stattlich mit seinen weißen Mauern ins Land geleuchtet hat. Und da ist's ihm so fürgekommen, daß es auch was gar Schönes in sich bergen tät; das war die Tochter

des Großbauern, die Hadmut. Ist ihm deshalb fast die Angst angegangen, es könnt' dem Haus etwas Böses geschehen, wenn das Wetter gar grimmig darüber hingezogen ist. Denn es war ihm dann, als hätt' einer mit Blitzen immer nach dem Haus gezielt, um es mit dem feurigen Geschoß zu erreichen und in Brand zu stecken. Aber das Unheil hat den Hof doch nicht getroffen; es ist immer daneben gegangen, wenn es schon ganz hat einschlagen wollen. Er hat aber nicht gewußt, daß in einer Nischen über der Tür der heilige Florian gestanden ist, der das Haus vor den Feuerunholden geschützt hat. Er hat sich gedacht, die Hadmut sei so lieb und brav, daß um ihretwillen dem Heim nichts Übles geschehen darf.

Aber das Verlangen hat er doch einmal gehabt, hinaufzugehen und sich den schönen Bauernhof näher anzuschauen. Wenn er daneben auch die Hadmut hätt' zu sehen bekommen, so wär' ihm das nicht zum Untrost geschehn. Macht er sich einmal auf, als die Sonn' ihm freundlich zugeglänzt hat, und will auf die Kulmerau steigen. Hat sich aber einen gar versteckten Steig ausgesucht, wo sonst niemand gegangen ist, weil er die Leut' nicht begegnen wollt'; die hätten ihn fragen können: Was suchst da oben? Und ist auf einmal in eine ganz fremde Gegend gekommen, wo der Fichtenwald so dicht gestanden ist, daß er fast finster war, und ein Felsen reckt sich in die Höh', der hat ihm schier den weitern Weg verwehrt. Aber er geht doch um denselbigen herum, und da sieht er ein altes Weiberl sitzen, das hat krank ausgesehn und geseufzt. Hat aber nicht gefragt: Was fehlt dir, Mutterl?, wie er zuerst hat mögen; denn er hat sich gefürchtet, daß sie ihn auch fragen könnt': Was suchst da oben?

Geht also weiter. Da hat ihn aber ein Wehtum angepackt, daß er sich selbst nimmer gekannt hat; so hat's ihm das Herz eingeschnürt, als wenn er's gar nimmer frei bekommen könnt'. Ist ihm die Reu' angegangen, und er kehrt auf dem Weg wieder zurück und stellt jetzt die Frage: Was fehlt dir, Mutterl? Dabei ist ihm schon leichter gewesen, und das Herz ist wieder jung geworden wie ehender. Sie aber sagt zu ihm: »Ich hab' die Krankheit, die unsere Heimatserde haben wird, und bin schwach. Wirst uns helfen, Rudmar?«

»Wie werd' ich's können?«

»Wirst es,« sagt sie, »wenn ich, die Frau Liukarda, dir den Rat dazu eingeben werd'. Jetzt gehst hinauf auf die Kulmerau. Dort wirst die Hadmut sehen. Aber weil du vorerst mich nicht gefragt hast, was mir fehlt, sondern als ein Fremder vorbeigegangen bist, so darfst du die Hadmut nicht anreden. Und jetzt geh. Wenn die Zeit kommt, wirst schon wieder herfinden.«

So ist er seines Weges aufwärts gestiegen und hat den stattlichen Bauernhof leuchten gesehen, wie er oben angekommen ist. Und da ist auch die Hadmut bei den Sonnenblumen gestanden und war so hoch gewachsen wie dieselbigen; aber ihr feins Dirndlherz hat sie noch viel schöner gemacht als die andern ihr Blumenherz. Und der Rudmar hat gemeint, die Sonn' hätt' sie mit allem übergossen, was auf Erden lieb ist, so daß ihm das eigne Herz gezittert hat vor übergroßem Schauen. Hat aber an ihr vorbeigehen müssen, ohne ihr einen Gruß zu bieten, und hat nur den Glanz aus ihren Augen mitgenommen, weil die ihn stumm gefragt haben: Was suchst da?

Hat sich wieder heimwärts gekehrt.

Wenn aber ein Wetter gekommen ist, hat er immer fleißig hinaufgeschaut, ob dem Bauernhof, wo die Hadmut daheim war, nichts Übles geschehn tät'. Denn immer hat's noch mit dem Donnerkeil dahin gezielt. Derselbige Untan aber, dessen Gesicht er im Wetter gesehen hat, der hat nichts vermögen mit all seinem bösen Sinn. Wie der hat weiterziehen müssen, da ist ein andres Gesicht aufgetaucht, das war noch schrecklicher als das vorige, und das ist in einer mächtigen blaugrauen Wolken gesteckt. Die hat sich aufgetan und hat herunterschauern lassen, daß die Schloßen so groß wie Hühnereier gefallen sind und alles zerstampft haben: die Frucht auf dem Feld, das Gras auf der Wiesen und das Obst auf den Bäumen. So ist eine böse Zeit ins Ennstal gekommen und eine große Hungersnot erstanden.

Auch oben auf der Kulmerau ist die Hadmut in Leid einhergegangen und hat die Verwüstung beklagt, die dem vorigen Reichtum gefolgt ist. Und wie sie gerade bei den Sonnenblumen steht, die entseelt auf dem Boden gelegen sind, da sieht sie ein altes Weibel vor sich, das sagt zu ihr:

»Tue dich nicht dem Gram so gänzlich hingeben, Hadmut; denn hat er dich einmal, so läßt er dich nimmer los. Schau, es wird einer bald heraufkommen, das ist der Bub Rudmar vom Tal. Dem gibst du das, was ich da in der Hand halt', und sagst ihm, er soll damit die Frau Liukarda aufsuchen. Und er wird uns allen helfen.«

Damit reichte sie ihr eine Sonnenblume, die noch klein in ihrer Kindheit war, und hat sich nicht mehr sehen lassen.

Steht aber nicht lang an, da kommt der Rudmar auf die Höh' und hat die Hadmut so getroffen, daß er sie hat anschauen können, ohne daß einer dabei gewesen wär'. Und war zufrieden damit, daß ihm das vergönnt war. Aber einen Gruß hat er ihr doch diesmal geboten und hat darauf weitergehen wollen.

Sie aber sagt zu ihm: »Bleib', Rudmar, ich hab' dir nur was Kurzes zu sagen: nimm dieses Blümel und geh damit zu Frau Liukarda.«

Damit hat sie es ihm hingereicht; und wie er's nimmt, haben sich die Augen von Bub und Maid mit so tiefem Licht getroffen, daß sie rot übergossen wie ein Röserl wird, und er im Herzen ein Glück verspürt, von dem er überselig werden könnt'. Haben aber nichts weiter miteinander ge-

sprochen, sondern sich nur die Hand gereicht und mit inniglichem Drucke sich Treue gelobt.

Jetzt hat ihn aber das Blümel zur Frau Liukarda geführt, gerad' als wenn's ihm den Weg gewiesen hätt'. Denn ohne zu fehlen, ist er vor dem Felsen angelangt, wo sie sitzt und zu ihm sagt: »Bist gekommen? Ist recht. Und jetzt sollst uns allen helfen, der Erden, die von den Unholden ist verwüstet worden, und den Menschen, die deshalb darben und hungern müssen.«

Und hat ihm alles angedeutet, was er tun muß, und ihm dabei ein kleines Schachterl gegeben, das er nicht eher aufmachen darf, bis er nicht an Ort und Stell' angelangt ist, wo er hin soll.

Er hat sich zu allem bereit erklärt. Denn es hat ihm geschwant, daß er, wenn alles gut ausgeht, was er unternimmt, damit das höchste Glück gewinnen kann, was er sich gewünscht hat: nämlich die Maid Hadmut, die ihm auch das Herz zu allem stark gemacht hat.

Das Blümel aber hat er noch immer in der Hand gehalten, und das hat ihn den Weg zum Grimming geführt. Da sind zwei mächtige Felsrippen herausgestanden, und in die Höhlung ist er hineingegangen, und wie er sein Blümel an die Wand andrückt, war da etwas wie eine Tür zu sehen. Durch dieselbige ist er in den gewaltigen Berg hineingekommen auf einem Gang, der immer tiefer einwärts führt. Und da hat schon ein Leuchten angehoben, als wenn das Licht von vielen tausend Kerzen sich zusammengetan hätt', um den Glanz zu verbreiten.

Und der ist vom Wunstern gekommen, der dem Rudmar wie ein Wunder entgegengeschimmert hat, als er in die Halle eingetreten ist, wo der Bock Berfried und der Ganser Gerhard ihn bewacht haben. Er hat nur so gestaunt über die Pracht desselbigen Sterns, der in allen Farben gestrahlt hat, und hat es schier für unmöglich gehalten, daß er ihn mit eigner Hand fassen und hinausbringen wird können. Aber jetzt hat er sich fürsichtig am Eingang gehalten und gemerkt, daß von den beiden Wächtern der eine schlummert, das war der Berfried, und der andre, der Ganser, die Augen offen hat. Das haben die beiden immer so gehalten, daß eins von ihnen geschlafen hat und das andre wach geblieben ist.

Jetzt tut aber der Rudmar das, was ihm die Frau Liukarda geheißen hat. Er macht das Schachterl auf, und heraus fliegt eine Bremse, die den Berfried ins Ohr gestochen hat.

Der springt jählings auf und sagt unwirsch zu dem Ganser: »Was hast mich denn so ins Ohr gezwickt mit deinem lästerlichen Schnabel? Laß das ein andermal sein, sonst wirst mich als einen Unguten sehen.«

Der Ganser hat reden können, so viel er hat wollen, daß er von nichts weiß, der andre hat noch immer gemurrt und gescholten. Legt sich aber hin und nickt wieder ein.

Da sticht ihn die Bremse zum zweitenmal.

Jetzt ist er voller Wut aufgesprungen und schreit: »Verbannter Kerl, du! Gibst kein' Fried'? Wenn du das Zwicken für ein' Spaß hältst, so werd' ich dir einen Ernst weisen, der dir alle Lust zum Spaßen vertreiben wird. Zum letztenmal sag' ich jetzt: Gib ein' Ruh!«

Der Ganser redt sich aus, daß er nichts getan, sich nicht gerührt hat, mäuserlstill gesessen ist. Hat aber alles nichts genutzt. Der Berfried hat fort gegreint und gedroht, bis er sich endlich niederlegt und dem Schlaf anheimgefallen ist.

Jetzt hat die Bremse einen gar festen Anlauf genommen und ihn zum drittenmal ärger als ehender gestochen.

Da ist der Schlaf meilenweit von ihm geflohen. Er ist ihm auch nicht nachgerannt, sondern voller Wut dem Ganser zu Leib gegangen und hat ihm mit seinem mächtigen Gehörn einen Stoß versetzt, von dem jeder andre geflügelte Gesell den letzten Schnaufer getan hätt'. Aber der Gerhard war selber ein starker Haudegen, und kaum verspürt er den Hieb, als er schon mit Fauchen und funkelnden Lichtern auf den Berfried losgeht und ihm mit seinen gewaltigen Schwingen rechts und links Maulschellen versetzt, daß er nur so hintaumelt und sich nicht mehr auf den Beinen erhalten kann. Rafft sich aber dennoch auf, weil ihm der Zorn die Kraft gegeben hat, und gebraucht wieder sein Gehörn schärfer als zuvor, so daß dem Gerhard das Bacherl Blut zu rinnen beginnt. Da hat sich aber auch in ihm der Grimm gewaltig gesammelt und seine Schwingen eisenfest gemacht. Und es hat sich ein wilder Kampf zwischen beiden erhoben, der nicht eher ein End' nimmt, bis beide mit letztem Röcheln auf dem Boden liegen.

Der Rudmar ist dann mit Scheu auf den Wunstern zugegangen, hat sich aber doch getraut, ihn in ein Tüchel einzuhüllen. Ins Schachterl hat sich wieder die Bremse als in ihrem Heim eingefunden, und so ist er zur Bergpforten gekommen, die ihm Einlaß gegeben, und ist durch dieselbige ins Freie gekommen. Wie er zurückgeschaut, war von einer Pforten nichts mehr zu sehen, sondern nur die Felswand hat ihm ihr rauhes Gesicht gezeigt.

Als aber die Riesenunholde Eisolf und Freisart durch ihr eignes Tor im Berg eingekehrt sind, die beiden Wächter leblos liegen gesehen und den Wunstern nicht mehr vorgefunden haben, so sind sie schier vor lauter Verzweiflung in Raserei verfallen. Haben sich gegenseitig beschimpft und einer dem andern vorgeworfen, daß er Schuld an dem Unglück trag', das sie betroffen hat. Das alles hat aber nichts mehr genutzt. Und weil sie den Wunstern nicht mehr zur Stärkung besessen haben, der ihnen auch die leibliche Nahrung ersetzt hat, so sind sie kraftlos und krank geworden. Wollten aber noch immer auf den Wolken reiten, um ein Unwetter zu kochen, konnten aber diesel-

ben nicht mehr zügeln wie sonst, sondern sind von ihnen in die Weiten fortgetragen worden, und ist ihnen keine Heimkehr mehr in den Berg vergunnt worden.

Der Rudmar aber hat den Wunstern und das Bremsenschachterl der Frau Liukarda zugetragen und übergeben. Damit ist eine gute Sach' geschehen; denn sie hat mit Morgenanbruch den Wunstern gleich den Strahlen der aufgehenden Sonne ausgesetzt, und da ist er in unzählige kleine Sterndl zerflossen. Die sind dahingeflogen und haben sich in den verdorrten Boden von Feld, Wiesen und Almgrund niedergelassen und mit der Erden vereinigt. Die hat sofort zu grünen angefangen, daß es eine Freud' war, und alles ist in guter Fruchtbarkeit erstanden.

Nur ein Sterndl hat die Frau Liukarda selber behalten und damit was Besonderes ausgeführt. Wie nämlich die Hadmut und der Rudmar oben auf der Kulmerau vor dem Haus beieinander stehen und sie ihm dankt, daß er den Weg in den Grimmingberg gemacht, womit er allen das Heil hat bringen können, und beide sich herzlich bei der Hand halten, da geht aus dem Sterndl, das die Frau Liukarda dort in den Boden versenkt hat, etwas Wundersames auf. Eine Sonnenblume ist herausgewachsen, die war so hoch, daß beide unter ihrem Kelch wie unter einem goldenen Dach stehen; und da haben sich von der sonnigen Kraft der Blume nicht nur die Hände, sondern auch die Lippen zusammengefunden, und ist beiden der bräutliche Kuß mit tiefer Herzinnigkeit ergangen. Sind auch bald ein glückliches Ehepaar geworden. und der Rudmar hat als braver Großbauer oben im Kulmerhof gehaust, allen zur Gunst und sich selber zur Ehr'.

Das Ennstal aber hat seit der Zeit immer geblüht und gegrünt und ist nie mehr von einem unheilvollen Hagelschlage verwüstet worden.

So ging die Mär zu Ende, und den andern war die Zeit darüber kurz geworden, so daß sie die Nachtruhe aufsuchen konnten, und der Tregl zufrieden war, eines jeden Dank eingeheimst zu haben.

Am nächsten Morgen schien die Sonne am blauen Himmel, als wollte sie den gewöhnlichen Wochentag sonntäglich beglänzen, und sie hatte sich noch nicht sehr hoch erhoben, da traf auch ein Sonntagskind auf der Alm ein. Es war die Tochter vom Wartperger, die mit einer rüstigen Mardirn' als Begleiterin gekommen war. Die Haustochter schritt leicht über den Almboden dahin, als hätte der Aufstieg ihr nicht die kleinste Schweißperle gekostet, obgleich die Wangen leicht gerötet waren. Ihrem blonden Haare schmiegte sich das Sonnengold des hellen Tages als gleiche Farbe an, und in dem Ebenmaße ihrer Gestalt war alles vom Scheitel bis zur Sohle lieblich gefügt. Und als der Gori ihr in die Augen sehen konnte, da ging ihm das tiefe Blau des Himmels noch einmal auf, das über ihm in Reinheit lag.

Er brachte auch gleich sein Anliegen vor, daß dem Sumerauer mit dem Ankauf der Alm für sein' Lebzeit geholfen wäre, und daß er, Gori, ihm das Geld dazu leihen möchte. Sie aber wollte davon nichts wissen; die Alm sei ihr selber lieb und läge ihr näher als des Sumerauers Begehren. Sie könne sich von ihrem Eigentum nicht trennen, und sie wisse auch nicht, daß jemand aus der Gegend aus Guttat sich einer liebgewordenen Alm entäußert hätte. Dabei blickte sie doch den Gori mit guten Augen an, weil er sich des Bauers mit so warmen Worten angenommen hatte, daß sie schier davon überwältigt wurde. Weil sie aber einen Anlauf zur Festigkeit genommen hatte. gedachte sie gerade darin zu beharren.

So lag doch ein winziges Spöttlein in ihren guten Augen, weil sie dachte, seinem Wunsche nicht zu willfahren und doch die Rede nicht zu hart zu stellen. Dabei nahm der Ton ihrer Stimme einen schier kindlichen Ausdruck an, und dem Gori war's plötzlich, als wenn er sich an etwas erinnerte, was vor Jahren eine kleine Begebenheit war. Er erinnerte sich an den Klostergarten und an ein Mägdlein darin, das damals mit dem gleichen Ton zu ihm gesprochen hatte. den er jetzt hörte.

Das Bild stieg plötzlich vor ihm auf, und er rief: »Aus der Mine ist jetzt die Hermine geworden, gelt?«

Da blickte sie erstaunt auf ihn und fragte um die Bedeutung dieses Ausrufs. Und er teilte ihr die Begegnung mit, die er mit ihr kleinem Mägdlein als Knabe hatte.

Jetzt erinnerte sie sich auch daran, und ihr Antlitz gewann ein Lächeln, das ihr nicht übel stand. Es war etwas von Herzlichkeit darin, mit der sie sich ihm zuneigte und sagte: »Ja, da sind wir ja Bekannte von Kindheit auf, und da darf ich nicht mehr in fremdem Geschäftston zu Ihnen reden. Herr Gori, sondern muß heimische Saiten aufziehen. Und wenn Sie mir noch lange zureden und sich recht warm für den Sumerauer einsetzen, wer weiß, ob ich dann nicht meine Lieblingsalm dahingebe, um mit Ihnen zusammen ein gutes Werk an dem Sumerauer zu verüben. Also legen Sie los!«

Und es war ein gutmütiges Spöttlein, das diesmal in ihren hellen Augen aufleuchtete.

»Nein, Fräulein Hermine —«

»Sagen Sie nur Mine.«

»Also, Fräulein Mine, nein. Da wir jetzt von Kindheit auf in Freundschaft zueinander stehen. brauch' ich nicht viel Worte zu machen. Denn da müssen wir auch eines Sinnes sein. Ich möchte für Sie das Blaue vom Himmel herunterholen, wenn der Weg dahin nicht zu weit wäre; aber Sie sind auf dem richtigen Wege, mir Ihre

Adolf Fischer-Gurig: Nach dem Gewitter

Freundschaft lieb und brav zu zeigen; wenn Sie mir die Alm für den Sumerauer überlassen.«

Er sprach dies mit fröhlichem Gemüte, was ihn überaus gut kleidete, und das Licht aus den hellen Augen von Bub und Maid fand sich zusammen in einem Strahle, der beider Herzen einmütig erleuchtete.

Sie gab ihm wohl noch zur Antwort: »Ich werd' dem Herrn gleich zu Diensten stehn, wie er es anschafft, gelt?« und ähnliches, womit sie die Vertraulichkeit nach Mädchenweise einzudämmen für geboten fand; aber sonach schwand der Raum, der beide trennte, doch so sehr, daß sie ihm endlich den Verkauf der Alm zusagte. Und jetzt war der Gori glücklich und dankte ihr mit einer Innigkeit, als wär' er der Sumerauer selbst, dem ein Heil damit geschehen war; was der Maid auch nicht mißfiel.

Es ward noch ein Stück des Tages oben im Sonnenschein verbracht; dann gingen sie in Eintracht hinab, und das Licht begleitete sie wie ein treuer Gefährte, der sie nicht verlassen wollte. Das Gespräch dauerte auch wie zwischen zwei guten Freunden an, die es unlängst geworden sind, aber in der Kürze der Zeit schon eine Tiefe gefunden haben, woraus sie reichlich schöpfen konnten, um einander mit Herzlichkeit zu beschenken.

Und der Tregl mit der Mardirn' ging hintendrein und war nicht zu karg mit den Gesprächsbrocken, um seine Begleiterin damit zu nähren. Und hörte er gar die jungen Leute vor sich fröhlich lachen, so lobte er den Tag im stillen, der solches Ereignis gebracht hatte. Denn er hielt dafür, daß da ein stattliches Paar den Wald hinabschritt und sich vom bedeutungsvollen Rauschen der Wipfel den Weg gesegnen ließ.

Ja, die beiden waren recht zufrieden miteinander, der Gori und die Maid; und wenn sie ihr Antlitz sich zuwendeten, so lag das Bild des einen in den Augen des andern traulich verwahrt, als könnt' es nimmer daraus scheiden.

Zuweilen kam es ihm aber doch vor, als wenn er etwas weniger Gutes sähe, und das waren zwei gelbe Lichter, die aus dem Gebüsche funkelten, wie von einem Tier, das nicht zu den zahmen gehörte. Dann dachte er, daß er sich so etwas nur einbilde, weil es ihm zu wohl ergangen war auf seiner Bergfahrt. Es meldete sich auch nichts Sonderliches, bis sie den Saum des Waldes erreicht hatten und zur Bergwiese kamen. Da hörte er eine Menschenstimme ächzen und grölen: »Au weh! Hab' mich derfallen. Au weh! Mein Hachsen ist hin.«

Der Gori war rasch bei dem Busch, aus dem das Winseln kam, und zog das Geschöpf hervor, das dort lag.

Und der Tregl rief: »Das ist freilich ein Au weh, den Balg zu sehn! Das ist ja der Wichsel.«

»Was hast denn?« fragte der Gori. »Was ist dir geschehen?«

»Droben Wandl, schiechs. An einem graupeten Strauch mich festgehalten. Hat nichts genutzt. Hat nachgegeben. Bin stark gefallen. Kann nicht gehn. Der Hachsen will mich nicht tragen.«

»Sei stad,« sagte der Gori, »ich werd' dich bis zum nächsten Bauernhaus tragen. Dort kannst bleiben, bis es mit dir besser wird.«

»Ja, selb mag sein,« winselte der Wichsel.

Jetzt riet nicht nur der Tregl, sondern auch das Fräulein Mine dem willfährigen Gori ab, diese widerliche Last auf sich zu nehmen. Er solle lieber einen Knecht vom Bauernhause zu ihm heraufschicken. Und der Tregl meinte gar, das Ganze müsse eine grobe Tücke von dem Balg sein, und wenn man ihn allein lasse, würde er alsbald gesunde Beine kriegen.

Doch der Gori erwiderte: »Er ist ein Mensch, und wenn er auch als solcher verzerrt auf die Welt gekommen ist, so muß man ihm helfen, weil er in Not ist.«

Ließ sich sonach nicht abwendig machen, nahm den Wichsel in die Arme und trug ihn wie ein ungestaltetes Kind bis zum nächsten Bauernhof, wo er ihn abgab. Er hinterließ auch Geld zu seiner Pflege, die hoffentlich nicht zu lange dauern werde.

Dann setzte er seinen Weg mit den andern fort.

Die Mine dachte sich: er gibt seine Gutheit für viele aus, da kommt leicht für eins allein zuwenig heraus. Denn sie wußte nicht, daß die Güte, je mehr von ihr verausgabt wird, nicht minder, sondern desto reicher wird. Und in der nächsten Zeit, da sich ihr der trauliche Verkehr mit dem Gori feststellte, ließ sie ihn ein wenig die Überlegenheit fühlen, die sie durch die Kenntnis seiner Art vor ihm voraus hatte. Ihm war es wohlig zumute, wenn er in ihrer Nähe weilte, und obgleich sie diese Nähe immer noch zu einer hübschen Ferne zu machen wußte, sprangen doch die Funken von einem Herzen zum andern, um beide mit der gelinden Glut einer goldenen Sehnsucht zu erwärmen. Aber gerade weil sie das empfand, rief sie die Kälte als Bundesgenossin herbei, um sich zu dem Gori fremder zu stellen, als sie war.

Der hatte aber auch den Hellblick eines Kindes, das weiß, daß man ihm Gutes will gönnen, wenn auch das Gesicht dazu nicht lächelt. Und er wußte, daß da ein Dirndl von Herz und Kopf ihm das Licht der blauen Augen zusendete, wie kein hübscheres im ganzen Ennstal zu finden war. Seiner Mutter, der er alles anvertraute, verschwieg er auch das nicht: daß er groß genug gewachsen sei, um sich die Zuneigung der Mine für das Leben zu wünschen. Und sie, die Mutter, war gar nicht ungehalten darüber, daß ihr Sohn sich aus der vermöglichen Sippe der Warsperger das Weib heimholen wollte, das ihn beglücken konnte.

Sie stand ihr ja auch zu Gesichte, die Mine.

Und die stellte sich zu ihr so wie eine Tochter, die es sich selbst verheimlichte, daß sie es sei. Der Gori trug aber noch das Bedenken, daß seine Mutter, die ihm bis jetzt das Kostbarste war, was er besaß, gegen eine zurückstehen sollte, die noch kostbarer war: gegen das Weib seiner Herzenswahl. Dieses Bedenken suchte sie ihm mit guten Gründen auszureden. Daß seine Kindesliebe die gleiche bleibe, dafür werde schon sie sorgen, und für die Mannesliebe werde es das Weib tun. So werden beider Sorgfalt eine Einheit bilden, in der sich auch der Gori mit sich selbst einig fühlen könne. Das sei genug.

Das gab ihm den Trost, die Mine so lieb zu haben, wie es sein Herz begehrte. Und sie hatte ihm eigentlich dasselbe zu bieten, hielt aber noch mit der Gabe weislich zurück, um ihren Wert zu erhöhen, wie dies die Art eines gescheiten Mädchens ist. Doch das stattliche Anwesen in der Ortschaft Melbing, wo sie daheim war, umschloß den Gori oft als willkommenen Gast, so daß er sich dort so heimisch fühlte wie einer, der es noch mehr werden konnte.

Einmal an einem Sonntag führte er ihr zwei flachshaarige Knaben zu, die ihr schöne Blumensträuße brachten mit einer Danksagung, deren schlichter Inhalt ein Vergelt's Gott inniglich ausdrückte. Es waren dies die Kinder des Sumerauer, der in den Besitz der Alm gekommen war. Und die Mine freute sich, bewirtete die Buben und schickte sie noch mit erlesenem Mundvorrat für die andern Geschwister heim. So hatte sie doch von dem Gori das Gutsein gelernt, und daß er damit zufrieden war, das sah sie ihm an den Augen an.

Sie waren so traut miteinander, daß die Mine es zuweilen für geboten fand, einen hohen Ton anzuschlagen, auf daß sie nicht noch trauter wurden. Das ließ sich der Gori gefallen, und wenn sie damit ein wenig zurückwich, so brauchte es nicht lange Zeit, daß er wieder nachrückte und ihr nahestand wie vordem. Doch waren sie wie zwei gutgeartete Kinder, die den Festtag geduldig erwarten, der sie mit dem beschenken soll, was sie zuhöchst wünschen. Und das Wort, daß sie sich liebten, hatten sie sich noch nie gesagt. Wenn sie miteinander gingen, da gesellte sich wohl der Wunsch als Dritter zu, daß es immer so bleiben möge; aber er ward als Gefährte geduldet, dem das Sprechen nicht erlaubt war.

Einst hatte die Mine an Stelle ihres Vaters ein Guthaben im Stifte einzulösen, und der Gori begleitete sie auf dem Wege dahin. Als die Angelegenheit mit dem Rentmeister in der Raitstube bereinigt war, begab sie sich in den Klostergarten, wo der Gori ihrer harrte.

Da ward die Erinnerung wach an die Zeit, wo sie als Kinder hier geweilt, und es gab einen gelinden Streit darüber, in welchem Teil des Gartens sie sich damals gesehen hatten. Das eine sagte da, das andre dort; und von den Blumen, die in den Beeten blühten, konnte ihnen keine Auskunft geben, denn sie ließen sich damals noch nicht von der Sonne bescheinen.

Da sagte der Gori: »Die Bäume haben es von weitem gesehen, und die sind noch immer dieselben wie damals, obgleich sie gerade um soviel Jahre zugenommen haben wie wir zwei. Die müssen wir fragen, wer recht hat, ich oder Sie. Fräulein Mine.«

Sie nahm das als einen Scherz auf, den sie aber nicht unsanft verscheuchen wollte, und erwiderte: »Meinetwegen gehen wir hinüber, wo sie stehen, und ich bin neugierig, wie sie entscheiden werden.«

Als sie aber drüben im Gelände ankamen, das eine Art Park darstellte, da sahen sie zunächst ein zierliches Gartenhäuschen. Drin saß ein geistlicher Herr über einem stattlichen Buche, der aufblickte, als ihm die nahenden Schritte die Ankunft zweier Menschenkinder meldeten.

Er sah sie an wie einer, der zwei offene Seiten eines Buches vor sich hat in einer Sprache, die ihm nicht ganz fremd ist. Die Augen wurden ihm hell, als er den Inhalt erfaßte, der von zwei Lichtstrahlen in jugendlichen Seelen erzählte, die sich damit das Leben heiligten. Und er übertrug den Sinn des Epistelspruches »Wer in der Liebe wohnt, der wohnt in Gott« aus dem Geistigen ins Weltliche und sprach, da er die Verlegenheit der beiden Menschenkinder bemerkte: »Was der eine Tag verwirrt, das mag der andre schlichten. Die Sonne, die Gott in die Welt schickt, muß die Menschenseele als Heiterkeit aufnehmen, wenn sie rein ist. Solche Heiterkeit ist das Reich, worin die Liebe als Königin herrscht. Und wer mit demütigem Herzen in der Liebe wohnt, der wohnt in Gott. Das sagt euch der Pater Ortwin. Und nun gehabt euch wohl! Das Buch, das da vor mir liegt, ruft mich wieder zu sich.«

Damit bewegte er die Hand zum Abschiedsgruße und bemerkte kaum, wie die beiden sich erst vor ihm tief verneigten und dann entfernten.

Dem Gori aber war etwas gesagt worden, was sein Inneres wie mit feuriger Schrift erhellte, so daß er es deutlich lesen konnte. Und er mußte der Mine eröffnen, was er in sich trug. Das geschah, als sie den Heimweg über die Aignerhöhe antraten und sich die Welt vor ihnen auftat. Da mochte sich auch sein Herz weiten und die Empfindung, die darin wohnte, Raum gewinnen, daß sie überströmte. Das geschah jedoch nicht in übermütiger Weise, sondern trat tief und klar ans Licht wie die Wellen eines jugendlichen Alpenbaches.

Er sagte: »Ich hab' mir's überlegt, daß ich zu dir reden will, Mine, wie ich bisher geschwiegen hab'. Aber mein Schweigen war immer ein Denken an dich. Da warst du mein; da hab' ich dich

einwendig in mir getragen wie meine eigne Seel', ohne die ich nicht leben könnt'. Du bist mir ja auch zum Leben notwendig wie die Sonn' dem Tag. Und wenn du mir dasselbige gibst, was ich dir geb', die Lieb', so will ich dir zeitlebens dafür danken mit der Treu', ohne die mein Herz nicht sein könnt'. Denn ich möcht' nie ein andrer werden, als der ich bin, und als solcher muß ich zu dir halten wie zu einer, die mein Glück in Verwahrung hat, und die, wenn sie mir's gibt, es doch immer wieder bei sich behält. Jetzt darf ich dich fragen und bitten: wirst es mir zum allererstenmal geben damit, daß du mein Weib wirst?«

Damit war er stehengeblieben und sah ihr ins Gesicht. Sie hatte aber die Wimpern gesenkt, und die Rosenfarbe, die ihre Wangen durchhauchte, kündete ihm an, daß auch ihr das Herz in Blüte stand wie das seinige. Da breitete er die Arme aus und rief freudiglich: »Mine!«

Und sie blickte auf, doch nicht gänzlich, so daß nur ein gehemmter Strahl aus den blauen Sternen zu ihm gelangte.

»Mine, willst mir ein Ja geben, mußt mich ganz anschauen!«

Da empfing er das volle hingebungsvolle Licht ihrer Augen; und er hatte die Arme nicht umsonst geöffnet, sie konnten sich um den jungfräulichen Leib schließen, ihn an sein Herz drücken und die Lippen in dem lieblichen Antlitze finden, die er suchte.

Er brauchte das Ja nicht mehr zu hören, er hatte es im Kusse inbrünstiglich empfunden.

Dann war der Weg über die Höhe leicht, der Boden war blumig geworden, oder er ward schier ganz vergessen, daß er da war. Und die Worte, die sie sich zuschickten, waren Boten aus einem Freudenreiche in das andre. Sie erzählten von der Zukunft, wie alles sich herrlich in Gemeinsamkeit der Stammhäuser ergeben werde, aus denen die beiden glücklichen Menschenkinder hervorgegangen waren. Und wenn auch der Gori es war, der diese Zukunft malte, so half auch die Mine mit einem und dem andern Wörtlein getreulich dazu. Wenn ihr aber etwas in seiner Schilderung besonders gefiel, so belohnte ihn ein Lächeln dafür in ihrem lieben Gesichte, das ihm den Tag noch heller machte, als er war. Und die Berge, die fern ihre Häupter in den Himmel reckten, waren freundliche Gesellen, die ihnen Grüße zusandten und vielleicht gar auch Glück zur Verlobung wünschten. Sie waren in Duft gekleidet und schienen schwebend dahinzuziehen, als hätten sie ihre wuchtige Erdschwere verloren. Diesen Zauber bewirkten die Augen der beiden Menschenkinder, die traumselig alles verklärten, was sich in ihnen spiegelte. Selbst der klotzige Grimming hatte eine feinere Gestaltung gewonnen, und sein graues Haupt sah ehrwürdig zum blauen Himmel empor. Und wo die Enns unten im Tale aufleuchtete, da war es das Sonnenglück, das unter den Menschen sich heimisch machte. So lagerte über der ganzen Bergwelt ein Hauch von Erhabenheit, die doch traulich das Herz der beiden durchwehte, wie sie nun mit verschlungenen Händen einherschritten.

Da vernahmen sie eine sonderbare Weise, die aus dem Fichtenbusch heraustönte. Es waren dumpfe Klänge, die abgestoßen hervorkamen und doch eine Art Sanges bildeten, der sie fremdartig anmutete und bei aller Rauheit einer abgemessenen Tonfolge nicht entbehrte. Diese Musik erschien ihnen auf der Höhe so sonderbar, daß sie ihr nachgingen, in den Busch einbogen und bald ein seltsames Bild vor Augen bekamen. Ein zwergiges Geschöpf, das aber überaus breitschulterig war, tanzte wie besessen auf dem freien Platz, den die Fichten umrahmten, und blies dazu auf einem Horn die Weise. Wenn er es zeitweilig von den Lippen absetzte, kollerte ein Lachen hervor, das von seiner Lustigkeit Kunde gab; und er fuchtelte unbändig mit den Händen herum, wie er sich mit derbem Tritte im Kreise drehte. Das war der Wichsel.

»Schau,« rief der Gori jetzt, »du bist es! Na, dein Hachsen ist wieder gesund und heil, wenn du so umherhupfen kannst.«

»Ist nimmer arg,« erwiderte jener und grinste mit breitem Lachen, wobei die Glotzaugen unter der Stirn hervortraten, die schmal zwischen dem Schopfe und den zusammengewachsenen Brauen sichtbar war.

»Bist da daheim?« fragte der Gori.

»Ganz daheim, ja. Das Haus ist unsrigs«

Und er deutete auf die Hütte, die unfern mit dunklen Holzwänden stand.

»Und da brennt dein Vater seinen Kräuterschnaps, seinen Kranabeter und andern, gelt?«

»Enzian, guten.«

Ein fahles Licht glomm in den Augen des Wichsels auf, die grünlich schillerten.

»Hineinkommen, Herr, kosten den Enzian. Bitt' schön. Ehr' antun dem Wichsel. Bitt' schön.« Und er patschte einigemal die Hände zusammen.

»Na, meinetwegen will ich deinen Enzian kosten, wenn dir damit was Gutes geschieht.«

Die Mine suchte ihn abzuhalten, daß er nicht in die Hütte eintrete; aber er sagte, er wolle den armen Buben nicht durch eine Weigerung kränken. Er werde bald wieder da sein; sie möge derweil seiner draußen harren. Und er trat mit dem Wichsel in die Hütte.

Als sie allein draußen stand, bemächtigte sich ihrer eine unerklärliche Angst. Es schien ihr, die Hütte wäre weit entfernt und etwas wie ein grauer Nebel hülle sie ein. Doch war der Rauch deutlich sichtbar, der aus dem Schornstein aufstieg, und wie er sich kräuselte, schienen sich sonderbare Gebilde in ihm zu drehen. Dabei dehnte sich ihr die Zeit ins Ungemessene, und es war

doch nur eine kurze Weile vergangen, seitdem sie draußen seiner harrte.

Wird er nicht bald kommen? fragte sie sich. Und die dunkle Tür der Hütte glotzte sie mit den Augen des Wichsel an, so daß sie sich abwendete, um nicht hineinzublicken.

Da hörte sie Goris Stimme, der sagte: »Da bin ich wieder, Mine. Hat nur so lange gedauert, daß ich mit ein paar Tröpferl seines Enzians Bekanntschaft gemacht hab', was dem armen Knirps genug war. Denn er hat drinnen vor Freud' wieder zu hupfen angefangen, weil ich ihm die Ehr' angetan hab'; aber ich bin ihm davongewischt.«

Sie blickte ihn an und bemerkte, daß der Stern in der Bläue seines Auges dunkel starrte, und es schien ihr fast, daß etwas Fremdes dort herausschaute, wo vorher nur ein lauterer Quell des Lichtes und der Liebe glänzte. Doch war sie ihrer Wahrnehmung so wenig gewiß, daß sie es vermied, ein Wort darüber verlauten zu lassen, und sie setzten ihren Weg fort.

Auch das Gespräch nahm seinen Verlauf, und der Gori meinte seine Herzenswärme wie vorher in Worten auszusprechen, die nicht anders konnten als hervorzuquellen; allein die Mine hörte etwas Fremdes heraus. Ward sie vorher von dem Wehen eines Liebesfrühlings ergriffen, der in Goris schlichte Worte Blüten einwebte, so ging von den Worten jetzt für ihre Empfindung etwas wie ein kalter Hauch aus, der sie erschreckte. Doch vermied sie es immer, ihrer Befremdung Ausdruck zu geben, indem sie sich selber die Schuld beimaß, etwas leidvoll zu fühlen, was ihr aus unverändert treuem Herzen zufloß.

So blieb es, bis sie daheim angelangt waren, wo der Gori von ihren Eltern wohl empfangen wurde und noch zu Gaste blieb, eh' er selbst heimkehrte. Die Eltern hatten keine Veränderung an ihm bemerkt; so schwieg sie auch vor ihnen und hielt ihre Empfindung verborgen.

Der Gori hatte aber in derselben Nacht einen sonderbaren Traum. Es war ihm, als wenn die Winternacht gekommen sei, in welcher des Herrn Geburt gefeiert wird. Und er hatte sich aufgemacht, um droben auf dem Berge in der Kirche von St. Jürgen die Christmette zu hören. Er stand an der Pforte und sah sich um, bevor er eintrat. Da strömte das Volk herauf, das sich dunkel auf dem weißen Schnee bewegte, und es war, als wenn es von allen Seiten gerade dieser Kirche zustrebte. Fackeln gebrauchen sie nicht, denn der Winterhimmel war mit glänzenden Sternen bedeckt, die flimmerten und leuchteten festlich auf die Menge herab. Es war ihm warm und erhebend zumute, als er in das Innere der Kirche trat, die Lichter am Altar ihm sternenhaft entgegenleuchteten und der andächtige Gesang ergreifend vom Chore herab ertönte.

Sein Herz war voll Liebe, das dem Herrn entgegenschlug, der sich als Kindlein der Menschheit einverleibte, um sie zu erlösen. Und diese Liebe im Herzen machte es strahlend hell wie die Kirche, die geweiht war, um den Geist in sich zu fassen, der von dem Gotteskindlein ausging.

Da geschah etwas Seltsames.

Eine Fledermaus war hereingeflogen von unförmlich knolligem Umfange. Die Augen glotzten ihr kugelig hervor, und grüne Lichter flimmerten darin. Etwas von Stirn war unter dem borstigen Schopfe sichtbar und etwas von breiter Nase, auch wulstigen Lippen und ledernen Wangen, so daß sie menschliches Antlitz trug.

Und die Fledermaus flog hin und blies alle Lichter auf dem Altar aus. Da ward es dunkel in der Kirche und in seinem Herzen, das davon alle Wärme verlor und in Nacht und Frost erschauerte.

Da stieg ein Wehklagen in ihm auf: Hast du mich, Gott, zuerst beseligt und dann verlassen, so bist du mir verloren, und ich darf dich nicht mehr kennen.

Ob dieser Klage ward der Frost noch eisiger in ihm. Er erwachte in der warmen Sommernacht und hüllte sich in die Decke, als ob die Kälte wirklich über ihn gekommen wäre.

Die verließ ihn nicht mehr. Er trug sie mit sich, wo er ging, und brachte sie auch zur Mine mit. Der war damit etwas Unfaßbares geschehen, aber auch ihm selber, dem Gori. Er hatte nicht gänzlich das Bewußtsein verloren, daß etwas über ihn gekommen war, was das Licht in seinem Herzen ausgelöscht hatte. Doch war es nur eine dumpfe Erkenntnis, daß etwas von ihm Besitz ergriffen hatte, was er nicht selber war. Auch die Mutter mußte es merken und verfiel darüber in Gram; denn auch ihr blickte er nicht mehr ins Auge wie vordem, sondern wendete sich ab. Er hatte sie vormals immer gern Sonntags in die Kirche zur Messe begleitet; jetzt weigerte er sich, es zu tun. Und doch ließ er sie die Antwort nicht hören, die er sich selbst gab: Gott hat mich verlassen, warum sollt' ich ihn aufsuchen! Denn es hielt ihn eine Scheu zurück, seine Mutter mit dieser Antwort zu kränken, und er wollte das Leid, daß er sich solches sagen mußte, allein tragen.

Schwer war es genug; er meinte, jetzt und jetzt müsse er darunter zusammenbrechen und konnte sich nicht davon befreien. Als wenn es ihm wie ein Unhold auf den Nacken gesprungen wäre, so daß er nicht sehen konnte, was es sei, und doch die unheimliche Schwere fühlte, so ging er mit seiner Last einher. Der Sommertag war grau geworden, und die Sonne hatte ihren Glanz verloren, der Himmel zeigte sich dunkel verschlossen, und die Sterne in der Nacht gaben keinen Schein. Das war alles, weil in ihnen und in seiner Seele der Gottesodem fehlte. Und die Liebe zur Mutter, die Liebe zur Mine suchte er und konnte sie

nicht finden. Wo er ging, da gingen ihm zur Seite zwei mit als Lebensgefährtinnen: die Kälte und die Einsamkeit. Und auf die Mutter und die Mine senkte sich die Betrübnis herab als schweres Leidgewölke, das Blitze barg, die tödlich wirken konnten, und die Mine verfiel in Krankheit.

Er kam auch, um sie zu besuchen; das mußte er vor allen Leuten tun. Als er sie aber mit den bleichen Wangen sah, aus denen die Frühlingsblüte gewichen war, da blieb er kalt und wußte, daß er unter einem Gerichte stehe, das ihn verurteilte, so zu sein, wie er war. Er sprach einige Worte, die wie Dunst in der Luft zerflossen, und ging wieder wie er gekommen war. Doch fühlte er, daß seine Seele, die ihm nicht mehr angehörte, ihre Zuflucht im Leibe der Maid gesucht habe, und wenn der entschwinde, mitvergehen müsse. Da kam es wie eine Ahnung über ihn, daß er Tränen vergießen mußte; denn das sei bei großem Leide unter Menschen Brauch. Er konnte jedoch keine Träne aus seinem Herzen schöpfen; denn das war ein versperrter Bronnen, auf den das Siegel des Unheils geprägt war.

Doch die Tränen, die ihm fehlten, die vergoß jetzt der Himmel. Es begann zu regnen, als Vorbote eines Unwetters, das vom Grimming herzog. Und er schritt über die Höhe den Wald hinan unter den alten Fichten, deren Wipfel vom einherbrausenden Sturme gepackt und geschüttelt wurden, so daß sie sich ächzend bogen und mit genauer Not wieder aufrichteten. Das wiederholte sich, als wie abgemessen. Und das Sausen kam einher, als wenn die wilde Jagd über die Wipfel dahinzöge und die Hörner schrille Rufe ausstießen, die wie Spott klangen, und denen ein wüstes Gelächter folgte. So tönten die Stimmen des Windes.

Dazu flackerten die Blitze unaufhörlich als Feuer am Himmelsherd, und ein Rollen folgte wie von tausend eisernen Töpfen, die zusammenstießen, vom Sturm geschüttelt. Jetzt prasselte auch der Regen herab, der bisher noch gezaudert hatte, und es schüttete in ganzen Eimern herunter. Also mächtig war das Unwetter gebraut.

Und der Gori ging durch den Wald, als sei der ganze dröhnende Hall, das Sausen und das Geprassel ein Gesang, der die Einsamkeit verscheuchen sollte, die in ihm hauste. Wenn aber inzwischen das Gelächter gar spöttisch ertönte, da glaubte er zwei grüne Lichter aus hervorquellenden Augen zu sehen, die ihn anglotzten, um ihm Angst einzujagen. Er blieb aber ruhig; nur wälzten sich allmählich schwere Gedanken in ihm herauf, die wieder wie ein Gewölk zerrissen, so daß er in die Leere sehen konnte. Sie kamen aber immer wieder, bis sie sich verdichteten und Blitze ausstrahlten, die ihm zu solchen Worten die stumme Sprache gaben, die sagten:

Bin ich noch, der ich bin? Ich weiß es nicht. Wenn mein Blick einwärts geschaut hat, so hab' ich ein fröhliches Herz gehabt, für das ich dem Vater im Himmel danken konnt', der alle Fröhlichkeit schickt. Und jetzt find' ich unsern Herrgott nimmer, weil er mich vergessen hat. Bin ich schuld daran? Ich weiß es nicht. Wenn alles finster geworden ist, so ist er das Licht, und das seh' ich nimmer, weil er's so will. Ich bin jetzt so klein, als ich's ehedem nie war; aber als ein Kleiner hab' ich unsern Heiland immer gefunden, und auch er hat mich gekannt. Jetzt ist er mir fremd geworden, und alles um mich herum hat sich in die Einöd' verwandelt, wo ich allein bin, und darf niemand gern haben, und am allerwenigsten mich selbst, weil ich mir am allerfremdesten geworden bin. So mag's blitzen und donnern und schütten, was es kann, ich bin stärker als alles das, weil ich schwach bin wie einer, der seinen Gott verloren hat. Bin ich schuld daran; ich weiß es nicht. Was ich bin, das war ich ehender nicht, und was aus mir wird, das ist ein Verlorensein. Was in mir denkt, das dreht sich alleweil um ein Ding, und dasselbige heißt: Nichtmehrsein.

Er war jetzt an den Rand gekommen, wo tief unter ihm der Wildbach brauste und seine wirbelnden Wellen wie toll tanzen ließ, als hätt' er eine Freude daran. Und den Gori drückte sein Leid hinab, daß er den Kopf senkte und den Abgrund ersehnte, der ihn aufnehmen konnte, um ihn vor dem Unheil zu befreien, das auf ihm lastete. Er schwankte, so wie die Gedanken in ihm wirr kreisten, und es schwindelte ihm, weil ihn die angeschwollenen grauen Wellen unablässig hinab zu ihrem Tanze riefen.

Nicht mehr sein! tönte es in ihm — da ward sein Antlitz von etwas Warmem berührt, davon die Kälte plötzlich wich, die in seinem Herzen lagerte. Er blickte auf, da war die Sonne aus dem Regengewölke getreten und sandte ihm ihre vollen Strahlen zu. Und das Gewölke schimmerte goldig durchhaucht, zerteilte sich, so daß der blaue Himmel sichtbar ward, aus welchem die Sonne ihm in ihrem ganzen Glanze die herrliche Strahlenfülle zuschickte. Da erwärmte sich sein Herz immer mehr, es kam ein Wohlgefühl über ihn, das ihm lange fern geblieben war. Und wie ein Schwerkranker die erste Wirkung eines Heiltranks verspürt, so sah er dem Licht entgegen, das ihn nicht verlassen hatte, und das er jetzt auch nicht mehr verlassen wollte.

So schritt er abwärts, und weil das Wetter fern dahinzog, tropfte es in bunt schimmernden Farben von dem Fichtengezweige, und Klarheit und Frische durchwob den Wald. Der Gori war von der Sonne dem Leben wiedergeschenkt worden; aber die Last des Lebens drückte noch immer als unsichtbare Bürde seine Schultern, so daß er mit gesenktem Haupte dahinschritt. Da wurde er mit Namen gerufen, er blickte auf und

sah den Pater Ortwin vor sich, den die Frische nach dem Regen zu einem Gange ins Freie eingeladen hatte.

Das veränderte Gesicht des Jungen hatte es ihm angetan, daß er ihn anrief: »Wo hast dein Gotteserbe gelassen, Gori, die Heiterkeit? Hast dafür das Weltleid eingekauft, so war's ein schlechter Handel.«

Der Gori blickte ihn an, als spräche der geistliche Herr mitten im Winter vom Frühling, der nicht da war. Doch kam ihm von den Augen des Paters ein Licht wie von dem Reiche des Friedens zu; und da ihm dieses entschwunden war, empfing er doch die Botschaft davon wie ein Heil, das er wohlig empfand.

Auf die wiederholte Frage gab er jedoch nur eine undeutliche Antwort, und der Pater sagte: »Gott schütze dich und führe dich auf den rechten Weg zurück!«

Damit nahm er seinen eignen Weg wieder auf, und der Gori tat das gleiche.

Aber von der Begegnung war ihm doch etwas Heilsames geschehen, als wenn eine Kraft von jenem ausgegangen wäre, die seinen Leib gestärkt und seinen Sinn wieder ein wenig ins gleiche gebracht hätte. Das blieb auch der Mine nicht verborgen, da er aus dieser Kraft heraus wieder die Sehnsucht bekam, sie zu sehen; und sie selber empfing einen so wohltuenden Einfluß davon, daß ihr Siechtum sich rasch milderte und sie wieder erstand. Und als ihr Gori sogar mitteilte, daß er seit jener Begegnung wieder in das Licht des Tages blicken könne, ohne ein Leid darüber zu empfinden, da setzte sie selber ihre ganze Zuversicht auf den Herrn Ortwin, der schon jetzt etwas wie ein Wunder an Gori bewirkt hatte.

Und sie erbat sich Gehör von ihm, dazu er gern bereit war, so daß er sie, die mit ihrem Vater kam, in dem Gartenhäuschen empfing, das ihm als trauter Aufenthalt diente. Da teilte sie ihm mit, was sie von der Begegnung Goris mit dem Wichsel wußte, und daß von dieser Zeit an sich die Umnachtung wie eine Krankheit bei ihm eingestellt hätte. Sie erbat sich Herrn Ortwins Rat und Hilfe; denn wenn es auch um den Gori besser stand als vorher, so war er noch weit entfernt von der lebensfreudigen Art, die sonst ihm eigen war.

Herr Ortwin hatte alles vernommen, was ihm die Verhältnisse zu deren Einblick erhellte. Und jetzt tröstete er die Maid mit der Zusage, daß noch alles sich zum Guten wenden werde; und er wollte das seinige dazu tun, um es zu einem gedeihlichen Ende zu bringen. So konnte die Mine mit ihrem Vater zuversichtlicher heimkehren, als sie gekommen war.

Herr Ortwin aber machte sich auf den Weg zur Aignerhöhe hinan und trat in die Hütte ein, wo der Wichsel hauste. Ein Feuer brannte auf dem Herde, das dem Geschäfte diente, den Geist aus den Alpenkräutern zu treiben und ihn in den begehrten Trank zu verwandeln. Als der Wichsel Herrn Ortwin ersah, machte er einen Buckel wie ein Kater, dem die Wut mit Angst versetzt ist, und er grölte: »Was tun's denn schaffen?«

Herr Ortwin sprach kein Wort und blickte den Untan an. Da gab es einen stummen, unheimlichen Kampf zwischen beiden. Der blaue Strahl aus Herrn Ortwins Augen senkte sich in die Glotzaugen des Wichsel ein, die begannen grünlich zu schillern und setzten sich mit giftiger Kraft dem Geheiß entgegen, das mit Übermacht in ihn eindrang. So dauerte der Kampf eine Weile, bis der Wichsel zusammenzuckte und mit dumpfem Murren den Kopf senkte.

Jetzt sprach Herr Ortwin: »Bring' das Galgenmandl her und schmeiß es ins Feuer!«

Da ward der Wichsel wie von einem inneren Sturm geschüttelt. Er richtete sich wieder auf und widerstand mit den glühenden Blicken eines wilden Tieres dem Augenstrahl des Herrn Ortwin, der ihn doch bezwang. Und als ihm der Befehl wiederholt wurde, da stöhnte er wie in tiefer Pein auf, ging jedoch und kam wieder mit einem Dinge, das er in der geschlossenen Hand hielt.

»Wirf es ins Feuer!« gebot Herr Ortwin.

Und noch einmal suchte der Wichsel zu widerstehen, aber sein Blick war ohnmächtig gegen den des Herrn. Er tat, wie ihm befohlen ward. Als das Ding in die Flamme fiel, erscholl ein grauslicher Schrei, der Herrn Ortwin durch Mark und Bein ging; aber er verließ die Hütte mit erhobenem Haupte, während der Wichsel sich auf dem Boden wälzte.

Der Mine aber hatte sich der Tag erhellt, so daß kein Wölkchen mehr am Himmel stand; und als sie dem geistlichen Herrn den Dank überbrachte, der in ihrem Herzen blühte, da sagte sie: »Der Gori ist wieder, so wie er vordem war. Er weiß sich auch an nichts zu erinnern, was ihn überfallen hat, nur daß er vielleicht die Ahnung hat, einen bösen Traum geträumt zu haben. Und wir alle hüten uns, ihn mit einem Worte daran zu mahnen, was gewesen und jetzt entschwunden ist, Gott und Ihnen sei Dank, Hochwürden.«

Sie brachte noch die Bitte vor, daß Herr Ortwin sie in der Stiftskirche zur Trauung einsegnen möge.

Er las in den Augen der Maid das stille Glück, das in ihrem Herzen lebte, und das sich aus der Knospe noch zu voller Blüte entfalten sollte. Und mit gütigem Lächeln sagte er der Bitte zu. Er entbot dem Gori einen Gruß, und die Mine solle ihm noch ein Sprüchlein überbringen, das er in klarer Schrift als Haussegen an der Wand befestigen möge.

Das aber lautete: Edle Heiterkeit als Gotteserbe ist ein Licht des Lebens.

Was können Holland und Deutschland einander geben?

Von Dr. Franz Dülberg

Wer in der heutigen Zeit einen über die landläufigsten und notwendigsten wirtschaftlichen und geistigen Austauschbedürfnisse hinausgehenden Wechselverkehr zwischen Deutschland und dem Lande Rembrandts und des Edamer Käses befürwortet, tut gut, zunächst auf einige zornige Einwände von deutscher Seite gefaßt zu sein, die durch die in letzter Zeit besonders in Berlin und Westdeutschland unangenehm auffallenden holländischen Valutaaufkäufe an Grundstücken und Waren eine besonders scharfe Färbung zu erfahren pflegen. Der Holländer ist schwunglos, so hört man wohl, und nur auf den behaglichen, recht materiellen Lebensgenuß in der Familie bedacht. Der Krater des 17. Jahrhunderts ist ausgebrannt, sonst wären die Nachkommen de Ruyters und Tromps gleich zu Beginn des Weltkrieges mit uns in den Kampf für die bedrohte großgermanische Sache gezogen. Aber sie wollen ja nichts sein als ein williges geistiges Anhängsel der Westmächte: nur so ist es zu erklären, daß ihre Tagesschriftsteller und zum Teil auch ihre Staatsmänner der französischen Theorie, nach welcher im 18. und 19. Jahrhundert eine Art von Ersitzungsvorgang den von Ludwig XIV. an Elsaß-Lothringen begangenen Raub geheiligt habe, nur allzu gefügig zustimmten. Nicht immer fallen allgemein bekannt gewordene Verdienste Hollands um Deutschland gegenüber solchen heftigen Regungen eines mit Recht zu besonderer Schärfe gereizten deutschen Nationalempfindens genügend ins Gewicht: so die Fürsorge, die holländische Komitees und einzelne Privatleute mitten in der Ungewißheit des währenden Krieges den hungernden deutschen Kindern erwiesen haben, und die vorbildliche, mit dem Respekt vor der Größe eines gewaltigen Herrscherunglücks auch die berechtigten Ansprüche heimischer und fremder Gegner wahrende Aufnahme, die dem früheren deutschen Kaiser von der holländischen Regierung zuteil geworden ist.

Der Vorwurf, daß Holland den großgermanischen Gedanken verraten habe, indem es sich für neutral erklärte, anstatt mit uns in den Kampf gegen den gemeinsamen Feind, England, zu ziehen, läßt sich ziemlich leicht mit dem Hinweis auf die Tatsache widerlegen, daß ein solcher »Verrat«, wenn er überhaupt geschah, zuerst von Deutschlands Regierung begangen wurde, als sie den Burenpräsidenten Krüger England zuliebe verleugnete, anstatt sich mit dem damals der britischen Machtpolitik gegenüber aufs äußerste erregten Frankreich durch wahrscheinlich erträgliche Zugeständnisse in der elsaß-lothringischen Frage zu verständigen und gemeinsam mit Holland den Entscheidungskampf gegen England zu wagen. Die Regierungsweisheit Eduards VII., die ihn nach brutal rücksichtsloser Unterwerfung des Burenvolkes diesem alle mit dem englischen Herrschaftsziel nur irgend vereinbaren nationalen Sonderrechte gewähren ließ, hat dazu beigetragen, die gleich nach dem Fallen der südafrikanischen Würfel scharf englandfeindliche Stimmung der Holländer mehr und mehr abzumildern, während anderseits die deutsche in bester Absicht der Erstarkung des Reichsganzen dienen wollende Starrheit des elsaß-lothringischen Verwaltungssystems in Holland die Sympathien für den Teil der Einwohnerschaft der Reichslande verstärkte, der nun eben unter keinen Umständen auf preußische Weise regiert werden wollte. Die auch heute bei aller lebhaften Anteilnahme, die Hollands Öffentlichkeit und Presse gerade nach der militärischen Niederlage allen deutschen Vorgängen widmet, doch im wesentlichen festgehaltene westeuropäische Richtung des holländischen Staats- und Geisteslebens hat ihre nachträgliche Rechtfertigung dadurch erhalten, daß Deutschland sich gegen die Welle chaotischer Umsturzpläne, die von Rußland aus über die Welt ging und noch geht, keineswegs immer als wasserdicht erwiesen hat. Sehr bezeichnend für holländische Grundgefühle war die fast grotesk wirkende Spürsucht, mit der in Holland in allen Quartieren der Städte gefahndet wurde, als das Gerücht ging, Karl Liebknecht sei nach den Niederlanden geflohen.

Unbekümmert um zeitweilige Verstimmungen und Fremdheitsgefühle, die gerade zwischen zwei so benachbarten und vielfach so verwandten Ländern als automatischer Schutz der Volkseigenart immer wieder auftauchen werden, sollten wir den Blick auf zwei entscheidende Eigenschaften richten, durch die Holland uns gerade in unsrer jetzigen Lage anschaulich lehrreich sein kann: Hollands staatsmännische Taktik während der Jahre 1914 bis 1920 bietet uns in der jetzt über uns verhängten Machtminderung das tröstliche Vorbild eines Reiches, das bei verhältnismäßig geringen militärischen und finanziellen Kräften inmitten eines die Wand des eignen Hauses bedrohenden Weltbrandes durch kluges und dabei keineswegs energieloses Auftreten nicht nur die eigne Gebietshoheit und Entscheidungsfreiheit behauptet hat, sondern sogar mit einer Mehrung seines politischen Ansehens den Kampfplatz verläßt. Wie schwer ein solcher Erfolg zu erringen war, ermißt man, wenn man sich der Eindringlichkeit bewußt wird, mit welcher Belgien, das Lieblingskind der siegreichen Partei, in eigenartiger Dankbarkeit gegen Hollands Flüchtlingshilfe von der Versailler Friedenskonferenz wesentliche Gebietsbenachteiligungen seines Gastfreundes am Scheldeufer und

in Limburg zu erreichen strebte. Da uns Deutschen das Heldenkleid, das Bismarck uns anzulegen verstand, leider auf Jahrzehnte hinaus zu weit geworden ist, so werden wir guttun, uns eine lichtvolle Darstellung des Wirkens der holländischen Außenminister Loudon und van Karnebeek zu schaffen.

Beinah körperlich heilsam kann aber das benachbarte und nach einer vernünftigen Regelung des Markkurses hoffentlich auch wieder für Nichtkriegsgewinnler erreichbare Land für uns als Heimstätte eines Volkes werden, das während der furchtbaren sechs Jahre sich im wesentlichen gesund zu erhalten vermochte: gesund an Leib, trotzdem Rationierung, Kohlenmangel und heimtückische Ersatzspeisefette auch dort manches Leben verkürzt haben, und gesund und unbefangen an Geist trotz der von allen Kampfparteien betriebenen Überschwemmung mit Propagandaliteratur, sowie trotz wiederholter, die Bevölkerung der großen Städte in Atem haltender Versuche, vielleicht notwendige soziale Entwicklungen im Explosionstempo zu vollziehen. Den vollen Wert solchen Gesundheitsbeispiels für uns werden wir freilich erst dann zu ermessen vermögen, wenn wir uns darüber klarwerden, daß die fünfjährige Todesauslese der körperlich und geistig Besten und die langsame, aber sichere Nervenverschlechterung der Daheimgebliebenen durch Unterernährung und Seelenangst bei uns jeder politischen und wirtschaftlichen, vor allem aber literarischen und kulturellen Erörterung den Stempel einer blutleeren und überspitzten Fahrigkeit und Haltungslosigkeit aufgeprägt haben, eine Eigenschaft, die besonders den dramatischen Kundgebungen einer eifrig überschätzten Jugend den unerfreulichen Nebengeschmack gibt.

Neben der gesund ausatmenden körperlichen Frische, die dem gerade jetzt aus Deutschland nach Holland kommenden Reisenden regelmäßig aufzufallen pflegt, drängt sich eine andre Erscheinung dem Blick des aufmerksamen Beobachters auf: die viel deutlichere Ausprägung des Standes, des Berufs, der Klasse im Aussehen der Menschen. Der Bauer, der Fischer, der Straßenhändler unterscheiden sich klar voneinander und gemeinsam wieder vom Großkaufmann; dieser ist wiederum für den einigermaßen geübten Blick leicht vom Staatsbeamten, vom Geistlichen, vom Gelehrten zu trennen. Auf dem Lande haben sich fast noch überall die alten Volkstrachten — ein köstlicher Besitz! — erhalten; nur an einigen Fremdenplätzen — Marken, Urk, Volendam — wirken sie als absichtsvolle Maskerade. Diese schöne Heraldik der äußeren Erscheinung, die mit der vorwiegenden Bäuerlichkeit des Lebens und der geringen, nur in den Grenzbezirken gegen Deutschland und Belgien vorgeschrittenen Industrialisierung zusammenhängt, sollte auch in Deutschland nach Möglichkeit ausgebaut werden: sie kann einen wertvollen Damm gegen den gestaltlosen allgemeinen Verbrüderungsmischmasch bilden. Während so ein natürlicher Takt im Verkehr zwischen Betriebsleiter und Angestelltem, zwischen Gast und Kellner herrisches Anfahren und unzeitige Vertraulichkeit ausschließt, erscheint anderseits der in Deutschland zum mindesten theoretisch allgemein anerkannte Gedanke der Solidarität der verschiedenen Volksschichten in Holland noch nicht stark genug ausgebildet, um dem, was der im alten Besitz Befindliche für den wirtschaftlich und an Bildung Schwächeren tut, den Beiklang der Herablassung und der Armenpflege gänzlich zu nehmen.

In seiner Vereinigung von vorsichtiger Überlieferungstreue und unbefangener Fortschrittlichkeit gleicht der Holländer dem Engländer, mit dem ihn auch die gleiche Einteilung der Arbeitsstunden und Mahlzeiten, das ausgebildete Klubleben und als Gegenbild der enge Zusammenhang innerhalb der Familie, endlich die Freude an Blumen und am eignen, wenn auch noch so bescheidenen Landbesitz verbindet. Erscheint er so von der Schöpfung gewissermaßen zur Brücke vom Deutschen zum Engländer vorherbestimmt, so hat anderseits der auch in Holland triumphierende Welteroberungszug der französischen Literatur des 18. Jahrhunderts tiefe Spuren in seinem Geist zurückgelassen, die besonders in den großen holländischen Zeitungen in der Gestalt eines echt französischen entschlossenen Kritizismus und einer ebenso echt gallischen unermüdlichen Plauderlust zutage treten. So sind alle Vorbedingungen dafür gegeben, daß holländische Staatsmänner, Gelehrte und Künstler als Vermittler zwischen den drei lebensvollsten Kulturen Europas auftreten und daß Kongresse, Theatervorstellungen und Kunstausstellungen in Holland das Höchste, was in England, Frankreich und Deutschland geleistet wird, mit nahen Vergleichsmöglichkeiten zusammenbringen. Daß eine sklavische Abhängigkeit Hollands von den Westmächten das Pendel allzusehr zu unsern Ungunsten ausschlagen lassen könnte, ist im Hinblick auf England kaum zu befürchten, da der Burenkrieg der niemals eingeschlafenen Mißstimmung gegen den glücklichen Erben der holländischen Seeherrschaft neue Nahrung gegeben hat; gegenüber Frankreich bietet die Abneigung, die ein Teil der nach Holland geflüchteten französierten Belgier durch überlautes Wesen sich zuzuziehen wußte, und ferner die Wachsamkeit der die Romanisierung der niederländischen Sprache und Kultur bekämpfenden, von Dichtern wie Emants und van Hulzen, von Schriftstellern wie Leo Simons und Elout geführten sogenannten großniederländischen Bewegung einen wertvollen Abwehrdamm.

Verarmt und geschwächt wie wir sind, brauchen wir den Holländern doch nicht in der unbequemen Haltung des nur Nehmenden zu nahen. Wir bieten den suchenden und von der allzu starken Be-

Adolf Fischer-Gurig:
Inneres der Großen Kirche in Emden

tonung eines glücklichen und gesättigten Familienlebens unbefriedigten Geistern, die es auch in Holland gibt, das Beispiel eines Volkes, dessen Leib von gewaltigen Glutströmen epochalen Gebärens bis zur Vernichtungsgefahr durchzittert wird, des Volkes, dem die Gotik am stärksten gefühlte Wahrheit wurde, des Volkes der Reformation und des Dreißigjährigen Krieges. Dem niederen, ebenen Lande unsre Gebirge, unsre Wasserfälle und Felsstürze. Denn so soll die Mahnung zu geistiger Rekonvaleszentenhaltung und die Lehre der Selbstbescheidung, die Deutschland von dem verlorenen Weltkrieg und von dem klugen Beispiel Hollands empfangen kann, nicht verstanden werden, daß wir uns etwa eine Selbstverstümmelung, eine Verdünnung des feurigen Weins in unsern Adern zuzumuten hätten. Der Geist unsrer Musik, die von Bach bis zu Gustav Mahler und darüber hinaus von den besten Männern und Frauen Hollands als eine notwendige Lebensergänzung empfunden wird, kann uns hier auch auf andern Schaffensgebieten als Wegweiser dienen. Unsre Dichtung kann von dem klugen Maßhalten eines Marcellus Emants, von der zurückhaltenden Lyrik eines Albert Verwey, von der abgewogenen Formfertigkeit eines Louis Couperus ein Wichtiges, das ihr verlorenzugehen droht — Haltung —, wiederzugewinnen lernen, sie braucht aber ihre tiefaufgeschöpfte Sehnsucht, ihren menschheitumfassenden Drang nicht zu verstecken, wenn sie erst wieder versteht, Ekstase und Stammeln voneinander zu trennen. Für sie wie für unsre bildende Kunst, die dem Niederländer leicht laut und bunt erscheint, kann durch feinsinnige und taktvolle Verbreitung von Deutschland her weit mehr geschehen, als bisher versucht wurde: die vielgestaltige Problemstellung, die straffe Monumentalität unsrer Malerei und Plastik kann den ehrlichen Wettkampf mit der besseren technischen »Unterlegtheit« und einfacheren Natürlichkeit der holländischen Kunst wohl aufnehmen.

Auf dem Gebiete der innerpolitischen Kämpfe haben sowohl die konservativ-kirchlichen wie die sozialistischen Parteien Hollands schon seit langem einen Teil ihrer geistigen Waffen aus deutschen Arsenalen bezogen; anderseits könnte unser Parlamentarismus von der treuen Sachlichkeit und auch dem trockenen Humor der besten holländischen Kammerredner wertvolle Anregungen empfangen.

Die wirtschaftliche Arbeitsteilung zwischen Stadt und Land, zwischen Handel, Gewerbe und Ackerbau wird sich in Holland einfacher regeln als bei uns, wo jede Landschaft ihre besonderen ökonomischen Möglichkeiten hat und wo Kriegsentschädigung und Überschuldung zu restloser Ausnutzung jedes Fleckchens bebaubarer Erde, jeder noch so geringen Wasserkraft zwingen werden; immerhin wird, wenn wir gesundet sind, Holland von dem großzügigen deutschen Unternehmerpathos, Deutschland von der auf lange Erfahrung gegründeten Weltläufigkeit und von der Eingefahrenheit im Überseeverkehr, die der holländische Reeder und Großkaufmann besitzt, lernen können.

Sollte in einer allerdings wohl noch fernen Zeit durch eine auf Grund besserer Erkenntnis des eigentlichen deutschen Wesens bei den gegen uns siegreichen Völkern eintretenden Sinnesänderung Deutschland einen Teil seiner Kolonien zurückerlangen, so werden auch die Wandlungen im Verwaltungswesen der holländischen »Insulinde«, die von Douwes Dekkers Protestbuch »Max Havelaar« über den Atjeh-Krieg bis zum Siege der sogenannten ethischen Richtung und zur Anerkennung des Malaien als eines zwar andersgearteten, aber gleichberechtigten Mitbürgers geführt haben, uns ein zwar nicht restlos nachzuahmendes, aber stets wertvolles und menschlich erfreuliches Vorbild bieten.

Schicksal

Ich bin ein armes Waisenkind,
Mein Vater glich dem Märzenwind,
Meine Mutter einem Maientag
Im grünen Hag.

Ein Rauhreif ließ sie sterben.
Nun irr' ich fremd in der Welt umher
Und höre sie schelten hinter mir her.

Fragt den Wind, warum er so flink ist,
Fragt den Mai, warum er so schön ist,
Und laßt den Mond und die Kinder
Auf eurer Schwelle spielen.

Maria Janitschek

Am Brunnen

Adolf Fischer-Gurig

Von Prof. Dr. Robert Bruck (Dresden)

Für den Kunstfreund ist es besonders anregend, das Werden, die allmähliche Entwicklung eines Künstlers an seinen Werken zu verfolgen. Trauer erfüllt uns, wenn man gewahrt, wie verhältnismäßig oft dem Weiterschaffen eines Künstlers, der eben auf der Höhe seines Schaffens angelangt war, ein Ziel gesteckt wurde. Das war auch bei dem Maler Adolf Fischer-Gurig der Fall, dem schon im Mai 1918 der Tod den Pinsel aus der Hand nahm.

Die Bilder aus der letzten Schaffenszeit des Künstlers berechtigen zu der Annahme, daß sein Name mehr und mehr über die Grenzen seines engeren Vaterlandes bekannt geworden wäre und daß ihn in der Geschichte der Entwicklung der deutschen Malerei der Neuzeit eine beachtenswerte Stellung hätte eingeräumt werden müssen. »So kam nun zwar«, wie unser deutscher Altmeister Ludwig Richter einmal sagte, »seine Kunst nicht unter die Lilien und Rosen auf dem Gipfel des Parnaß, aber sie blühte doch auf demselben Pfade an den Wegen und Hängen, an den Hecken und Wiesen, und die Wanderer freuten sich darüber, wenn sie am Wege ausruhten, und der einsame Naturfreund erquickte sich an ihrer lichten Farbe und ihrem Dufte.«

Adolf Fischer-Gurig
Nach einem Gemälde von Prof. Friedrich Heyser

Es soll damit nun nicht behauptet werden, daß Fischer-Gurig als

Dresdner Künstler nur eine örtliche Bedeutung für Dresden und Sachsen beanspruchen dürfte. Eine recht große Zahl seiner Werke befindet sich längst im Norden und Süden Deutschlands in öffentlichen Gemäldesammlungen und im Privatbesitz, im Jahre 1904 erhielt er auf der Weltausstellung St. Louis für sein Bild »Friesische Werft« die silberne Medaille, und einige seiner Bilder sind im Besitze amerikanischer und andrer ausländischer Kunstfreunde. Trotzdem ist Fischer-Gurigs Schaffen besonders bedeutsam, wenn man es im Zusammenhang der künstlerischen Schöpfungen betrachtet, die von dem Kreis Dresdner Künstler in den letzten Jahrzehnten ausgingen. Von diesem Gesichtspunkt aus nimmt Fischer-Gurig eine sehr angesehene Stellung ein. Aus seinem Lebensgang erkennt man auch, wie groß der Einfluß von Lebensstellung und äußerlichen glücklichen Lebensumständen auf seine Schaffensart und künstlerische Entwicklung waren.

Adolf Fischer war am 2. Juni 1860 als Sohn eines Fabrikanten in Obergurig bei Bautzen geboren und hat nie die eigentliche Künstlernot, den schweren Kampf ums Dasein kennengelernt. Für viele würde dieser »Mangel« ein Hemmschuh im künstlerischen Schaffen bedeutet haben, für ihn aber war es ein Ansporn zur freien Wiedergabe dessen, was seine Künstlerseele ausfüllte. Er war nie gezwungen, an den Verkauf seiner Werke zur Stillung leiblicher Notwendigkeiten denken zu müssen. Von 1880 bis 1883 war er an der Dresdner Kunstakademie Schüler des noch in der Art von Ludwig Richter arbeitenden Paul Mohn und später des als Bildnismaler beliebt gewordenen Leon Pohle. Sein eigent-

Auf dem Umgang der Concordiamühle bei Emden

Blick vom Rathaus in Emden

liches selbständiges Schaffen beginnt, nachdem er 1884—1887 in Berlin die Lehren und Unterweisungen des Landschaftsmalers Karl Ludwig genossen hatte. Ludwig zeichnet sich in seinen Werken durch die groß aufgefaßten komponierten Hochgebirgslandschaften aus. Er war aus der Schule Pilotys hervorgegangen. Wie Pilotys große historische Bilder, so war auch in der romantisch-heroischen Landschaftsmalerei der damaligen Zeit alles Einfache verpönt, ein Bild sollte erschüttern oder wenigstens etwas erzählen. Oft war das, was dargestellt wurde, wichtiger als das Wie der Darstellung. Unwegsame Gebirgsformationen, die in Nebel getaucht in die Wolken ragen, wilde Gletscherströme, einsame Gegenden, von denen man träumen konnte, daß sie niemals von eines Wanderers Fuß entweiht worden seien, waren beliebte Motive.

Fischer-Gurigs Gemälde »Ortler, Königsspitze und Suldentalschloß« ist ein solches Bild, zu dem der Künstler zwar eine Menge Einzelstudien vor der Natur gemacht hat, das aber dann im Atelier aus diesen Einzelheiten zum Bilde verschmolzen wurde. Diesen Bildern haften mancherlei Wesenheiten als Mängel an, die erst unserm durch die moderne Landschaftsmalerei geschulten Auge ersichtlich sind. Die feine Ausführung der weiten, sonst dem Auge des Beschauers nur unklar erkennbaren Fernen, die Fehler in der Licht- und Luftbehandlung, die durch das andersgeartete Atelierlicht hervorgerufen wurden. Für ein andres, ähnlich gearbeitetes Werk »Stilfser Jochstraße« erhielt Fischer-Gurig 1899 in Dresden die goldene Plakette.

Nach Beendigung seiner Studien hielt sich der Künstler von 1890 bis 1898 in München auf, und von da ab nahm er dauernd seinen Wohnsitz in Dresden.

In München herrschte gerade damals ein starkes künstlerisches Leben. Der aus Frankreich herübergekommene Impressionismus hatte auch die deutsche Kunst ergriffen und kämpfte immer siegreicher gegen eine alte, mehr und mehr an Geltung verlierende Richtung. Eine Wirklichkeitsmalerei, wahrhafte Natureindrücke wollten die Maler in ihren Bildern bringen. Das Malerisch-Farbliche gewann über das Stofflich-Formale ein größeres Übergewicht. Das falsche, irreführende Atelierlicht verwarf man, in möglichst getreuer Wiedergabe des Gesehenen wurden im Freien die Bilder gemalt und vollendet. Ungeahnte Schönheiten an Farben und Beleuchtungen, im Spiel des Lichtes offenbarten sich dem Künstlerauge. Es

kam nicht mehr, wie früher, auf die Großartigkeit des Vorwurfs an, auch das Einfachste und Bescheidenste konnte durch seine malerischen Feinheiten den stärksten Reiz ausüben. Das Fernbild gewann an Bedeutung, man sah nun, wie Luft und Licht die Konturen in der Ferne auflösen, unwirklicher erscheinen lassen, aber auch rätselhafter, traumhafter gestalten. Des Beschauers Phantasie war gezwungen, mitzuschaffen am Bilde, da, wie in der Wirklichkeit, das Entfernte sich nicht in klarster Zeichnung dem Auge darbietet. Hiermit hing auch eine veränderte Technik und Malweise zusammen, die sich nun oft in breiter Pinselführung, in einer Art Fleckenmalerei aussprach. Insbesondere bemühten sich die Künstler um die Wiedergabe des Sonnenlichtes und seiner Reflexwirkungen, das zwar zuerst, weil ungewohnt zu sehen, befremdete, das aber dann das geübtere Auge entzückte. Als eine weitere Errungenschaft der modernen Malerei trat die Darstellung der Bewegung hinzu, ein Problem, das in früheren Jahrhunderten immer von neuem zu lösen versucht worden war, das aber erst mit den Elementen der impressionistischen Kunst einer Lösung nahegeführt werden konnte.

Einer der ersten impressionistischen Maler Deutschlands war Gotthardt Kuehl (vgl. über ihn Septemberheft 1918), der in den neunziger Jahren, bevor er Dresden als Wohnsitz wählte, sich ebenfalls in München aufhielt. Mit ihm kam Fischer-Gurig in näheren Verkehr, und damit erkannte er dann auch die Bedeutung der impressionistischen Malweise und das Wesen dieser Kunstrichtung. Die Bilder, die von dieser Zeit ab aus der Hand Fischer-Gurigs hervorgingen, sind in Vorwurf, Technik und Auffassung von seinen Jugendwerken völlig verschieden. Man kann diese Phase seines Wirkens seine zweite künstlerische Periode nennen, die nun alle Merkmale impressionistischen Schaffens, insbesondere eine prächtige Aufhellung seiner Palette, aufweist. Nicht mehr die phantastisch-gigantischen Gestaltungen des Hochgebirges mit ihren Eisfirnen und Gletschern sind es, die des Künstlers Phantasie zur Wiedergabe anregen, sondern zumeist die mehr intimen, aber farbig so reizvollen, von Luft und Licht und bewegendem Leben angefüllten Gegenden Niederdeutschlands und Hollands, wo das Stück Himmel eine so bedeutsame Rolle in der Stimmungsauslösung spielt, wo die Seeluft alles durchdringt, der goldene Sonnenschimmer, der den Nebel bekämpft, überall wie ein zarter Schleier wirkt, alles kräftig und stark in der Farbe ist und trotzdem von zarten Tönen umhaucht erscheint. Vor der Natur, wie es sich seinem Künstlerblick als Eindruck zeigte, brachte der Maler nun alle diese Dinge und Gegenden in lebendigster Wirklichkeitswiedergabe auf die Leinwand. So entstanden Bilder wie »Inneres der Großen Kirche in Emden«, »Aus Emden (Rathaus)«, »Auf dem Umgang der Concordiamühle bei Em-

Vorraum mit Traualtar aus der Großen Kirche in Emden

den«, »Vorraum der Großen Kirche in Emden«, »Sonntag in Holland«, »In der Fischerhütte« (Motiv vom Ammersee), »Holländischer Fischerhafen zur Ebbezeit«, »Am Brunnen«. Eine Freude für den Beschauer bedeutet es, wenn man bei solchen Bildern von Fischer-Gurig sieht, wie er mit seinem Blick für das Malerische seinen Standpunkt gewählt hat.

Das Bild »Vom Rathaus in Emden« z. B., das jetzt im Besitz der Gemäldegalerie in Dresden ist, zeigt von einer hohen Holzgalerie aus die Masse der alten Giebel und roten Ziegeldächer. Es ist ein gut gemaltes Bild, die sichere Arbeit eines Künstlers, der mit großem Fleiß sein Bestes gab. Die Farbe ist nicht eigentlich reich zu nennen, aber voll und vornehm und meisterhaft auf die gewollte Wirkung hin behandelt. Das Auge wird bei dem Bilde »Inneres aus der Großen Kirche in Emden« in den mit Grabplatten belegten Gang zwischen dem Gestühl geleitet, wo es durch die die wölbende Decke stützenden Säulen hindurch am Altar einen festen Schlußpunkt findet. Auf die Säulen, das Gestühl und die abgetretenen Grabsteine der hier am heiligen Orte Bestatteten fällt durch die schmalen gotischen Fenster das Licht, sein flimmerndes, unruhiges und doch alles verklärendes Spiel treibend. Auch in dem Bilde »Vorraum der Großen Kirche« gibt uns der Maler einen fesselnden Durchblick durch die Schranken. Ganz abgesehen von allen malerischen Vollkommenheiten, erscheint die Wiedergabe des Sachlichen ebenso reizvoll wie die Richtigkeit, die Naturwahrheit der perspektivischen Durchbildung. Der »Sonntag in Holland«, ein echtes impressionistisches Sonnenbild, ist vielleicht das kennzeichnendste der Bilder dieser Schaffenszeit. Mächtig hebt sich die Kirche mit ihrem unvollendeten, von einer Haube geschlossenen Turm aus dem Hintergrunde heraus, umgeben von nur in breiten Massen angedeuteten alten Bäumen. Undeutlich, als Ferneindruck sieht man die Kirchgänger in ihrer einfachen Tracht, die Frauen mit weißen Hauben, langsam bedächtigen Schrittes den sonnenbeschienenen Weg einherkommen. Die roten Ziegeldächer der Kirche und der wenigen nahen Häuser, das Grün der Bäume und des Feldes und das Stahlblau des Himmels mit den dünnen weißen Wolken bilden eine wohl-

Bau der Talsperre Malter

Holländischer Fischerhafen zur Ebbezeit. Abendstimmung

Fischerhütte am Ammersee

Erste Grasflecken. Aus dem oberen Erzgebirge

tuende Farbenharmonie. Es ist auch kein Zufall, daß in vielen Werken jener Zeit, wie z. B. »In der Fischerhütte«, »Holländischer Fischerhafen zur Ebbezeit« u. a., die Wiedergabe des Wassers eine wichtige Rolle spielt. Dieses nie zur Ruhe kommende, immer be-

Ortler, Königsspitze und Suldentalschluß mit Düsseldorfer Hütte im Zaytal

wegte Element ist wie nichts andres geeignet, das Spiel des Lichtes und der Sonne, die Spiegelung der wandernden Wolken, kurz die Bewegung wiederzugeben. Ähnlich in der breiten Technik und sich auszeichnend durch seinen schönen Fernblick ist das Bild »Auf dem Umgang der Concordiamühle bei Emden«, und bei dem Bilde »Am Brunnen« lernt man den Maler auch als trefflichen Schilderer des Tierlebens kennen. Die charakteristischen Bewegungen der Tiere sind überaus natürlich und gewissermaßen als Augenblickseindruck festgehalten.

Für kurze Zeit kam Fischer-Gurig durch die breite Malweise und seine Beobachtungen der Licht- und Farbenwirkungen zu einer Stilisierung der Farbe. Seine Neigung zum Dekorativen gewann daher größeren Einfluß auf sein Schaffen. Seine Sehnsucht nach Ausführung großer Wandmalereien, für die er sicher alle Befähigung besaß, sollte ihm nicht erfüllt werden. Aber bald sah er ein, daß ihn diese Art in seiner Kunst nicht weiterführte, und so wandte er sich ganz wieder der unmittelbaren Wiedergabe von Natureindrücken zu. Es entstehen nun bald Werke, in denen er vielfach die Schönheiten der in malerischer Hinsicht so hervorragenden Stadt seiner engeren Heimat, Bautzen, gemalt hat. Eine dankenswerte Aufgabe für einen Maler. Es gibt wenig Städte in Deutschland, die sich in der herrlichen Lage und durch die Erhaltung so vieler alter Kunstdenkmäler, der gotischen Kirchen, der mittelalterlichen Stadtmauer, der Tortürme, des hoch am Ufer der Spree gelegenen, nach dem Dreißigjährigen Kriege in baugeschichtlich sehr bemerkenswerten Formen wiedererbauten Schlosses Ortenburg, der schönen alten Privatbauten, mit der ehrwürdigen Bischofsstadt Bautzen vergleichen lassen. Wer etwa an einem Sommerabend in der Ruine der Nikolaikirche am hochgelegenen Ufer steht und den Blick über die fruchtbaren Hügel, über das Flußtal, die Felder und die blühenden Hänge schweifen läßt, dem wird für alle Zeit dieses herrliche Bild in der Seele haften bleiben. Und wer zu träumen versteht, dem wird es nicht schwer, die alten Bauten, Straßen und Gäßchen mit den mittelalterlichen Gestalten längst vergangener Jahrhunderte bevölkert zu sehen. Aber auch heute und besonders in der lebhaften Zeit des Wochenmarktes bietet Bautzen ein buntes, bewegtes Bild, wozu die farbenfreudigen Trachten der zur Stadt gekommenen wendischen Landbevölkerung Wesentliches beitragen.

Hausecke

Unsre Abbildung »Wochenmarkt an der Petrikirche in Bautzen« gibt davon eine Vorstellung. Auch hier alles Farbe, Licht Sonne und Bewegung, im Hintergrund ein Teil des ehrwürdigen Domes St. Peter, dessen Chor bereits unter Bischof Bruno II. (1209 bis 1228) erbaut und im Jahre 1221 geweiht wurde. Eine besondere Merkwürdigkeit dieses Gotteshauses möge hier, seiner Seltenheit wegen, nebenbei Erwähnung finden. Als bei der Einführung der Reformation in Bautzen im Jahre 1524 der größte Teil der Bürgerschaft zum Protestantismus übertrat, wurde die Kirche durch ein Eisengitter in der Weise ge-

teilt, daß dem Kapitel und mit ihm den Katholiken der Chor zum Gottesdienste verblieb, das Langhaus dagegen den Protestanten eingeräumt wurde. Ein Zustand, der sich mit kurzer Unterbrechung (1620—22) bis heute erhalten hat, so daß ein gemeinsames Dach und dieselben Mauern die katholische und die protestantische Andachtsstätte umschließen.

Bei Fischer-Gurigs Bautzner Stadtbildern ist nichts mehr von einer romantisch durchfühlten Wirklichkeit der früheren Zeit zu beobachten. Hier ist alles mit dem Blick des modernen Künstlers unmittelbar gesehen und durch den naturgetreuen Bildausschnitt und in der Wiedergabe der farbigen Erscheinung mit dem Beschauer ein Gefühlsverhältnis hergestellt. Es ist nicht ohne Interesse, die neuzeitliche Wiedergabe der Straßenbilder mit solchen aus früheren Jahrhunderten, wie sie z. B. van Eyck, Wolgemut und andre, von italienischen Künstlern Bellini, Lorenzetti und Canalotto zeigen, zu vergleichen. Alle diese früheren Künstler gaben das, was rein materiell, inhaltlich und gegenständlich das Auge erfaßte, wogegen sie nicht zum Ausdruck brachten, was wir moderne Menschen beim Durchwandern einer Straße fast unbewußt in uns aufnehmen, alle jene physischen und psychischen Eindrücke, die uns die Maler unsrer Neuzeit gewissermaßen zu empfinden gelehrt haben. In dieser letzten Schaffenszeit des Künstlers entstanden auch die prächtigen Landschaften aus dem sächsischen Erzgebirge, meist Schneebilder, wie z. B. »Sonniger Wintertag«, »Februarsonne«, »Dorf Schellerhau im Schnee«, und außer andern noch das hier wiedergegebene Bild »Erste Grasflecken«. Die ganze Schwermut der weiten Landschaft des sächsischen Erzgebirges ist ausgedrückt, eine Gegend, die noch vom Winter umfaßt gehalten bleibt, wenn längst in der Ebene der Frühling seinen grünen, mit bunten Farben gezierten Teppich ausgebreitet hat. Man spürt in diesen Schneegebirgsbildern das Kalte, Winterliche, auch wenn ein trüber, feuchter Wind einzelne Stellen von der Schneedecke befreit hat und grüne Flecken des Grasbodens neugierig hervorsehen, gleichsam um nachzuschauen, ob es hier nicht auch endlich Frühling werde. Das Weiß des schmelzenden Schnees, der graublaue Himmel und das in der Landschaft verteilte Grün geben einen Farbenzusammenklang, der mit den großen ernsten Linien der Landschaft eine innige Harmonie bildet.

Ein impressionistisches Arbeitsbild ist die »Talsperre Malter«. Was der Künstler darstellt, schöpft er aus der Natur, so wie er sie sah. Das drückt er auch in den Bewegungen bei der Arbeit aus, die er in ihrer hohen gesetzmäßigen Regelmäßigkeit erfaßt hat. In feiner Art hat er das dunkle aufsteigende Gelände benutzt, um die Figuren der Arbeiter heller hervortreten zu lassen. Ohne jedes Pathos, ohne jede Tendenz, nüchtern sachlich, wie er sie bei ihrem Tun beobachtete, stellte er sie uns vor Augen. Ein trefflich gemaltes Bild sowohl in technischer Hinsicht als in kompositioneller und farbiger Behandlung. Gerade durch die typische Schlichtheit gab der Künstler diesem Bilde eine gewisse Größe.

Es liegt ein weiter Weg einer künstlerischen

Wochenmarkt an der Petrikirche in Bautzen

Entwicklung und Reife zwischen dem zuerst erwähnten Hochgebirgsbild »Ortler, Königsspitze und Suldentalschluß« und der schlichten Naturschilderung der Arbeit an der Talsperre in Malter. Der Künstler hatte sich zu der Erkenntnis durchgerungen, daß das Schöne auch in den einfachsten Formen der Natur zu finden

Sonntag in Holland

ist und daß man ihm in der Wirklichkeit unter den verschiedensten Formen begegnet. Nicht mehr brauchte es der wilden romantisch-gigantischen Formen einer Landschaft, auch dem einfach Alltäglichen versteht die neuzeitliche Kunst die Schönheiten abzulauschen und dem Beschauer vor Augen zu führen. So war Fischer-Gurig in seiner letzten Schaffenszeit in sich und seiner Kunst abgeklärt zu einer künstlerischen Höhe gelangt, die, wäre sein Schaffen nicht so jäh unterbrochen worden, alle Kennzeichen dafür aufwies, daß noch bedeutende Werke aus seiner Hand hätten hervorgehen können.

In seinem Künstlerheim in Dresden werden von seiner Familie große Mappen mit Zeichnungen und Studien aufbewahrt, die zeigen, mit welchem Fleiß und mit wie großer Sorgfalt er seine Studien vor der Natur trieb, wie ihm alles, was Gottes Natur ausmachte, ob Mensch, ob Tier, Pflanze oder Stein, gleich bedeutsam erschien und wert, daß es künstlerisch studiert und wiedergegeben werde. Damit steht er in enger Verknüpfung mit der Innerlichkeit und dem ureignen Wesen der deutschen Kunst von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Wohl nahm er alle jene modernen Errungenschaften der impressionistischen Kunst auf, aber er blieb stets in allen seinen Werken ein Eigner, und zwar ein deutscher Künstler, keine seiner späteren Arbeiten erinnert an ein Bild eines andern Künstlers. Er war ein Maler, der seine eigne Art, zu sehen, hatte. Eine leichte und doch kraftvolle Pinselführung, die Vorliebe für ein reiches Spiel des Lichtes waren ihm eigen, immer freier und größer wurde er, mit zunehmendem Alter sicherer und kräftiger. Die Befriedigung und die glückliche Heiterkeit, die ihm aus seinem Schaffen erwuchsen, prägten sich seinem ganzen Sein auf. Sein vermittelndes freundliches Wesen erwarb ihm sehr viele Freunde, in Not befindlichen Kollegen war er allezeit ein Ratgeber und Helfer. In seiner Bescheidenheit hat er sich bei den Anordnungen der großen Ausstellungen in Dresden, als Mitglied der Kunstgenossenschaft und des Kunstvereins, niemals in den Vordergrund gestellt und doch im stillen viel wertvolle Mitarbeit geleistet. Seine Lebensanschauung sprach sich auch in seiner Kunst aus, einer jugendfrischen Kunst, die in jedem einzelnen Werk etwas von dem Wesen und dem Leben des Künstlers offenbart.

Gesamtansicht von Monschau

Monschau,
das Märchenstädtlein in der Eifel
Von Dipl.-Ing. Paul Wagner (Neuenahr)
Mit acht Aufnahmen des Verfassers

Es war einmal ein kleines schönes Städtlein, das lag hoch oben im Norden der Eifel in einem gar hübschen Tale. Darinnen wohnten die Monschäuer, fleißige und geschickte Leute, die auf ihren emsig klappernden Webstühlen viel gutes Tuch webten. Ein munteres Flüßchen rauschte mitten durch das Städtlein. Es war den Menschen gutgesinnt und gab ihnen einen Teil seiner Kraft in ihre Werkstätten. Sein glitzerndes Wässerlein half beim Waschen und Färben der Stoffe. Die wurden so fein, ihre Farben so prächtig, daß die holden Mägdelein noch einmal so hübsch waren, wenn sie Gewänder trugen aus Monschäuer Tuch.

Rings um das Städtlein stiegen die Berge steil und hoch gegen Himmel. Sie trugen große Holzrahmen, auf denen das vielfarbige Tuch in der Sonne ausgespannt wurde, und sahen dann in diesen bunten Kleidern gar putzig aus. Durch die engen Straßen fuhren polternd die großen Handelswagen. Aus der Häuser Giebeln ragten hoch oben große Balken mit einer Rolle heraus. Daran wurden die Tuchballen aus den Speichern hinabgelassen auf die Wagen und dann hinausgefahren in alle Länder. Die fleißigen Monschäuer aber wurden wohlhabend und glücklich.

Hoch oben über dem Städtchen thronte eine stolze Burg, deren mächtiger Graf die Bürger schützte vor den bösen Feinden. Dafür gaben sie ihm den Zehnten ihrer Erträgnisse, obendrein aber mußten sie auch noch andre Steuern entrichten. Weil die Sperlinge so gemeinschädliche Vögel waren, mußte jeder Hausvater jährlich vier Sperlingsköpfe an den Amtsmann abliefern. Solcherlei Steuern würde wohl auch heute noch mancher gern zahlen.

Auf einmal kam für das Städtchen eine böse Zeit. Draußen, weit weg von Monschau ersann ein kluger Mann die Dampfmaschine. Man baute Eisenbahnen, welche die Waren schneller und billiger beförderten als die alten, von Pferden gezogenen Handelskarren. Nun schickten andre Städte auf der Eisenbahn ihre

Stoffe hinaus, und diese waren viel schneller am Ziele und viel billiger als die Stoffe aus Monschau. Denn dorthin hatte man noch keinen Schienenweg gebaut. Und keiner mehr wollte den Monschäuern das teure Tuch abkaufen. Da hatten viel tüchtige Weber keinen Verdienst mehr und mußten auswandern, und die Zahl der Bürger schmolz zusammen. Die Webstühle verstummten und verstaubten, und das Städtchen versank in einen tiefen Dornröschenschlaf. Bald war es draußen in der weiten Welt vergessen. Einsam schlief das Königskind in seinem weiten Königsschloß, und dieses sein Schloß war das »Hohe Venn«. Es wehrte dem Fremdling den Eintritt, und wer ihn erzwingen wollte, der versank in seinem tiefen Moor. Wilde Winde wehten über die einsame, öde Hochfläche. Kümmerliches Heidekraut und dürftiges Wollgras bedeckten den moorigen Boden und gaben ihm ein Aussehen, als sei er fest und begehbar. Aber wehe dem Menschen, der sich betören ließ. Ein tückischer Sumpf zog ihn hinab. Über ihm schloß sich wieder das Moor, und sein Gurgeln klang wie häßliches Lachen des Moores, das sich der verschluckten Beute grausam freute.

Es kam die Zeit heran, wo die Menschen fast die ganze Oberfläche ihres Planeten entdeckt hatten. Wie nun gar nichts mehr entdeckbar schien, da begann man in Deutschland das eigne Vaterland zu entdecken. Da erkannte man, wie herrlich die heimische Landschaft ist, und daß man gar nicht nötig hat, Naturschönheiten draußen in der weiten Welt zu suchen. Man unternahm fröhliche Entdeckerfahrten durch Deutschlands Gaue. Da wurde auch Monschau wieder entdeckt.

Eschbachstraße in Monschau

Stadtstraße in Monschau

Vieltausend Wanderer suchen jetzt alljährlich Monschau auf, durchziehen seine prächtige Umgebung und kehren dann ein in das Städtlein, das bis vor kurzem den seltsamen Namen »Montjoie« führte. Ihn zu deuten wurde viel Papier verschrieben, aber man machte den Fehler, den Namen für französisch anzusehen. Er war reindeutschen Ursprungs, nur ins Französische verdorben. Jetzt ist dem Städtchen sein ehrlicher alter Name »Monschau« zurückgegeben. Die erste Silbe entstand aus Mund gleich Mündung, und die zweite aus Aue, einer im oberen Rurtal gebräuchlichen Bezeichnung für einen Wiesenausschnitt zwischen Fels und Wasser. »Monschau« ist die Aue an der Mündung des Perlbachs in die Rur. Die Einwohner sind nicht, wie die benachbarten Malmedyer, Wallonen, sondern kerndeutsch. Sonst hätte sicherlich schon im sogenannten Friedensvertrag zu Versailles der belgische Löwe die dicht an seiner Grenze liegende Beute verschlungen. Vielleicht tut er's

Häuser an der Rur in Monschau

noch. Denn nachdem Belgien in den Besitz von Eupen und Malmedy gelangt, ist sein Landhunger nur gewachsen. Am 27. März d. J. haben im deutsch-belgischen Grenzregelungsausschuß der französische, englische, italienische und japanische Vertreter gegen die eine deutsche Stimme beschlossen, die auf deutschgebliebenem Gebiete liegende Eifelbahn von Raeren bis Kalterherberg und damit auch die rein deutsche Stadt Monschau und einen Teil des rein deutschen Kreises Monschau den Belgiern zuzusprechen. Doch werden wohl hoffentlich der entrüstete Widerspruch der Monschäuer und der Widerstand der auf den Friedensvertrag gestützten deutschen Regierung die Verwirklichung des ungerechten Beschlusses verhindern.

Doch nun wollen wir eintreten in das Städtchen, ohne Bädeker, aber mit offenen, schönheitsdurstigen Augen. Der Bädeker könnte auch wohl kaum besondere Häuser mit seinem Stern auszeichnen. Denn hier sind nicht etwa nur das Rathaus und einige bestimmte Gebäude sehenswert. Nein, alles hat hier seine Reize. Dies Haus liegt so hübsch am Wasser der Rur, jenes hockt so malerisch am Bergabhang. Hier ist die hohe Haustreppe mit einem gediegenen schmiedeeisernen Gitter geschmückt, dort lockt die feingeschnitzte Tür zu genauem Betrachten.

Wenn wir an den Häusern hinaufgucken, so scheinen sie uns recht hoch zu sein, viel höher, als man's sonst in so kleinen Orten findet. Monschau liegt in einem ganz engen Tale, und da es sich infolgedessen nicht in die Breite ausdehnen konnte, wuchs es in die Höhe. Für Gärten war erst recht wenig Raum da, solche mußte man dem felsigen Bergabhang abtrotzen und terrassenartig anlegen. Felder gab's im Tale überhaupt nicht, und auf den kalten Höhen des Venns war der Boden wenig fruchtbar. So waren die Bürger denn gezwungen, ihr täglich Brot durch ein Gewerbe zu verdienen. Es war kein Zufall, daß man gerade zur Weberei griff. Auf den weiten Heideflächen des Hohen Venns weideten unzählige Schafe. Deren ausgezeichnete Wolle ließ sich gerade in Monschau gut verarbeiten, weil hier die wasserreiche Rur die Weber bei ihrer Arbeit unterstützte. Die Tucherei wirkte nun wieder ein auf die Bauart der Häuser, indem man hohe Dächer baute, um in den großen Speicherräumen die Wolle und die fertigen Tuche lagern zu können. So entstand in Monschau durch die äußeren Verhältnisse eine ganz eigenartige Bauweise. Während aber in den meisten alten Städten eine neuere Zeit das Straßenbild durch häßliche Neubauten verunzierte, blieb

Blick durch die Eselsbrücke in Monschau

Am Zusammenfluß von Rur und Haller

Monschau vor diesem Schicksal fast ganz bewahrt, denn in dieser Zeit schlief es gerade seinen Dornröschenschlaf. In allerneuester Zeit aber hat man die Schönheit der alten Bauweise wieder schätzen gelernt, und am Bergabhang stehen neuere Häuser, deren Stil dem Stadtbild von geschickter Hand sehr glücklich angepaßt ist.

So einheitlich auch die alten Häuser gebaut sind, so einheitlich sie auch mit dem in

Die Post (früheres Fabrikhaus) in Monschau

der Nähe gefundenen blauschwarzen Schiefer bedeckt sind, jede der engen Straßen hat doch ihren besonderen Reiz. Diese zieht sich durch die Talsohle daher, jene steigt den Bergabhang hinan, und manche Quergäßchen bestehen fast nur aus Treppen. In den Hauptstraßen träumen ehrwürdige Patrizierhäuser unter ihrem großen Giebeldache von den alten Zeiten, wo die weitberühmten Tuchherren über die prächtig geschnitzten Treppen schritten. Von den vielen Brükken sehen wir flußaufwärts und flußabwärts immer neue entzückende Bilder. Zu unsern Füßen rauscht die Rur. Die Häuser suchen dem Flüßchen Raum abzugewinnen und ragen in sein Hoheitsgebiet hinein. Und spiegeln sich unten im klaren Wasser der Rur.

Hoch oben zeugen die ausgedehnten Trümmer der Burg von ihrer längst entschwundenen Macht und Herrlichkeit. Auf der gegenüberliegenden Berghöhe stehen die Reste des Hallers, eines alten Wachturmes. Hier und dort schauen die Ruinen hinter den Dächern hervor und locken uns zu sich hinauf. Von oben genießen wir prächtige Blicke auf das Städtchen. Noch manche andern Aussichtspunkte laden uns ein, um uns immer wieder von neuem zu zeigen, wie reizvoll die dicht aneinandergeschmiegten Häuschen eingebettet sind zwischen den steilen Berghängen, den bald nackten, bald mit Tannen bewachsenen Schieferfelsen.

Unsre Scheidestunde ist gekommen, und wir steigen aus dem Tale hinauf auf die Höhe, zur Eisenbahn, die abseits des Städtchens dahinfährt, ohne seine Schönheit zu stören. Noch oft schauen wir ins Tal zurück, auf das malerische Häusergewirr und auf die rauschende Rur, die weißschäumend durch ihr felsiges Bett dahinschießt. Wie hübsch wird das Städtchen eingerahmt von den dunklen, tannenbestandenen Höhen! Während wir schauen und schauen, kommt die Dämmerung, und der Nebel deckt Schleier über Schleier über das Tal. Das Städtchen entschwindet unsern Augen.

Ein schriller Pfiff mahnt uns, daß wir zum Bahnhof eilen müssen. Fauchend kommt der Zug heran. »Einsteigen in der Richtung nach Aachen!« Wir fahren zurück in des Lebens Hast und Last. Aber des Alltags Sorgen tragen wir in den nächsten Tagen leichter. Denn unser Herz ist immer noch voll der Poesie, die es als Gastgeschenk empfing im lieben alten Märchenstädtlein in der Eifel.

Haustür in der Stadtstraße in Monschau

Ferdinand Georg Waldmüller: Johannisandacht

In Lebensfluten — im Tatensturm

Roman von Artur Brausewetter

V

In ihrem Zimmer sitzt Karla. Schon seit einer Stunde sitzt sie da, fast ohne Regung, das große Auge auf den Boden gerichtet. Sie hat sich noch nicht umgekleidet, an Schlafengehen scheint sie nicht zu denken, obwohl grau und kalt und klar bereits der junge Morgen über die Dächer da drüben steigt.

Mit einmal horcht sie auf. Über den Gang erklingen Schritte, deren Wucht selbst die dicken Läufer nicht zu ersticken vermögen.

Wahrhaftig, der Vater geht schon zum Frühstück nach unten! Punkt sieben Uhr pflegt er auf der Werft zu sein, und Friedrich hält streng darauf, daß er in aller Ruhe den Morgenimbiß einnimmt. So geht er nun jeden Morgen, genau zu derselben Stunde, an ihrem Zimmer vorbei, und sie hört ihn nie, weil sie im tiefen Schlafe liegt. Friedrich besorgt ihm alles; manchmal ist wohl auch die Hedequist da, die er nicht ausstehen kann und die ihm schon durch ihre Gegenwart den Appetit verdirbt.

Warum läßt sie ihn Tag für Tag so aus dem Hause gehen und sieht ihn erst, wenn er zum kurzen Mittagessen von der Werft heimkehrt?

Weil sie müde und zu träge zum Aufstehen ist? Nein, das ist es nicht; ihre Neigung, des Morgens möglichst lange im Bette zu bleiben, hätte sie schon bezwungen, wenn es nicht etwas andres gewesen wäre. Ihr Auge richtete sich auf das Bild der Mutter über ihr. Eigentümlich traurig und bleich sieht das schöne Antlitz in der fahlen Dämmerung des Morgens auf sie herab.

»Deinethalben darf ich es nicht tun, will ich es nicht tun!« spricht sie in aufwallender Erregung vor sich hin. »Deine Sache zu führen und zu rächen, was man dir angetan, das habe ich mir in deiner Todesstunde gelobt und will es halten!«

Wie beneidenswert ist doch Annemarie in all ihrem Schmerz! Die hat einen Vater gehabt, zu dem sie mit unbegrenzter Liebe und Verehrung emporgeblickt, mit dem sie das zärtlichste Band innerer Gemeinschaft umschlossen hat!

Sie stutzt. Wie? Wenn auch ihr Vater einmal so schnell, so unvermutet dahinginge? Er ist nicht mehr jung, die aufreibende Tätigkeit, der er sich mit einer Geschäftigkeit hingibt, die manchmal fast wie Betäubung anmutet, muß auch die zähesten Kräfte früher oder später verzehren. Und wenn es nun eines Tags geschieht, und er mitten in seiner Arbeit zusammenbricht wie Annemaries Vater draußen auf dem Felde — wie wird ihr zumute sein? Wird ihr Gewissen ganz ruhig sein? Werden keine Vorwürfe sie quälen?

Ein Zwiespalt, wie sie ihn bis zu dieser Stunde nicht gekannt, erwacht in ihr. Wem gegenüber hat sie heiligere Rechte, dem Lebenden oder der Toten?

Sie ist aufgestanden. Mit erst langsamen, dann schneller werdenden Schritten geht sie in ihrem Zimmer auf und ab, der Aufruhr in ihrer Seele wächst. Als handle sie unter dem Zwange einer inneren Eingebung, beginnt sie das Obergewand ihres Gesellschaftskleides abzustreifen und eine Morgenjacke von Flanell über die entblößten Schultern zu ziehen. Einen Augenblick noch zaudert sie. Dann verläßt sie, die Tür ganz leise öffnend und wieder schließend, das Zimmer.

Schon hat sie, mit langsamen Schritten durch die Dämmerung schreitend, die auf den Treppen und Gängen noch herrscht, die Diele erreicht, in die der kleine, mit altertümlichen Möbeln ausgestattete Raum mündet, in dem man das erste Frühstück einzunehmen pflegt, da der Eßsaal hierfür zu groß und zu schwer heizbar ist. Den Atem einhaltend, steht sie einen Augenblick still und blickt in das Innere.

Eine elektrische Birne verbreitet ein wohltuend gedämpftes Licht, und das Feuer im Kamin, das Friedrich bereits angelegt hat, prasselt und knistert wie behagliche Musik; manchmal leckt eine Flamme mit gieriger Zunge empor, dann wird das Rattern und Knacken des trockenen Holzes um so stärker. In der Mitte des Tisches sieht sie den Vater die sorgsam zurechtgemachten Brotschnitte mit Appetit verzehren. Wohl ist sein Antlitz heute ernster als je, was nach dem Vorgang des gestrigen Tages ja nur natürlich ist, doch das Verschlossene und Finstere ist nicht in ihm; um den dunkelgrauen Schnurrbart spielt sogar ein leises Lächeln.

Am Teekessel aber, der brodelnd sein Morgenlied singt, steht nicht Friedrich Zubeil, auch nicht die Hedequist, die nach dem anstrengenden Abend gestern sicher nicht aufgestanden ist — Hildegard steht da im einfachen, aber kleidsamen Morgengewand, das den mädchenhaft zarten Wuchs ihres Leibes weich umschmiegt, die blauschwarzen Haare hoch aufgekämmt, daß die Furchen auf der gelblichweißen Stirn stärker sichtbar sind.

Eine kurze Weile verharrt Karla, von der dämmernden Dunkelheit gedeckt, an der halbgeöffneten Tür, läßt das Auge langsam von einem zum andern gleiten und dann auf dem Gesamtbilde dieses stillen, wohligen Behagens ruhen.

Das ist es, was der Vater sich so oft ersehnt, was er von ihr gewünscht und erwartet hat! Nun

ist es ihm ohne sie geworden, sie ist entbehrlich geworden! Entbehrlich und überflüssig!

Langsam und leise, wie sie ihn gekommen, geht sie den Weg auf ihr Zimmer zurück, entkleidet sich schnell, legt sich, todmüde und zerschlagen an allen Gliedern, zur Ruhe und schläft bis in den hellen Mittag hinein.

Der kaum begonnene Besuch der Theater und Konzerte wurde eingestellt. Der schwere Trauerfall im Trothaschen Hause gab die Veranlassung dazu. Karla nahm die seit längerer Zeit vernachlässigte Lazarettätigkeit in der Loge zum goldenen Schlüssel wieder auf; während sie jedoch früher eine leitende und über dem Ganzen schwebende Stellung bewahrt und mehr durch wohltätige Gaben und gelegentliche Besuche gewirkt, beteiligte sie sich jetzt mit wachsendem Eifer an der Pflege der Verwundeten und Kranken und weilte jeden Tag mehrere Stunden in dem von ihr geschaffenen Lazarett.

Ihre unermüdliche Helferin war Annemarie, die ganz in das Lazarett übergesiedelt war und Tag und Nacht ihrer Arbeit an den verwundeten Soldaten oblag, als glaubte sie dadurch das Andenken ihres Vaters am schönsten ehren und am besten in seinem Sinne wirken zu können.

Nun fühlte sich auch die Pallenberg wieder in ihrem Element, der die Welt, in der man sich vergnügt, immer etwas Fremdes geblieben war, und auch die beiden Recknitz vertauschten die duftigen Konzert- und Gesellschaftskleider, wenn auch weniger gern, mit den schlichten, graublauen Gewändern der Pflegerinnen.

Aus dem Mackeratzschen Hause aber schien der düstere Geist, der es so lange bewohnt, einem besseren, helleren gewichen zu sein, der wieder Sonne und Leben in die dunklen Räume brachte.

Der alte Mackeratz trug diese Bezeichnung kaum noch mit Recht. Sein sehniger Körper war straffer, die leicht gebeugte Haltung aufrecht geworden. Jetzt erst sah man, daß er, am Ende der Fünfziger angelangt, ein elastisch Aufwärtsstrebender war, der das Ziel seines Lebens und Wirkens noch nicht erreicht hatte. Er saß nicht mehr die halbe Nacht oben auf seinem einsamen Zimmer über Briefe und Bücher gebeugt. Und wenn es dann und wann dennoch notwendig wurde, dann war seine Tätigkeit in der Hälfte der Zeit erledigt, denn Hildegard hatte sich so in sie hineingearbeitet, daß sie ihm eine unentbehrliche Helferin geworden und unter ihren geschickten Händen alles nicht nur viel schneller, sondern auch mit viel mehr Lust und Freude getan wurde.

Je mehr sich aber Hildegard an den Oheim anschloß, um so kühler und fremder wurde das Verhältnis zwischen ihr und Karla. Von vornherein waren ihre Naturen verschieden. Karla, die in den großen Verhältnissen aufgewachsene Dame der Welt, die bei aller Selbstbeherrschung das warme Blut und das sprühende Temperament doch nicht zu verleugnen vermochte, Hildegard, die durch eine schwere und entsagungsreiche Schule gegangene Frau, die einen stillen Sinn und eine ernst und ruhig in sich verschlossene, stets sich gleichbleibende Gemütsart hatte.

Und wieder geschah es, daß Herr Mackeratz seine Tochter auf sein Zimmer bat. Und wieder war es zur Mittagszeit, und die Sonne, die nicht mehr so weich und warm wie im Juli, dafür aber klarer und heller schien, schaute mit großen, neugierigen Augen durch die gelben Tüllvorhänge der Fensterscheiben, umgoß sie mit goldgelbem Glanz, ließ ihren Widerschein über Karlas dunkelblonde Haare spielen, daß sie wie Metall anzusehen waren, und gönnte heute auch dem Vater, der auf seinem gewohnten Platze am Schreibtische saß, einen ihrer freundlichen Blicke.

»Als wir vor einigen Monaten hier zusammen waren, sprachst du mir den Wunsch aus, Hildegard Gamrath in unser Haus aufzunehmen. Ich erklärte mich damals dagegen, jetzt sehe ich ein, wie gut es für alle Teile geworden ist.«

»Ganz besonders wohl für dich.«

»So wärest du mit ihrem Besuche weniger einverstanden?«

»Du sagtest eben schon, daß ich es war, die ihn veranlaßte, selbst gegen deinen Wunsch und Willen. Aber jeder Gast, der seinen Aufenthalt verlängert, verkürzt damit die Freude.«

»Auch Hildegard scheint es zu empfinden. Sie sprach gestern mit mir von ihrer Abreise.«

»Und du?«

»Ich bat sie, zu bleiben.«

»Obwohl du fühltest, daß mir ihre Abreise jetzt willkommen gewesen wäre?«

»Ja.«

»Und ohne mit mir darüber zu reden?«

»Ja.«

»Dann kann ich nur eine Erklärung für dein Verhalten finden: daß dir Hildegard unentbehrlich geworden ist.«

»Deine Erklärung möchte zutreffen.«

In das in schnellem Wechsel von Rede und Gegenrede geführte Gespräch trat eine Pause, lang und schwer lastend. Die Sonne hatte sich hinter eine dichte Wolke zusammengezogen, leise Schatten gingen durch das Zimmer.

»Du denkst daran, Hildegard dauernd an unser Haus zu fesseln?«

»Das ist mein Wunsch.«

»In welcher Weise sollte er erfüllt werden?«

»Indem ich sie heirate.«

Karla sah ihn an: starr, fassungslos ... eine ganze Weile. Dann stiegen heiße Gluten in ihr Antlitz und loderten empor bis an die dunkelblonden Haare.

»Du — heiraten? Und Hildegard Gamrath heiraten? Du könntest ihr Vater sein!«

»Ein etwas junger Vater — vielleicht. War-

um also nicht ihr Gatte? Die Hauptsache ist ja, wie sie und ich uns mit diesem Altersunterschied abzufinden wissen.«

»Du hast also schon mit ihr gesprochen?«

»Das habe ich getan.«

»Und stellst mich jetzt vor eine vollendete Tatsache?«

»Vor eine Tatsache, die unabänderlich ist.«

Wieder langes, lastendes Schweigen. Karla ging im Zimmer auf und ab, den Kopf, wie es ihre Art war, leise hintenüber gelegt; man merkte es jeder Bewegung, jedem Schritte an, daß sie einen harten Kampf kämpfe. Ihr Vater saß in unveränderter Haltung auf seinem Arbeitssessel, die wuchtigen Hände hart und prall auf die Platte des Schreibtisches gelegt. Die Sonne schien wieder.

»Mein Entschluß scheint dich in eine gewisse Erregung versetzt zu haben; erstaunlich oder überraschend kann er dir nicht gekommen sein, gerade dir nicht.«

»Warum gerade mir nicht?«

»Weil niemand wie du weiß, wie einsam und lichtlos mein Dasein in diesem Hause gewesen ist. Wie ein Einsiedler habe ich hier gelebt, fremd in meinen eignen Wänden.«

»Weißt du denn, ob ich nicht ebenso einsam gewesen bin? Warum denkst du nur an dich? Ich glaube, daß ich ein größeres Recht habe, mich zu beklagen. Denn ich war jung, und du hast meine Jugend zertreten, ich hatte Lebensfreude und ein heißes Lebensverlangen, und du vergiftetest mein Leben!«

Hart und schwer wie Keulenschläge fielen ihre Worte auf ihn nieder.

»Ich habe deine Jugend nicht zertreten, habe dein Leben nicht vergiftet.«

»Du hättest es nicht getan? Weißt du denn nicht, daß es für ein Kind nichts Traurigeres gibt, als wenn Vater und Mutter wider einander sind? Daß nichts alle Freude der Kindheit, alle Blüte der Jugend so zerstört wie der Kampf und Haß der beiden gegen einander? Was sollte ich tun? Hilflos und in meiner Ohnmacht mich verzehrend, stand ich zwischen euch beiden. Das kann ich nie mehr verwinden ... im ganzen Leben nicht.«

»Du standest stets auf seiten deiner Mutter.«

»Weil sie die Leidende war.«

»Was ich gelitten habe, weißt du nicht.«

»Sie war krank und du gesund. Sie warb und flehte auf langem Schmerzenslager um deine Liebe — du versagtest sie ihr.«

Keine Antwort. Die wuchtigen Hände ballten sich fester, die starken Lippen schlossen sich hart aufeinander.

»So starb sie, ohne daß du ihr die Hand zur Versöhnung gereicht. Und du warst ihr Mörder!«

»Karla!«

Er war aufgesprungen. Die Hände hatten sich gelöst. Um seine Ruhe war es geschehen. Auch der bis zum äußersten aufgebotene Zwang vermochte sie nicht zu bewahren. Er wollte etwas sagen. Aber er drängte das Wort zurück.

»Du weißt nicht, wie oft ich damals auf meiner stillen Mädchenstube aus meinem tiefen Leid heraus zu Gott gebetet habe: Laß es doch wieder gut werden zwischen dem Vater und der Mutter! Nimm dieses schwere Leid doch fort aus meinen Kindertagen! Bis ich zu der Erkenntnis kam, daß meine Gebete nichts nützten und selbst Gott machtlos war gegen deinen Haß! Seitdem bist du mir fern und fremd geworden. Und nun zerreißt du das letzte Band, das vielleicht noch zwischen uns bestand. Denn ich habe niemand auf der Welt so geliebt wie meine unglückliche Mutter.«

»Ich sagte dir schon einmal, hier an dieser selben Stelle, daß auch ich sie geliebt habe.«

»Und dann brachtest du es über das Herz, sie so zu quälen?«

»Mich trifft keine Schuld.«

»Dich trifft keine Schuld? Das sagst du mir, Vater? Denkst du, ich weiß es nicht, daß du Tag für Tag heimlich dort hinüberschleichst in mein Zimmer, unter Mutters Bild dich setzest, Zwiesprach mit ihr hältst und dabei laut seufzest und stöhnst?«

In den schweren grauen Augen zuckte es auf und durchbrach für eine Sekunde ihre Starre. Was er so lange als sein Geheimnis mit der größten Ängstlichkeit behütet, das war ihr offenbar geworden. Sie wußte um seine heimlichen Besuche in ihrem Zimmer, über die er sie ahnungslos wähnte.

»Es geht eine alte Kunde, daß es den, der sich an einem andern vergangen, unwiderstehlich zu dem Orte treibt, wo er weilt, es sei lebend oder tot. Das ist die Gewalt des bösen Gewissens, sagt man.«

Da richtete er den gebeugten Körper empor. Ganz hoch, ganz straff. »Schweig!« donnerte er ihr entgegen.

Sie erinnerte sich aus ihrem ganzen Leben nur einmal eines Zornausbruches bei ihrem Vater. Unvergeßlich war er ihr geblieben. Es war zu ihrem sechzehnten Geburtstag. Da rief er dasselbe Wort, genau mit demselben Tone, mit demselben blitzeflammenden Blick zur Mutter. Eine Sekunde überkam sie eine tödliche Angst. Aber sie war ihres Vaters Tochter, über die die Furcht keine Macht hatte.

»Und jetzt heiratest du eine zweite Frau!« sagte sie kühl und unbeirrt.

»Ja — um mich endlich von diesem Bann zu befreien. Um einmal wieder aufatmen und mit frohem Herzen schaffen zu können ... um wieder zu wissen, was Leben ist!«

»So tue, was du mußt und willst! Ich aber kann keine andre hier an ihrer Stelle sehen. Dich,

an dem meine arme Mutter zugrunde gegangen, tagaus, tagein glücklich mit einer andern zu wissen, wäre mir unmöglich. Darum werde ich das Haus verlassen.«

»Du wirst es dir überlegen. Eine Macht, dich zu halten, habe ich nicht.«

Friedrich Zubeil, der wohl gemerkt, daß sich hier drinnen etwas Entscheidendes zwischen Vater und Tochter vollzog, der deshalb nicht gewagt hatte, das Gespräch zu stören, konnte jetzt seine Besorgnis nicht länger beschwichtigen. Er öffnete fast unhörbar die Tür, trat dicht an seinen Herrn, einen Blick versteckten Vorwurfs auf Karla werfend, und sagte mit leiser, aber ganz entschiedener Stimme: »Es ist gerade noch eine halbe Stunde, Herr Mackctatz, die brauchen Sie zur Ruhe. Wir haben heute die Abnahmekommission und andre wichtige Dinge.«

Trotzdem es ein sehr bewegter Nachmittag wurde, kehrte Mackctatz zu einer früheren Abendstunde von der Werft heim, als es sonst geschah. Karla erschien nicht zum Abendessen, sie hatte auch nicht sagen lassen, wo sie geblieben wäre. Da die Hedequist für einige Tage zu einem Besuch nach auswärts beurlaubt war, so waren Mackctatz und Hildegard allein.

Mit jener Geschicklichkeit und weiblichen Anmut, die ihr vom ersten Tage an das Herz ihres Oheims gewonnen hatten, machte sie auch heute die Wirtin, teilte ihm, wie er es gern hatte, die Speisen zu, mischte ihm den Mosel mit Fachinger, genau nach der Art, wie sie es von Friedrich gelernt hatte, und schnitt ihm das Brot in kleine, längliche Schnitte.

Mit ihrem sicheren Feingefühl merkte sie sofort, daß ihn heute andre Sorgen als geschäftliche drückten, die er nie mit an den Tisch zu bringen pflegte, und obwohl auch ihr wenig leicht und frei ums Herz war, suchte sie dennoch der Unterhaltung einen unbefangenen und heiteren Anstrich zu geben.

Aber Mackctatz machte ihr ihr Bemühen nicht leicht; sowie er den letzten Bissen verzehrt hatte, stand er auf und bat sie, zur Erledigung einiger dringender Arbeiten auf sein Zimmer zu kommen.

Schweigend wurden diese vorgenommen und mit eiliger Geschäftigkeit erledigt. Es handelte sich meist um Telegramme, die Friedrich zur Abfertigung gegeben wurden.

»Ich hatte heute eine sehr erregte Unterredung mit Karla,« sagte dann Mackctatz, sowie Friedrich gegangen war.

»Ich fürchtete es.«

Und nun ganz unvermittelt: »Ich will dir von meiner Ehe erzählen.«

Er stützte den Kopf in die rechte Hand, sah eine Weile in die Leere und begann:

»Wie du weißt, bin ich zweimal verheiratet gewesen. Meine erste Frau war einige Jahre älter als ich. Es war eine Liebe aus der Jugendzeit; wir hatten treu zueinander gehalten. Es war auch alles schön und gut, solange ich noch zu kämpfen hatte und wir uns auf das äußerste einschränken mußten. Sie war sehr fleißig, sparsam und tüchtig. Ich konnte keine bessere Frau haben.

Da kam allmählich der große Wohlstand in mein Leben. Ich rang mich von Stufe zu Stufe empor, übernahm Mollingers Werft, die damals nur klein war, und führte sie zu immer größerer Blüte.

Aber nun geschah etwas Seltsames. Je besser es uns ging, um so unglücklicher wurde meine Frau. Sie konnte sich in die veränderten Verhältnisse nicht finden, hatte nicht die geringste Freude an meinem Vorwärtskommen; immer blieb sie in den engen Kleinigkeiten des Lebens haften und war verdrossen und traurig den ganzen Tag. Ich hörte bald kein freundliches Wort mehr, und wenn ich müde, aber der neuen Erfolge froh in mein Haus kam, so gab es nichts als Klagen und Vorwürfe über mich oder über Dinge, die für mich der Rede nicht wert waren. Ein körperliches Leiden mag dazu beigetragen haben. Sie erlag ihm, und ihr Tod war für uns beide eine Erlösung.

Fünf Jahre lebte ich nun für mich, ich hatte völliges Genüge an meiner immer wachsenden Tätigkeit und entbehrte nichts.«

Er tat einen tiefen Zug von der großen, schweren Zigarre, die er des Abends zu rauchen pflegte, verfolgte den aufsteigenden Rauch mit leeren Augen und fuhr dann fort:

»Da fügte es das Schicksal, daß ich Agnes traf. Ich brauche dir nichts von ihr zu sagen. Du kennst sie, du hast sie noch in der Blütezeit ihrer Jahre gesehen und weißt, welch ein schwer zu beschreibender Zauber von ihr ausging. Ich erlag ihm gleich das erstemal, als ich sie sah. Es war auf einem Fest, das meine Werft einer Abordnung von Marineoffizieren gelegentlich des Stapellaufes meines großen Kreuzers ‚Odhin' gab. Wenige Jahre später heirateten wir.«

»Aber nun fandest du doch das Glück. Tante Agnes schrieb so oft an meine Mutter von eurem ungetrübten Zusammensein.«

»Ja, ich fand es, wenn es auch ein wenig anders aussah, als ich es mir in meinen Wünschen vorgestellt hatte. Agnes liebte ein buntes Leben voller Abwechslung und Reize. Ich legte ihrem heiteren Temperament und ihrer Neigung für Spiel und Tanz und glänzende Feste keine Zügel an, ja, ich nahm an ihren Freuden teil. Oft wurde es mir nicht ganz leicht, es gab damals besonders viel zu tun, und meiner Anlage und Erziehung entsprach dieses Leben wenig. Aber sie belohnte mich reich, denn sie brachte in mein Haus den Sonnenschein, nach dem ich mich in all den dunklen, dumpfen Tagen meiner Ehe so sehr

gesehnt hatte. Ja, wenn ich sie so sah in der wundervollen Jugend ihrer Schönheit, in der entzückenden Anmut, mit der sie sich unter den Gästen bewegte, mit der sie tanzte, spielte und sang, dann war ich stolz auf sie, und was mir erst als Opfer erschien, wurde bald Freude und Vergnügen.«

Mit einemmal veränderte sich der Ausdruck seines Gesichts; er wurde wieder streng und hart, und die scharfe Falte zwischen seinen Augenbrauen trat drohend hervor.

»Ich kann nun ganz kurz sein,« fuhr er mit einer Stimme fort, die sich langsam und mühevoll aus seinem Inneren rang und manchmal mitten im Wort stockte. »Eines Tags bemerkte ich, daß sie mich hintergangen hatte — mich, der ich ihr blindlings vertraute, der ich sie geliebt habe, wie ich nie einen Menschen auf der Welt geliebt habe ... Ich peitschte ihren Galan die Hintertreppe hinunter, Stufe für Stufe, bis er blutend zusammensank. Sie aber sperrte ich in ihr Zimmer ein, das sie von dieser Stunde an nicht mehr verließ. Erst täuschten wir eine Krankheit vor, dann wurde aus dem Spiel Wahrheit, und sie erkrankte wirklich, schwer und unheilbar. So hat niemand, weder von dem Gesinde noch von unserm großen Bekanntenkreise je das geringste von dem erfahren, was sich innerhalb dieser Wände abspielte. Meine Frau war die Schwererkrankte, die von allen Seiten besucht und bemitleidet wurde wie auch ich.«

»Und Karla?« fragte Hildegard. »Sie sollte nichts von eurem Zerwürfnis gemerkt haben?«

»Gewiß merkte sie es. Aber sie schob es auf ganz andre Dinge und sah in mir den Schuldigen.«

»Und darum —«

»Darum bin ich für sie der harte und unerbittliche Mann, der nicht einmal einer Sterbenden vergeben konnte.«

»So mußt du sie aufklären.«

Er schüttelte den Kopf. »Niemals!«

Und dann mit einer Stimme, in der etwas Abwesendes war: »Ich bin es nicht nur Karla, ich bin es der Heimgegangenen schuldig.«

»Weshalb ihr?«

»Weil sie gebüßt wie nie ein Mensch gebüßt hat. Weil sie in Reue sich zu Tode quälte und keine Vergebung erhielt. Weil sie ihre abgezehrte Hand unter heißen Tränen mir entgegenstreckte, jeden Tag aufs neue, und starb, ohne daß ich die meine ihr gereicht hätte.«

Er preßte die Hände fest zusammen, sie sollte seine Erregung nicht merken. Aber auch sie war auf das tiefste erschüttert.

»Das ist entsetzlich,« sagte sie, und in dem Blick, mit dem sie ihn ängstlich, fast scheu streifte, war etwas Fremdes, Fragendes.

»Karla nannte mich heute den Mörder ihrer Mutter.« Es war kein Ton und Klang mehr in seiner Sprache.

»Und darunter leidest du, nicht wahr?«

»Ja, darunter leide ich.«

»Und kannst es nicht ändern? Oder vielmehr: willst es nicht ändern?«

»Nein.«

»Warum vergabst du nicht?«

»Weil ich nicht konnte.«

»Und weshalb konntest du nicht?«

»Weil man ist, der man ist, und nicht anders kann,« erwiderte er mit fast ablehnender Schroffheit.

»Aber im Angesicht des Todes —«

»Auch da nicht. Ich konnte nicht unwahr sein gegen mich selbst. Ich habe es nie gekonnt — selbst in der letzten Stunde, bei ihrem letzten stammelnden Versuche nicht.«

»Du bist wirklich hart.«

»Es ist mir lieb, daß du mich kennenlernst, wie ich bin. Ich wünschte es so und habe nichts beschönigt.«

Die alte Starrheit war wieder in seinem Worte wie in seinem Wesen.

»Jetzt bist du an mir irre geworden, nicht wahr? Und das Wort, das du mir gestern gabst, fängt an, dich zu reuen. Nun, es ist ja noch Zeit.«

»Nein, ich bin nicht irre an dir geworden, und das Wort, das ich dir gab, reut mich nicht,« gab sie mit schlichtem Ernste zurück.

Er reichte ihr die Hand. »Ich danke dir — nun kann ich dir auch das andre sagen, was ich sonst nicht gekonnt hätte. Aber jetzt wirst du es verstehen.«

»Welches andre noch?«

»Die Ruhelosigkeit, die nach dieser furchtbaren Zeit über mich gekommen ist. Bis dahin war meine Arbeit Freude, jetzt ist sie oft Betäubung. Ich möchte vergessen, und ich kann nicht. Und wenn es nur das wäre! Aber es ist mehr. Vorwürfe kann ich es nicht nennen. Ich handelte, wie ich mußte, und würde es heute nicht anders tun. Denn alles kann der Mensch vergeben — aber ein gebrochenes Vertrauen nicht.«

»Doch — die große Liebe könnte es.«

»Welche nennst du die große Liebe?«

»Die vergeben kann — auch das gebrochene Vertrauen.«

Er sah eine Weile nachdenklich vor sich hin. »Ich glaube, ich habe diese Frau sehr lieb gehabt. Aber das gebrochene Vertrauen habe ich ihr nicht vergeben, vergebe ich ihr heute im Grabe noch nicht.«

Er erstickte mit merkbarer Anstrengung die Leidenschaft, die wieder emporlodern wollte, in ihrem ersten Keim und fuhr mit leiser Stimme fort, in der jetzt ein beinahe klagender Ton war: »Es ist wunderbar ... das Gestorbene, das nicht sterben will. Nun zieht es mich mit einer Gewalt, der gegenüber jeder Wille versagt, immer wieder zu ihr hin ... zu der Toten, verstehst du, die nicht sterben will.«

»Du besuchst ihr Grab?«

»Nein ... ich suche sie, wie ich sie einmal gekannt und geliebt habe: in ihrer strahlenden Jugend und Schönheit. Und ich finde sie auch.«

»Du findest sie auch?«

Er rückte seinen Stuhl ein wenig näher an den ihren.

»Da drüben in Karlas Zimmer hängt ein Bild von ihr. Als stünde sie leibhaftig im Rahmen, genau so sieht es aus. Karla ist es zum Verwechseln ähnlich. Und das Wunderbare ist, daß der Maler es nur nach einer Photographie angefertigt hat. Aber er kannte sie wohl persönlich und hat sie geliebt, wie es alle Männer taten, die je mit ihr in Berührung kamen. Karla ließ es erst nach ihrem Tode malen — nur für sich. Niemand wußte was davon, niemand darf es sehen. Darum läßt sie keinen in ihr Zimmer. Selbst ihre vertrauten Freundinnen nicht. Ich aber bin so manches Mal hineingegangen, wenn sie fort war.«

Eine Pause entstand.

»Was zieht dich jetzt noch so zu diesem Bilde?« fragte dann Hildegard.

»Ich weiß es nicht. Das ist das Wunderbare, daß ich es nicht weiß, und dennoch zu ihm muß, ob ich will oder nicht.«

»Ist es vielleicht deine Schuld?«

Genau daselbe hatte eben Karla zu ihm gesagt und ihn dadurch in die größte Erregung versetzt. Jetzt blieb er ganz ruhig.

»Vielleicht, daß ich nicht vergeben konnte — und daß sie daran starb.«

Hildegard versank in Nachdenken. »Dein Herz hängt noch an der Verstorbenen,« sagte sie langsam.

»Nein,« erwiderte er mit Entschiedenheit, »nicht mein Herz. Seitdem du in unser Haus gekommen, seitdem du teilgenommen hast an meiner Arbeit und mir das Verständnis erzeigst, das ich so lange entbehrt, seitdem ist diese quälende Unruhe von mir gewichen und der innere Friede in mein Herz zurückgekehrt. Darum darfst du nicht von mir gehen, sondern mußt bei mir bleiben!«

Da streckte sie ihm beide Hände entgegen. »Ich will gern bei dir bleiben,« sagte sie.

Er beugte sich in schlichter Herzlichkeit zu ihr herab und küßte ihr Stirn und Lippen.

Ein Sonntag. Der Regen, der bereits um Mitternacht begonnen, hatte endlich die ersehnte Erlösung von der langen Trockenheit und Dürre gebracht. Ein Aufatmen ging durch die ganze Kreatur, als müßte sie jeden Tropfen dieses erquickenden Nasses tief in sich einsaugen.

Kurt Splettstößer hatte den Feiertag benutzt, in einem geschichtlichen Werke zu lesen. Jetzt aber trieb es ihn, obwohl der Regen immer noch fiel, hinaus, die balsamische Luft auf einem kurzen Spaziergange zu genießen.

Der große Stadtpark lag heute still und menschenleer da; Kurt konnte sich in seinen Lieblingswegen mit der ganzen Lust der Einsamkeit ergehen. Der Regen rieselte durch die Bäume und tropfte von den Blättern. Ein Flüstern und Raunen war in der Stille wie von geheimnisvollen Stimmen. Einmal brach die Sonne zum flüchtigen Gruß durch die schwarze Wolkenwand, aber der Regen hörte nicht auf. Wie aus goldenem Füllhorn verschwenderisch geschüttet fielen seine Tropfen, geschliffenen Edelsteinen gleich, zur Erde. Dann wurden die Sonnenblicke häufiger, der Regen ließ nach, und der Himmel breitete sich über die Erde wie ein leichtgewebter Schleier von blaßblauer Seide. Herbstliche Düfte von würziger Frische erfüllten den ganzen Park.

Als er am Ende eines langgestreckten Lindenganges angelangt war und jetzt einen Weg einschlug, der zwischen kunstvoll gepflegtem Rasen und einigen Asterbeeten hindurch zu dem großen Goldfischteich führte, kam ihm eine Dame entgegen, in der er erst, als sie ihm eben vorübergegangen war, Fräulein Mackeatz erkannte. Sofort kehrte er um, begrüßte sie und erbat Verzeihung für sein Versehen.

»Es ist kein Wunder, daß Sie mich nicht erkannten,« erwiderte sie mit leichtem Erröten. »Wir haben uns wohl erst zweimal im Leben getroffen, und seit unsrer letzten Begegnung ist eine ganze Zeit vergangen.«

»Ich habe Sie hier nicht vermutet ... und vollends so ohne jede Begleitung.«

»Sie dachten, ich ginge nur in großer Gesellschaft. Nein, ich hatte heute das Bedürfnis, allein zu sein, denn ich wollte Abschied nehmen.«

»Abschied? Von wem?«

»Von diesem Parke, dieser Stadt.«

»Sie wollen uns verlassen?«

»Die Verhältnisse in unserm Hause haben sich, wie Sie ja wissen, sehr verändert. Da möchte ich nicht länger bleiben.«

»Wann wollen Sie gehen?«

»Am Ende der Woche.«

»Also sofort nach der Hochzeit?«

»Ich reise vor ihr.«

Er sah sie voller Verwunderung an. »Vor ihr? Das ist ja nicht möglich.«

»Weshalb nicht?«

»Weil — nun, weil ich mir nicht denken kann, daß Ihr Herr Vater —«

»Mich ruft eine dringende Verpflichtung. Und selbst wenn er nicht einverstanden wäre —«

Sie hielt inne. Ein leichtes Erschrecken war auf ihrem Antlitz zu lesen. Wie kam sie, die sonst in diesen Dingen die strengste Zurückhaltung übte, die nicht einmal ihre Freundinnen in sie eingeweiht, wie kam sie dazu, einem völlig Fremden die tiefste Wunde ihres Hauses anzudeuten?

Er schien Ähnliches zu empfinden und wußte nicht recht, was er erwidern sollte. »Fürchten

Sie nicht,« sagte er schließlich mit etwas schwerer Stimme, »daß ein Fehlen der Tochter zur Hochzeit ihres Vaters dem müßigen Gerede Tor und Tür öffnen würde?«

»Ich habe mich nie um das Geschwätz der Leute gekümmert.«

»Aber Ihr Herr Vater?«

»Sie denken immer nur an meinen Vater,« warf sie ein wenig gereizt ein.

»Ich liebe und verehre Ihren Herrn Vater. Er ist ein ganzer Mann.«

Sie antwortete nicht. Langsam setzten sie ihren Weg fort. Festtäglich gekleidete Menschen kamen ihnen entgegen, lachend und plaudernd. Die Schatten des frühen Abends huschten durch die Büsche, glitten über den Rasen, bunte Astern grüßten vorüber.

Als sie an einer Biegung des Weges angelangt waren, blieb Kurt Splettstößer stehen. »Wenn Sie das wirklich täten, was ich nicht glaube, wenn Sie vor der Hochzeit reisten, dann würden Sie Ihrem Herrn Vater nicht nur ein großes Leid, Sie würden ihm ein bitteres Unrecht zufügen.« Man hörte es jedem Worte an, wie sehr er es sich überlegt hatte, bevor er es aussprach. Aber sein unbestechlicher Wahrheitsdrang hatte ihn nicht schweigen lassen.

»Ich glaube doch, Herr Direktor, daß sich diese Angelegenheit für einen Fremden nicht so ganz leicht beurteilen läßt.«

»Ich habe mich in Ihr Vertrauen nicht gedrängt; nun, da Sie es mir freiwillig geben, müssen Sie sich mein Wort gefallen lassen, auch wenn es Ihnen nicht angenehm ist.«

»Sie werden verstehen, wie peinlich und unerquicklich dieser Schritt für eine Tochter ist, die ihre Mutter sehr geliebt hat.«

»Ich verstehe es, aber ich verstehe auch Ihren Herrn Vater.«

»Warum heiratet er in seinem Alter noch einmal?«

»Weil er sich einsam und allein fühlt und das entbehrt, was ein Mann seiner Art und Arbeit bedarf.«

Eine heiße Woge stieg in ihr auf, brauste durch ihr Blut. Aber ihre Antwort war ganz ruhig: »Er hätte es haben können.«

»Aber er hatte es nicht. Er hat es mir selber einmal bekannt. Es war in einer Abendstunde oben auf seinem Zimmer, als wir nach der anstrengenden Arbeit eine Flasche Wein zusammen tranken.«

»Und Sie?«

»Ich sagte mir: Wenn ein Mann wie Macketatz über so etwas spricht, dann muß er sich sehr bedrückt und unglücklich fühlen.«

»Da haben Sie freilich recht geurteilt.«

Sie waren wieder in den Lindengang eingebogen und schritten ihn hin und her, ohne zu wissen, wo sie gingen. Ein leiser Wind wehte durch die noch frischen Blätter, in denen die Tropfen wie Diamant funkelten. Eine wundervolle Frische war in der sonnenklaren Luft; ab und zu fiel ein Blatt zur Erde.

»Es muß irgend etwas in Ihnen sein,« nahm sie das Gespräch in dem merkbaren Bestreben auf, ihm einen unbefangenen Ton zu geben, »das Vertrauen hervorruft. Denn ich habe bisher nie mit jemand über diese Dinge gesprochen.«

»Ich glaube es.«

Von den Wiesen her drang eine Welle würzigen Duftes, und in den Bäumen über ihnen zwitscherte ein Vogel.

»Hat Ihnen mein Vater auch etwas von meiner Mutter erzählt?« Langsam und stockend war es von ihren Lippen gekommen. Ihr Auge streifte ihn mit einem scheuen Blick, dann senkte sie es auf den kiesbestreuten Boden, auf dem das Naß des Regens wie ein silberdurchwirkter Teppich lag.

»Nein,« erwiderte er kurz.

Eine Sekunde zauderte sie. »Dann will ich es tun,« sagte sie mit kurzem Entschluß, »vielleicht verstehen Sie mich dann ein wenig besser — und auch, daß ich dieser Hochzeit nicht beiwohnen kann.«

Nun begann sie von ihrer Mutter zu erzählen, von ihrer anziehenden Erscheinung, ihrer sonnigen Natur, ihrem feinen Empfinden für alles Schöne. Mit leuchtenden Farben malte sie ihr Bild, immer lebendiger und freier wurde ihr Wort, eine wachsende Wärme strahlte ihm entgegen, wie sie von dem eigenartigen Verhältnis sprach, das sich zwischen ihnen hergestellt, und das bereits ein schwesterliches und freundschaftliches geworden, als sie in die Backfischjahre kam.

»Später habe ich nie wieder einem Menschen nahegestanden, selbst meinen Freundinnen nicht, so lieb man sie haben könnte — die Mutter hat mir nie eine ersetzt.«

Die Aufmerksamkeit, mit der er ihr zugehört, war allmählich zum Erstaunen geworden. Er hatte ihr eine solche Wärme des Empfindens nicht zugetraut, hatte vor allem nicht gedacht, daß sie jemals mit ihm so sprechen könnte. Schweigend ging er neben ihr her; auch wenn sie einmal eine Pause machte und irgendeinen Einwurf oder auch nur ein Zeichen seiner Zustimmung zu erwarten schien, war es ihm nicht möglich, irgend etwas hervorzubringen. Es war alles um ihn her so fremd und wunderbar, in ihm so still und unbegreiflich, als schritte er durch lauter Träume und Wunder dahin. Seine eigne Jugend mit ihrer Einsamkeit und ihrem Leid tauchte vor ihm auf. Bilder wurden wach, die einmal durch seine ernsten Kinderjahre gegangen, die dann im nüchternen Kampf des Daseins verblaßt waren. Aber nun war in alledem kein Leid und keine Traurigkeit mehr.

Mit einmal — er wußte nicht, wie es kam — stand Arno Morgenroths Gestalt vor seinem gei-

stigen Auge. Er erschrak und mußte Mühe aufwenden, ihr weiter zu folgen, als sie jetzt von der schweren Krankheit ihrer Mutter und den Leidensstunden an ihrem Lager sprach, die so dunkle und untilgbare Schatten auf ihre Jugend geworfen hatten.

»Es wird keiner so verstehen wie Sie,« fügte sie hinzu, »denn Sie erzählten mir damals ja auch, daß Ihre Jugend ohne Sonne gewesen sei.«

»Tat ich das?« fragte er, immer noch in seine Gedanken versunken, nahm den Hut ab und fuhr sich mit der gebräunten Hand einigemal durch sein dichtes Haupthaar.

»Wissen Sie es denn nicht mehr? Damals auf dem Feste, das wir Ihrem Freunde, Herrn Morgenroth, zu Ehren gaben. Wir waren beide allein in dem Bibliothekzimmer. Herr Morgenroth sang im Musiksaal zur Gitarre.«

Natürlich wußte er es. Wie sollte er es je vergessen haben? Wort für Wort hatte er sich dieses Gespräch immer wieder lebendig gemacht, mitten in der fiebernden Tätigkeit, aber auch in einer stillen Mußestunde auf einem Sonntagabendspaziergang wie diesem. Nur heute war alles so dumpf und verworren in ihm, nur heute kannte er sich selbst und die Welt nicht wieder. Nur die Bäume hörte er rauschen, und der sonnendurchglänzte Park, der noch die kühlende Frische des Regens atmete, sprach zu ihm mit geheimnisvoller Stimme. Und überall sah er es glitzern und leuchten.

Auch von ihrem Vater sprach sie und seinem Verhalten der kranken Mutter gegenüber. Aber sie tat es mit größter Zurückhaltung, kein Wort der Anklage, nicht einmal des Vorwurfs kam von ihren Lippen. Nur daß ihr seine Härte unverständlich gewesen, und daß seitdem die Entfremdung zwischen ihnen beiden eingetreten wäre.

»Es liegt wohl in der Art Ihres Herrn Vaters, sein Inneres zu verbergen. Ich glaube, daß in mir etwas Ähnliches ist; deshalb verstanden wir uns auch von vornherein so gut.«

»Aber für eine Leidende, die Ihnen einmal nahegestanden, die nach einem Wort der Liebe von Ihnen hungert, die nicht sterben kann, ohne daß sie es vernommen, für die würden Sie es finden, nicht wahr?«

»Gewiß würde ich das.«

»Mein Vater fand es nicht!«

Nun hatte sie es doch gesagt, klar und scharf, was sie nicht sagen wollte. Die Leidenschaft der Stunde hatte die festen Vorsätze über den Haufen gerannt. Die ängstlich gehütete Hülle war gefallen, das ganze Leid und Geheimnis ihres Lebens lagen vor dem fremden Manne offenbar.

Es war leer geworden im Park. Über die Stämme der Linden huschten die goldenen Lichter der sinkenden Sonne, griffen und ließen sich wieder im übermütigen Spiel. Vom Wasserfall am Ende des Baumganges wehte erfrischende Kühle, und in den blauen Dunst der aufsteigenden Dämmerung tönten die Farben der Abendröte, die mit weitgebreiteten Schwingen über der Stadt emporstieg.

»Wenn Ihr Herr Vater das über das Herz bekommen,« sagte er nach einem langen Schweigen, »so muß er einen Grund dafür gehabt haben, den ich nicht kenne und vielleicht Sie nicht einmal, der aber vor seinem Gewissen bestehen muß.«

»Und warum hätte er diesen Grund nie genannt? Weshalb sich nie gerechtfertigt, selbst jetzt nicht, wo ich angesichts seiner Wiederverheiratung schwere Vorwürfe gegen ihn erhob?«

»Auch das könnte ich mir erklären, aber ich möchte es Ihnen nicht sagen.«

»Ich bitte Sie, es zu sagen.«

»Und wenn Sie meine Worte verletzen, wenn sie eine schmerzliche Stelle in Ihrem Inneren berühren?«

»Sie haben es bis jetzt ja noch nie an Offenheit fehlen lassen.«

»Nun gut. Ich traue Ihrem Herrn Vater ein Empfinden von solcher Feinheit zu, daß er lieber die schwerste Schuld auf sich nähme, ehe er etwas in der Seele seines Kindes zerstörte —«

»Etwas zerstörte?«

»Ja, etwas, das dieser heilig wäre.«

Ganz groß waren ihre Augen geworden und ganz tief. Und in diesen großen, tiefen Augen war ein Ausdruck, den er sich nicht zu deuten wußte.

»Wollen Sie damit sagen, daß meine Mutter —«

Ein Fragen und Erschrecken zugleich waren in ihrem Antlitz, und ihr verschleierter Blick sah ein wenig fassungslos bald auf ihn, bald über ihn hinweg in die Weite.

»Ja, jetzt erst verstehe ich,« sagte sie schließlich mit aufflammendem Erröten. »Aber das Andenken meiner Mutter lasse ich mir nicht entweihen — von niemandem, auch nicht von Ihnen!«

»Ich sagte Ihnen ja, daß es Sie verletzen würde.« Er machte in der Wanderung, die immer langsamer geworden war, für einen Augenblick halt. »Ich kenne die Ehe nicht,« fuhr er fort, und in seiner ernsten Stimme war etwas, das nach dem rechten Ausdruck suchte, »ich kenne auch die Frau nicht. Beide sind mir fremd und fern geblieben bis zu dieser Stunde. Aber Ihren Herrn Vater kenne ich und weiß, daß er niemals einer ungerechten, geschweige denn einer unedlen Handlung fähig wäre. Und in dem, was Sie mir heute erzählt haben, liegt vielleicht ein Schlüssel für sein Wesen und Schicksal, über das ich, ich darf es nicht leugnen, oft nachgedacht habe.«

Sie erwiderte nichts. Aber die Schleier in ihrem Auge und Antlitz begannen sich langsam zu lösen. Es war, als dämmerte etwas wie eine neue Erkenntnis in ihr auf.

Ganz still war es um sie. Die Luft war noch

Konrad von Kardorff: Bildnis meines Vaters

immer vom Regen erfüllt, von der Ferne her klang das Lachen glücklicher Menschen zu ihnen herüber. Dann sank die Sonne. Ein blutroter Streifen glühte am Horizont; die Schatten der Bäume wuchsen und deckten dunkel und schwer den Boden.

»Es ist Zeit, nach Hause zu gehen,« sagte sie, indem sie den Schritt ein wenig beschleunigte. »Herr Morgenroth speist zur Nacht bei uns. Darf ich Sie vielleicht bitten, auch mitzukommen?«

Einen Augenblick zauderte er. Ein Verlangen war in ihm, ihrer Einladung zu folgen. Dann lehnte er ab, indem er wichtige Vorbereitungen für den morgigen Tag vorschützte. Gleich darauf ärgerte er sich, daß er es getan; nun aber war es nicht mehr zu ändern.

Sie hatten den Park verlassen und waren in die Stadt eingebogen. Die stille Traurigkeit eines Sonntagabends lag über ihr und brütete in den menschenleeren Straßen, kein Luftzug regte sich.

Sie hatten den ganzen Weg über nur einige gleichgültige Worte gewechselt, aber man merkte Splettstößer an, daß er etwas andres sagen wollte, für das er in seiner etwas schwerfälligen Art den rechten Ausdruck nicht zu finden vermochte. Schon bogen sie in die breite Straße ein, an deren Ende die Macketatzsche Villa lag. Da faßte er sich ein Herz: »Und nicht wahr, ein Abschiedsgang ist der heutige Spaziergang nun nicht gewesen?«

»Das kann ich Ihnen nicht versprechen,« erwiderte sie kurz und ablehnend.

Sie waren an dem hohen Eingangstor des Hauses angelangt. Sie verabschiedete sich mit einem kurzen Dankeswort für seine Begleitung; dann hatten sie die dunklen Schatten des Hauses aufgenommen. Er stand noch eine Weile vor dem Eingang, als kämpfe er jetzt noch mit dem Entschluß, ihr nachzugehen, wandte sich dann um und schlug den Weg zu seiner in der Nähe gelegenen Wohnung ein.

Ein Tag im Anfang des Oktobers, an dem die Sonne, die es in diesem Jahre gut meinte, warm und freundlich schien wie im Sommer. Er brachte zwei gleich wichtige Ereignisse für das Haus wie für die Werft Macketatz. Für jenes die Hochzeit des Herrn mit seiner angeheirateten Nichte, der jung verwitweten Frau Hildegard, die sich durch ihr weiblich stilles Wesen und ihre stets hilfsbereite Freundlichkeit die Herzen der Menschen schnell gewonnen hatte. Für diese den Auslauf des fertiggestellten Postdampfers »Siegfried«, des Stolzes und Lieblingskindes der ganzen Werft, dem ihres Oberingenieurs Arno Morgenroths Erfindung, die beiden neuen Turbinen, im Werfthafen eingebaut waren.

Die Probefahrt mit der Werftbesatzung und der entsandten Abordnung an Bord war glücklich vonstatten gegangen. In dem hellen Gewand von hellgrauer Ölfarbe harrte der Siegfried nun im Ausrüstungsbassin seiner Jungfernfahrt, die ihn über das weite Meer in seinen fernen Bestimmungshafen bringen sollte.

Arno hatte sich vorgenommen, das Schiff hierhin zu geleiten, nun machte ihm Macketatz' Hochzeit einen Strich durch die Rechnung, und obwohl ihm dieser gestern abend noch gesagt, er würde ihm sein Fernbleiben unter solchen Umständen keinen Augenblick verdenken, wollte er hier doch nicht fehlen und gab mit schwerem Herzen seine Fahrt auf dem Siegfried auf.

In der Frühe des Morgens verließ dieser die Werft. Es war ein stiller, aber feierlicher Abschied. Macketatz war an der Spitze des Stabes seiner Ingenieure und Beamten erschienen, Kurt Splettstößer, der kaufmännische Direktor und einige Marineoffiziere, die gerade auf der Werft zu tun hatten, standen ihm zur Seite. Man beglückwünschte ihn von allen Seiten zu dem stolzen Schiff, dem alle mustergültigen Eigenschaften und Errungenschaften seiner Werft zugute gekommen waren, und das durch den Einbau von Arno Morgenroths Turbinen gewissermaßen einen neuen Typus darstellte, dem man in fachmännischen Kreisen mit der größten Erwartung entgegensah.

Auch Arno empfing manchen Händedruck und hörte manch gutes Wort, und als die Anker gelichtet waren und der Siegfried, als wäre er ein lebendes Wesen und trüge das Bewußtsein seiner Bedeutung in sich, in königlicher Haltung langsam über die aufbrausenden Wasser dahinglitt, als die Flaggen und Wimpeln, vom stark wehenden Winde getrieben, im bunten Spiel der Farben wehten, zum wolkenlos blauenden Himmel sich streckten und dann wieder an den Masten knisternd und knatternd niederschlugen, als Offiziere und Mannschaften zum letztenmal hinüber salutierten und man vom Ufer her ihre Grüße durch Tücherschwenken und Zuruf erwiderte, da löste sich alles, was ihn bis in die Tiefe seiner Seele bewegte, in ein kurzes Gebet, das er, still für sich, mit stammelnden Lippen hervorbrachte: »Gute Fahrt! Und Gott mit dir!«

Aus Anlaß des großen Doppelfestes gab es ein Frühstück auf der Werft, mit dem die Schwere der Zeit keine Gemeinschaft hatte, und an dem jeder, je nach seiner Stellung, bis zu dem einfachsten Arbeiter seinen Anteil hatte. Noch größere Freude aber löste die reiche Stiftung aus, die Herr Macketatz in Spareinlagen und baren Auszahlungen seinen Angestellten zugute kommen ließ, und die in ihrer Gesamtsumme das Vermögen eines wohlhabenden Mannes ausmachte.

Es war bereits gegen Mittag, als Arno von der Werft in seine Wohnung zurückkehrte, um sich zu der Hochzeitsfeier umzukleiden.

Ein wundervoller Herbsttag war über der Erde emporgestiegen. Die Sonne zitterte in der klaren Luft, über den paradiesisch blauen Himmel zogen

einige langgestreckte weiße Wolken, wie schmale Wimpeln anzusehen, als hätte auch er zu Ehren dieses Tages geflaggt, der Duft der reifen Jahreszeit lag in der Luft und sandte seine Grüße bis in die Stadt hinein, die heute ganz unter dem Zeichen des großen Ereignisses stand.

Arnos Stimmung, durch den vorzüglichen Wein und die angenehme Unterhaltung bei dem Werftfrühstück gehoben, war auf einen Höhepunkt gelangt, über den es ein Hinaus nicht mehr gab. Er summte sein Liedchen beim Umkleiden, das er mit der denkbar größten Sorgfalt vollzog, er trällerte und schmetterte es lauter und lauter heraus, er unterhielt sich mit sich selber, indem er mit Nachdruck und Betonung einige Sätze aus dem Tafelspruch vor sich hinsagte, den er dem neuvermählten Paare bringen wollte. Herr Mackatatz hatte sich zwar jede Tischrede und überhaupt alles, was an eine »Feier« erinnerte, verbeten. Aber ein Hoch wenigstens mußte bei solch einem Feste doch ausgebracht werden, und er war auch in diesen Dingen wohl gewandt und liebte die Worte voller Schwung und Feuer.

Kurt Splettstößer, der trotz des festlichen Tages bis zum letzten Augenblick auf der Werft zu tun gehabt, hatte nicht so schöne Muße für seine Vorbereitungen.

Als er zu der festgesetzten Stunde in den großen Musiksaal des Mackatatzschen Hauses trat, war die kleine Hochzeitsgesellschaft bereits versammelt. Aber niemanden sah er. Nicht den duftig hergestellten Altar, dem großen Flügel gegenüber, das Brautpaar nicht, das gerade jetzt unter den Klängen eines Harmoniums auf die mit frischem Grün bekränzten hohen Stühle zutrat — nur eine suchten seine Augen, und nur eine Frage lebte in seiner Seele — da erblickte er Karla Mackatatz an Arno Morgenroths Seite, dicht hinter den hohen Stühlen des Brautpaares, hart am Altar, dessen hochragende Gewächse sie seinen Blicken so lange entzogen hatten. Nun war er froh und ruhig.

Der alte Geistliche der Schloßkirche, der zugleich ein Freund des Hauses war, hatte das Paar mit kurzen, aber warmen Worten zusammengetan und gesegnet. Dann hatte man in dem Eßzimmer an einem nur mit wenig Gedecken belegten Tische das Mahl eingenommen und sich jetzt zum Kaffee und zur Zigarre in die Nebenräume begeben.

Mackatatz stand an der Seite seiner jungen Frau. Der Ernst seiner energischen Züge trat auch heute stark hervor, aber ein Schimmer glücklichen Geborgenseins milderte ihre Strenge. Es lag eine so gemessene Würde und eine so stille Freude in diesem Antlitz, daß man wohl verstehen konnte, wie es im Verein mit der kraftvollen männlichen Gestalt das Herz einer viel jüngeren Frau gewonnen hatte, insbesondere einer so innerlich gerichteten, wie Hildegard Gamrath es war.

Und etwas andres kam dazu, ihm das Glück dieser Stunde zu vermehren: Karla, die ihm bereits ihren Entschluß, vor seiner Hochzeit das Haus zu verlassen, mitgeteilt, war geblieben. Er hatte damals nichts erwidert, weiß Gott, er hätte sich lieber die Zunge abgebissen, ehe er sie mit einer Silbe umzustimmen oder gar zu bitten versucht hätte.

Und nun hatte sie ohne jedes Zutun von seiner Seite ihre Reise aufgegeben und saß, ein wenig still wohl und abwesend, aber doch in völliger Selbstbeherrschung an der Hochzeitstafel. Und wenn sie es auch vermied, mit ihm zu sprechen, so gab sie sich sichtbare Mühe, unbefangen und freundlich mit ihrer jungen Mutter zu verkehren.

Aber ganz leicht schien ihr auch das nicht zu werden. Manchmal, mitten in der lebhaften Unterhaltung, war etwas Erstauntes und Fragendes in ihrem Antlitz, etwas, das sich nicht zurechtzufinden schien.

»Was mag sie nur bestimmt haben, ihren Entschluß so schnell zu ändern?« fragte sich Mackatatz. Ob Arno Morgenroth sie beeinflußt hatte? Ob sie seinethalben geblieben war?

Sein vielbeschäftigter Kopf hatte nie Zeit gehabt, derartigen Dingen nachzudenken; sie bewegten ihn auch heute nur vorübergehend. Aber als die Tafel aufgehoben war und Karla ihm beim Mahlzeitwünschen die Hand reichte, zog er sie ein wenig beiseite und sagte: »Ich freue mich, diesen für mich bedeutungsvollen Tag nicht ohne meine Tochter feiern zu müssen.« Und dann, nach einer verlegenen Pause mit langsamer, zögernder Stimme: »Was unsre letzte Unterredung betrifft, so bist du mir nicht ganz gerecht geworden, Karla. Ich habe keine Veranlassung, mich zu rechtfertigen — aber ganz so schuldig, wie du mich einer Toten gegenüber glaubtest, bin ich vielleicht nicht gewesen.«

Es war das Höchste dessen, was er zu sagen fähig war, niemand wußte es wie sie. Das Haupt ein wenig vorgeneigt, in den Augen brennende Erwartung stand sie ihm gegenüber.

»So sprich, Vater, sprich endlich!« drängte es sich auf ihre Lippen. »Ich habe Kraft, es zu hören. So sprich!«

Eine Sekunde war es, als wollte sein Mund sich öffnen. Dann preßte er sich nur um so fester zusammen; in starrem Schweigen begegnete sein Blick dem ihren.

Da machte sie keinen Versuch mehr. Aber als Herr von Saldern zu ihnen trat und mit ihrem Vater einige Worte wechselte, benutzte sie die Gelegenheit, sich aus dem Eßzimmer fort in den Musiksaal zu begeben.

Hier und da mußte sie einigen der Gäste, die in kleinen Gruppen plaudernd zusammenstanden, Rede stehen. Man merkte es ihr an, wie schwer es ihr wurde. Während sie einsilbig und mit einem leeren Lächeln antwortete, wanderten ihre

Augen suchend in dem großen Saale umher. Endlich schienen sie ihr Ziel gefunden zu haben. Mit schnellem Schritt ging sie auf Hildegard zu, die inmitten der Gewächsgruppe an dem noch nicht abgebauten Altar mit Annemarie von Trotha und Arno Morgenroth in eifriger Unterhaltung stand. Eine kurze Zeit bemühte sie sich, immer noch zerstreut und abwesend, an dem Gespräche teilzunehmen. Dann zog sie Hildegard mit einem leichten Drucke der Hand beiseite.

»Ich muß einen Augenblick mit dir allein sein!« sagte sie leise, aber sehr dringend, »im Nebenzimmer ist kein Mensch, willst du so gut sein und mit mir dorthin gehen?«

Und nachdem sie die dichten Vorhänge geschlossen: »Du heiratest heute meinen Vater, Hildegard, und ich weiß, daß er zu dir über Dinge gesprochen hat, die er mir bis zu dieser Stunde mit aller Ängstlichkeit verborgen hat.«

Sie zwang die aufsteigende Erregung nieder und fuhr fort: »Ich glaube als seine Tochter ein Recht zu haben, von ihnen zu wissen. Ich könnte sonst den Schritt, den er heute getan hat, weder verstehen noch billigen, könnte auch zu dir das Vertrauen nicht haben, das für ein ersprießliches Zusammenleben zwischen uns beiden notwendig wäre. Darum bitte ich dich, mir, bevor du heute abend mit dem Vater unser Haus verläßt, völlige Klarheit zu geben.«

»Klarheit — worüber?«

»Du weißt es. Über meine Mutter. Was war mit ihr? Wenn du nicht willst, daß ich meinen Vater hasse, ja,« rief sie, der aufflammenden Leidenschaft nun freie Zügel lassend, »von ganzer Seele weiter hasse, wie ich es seit dem Tode der Mutter getan, so sage es mir!«

Einem so heiß gebietenden Willen gegenüber versagte Hildegards Vorsatz, den sie noch zu Beginn des Gespräches gefaßt hatte. Sie fing an, einzusehen, daß die Tochter in der Tat ein Recht auf Wahrheit hatte, und daß selbst die ängstliche Rücksicht des Vaters einer so ernsten Forderung gegenüber ihr Ende erreicht hatte.

»Gut,« erwiderte sie, »wenn du gefaßt bist, es zu hören, wenn es zu deiner Ruhe und zur Besserung des Verhältnisses zu deinem Vater beiträgt, unter dem er mehr gelitten hat, als du vielleicht geahnt hast, und ich mit ihm, so will ich gegen seinen Wunsch und Willen die Verantwortung übernehmen, dir Klarheit zu geben.«

Sie hatten bis jetzt gestanden. Nun nahm Hildegard Karlas Hand und zog sie, die willenlos alles mit sich geschehen ließ, neben sich auf das kleine Ecksofa in einer Nische des Zimmers. Und dann sagte sie ihr mit kurzen, schonenden Worten, was ihr Mackétatz an jenem Abend nach der heftigen Auseinandersetzung mit seiner Tochter erzählt hatte.

Regungslos saß Karla, das Gesicht still und starr auf sie gerichtet, der schlanke Körper wie von einer Betäubung befangen. Auch als Hildegard geendet, keine Silbe der Verwunderung oder Traurigkeit, keine Frage, die irgendeine Aufklärung erheischte; nur ein leises Stammeln um die blutlosen Lippen, ein leichter Druck der bebenden Hand.

»Ich danke dir — und jetzt laß mich einen Augenblick mit mir allein!«

Sie erhob sich und begab sich, mit kaum hörbarem Schritt die läuferbelegten Treppen emporsteigend, in ihr Zimmer.

Und nun geschah das Wunderbare: sowie sie sich auf ihrem kleinen Rokokostuhl dem Bilde ihrer Mutter gegenüber niedergelassen, kam eine innere Ruhe über sie, so tief und klar, wie sie sie seit langer, langer Zeit niemals empfunden. Alles, was sie bis zu dieser Stunde erlebt und erlitten hatte, sah sie in einem ganz neuen Lichte. Und was ihr das Seltsamste erschien: die Erinnerung an ihre Mutter blieb unberührt von der leisesten Trübung. Das machte: sie hatte verstehen gelernt.

So oft hatte sie darüber nachgegrübelt, was ihren Vater zu einem so unbegreiflichen Verhalten der armen, leidenden Frau gegenüber veranlaßt haben könnte. Nun war das dumpf lastende Rätsel gelöst. Wohl verurteilte sie nach wie vor seine Härte und Grausamkeit. Aber sie begann, langsam beides aus seiner Art und Anlage zu begreifen, gegen die er nie angekonnt hatte — auch ihr gegenüber nicht, so gern er es manchmal wohl getan hätte.

Ihrer Mutter aber fühlte sie sich jetzt, wo zu der schwärmerischen Liebe das tiefe Mitleid trat, näher als je. Und dieses Bewußtsein löste in ihr das Gefühl einer inneren beglückenden Befreiung aus, wie sie sie alle diese Jahre hindurch nie empfunden hatte.

Nur kurze Zeit weilte sie auf ihrem Zimmer. Dann glaubte sie sich gefestigt genug, ihre Pflichten als Wirtin ausüben zu können, und begab sich mit einem Gesicht, dem man nicht die leiseste Spur eines eben ausgefochtenen schweren Kampfes ansah, auf dem vielmehr eine fast heitere Ruhe wohnte, nach unten in den Musiksaal zu ihren Gästen zurück.

Diese schienen sie kaum vermißt zu haben. Der Hausherr hatte sich entschuldigt, um selbst an diesem Tage vor seiner für den Abend geplanten Abreise in seinem Arbeitszimmer die wichtigsten Eingänge durchzusehen und sich dann für eine halbe Stunde hinzulegen, worauf Friedrich Zubeil auch heute mit unbeugsamem Willen bestanden hatte.

Frau Hildegard aber saß inmitten des kleinen Kreises, dessen unbefangen fröhliches Geplauder ab und zu von mehr oder minder geübten Händen durch einen Vortrag auf dem Flügel unterbrochen wurde.

Karla merkte, wie das Auge ihrer jungen Mutter mit einer fast ängstlichen Spannung auf sie gerichtet war. Sie setzte sich zu Annemarie, die

sich auf ihre besondere Bitte bereitgefunden, dieser Familienfeier im engsten Kreise beizuwohnen.

»Ich möchte dir noch einmal danken, daß du heute gekommen bist,« sagte sie mit einer Stimme, aus der eine warme Herzlichkeit sprach. »Du bist die einzige von allen meinen Freundinnen, die ich heute um mich haben wollte, und ich weiß, daß es dir nicht leicht geworden ist, mir dieses Opfer zu bringen.«

Annemarie antwortete ihr mit einem stillen Lächeln, in dem eine tiefe Wehmut war. Sie trug nicht ihre Schwesterntracht, sondern ein schwarzes, bis obenhin geschlossenes Kleid, ohne jede lichtere Spur oder den geringsten Schmuck daran. Aber um so feiner und edler hob sich das zarte, blasse Antlitz mit den Augen, die früher so froh lachen konnten und jetzt so ernst und traurig geworden waren, von dem dunklen Gewande ab.

Indessen saßen Kurt Splettstößer und Arno Morgenroth im Rauchzimmer. Es war in der letzten Zeit eine gewisse Spannung zwischen ihnen eingetreten. Arno aber besaß das glückliche Temperament, alles Trennende und Widerstrebende in dem Augenblicke überbrücken zu können, wo sein Herz guter Dinge war.

»Was ist das für ein großer Tag heute!« sagte er, indem er dem andern das brennende Streichholz bot und sich dann selbst seine Zigarre anzündete. »Zuerst diese eindrucksvolle Abfahrt des Siegfried mit dem Frühstück, das alle Kreise der Werft eng und einmütig zusammenschloß. Und nun diese Hochzeit hier im Schoße der Familie, bei der alles so stilvoll und patriarchalisch zugeht, daß es eine wahre Lust ist. Freilich nach deinem Sinne sind solche Festlichkeiten ja weniger.«

»Ich freue mich des Glückes, das Herrn Madetatz durch diese Verbindung geworden ist.«

Arno nahm einen von den Likören, die auf dem Tische standen, und sagte: »Und Fräulein Madetatz hatte sich überwunden und war geblieben! Ich hatte es, offen gestanden, nicht gedacht und kann dir gar nicht sagen, wie glücklich ich darüber bin. Schließlich steckt in alledem ja immer ein kleines Stück Selbstsucht.«

»Manchmal vielleicht ein großes!« warf Splettstößer ein.

»Gewiß — manchmal auch ein großes,« entgegnete Arno. Und dann: »Was ich dich schon immer fragen wollte: wie gefällt dir eigentlich Fräulein Madetatz?«

»Ich glaube, daß sie ein ganzer Mensch ist!«

Da leuchtete es hell in Arnos Antlitz auf. »Siehst du, ich dachte mir, daß du das sagen würdest! Du weißt, welch einen Wert ich von jeher auf dein Urteil gelegt habe. Du bist so viel besonnener und ruhiger als ich — und wenn du mir auch in letzter Zeit manchmal ein wenig ablehnend begegnet bist und manches, woran ich meine ganze Seele gab, kurzerhand abwiesest — ich weiß doch, was es bedeutet, dich zum Freunde zu haben, und wollte wohl, es würde wieder ein wenig herzlicher und wärmer zwischen uns. An mir soll es nicht fehlen!«

Es war unbedingte Offenheit, was er da sagte. Die Warmherzigkeit seines Empfindens drängte ihm die Worte auf die Zunge. Nur daß eine so impulsive Art nicht ganz nach Kurt Splettstößers Sinne war. Aber er kannte Arno sowohl nach seinen Schwächen wie nach seinen vielen guten Seiten hin. So antwortete er ihm freundlich, ja nicht ohne eine gewisse Wärme.

Da rückte Arno seinen Stuhl näher an den des Freundes.

»Was würdest du dazu sagen, wenn ich mich mit Fräulein Madetatz verloben würde?«

Eine Pause. Arnos Auge war voller Spannung, zugleich mit dem Ausdruck eines leisen Triumphes auf Kurts Züge gerichtet; die blieben unbeweglich und undurchdringlich.

»Du wirst meinen, es wäre zuviel des Glücks,« fuhr Arno unbekümmert fort, »wirst mich des Übermutes zeihen oder der Herausforderung meines Schicksals wie damals. Aber sieh mal, ich kenne Fräulein Madetatz jetzt fast ein halbes Jahr. Wir sind fast täglich zusammen gewesen, sind uns nahegetreten, sie hat mir manches unverkennbare Zeichen ihrer Gunst gegeben. Dem Alten habe ich durch meine Erfindung neue Ehren und Vorteile gebracht, er wird sich den Schwiegersohn am liebsten aus der Reihe der Fachleute suchen. Und wenn ich mit dem entzückenden Geschöpf zugleich diese gewaltige Werft in die Hände bekäme —«

Er hatte sich bereits in eine wahre Glut der Hoffnungen und Zukunftserwartungen hineingeredet, als er plötzlich unterbrochen wurde. Friedrich Zubeil erschien an der Tür und trat mit seinem behutsam schlürfenden Schritt auf Kurt Splettstößer zu. »Der Herr Direktor werden an den Fernsprecher gebeten.«

»Selbst heute keine Ruhe?« fragte Arno, über die unwillkommene Störung sichtbar verstimmt. »Du hättest dir heute derartiges fernhalten sollen.«

»Das ging nicht. Wir haben mehrere eilige Reparaturen, die den Betriebsdirigenten Schwierigkeiten bereiten. Ich hatte Weisung gegeben, mich in vorkommenden Fällen anzurufen. Es wird bald erledigt sein.«

»Es wurde gesagt, daß es sich um eine Angelegenheit von der größten Wichtigkeit und Dringlichkeit handelte. Ich hätte sonst den Herrn Direktor nicht gerufen.«

Splettstößer stutzte. »Dann will ich doch gleich einmal — Du entschuldigst mich.«

Arno wartete eine ganze Weile. Er hätte das Gespräch sehr gern fortgesetzt.

Aber Splettstößer kam nicht wieder.

Mit langsamen Schritten ging er den langen, mit einem dicken Smyrnaläufer belegten Gang hin und her, der zu der geschlossenen Fernsprecherzelle führte, die mit dichtgepolsterter Tür und

Wand für geheimnisvolle Gespräche im Hause eingerichtet war.

Was er eben vernommen, war etwas so Unglaubliches, daß es selbst ihn aus dem Gleichgewicht gebracht und unfähig gemacht hatte, jetzt zu der Gesellschaft der andern zurückzukehren. Sein erster Gedanke war, so schnell wie möglich zur Werft zu eilen. Schon hatte er Hut und Mantel genommen, da verwarf er den Einfall wieder. Sein plötzliches Verschwinden würde die Verwirrung noch größer machen. Er mußte erst das Nähere abwarten, mußte mit Macketatz Rücksprache nehmen. Aber der wollte heute abend seine Hochzeitsreise antreten! Er hätte sie ihm ungern gestört, und dennoch — verschweigen durfte man ihm nichts.

Einige Minuten wartete er noch, ob er die erbetene genauere Aufklärung erhalten würde. Als seine verschiedenen Anrufe und Anfragen vergeblich waren, blieb ihm nichts übrig, als in den Saal zurückzukehren.

Am Flügel sah er Fräulein Macketatz mit leicht aufgelegten Armen lehnen. Arno stand ihr gegenüber. Sie schienen in eifrigem Gespräch; die übrigen tranken nebenan den Kaffee. Jetzt trat der Diener mit einem Tablett auch zu ihnen; sie nahmen beide eine Tasse und setzten ihr Gespräch fort.

Mit einmal kam ihm der Gedanke, sich Karla zu offenbaren. Einem Menschen gegenüber mußte er sich aussprechen, und sie würde am ehesten verstehen, um was es sich handelte, und ihm am besten raten können.

Er mußte über sich selber lächeln. Es war doch wunderbar, was für ein Vertrauen er, der sich nie hätte vorstellen können, daß er je über ernstere oder gar geschäftliche Dinge mit einer Frau verhandeln könnte, plötzlich zu diesem Mädchen gewonnen hatte. Es mochte an der Ruhe und Klarheit ihres Auges liegen. Da fiel ihm das Gespräch ein, das er eben mit seinem Freunde gehabt. Sie Arno Morgenroths Braut und Gattin! Ein seltsames Empfinden überkam ihn. Neid und Mißgunst waren nie seine Sache gewesen. Aber derartige kleinliche Gefühle war er erhaben. Und dennoch — —

»Sieht man Sie endlich auch einmal, Herr Direktor!« hörte er Karla sagen, die Arno mit einem kurzen Wort verabschiedete und nun auf ihn zutrat. »Wie haben Sie es nur fertigbekommen, sich in dem kleinen Kreise unsichtbar zu machen? Ich glaube wahrhaftig, wir haben heute noch kein Wort miteinander gewechselt. Und an unsrer Unterhaltung im Stadtpark habe ich noch oft denken müssen. Ich hoffe, Sie werden mit dem Erfolg zufrieden sein.«

Es mochte an ihm liegen, an dem Ernste seiner Stimmung und der ganzen Lage, in der er sich befand, aber die gesellschaftliche Art, mit der sie zu ihm sprach, gefiel ihm nicht.

»Ich hatte einige geschäftliche Angelegenheiten am Fernsprecher zu erledigen,« gab er ausweichend zurück.

»Einige geschäftliche Angelegenheiten! Das hört sich ganz nach Ihnen an, Herr Direktor! Wissen Sie, daß ich es ein wenig pedantisch und übereifrig finde, sich einen kurzen Festnachmittag wie diesen durch geschäftliche Gespräche zu trüben? Man kann schließlich doch nicht immer nur in Amt und Arbeit sein, man muß doch einmal Mensch und nichts als Mensch sein! Ich glaube nicht, daß sich Herr Morgenroth heute an den Fernsprecher hätte rufen lassen, und gälte es eine Sache von der größten Wichtigkeit.«

Er fühlte sich durch ihre Worte verletzt und ernüchtert. »Was Herr Morgenroth in diesem Falle getan oder nicht getan hätte, vermag ich nicht zu entscheiden,« erwiderte er mit merkbarer Kälte. »Ich weiß nur das eine: daß ich weder pedantisch noch übereifrig gehandelt habe.«

Sie streifte ihn mit einem schnellen, prüfenden Blicke. »Sie haben etwas! Ich kann nicht wissen, was es ist. Aber es ist etwas, das Sie mit sich herumtragen und keinem sagen wollen oder sagen können. Ist es nicht so, Herr Direktor Splettstößer?«

»Ja, so ist es.«

»Wäre es da nicht vielleicht besser, wenn Sie sich darüber aussprächen?«

Und als er nicht antwortete: »Ich will mich nicht in Ihr Vertrauen drängen. Ich frage nur, ob es Ihnen nicht eine Erleichterung bringen würde, es jemandem zu sagen, auf dessen Zuverlässigkeit Sie rechnen können?«

Sie war mit einemmal eine ganz andre geworden, alles an ihr war Ernst und tiefe, hingebende Aufmerksamkeit.

Er sah sich um. Arno stand nicht mehr am Flügel, er saß mit der jungen Frau und Annemarie von Trotha in einer Nische des Saales und unterhielt die beiden Damen scheinbar lebhaft. Aber sein Blick glitt dabei unentwegt zu ihnen hinüber; etwas Forschendes war in ihm und zugleich etwas Zauderndes, als kämpfte er mit dem Entschlusse, sich ihnen zuzugesellen.

»Würden Sie vielleicht einen Augenblick mit mir in das Bibliothekszimmer kommen?«

»In das Bibliothekszimmer?« Ein Lächeln voller Scherz und Anmut spielte um ihre Lippen. »Soll ich da wieder eine kleine Vorlesung erhalten — die letzte klingt mir noch in den Ohren.«

Aber er zeigte keine Neigung, auf ihren Ton einzugehen.

»Ja, wenn ich bitten darf!« sagte er dringend.

Nun standen sie in dem mit ernstem Behagen eingerichteten Raume, dessen dunkelrote Wände zwischen wertvollen Bronzen und Standbildern bis an die hohe Decke hinan dichtgefüllte Büchergestelle deckten.

»Die Ausfahrt des Siegfried, die wir heute

morgen feierten, hat einen traurigen Abschluß gefunden,« sagte er langsam, sowie sie allein waren. »Es ist eben Nachricht an die Werft gekommen, daß der Dampfer schwere Havarie auf offenem Meere erlitten hat.«

Er sah sie heftig erschrecken und dennoch ihre ganze Kraft zusammennehmen, es ihm zu verbergen.

»Weiß es mein Vater?« fragte sie schnell.

»Das war es, worüber ich zuerst mit Ihnen sprechen wollte. Es wird mir nicht leicht, ihm gerade an diesem Tage eine so niederschmetternde Botschaft zu bringen. Der Siegfried war sein ganzer Stolz. Auf der Werft hat man dasselbe Empfinden; deshalb wandte man sich an mich.«

»Aber erfahren muß er es,« sagte sie mit fester Entschiedenheit. »Er ist stark und findet sich in das Unvermeidliche.«

»Das ist auch meine Meinung. Ich will nur die nähere Aufklärung über diesen schwer begreifbaren Vorgang abwarten, die jeden Augenblick eintreffen muß. Zu tun ist ja vorläufig in der Sache nichts, so hört er es immer noch früh genug.«

»Der Herr Direktor werden dringend an den Fernrufer gebeten.«

Sie hatten das Eintreten Zubeils nicht gehört. Nun folgte ihm Kurt Splettstößer auf dem Fuße.

»Der Herr Mackelatz sind ganz ahnungslos,« sagte Zubeil, als sie mit beflügeltem Schritt durch den lang sich streckenden Gang eilten. »Er hat sich eben zur Ruhe gelegt. Man wird es ihm etwas schonungsvoll unterbreiten müssen, denn der heutige Tag hat ihn doch ein wenig mitgenommen, obwohl er es nicht wahr haben will. Nachher wollte er sich gleich zur Reise umziehen. Ich habe ihm schon alles bereit gelegt. Obwohl ja nun aus der Sache nichts werden wird.«

Splettstößer hatte die Worte des alten Dieners, der in allem, was geschah, immer zuerst auf das Wohl seines Herrn bedacht war, nur mit halbem Ohr vernommen. Er hatte bereits die Tür der Zelle hinter sich geschlossen und den Hörer in die Hand genommen.

Eine lange Weile verbrachte er in angestrengtem Gespräch da drinnen. Als er wieder heraustrat, bemerkte Zubeil trotz der Dämmerung, die auf dem Gange herrschte, daß tiefe Schatten auf seinem Antlitz lagen.

»Ich möchte mir eine Bitte an den Herrn Direktor erlauben,« flüsterte er ihm zu, »die Mitteilung an Herrn Mackelatz wenn irgend möglich so lange aufzuschieben, bis ich den Herrn geweckt habe.«

Einen Augenblick zauderte Splettstößer. »Ich bin einverstanden,« sagte er dann. »Sowie Sie ihn geweckt und angekleidet haben, bringen Sie mir Nachricht. Sie treffen mich im Bibliothekszimmer.«

Er fand Karla in einem Sessel sitzend und in ein Buch vertieft. Aber an der leise zitternden Hand, die den schweren Band nur mit einiger Mühe hielt, merkte er, daß ihre Gedanken weit entfernt von dem waren, was sie las.

»Sie bringen schlechte Kunde,« sagte sie, das Buch fortlegend und ihn mit den großen Augen scharf ansehend. »Woran hat es gelegen?«

»An den Turbinen.«

Sie stand auf. Eine Erschütterung ging durch ihre ganze Gestalt.

»An Arno Morgenroths Turbinen?«

Er merkte, wie erregt sie war. Sollte es seinetwegen sein? fragte er sich.

Aber schon hatte sie ihr Gleichgewicht wiedergewonnen.

»Wie ist es gekommen? Können Sie es mir vielleicht erklären? Ich verstehe von diesen Dingen so wenig.«

»Es ist nicht ganz leicht. Das Schiff hatte gegen schweren Sturm anzukämpfen, so daß die Maschinen überlastet waren. Hierbei muß sich wohl eine Schaufel gelöst und die andern mitgerissen haben. Wir nennen es in unsrer Sprache einen Schaufelsalat.«

»Einen Schaufelsalat? Das ist ein komisches Wort!«

»Ein sehr böses. Es ist für die ganzen Turbinen zum Verhängnis geworden.«

»Die Probefahrt ging doch so glänzend vonstatten. Wir gaben ein großes Fest —«

»Es war eine etwas verfrühte Feier.«

»Ich verstehe das doch nicht ganz. Kommt so etwas öfters vor?«

»Oft gewiß nicht. Aber unmöglich ist es nicht, daß eine Probefahrt auf dem Prüffelde, wo man die Richtigkeit und Kraft der Schaufeln naturgemäß nicht so genau ausprobieren kann, tadellos verläuft und nachher auf hoher See und im Kampf mit den Elementen eine nicht genügend zuverlässige Festigkeitsberechnung oder ein andrer scheinbar nur kleiner Fehler einen solchen Zusammenbruch heraufbeschwört.«

Seine Sprache war nicht so ruhig und sicher wie sonst.

»Als mir Herr Morgenroth sein Werk zum erstenmal vorführte, hatte ich gleich einige Bedenken gegen die Festigkeit der Schaufeln.«

»Die hatten Sie gleich?«

»Ja, ich hielt die Konstruktion für etwas gewagt.«

»Sagten Sie es nicht Herrn Morgenroth?«

»Gewiß tat ich es. Aber er war nicht angenehm berührt und seiner Sache ganz sicher. Er wies meine Bedenken mit allem Nachdruck zurück. Und da ihm die Erfahrung und die glänzend verlaufene Probefahrt auf dem Prüffelde recht gaben —« Er hielt inne.

»Es scheint auch Sie ein wenig außer Fassung gebracht zu haben.«

»Es ist ein schwerer Schlag, das kann niemand leugnen, für Ihren Herrn Vater, für die ganze Werft und nicht zum mindesten für Herrn Morgenroth.«

»Der arme Mensch!« sagte sie mit aufrichtigem Bedauern. »Er war so stolz auf sein Werk — ihn wird es am härtesten von allen treffen.«

»Das fürchte ich auch. Er ist bisher immer auf der Sonnenseite des Lebens gegangen und die Prüfungen wenig gewöhnt. Und nun gleich eine so harte!«

»Er ist noch ohne die geringste Ahnung?«

»Sie hören es ja.«

Vom Musiksaal her vernahm man die Töne der Gitarre, jetzt gesellte sich ihnen Arnos weicher Bariton zu; er klang wie von einem reichen Glück gesättigt; dann und wann mischte sich auch ein leidenschaftlicher Ton hinein, wie heißes Suchen und Verlangen. Zuletzt ging das anspruchslose Lied in eine ausgelassen heitere Weise über.

Karla führte die Hände an beide Ohren. »Es ist wirklich nicht zu ertragen,« sagte sie mit gepreßter Stimme. »Können Sie nicht etwas tun, diesen furchtbaren Gesang zu verhindern?«

»Lassen Sie ihn singen,« erwiderte er ruhig, »noch sind für ihn ja die Tage der Rosen.«

»Wann wollen Sie es ihm sagen?«

»Zuerst Ihrem Herrn Vater, dann ihm. Sie sind wohl so gut, dafür zu sorgen, daß es nicht von andrer Seite an ihn herantritt.«

»Das sind zwei schwere Gänge, die Sie vorhaben.«

»Ich habe da draußen schwerere gehabt.«

»Herr Mackatz lassen den Herrn Direktor bitten,« meldete Friedrich Zubeil.

Karla reichte ihm die Hand. Eine Sekunde ruhte sie in der seinen.

»So hart das nun auch alles ist,« sagte sie, »es ist mir doch viel wert gewesen, daß Sie mir Ihr Vertrauen geschenkt haben. Ich danke Ihnen dafür.«

Ihm war, als hörte er zum erstenmal ihre wirkliche Stimme. Ihre Worte lösten etwas in ihm aus, wie er es in seinem ganzen Leben noch nicht empfunden hatte. Alles war anders geworden. Eine neue Welt tat sich vor seiner Seele auf und lockte ihn mit der Gewalt ihrer Geheimnisse und Rätsel. —

Mackatz saß im Reiseanzug vor seinem Schreibtisch, einige Unterschriften zu vollziehen, die ihm noch im letzten Augenblick vorgelegt waren. Das hellgraue Jackett und die bunte Wäsche gaben seiner ganzen Erscheinung eine gewisse Ferienstimmung, ließen aber zugleich das Wuchtige seines Körpers mehr als der gewohnte schwarze Überrock hervortreten. Nur mit einer leichten Biegung des Kopfes wandte er sich nach dem Eintretenden um und bat ihn, in seine Schriftstücke vertieft, mit einer flüchtigen Handbewegung, Platz zu nehmen.

»Sie wünschten mich zu sprechen?« fragte er, ohne sich in dem Vollzug seiner Unterschriften stören zu lassen.

»Ja, Herr Mackatz, und es tut mir leid, daß ich gerade an diesem Tage der Überbringer einer schlechten Botschaft sein muß.«

Mitten im schnellraschelnden Zuge stockte die Feder.

»Sie sind doch sonst der Mann der aufhaltenden Vorreden nicht. Sie wissen, daß ich sie nicht liebe. Kommen Sie zur Sache!«

»Unser Siegfried hat auf der See Havarie erlitten.«

»Schwere?« Zögernd kam es von den wulstigen Lippen.

»Jawohl ... schwere.«

Die Feder entsank der Hand. In der Hälfte abgerissen stand der Name auf dem Papier. Ein tiefer Zug aus der schweren Havannazigarre, ein heftiges Ausstoßen des Rauches, der in dichter Wolke Splettstößer entgegenstieg.

»Hätte ich ihm die Turbinen nicht eingebaut!«

»Sie sind bereits unterrichtet, Herr Mackatz?«

»Unterrichtet? Woher?«

»Weil Sie wissen, daß das Unglück von den Turbinen gekommen ist.«

»Wovon sollte es sonst gekommen sein? Der Siegfried war so tadellos gebaut, jeder Winkel, jedes Glied, jedes Teilchen auf das sorgsamste wieder und wieder durchrechnet und konstruiert, eins griff mit unfehlbarer Sicherheit in das andre — es war mein Meisterstück, mein Lieblingswerk, die rechte Hochzeitsgabe — nun zerstören sie mir Morgenroths Turbinen!«

»Auch sie waren ein schönes Werk voller Kühnheit und Kraft.«

»Das sagten mir alle. Er selber war so zuversichtlich, so unantastbar. Ich konnte auch nichts an ihnen aussetzen. Es war wohl mehr ein dunkles Empfinden, ich wollte ihm nicht nachgeben — nun hat es doch recht behalten!«

Das schwere Auge blickte ins Leere. »Lag es an der Düse?«

»An den Schaufeln. Die Berechnung und Konstruktion der Festigkeit müssen einen kleinen Fehler gehabt haben, der verhängnisvoll wurde.«

»Eine vollständige Zertrümmerung?«

»Ja.«

Hart und prall schlug die flache Hand auf die Tischplatte. Alle Gegenstände auf dem Schreibtisch in dem ganzen Zimmer schwankten, wackelten, klirrten. In den grauen Augen glommen goldgrüne Pünktchen wie Feuerfunken auf — mit einemmal ein fast gewaltsames Zurückdämmen des ganzen Körpers, ein langsames Erlöschen der glimmenden Feuer. Der Mittelfinger drückte auf die Birne. Friedrich erschien.

»Wann geht der Abendzug?«

»Sechs Uhr dreißig, Herr Mackatz.«

»Sind die Sachen gepackt?«

»Jawohl.«

»Die Schlafwagenkarten bestellt?«

»Jawohl. Soll ich sie zurückgeben?«

»Nein. Es bleibt alles beim alten. Um halb sechs Uhr nehmen wir den Tee. Punkt sechs Uhr soll der Wagen vor der Tür sein. Meine Frau erfährt nichts von der Sache. Nicht das leiseste.«

Und als Friedrich gegangen war: »Ich gedenke nur einige Tage fortzubleiben. Es ist alles so unruhig und voll unbestimmbarer Entwicklung. Sie übernehmen wieder meine Vertretung, lieber Splettstößer. Über die Turbinen behalte ich mir meine Entscheidung vor. Und nun gehen wir nach unten, wenn es Ihnen recht ist.«

»Ich danke Ihnen, Herr Mackelatz. Aber ich möchte jetzt doch sofort zur Werft. Ich werde Herrn Morgenroth bitten, mich zu begleiten.«

»Gut. Dann kann gleich angespannt werden. Mein Wagen fährt Sie hin und holt uns dann zum Bahnhofe ab.« —

Die beiden Männer saßen in dem von zwei feurigen Füchsen gezogenen Halbwagen, den Mackelatz zu seinen Fahrten von und zu der Werft zu benutzen pflegte, wenn er es nicht aus Gesundheitsrücksichten vorzog, zu Fuß zu gehen, was freilich nur selten geschah.

Es war noch hell, ein träge kämpfendes Zwielicht. Einige Wolken waren aufgezogen, und durch die Straße fegte ein lauer Wind und wirbelte den Staub auf, der sich in dichten Säulen hob und wieder senkte. Dann und wann grollte ein für diese späte Jahreszeit unnatürlicher Donner. Aber ganz in der Ferne. Die große Stadt schlief. Laut und weithin tönend hallten die Hufe der schnell dahineilenden Pferde im regelmäßigen Takt durch das Villenviertel, an den Häusern vorbei, die, anmutig, hier und da ein wenig überladen und mit zu gekünstelter Verzierung gebaut, die breite, mit jungen Linden in regelmäßigen Abständen eingefaßte Straße zu beiden Seiten säumten.

Kurt Splettstößer hatte auf der ganzen Fahrt nur einen Gedanken: Wie er Arno die böse Kunde von dem Unfall seiner Turbinen am besten beibringen könnte. Der aber war noch so mit seinem ganzen Herzen bei dem eben verlebten Feste, wiegte sein Herz noch so in tausend Zukunftshoffnungen, daß er es nicht fertig bekam, ihn so jäh zu wecken, und den mühevoll zurechtgelegten Satz bei den ersten Worten wieder abbrechen mußte.

Sie waren in die langgestreckte Hafenstraße eingebogen, die hart am Wasser in schnurgerader Linie zur Werft führte. Hier war es wohl bevölkerter und geräuschvoller als in der Villenstadt, aber von dem heiß pulsierenden Leben früherer Zeiten war auch hier nichts zu spüren. Nur als sie in die Nähe der Werft kamen, begegneten ihnen vereinzelte Züge von Arbeitern, und der wohlbekannte Lärm der noch im Gange befindlichen Werke und Betriebe drang vereint mit dem stärker werdenden Grollen des Donners an ihr Ohr.

Mit einemmal stutzte Kurt Splettstößer. Die Dämmerung hatte zugenommen, und die Wolkenschicht, die sich immer dichter und dunkler über der Stadt türmte, als wollte sie sie ersticken, ließ einen Fernblick nur mit großer Mühe zu, so daß es auch dem geübten Auge nicht möglich war, in der Luft und auf dem Wasser, die immer mehr eins wurden, mit einiger Sicherheit etwas zu unterscheiden. Und doch — nein, er irrte nicht. Von einem ächzenden Schlepper schwerfällig gezogen, kam ein großes Schiff die Wasserstraße entlang. Wie ein Riesenvogel, dem man die Schwingen abgehauen hatte, schlich es müde und traurig über die dumpf anprallenden Wasser.

Die brütende Wolkenwand da oben tat sich für einen Augenblick auf, ein roter Streifen der untergehenden Sonne säumte die Wasserstraße. Nun mußte auch Arno, der nicht mehr sprach, aber immer noch in seine lieblichen Gedanken versunken schien, auf das traurige Schauspiel aufmerksam werden, zumal da es bereits eine Anzahl von Zuschauern angezogen hatte, die, in Gruppen am Ufer sich stauend, das unglaubliche Ereignis begafften und mit Worten und allerlei Gesten zu erklären suchten.

Kurt Splettstößer zitterte vor dem Augenblick, wo es geschehen würde. Ganz langsam bahnte sich der Wagen den Weg durch die dichter zusammenströmenden Menschen. Die Füchse knirschten in den Zügeln und schäumten vor Ungeduld; ab und zu hörte man die warnenden Zurufe des Kutschers.

Da richtete sich Arno von seinem Sitze empor.

»Was ist denn eigentlich heute abend los?« fragte er, indem er den erstaunten Blick zuerst über die wunderbare Umgebung, dann über das Wasser streifen ließ. »Die Leute sind ja wie wild; es wird doch nicht wieder etwas im Gange sein — — aber — — ja, zum Teufel — bin ich nicht bei Sinnen? — Oder ist das nicht der Siegfried?«

»Es ist der Siegfried.«

»Um des Himmels willen — was ist geschehen?«

»Ein großes Unglück.«

»Meine Turbinen?«

»Deine Turbinen!«

»Du wußtest es und sagtest mir nichts?«

»Du erfährst es noch früh genug.«

Arno war totenbleich geworden. Das leblose Auge starrte auf den wie ein Gespenst über die Wasser schleichenden Koloß. Er merkte nicht, daß der Wagen bereits vor dem Werfteingange hielt, und raffte sich erst empor, als Splettstößer ihn sanft beim Arme faßte.

Als er nun aber auch auf dem großen Werftplatze alles in Bewegung fand und ein ganzes Aufgebot von Leuten beschäftigt sah, die Landung und Festmachung des kranken Schiffes zu bewerkstelligen, da kam ihm das Niederschmetternde der

Fritz Preiß: Markt in Wismar

Lage zum vollen Bewußtsein. Er stürzte mit den Leuten an den Landungsplatz, er konnte die Einbringung des Dampfers kaum abwarten, er war der erste an Bord und redete dem Schiffbaudirektor, der selber zur Stelle war, um die Arbeit zu beaufsichtigen, mehrere Male darein, so daß diesen nur das Mitleid mit dem unglücklichen Erfinder von einem energischen Widerspruch zurückhielt.

»Kannst du es dir erklären, wie es zu einer so vollständigen Zertrümmerung kommen konnte?« fragte er Splettstößer.

»Erklären — nein, das kann ich auch nicht,« erwiderte dieser mit größter Schonung. »Aber wie du dich wohl erinnerst, erhob ich damals gleich einige Einwendungen gegen deine Festigkeitsberechnungen, die mir nicht ganz zuverlässig erschienen.«

Er merkte den Unwillen, den seine Worte bei dem andern hervorriefen, und sagte nichts mehr. Aber das war Arno auch nicht recht. Er klagte den Freund mit heftigen Worten der Teilnahmlosigkeit und Rechthaberei an, er verwünschte sich und die ganze Arbeit, er war völlig aus den Fugen geraten.

Dann aber kam das Gutmütige und Liebenswürdige seines Wesens wieder zum Durchbruch. »Du darfst mir das nicht übelnehmen, Kurt,« sagte er, mit Tränen kämpfend. »Ich weiß, daß du es redlich mit mir meinst und mein Bestes willst. Aber es hat mich hart getroffen — gib mir die Hand und trage es mir nicht weiter nach!«

Splettstößer reichte ihm wohl die Hand. Aber im stillen schüttelte er den Kopf und begriff den andern nicht. Nicht als ob es ihm an Verständnis für den tiefen Schmerz gefehlt hätte, den Arno bei diesem Zusammenbruch seiner Schöpfung empfinden mußte. Aber wie konnte man in einer Zeit, in der die Vernichtung mit zermalmendem Schritt durch die Welt stampfte, wo tausend Hoffnungen und Erwartungen, unsäglicher Fleiß und stolze Kraft in einem Augenblick mit mitleidloser Faust zertrümmert, Menschenleben und Menschenkunst zu einem Nichts wurden — wie konnte man da ein solches Unglück so wenig männlich tragen? Ihn jammerte das herrliche Schiff und die Zerstörung eines so verheißungsvollen Werkes — um die Sache ging es ihm. Bei Arno aber war es lediglich das ihm widerfahrene Mißgeschick, war es die eigne schwere Enttäuschung, die ihn so haltlos daniederbeugte ...

Sie hatten die Werft verlassen und waren auf dem Heimwege. Aus dem Abend war die Nacht geworden. Das drohende Wetter war nicht heraufgekommen, es hatte sich verzogen, als hätte die späte Jahreszeit nicht mehr die Kraft zu seiner Entladung besessen. Am Himmel waren die Kerzen angezündet und flimmerten über der schlummernden Stadt. Der Wind, der immer noch lau und trocken war, strich durch die Straßen, unstet und heimatlos. Etwas Unheimliches und Drohendes lag in der Luft.

»Mackelatz weiß alles?« fragte Arno nach einem langen Schweigen.

»Ich teilte es ihm bald nach dem Eintreffen der Botschaft mit.«

»Wie nahm er es auf?«

»Mit großer Fassung.«

»Und er reiste?«

»Er ändert selten seine Entschlüsse.«

Weiter sagte er nichts; in tiefes Schweigen versunken schritt er neben Arno dahin, der, allmählich lebhafter werdend, allerlei über seine Turbinen auseinandersetzte.

Ein Gedanke, den er lange mit sich herumgetragen, kämpfte in Splettstößers Seele und gewann greifbarere Gestalt: er wollte wieder hinaus an die Front! Gewiß, auch hier gab es Wichtiges für ihn zu tun. Aber die Wiederherstellung von Arnos zerstörten Turbinen würde jetzt das ganze Interesse der Werft in Anspruch nehmen, dieser würde die Leitung selber in die Hand nehmen, der Auftrag für den Bau einer größeren Anzahl von U-Booten, der seine Anwesenheit erfordert hätte, war zurückgenommen, da konnte er es nicht verantworten, jetzt, wo die Gefahr und Not des Vaterlandes mit jedem Tage stiegen, von seinem Posten draußen fernzubleiben.

Eine Gruppe von Männern, die ihnen, lebhaft aufeinander einsprechend, entgegenkam, entzog ihn seinen Gedanken. Jetzt traten noch einige hinzu, die Leute blieben mitten auf der Straße stehen, ihre Unterhaltung wurde immer erregter. Trotz der Dunkelheit sah Splettstößer, daß mehrere Vorarbeiter seiner Abteilung unter ihnen waren, er ging an einen von ihnen heran und erkundigte sich nach der Veranlassung ihrer heftigen Auseinandersetzung.

»Es heißt, wir hätten ein neues Friedensangebot gemacht,« erwiderte der Mann.

Splettstößer war zu Arno zurückgekehrt.

»Friede?« meinte dieser. »Es wäre herrlich, wenn er endlich käme!«

Einen Augenblick schien es, als träte sein eigner Schmerz hinter die Wichtigkeit und Größe der ungeahnten Kunde zurück.

»Aber jetzt, wo wir uns auf dem Rückzuge befinden — ich kann mir von dem Frieden, den wir jetzt schließen würden, nicht viel versprechen,« fügte er dann hinzu und war bald wieder von dem Schicksal seiner Turbinen in Anspruch genommen.

In Splettstößers Herzen aber hatte die eben vernommene Botschaft einen ungeheuren Aufruhr hervorgerufen. Alles andre war vergessen und gegenstandslos geworden. Nur seines Vaterlandes Leid brannte durch seine Seele.

(Schluß folgt.)

Die Sage vom Goldkeller

Eine Ballade von Kurt Arnold Findeisen

Karfreitag furcht die Stirn und fordert viel,
Von mancher Mutter ihren lieben Sohn.
Karfreitag spaltet Gruft und langes Grab
Und glüht aus tiefem Auge funkelrot –
– – – – – – – – – – – – – – – – – –

Sie läßt ihr Kind auf Anemonen gehn
Und ersten Becher Frühling trinken.
Da sieht den Berg sie aufgeschlitzt und offen stehn
Und goldenes Gedärm der Erde blinken.
Da stürzt sie schreiend ins gespreizte Tor
Und rafft und wühlt aus Kübeln und aus Mulden
Dukaten, Friedrichsdoppler, Meißner Gulden,
Zechinen, Florentiner, Louisdor.
Indes ihr Kind auf einem Marmortisch
Mit Äpfeln spielt, rotbäckig, blitzeblank und frisch.

Genug, genug! Es bersten alle Nähte;
Die blaue Schürze ist gebläht zum Platzen.
Und wie sie sich ins Freie rudert, säte
Sie Gold in hellen Batzen.

Und wie sie draußen steht im blauen Wind,
Der schwärmerisch durch rote Ruten strolcht,
Führt hinter ihr die Kluft zusammen. Und durchdolcht
Von sieben Messern wankt, die sich besinnt:
„Kind!" – Kind!
Hohnlacht der Fels, indes der Mammon an ihr niederrinnt.

Sie schweift den Hang hinunter siebzigmal,
Sie bricht in jeden Busch, sie kratzt an jedem Schorf.
Und mit ihr sucht das ganze Dorf.
Vergebens. Kinderlos steigt sie zu Tal.

Und Sommer, Herbst und Winter ziehn, und Frühling mündet
Von neuem in den Wald. Und wieder wird die Passion verkündet.
Da geht sie wieder vielgeübten Gang
Und mißt mit vorwurfsvollen Augen Fels und Hang
Und – schreit; denn wo noch eben feuchte Wandung dunkelt,
Reißt sich der Berg entzwei. Und es karfunkelt
Juwel und goldner Überschwang.

Sie aber hat nur einen Blick gewußt.
Sie sieht ihr Kind noch auf den Stein gebettet,
Wie 's Äpfel sich am Schürzchen glättet,
Und reißt es über sich und melodeit vor Lust.

Und wie sie draußen steht im blauen Wind,
Der schwärmerisch durch rote Ruten fächelt,
Da fühlt sie, wie die Erde goldig lächelt
Und goldner Keller tief in ihrer Brust beginnt.
„Kind!" – Kind!
Frohlockt das All. Indes ihr nun vom Auge rinnt
Demant, Kristall – – –

Die Aufgabe der deutschen Volkshochschule

Von Dr. Fritz Adler (Stralsund)

Jede Umsturzbewegung ist etwas Gewaltsames und Unorganisches, ein entschiedener Bruch mit der Vergangenheit und ein leidenschaftliches Verneinen alles dessen, was war. Sie ist aber zugleich auch kindliche Gläubigkeit und Hoffnung, daß mit ihr die Morgenröte einer neuen, der glücklichen Zeit anbreche. Sie ist erbitterter Haß gegen alles Vergangene und heiße Sehnsucht nach allem Zukünftigen. Es ist, als ob die Kette des Weltgeschehens, die vergangene und kommende Zeiten tief und unlöslich miteinander verbindet, plötzlich zerbrochen sei und die Menschheit vor einen völligen Neubeginn gestellt werde. Man will nicht nach rückwärts sehen und nicht auf dem alten Grunde weiterbauen, sondern, nicht achtend alles Gewordenen, ist der Blick nur nach vorwärts gerichtet, und überall soll von Grund auf Neues errichtet werden.

Dieses Gepräge des Gewaltsamen und Unorganischen haftet daher auch allen Schöpfungen an, die ihren Ursprung einer solchen Umsturzbewegung verdanken. Sie gleichen meist Gebäuden, die ohne jede Beachtung der ewigen Gesetze und der durch die jeweilige Wirklichkeit gegebenen Bedingungen in immer schwindelndere Höhen aufgebaut werden, denen aber das Beste und Notwendigste fehlt, in dem allein die Gewähr für ihre segnende Wirkung liegt: ein fester Ankergrund. Alles, was in solchen Zeiten entsteht, ist nicht natürlich gewachsen, sondern atmet die Treibhausluft politischer und seelischer Hochspannung. Darin liegt die Gefahr für solche Schöpfungen, und es ist unbedingt erforderlich, sie so bald wie möglich von dem zu reinigen, was unorganisch und gewaltsam, unklar und verworren an ihnen ist, damit sie allmählich in die Bahnen natürlichen Wachstums geleitet werden.

Man sollte das auch nicht über den Errungenschaften unsrer Revolution vergessen und jetzt endlich wieder lernen, nicht mehr aus wirklichkeitsfernen Begriffen und Grundsätzen zu handeln, sondern aus den innersten, historisch gewordenen Daseinsbedingungen, denen das Volk in seiner Gesamtheit unterworfen ist. Das gilt auch für die Volkshochschulbewegung, die seit dem Umsturz im November 1918 eine ungeheure Ausdehnung in ganz Deutschland gewonnen hat, über deren eigentliche Aufgaben und Ziele jedoch noch in allen Kreisen die verschiedensten, widerspruchsvollsten Ansichten herrschen. Wenn man einmal die Lehrpläne einzelner Hochschulen miteinander vergleicht, so wird jeder Unbefangene sich sofort die Frage vorlegen: Ja, was soll denn das alles eigentlich? Es wird fast unmöglich sein, aus dieser Verworrenheit und Unsicherheit das Ziel und die große Aufgabe herauszuerkennen, deren Verwirklichung der Volkshochschule zufällt. Die einen sehen in ihr nicht viel mehr als eine Erweiterung der Fortbildungsschule und nähern sie der Fachschule. Daher zeigen sehr viele Lehrpläne z. B. Lehrgänge für fremde Sprachen, Buchführung, Kurzschrift und Redekunst an. Die meisten dagegen sehen in der neuen Bewegung eine Schule der Aufklärung, die ein allgemeines Wissen über die mannigfaltigsten Dinge in die weitesten Schichten des Volkes leiten soll. Nur so ist es zu verstehen, daß selbst die kleinen Mittelstädte Lehrpläne aufstellen, die in ihrer verschiedenartigsten Reichhaltigkeit denen der Universitäten nur wenig nachstehen. Wir sind hier wieder einmal in das alte Erbübel zurückgefallen, Bildung und Wissen einander gleichzusetzen.

Die Lösung dieser an sich notwendigen Bildungsaufgaben fällt den verschiedenen Schularten zu, die wir schon vor der Revolution hatten, und es ist eine ungeheure Gefährdung der Selbständigkeit und Lebensberechtigung der Volkshochschule, wenn ihre Aufgaben und Ziele sich fast mit denen der andern Schularten decken. Soll die neue Einrichtung ein eignes und festes Glied in unserm Unterrichtswesen werden, so ist es unbedingt erforderlich, daß sie tatsächlich eine Lücke darin ausfülle. Schon gewinnt die Ansicht immer mehr Boden, daß es notwendig sein wird, allmählich einen eignen Stand von Volkshochschullehrern heranzubilden und der Einrichtung der Schule immer festere, in sich abgeschlossenere Formen zu geben; aber es ist von viel weitertragender Bedeutung, sich endlich einmal darüber klar zu werden, ob die Volkshochschule eine neue, eigne Bildungsaufgabe zu lösen habe oder nicht. Erst von hier aus wird die Frage ihrer inneren Notwendigkeit und Lebensberechtigung beantwortet werden können. Heute erscheint den meisten als das Wesentliche der Volkshochschule, daß sie es nicht mit Kindern, sondern mit Erwachsenen zu tun hat; was aber in ihr geboten wird, unterscheidet sich nur wenig von dem, was bereits bestehende Lehranstalten geben.

Die seelische Not unsrer Zeit bestimmt die Bildungsaufgabe der deutschen Volkshochschule. Dabei handelt es sich für uns nicht um die Lösung einer sozialen Frage, wie in der englischen Volkshochschule, und ebensowenig um den christlich-nationalen Gedanken, wie es in Dänemark der Fall war. Das sind für uns augenblicklich Fragen zweiter Ordnung, die sich von selbst lösen und

klären werden, wenn erst der Mensch im tiefsten Grunde seiner Seele umgestaltet und umgewandelt ist. Unsre Aufgabe wird es letzten Endes sein, den Menschen zu einer neuen Lebenshaltung zu erziehen, und zwar einer Lebensführung, die im völligen Gegensatz zu der bisherigen steht. Wir stehen jetzt am Ende einer Entwicklung, die mit dem Ausgang des Mittelalters eingesetzt und in der gegenwärtigen Weltkatastrophe ihren Abschluß gefunden hat, eine Zeit, in der sich der Mensch von alten, tief eingewurzelten Bindungen frei machte und sich immer mehr zum vermeintlichen Herrn der Weltschöpfung aufwarf. Nach innen und außen wurde durch die Fortschritte der Wissenschaften und durch ungeahnte Entdeckungen das Weltbild völlig umgestaltet. Unbegrenzte Möglichkeiten erschlossen sich immer aufs neue dem faustisch-titanischen Eroberungsdrange der Menschheit, der schließlich im 19. Jahrhundert durch die Errungenschaften der Technik unerwartete Siege feiern konnte. Dieses letzte Jahrhundert mutet uns heute wie ein Furioso prestissimo an, das in der Katastrophe der Weltkriege und Weltrevolutionen seinen echt tragischen Abschluß fand. Mit einer bis dahin nie gekannten Kraft hat sich die Menschheit in diesen Jahrhunderten des steten äußeren Fortschritts der Verfeinerung, Steigerung und Vervollkommnung aller äußeren Lebensmöglichkeiten hingegeben, und erst wir kommen heute über den Trümmern dieser zusammengebrochenen Welt zu der allgemeinen Erkenntnis, daß über allem Fortschritt eins verkümmerte: der innere Mensch, das Seelische und Geistige in uns. Wir waren zu Sklaven unsrer eignen Schöpfungen der Wissenschaft und der Technik, des Handels und der Industrie herabgesunken, und wenn heute unsre jüngsten Dichter und Maler die Forderung aufstellen, »die Um-Wirklichkeit zur Un-Wirklichkeit aufzulösen, durch die Erscheinungen zum Wesen vorzudringen«, so liegt darin nur die rein sittliche Forderung, daß endlich wieder der Mensch das Maß aller Dinge werde. Das, was uns Deutsche besonders heute einzig und allein retten kann, sind nicht Einrichtungen und Gesetze, Erfindungen und Entdeckungen, nicht Wissenschaft und Kunst, nicht Reichtum und Arbeit, sondern eine neue Lebenshaltung, die wieder den Schwerpunkt alles Daseins ins Geistige und Seelische legt.

Alles Leben muß von seelischen Kräften durchglüht und getragen sein, in der Flut der Erscheinungen muß der Mensch in sich wieder Mitte und Gesetz fühlen und so wieder zu einer inneren Einheit und Wurzelhaftigkeit kommen, die ihn aus der bedrückenden Enge seines Alltagslebens ins Allgemein-Menschliche hinaushebt. Es handelt sich hier nicht um Vergeistigung im althergebrachten Sinne des Wortes, sondern um etwas rein Menschliches, dessen Verwirklichung auch dem einfachsten Manne des Volkes möglich ist. Alle Freuden und aller Reichtum, alle Seligkeiten und alle Leiden, alle Qual und alle Armut liegen immer nur in uns, und nur kraft unsers Geistes und unsrer Seele ist es uns gegeben, uns von allen Hemmungen und Widerwärtigkeiten der Außenwelt frei zu machen. Zu einer solchen geistig-seelischen Lebenshaltung werden wir uns jetzt durchringen müssen, und zu ihrer Verwirklichung kann die Volkshochschule am unmittelbarsten beitragen.

Denn sie soll den Menschen im entscheidendsten Augenblick seines Lebens erfassen, nämlich in den Jahren, in denen sich für jeden von uns der Übergang von der behüteten Abgeschlossenheit durch Heim und Schule zur Auseinandersetzung mit der Welt der Wirklichkeiten vollzieht. Es sind die Jahre von 16 bis 30, in denen man Schule und Elternhaus mit dem Berufsleben vertauscht und in denen sich auf Grund der ersten, starken Wirklichkeitserfahrungen jeder die ihm eigne Weltanschauung formt. Diesem Zeitraum in der seelischen Entwicklung des Menschen ist bisher zuwenig Beachtung geschenkt worden, und nur so ist es zu verstehen, daß man fast nirgends versucht hat, gerade in diesen Jahren einen erzieherischen Einfluß auf den Einzelnen zu gewinnen. Diese Jahre sind für jeden der Wendepunkt, denn hier entscheidet es sich, ob die Wirklichkeit der Umwelt oder die innere Welt unsrer Seele das Stärkere ist, ob wir den Dingen oder dem Geistig-Seelischen untertan werden. Hier hat die Tätigkeit der Volkshochschule einzusetzen, daß sie in diesen jungen Menschen gegenüber der Macht der Alltagswirklichkeit die Macht der Idee, des Geistigen und Seelischen lebendig halte.

Daraus ergibt sich, daß die neue Hochschule allen Kreisen des Volkes dienen will, da die gesamte Jugend aller Stände immer durch die rohe Wirklichkeit des Berufslebens gefährdet sein wird, jeden Sinn für das Geistige und Seelische zu verlieren. Es ist eine völlig irrige Ansicht, die Volkshochschule sei nur für die handarbeitende Bevölkerung geschaffen; wir haben keine Arbeiterhochschule, sondern eine Schule für die Jugend des ganzen Volkes. Das zweite Jahrzehnt im Leben eines Menschen ist das entscheidendste, und gerade hier hat es uns bisher an jeder zielbewußten erzieherischen Einwirkung auf die jungen Männer und Frauen gefehlt, mit Ausnahme der Wenigen, die jene Jahre auf den Universitäten verbringen. Und das ist die große Lücke, die die Volkshochschule in unserm Bildungswesen ausfüllen soll. Aber auch aus der Bildungsaufgabe der neuen Schule ergibt sich, daß sie für die Gesamtheit des Volkes sein will: es handelt sich hier um die Kultur der Seele im Menschen, nicht um Wissen und Fertigkeiten, sondern um das Einfachste und Schwerste zugleich: um die Entfaltung des Menschlichen. Das aber tut allen not.

denn wir alle sind krank an unsrer Seele, deren natürlichste Regungen durch das Leben immer mehr verschüttet wurden.

Soll die Volkshochschule zu einer neuen, geistig-seelischen Lebenshaltung erziehen und das Geistige im Menschen wieder erstarken lassen gegen die Macht des Alltags und der Umwelt, so wird sie vornehmlich das ihren Hörern nahebringen müssen, durch dessen Betrachtung und Einwirkung diese Kräfte am ehesten in uns geweckt werden. Es ist die Welt des Geistes, wie sie in Kunst und Wissenschaft durch alle Zeiten das innere Ringen und Suchen, das Sehnen und Hoffen eines ganzen Volkes widerspiegelt. Die meisten aber haben gerade zu diesen Dingen jedes innere Verhältnis verloren. Hier hat die Tätigkeit der Volkshochschule einzusetzen, indem sie den Menschen wieder zu Bewußtsein bringt, daß es sich dabei nicht nur um äußere Tatsachen und Kenntnisse handelt, sondern um das gesteigerte Seelenleben einer Gesamtheit, der auch sie angehören. Durch diese Einwirkung soll der Mensch aus der erbärmlichen Enge seines Einzeldaseins erlöst werden, soll ihm der Blick für das große Gesamtgeschehen geöffnet werden und in seine Seele ein Funke des Überpersönlichen und Zeitlosen fallen, damit er künftig nicht mehr aus der Beschränktheit seines sinnlichen Ichs lebe, sondern sich vielmehr als Glied eines Ganzen fühle, als Glied der ringenden und suchenden Seele des Volkes. Dabei wird es für den Hörer der Volkshochschule niemals darauf ankommen, daß er mit möglichst vielen Strahlungen unsers Geisteslebens vertraut werde, ein Irrtum, den jetzt die meisten der Lehrpläne aufweisen. Unsre Bildungsaufgabe ist nicht stoffliche Bereicherung, sondern formale Entfaltung einer ganz bestimmten, seelischen Haltung, die sich im kleinsten, beschränktesten Kreise bewähren kann. Sei es, daß dem einen ein Einblick in die Naturwissenschaften eine Ahnung von dem unermeßlichen Schöpferreichtum des Daseins gibt, von den ewigen Gesetzen des Werdens und Vergehens und von dem Sinnvollen und Steten in allem Geschehen. Sei es, daß ihm die Geschichte die Liebe und das Verständnis der Heimat erschließe, daß er mit sehenden Augen ihre Landschaft und ihre Denkmale aus Stein sehen lerne und wieder die alten Volkslieder, Sagen und Märchen verstehe und liebe. Oder daß er wieder anfange, mit den letzten und tiefsten Fragen des Daseins sich zu beschäftigen, die ihn am Ende immer zum Religiös-Metaphysischen hinführen werden. Wie wir alle zu den Dingen der Wissenschaft und der Kunst fast jede innere seelische Einstellung verloren haben, so auch in unserm Verhältnis zu den Menschen. Wir haben die Liebe zum Menschen und die Freude am Menschen verloren. Wir haben kein großes, erhebendes Ziel, das allein das Leben lebenswert macht, das uns aus dem Zeitlichen hinaushebt ins Zeitlose, Ewige, sondern der Blick haftet nur immer an der Scholle unsers eignen engen Daseins, statt sich von dem seelischen Ringen der Gesamtheit durchdringen zu lassen.

Aller Stoff, den die Volkshochschule darreicht soll nur das Mittel sein, damit sich an ihm das innere geistige Leben jedes Einzelnen entfalte, und wenn sie auch nicht eine umfassende Kenntnis unsers Geisteslebens geben soll, so soll sie ein inneres Verhältnis dazu schaffen. Gerade daran hat es in den breiten Schichten des Volkes immer gefehlt, und das kommt uns heute bei der völligen Mißachtung geistigen Schaffens erst so recht zu Bewußtsein. In dem augenblicklichen tiefen Gegensatz zwischen Geistesarbeitern und Handarbeitern liegt aber der Grund unsrer gegenwärtigen Zerrissenheit und Spaltung in Schichten und Kreise, die einander nicht mehr verstehen. Es ist der große, unverzeihliche Fehler unsrer Volksbildung, daß sie bisher nichts getan hat, um denen unser Geistesleben nahezubringen, die durch die Ausübung ihres Berufs mehr oder weniger davon ausgeschlossen waren. Es hat sich ja bisher niemand die Mühe genommen, den Menschen zu helfen, ein rechtes Verhältnis zu unsrer Geisteswelt zu gewinnen. Aber jeder Mensch braucht eine solche Hilfe, weil Wissenschaft und Kunst in den letzten Jahrhunderten Wege gegangen sind, auf denen ihnen der Nichtfachmann und der Nichtbegnadete allein nicht mehr folgen konnte. Die Wissenschaftler von heute besitzen nur selten die Fähigkeit, schwierige geistige Fragen klar und einfach darzustellen, so daß sie jeder gesunde lebendige Menschenverstand zu erfassen vermöchte. Ja, was noch viel schlimmer ist, es liegt den Gelehrten meistens gar nichts daran, so zu schreiben, daß sie von möglichst vielen verstanden werden. Im allgemeinen bilden sie eine Kaste für sich mit einer Sprache, die nur ihresgleichen versteht, so daß der großen Menge das selbständige Eindringen in geistige Fragen ungeheuer erschwert ist. Und nicht viel besser ist es mit der Kunst, seitdem die Volkskunst fast ganz versiegt ist. Wie wenige zeitgenössische Kunstwerke besitzen wir, die ganz unmittelbar kraft des Wortes, der Farbe oder der Linie auf das Herz des einfachen Menschen einzuwirken vermögen! In glücklicheren Zeiten ist aber das immer die Aufgabe der Kunst gewesen, den Menschen zu verwandeln und zu läutern. Wir brauchen dabei nur an die alten Heldenlieder unsrer Vorfahren zu denken oder an die Marienbilder der Meister des Mittelalters. Den Künstlern von heute fehlt im allgemeinen zu sehr die Einfachheit und Klarheit des Gedankens und der Empfindung, als daß ihre Werke in jedem von uns sofort eine Saite unsers Wesens in Schwingung brächten. Wenn daher das Volk heute allem Geistesleben gleichgültig und ablehnend gegenübersteht, so trifft die Schuld einerseits Wissenschaftler und Künstler,

anderseits die mangelhafte Volksbildung, die keine Brücke zu schlagen vermochte zwischen den geistig schöpferischen Menschen und der großen Masse.

Das wird die zweite Aufgabe der Volkshochschule sein, die ungeheure Kluft zu überbrücken, die sich im Laufe der Jahrhunderte zwischen Gebildeten und Ungebildeten aufgetan hat. Diese Gegensätze sind viel verhängnisvoller als die wirtschaftlichen, und nicht diese, sondern jene sind es, durch die unser Volk heute im Tiefsten zerspalten wurde. Arm und reich können sich innerlich noch sehr gut verstehen, aber diese Möglichkeit hört sofort dort auf, wo jeder Stand eine ganz anders geartete innere Einstellung zum Leben hat, wie es heute der Fall ist. Neben den wirtschaftlichen Sozialismus muß der geistige Sozialismus treten, denn nur so werden wir uns wieder zu einer wirklichen Volkseinheit durchringen. Das Volk muß Anteil haben an den ewigen Geistesgütern unsrer Nation, und diese Aufgabe des Mittlers fällt der Volkshochschule zu.

Somit wird die neue Hochschule in zweifacher Richtung zu wirken haben: sie wird versuchen müssen, den Einzelnen zu einer seelischen Haltung gegenüber der Wirklichkeit zu erziehen, und anderseits muß sie bestrebt sein, wieder eine geistige Einheit des Volkes zu schaffen. Beide Forderungen sind aus der Not der Zeit geboren, und keine vermag eine der bisherigen Bildungsanstalten zu erfüllen. Diese Tatsache gibt der Volkshochschule ihre innere Notwendigkeit und Berechtigung, ohne die sie niemals lebensfähig sein wird. Wo es sich aber um etwas andres handelt als um die Wiedergeburt der Seele und die Verwirklichung des geistigen Sozialismus, wo man nur darauf ausgeht, die Massen aufzuklären, und Wissen als Macht gibt, oder wo man in den Kinderschuhen der alten Fach- und Berufsschulen steckenbleibt, da zeigt sich die völlige Ahnungslosigkeit von dem Sinn und der Aufgabe der neuen Bewegung. Der wirkliche innere Erfolg wird aber auch dort ausbleiben, wo man die alte Lehrweise anwendet, mit der wir niemals zu unserm Ziele kommen können. Auch darüber herrscht heute noch allerorten die größte Unklarheit.

Aller Unterrichtsstoff muß mittelwärts behandelt werden, d. h. auf jedem Gebiete müssen vor allem die großen allgemeinen Grundlagen, die herrschenden Gesetze und Kräfte in den Mittelpunkt der Darstellung gerückt werden. Im entschiedenen Gegensatz zum Universitätslehrer wird der Volkshochschullehrer immer bemüht sein, nicht Vollständigkeit des Wissens anzustreben, sondern einzig und allein das Entscheidende und Allgemeine, das Bedeutungsvolle und Weltbestimmende in seinem Vortrage hervorzuheben. Die Fülle der Einzelheiten verwirrt so leicht den, der nicht gewohnt ist, sich mit solchen Dingen zu beschäftigen, und auch nicht die Gabe besitzt, in sich das Einzelne zum Ganzen umzuschaffen. Das Große und Einfache aber bleibt selbst auf den beschränktesten Alltagsmenschen nicht ohne innere Einwirkung.

Eine andre Forderung ist: allen Stoff zugleich in Verbindung zum Leben und zur Gegenwart zu bringen. Das gilt vor allem für die Kunst, die für so viele nur eine Welt des Scheins ist, die mit ihrem eignen Leben und Erleben nichts zu schaffen hat. Leben entzündet sich nur am Leben, und die Kunst ist für die Mehrzahl bisher nicht Leben, sondern tote Form gewesen. Darum muß sie als menschliches Erleben und Schicksal dem Volke jetzt nahegebracht werden, denn nur so wird ein Funke vom Geiste des Künstlers in die Seele des einfachen Menschen fallen und fortwirken. Eine solche Darstellung des Unterrichtsstoffes erfordert aber eine starke Erlebnisfähigkeit des Lehrers, dessen Bedeutung nicht im Wissenschaftlichen, sondern im rein Menschlichen liegt.

In engster Beziehung dazu steht die Frage der Lehrform. Man sollte sich darüber klar werden, daß die heute fast ausschließlich angewandte Lehrweise des Vortrags nur ein Notbehelf und ein Übergang ist. Das Schwergewicht wird immer mehr in der unmittelbaren Einwirkung von Mensch zu Mensch liegen, im gegenseitigen Austausch der Gedanken, im gegenseitigen Sichmitteilen und Sichanvertrauen in allen den Fragen, die den Einzelnen in seinem Inneren bewegen. Der Verwirklichung dieser Lehrweise stehen augenblicklich noch die größten Schwierigkeiten entgegen, denn es fehlt uns an den dazu erforderlichen Geldmitteln und Lehrkräften und auch den Räumen, die als eigens zu diesem Zwecke bestimmtes Volksheim den Hörern der Volkshochschule die Gelegenheit zu zwanglosen Zusammenkünften geben, wo sich Lehrer und Schüler menschlich nahetreten könnten. Nur so wird eine wirkliche Gemeinschaft von Menschen geschaffen, wo a l l e die Gebenden und Nehmenden sind, und deren Aufgabe die Entfaltung des Geistigen und Seelischen in uns ist. Wenn wir einsehen, daß wir den Volkshochschulgedanken noch nicht in der Weise verwirklichen können, wie es eigentlich not tut, so müssen wir uns heute immer wieder sagen, daß die gegenwärtige Form nur ein Übergang und ein Anfang ist. Die Volkshochschule ist heute nicht viel mehr als eine Mischung aller bisherigen Schularten; erst die Erfahrung wird uns die rechten Wege zur Verwirklichung weisen. Über ihre Aufgabe kann man sich aber schon heute klar sein, und wenn nur erst einmal in weitere Kreise die Einsicht dringt, daß es sich um eine Entfaltung des rein Menschlichen handelt, dann wird man auch Wege und Möglichkeiten für ihre praktische Durchführung finden, denn »wo ein Wille, ist auch ein Weg«.

Die Kleist-Gesellschaft

Von Dr. Richard Groeper (Frankfurt a. d. O.)

Heinrich von Kleist ist über hundert Jahre tot, aber erst im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts ist er eine Macht geworden, so weit war er seinen Zeitgenossen vorausgeeilt. Die beiden Jahrzehnte nach der letzten Jahrhundertwende machten aus ihm sogar einen Modegötzen, den ersten Nervenkünstler, ausgestattet mit der Reizbarkeit neuzeitlichen Empfindens. Ohne Frage gleicht die treibende Hast findens. Ohne Frage gleicht die treibende Hast seines Lebens dem Tempo unsrer Zeitläufte, und wenn er sich auch gelegentlich von der Klassik und Romantik Schwingen geliehen hat, er bleibt ein ureigner Dichter, ureigen im dramatischen Schwung der Handlung, in der psychologischen Charakteristik seiner von Pathos und Schablone freien Helden neuer Prägung, im erlesenen Gebrauch von Sprache und Vers, in der chronikartigen Einfachheit seiner Erzählung, in der sinnenwahren Gegenständlichkeit seiner Bilder, in der schauerlich-schönen Echtheit des Gefühls, an dessen Ausdruck sonst nur Musik heranreicht, in der Reinheit und Geradheit seiner ebenso mannhaften wie kindlichen Gesinnung. Jede neue Lektüre ist eine Entdeckungsfahrt ins Land nie gekannter Tiefen und Schönheiten. Ist es ein Wunder, daß Jahrzehnte nötig waren, um den Schutt von Mißverständnis und verbildetem Geschmack wegzuräumen, die dem dichterischen Neuschöpfer entgegenstanden? Ist es ein Wunder, daß erst die Schlachten von 1870/71 geschlagen werden mußten, um die klare Selbstverständlichkeit seines Nationalgefühls zu erweisen? Ist es ein Wunder, daß die ganze Fülle der Gesichte erst an der Schwelle des 20. Jahrhunderts geschaut werden konnte? Die Welt Deutschlands, zum Teil auch das Ausland, ist jetzt für Kleist reif geworden, die große Menge des Forschungs- und Deutungsmaterials verlangt nach Sichtung. 1911 war das große Kleist-Erinnerungs- oder besser Kleist-Besinnungsjahr. Die Gemeinde der Kenner und Begeisterten wuchs. Wie von selbst stieg dabei der Gedanke auf, ein Sammelorgan für die an seinen Namen anknüpfende gelehrte und schöngeistige Arbeit zu schaffen. Diesen Plan nimmt in erweitertem Maßstabe jetzt, kaum ein Jahrzehnt nach dem Zentenarjahr, die Heimat des Dichters, die alte Oderstadt Frankfurt, auf, nachdem schon 1910 ihr größter Sohn dort durch ein Denkmal aus Stein und Erz geehrt worden ist. Die neue Ehrung durch die **Kleist-Gesellschaft** ist umfassender und innerlicher, entspringt in Inhalt und Form dem Verlangen unsers Zeitalters; sie schwebt über dem Vergänglichkeitswerk des Einzelnen, übernimmt Aufgaben und gibt sie weiter, ist sichtbar werdende Geistesgeschichte.

Seit den unheilvollen Novembertagen 1918, wo der gewaltsame Umsturz das Deutsche Reich in Umwälzungen hineintrieb, für die eine geschichtliche Klärung noch nicht erfolgt ist, war das sehnsüchtige Verlangen nach einer politischen Persönlichkeit von gestaltender Kraft urstark, da sie aber ausblieb, auch der Wunsch nach neuen geistigen Zielen, die einen Aufstieg verhießen, übergroß. Vaterländische Redensarten schwebten dabei den wirklich volksbewußten Männern nicht vor, sie suchten nach lebenfüllendem, lebenerhöhendem Inhalt. War es nicht natürlich, daß man dabei, ein Jahrhundert zurückschauend, auf Kleist blickte, wie er, mit seinem Dämon, seinem erschlafften Vaterlande und seiner neuen Kunst ringend, der Zeit den Weg der Kraft weisen wollte und mit der erhabenen Opferung seines Lebens ein mannhaftes Beispiel für die geistige Wertung unsers Daseins gab?

Inmitten solcher allgemeinen Stimmungen und Erwägungen brachte nun in Frankfurt a. d. O. mehrere Wochen nach dem deutschen Zusammenbruch der Tod von Prof. Dr. **Ottomar Bachmann** (1855—1918) die Kleistfrage erneut in Fluß und reizte die Geburtsstadt zur praktischen Lösung. Der Gelehrte hinterließ außer einem unerreicht dastehenden wissenschaftlichen Aristophanesapparat, der inzwischen in holländischen Besitz übergegangen ist, eine große Kleistbibliothek, bestehend aus Erstdrucken, fast allen Gesamt- und Einzelausgaben des Dichters, Veröffentlichungen größten und kleinsten Inhalts über ihn, Dissertationen, Zeitschriften- und Zeitungsaufsätzen, namentlich auch aus einer reichhaltigen Sammlung der Vertonungen, die sich an Kleists Werke angeschlossen haben. Diesen Schatz von Philologeneifer und Kunstverehrung nach dem Heimgange seines Schutzherrn als Ganzes erhalten zu sehen, war neben der Witwe vor allem die Literarische Gesellschaft Frankfurts bemüht.

Der Besitzer des wissenschaftlichen Kleisthortes hatte bei Lebzeiten nie daran gedacht, daß von seiner Sammlung in der Oderstadt eine große Welle der Kleistwürdigung ausgehen könne. Still hatte er Jahrzehnt für Jahrzehnt seines persönlichen Kulturamtes aus innerstem Drange gewaltet, und nun konnte nach seinem Heimgange die reiche Ernte eingeholt werden. Als für ihre ergiebige Ausnutzung Stadtverwaltung und Historischer Verein gewonnen waren, wurde die Kleistbibliothek öffentlicher Besitz. Im Anschluß daran wurde im Februar 1919 die Gründung einer Kleist-Gesellschaft beschlossen und die Erledigung der Vorarbeiten dem Verfasser dieses Aufsatzes übertragen. Er durfte sich dabei von Anfang an der tätigen Mitarbeit des Frankfurter

Oberbürgermeisters Dr. Trautmann erfreuen und konnte besonders mit Prof. Dr. Minde-Pouet, dem Direktor der Deutschen Bücherei in Leipzig, Hand in Hand gehen, dessen weitreichender Blick und gediegene Sachkenntnis der Förderung des Ganzen wesentliche Dienste leisteten. Auch die besondere Unterstützung durch die Berliner Professoren v. Harnack und Roethe half über die ersten Schwierigkeiten hinweg. Sobald die Raumfrage insofern gelöst war, als die Frankfurter Museumsgesellschaft ein stilechtes Biedermeierzimmer für die Kleistbibliothek in entgegenkommender Weise zur Benutzung freigab, und von der Stadt, wohlhabenden Kleistverehrern, vor allem auch von dem Kleistischen Familienverbande ansehnliche Mittel flüssig gemacht waren, konnte an die Ausarbeitung der Satzungen und die Gewinnung von geeigneten Persönlichkeiten für Vorstand und Ausschuß gegangen werden. Die Organisation wurde so gedacht, daß der Vorstand, gebildet aus Gelehrten, Schriftstellern und Künstlern, im wesentlichen die wissenschaftliche Leitung innehabe, während der einheimische geschäftsführende Ausschuß sich mehr den äußeren Angelegenheiten der Gesellschaft zuwende. Ein großer Ausschuß, ohne Unterschied der Partei und des Bekenntnisses zusammengesetzt, sollte ausschließlich Werbezwecken dienen. Wohin man sich auch immer wandte, überall war, von verschwindenden Ausnahmen abgesehen, bereitwillige Zustimmung die Antwort. Rüstig schritt die Entwicklung vorwärts. Die Gründungssitzung Ende Juni 1919 vorzunehmen, verboten Frankfurter Unruhen. Auch die Absicht, den Plan im November bei der Wiederkehr des Todestages von Kleist zu verwirklichen, scheiterte an der Ungunst der politischen Verhältnisse. So kam der 4. März 1920 heran.

Die Gründungssitzung in den Räumen der Preußischen Staatsbibliothek zu Berlin verlief programmäßig. Außer Gelehrten, Schulmännern, Künstlern, Parlamentariern, Vertretern des Handels, der Industrie und der Presse nahmen auch Mitglieder des Kleistischen Familienverbandes daran teil. Nach der Begrüßungsansprache des Frankfurter Oberbürgermeisters und fein durchdachten Ausführungen Prof. Dr. Minde-Pouets über den Gründungsgeist der Kleist-Gesellschaft wie die ihrer zunächst harrenden Aufgaben wurde von dem bisherigen Geschäftsleiter ein Überblick über die Vorarbeiten gegeben. Im Anschluß daran wurden die im Entwurf vorgelegten Satzungen, deren Fassung der fachmännischen Kenntnis des Geh. Reg.-Rats Beer viel verdankt, angenommen und die Vorstandsmitglieder gewählt.

Mit der Gründung der Kleist-Gesellschaft ist nur ein Anfang gemacht, die Taten sollen folgen. Sie will den märkischen modernen Dichter, wenn er auch längst kein Einsamer mehr für Einsame ist, hinaustragen in die empfänglichen Kreise des Volkes, in die Welt des wirkenden Erfolges. Daß ein solches Ziel in unsern Tagen nicht mehr auf rein akademischem Wege zu verwirklichen ist, liegt auf der Hand, und daß es hier erreicht werden wird, dafür bürgt die Zusammensetzung des Vorstandes, die Männern der Kunst, der Wissenschaft, der allgemeinen Lebenspraxis Anteil an der Arbeitsleistung gewährt. Mittel und Männer werden im Lauf der Zeiten wechseln, aber die Durchdringung Deutschlands mit der Kleistischen Ideenwelt bleibt die hehre Aufgabe.

So bezweckt die Gesellschaft, um nur das wichtigste zu nennen, die Erinnerung an den Dichter im Volke lebendig zu erhalten und das Verständnis für sein Werk wie für seine Persönlichkeit auf jede Weise zu fördern, insbesondere auch die mit seinem Namen verknüpfte Literatur- und Geistesgeschichte zu pflegen, namentlich durch Veröffentlichungen, Veranstaltung und Förderung von Vorträgen, Vorlesungen und Theatervorstellungen. Kleist auf der Bühne einheimischer und lebensfähiger zu machen, ist dabei vielleicht die reizvollste Seite. Daneben soll die Kleistbibliothek ausgebaut und allgemeiner Benutzung zugänglich gemacht werden. Für die Forschungen über Kleist, in dessen Leben und Schaffen noch vieles ungeklärt ist, muß ein Sammelplatz geschaffen werden. Die wissenschaftliche Ausgabe der Werke Kleists liegt vor, aber noch fehlt eine allen Anforderungen genügende Kleist-Biographie. Notwendig ist auch eine Kleist-Bibliographie, ein Kleist-Handbuch, ähnlich dem Goethe-Handbuch, eine Übersicht über die Beeinflussungen des Dichters in seinem Werdegang, eine Zusammenfassung der nachwirkenden Auslösungen seiner schaffenden Persönlichkeit. Auch das Bildmaterial über Kleist harrt der Veröffentlichung. In Aussicht genommen ist eine in freier Folge erscheinende Reihe von Kleistschriften, die den Mitgliedern der Gesellschaft ebenso unentgeltlich zugestellt werden sollen wie die übrigen Veröffentlichungen. Auch eine gute wohlfeile Volksausgabe Kleists tut not.

Ein Meer von Arbeit hat die neue Gesellschaft zu durchschwimmen. Weil sie nicht auf Unterhaltung, sondern auf kulturellen Fortschritt zugeschnitten ist, darf sie sich durch den schier trostlosen Wirrwarr der Gegenwart nicht entmutigen lassen. Wie die rauhe Lebensbahn der Entwicklung einer Begabung günstig ist, so muß auch die Kleist-Gesellschaft in den Widerständen, die sie zu überwinden haben wird, ein verheißungsvolles Zeichen sehen. Frankfurt a. d. O. aber, die einstige Universitätsstadt, die sich jetzt zu einer Hauptstadt des Ostens auswachsen soll, wird sich freuen, zur geistigen Kultur Deutschlands wieder ergiebiger als in den letzten hundert Jahren beitragen zu dürfen.

Richard Harlfinger: Markt in Mödling

Martha von Maregund

Novelle von Max Bittrich

Im Botanischen Institut saß Fritz Jansen neben vier andern Arzneikundigen vor dem Professor. Die jungen Leute hatten in den letzten Semestern aus Büchern und im Hörsaal vielerlei Wissen eingefangen.

Nun, in einer der Prüfungsstunden, waren sie wie Öfen; sie sollten ausstrahlen, was sie an geistiger Nahrung zu sich genommen hatten. Wo das Hirn die aufgestapelte Gelehrsamkeit nicht leicht genug herausgeben wollte, da verstand ihr Lehrer nachzuhelfen mit guten Worten, einem bißchen aufmunternder Ironie oder mit saugenden Armbewegungen. Mitunter auch, in den schwierigsten Fällen, indem er den ganzen Oberkörper schwer der Tischplatte näherte, gleichsam als schiebe er zugunsten des Kandidaten ein Hindernis fort, schaffe der rechten Rede freie Bahn.

Hin und wieder, nach klugen Antworten, warf er schmunzelnd ein paar Worte auf ein umfangreiches Dokument.

Er war befriedigt.

Alle waren brave Lerner gewesen, nur verdaut hatten sie verschieden. Er erkannte ihr Bemühen, in die Welt der Moose ebenso einzudringen, wie in die Geheimnisse von Protoplasma und Zelle zu schauen. Von Zellleib und -haut wußten sie verständig zu reden und konnten fließend erzählen von der Wandlung der aus dem gleichen Stück Erde steigenden Nahrung zu Heilsaft oder Gift, Farbe oder Duft. Auch verstanden sie, in fesselnden Vergleichen darzulegen, wie sich in Bau und Leistung der Zelle das Getriebe der großen Welt spiegele: wie alles Hand in Hand schaffe, nähre und wehre und verkehre.

Fritz Jansen hatte die Schlußfrage glücklich beantwortet, und der letzte der fünf Kandidaten verriet bereits seine Einsicht in die Beziehungen des Lichtes zur Pflanze. Die Genossen aber, obwohl sie den Gang der Dinge verfolgten, konnten nicht mehr völlig los von der Wirkung eines starken Lichtes auf ihr Gemüt. Ihr Hirn durchzuckte und durchzuckte der Gedanke: Du hast offenbar bestanden, du bist frei bis auf die letzte, ungefährliche Station; nun wirst du dich wochenlang selig fühlen in voller Ungebundenheit!

Doch auch eine Spur Wehmut mischte sich in den verhaltenen Jubel: alles Irdische war vergänglich. »Sang manches Liedchen zum Vivat; o Akademia!«

Schöne lachende, leider vergangene Zeit! Rosige neben umnebelten Bildern, und doch alle zusammen unvergeßlich wundervoll!

In Jansen lebte die nächste Zeit schon in fester Gestalt. Ein Husch nach Hause und alsbald ein wohliges Schwimmen in Herbstsang und Klang an der Mosel, dem eignen Herzen zu gehorchen und zugleich angeregt durch väterliche Liebe.

Denn in allerhand kleinen rebenumkränzten Moselstädtchen hatte Vater Jansen dereinst das Glas gehoben mit »lockelndem« Wein. Desgleichen sollte nun sein Fritz tun nach den Examensnöten, und der Freigewordene hatte sich daneben einen Huldigungsakt ausgedacht.

Schon vor der Studentenzeit hatte er bewundernd über einem Lehrbuch der Botanik gesessen, viel Begeisterung und sogar die erste Neigung daraus für den Beruf geschöpft. Und immer, auch wenn spätere und gangbarere Werke den gemütvollen alten Kenner der Natur hatten erschlagen wollen, war Jansen zu seinem Doktor Gruber zurückgekehrt als zum unvergeßlichen Freund seiner Jugend. Und dieser verehrte Mann lebte in einem der stillsten Nestchen am burgenreichen Strom, in Maregund. Ein Famulus wollte zu ihm treten und sich bedanken für Stütze und Lehre. —

»So, nun wären wir am Ende, und Sie können einen Augenblick in das Nebenzimmer treten und auf die letzten Zeugnisse warten. Mein Kollege wird gleich zur letzten Station rufen,« sagte der Professor.

Jansen und die Genossen seiner Freude verbeugten sich vor dem Geheimrat, begaben sich in den angrenzenden Raum und beglückwünschten sich — der eine noch ein wenig zappelig, der andre ruhig wie immer: »War er nicht nett?« — »Gott sei Dank, daß er mich nicht schärfer herangenommen hat mit den Moosen!« — »Du warst glänzend!« — »Beinahe gestolpert!«

Da kamen auch die erwarteten Dokumente: Wunsch und Händedruck! Und bereits winkte des Geheimrats Kollege, willens, die junge Welt durch die letzte Pforte zu führen.

Es waren Tage, von Himmelsgold und Wellensilber gewoben, Stunden aus Farbenrausch von Blumen und Früchten und Liederklang geboren, da sich Jansens Plan verwirklichte im Lande der Moselaner, als er an traulichen Ansiedlungen, an Kapellen und Schlössern vorüberglitt oder leicht dahinwanderte an den Schleifen des Stromes, von Koblenz über Cochems Burg, nach Trarbach und über die turmbewehrte Brücke nach Traben, bis ihm von der Decke des Gotteshauses das Laub des Weines winkte, bis er an der geheiligten Stätte das Bibelwort las vom Weinstock und den Reben.

So wohlvorbereitet schritt Jansen in Maregund über die Knistertreppe eines hochgiebeligen schmalen Hauses. Da saß der Doktor Gruber, eingemauert in Büchern, und prüfte den Besucher mit und ohne funkelnde Brille, um plötzlich die Hände des Gastes zu packen und ihn in den Sessel zu drücken.

»So, und nun beichten Sie mir Ihre Pläne, Herr Jansen! Und wieso wurden Sie Apotheker? Sie stammen aus einem Geschäftshaus, und man trifft nicht oft die Neigung, einträgliche Maschinen zu verlassen und sich in die Natur zu vertiefen.«

»Das ist so, wie ich Ihnen in den Briefen andeutete: Ihre Botanik hat schon den Pennäler mit der Leidenschaft geimpft, die ich niemals mehr losgeworden bin, obwohl ich deshalb als Träumer verschrien war, für einen schläfrigen Jungen gehalten wurde.«

»Wie so viele Schüler, die frühzeitig vom eignen Gleis festgehalten wurden,« fügte Gruber hinzu, und Jansen beobachtete, wie das weiß umbuschte Antlitz seines Meisters lebte und bebte und von roten und blauen Adern durchzogen war gleich einer Landkarte. Rillen und Runen erkannte Jansen, die zurückführten zu Quellen der Leidenschaft, das Ergebnis gewaltsamer Umwälzungen sein mochten wie das durchfurchte Gesicht der Mutter Erde. Und aus dem vielfältigen Geäder traten blaue Augen, ruhigen Seen vergleichbar, still und voll Leuchtkraft. Die stillen Augen sagten: Du bist mir willkommen!, während der Mund weiter forschte: »Wie halfen Sie sich über die Verkennung Ihrer Triebe so hinweg, daß Sie bei der Stange bleiben konnten?«

»Sie haben mir geholfen, Herr Doktor Gruber! Sie haben eine eigne Art, dem Leser Ihrer Bücher auch das Kleinste lieb zu machen. Und als ich recht festlag im Bann der ungewohnten Dinge, da lenkten liebe Freunde in der heimatlichen Apotheke das Gefährt weiter. Die erste Begeisterung aber haben Ihre Veröffentlichungen geweckt, und dafür will ich Ihnen immer dankbar sein.«

»Nun, so mögen Sie«, antwortete der umfurchte Mund, »alle erhoffte Befriedigung im Leben finden — in der selbstgewählten Arbeit, und nicht allein in ihr.«

»Das ist ein leiser Zweifel am Beruf?«

»Nicht so! Nur genügt eins allein dem gesunden Menschen selten für die ganze Zeit seines Lebens. Und so kommt mindestens der Drang zu der Lotterie, die das große Los enthält: den Bund mit der geeigneten Tochter des Landes.«

»Dazu bleibt noch reichlich Zeit.«

»Doch wären Sie kein rechtes deutsches Blut, wenn nicht die bewußten Träume schon manchmal in Ihnen wach geworden wären.«

Jansen lächelte.

»Nun sehen Sie: wer so nachdenklich in die Natur schaut wie Sie und wie ich ein langes Leben hindurch getan, wie sollte der sich nicht auch sehnen, das einzige Geschenk in die Arme zu schließen, das ihm die gewollte Ergänzung sei! Sie haben noch viel Zeit zur Wahl, sagen Sie. Darüber seien Sie froh. Wir wissen aus unserm Beruf: schlechte Mischungen zersetzen sich, werden Gift. — Doch wohin geraten wir! Sie schrieben mir von Ihrem Wunsch, meine Sammlungen zu sehen. Wenn Sie mir folgen wollen —?«

Er begann seine nächsten Reichtümer zu zeigen. Da waren Bücher von auserlesenem Wert, kostbare Seltenheiten, doch keins ohne Beziehungen zum inneren Leben des Menschen, zu seiner Tätigkeit, dem Sammeleifer des Botanikers, dem Freund von Dichtung und Musik; in schönen Mappen ruhten zahllose, zur höchsten Vollkommenheit gediehene oder wunderlich gestaltete Blumen und Pflanzen; aus Spiritus guckten kleine Fluß- und Seewunder, farbenprächtig und abenteuerlich; und auch Erde und Luft hatten die weißen Raben der verschiedensten Tiergattungen hergegeben, seltsame und schnurrige Gesellen. Von Raum zu Raum schritt Jansen neben seinem Führer wie durch ein Museum und landete im spitzen Giebel der Apotheke erst, als die Abendsonne Goldsträhnen hindurchzog und die aufgestapelten Schätze von Arzneikräutern und Teebündeln in ihr Licht rückte.

»So,« sagte Gruber, »und jetzt werden Sie den Staub ausatmen und frische Luft schnappen wollen. Laufen Sie hinunter an den Fluß. Die Abendglocken läuten alsbald: Vinum bonum, vinum bonum! Bei ihrem Klang müssen Sie ohne störende Gesellschaft am Ufer sitzen bis zum Sonnenuntergang. Darum gehe ich nicht mit Ihnen. Erst nachher treffen wir uns im Goldenen Becher. Dem Wirt inzwischen meinen Gruß! Er ist mein Schwager und bester Freund zugleich. Bis ich eintreffe, kann er Sie gut unterhalten von Himmel und Erde. Er ist ein Original, der Perseus, wie wir ihn nennen, und man muß ihn bewundern und achten. Am liebsten baute er auf sein Haus ein drehbares Dach wie auf eine Holländer Mühle. Das Fernrohr ist seine alte Liebe, aber die bewegliche Kuppel fehlt ihm noch, von der aus er die ‚unbegreiflich hohen Werke' leichter als jetzt anstaunen könnte, nachdem ihm der beste Stern, seine Frau Wally, erloschen ist. Tagsüber ist er Wirt und Wein- und Getreidehändler, der Sterngucker. Wie gesagt: ein Original, der Perseus! So, nun laufen Sie! Auf Wiedersehen!« —

Leicht schritt Jansen hinunter zur Mosel.

Die Berge lagen noch in Duft und Glanz. Über den gewundenen Strom zogen sich leuchtende Brücken, Blumen dufteten aus den Gärten, während aus Fenstern ferner Siedlungen Flammen in das Tal loderten, Rebhügel und Felsschroffen färbten.

Lange verharrte der junge Wanderer in solcher Herrlichkeit, und wenn ein Lachen aus Mädchenkehlen durch die träumende Dämmerung flog, erstanden die merkwürdigen Worte Doktor Grubers von dem einzigen Geschenk der Natur, das dem Menschen die gewollte Ergänzung sei, zu neuem Leben. Jansen fühlte sich sinken und fliegen, in laue Wellen tauchen, durch unendliche Weiten schweifen und aus vollen Bechern Duft, Ruhm und Seligkeit trinken.

Er kam erst zu sich, als sich ein rascher schmaler Herr näherte.

Der Ankömmling wünschte einen guten Abend und blickte sinnend in die blaue Landschaft.

Wahrscheinlich ein Musiker! dachte Jansen, als er den dürren Herrn mit dem scharfgeschnittenen Gesicht, der schwarzen Mähne und dem etwas schiefen Mund betrachtete. Und da er nun doch aufgerüttelt war, fragte er in guter Laune geradezu drauflos: »Und was macht das Flötenspiel?«

»Flötenspiel — wieso?«

»Lieben Sie nicht die Flöte?«

»Allerdings, Flöte und Violine. Wie sollte ich nicht! Dreißig Jahre in der Musik! Wer reißt sich dann noch los?«

»Keiner, wenn er seine Kunst liebt. Das weiß ich, obwohl ich noch keine dreißig Jahre die Welt unsicher mache.«

»Wer seine Kunst liebt — da haben Sie recht. Sie sind Kollege?«

»Nur Dilettant. Sagen wir: Verehrer der Kunst.«

»Und fremd hier?«

»Heut den ersten Tag in Maregund, und jetzt vor dem Aufbruch zum Goldenen Becher.«

»Saubere Quelle! Wenn Sie länger dort sitzenbleiben, treffen wir uns. Sogar hören können Sie mich, aus besonderem Anlaß. Familiendinge! Wenn Sie mögen, laufen Sie mit mir.«

»Herzlich gern. — Jansen!«

»Ich heiße Acker.«

Sie hatten ein halbes Stündchen zu wandern bis in die Gassen. Acker, recht ein quecksilbrig beweglicher Künstler, wurde um so redseliger, je mehr er das Lob seines Landes vernahm.

»Ja, und der Wirt zum Goldenen Becher«, erzählte er, »der ist ein Original erster Größe. Überhaupt alle Zweige der Familie, möcht' man sagen, sind von besonderem Holz. Zuerst der Josef Rabe, eben der Wirt, auch Perseus genannt. Weiß, wo tausend Sterne stehen, und kann zugleich auf den Eid feststellen, auf welchem Rebstück von hundert Schluck Wein jeder einzelne gewachsen ist. Und bei seiner blitzblanken Tochter, sogenannten Tochter, wollen wir sagen, schmeckt selbst so einer alten Musikantenseele wie mir jeglicher Tropfen doppelt gut.«

»Sogenannten Tochter? Geheimnis?«

»Ah so — jawohl! Die Frau hat er nicht mehr, und die er seine Tochter nennt, gehört dem Einhorn-Apotheker, einem berühmten Naturforscher vor dem Herrn, Sonderling Nummer zwei.«

»Dem Doktor Gruber?«

»Ganz recht! Original von Gottes Gnaden wie sein Schwager Perseus. Lebt wie ein Eremit, Einsiedlerkrebs, Insulaner. Heißt bei uns nur noch Robinson. Merkwürdige Geschichte!«

»Die man nicht hören darf —?«

»Oh, er hat nichts zu fürchten, der Robinson. Können Sie, gerade vor sich im Ort, das dunkle Zwiebeltürmchen wahrnehmen? Darunter atmet die älteste Bewohnerin Maregunds. Zählt über siebzig Jahre, steckt noch hundert jüngere Menschen aus und in den Sack, die Frau Gruber selig Witwe. Der heutige Doktor Gruber, unser lieber Robinson, ist noch nicht lange mit dem Studium fertig gewesen, da lernt er ein Mädchen kennen, fein und würzig wie die jetzige Tochter im Goldenen Becher. Eine Wirtstochter aus Cochem, Schwester der Wirtsfrau vom Goldenen Becher. Der Robinson die Helene erblicken, das ist eins; Feuer fangen und jedem Widerstand die Stirn bieten, ist das nächste. Und das dritte ist heimliche Verlobung. ‚Mutter wird noch ja sagen.' Fehlgeschossen! ‚Du heiratest sie nimmermehr, die nicht! Ein Wirt soll sie nehmen wie ihre Schwester!' — ‚Ich will die Helene oder keine, Mutter!' — ‚So bleibst du ledig.' — ‚Wenn du mich zwingst, gewiß!' — ‚Handelst du anders, so bist du mein Tod. Hüte dich vor den unruhigen Stunden, die für dich kommen würden bis an dein Lebensende! Selig würde es nicht.' So hat sie gesprochen, und dabei ist sie geblieben bis zu diesem Augenblick.«

»Das ist grausam!« bekannte Jansen.

»Nicht wahr: schrecklich! Und die Frau Gruber selig Witwe hat ihr Ja auch nicht gegeben, als ihres Sohnes Töchterlein Martha geboren war, und sitzt jetzt noch nimmermüd' in ihrem Geschäftsstübchen und beobachtet jeden Dienstboten und Angestellten und Kunden wie eine Spinne die gefangenen Mücken. Und ebenso weiß sie genau, was ihr Sohn treibt, obwohl sie ihn seit der Verwünschung vor zwanzig Jahren nicht mehr erblickt hat. Denn sie rührt sich nie aus dem Hause, und er nur selten, nur in der Dunkelheit. Eine ganz kluge Frau sonst — nur über den einen Punkt ist nicht mit ihr zu verhandeln. Wahrscheinlich sei ein Strang ihres Gehirns gerissen oder Mißwachs geworden, meinen die Leute.«

»Und Marthas Mutter?«

»Ist nach der Geburt der Kleinen vor den schlimmen Drohungen der Witwe Gruber bleich geworden wie Schnee und auch bald zergangen wie Schnee an der Sonne. Ihr Kind ist zur Schwester Wally im Goldenen Becher gewandert, die nach wenigen Jahren gleichfalls die Augen geschlossen hat. Und so sitzt jetzt der Robinson mit seinem tapprigen Diener und der krumm gewordenen Haushälterin, noch immer der Versöhnung harrend, als treuer Sohn und ohne seine Tochter bei seinen Büchern und Pflanzen, Tieren und Arzneien. Sein Schwager Perseus aber hockt ihm gegenüber mit dem pikanten Mädchen im Goldenen Becher. Und oben auf der Höhe, unter dem Zwiebeltürmchen, lauert eine Frau im Greisenalter und bleibt dabei: ‚Euch will ich lehren, mir nicht zu gehorchen!' — Früher bin ich mitunter nachts, nach Konzerten und Tanzmusiken, mit Orchesterkollegen vor ihrem Schlößchen gestanden und habe gedacht: Jetzt bezwingen wir die Frau; die Musik hat schon andre Leute weich gemacht! Allein die kranke Stelle ist hart geblieben. — So, und nun auf Wiedersehen nachher! Sie stehen vor dem Ziel.«

Er reichte Jansen freundschaftlich die Rechte. »In einer Stunde etwa bin ich gleichfalls im Becher, samt dem Robinson.«

Jansen trat ein und sah sich in der Stube einer hohen Gestalt mit Wallensteinkopf gegenüber.

Einen Mosel, einen feinen und echten, bestellte er.

»Siebziger oder achtziger? Auch ein sechziger ist da.«

Es dürfe schon ein sechziger sein.

Der Wirt lächelte und bestaunte den Jüngling. »Wenn Sie meinen!«

Er setzte den Saft der Rebe dem Gaste vor, und der wunderte sich, weshalb der Trank nicht in der verstaubten Flasche, sondern offen anlangte.

Er schlürfte und verzog den Mund, denn bei Gott, er meinte schon viel besseren getrunken zu haben, und hatte heut das Auserlesenste erhofft. Derweile ging ein Lachen von des Wirtes Augen aus, ehrlich und spitzfindig fast zu gleicher Zeit, lief über die roten Backen und strahlte über der Nasenspitze aus gleich einem Elmsfeuer. »Echt ist er,« rief er, »goldecht! Aber Sie kennen unsre Marken nicht. Sie sind fremd an der Mosel. Schmeckt er Ihnen nicht?«

Jansen hob den Blick genau so offen und verschmitzt wie sein Gegenüber. Gleich blitzartigen Ausladungen zuckte das Verständnis von Gesicht zu Gesicht. Des Gastwirts tiefe und des Jünglings hohe Stimme verstrickten sich wie die Blicke.

»Ich hatte«, gestand Jansen, »an eine Flasche vom Jahre sechzig gedacht, an etwas Pikfeines.«

»Und haben den billigsten vor sich, einen für sechzig Pfennig. Irren ist menschlich. Sie sind noch nicht lange bei uns —«

»Vor ein paar Stunden an Land gegangen, durch den Doktor Gruber angezogen, der dem Goldenen Becher durch mich einen Gruß schickt.«

»Das verraten Sie mir erst jetzt? Austrinken, und ich will einen besseren bringen und inzwischen noch einige Flaschen kaltstellen zum Hecht, den wir noch essen werden zur Feier des Tages. Wir feiern einen Geburtstag, und Sie werden dabeisein; wäre das nicht Grubers Wille, so hätte er Sie jetzt nicht herübergeschickt. Aber Sie werden vielleicht schon sogleich einen Bissen essen wollen. — Martha!«

Ein Menschenkind in Jugendwärme und Licht trat grüßend in den traulichen Raum.

»Wir haben«, rief ihr der Wirt zu, »noch einen Geburtstagsgast bekommen, Herrn Apotheker Jansen, der Maregund aufgesucht hat als dankbarer Schüler des Doktors Gruber.«

»Ein Verehrer des Vaters?« Aus dem schönen Gesicht strahlte ehrliche Freude. »Vater lebt ganz abgeschlossen. Ihr Besuch wird ihm wohlgetan haben. Vater ist gern mit Männern seines Berufs zusammen.«

Da begann Jansen zu schwärmen. Seine eingefleischte Begeisterung beflügelte die Zunge. Er hob die Gründlichkeit Grubers hervor bei ungewöhnlicher Frische und Faßlichkeit — die Gabe, auch im Leser die Seele anzufeuern, ihn auf jeder Stufe mit neugeborener Erwartung zu erfüllen auf fernere Ausbeute.

Der Erzähler glühte, und auch das Mädchen wurde befeuert, stolz auf den Gelobten, und bewunderte den Besucher, der von Arbeit und Zukunft redete gleich dem in fremdes Land strebenden wagemutigen Eroberer.

Jansen hatte sein Brot gegessen, und der Wirt führte ihn in den Garten des Goldenen Bechers.

Eine kleine Wunderwelt tat sich auf. Vom Hause aus lief ein enger Gang durch das Reich prangender Spätsommerherrlichkeit. Auf schmalem Rasenstreifen zur Linken winkten leuchtende Blüten des Kapuziners; zarte und grellfarbige Georginen beugten sich darüber; weißer und rosaroter Flor drängte sich dazwischen. Rosen schauten über ihn fort, wieder gekrönt von haushohen Sonnenblumen. An der Mauer aber luden fruchtstrotzende Äpfel- und Birnenbüsche zum Zugreifen ein. Und zur Rechten blühten noch Stiefmütterchen, lodernde Geranien und feurige Bohnen und vereinzelt der letzte flammende Mohn. Winden rankten sich durch fremdes Gesträuch, und ihre weißen Blüten lagen gleich Schmetterlingen auf dem Grün. Auch versprühten würzige Küchenkräuter starken Geruch. Und alles war ein reicher, berauschender Rahmen dem Tisch, auf dessen schneeiger Decke das Nachtmahl vorbereitet war.

Bald, während sich Jugend an Jugend entzündete und Auge und Ohr gefangen waren von Farbe und Klang, trat das Alter in den Garten: der Wirt und der Apotheker mit dem Musiker. Und Martha, flink und blink, holte Suppe und Fisch — leicht, bar aller Unruhe — fröhlich mit den drei Maregundern, kameradschaftlich mit dem auftauenden Besucher, denn sie verstanden sich gut.

Kein Wunder, daß ihre Gedanken in die Zukunft und nicht in vergangene Tage gerichtet waren, als sich der Apotheker wie in jedem Jahr bei solcher Gedächtnisfeier an der Tafel erhob, um der über das Grab hinaus verehrten Frau einige liebe Worte nachzurufen.

Nach stummer Pause fragte der Musiker: »Wollen wir?«

Sie wollten.

Im Stübchen, neben dem umkränzten Bild der gefeierten fernen Frau Helene, begann ein seliges Musizieren. Lieder stiegen, wie sie durch die Abendluft streifende junge Mädchen singen; Freude und Sehnsucht wogten in weichen Wellen zum Bild der Entschlafenen, die so an jeglichem Geburtstag die Weisen wieder vernahm, deren Töne einst aus des Mädchens Kehle gequollen waren und wie Rosenketten den Mann gefesselt hatten, der ihr noch im Tode mit seinen beiden Freunden fromm und ergeben huldigte. Und nach den Liedern vermählten sich die Stimmen von Geige, Cello und Flöte oder Klavier in größeren Werken deutscher Meister. Die Geige freute sich, schluchzte und läutete ihre Glocken, das Cello legte die sonoren überlegten Worte seiner Erfahrung dazu, die Flöte ließ huschige Vögel darübersegeln.

Jansen sah bald des einen, bald des andern Blick am Bilde der Toten hängen, gleichsam

als freuten sie sich am Lob der Gehuldigten: Nicht wahr, Frau Helene, das Trio ist uns wiederum trefflich gelungen, wie du es gern vernahmst, so innig und rein! Und deine Lieblingsstelle — ach, wenn meine steifen Finger auch sonst nicht mehr recht mitkönnen: vor deinem Angesicht hüpfen sie noch wie elektrische Hämmerchen über die Saiten! Sei mir gegrüßt, Helene!

So dachten die reifen Gesellen; durch ein aufgewühltes Mädchenherz aber huschte wie der Schein wuchtiger Gewitterentladungen die Ahnung eines dereinstigen Scheidens aus dem wunderlichen Kultus der drei Musiker. Martha fühlte das Gären einer neuen Macht in sich, die Herrin und Nährende zugleich sein, nehmen und geben, losreißen und wieder Wurzeln schenken würde.

Auf den Wogen der Offenbarungen Mozarts und Bachs schwebte Martha empor zu den Höhen, da die Seligkeiten liebender Herzen blühen.

Was wie Schöpfung aus den Saiten stieg, leidenschaftlich gleich Gottesfunken die Finsternis durchbrach, endlich wie die Sonne über Nebelballen herrschte, fand im Spiegel der reinen Mädchenseele seinen Widerschein: Hinaus aus der Enge! Zukunft zu Zukunft! Nicht nur Klausner sein!

Die Instrumente ruhten, und der Abend blieb wie von ihren schönen Äußerungen verklärt — so mild war er. Die Heimchen zirpten in den herbstlichen Gärten und brachten ihr Konzert den strahlend über Berg und Tal stehenden Sternen.

Auf der Anhöhe des Gartens zum Goldenen Becher, die zur Brüstung der Gartenmauer führte, hatte sich neben Jansen und Martha der Herr des Hauses niedergelassen, und sie bewunderten mit dem Alten das helle W der Kassiopeia, das dem Wirt allemal den Namen seiner toten Wally bedeutete. Unter der Tür des Musikzimmers plauderten inzwischen der Musiker und Robinson über geliebte Meister. Aus Blumen, Wein und Kunst stieg ein Rausch feierlich großer Menschenliebe gen Himmel. Doch die beiden Freunde begriffen auch den Überschwang der Jugend und meinten, der irdische Perseus schließe sich besser den Alten an.

»Auf dein Wohl!« rief ihm der Musiker zu und hob den Trank. »Sind wir vergessen?«

»Ich komme schon!« Doch er hatte keine Eile. »Der Mozart winkt!« tuschelte er. »Unser lieber Acker! Er ist ein Original, der Mozart! Unsre Feier ist so ziemlich der einzige Tag im Jahr, an dem er sich in Maregund freiwillig, nicht vom Beruf gezwungen, unter Bekannte mischt und Weinbeißer ist. Er trinkt sonst nicht, und wenn er nicht müßte, äße er auch nicht; darum ist er so quecksilbrig und durchsichtig. Er lebt von seiner Musik. Stellte man ein Licht hinter ihn, so könnte man durchgucken auch ohne Röntgenstrahlen, so dünn ist er, und so sauber und fein wie ein edler Porzellanteller. Aber in seinem Blut sähe man wohl lauter Noten dahinströmen und im Herzen zu Melodien werden. Darum klingt auch alles so nobel, was er spielt. Immer ist Geist dabei. Er geht seinen Weg abseits, und wenn er im Dorf draußen auf einen Schulausflug trifft — er trifft ihn fast immer! —, taut der Mozart auf und spielt den Kindern manch fröhlich Lied und hopst mit den Kindern herum als lustiger Musikante. — Nicht, Mozart? Dein Wohl!« rief Perseus ihm zu und setzte sich in Bewegung. »Wir wollen noch einmal anstoßen. Ich bin schon bei dir.«

Da erhob auch Robinson die Stimme: »Und jetzt wollen wir noch die beste Flasche trinken, die siebenundsechziger.«

Die sei natürlich längst bereitgestellt, entgegnete der Wirt, holte sie und füllte einen hohen Pokal, während Martha mit Jansen herbeikam.

Unter dem gestirnten Himmel, zwischen den Freunden, hob der Apotheker den Pokal und sagte, Helene habe einst daraus getrunken, und sprach Kerners Verse:

»Was ich erschau' in deinem Grund,
Ist nicht Gewöhnlichen zu nennen,
Doch wird mir klar zu dieser Stund',
Wie nichts den Freund vom Freund kann trennen.

Auf diesen Glauben, Glas so hold,
Trink' ich dich aus mit hohem Mute;
Klar spiegelt sich der Sterne Gold,
Pokal, in deinem teuern Blute.

Still geht der Mond das Tal entlang,
Ernst tönt die mitternächt'ge Stunde;
Leer steht das Glas, der heil'ge Klang
Tönt noch in dem kristallnen Grunde.«

Nun tranken auch die andern einen Schluck, und der Apotheker meinte, nachdem ein lieber junger Gast in die Geschichte des Pokals eingeweiht sei, solle er auch die Bedeutung des besonderen Tropfens erfahren. Gleich ver-

haltener Glut, wie ein keusches Liebesgeständnis kam die Beichte über seine Lippen, wie man hier in jedem Jahr eine dieser Flaschen genieße, von denen sonst niemand erfahre, und wie dieser Wein gewachsen sei in dem gleichen Jahr, in dem der Erzähler Marthas Mutter kennengelernt und mit ihr in den Rebbergen alle Lust eines wonnigen Frühlings, eines heißen Sommers und eines gesegneten Herbstes eingesogen habe. »Was wir jetzt aus dem Pokal genießen, ist mit unsrer Liebe gewachsen und reif geworden, hat unsre Worte gehört, frei von Unwahrheit, so wie keine Lüge ist in diesem Wein. In himmlischen Gluten ist er gereift mit uns, und Tränen, die des Laurentius, sind dichter auf ihn gefallen als auf andre Jahrgänge — und auch darin ist er uns ähnlich gewesen. Und wenn er duftet, ist mir, als ob ihr Bild daraus emporsteige. Ich vernehme ihr Lachen und ihren tiefen Schmerz. Helene ist bei mir, und alles Vergangene wacht auf und wird zum andernmal wahr.«

Wieder saß Jansen im Garten des Goldenen Bechers. Er war gekommen, Abschied zu nehmen. Der nächste Morgen sollte ihn von dannen tragen.

Die Hände der jungen Menschen lagen ineinander. Das einsame Licht im Goldenen Becher hatte den verlassenen Wanderer angezogen.

Linde Worte suchten nach Ankergrund, ertasteten ihn in des andern Seele und fühlten sich gebunden. Eine ewige Macht ließ uralte Fragen stammeln und millionenfach offenbarte und jedesmal anders getönte Geständnisse quellen. Und auch das war nicht neu, daß über dem werbenden Manne die Wellen süßen Rausches betäubender zusammenschlugen als über der beglückt lauschenden Umworbenen — daß er ihr sein Leben ganz versprach, zu ihr kommen wollte, um ihr in Treuen zu dienen bis in den Tod, sobald ihm die Bahn nur einigermaßen frei sei. Fliehen wollte er die laute Welt und sich in dem einzigen Maregund oder nahe dabei festsetzen, damit Martha von allem, was sie bisher ins Herz geschlossen, auch zukünftig nichts misse.

Sie hing ihm am Halse, aber dann wanderte sie in sich gekehrt neben ihm her zwischen Blumen und Gesträuch, bis er ihr fragend in das liebe Angesicht blickte und ihre Augen voll und forschend auf sich gerichtet sah.

»Warum redest du nicht mehr, Martha? Quält dich ein Bedenken?«

Sie zauderte noch. »Siehst du Klippen? Wollen wir uns nicht offen alles gestehen?«

»Ja. Aber du wirst vielleicht erschrecken oder doch erstaunt sein —«

»Sprich, Martha!«

Da nahm sie seine Rechte und begann ruhig zu berichten von ihrer Jugend zwischen den beiden stillen Männern und einer vergrämten Lehrerin und von ihren bisherigen Wegen durch ein eng umzäuntes Dasein — Wege, die allesamt wie mit dickem Schnee, mit weichem Samt belegt waren und jeden Schall erstickten. Sie sei, sagte Martha, immer in Windstille gelegen, wie in einem Geheimfach der Welt, eingeschlossen wie in einer Muschelschale. Niemals, beichtete sie, hätten Vater und Onkel eine lange zehrende Sehnsucht in ihr aufkommen lassen nach der Erfüllung eines Wunsches. Überall Sonne und Sterne — und sie selber in solcher hemmungslosen Welt wie eine Feder im luftleeren Raume. Dazu der Aufblick zu einer toten, niemals ernst mahnenden oder gerecht strafenden Mutter! Und weiter lauter schöne Musik, nicht nach Stürmen, sondern abermals nach ewigen Harmonien. Eine Stunde still wie die andre, ein Jahr versonnen gleich dem vergangenen. Und endlich der Ausblick aus einem weichen Mädchenleben in einen ebenso verbauten Sommer und Herbst, in ein ganzes Dasein ohne jeglichen erfrischenden Frühlingssturm. »Ich wandre wie durch lauter himmelhohe heilige hallende Gewölbe und bin gewiß keine Heilige. Auffliegen! Sich durchschlagen — welche Erquickung! Eine Heilige — nein, nein!«

Sie schwieg.

»Verstehe ich recht, Martha?«

»Ja, so bin ich! Manchmal bleibe ich an der Turbine stehen und schaue ihr zu. Bedächtig schiebt sich das Wasser heran; auf einmal bäumt es sich auf, schwingt sich in den Trichter, schiebt den schweren eisernen Widerstand fort und dreht Rad und knirschende Wellen und rüttelt die weite Mühle, um rasch und stolz an Luft und Sonne zu treten. So, denke ich dabei, wirst auch du einst sein müssen: nach dem langen bedächtigen Wandel hinein in den Strudel fester Aufgaben, und nach getanem Werk aufatmen in der Freiheit bis zum letzten Ziel.«

»Das heißt, wenn ich recht verstehe, du willst mich nicht hier haben?«

»Fort will ich!«

»Mit mir fort, Martha? So grenzenlos vertraust du mir?«

Sie nickte ihm zu. »Wenigstens ein paar Jahre nicht im versiegelten Buch liegen! Wie aus der Tiefe in ungesehenes Land quellen möchte ich. Wie andre Menschen die Segel entfalten und losfahren! Meinen Vater, das weißt du, verehre ich wie meine tote Mutter, und weil ich meine Mutter so lieb habe, kann ich ihm nicht böse sein, wenn er noch jetzt auf die Verzeihung der eignen wartet — auch wenn ich ihm nicht in allen Stücken, immerzu, habe zustimmen können. Mein Onkel und unser Mozart sind nicht minder seelensgute Menschen — aber den Hunger nach bewegter Luft kann ich nicht abschütteln. Der bleibt. Kann ich den lieben drei Menschen die Wahrheit auftischen? Würde ich ihnen damit nicht wehe tun? Sie haben mir mein Erdenwallen ein für allemal — wie sagt man? — ausbalanciert. Doch das ist für Sterbliche zuviel. Etwas rebelliert in mir.«

»Und wie denkst du dir die Zukunft, Martha?«

»Wie du sie erraten haben mußt. Verlangen soll mich einer und versprechen: wir beide wollen draußen den Kampf aufnehmen, wollen flottmachen und die Stromfahrt wagen; ich habe keine Angst davor, auch für eine Kameradin nicht; wir wollen anstürmen gegen Hindernisse, bis wir nach ehrlichem Kampf und hoffentlich Sieg in die Stille flüchten werden, um uns der gemeinsamen Erinnerungen zu freuen. Was kann ein Abend und ein Leben ohne solchen Rückblick sein?«

»Martha!«

»Ja, wenn jemand käme mit solchem Verlangen, dem würden auch Vater und Onkel, dem würde das ganze Trio gut sein — und meine gestorbene Mutter. Nach einer kurzen Zeit der Wehmut über mein Scheiden würden auch die drei Männer teilnehmen an dem neuerwachten Glück. Und das Glück würde dauern. Werden nicht Fische ohne jeden frischen Wasserzufluß leicht muffig?«

»Martha, solche Gedanken schlummerten in dir! In dem ruhigen Maregund!«

»Oh,« rief sie eifrig, »es gibt wohl viele Maregunds, und wir Mädchen darin gelten gar zu oft für verschlafen und verstaubt, für Gänschen, die in weißen Falbelröcken zu seiten des Tanzsaals hocken, bewacht von der strumpfstrickenden Mutter, in Kopf und Herz nichts als Sehnsucht nach dem versorgungsberechtigten Versorger. Und doch ist in der Enge neben Staub und Verkrüppelung des Alters reichlich unverbrauchte gärende Kraft aufgespeichert, Verlangen nach lebhaftem Tun, nach der Turbine, Drang nach flotter gemeinsamer Arbeit. Nur fehlt zu oft die Gelegenheit, im Strudel zu kämpfen.«

»Und wenn ich dir die Hand biete?«

»Wenn du mich holen willst, Fritz, dir würde ich folgen. Ich vertraue dir.«

»Wie glücklich du mich machst, Martha, durch das Wort — wie glücklich!«

»Daß ich schon von jetzt an hier für dich leben will, soll dir Ausdauer geben, mir das Plätzchen bei dir zu schaffen. Ein ganz bescheidenes, das wir gemeinsam für uns herrichten wollen.«

»Du Tapfere, Liebe!«

»O wie kann mein Held schmeicheln!«

Noch lange, nachdem er sich verabschiedet hatte, lief Jansen durch die Gassen Maregunds und auf einsamen Pfaden am Fluß. Und weit draußen reckte und streckte er sich in lebendig gewordenem Jugendmut.

»Martha,« rief er sich zu, »du hast recht! Was du sagst, ist ewig wahr, und kein Studieren hat mich darauf gebracht. Ich war blind, nicht daran zu denken, du kluges Mädchen! Du wirst geholt aus Maregund zu meiner Wanderschaft, und wir werden gut miteinander vorwärtsschreiten, ehe uns das Leben in die stille Ecke wirft.«

An ein Mädchen

Du Liebe ...
Jetzt schwingen alle Saiten,
Von jäher Süße schwer.
Jetzt winken alle Weiten,
Sich vor mir auszubreiten
Wie ein beglänztes Meer.

Glück hat aus fernen Räumen
Gehoben sich der Nacht.
Daß ich von allen Bäumen
Mir pflücke was in Träumen
Ich Köstlichstes gedacht.

Elmar Schoene

Friedrich Lißmann: Nordische Frühlingsnacht am Myvatn (Island)

Stirnwand des Tempels, gesehen aus einer Entfernung von 49 m, die Wand des Tempels ist 40 m breit und hoch

Der Tempel des Menschen

Eine Phantasie der Zukunft. Von Dr. Hans Eibl

Mit zwei ein- und vier mehrfarbigen Abbildungen nach den Entwürfen von Hans Eibl

Gleich am ersten Nachmittag unseres Aufenthaltes in der musikberühmten deutschen Weltstadt besuchten wir den Tempel, in dem am folgenden Tage die Feier des 7. Mai stattfinden sollte. Seit vielen Jahren ist dieser Tag, an dem im Jahre 1919 der moralische Triumph der Deutschen begann, der in seiner Auswirkung zu einem völligen Umbau der europäischen Verhältnisse führte, ein deutsches Nationalfest.

Nachdem wir die frühlingsduftenden Auen am Fluß und die Weingärten des Tempelberges durchschritten hatten, gelangten wir zur Tempelstadt. Es ist eine sehr groß angelegte Studienanstalt für alle Wissenschaften und Künste, die zum Wiederaufbau der im Weltkriege gestörten Bildung dienen. Durch einen hohen Torbau traten wir dann auf die Plattform des Berges. Vor und etwas über uns in einer Entfernung von 100 m erhebt sich auf mächtigem Stufenbau der Tempel selbst. Seine gerade nach Süden gerichtete Stirnwand blickt uns an, eine weißglänzende, von fünf Schattenschluchten durchbrochene Steinmasse, 40 m breit und ebenso hoch. Zweimal vier Pfeiler, jeder 2 m breit und 20 m hoch, in zwei Reihen hintereinander und in lichten Abständen von 3 m angeordnet, sind von starken Mauerkörpern flankiert. Darüber legt sich eine ägyptische Hohlkehle. Dieser schlichte Unterbau aus hellem, feinem Kalkstein, durch wenige Ornamentstreifen aus weißem und dunkelgrünem Marmor unregelmäßig belebt, trägt ein steiles Giebeldreieck aus weißem Marmor mit einer Inschrift aus Goethes »Ganymed« in vergoldeter Bronze. Zur Trennung der Wörter, der Sätze, der rhythmischen Glieder sind Ornamente aus hellrotem und dunkelgrünem Marmor eingelassen.

Wir sind lesend herangetreten. Um einen Gesamteindruck zu gewinnen, begeben wir uns rasch nach der sonnenbeschienenen westlichen Seite. Hier erheben sich zwischen noch breiteren Mauerkörpern elf mit der Wand verwachsene Pfeiler, so daß zwölf hohe Nischen entstehen. Die zehn ersten sind von je einem Glasfenster eingenommen, die beiden letzten von je zwei Fenstern übereinander. Jedes dieser großen Fenster beginnt 7 m über der Erde, ist 13 m hoch, durch einen starken Mittelpfeiler in zwei schmale Hälften geteilt und hat

9 m Bildfläche und darüber 4 m Maßwerk. Die Gesamtlänge des Tempels beträgt 82 m. Über dem Gesims der Längsseite läuft eine zweite Bronzeinschrift: Allen Gewalten zum Trotz sich erhalten, nimmer sich beugen, kräftig sich zeigen: rufet die Arme der Götter herbei.

Wir wenden uns zur Ostseite des Tempels und lesen über dem Gesimse einen noch großartigeren Spruch, aus den Upanischaden: Ihr seid unsterblich worden : dranget ein zum Licht : fandet auf die Götter : was kann dir Feindschaft noch schaden : was, o Unsterblicher, der Menschen Tücke! So vorbereitet gelangen wir zurück zu den Stufen des Einganges, steigen hinan und treten unter die Pfeilerhalle. Über uns schweben zwischen den Steinbalken Kassetten in Gestalt von flachen Schalen, goldig grün, hellrot. Dann durchschreiten wir das mittlere der fünf großen Tore und sind im *Inneren* des Tempels.

Dunkel ist es hier, nach der Tageshelle, aus der wir kommen, dunkel und kühl. Unter hohen Bogen, die das Mittelschiff vom Seitenschiff trennen, dringt von links violettes Licht herein. Das Auge gewöhnt sich. Die Kassettendecke, zuerst als eine samtige braune Masse gefühlt, offenbart ein reiches Liniengewebe in Purpur und Gold mit hellen und dunklen Flekken. In der Mitte des Mittelschiffs erhebt sich die große Bronzestatue der Mutter, das Antlitz dem Verklärten in der Apsis zugewendet.

Im Glanze des roten und violetten Lichtes, das vom westlichen Seitenschiff hereinfällt, funkeln geglättete und eingelegte bunte Teile des Bronzekolosses. In der Apsis, die uns durch das Bild der Mutter zum größten Teil verdeckt ist, merken wir eine gewisse Bewegung. Leute hantieren mit Teppichen. Dieser Raum soll wohl für das morgige Fest noch besonders geschmückt werden. Aber wir fügen uns der Absicht des Künstlers, der dem Eintretenden die Geheimnisse des Allerheiligsten zunächst verhüllt hat, und wenden uns deshalb nach wenigen Schritten zur Eingangswand um. Hier beginnt der vielgliedrige *Glasbilderzyklus*, den die öffentliche Meinung nach längeren und anfangs auch durch die nationale Zerklüftung verbitterten Kämpfen als den angemessenen Ausdruck jener Stimmung anerkannt hat, welche die reinsten Geister in den Jahrzehnten nach

Der rasende Dionysos
Glasfenster

dem Kriege erfüllte: bei aller Erschütterung über die tiefe Tragik der menschlichen Schranken ein heldenmütiger Glaube an den Sieg der schöpferischen Kräfte. Auch vorurteilslose Geister der äußerlich siegreichen Gruppe konnten sich damals nicht recht mit dem Gedanken abfinden, daß es dem deutschen Volke vorbehalten sein sollte, das künstlerische Bekenntnis für diesen Glauben zu finden. Bis endlich die unerwarteten deutschen Erfolge in der gerechten Güterverteilung, in der Sicherung der Volksgesundheit und der Höherzüchtung der Rasse es doch klarmachten, daß wieder einmal dem Gekreuzigten der letzte Sieg verblieben war. Die Tempelidee hat damals viel dazu beigetragen, in den Deutschen den Glauben an ihre Sendung neu zu befestigen: sie wurde zu einem leicht faßlichen und die Gemüter bezwingenden künstlerischen Symbol.

Fünf Fenster leuchten aus der Eingangswand, drei davon ins Mittelschiff. Diese drei stellen die Nornen dar: in der Mitte Werdandi, den größeren Teil der Bildfläche einnehmend, aufgefaßt als Mutter, die stehend ihr spielendes Kind in den Armen wiegt und im Glück dieses Augenblickes ganz aufgeht; neben ihr, gegen das rechte Seitenschiff Skuld, die jugendliche Göttin der Zukunft und Sehnsucht, wie sie, von einem grünen Gewand umflattert, mit erhobenen Armen einer goldenen Wolke nacheilt, das Antlitz dem rechten Seitenschiff zugewendet, das uns, die wir zum Eingang zurückblicken, zur Linken liegt. Auf der andern Seite Urdr, die greise Norne der Vergangenheit und Erinnerung, wie sie von dem sich verblutenden Menschensohne träumt.

An diese Bilder schließen sich in den Seitenschiffen, aber noch an der Eingangswand, zwei weitere an, die die großen Zyklen an den Seitenwänden einleiten: das Dornenfenster — es zeigt, wie die Menschen in den dunkelblauen Dornen des Todes hängen — und das Rosenfenster, in welchem glückliche Menschenseelen, von Eros und Psyche geführt, aus großen Rosen zu neuem Leben aufsteigen.

Wir wenden uns zum linken Seitenschiff, das die zehn Bilder von Urdrs Todesträumen enthält. Wie aber soll man sie beschreiben, zumal wenn sie vom Lichte der Nachmittagssonne durchglüht sind? Eine

Urania Aphrodite
Glasfenster

Flut von leuchtenden Farben strömt auf uns ein und blendet die Augen; ein Wirbel von Gestalten zieht an uns vorüber, manche bis zu einer Höhe von 8 m ausgedehnt, manche unter das Menschenmaß zusammengedrängt; meist aber sind auf einem Bilde Gestalten aller Größen übereinandergetürmt. Denn schon nach den ersten Bildern offenbart sich der Grundsatz der Komposition, daß ohne Rücksicht auf die Perspektive den Gestalten nur nach ihrer Wichtigkeit für die Handlung ihr Maß zuerkannt wird. Aus unheimlich triumphierenden, gierigen und grausamen, leidenden und entsetzten Augen und Leibern blicken uns die zerstörenden Leidenschaften hundertfältig an, und doch dröhnt durch dieses Wirrwarr von Linien und Farben ein fester Rhythmus, erzielt durch den Wechsel der starken Pfeiler, die ein Bild vom andern trennen, und der schmäleren, die jedes Bild in der Mitte teilen, dann durch den Wechsel von chaotischen Kompositionen, die aus vielen mäßig großen Figuren zusammengesetzt sind, und solchen, in denen wenige oder nur eine Riesenfigur die Bildfläche beherrscht und das Gewimmel der übrigen als ornamentale Masse herumgruppiert ist, Raumlücken füllend, Bewegungsrichtungen verstärkend. So sehen wir gleich auf dem ersten Bilde fast die ganze Fläche von einem greisen Riesen eingenommen, dem Erdgeist. Kleinere Wesen umdrängen ihn: der Gralsengel mit grüner Tiara, die schöne grünhaarige Liebesgöttin Urania, der Feuergott Zeus mit rotem Haar und Bart, das Gewimmel der Menschen, zu unterst der schwarze Sohn mit dem Golddrachen Fafner, Pläne ersinnend zur Störung der Schöpfung. Da schaut der Erdgeist mit weit aufgerissenen Augen die Zukunft in einer roten Wolke: den Brudermord des Kain und die Kreuzigung des Gerechten. Er wirft das Haupt zurück und erstarrt vor Entsetzen. Das zweite Bild zeigt drei Hauptgruppen: oben den Brudermord, darunter den schwarzen Sohn, stark angewachsen, den Körper von schwarzen Strahlen umgeben, wie er mit gebietender Hand Schergen aussendet zur Knechtung der Menschen, und zu unterst zwei Gefangene im Turm zu Babel. Das Chaos steigert sich im dritten Bilde, das den Turm zu Babel darstellt. Aus dem Gewirr von Gestalten erkennt man allmählich mißbrauchte Frauen, Menschen von Maschinen zerstampft und gerädert, den grünen Golddrachen Fafner und zu unterst Goldgräber, die verschüttet werden. Die Maßwerke begleiten wie Leitmotive die Haupthandlung. Jeder Gott hat sein Wappen, der Erdgeist eine Pyramide aus aufquellender Lava, der schwarze Sohn einen dunklen Dreizack, aus dem Blut fließt.

Im nächsten Bilde sehen wir oben, wie durch die Leiden der Menschen der Gral dunkel wird und der Engel der Güte sich an Zeus um Abhilfe wendet. Aber von Zerstörungswut ergriffen, sendet der Gott den Weltbrand über die Erde. Er ist ins Ungeheure gewachsen. Den Rücken gekrümmt, vorgebeugt, mit den Füßen stampfend, reißt er aus dem Feuermeer über seinem roten Haupt große Fetzen und schüttet sie mit beiden Händen hinab auf die Werke der Menschen. Unten heulen ihm Brände entgegen, und die Menschen, winzige Schattenstriche auf grünem Grund, hüpfen davon. Aber einmal im Zerstören, läßt der Feuergott nicht nach. Im fünften Bilde sendet er Hunger, Seuche und Tod über die Erde. Oben im Blauen klagen gütige Engel. Der grüne Tod auf grünem Klepper mäht mit blauer Sense die kleinen Menschen nieder, die in lächerlicher Hast, Heuschrecken ähnlich, vergeblich zu entspringen trachten. Von einem Blutmeer, welches das ganze untere Drittel des Bildes einnimmt, hebt sich diese Gruppe ab. Und es stampft der vierte Reiter, der Kriegsgott, ein gepanzerter Riese mit den Zügen des schwarzen Sohnes auf ungeheurem schwarzem Pferd, im sechsten Bilde herein über ein braungrünes Blachfeld, zum Mord aufreizend. Im unteren Drittel die brudermörderische Schlacht der Asen und Wanen auf dem Brawallafelde, braune nackte Männer mit blauen und grünen Waffen auf blutigrotem Grund. Diese beiden Bilder sind die Mitte des Zyklus. Vom Blutmeer in ihrem unteren Drittel war der rote Glanz ausgegangen, den wir vom Eingang aus an der linken Seite der Bronzestatue bemerkt hatten.

Das siebente Bild unterbricht den blutigen Schrecken durch eine erquickende Episode in strahlendem Grün. Die gütigsten Menschen träumen auf dem waldigen Anachoretenberg vom Reich der Güte; die vier repräsentativen Gestalten — ein Mönch in violetter Kutte, ein im Traume lächelnder Dichter, eine verzückte Seherin und der Sänger Orpheus in goldgelbem Gewande — sind ungefähr gleich groß. Oben schwebt der Gralsengel vorüber.

Zu Füßen des Sängers spielen Löwe, Rind und Lamm. Er singt die neunte Symphonie; ein Fels trägt die von Noten begleitete Inschrift: Seid umschlungen, Millionen! Diesen Kuß der ganzen Welt. Aber Dionysos, aus Verzweiflung wahnsinnig geworden, stürmt mit Narren und Mänaden herein. Seine Gestalt ist sieben Meter hoch, eine große zerfetzte rote Aureole umflattert ihn. Dunkelblaue Lippen umrahmen seine purpurne Mundhöhle. Und die Wahnsinnigen, von Dionysos angetrieben, überfallen den Berg der Anachoreten, kreuzigen die Propheten und zerreißen den Orpheus. Dieses Bild, das neunte in der Reihe, ist beherrscht von dem mächtigen roten und braunen Leib eines Heiligen, der in einem herrlichen grünen Waldhintergrund hängt, und von dem blauen und roten Leichnam des Orpheus. Das schöne Motiv des Gralsengels über dem siebenten Bilde, eine vielzackige Tiara, zerfällt im achten und neunten Bilde und wird von der Distel der Qual durchstrichen. Da empört sich Prometheus gegen die Weltordnung des Zeus und wird an Felsen des Kaukasus angeschmiedet; die holden Meertöchter beklagen ihn. Dies der Inhalt des zehnten Bildes. Im Maßwerk sieht man die Flamme des Zeus und die Distel der Qual, darunter den Gralsengel weinend über der schwarzgewordenen Schale.

Mit steigender Spannung haben wir die geschilderten Vorgänge des Mythos verfolgt, und rasch begeben wir uns zur Eingangswand zurück, an der Göttin Skuld und dem Rosenfenster vorbei zu den Bildern des rechten Seitenschiffes. Sie erscheinen uns ruhiger. Die besänftigende Wirkung erklärt sich vor allem daraus, daß fast alle nach oben in reichliches Violett und Blau ausklingen; erhöht wird sie aber noch durch die Tageszeit; denn die Bilder der Ostwand liegen am Nachmittag im Schatten. Urania über den Wolken weiß bisher nichts von dem Greuel auf Erden. Charitinnen umtanzen sie in rosenrotem Gewölk. Da naht ein rotgeflügelter Bote vom Engel der Güte und meldet der Göttin, was auf Erden geschieht. Unten sieht man apokalyptische Reiter hereinstürmen und noch tiefer auf blutigem Hintergrund grünliche Leichen. Darauf zerreißt Urania die Wolken und beugt sich kniend vorwärts. Die unnatürlich aufgerissenen roten Augen, der geöffnete Mund, die wehenden grünen Haare verraten ihr Grauen. Unten setzt sich das Totenreich in gleicher Höhe fort, darüber hängen die Gekreuzigten und Prometheus in eisernen Klam-

Blick ins Mittelschiff des Tempels von dem mittleren Eingangstor aus

mern. Und Urania hilft. Als schwangere Frau erscheint sie den Frauen auf dem Frühlingsberge und fordert sie auf, am Leben nicht zu verzweifeln. Unter der roten Wolke, die den Frauen das Totenreich verdeckt, entsühnt Apollon durch Tränen und heiliges Wasser das Blutfeld; Diakonengel assistieren. — Dann beugt sich Asklepios, als Angehöriger Uranias durch die grünen Haare gekennzeichnet, aus purpurnen Himmelshöhen nieder und rettet und heilt Verwundete und Kranke. Das Feld der Toten ist grün geworden, Blumen sprießen ... Dies sind die vier Bilder vom Wirken der Liebesgöttin; das Leben des Leibes ist gesichert.

Die nun folgenden beiden Mittelbilder des rechten Zyklus, in Farbe und Bewegungsrhythmus eng verbunden, stellen den Aufstieg zu neuem geistigem Leben dar. Helios und Bakchos bringen den Menschen das Entzücken der Erkenntnis und den Enthusiasmus der künstlerischen Schau. Der Gralsengel erwählt die Gottesbraut, und das neugeborene Gotteskind wird verehrt. Die Gottesbraut und das himmlische Kind sind Verkörperungen der empfänglichen Menschenseele und der keimenden Menschenliebe.

Helios
Glasfenster

Die beiden nächsten Bilder erzählen in starker Steigerung vom Wirken des Gottessohnes. Er ist herangewachsen, thront auf dem Weltberg, und geradeaus ins Ewige schauend, predigt er vom Gottesreich. Die Ablehnung ist verkörpert im schwarzen Sohn. Die ganze linke Hälfte des Bildes und den oberen Teil der rechten nimmt der aufschwebende und flehende Heiland ein. Gedacht ist an das hohepriesterliche Gebet »Ich flehe zu dir, Vater, daß alle eins seien«, so daß dieses Bild zu einem Denkmal des Matthäus- und Johannesevangeliums geworden ist. Aber der schwarze Ritter hat Anhang gesammelt und bedrängt die Gottesfreunde. Da erhebt sich die Gottesbraut, diesmal die verkörperte Forderung aus der Apokalypse: Wie lange noch, o Herr? Wie lange? Und siehe, auf roten Wolken fährt der himmlische Held heran mit wehenden Haaren und Gewändern, so ungeheuer groß, daß er, obwohl zusammengekrümmt, nur zur Hälfte auf der Bildfläche Platz findet. Aus dem gesenkten Haupte blitzen die Augen, die Linke zieht den Schild des schwarzen Ritters ters weg, die Rechte erhebt das dunkelblaue Richtschwert, das durch

das ganze Maßwerk reicht, und der Gralsengel zeigt in eiliger Bewegung die durch ein Wunder weiß gewordene Schale. Im neunten Bild begräbt der Erdgeist, ernst, gebeugt und traurig, den schwarzen Ritter. Im Maßwerk wird noch einmal der Lavaquell sichtbar und darunter das purpurne Weltdach, aus dem rote Sterne wie blutige Tränen in den dunkelblauen Weltgrund fallen. Im zehnten Bild die Morgenröte des neuen Welttages. Hoch oben glüht der Himmel, hellgrün und hellblau hebt sich die Gottesstadt davon ab. Der Erlöserheld, durch die Königskrone als Fürst des neuen Weltalters gekennzeichnet, zieht die Menschen aus dunklen Schluchten hinauf, die Gottesbraut voran ...

Wie wir nun die gerade sichtbaren Bilder mit einem raschen Blick überfliegen, scheint es uns, als zögen draußen, jenseits des Tempels, die übermenschlichen Mächte vorbei, uns aber wären durch schmale Schlitze im Mauerwerk nur fragmentarische Durchblicke gegönnt. Wir wenden uns der Mutter zu, die uns entgegenblickt. Welcher Kontrast! Diese starre Ruhe! Aber langsam enthüllt sich uns ihr Leben. Inmitten dieses Friedhofes saß sie, gebeugt von Gram. Da reißt sie eine Vision zurück: sie schaut jenseits der Gräber den verklärten Menschen. Diesen Augenblick, wo ihr Antlitz noch starr ist, weil der neue Eindruck noch nicht den Schmerz durch Freude verdrängt, sondern erst durch Erschrecken gemildert hat, ist vom Künstler festgehalten. Der Jüngling erinnert in der Haltung an den Adoranten, nur daß er nicht schreitet, sondern schwebt und die Arme an den Brustkorb zieht. Das Glasbild im Hintergrund, obwohl in sich geschlossen, nimmt doch auf die Geste des Verklärten Rücksicht. Oben beugt sich die Göttin der Gnade aus roten Wolken herab und gießt über die Menschen Segen aus. — —

Diesen Tempel habe ich in erhabener Gebirgseinsamkeit während meines Felddienstes an der südtiroler Front entworfen und im letzten Kriegsjahre während meines Kaderdienstes in der ungarischen Pußta bis ins einzelne gezeichnet. Er war vor dem Zusammenbruch abgeschlossen und ist durch ihn nicht geändert worden. Teile der Glasbilder sind zur Probe ausgeführt worden und um Weihnachten 1919 in der Wiener Sezession zum erstenmal ausgestellt gewesen.

Das Gotteskind
Glasfenster

Friedrich Lißmann: Nonnenenten

Nordland und seine Vogelwelt

Friedrich Lißmanns Lebenswerk

Von Prof. Dr. Ludwig Heck

Von Kindesbeinen an habe ich an der Tierkunst fast ebensoviel Liebhaberei gehabt wie an den Tieren selber, und die Tierbilder aus den alten Jahrgängen unsrer Familienzeitschriften weiß ich heute als Sechziger noch auswendig. Sie und die zugehörigen Aufsätze von Brehm u. a. sind nicht zum wenigsten daran schuld, daß ich Tiergärtner geworden bin. Da empfinde ich es fast wie eine Beschämung, daß ich jetzt erst durch die Lißmann-Mappen* etwas mehr von dem Lebenswerk dieses eigenartigen, um nicht zu sagen einzigartigen Künstlers erfahren habe, nachdem er selber bei Ypern längst gefallen ist. Auch einer von den Fällen, wo ich mir sage, daß die Wehrpflicht, diese große Mannespflicht unsrer ruhmvollen Vergangenheit, doch so manche Lücke in unser geistiges Deutschland gerissen hat, die nur schwer wieder auszufüllen ist. So leicht und so schnell wird sich keiner wieder finden, der sich so ganz und gar in dieses abgelegene Kunstgebiet versenkt, daß ihm das Schaffen auf diesem Gebiete zur Leidenschaft wird, die sein Leben völlig beherrscht. Nur so aber, erst beherrscht von seinem Gegenstand, wird der Künstler dann seinerseits zum Herrscher über diesen. Das hat sich mir immer bewahrheitet bei näherem Zusehen, wenn mir das Schaffen eines Künstlers uneingeschränkte Hochachtung abnötigte und uneingeschränkte Freude bereitete, und ganz besonders in der Tierkunst. Da gilt vielleicht am allermeisten die alte Lebenswahrheit, daß kein Meister vom Himmel fällt.

So auch für Friedrich Lißmann. Schon als Kind, erzählt eine nahe Freundin, die ein ergreifendes Lebensbild von ihm entworfen hat, dachte er, mitten im rein musikalischen Kreise der Seinen, einer Hamburger Sängerfamilie, nur ans Zeichnen, und gar bald waren es schon die Vögel, auf die er ganz versessen war. Im wahrsten Sinne des Wortes. Von seiner Mutter wissen wir, »daß der Junge, vom Spiel hereingekommen, noch mit einem Arm im Mantel steckend, schon am Tische hockte, um Vögel zu zeichnen«. Als Schüler der Karlsruher Kunstakademie wohnt er draußen in Leopoldshafen, jedenfalls um dem Wasservogelleben näher zu sein, das wohl schon früh der Hauptinhalt seines künstlerischen Strebens wurde.

* Friedrich Lißmann. Eine Sammlung seiner Werke (6 Mappen mit je 12 Blättern nach Gemälden und Zeichnungen des Künstlers, in Kupferdruck ausgeführt; Hanseatischer Kunstverlag, Hamburg 36, Holstenplatz 2; Preis des ganzen Werkes 150 ℳ). Vgl. auch »Von Kunst und Künstlern«, S. 436.

Aber auch im Hamburger Zoologischen Garten muß er fleißig gearbeitet haben; das beweist die prächtige Entenstudie, die diesen Zeilen voransteht. Es sind Witwen- oder Nonnenenten, so genannt von der schwarzen Kapuzenzeichnung auf dem weißen Kopfe, und zugehörig zur Gattung der Baumenten, die aber ihren Namen nur mit Einschränkung verdienen, weil sie kaum mehr auf Bäumen leben und nisten als andre Enten. Dagegen unterscheiden sie sich von diesen sehr auffällig durch Gestalt und Haltung, und das ist es wiederum, was uns Lißmann so treffsicher vor Augen führt. Er hat seine Studie offenbar frisch vor der Natur in einem Zuge heruntergemalt und dabei den Vorgang festgehalten, wie die geruhlich auf einem Beine in den Tag hineindösenden Vögel durch irgend etwas, vielleicht die Annäherung des Wärters, in lebhaftere Erregung versetzt werden. Da zeigen sie gleich, wie sie sind und sich tragen: viel hochbeiniger, schlanker und langhalsiger und viel höher aufgerichtet als gewöhnliche Wildenten. In ihrer geographischen Verbreitung sind die Baumenten dadurch merkwürdig, daß genau dieselben Arten in der Alten wie in der Neuen Welt vorkommen, und zwar in den Tropen, nicht etwa im Norden: eine schwer erklärliche Tatsache.

Am Strande gehen Lißmanns Studien weiter, in Otterndorf an der Niederelbe, auf Hiddensee, dieser berühmten Vogelinsel bei Rügen, und jetzt kommt unser Künstler offenbar erst in sein richtiges Fahrwasser. Aber was setzt er auch daran, um auf selbstbegrenztem Gebiete die Grenzen seiner Leistungsfähigkeit immer weiter, immer höher zu stecken! »Sandfarben gekleidet«, so berichtet seine Freundin aus dem Miterleben heraus, »duckt er sich in den ungemütlichsten Stellungen in Erdsenkungen, um ein Vogelfamilienleben zu erspähen. Bäuchlings oder rücklings liegend wird mühevoll skizziert. Zur Winterzeit hockt er im Schneehemd stundenlang regungslos zwischen aufgestapelten Eisschollen am Flußufer oder verbirgt sich hinter Schneehügeln. Keine Strapaze, keine Entbehrung schreckt ihn. Nicht hundert-, nein vielhundertmal wird ein einziges Flügelbreiten, eine einzige Kopfwendung gezeichnet. Jedes Vogelskelett, das er findet, wird als wertvoller Schatz nach Hause getragen und präpariert. Neben der Ornithologie beginnt er Botanik zu treiben; denn genaueste Kenntnis der Landschaft, in der das Getier lebt, ist seiner Wahrheitstreue Notwendigkeit. Neue Freuden erschließt ihm das Studium von Pflanzen und Gestein. Und die Beherrschung des Stofflichen wird ihm auf diese Art fast spielend Selbstverständlichkeit.« Wir können hinzufügen: die erste Wendung im Aufstieg des Künstlers vom Beherrschten zum Herrscher seines Schaffensgebietes.

Die Früchte genießen wir und die nach uns mit Freuden. Man sehe nur mit offenen Augen den »Frühlingstag am Watt« an: die Kiebitze, Austernfischer und Seeschwalben, die sich mit Vorliebe in diesem flachen Meeresteil zwischen Inseln und Festland tummeln, weil er ihrem Nahrungserwerb am ergiebigsten ist! Wie ist da

Friedrich Lißmann: Frühlingstag am Watt

Friedrich Lißmann: Kampfläufer und Sandregenpfeifer

das zierliche, niedliche Wesen der Kiebitze wiedergegeben und die aufgerichtete Haltung, die sie immer beim Stillstehen nach einer Anzahl eilfertiger Trippelschritte einnehmen! Dem Unkundigen erscheinen sie dadurch kokett, während sie dem Kundigen verraten, daß sie zu den Regenpfeifern gehören; denn die machen es geradeso. Wie meisterlich stellt aber Lißmann erst den Flug des Kiebitzes dar, das Gaukeln und Schaukeln dieses scheinbar so ziel- und planlosen Luftbummlers, gegen die exakte Luftarbeit eines Trupps wirklich vorwärtsstrebender Seeschwalben und das schleudernde Dahinsausen der schwarzweißen, auch zu den Regenpfeifern gehörenden Austernfischer! Da wird jeder gekennzeichnet, wie er ist und wie er fliegt. Haarscharf. Der Kiebitz mit seinen hohlen, runden Schaukelflügeln; die Seeschwalbe, diese kleinere, schlankere Verwandte der Möwe, mit ihren noch längeren und schmäleren, hartbefiederten Schwingen und ihrem Scherenschwanze; der orangeschnäblige Austernfischer mit seinen kürzeren Propellern, die ihn oft fast überpurzelnd vorwärtstreiben. Und alle diese Vögel Lißmanns sind nicht nur mit ausgebreiteten Flügeln in die Luft gemalt: sie fliegen wirklich. Wenn ich diese Bilder lange ansehe, packt mich immer ein Gefühl, als ob ich mitgerissen würde, und das darf ich doch wohl als einen Beweis allerstärkster Darstellungskraft des Künstlers deuten auf diesem Gebiete, das zeichnerisch gewiß eins der schwierigsten ist, die es überhaupt gibt. Um solches leisten, so den Beschauer packen zu können, muß man, beobachtungsfähiger Forscher und schöpferischer Künstler zugleich, mit und unter den Vögeln gelebt haben, wie das Lißmann tatsächlich getan hat.

Das beweisen uns unmittelbar, wenn wir es nicht aus der Lebensbeschreibung wüßten, solche Nahbilder wie »Kampfläufer und Sandregenpfeifer«. Was im Wasservogelleben »einfallen« heißt, das kann man da lernen. Die beiden winzigen Regenpfeiferchen sind Nebensache, dienen mit ihrer netten Schwarzweißzeichnung nur als malerische Aufmunterung der öden Sumpfgrasfläche. Hauptsache ist das sich entrollende Lebensbild des Kampfläufers, des absonderlichsten Vertreters der Gruppe der Wasserläufer, auch Kampfschnepfe genannt, obwohl nicht zu den eigentlichen Schnepfen gehörig. Leicht und sicher kommen die putzigen Gesellen durch die Luft dahergesegelt, und elegant verstehen sie an der Einfallstelle zu bremsen, augenblicksweise, wie aufgehängt, ohne Flügelschlag schwebend. Das Weibchen sofort kenntlich an dem glatten, unscheinbar graugesprenkelten Gefieder, die Männchen an der Kampfzier ihres Hochzeitskleides, dem großen, breiten Federkragen, der bei jedem einzelnen wie-

Friedrich Lißmann: Großer Flug von Strandvögeln

der anders gefärbt ist, ebenso wie die übrige Körperbefiederung. Von den Männchen des Kampfläufers sehen im Hochzeitskleide keine zwei Stück ganz gleich aus; namentlich die »Turnierrüstung« sozusagen, der breite, aufstellbare Federschild um Hals und Brust, kann ebensowohl gleichmäßig durchgesprenkelt wie in der Hauptsache weiß oder auch eintönig dunkel sein. Ein in der Vogelwelt, abgesehen von den Haustieren, ganz einzig dastehender Fall! Dazu die fortwährenden Zweikämpfe, in die die Männchen während der Paarungszeit im Frühjahr ganz verbohrt und verbiestert sind. Sie können sich zwar mit ihren weichen, biegsamen Schnäbeln kaum was Ernstliches antun, stoßen meist durch den vorgespreizten Federschild in die Luft; aber kleine knollige Auswüchse an der »Turnierlanze« so manches wackeren Kämpen zeigen doch, daß es gelegentlich auch einen kleinen Knacks absetzt. Dabei hat die Kämpferei eigentlich gar keinen Zweck; denn Weibchen lassen sich auf dem Kampfplatz nur selten blicken, und mit der Paarung hat das ganze überspannte Getue allem Anschein nach kaum etwas zu tun. Aber gekämpft wird mit einer Hingabe, Inbrunst und Ausdauer um nichts, daß der Kampfläufer wie ein Ritter Don Quijote unter den Vögeln erscheint. Man hat den Eindruck, als ob hier eine ursprünglich zweckvolle Betätigung zu völlig zweckloser Übertreibung ausgeartet, zu einer Form ohne Inhalt erstarrt wäre. Tatsächlich löst aber der Anblick eines zweiten Männchens die gespreizten Kampfstellungen und nickenden Kampfbewegungen mit solcher maschinenmäßigen Zwangsläufigkeit aus, daß die schnurrigen Kämpen, die natürlich auf dem Kampfplatz leicht mit Schlingen zu fangen sind, auch in der Gefangenschaft, kaum aus dem Versandkorb befreit, sofort ihr törichtes Spiel wieder beginnen.

Das ganz entgegengesetzte Bild verträglichster Einigkeit unter verschiedenen Arten bietet dagegen solch »Großer Flug von Strandvögeln«, wie ihn uns Lißmann auf einem weiteren Bilde vorführt. Und wie vorführt! Das ist so ein Bild, wo man sich mitgerissen fühlt durch die Luft mit den eleganten Fliegern. Und wie sie alle fliegen, wie sie wenden, niedergehen und einfallen in das flache, zur Ebbe trocken liegende Wattenmeer, im Hintergrunde die hellen Sanddünen unter dem grauwolkigen Nordseehimmel, von dem die verschiedenen Flugbilder und Körperumrisse der verschiedenen Glieder des Trupps sich ebenso bezeichnend abheben, wie sie doch wieder, weich hineingestimmt, drinsitzen! Die Mehrzahl sind Limosen oder Pfuhlschnepfen mit den etwas nach oben gekrümmten Schnäbeln, von denen einige auch schon unten stehen; sie haben

wohl wie Lockvögel auf die oben vorüberziehenden gewirkt. Diese Pfuhlschnepfen würde man vielleicht besser Ufer- oder Seeschnepfen nennen, um Verwechslungen mit den eigentlichen Schnepfen des Binnenlandes vorzubeugen, zu denen sie nur im weiteren Sinne als besondere Gattung gehören. Den säbelförmig nach oben gekrümmten Schnabel, der zu tastendem Suchen im Schlamm von vornherein sehr geeignet erscheinen muß, besitzt noch ausgeprägter der danach benannte Säbelschnäbler, dessen schwarzweißes Flugbild als Einzelgestalt in dem großen Schwarm alsbald herausspringt. Nach den beiden Goldregenpfeifern, die weiter vorn mitfliegen, muß man schon genauer hinsehen; doch macht sie die schwarze Unterseite kenntlich im Gegensatz zu dem gelbgetupften Rückengefieder, von dem sie ihren Namen haben. Die Nachhut bilden fünf Sand- oder Halsbandregenpfeifer mit ihrer schwarzen Kopfzeichnung und dem schwarzen Halsband in der Kropfgegend. Solche Flüge verschiedener kleinerer Strandvögel scharen sich außerhalb der Brutzeit gern zusammen und treiben sich auf der Nahrungssuche an der Küste gemeinsam umher, in ihrem munteren, geschäftigen Leben und Treiben dabei einen äußerst anziehenden und fesselnden Anblick gewährend. Jeder Nordseebadegast kennt sie, und mir erschienen sie die wenigen Male, daß ich überhaupt an der See war, als das Schönste vom ganzen Strandleben — abgesehen früher von meinen Kindern, später von meinen Enkeln. Weniger bekannt wird sein, daß die meisten dieser Vögel in weit entfernten Gegenden brüten, also an unsrer Nordsee auch nur sozusagen »auf der Reise« sind.

Vor allen der G o l d r e g e n p f e i f e r (Abbildung S. 412) ist so ein Nordlandvogel, der zur Brutzeit, wenn er paarweise lebt, nur in den sumpfigen, moorigen Einöden des hohen Nordens Europas und Asiens zu finden ist, in Deutschland kaum einmal brütet. So hat ja auch unser Künstler ein Pärchen in der Einsamkeit auf blumigem Hochmoore Islands dargestellt, im Hintergrund die von ewigem Schnee bedeckten Berge. Die große tote Natur und der kleine lebende Vogel: ein wirkungsvoller Gegensatz! Der Säbelschnäbler dagegen ist von Natur und Rechts wegen Brutvogel auch bei uns, überhaupt an den nord- und westeuropäischen Küsten; nur ist er leider von den meisten seiner früheren Brutplätze heute verschwunden, in England ganz und gar, und auch in Deutschland sind die letzten schwachen Brutkolonien Gegenstand fortwährender Fürsorge nicht nur, sondern auch ernster Sorge der Vogel- und

Friedrich Lißmann: Kranichrast in den Dünen

Friedrich Lißmann: Singschwäne auf dem Myvatn (Mückensee), Island

Naturschutzvereine. Ähnlich steht es mit dem Halsbandregenpfeifer. Ein Glück für alle diese Vögel, daß ihr Hauptbrutgebiet die menschenleeren, abgelegenen Gegenden Nordeuropas und -asiens sind! In unsern überbevölkerten und überbebauten Ländern bleibt ihnen ohne besonderen Schutz doch keine ruhige Stelle mehr, wo sie ungestört ihre Jungen ausbrüten und aufziehen können. Die Limosen sind dadurch besser daran, daß sie sich zum Brüten nicht auf die Küstengebiete beschränken, sondern die eine auch in unsern Breiten brütende Art tief im Binnenlande, z. B. in Polen, auf Moorwiesen und unzugänglichen Sümpfen nistet; die andre Art ist überhaupt ein Nordlandvogel.

Ungefähr zum »Naturdenkmal« geworden, d. h. nur noch sehr vereinzelt und an wenigen Orten zu finden ist dagegen heutzutage bei uns der Kranich. Und doch war er einst der regelmäßige Wächter und Herrscher auf dem altdeutschen Geflügelhofe. Wo soll aber auch ein so großer Vogel, der zudem noch über weite, unbegangene Brachflächen verfügen möchte, unter unsern modernen forst- und landwirtschaftlichen Verhältnissen noch eine ihm einigermaßen behagende Zuflucht finden! Ich freue mich, daß ich vor Jahren beim Ostseebade Cranz im Spätsommer noch ein Paar der wunderschönen, stolzen Vögel auf einer Sumpfwiese umherstolzieren sah: der Anblick wird mir vielleicht nie wieder zuteil werden! Eher könnte man im Herbst oder Frühjahr einmal einen Zug wandernder Kraniche treffen, die auf dem Wege von oder zu ihren nordischen Hauptbrutstätten zur Rast und Nahrungssuche auf Feld oder Wiese niedergegangen sind, und die bezeichnende Keilform ihrer zweireihigen, in einer Spitze sich vereinigenden Flugordnung, deren praktische Bedeutung ohne weiteres auf der Hand liegt, hat wohl jeder schon einmal am Himmel beobachtet. Lißmann schildert uns eine solche Kranichrast in den Dünen an der Küste und hat uns damit vielleicht das Köstlichste beschert, was an feiner Lebensbeobachtung, anmutig abgewogener Komposition und packender Gegensatzwirkung überhaupt möglich ist. In der sandigen Öde der spärlich begrasten Dünenhügel plötzlich das flügelrauschende Leben und übermütig klingende Trompetengeschrei der einfallenden Vögel mit ihrem graziösen, um nicht zu sagen koketten Gehabe und dem aufgeweckten, stets auf Sicherung und Sicherheit bedachten Wesen! Jede einzelne Figur in der Luft oder am Boden ein Stück Naturgeschichte des Kranichs und zugleich ein kleines von Poesie umflossenes Kunstwerk! Das hat auch Liljefors, der große schwedische Tiermaler, nicht besser und schöner gemacht; das ist nicht besser und schöner zu machen!

Ähnliche Loblieder könnte man anstimmen über die Darstellung des großen Fluges Ringelgänse (s. das Einschaltbild); nur daß dieses Bild nicht ganz so stark wirkt wie die Kraniche, weil die Tiere selber nicht so imponierend und anziehend sind. Die liebevolle Versenkung in den Gegenstand und die meisterliche Beherrschung,

Friedrich Lißmann: Eissturmvögel

deren Frucht, ist aber dieselbe. Wieviel hundertmal muß einer mit scharfem Künstlerauge und hingegebener Künstlerseele das gesehen und mit treffsicherem Stift skizziert haben, um es schließlich so malen zu können! Und hinter dem einheitlich vorwärtsstrebenden Zuge der dunklen Vögel die hellgraue, ruhige Fläche des Himmels und des Meeres: wie das den Eindruck und die Überzeugung fördernden Fluges verstärkt! Und schließlich sage man nicht: Das kann man auch photographieren! Ja, das kann man wohl; aber es wird nie so, tausend Zufälligkeiten verhindern das reine Zusammenwirken und die steigernde Gegenwirkung des Belebten und Unbelebten. Das kann nur Künstlerkraft, große, schöpferische Künstlerkraft, wie sie wahrlich nicht alle Tage vorkommt. Die Ringelgänse, die so heißen von dem schmalen weißen Ringel um den schwarzen Hals, sehen auf dem Bilde in der Entfernung recht unscheinbar düster aus, und sie sind ja auch in Wirklichkeit nicht gerade sehr bunt und lebhaft gefärbt. Die Gefiederzeichnung in Schwarz, Grau und Weiß spricht aber doch bei näherem Zusehen sehr an und noch mehr die ganze Formerscheinung der für Gänse kleinen Vögel, namentlich das zierliche Köpfchen. Dieses ist überhaupt ein Vorzug der ganzen Gruppe der Meer- oder Bernikelgänse, von denen die Sage ging, daß sie auf den Bäumen wüchsen. Wahrscheinlich, weil sie plötzlich in so ungeheuren Scharen erscheinen, wenn sie von ihren nordischen Brutplätzen im Herbst mit ihren Jungen nach dem Süden ziehen.

Nach diesen nordischen Vogelparadiesen zog es unsern Künstler unwiderstehlich hin; das kann man sich denken. Namentlich nach Island. Dort ist er dreimal gewesen, und dort hat er erreicht, was er erstrebte. Dort ist er auch geworden, was uns vordem keiner war: ein künstlerischer Verkünder, ein vollwertiger künstlerischer Dolmetscher der belebten und unbelebten Natur dieses einzigartigen »Eislandes« mit seinem Tag und Nacht dunklen Winter und seinem Tag und Nacht hellen Sommer. Aber wie ist er das geworden? Wie allein konnte er das werden? Nicht anders als durch völlige Selbstaufopferung. Er hat mit den Islandbauern auf ihren einsamen Höfen von steinhartem, madigem Schaffleisch gelebt und mit erfrorenen Händen rastlos skizziert. Und er ist dann mit zwei Packponys für Monate in die Einöden des Inneren gezogen über Moore, Lavafelder und Gletscher, der unbeschreiblichen Farbenpracht der hochnordischen Frühlingsstimmungen und der ewig hellen Mitternachtssonne entgegen, die die Nacht zum Tage macht. Und da hat er auch buchstäblich Tag und Nacht gearbeitet: es ließ ihn nicht, bis er das, was er sah, so in sich aufgenommen und sich wirklich zu eigen gemacht hatte, daß er es ganz so, wie er es gesehen

hatte, auch wieder von sich geben konnte. Aber hindurchgegangen durch seine Künstlerseele. Wenn Zola recht hat mit seinem Ausspruch, daß Kunst ein Stück Natur sei, gesehen durch ein Temperament, so bietet uns Lißmann — wohl zum erstenmal — die isländische Natur mit ihrem lebenden Inhalt, zum Kunstwerk umgeformt, dar und bereitet uns damit einen ganz neuen und eigenartigen, nie zuvor gehabten Kunstgenuß.

Man betrachte daraufhin nur seine »Singschwäne auf dem Mückensee« mit dem schwarzen Vulkankrater im Hintergrund, dessen kantige Umrisse so hart in den hellen Himmel hineinschneiden! Welch erhabenes Naturbild! Und welche zugleich feine und starke Gegensatzwirkung zwischen dem schwarzen Gestein und den weißen Vogelgestalten, die da hineingesetzt sind mit einer Meisterschaft, wie sie nur möglich ist, wenn höchste Künstler- und Forschergaben sich in einem Menschen vereinigen! Wenn ich den vordersten Schwan ansehe mit seiner Hals- und Kopfhaltung, so höre ich förmlich die sanften, melodischen Töne, nach denen die Art Singschwan heißt zum Unterschied von der andern zahm überall bei uns verbreiteten und nach dem Schnabelhöcker Höckerschwan genannten, die bis auf ein heiseres Zischen ganz stumm ist.

Rechts schwimmen einige Schellenten davon. Diese allerliebste kleine Tauchentenart, die auch im norddeutschen Binnenlande, z. B. bei Berlin, in hohlen Bäumen brütet und mit ihren furchtlos aus dem Astloch herabspringenden Jungen dann zum nächsten Gewässer wandert, finden wir in einem ganzen Fluge wieder auf dem unvergleichlich zarten und poetischen Bilde von der taghellen »Nordischen Frühlingsnacht« (s. das Einschaltbild), das im ruhigen, glatten Wasser des Mückensees hinter dunklen Lavahügeln einen breitgedehnten Schneerücken spiegelt. Dies Bild möchte ich einmal im Original sehen: in Lißmanns delikater Temperamalerei muß es ein künstlerischer Leckerbissen sondergleichen sein! Wie leicht und sicher sind die Vogelgestalten auf den klaren Wasserspiegel und in die gleichmäßig wolkenstreifige Luft hingesetzt! Nur wenige Pinselwischer, und doch jede Gruppe ein Naturbild, scharf bezeichnend auf den ersten Blick für die betreffende Art. Ganz rechts im Mittelgrunde einige der absonderlich schönen spitzschwänzigen, weißschwarzstreifig gezeichneten Eisenten: eine rein nordische Tauchentenart, die man aber im Winter doch manchmal in unsern Wild- und Geflügelhandlungen hängen sieht. Die Tauchenten erscheinen dem schärferen Blick sofort abweichend von der gewöhnlichen gestreckten, flachköpfigen Schwimmentenform durch kurzen, rundlichen Rumpf und hochgewölbten Kopfumriß, und im Einklang damit ist auch ihre Haltung und Bewegung andrer Art. Sie schwimmen tiefer ins Wasser eingesenkt und tauchen in kräftigem Sprunge ganz vorzüglich auf den Grund hinab, kommen aber immer an derselben Stelle ungefähr wieder hoch. Zu diesen Tauchleistungen befähigen sie ihre kurzen, großzehigen, sehr weit hinten am Rumpfe eingelenkten Füße, auf denen sie anderseits am Lande noch schwerfälliger daherwatscheln als die gewöhnlichen Schwimmenten. Unter diesen ist eine der anmutigsten Arten die nach ihren hohen Stimmtönen sogenannte Pfeifente, das Männchen rostrot am Halse, oben auf dem Kopfe gelb, am Körper fein grau gewellt, das Weibchen unscheinbar braun mit weißem Bauch (die Gruppe vorn rechts auf dem Bilde). Wie beherrscht unser Künstler die ganze Erscheinung auch dieser hübschen Ente! Das Weibchen

Friedrich Lißmann: Bläßgänse und Reiherente

läßt er sogar mit den Flügeln schlagen und gibt die feinen Wasserwellen wieder, die, durch die Bewegung des Vogels erzeugt, dessen Spiegelbild verwischen. Wie oft muß Lißmann das gesehen, mit ebenso scharfem wie liebevollem Künstlerauge gesehen haben, um es so sicher wiedergeben zu können! Und welch feines Leben bringt diese Einzelheit in das Ganze hinein! Links im Mittelgrunde des Bildes, hinter der weißen Blütenbarre, die ein gewisses Gegengewicht gegen den Schneerücken im Hintergrunde schafft, schauen ein Paar Eistaucher zu ihrem hoch oben in der klaren Luft der »Tagesnacht« hinter den Schellenten dahinstreichenden Artgenossen empor, Schwimmvögel, die im System weitab von den Enten mit den Haubentauchern unsrer Binnengewässer zusammenstehen. Der Name »Steißfüße« deutet schon an, daß sie ganz ausschließliche Schwimmer und Taucher sind, die auf ihren buchstäblich zu beiden Seiten des Steißes hervortretenden Füßen zu Lande sich kaum bewegen können. Auch der Unkundige sieht sofort an dem spitzen, seitlich zusammengedrückten Schnabel, daß er keinen gänse- oder entenartigen Vogel vor sich hat.

Schwerer ist schon zu unterscheiden zwischen Möwe und Sturmvogel, zumal wenn auch noch die Färbung, weiß mit silbergrauen oder dunkleren Flügeln, übereinstimmt. Aber auch hier hebt die systematische Vogelkunde einen sehr bezeichnenden Unterschied in der Schnabelbildung hervor: die auf die Nasenlöcher aufgesetzten hornigen Röhren der Sturmvögel. Die Tierzeichner, die die Illustration des lebenden Vogels dazu liefern sollen, den Sturmvogel im Leben aber nicht kennen, machen dann freilich oft wieder den Fehler, ihn hoch auf den Beinen stehend darzustellen, womöglich noch einen Fuß emporgehoben, wie die Möwe manchmal steht, der Sturmvogel aber gar nicht stehen kann. Er ist ein ausschließlicher Seeflieger, der sich höchstens einmal auf den Wasserspiegel niederläßt, um da bequemer etwas zu verzehren; am Lande liegt er platt auf dem Boden und kann höchstens ganz kümmerlich auf dem Bauche rutschen. An solcher Einzelheit sieht man wieder, was unser Künstler für ein wahrheitsgetreuer Schilderer ist, und auch den fliegenden Sturmvogel zeigt er uns in andrer Haltung als bei der Möwe. Ich kenne dieses Flugbild nicht aus eignem Augenschein; wenn ich es bei Lißmann sehe, bin ich aber von vornherein fest überzeugt, daß es richtig beobachtet und wiedergegeben ist. Und Landschaft und Luftstimmung dazu von den öden Westmännerinseln bei Island: ganz gewiß ebenso genau und geradezu wissenschaftlich richtig dargestellt wie die Vögel selber. Und doch wie künstlerisch! Wie kraftvoll ist das alles gegeneinandergesetzt und zugleich wieder wie fein zusammengestimmt! Man studiert und schaut, lernt und genießt im selben Augenblick, und das ist mir noch immer das Höchste in der Tierkunst.

Friedrich Lißmann: Goldregenpfeifer

Der Glückliche

Du lächeltest in schöner Scham,
Da mich die Liebe überkam.
Es glühten deine Wangen.
Dies Lächeln, das sich mir entbot,
Ich seh's im Früh- und Abendrot
In schauendem Verlangen.

Glück macht mich müd'. Glück weckt mich auf.
Wie selig ist der Tage Lauf!
Wie selig sind die Nächte!
Mein Beten ist: Ich denke dein.
O sprich, kann Sterben andres sein,
Als daß ich dein gedächte?

Alfred Grünewald

Friedrich Lißmann: Ringelgänse

Wolken-Stimmung an der Löcknitz bei Erkner

Die Dreifaltigkeit märkischer Landschaftsschönheit

Von Arthur Rehbein

Mit siebzehn Abbildungen nach Aufnahmen von August Rupp

Wald, Wasser und Wolken — dies dreifache W bestimmt das Wesen der märkischen Landschaft.

Wolken? Wie ist das zu verstehen? Nicht so, als habe die Mark ihre besondere Wolkenbildung; wenigstens weiß ich nicht, ob es so ist, und das müßte ein Wettergelehrter entscheiden. Wohl aber weiß ich, daß der Himmel mit dem ewigen Spiel seiner Wallungen und Ballungen im landschaftlichen Bilde der Mark wie überhaupt des niederdeutschen Flachlandes eine weit wichtigere Rolle hat als in Gebirgsgegenden, wo die Erde mit ihren Felsornamenten das vom Blick umrahmte Gemälde fast bis zum Rande füllt. Es ist nicht Zufall oder Laune, daß die Maler der Mark, wie etwa Carl Langhammer und Karl Kayser-Eichberg, auf der schlichten und niedrigen Bühne einer Heide, eines Kiefernwaldes, einer Birken- oder Erlengruppe über den Wipfeln reichbewegte Dramen entwickeln, deren Eindruck erhöht wird, wenn sie im Spiegel einer der zahllosen Seen ihre kontrapunktische Wiederholung finden (Abbildung S. 413).

Schäferspiele und Götterkämpfe bietet dies große Naturtheater. Am besten genießt man sie, wenn man an einem linden Sommertage auf dem Hochufer eines umbuschten Weihers zwischen kniehohen würzigen Jungföhren im Blaubeerenkraute liegt und, ganz hingegeben an die Natur, die Blicke in die blaugoldene Unendlichkeit segeln läßt. Lämmerherden lagern da oben auf Veilchenwiesen. Stundenlang fast unbewegt. Und wir werden nicht müde, zu sehen, wie die Sonne mit rosigen Fingern ihr weiches Vlies streichelt. Da bricht Fenrir in den Frieden, der wilde Wolf. Und schon eilen die Götter, dicht geschart, in grauwallenden Mänteln herbei, ihr Weidegut zu schützen. Dem Räuber kommen Riesen auf schwarzen Rossen zu Hilfe, und bald wogt die Schlacht, von der doch kein Laut an unser Ohr dringt.

Auch Sonnenaufgang und -niedergang werden in dieser Landschaft, die ihrem Zauber genügend Raum bietet, zu immer neuen

Waldecke an der Löcknitz bei Erkner

Glanzaufführungen. Was man im Berglande als seltene Sensation suchen muß, indem man die höchsten Gipfel erklettert, das hat man, wie an der Küste der Nord- und Ostsee, hier fast alle Tage. Und der Berliner braucht bloß einmal nach Zehlendorf oder Zeuthen zu kommen, um Feuerwerke zu erleben, wie er sie nur auf der Schneekoppe, dem Brocken oder dem Inselberge für möglich hält. Als ich selbst noch in der Nähe des Hallischen Tores hauste und beim Besuche eines Freundes in Zehlendorf mit ihm zwischen Tag und Dunkel einen Gang über die weiten Wiesen zwischen dem Machnower Wäldchen und dem Grunewald machte, da war ich von all den ungeahnten Herrlichkeiten so erregt, daß ich sofort ein Gelübde tat, die Großstadt zu verlassen. Heute hab' ich mein Heim unter demselben Dach, unter dem ich damals Gast war, und nun habe ich oft die Freude, meine damalige Verzückung an meinen Besuchern zu beobachten.

Wie die Sonne, so kann auch der Mond seine Kunst voll entfalten, weil er die weite Szene ganz beherrscht. Eine märkische Vollmondnacht — wieder muß man ans Meer denken, wenn man durchaus Vergleichsmöglichkeiten haben will.

Abend am Waldsee

Ein Lichtwunder aber hat das Land zwischen Havel und Spree für sich allein. Da gibt's keinen Vergleich. Ich meine jenes purpurne Leuchten der Kiefernstämme am Sommerspätnachmittag, das ich in Erinnerung an das Alpenglühen in König Laurins Rosengarten einmal Föhrenglühen genannt habe. Wer das noch nicht gesehen hat, kann sich keine Vorstellung davon machen. Leistikow hat's zu malen versucht (und die Abbildung auf S. 414 oben sucht's anzudeuten), aber er hat das brennende Rot gemildert, weil man es ihm sonst einfach nicht geglaubt hätte.

Seltsam ist auch die Wirkung der Mittagssonne im Kiefernhain. Dann sind nämlich alle Stämme und Wipfel, dann ist das Moos am Grunde mit goldenen Kringeln in verblüffender Gleichmäßigkeit gepanthert. Durch den Laubwald dagegen (Abbild. S. 414 unten) rieselt das liebe Licht bald in breiten Strömen, bald in schmalen Rinnsalen, oder es tropft von den Zweigen in das Fließ, das zwischen den Wurzeln lautlos dahingleitet.

Havelwald beim Dachsgrund

Diese Fließe gehören mit den Seen, die sie verbinden, zu den Eigenheiten der märkischen Naturschönheiten. Ein Netz von blauer Seide spreitet sich über Sand und Heide, und man

Am Hellmühlen-Fließ

hat von der Oder zur Elbe zahllose ununterbrochene Wasserwege durch die Provinz Brandenburg, die so das gelobte Land der Ruderer und Segler geworden ist. Gibt es wohl ein zweites Mal in der Welt einen Fluß wie die Havel: eine Perlenkette aus lauter Seen, von denen einer schöner ist als der andre, und die, so nahe verwandt durch die Mittel ihrer Anmut, doch alle irgendwie ihren besonderen Reiz haben?

Dieser Wasserzauber wirkt bis in die Reichshauptstadt hinein: das Ordensband der Spree schmückt die Brust der Berolina, und der sonst rauhere Osten erhält durch den hier havelgleich erweiterten Fluß heiteren Glanz. Die Villenkolonie Grunewald birgt einige ganz köstliche Kleinseen wie Juwelen. Schlimm genug, daß es möglich war, sie der Öffentlichkeit zu entziehen und nur wenigen Bevorzugten dienstbar zu machen!

Im Grunewald selber liegt dann die erste Geschmeidereihe: Hundekehle, Grunewaldsee, Riemeistersee, Krumme Lanke, Schlachtensee. Unsers lieben Herrgotts Rosenkranz abbeten — so würde vielleicht ein Dichter des Mittelalters die Wanderung längs der lieblichen Schnur bezeichnen. Einige der Perlen freilich sind schon verblichen: wo noch vor wenig Jahren der Nikolassee sich breitete, finden wir nur noch einen Tümpel mit hohem Schilf im saftigen Wiesengrund. Wir denken an Chidher, den Ewigjungen. Was wird er nach 500 Jahren hier finden? Auch der Riemeistersee liegt im Sterben. Die Ufer, in Schilflanzen starrend, rücken immer näher zusammen, und die Wasserfläche wird klein und kleiner. Neben dem Sinken des Grundwasserspiegels infolge der Wasserentziehung durch den Verbrauch der Städte ist es der das Landschaftsbild so ungemein belebende, wuchernde Reichtum der Wasserflora, der die Seen erstickt.

Bei Schwanenwerder an der Havel

Aber der Schlachtensee! Er lebt noch, wennzwar seit einigen Jahren mit ärztlicher Hilfe. Er und sein Uferrahmen können sich an Festlichkeit mit den edelsten Naturbildern messen. Hier ist glücklicherweise die vorhin gerügte Sünde wider den Geist der Demokratie vermieden worden, die sich in der Kolonie Grunewald wie auch am Wannsee so rückhaltlos ausgetobt hat. Wie in seligen Gefilden wandeln daher auch sommerlang die Menschen

Herbstmorgen am Schlachtensee

paarweis oder in Gruppen zwischen Ried und Uferbüschen dahin oder gondeln singend auf dem schimmernden Spiegel umher.

Ein paar verlorene Perlchen liegen noch seitwärts der Kette im Walde: Pechsee und Teufelssee. Die muß man in der Einsamkeit der Abenddämmerung aufsuchen, wenn der bunte Troß der Vielzuvielen die grüne Halle verlassen hat. Dann haben sie etwas Geheimnisvolles. Wenn gar ein Nörz im Ried »bellt« oder im Geäst ein Käuzchen klagt, kann's einem schier unheimlich werden.

Am Pechsee im Grunewald

Wie anders der Wannsee, eine jener mächtigen Ausbuchtungen der Havel, vergleichbar etwa dem zum Herzen erweiterten Blutstrom der Körperadern! Als ich schon jahrelang Berliner war, nahm ich einmal einen Besucher aus der rheinischen Heimat mit nach Tegel, ging dort nach kurzem Aufenthalt im Park des Humboldtschlößchens auf einen Sterndampfer und fuhr an Tegelort, Valentinswerder vorbei nach Spandau, von

Havelufer bei Schildhorn

da auf der Havel am Kaiser-Wilhelm-Turm vorüber nach Wannsee und endlich am Abend nach Pfaueninsel und Potsdam. Mein Freund ist stolz auf die weltberühmte Herrlichkeit un-

Havelblick vom »Großen Fenster« aus

sers Rheines und hat dem Gefühl oft genug Ausdruck gegeben. Aber als wir durch die feierliche Stille glitten, als ihn die Größe der Einfachheit dieser so grundandern Art landschaftlicher Erscheinung mehr und mehr ergriff, als der Wannsee selbst mit seinem Villenkranz und mit seinen hundert weißschimmernden Segeln ihn zu ungezügelter Bewunderung hinriß — da wurde ich Rheinländer stolz auf meine zweite Heimat Berlin.

An der Löcknitz bei Erkner (Blick auf Fangschleuse)

Wie die Havel im Westen der Weltstadt, so wirken Spree und Dahme im Osten die blaue Seide in den Teppich, der den märkischen Sand freundlich deckt. Eine Sterndampferfahrt aus dem Wirrwarr der Wohnbaracken, Werkstätten und Fabriken in den Frieden des Müggelsees oder ins Wassersportparadies von Grünau oder gar in den grünen Überschwang der Löcknitz, den Gottesgarten von Erkner, Woltersdorf, Fangschleuse

Abend am Heidereuter-See bei Erkner

und Grünheide — wahrlich ein Erlebnis, das auch einem Weitgereisten tiefe Bewunderung abnötigt.

Die Löcknitz — das ist wohl das lieblichste von jenen seenverbindenden Fließen, deren Bedeutung für das Profil der Mark schon betont wurde. Ein silbernes Band im dunklen Grün der Wiesen, und diese wieder gesäumt von malerisch prächtigen Wäldern.

Ach, von den Wäldern müssen wir noch besonders sprechen, wenn sie auch schon immer in unsre Wasserfreuden hineingrüßten. Sie sind in der seengesegneten Gegend zwischen Bernau und Eberswalde, am Liepnitz-See, Obersee usw. kuppeln sich oft Hunderte und Aberhunderte von Buchenkronen zu einem Dom, in dessen feierliche Dämmerung, wie wir schon sahen, die Sonne ihre goldenen Lichter stellt.

Es ist mit den brandenburgischen Bäumen wie mit den hier heimischen Menschen: die Dürftigkeit des Bodens kommt der Charakterbildung zugute. Wie man von Preußen rühmt, es habe sich großgehungert (es muß ja nun zeigen, ob es noch und wieder die Kraft dazu hat), so kann man von manchen Föhren, Eichen, Erlen und Buchen des Spree-Havel-Landes sagen, daß sie durch Armut und Trotz Persönlichkeiten geworden sind. Zwischen Schlachtensee und Nikolassee, in der Dubrow, auf der Schorfheide und anderwärts kann man manchen Baumrecken finden, der so was wie ein Hindenburg, ein Bismarck oder ein Goethe des Waldes ist.

Morgenfrühe am Leistikow-Weg bei Erkner

nicht zu trennen, die beiden, und eben ihre enge Vereinigung wird der Wiege Preußen-Deutschlands zu ganz eigenartigem Schmuck.

Regentin im Reich der Bäume ist die Kiefer, und an sie denkt man auch zuerst, wenn von der Erscheinung der Mark die Rede ist. Aber es gibt doch Stellen, wo auch dicht der Laubwald sich wölbt. Vielfach leuchten die schlanken Silbersäulen der Birken zwischen den Föhrenstämmen; auf moorigem Boden wird das Wurzelwerk schwarzstämmiger Erlen von dichtem Brombeer- und Haselnußgestrüpp umwirrt; Edeltannen scharen sich (beispielsweise im Blumenthal) gegen vereinzelte mächtige Eichen wie zum Angriff zusammen. Und

Wie eine dunkle Wand steht der Föhrenforst gegen den Horizont. Ernst, ja fast traurig. Etwas von der Stimmung der Böcklinschen Toteninsel klingt leise bei uns an, wenn wir ihn vor uns aufwuchten sehen.

Sommermorgen an der Havel

Nach einem Lichtbild von August Rupp

Holzflößer auf der Löcknitz bei Erkner

Am Wupatz-See bei Erkner

Am Liepnitz-See

Und aus dieser Stimmung heraus könnte man auf die Vermutung kommen, es fehle dem Ernst an Leben. Aber wieder ist es die enge Verbindung von Wasser und Wald, die für größten Reichtum und heitere Farbigkeit sorgt. Ich habe mal, als Jäger einigermaßen mit der Natur vertraut, einen Berliner Freund knapp eine Stunde nach unsrer Abfahrt vom Potsdamer Bahnhof in ein Gelände geführt, wo ich ihm in der nächsten Stunde u. a. folgende Tiere »vorführen« konnte, als hätte ich sie mir zur Parade bestellt: Bläßhühner, Wildenten, Fasanen, Kronenschnepfen, Kiebitze, Rehwild, Rotwild, Karnickel, Reiher, Haubentaucher, Möwen, Eichhörnchen, Häher — na, und dann natürlich noch allerhand kleines Sängervolk. Ein paar Grünspechte brachten meinen Begleiter fast außer Fassung; er hätte nie gedacht, daß es Vögel von so tropischer Farbigkeit im deutschen Walde gäbe. Schade, daß ich ihm an jenem Tage nicht einen Eisvogel oder eine Mandelkrähe zeigen konnte! Vielleicht würde er dann geglaubt haben, es handle sich um exotische Flüchtlinge des Zoologischen Gartens. In der Dubrow kann man im Juni Dutzende von alten Reihern beobachten, wie sie ihren noch nicht flüggen Jungen Fische herbeischleppen, kann dabei, wenn man nur recht stille ist, Rehwild und Damwild belauschen, ja, selbst ein Schwarzkittel läuft einem wohl über den Weg. Und nun die Hirschbrunft am Werbellinsee! Das ist das leidenschaftliche Hochzeits- und Heldenlied unter den zahllosen Melodien, die den vermeintlich toten Föhrenwald vom Lenz bis zum Advent durchklingen.

Aber ist nicht doch noch ergreifender der Balzgesang des Spielhahns zwischen Butterblumen und Wiesenschaumkraut der Spreewaldwiesen im Morgendämmern des Frühlingstages? Zwischen dem Tschuchui und Kurrurru des bunten Freiers sind der Liebesgesänge so viele, daß man meint, jeder Grashalm sei ein Musikgerät geworden und Abertausende von Musikanten fiedelten und bliesen und trommelten hitzig drauflos.

Geradezu belustigend ist das Treiben im Schilf an einem Sommertage. Man muß auch hier nur ein wenig ruhig sein und die Natur behorchen. Wie's dann im Ried schnurpst und schnattert und lacht und schimpft und jauchzt!

Und im Winter? Ein Erlebnis als Beispiel: Wir gingen am Nachmittag von Zehlendorf in die Schneelandschaft. Noch keine Viertelstunde waren wir unterwegs, da scheuchten wir ein Reh auf, das sich im Gestrüpp ein molliges Lager gemacht hatte. Und fast gleichzeitig hörten wir über uns hoch in der Luft

Am Obersee bei Lanke

einen geheimnisvollen singenden Ton: ein Dutzend Wildgänse zog im Dreiecksfluge, eine genau in der Kiellinie der andern, im Wettbewerb mit den Wolken nach West.

Wolken, Wasser, Wald — wir wissen nun, wie sie vereint eine nicht schreiende, aber um so innigere Schönheit schaffen. Auf diesen Blättern ist es — mit Hilfe der photographischen Aufnahmen von Meister Rupp — nur an wenigen Beispielen erwiesen worden. Doch die Fülle des unbenutzten Beweisstoffes ist fast noch größer als das Gebotene. Man braucht ja nur Namen wie Spreewald, Fläming, Zauche, Scharmützelsee, Schwielowsee, Stechlin zu nennen, um die geübte Beschränkung zu ermessen. Der zu Ende vorigen Jahres gefeierte Gedenktag des Entdeckers der Mark, Theodor Fontanes, mag daran erinnern, welche Schätze auch in der vielgeschmähten Keimprovinz des mit Pracht und Anmut reich begnadeten Vaterlandes für den Wanderer zu finden sind.

Tolle, lege — nimm und lies: auch für das Kapitel Mark im Buche der Natur gilt diese Mahnung und Verheißung.

Wald

Uns ist der Wald das große fromme Buch,
Drin die geschäftigen Winde suchend blättern.
Wir lesen manchen tiefgeheimen Spruch
In seiner Tannen schlankgefügten Lettern.

Uralte Worte schrieb die dunkle Zeit;
Aus jeder Seite, die sich wendet, zittert
Der unbewußte Hauch der Ewigkeit,
Der wie ein Duft des Alters sie durchwittert.

Wir lesen lang, mein Weib und ich, bis fern
Die Zeilen dämmernd ineinanderlangen.
Dann schließen wir den Band. Der erste Stern
Flammt wie ein Zierat an des Buches Spangen.

Ernst Ludwig Schellenberg

Zwei Gedichte

von Börries, Freiherrn v. Münchhausen

Kirchenlied

Wir steigen all denselben Steg,
Wir müssen alle sterben,
Es liegt ein Stein auf unserm Weg,
Daran wir gehn in Scherben.
Wir fehlten viel,
Eh' wir am Ziel –
Den Stein wir nicht verfehlen –,
Gott gnade unsern Seelen!

Wir müssen all aufs selbe Bett
Und in denselben Jammer,
Steht meines gleich im Lazarett
Und deins in eigner Kammer.
Das Geld ist gleich,
Denn arm und reich
Im Sterbebett sich quälen, –
Gott gnade unsern Seelen!

Wir sterben all nur einen Tod,
Des woll'n wir sein zufrieden,
Verschieden wir in Freud' und Not,
Bis einst wir selbst verschieden.
Dem Heil'gen Geist,
Der Tröster heißt,
Wir unsern Tod befehlen, –
Gott gnade unsern Seelen!

Am Bett des Kindes

Kniend am Bette meines Knaben
Hört' ich dem Schlag seines Herzens zu,
Todstille Stunde trug in den Händen
Hoffnung der Ewigkeit in unsre Ruh.

Mein Herz – ach, heute schlägt es in Wirren,
Rennt es schon drängend zum letzten Schlag,
Doch auch in deinem pochenden Herzen
Lebt ja meines Herzens Ertrag.

Stumm wird das meine, schlägt noch das deine
Leidenschaftlich den Schlag der Zeit,
Und in dem deinen hör' ich des meinen
Lodernde Sehnsucht zur Ewigkeit.

Dramatische Rundschau

Von Friedrich Düsel

Karl Sternheim: »1913« — Hans J. Rehfisch: »Das Paradies« — Paul Kornfeld: »Himmel und Hölle« — Walther Hasenclever: »Antigone« — Robert Prechtl: »Alkestis« — Goethes »Stella«, Kleists »Käthchen von Heilbronn« und Calderons »Dame Kobold« — »Die Brüder Karamasoff«, nach Dostojewskis Roman für die Bühne bearbeitet von Wilhelm Kaselöwsky — »Frau Warrens Gewerbe« und »Candida« von Bernard Shaw — »Zwangseinquartierung« von Arnold und Bach — Grete Wiesenthals Aufstieg

Als uns Karl Sternheim zuletzt begegnete — erst vor wenigen Wochen in der »Marquise von Arcis« —, machte er eine Anleihe bei Diderot; jetzt, in seinem Schauspiel »1913«, schielt er nach den Lorbeeren Molières oder Beaumarchais'. Ein Zeitsatiriker möchte er sein, der, wie der große Poquelin einst die Torheiten und Laster der Louisquatorze-Zeit, seinerseits mit Ruten und Skorpionen die verrohte Gesellschaft der wilhelmischen Ära vor dem Kriege geißelt oder gar, wie der Dichter des »Figaro« der Revolution von 1789, so als dramatischer Trommelschläger dem deutschen Umsturz von 1918 voranstürmt. Denn dieses »1913« ist, vom Kleinen Schauspielhause in Berlin zwar erst im Monat April 1920 aufgeführt, tatsächlich schon auf der Wende von 1913 zu 1914 geschrieben und bald darauf in einer Zeitschrift veröffentlicht worden. Ein vollgültiger Beweis also — nicht wahr? — für die zeit- und zukunftskundige Sehergabe eines Dichters, der hier mit Schwefel und Phosphor ein Menetekel der vor dem Kriege herrschenden Geschäfts- und Lebensmoral an die Wand malt und an dem deutschen Sodom und Gomorra von damals nichts findet, was vor dem Zorn der Vernichtung Schonung verdiente. Man kennt Sternheims Komödienwut gegen das »bürgerliche Heldenleben« von der »Hose« bis zur »Tabula rasa«: nicht weniger als sechs Dramen hat er im Laufe von fünf Jahren auf ihrem Altare geopfert. »1913« ist das siebente. Mag er selbst es nicht zu den Küken rechnen, weil es diesmal höher, ins Weltbedeutende und Menschheitstragische fliegen soll, es kriecht der Kluke doch unter die Flügel, denn es kommt aus demselben Eierstock des Hohns und Hasses auf alles Bürgerliche, und auch Christian Maske, unser »Held« aus dem »Snob«, ist wieder da. Freilich wie verändert! Aus dem Stutzer und Seelengecken ist ein Freiherr von Buchow Exz. geworden, ein brutaler Streber und Geschäftemacher, ein Mann von 120 Millionen, Direktor der »Christian Maske A.-G.«, mit einem Wort: der Typus des industrialisierten Deutschlands. Schmach und Schande, daß er nicht die verdienten Erben hat! Sein Sohn ist ein fauler Modetrottel, seine jüngste Tochter Ottilie leidet an abgestandenen Idealen und Gefühlsseligkeiten, seine ältere, Sophie, vermählte Gräfin Beeskow, hat wohl vom Alten die Energie, die Rücksichtslosigkeit und den Geschäftsgeist geerbt, kehrt diese ihre Waffen aber gegen den Erzeuger und möchte dem Siebziger noch bei Lebzeiten das Geld und die Macht abtrotzen. Das weckt in dem Todkranken noch einmal alle Lebensgeister zum letzten furchtbaren Endkampf, in teuflischem Triumph schwingt er schon den Siegesskalp, da streckt ihn ein Gehirnschlag danieder, und mit ihm sinkt ein Zeitalter dahin, das — nach Sternheim — längst zum Sterben reif war und in seinem grausigen Untergang nur seiner Sünden Sold erntet. Und das kommende Geschlecht? Bei Christian Maske arbeitet ein Sekretär, Wilhelm Krey mit Namen, also, wenn wir an »Jörn Uhl« denken dürfen, ein von unten Herauf-

Aufn. Zander & Labisch, Berlin

Albert und Else Bassermann in Karl Sternheims Schauspiel »1913« (Kleines Schauspielhaus in Berlin)

gekommener, der eine Weile den Sozialidealisten spielt, sich dann aber mit narzißhafter Eitelkeit in seine Mirabeau-Rolle so vergafft, daß er nach der Katastrophe schleunigst mit der romantischen Ottilie und ihren nüchternen Millionen verduftet. Nur einer ist da, ein Freund dieses Abtrünnigen, der die Fackel neuen Lebens in die Zukunft tragen will. Aber dieser Friedrich Stadler (nach dem gefallenen Dichter Ernst Stadler genannt) geht nur wie ein Schemen durch das Stück, fleisch- und blutlos, mit angelesenen Redensarten auf den Lippen, keineswegs dazu gemacht, diese geborstene Welt wieder zu kitten. Und so untauglich wie er zum Gegenspieler ist, so stumpf wie der politische Gesinnungskonflikt zwischen Krey und Maske verläuft, genau so oberflächlich und eng bleibt auch der menschliche Kampf zwischen Vater und Tochter. Alle diese Gestalten sind eben wieder, wie meistens bei Sternheim, aus dem Hirn, nicht aus dem Herzen geboren. Und spiegelt sich in diesem apoplektischen Untergang der alten Zeit wirklich die Tragödie, die 1914 anhob? Ist es nicht eine erbärmliche Lästerung, alle die Kräfte, die in einem Verzweiflungskampfe sondergleichen vier volle Jahre lang einer Welt widerstanden, in dem Zerrbilde eines herzlosen Mammonschauflers und größenwahnsinnigen Machtstrebers zusammenzufassen, der an einem Gehirnschlag endet und für sich und seine Sippe nur einen Fluch übrig hat? Alle zu einer lodernden Flamme des Willens und Könnens geballte Kunst Albert Bassermanns reichte nicht hin, aus diesem von der Kröte des Hasses ausgebrüteten Basilisken einen Menschen, aus dieser Spottgeburt eines durch und durch unhelbischen Geistes einen Zeitvertreter derer zu machen, die an ihren Schmarotzern und Giftträgern, nicht an ihren eignen Säften zugrunde gegangen sind.

Ein bißchen politische Luft bläst auch noch in die Segel einer Tragödie, mit der sich ein bisher unbekannter Dichter und eine in dieser krisenreichen Zeit neugegründete Berliner Bühne nicht unvorteilhaft eingeführt haben. »Das Paradies« nennt Hans J. Rehfisch sein im Neuen Volkstheater (Köpenicker Straße) aufgeführtes Stück, weil fünf dem Schlachtfeld und Schützengraben entflohene junge Männer in einem entlegenen Winkel des Auslandes auf den Pfeilern der Besitz- und Arbeitsgemeinschaft eine Stätte des Friedens und Glücks gründen zu können meinen, in die nichts von den Begierden, Zwieträchten und Leidenschaften der Welt dringen soll. Der kindliche Wahn hält nicht lange stand. Ehe noch die Blockhütte fertig und der Acker bestellt ist, kommt ein Weib in die Gemeinschaft der Männer. Da es mit allen Reizen und Künsten seines Geschlechts ausgestattet ist und einen nach dem andern bei seinem besonderen Schicksal, seinem persönlichen Ehrgeiz und seiner eigentümlichen Schwäche zu fassen weiß, hängt der Baum des Paradieses bald voller Zwietrachtsäpfel, und wo sonst die Lämmlein der Unschuld weideten, zischen nun die Schlangen des Mißtrauens und der Eifersucht. An einem freilich wird die dämonische Verführungslust dieser Eva zuschanden. Die geläuterte Menschlichkeit und gefestigte Männlichkeit des geistigen Führers erkennt in ihr nur die Schwester. Da wird sie selbst ihrer Verruchtheit inne und tötet sich auf geheimnisvolle Weise, worüber die vier, von denen jeder allein ihre Liebe zu besitzen glaubt, von neuem auf Tod und Leben aneinandergeraten, bis der eine Reife und Weise sie leiblich wieder zur Vernunft bringt, wenn auch das Paradies darüber in Trümmer geht ... Es wäre ein leichtes, sich über die jugendlichen Verstiegenheiten und Unbeholfenheiten dieses dramatischen Anfängers lustig zu machen. Aber es sind Dinge in seinem Stück, die davor warnen, Keime, die wert scheinen, geschont und gepflegt zu werden. Er weiß zwischen verschwommenen Redseligkeiten in knappen, gedrängten Szenen seltsame und eigenwüchsige Menschenschicksale aufleuchten zu lassen, macht sogar Miene, diese aufblitzenden Strahlen in dem Spiegel der gleichen Liebesleidenschaft zu einem dramatisch bewegten Bündel zu sammeln, und zeigt sich redlich bestrebt, den äußeren, freilich noch recht willkürlichen und stillosen Vorgängen auf den menschlichen Grund zu kommen, wobei sich ein erwärmtes Herz und ein offenes Weltgefühl verrät. Die neue Bühne, die »Erfolge« wohl billiger hätte haben können, tut gut daran, solch tastenden Begabungen den Boden zu bereiten, auf dem sie festeres Ausschreiten lernen mögen.

Ein ähnliches soziales Paradies, wie es die fünf Kriegsflüchtigen träumen, hat Paul Kornfeld, ein junger Frankfurter Dichter, schon vor einiger Zeit in erzählender Form als »Legende« gezeichnet: ein böhmischer Graf drängt seinem Diener all sein Hab und Gut auf und zieht, gleich zu gleich gesellt, mit ihm arm und bloß in die Welt hinaus, während beide das einstige Gut einem glücklicheren Geschlecht zur Wohnstätte überlassen, das weder von Laster und Begierden, noch von Krankheit und Tod mehr weiß, dann aber doch unter der Berührung mit dem gegenwärtigen Europa Frieden und Unschuld wieder verliert und sich von neuem mit Güte und Grausamkeit der ursprünglichen Natur auseinanderzusetzen hat. Dann schrieb Kornfeld eine fünfaktige Tragödie »Die Verführung«, in der Weltflucht und Weltkampf um die Seele eines jungen zergrübelten Mannes ringen, bis sie, trotz der aufopfernden Liebe einer Frau, von der Wucht dieses ungelösten Zwiespalts grausam zerbrochen wird. Des zweiten Stückes, wiederum einer fünf- oder mit dem Epilog sogar sechsaktigen Tragödie, nahm sich das »Junge Deutschland«, die Berliner »Gesellschaft zur Pflege junger Dichtung«, an und verschaffte ihm gleich eine öffent-

liche Aufführung im Deutschen Theater. Fast unmöglich oder doch gefährlich für den Dichter, den Inhalt dieser teils in Prosa, teils in Versen, immer in einer priesterlich-verzückten Sprache geschriebenen Tragödie zu erzählen. Sie spannt ihre Flügel so weit wie der Titel: »Himmel und Hölle« (Buchausgabe bei S. Fischer, Berlin), mischt höchst irdisch angelegte Menschen mit Engeln und Teufeln, kühle Aristokraten mit hitzigen Dirnen und Verbrechern. Ein Graf namens Ungeheuer findet, so sehr er seine ihm in zwanzigjähriger Ehe verbundene Frau im innersten Herzen liebt, den Weg zu deren Seele erst durch die Mittlerschaft einer Dirne, die freilich ihren Namen Maria nicht zufällig trägt; Beate, die Gräfin, erwürgt in verschmähtem Liebesdrang ihre eigne Tochter, die, angeekelt von erster sogleich beschmutzter Liebe, die mütterliche Zärtlichkeit kalt zurückstößt; Maria, die madonnenhafte Dirne, opfert sich für die Mörderin und findet auf ihrem Todesgang Begleitung an einer ihr nicht bloß in seelischer Liebe zugetanen Freundin, die, um dieser Seligkeit teilhaftig zu werden, schnell auch noch einen Mord begangen hat; eine Art Übermensch, ein Strindbergischer Advocatus diaboli, ein ewiger Ankläger und Widerpart, Jakob mit Namen, der »Wächter dieser Welt«, wie er sich selbst nennt, geht philosophierend, räsonierend und judizierend durch das Stück und bleibt Verneiner und Protestler auch noch, als die unsterblichen Seelen der drei toten Frauen — Maria und Johanna werden hingerichtet, Beate stirbt vor Seligkeit in den Armen ihres wiedergefundenen Mannes — sich zum Göttlichen emporschwingen ... und was derlei Ungeheuerlichkeiten, Verzerrungen und Gestelztheiten mehr sind. Doch auch hier, so sehr sich mein nüchterner Verstand dagegen sträubt, erhebt sich ein Dennoch! Eine lechzende, sich selber schier zermarternde Inbrunst des Gefühls, eine ekstatisch psalmodierende Sprache voll seltsamen Wohlklangs, eine oft gewaltsame, aber manchmal auch sanft bezwingende Bildhaftigkeit der Phantasie bezeugen uns den Dichter. Vor allem aber ist da eine Szene, die unsre Herzen mit sich emporträgt: wie die beiden Frauen, die reine, keusche, sittsame Gräfin und die doppelt besudelte Dirne, in geschwisterlichem Frauenleid ineinander wachsen und sich in gegenseitigem Verstehen, Verzeihen und Verehren vom Erdenstaub befreien:

Maria: Mich will die Erde nicht mehr halten,
Mich ziehen rasende Gewalten
Zum Paradies des Schmerzes hin!
Beate: Wir steigen auf, wir steigen auf in andre Sphären,
Laß uns ins Jenseits wiederkehren
Zu Gott und seinem Dasein hin!
Maria: Einst ist das Dasein mehr als Leben,
Laß uns schweben, laß uns schweben
In unsre andre Heimat hin! ...

Werner Krauß und Lina Lossen als Ehepaar in Paul Kornfelds Tragödie »Himmel und Hölle« (Deutsches Theater in Berlin)

Wird aber der Dichter von dieser Jakobsleiter, deren Sprossen sich in die Wolken einer ebenso nebelhaften Gedanklichkeit wie schwächlichen und gefährlichen Sittlichkeit verlieren, je wieder zurückfinden zur Mutter Erde, mit deren Natürlichkeit, Schlichtheit und menschlichen Notwendigkeiten er kaum schon Bekanntschaft gemacht hat? Wird er nicht, wenn er den Abstieg wagt, etwa gar dem Kino in die Arme stürzen, zu dem seine »Handlung«, oder was man so nennen mag, einen unheilvollen Drang zeigt? Er sollte von der Schauspielkunst des Deutschen Theaters, die sich seiner in rührender Geduld und Hingebung erbarmte, lernen, was Menschendarstellung ist und bedeuten will. Da standen unter Ludwig Bergers Regie in Lina Lossen (Beate) und Agnes Straub (Maria) zwei Frauen beisammen, die seinen Verzückungen Seele, seinen Gedachtheiten inneres Erlebnis, seinen Verquältheiten Wahrheit des Gefühls gaben, während es dem Darsteller des Grafen Ungeheuer (Werner Krauß) niemand zum Vorwurf machen darf, daß er diesem zerrissenen und zerflatternden Nebelgebild keinen lebendigen Odem einzuhauchen vermochte.

Es stirbt der Mensch, doch nicht die Frömmigkeit; er lebe oder sterbe, sie besteht!« Armer

Sophokles! Als du diese Worte deinem Herakles (im »Philoktet«) in den Mund legtest, ahntest du noch nichts von der »göttlichen« Frechheit des dramatischen Geschlechts von 1920. Wovor hätten die noch Scheu! Aus dem Altertum leuchtet das reine, milde Gestirn der Antigone zu uns herüber, und uns allen, Heiden, Hellenen oder Christen, galt es gleich heilig und unantastbar. Sie reißen es herunter, machen es zur Laterne ihres Witzes und entzünden daran die Brandfackel ihres Hasses, unter dem Vorgeben, so erst dem Himmelslicht zu seinem rechten Sinn und Zweck verholfen zu haben. Keinen andern Trieb und Beweggrund finde ich für die Umdichtung, die Walther Hasenclever mit der »Antigone« des Sophokles vorgenommen hat (Buchausgabe bei Paul Cassirer, Berlin). Zwar läßt er das Evangelium der Menschenliebe, das die Tochter des Ödipus und Schwester des Polyneikes verkündet, ungeschoren, ja, er behängt es noch mit allerlei heute so wohlfeilen pazifistischen Klunkern und Kinkerlitzchen, die hingehen möchten, sowenig sie auch dies gerade durch seine Schlichtheit schöne Vlies zieren; dafür aber erniedrigt er den Kreon, den Vertreter der Staatsgewalt, des Rechtes und der Gesetze, zu einem aller Menschlichkeit baren Rohling und Wüstling, zu einem Kaliban der Barbarei und Zerstörungswut, dem jeder Funke von Menschlichkeit ausgeblasen ist. Die Absicht läßt an Durchsichtigkeit nichts zu wünschen übrig. In diesem rasenden Monarchen soll der Weltkrieg als ein bestialisches Verbrechen an den Pranger gestellt, sollen der Staat und seine politischen Notwendigkeiten der Verachtung preisgegeben werden. Ja, Hasenclever geht in seinen zeitgefälligen Anspielungen so weit, daß er Kreon zu einer handgreiflichen Karikatur Wilhelms II. macht, indem er ihm nicht nur gewisse Aussprüche des letzten Deutschen Kaisers über Gottesgnadentum, persönliches Regiment und politische Gewaltpolitik in den Mund legt, sondern auch all die Verbrechen und Schandtaten auf ihn häuft, deren die Lügenhetze der Entente den Kaiser und mit ihm das deutsche Volk beschuldigt hat. Zur vollen Gleichung fehlt nur noch, daß der entthronte Hohenzoller diesem Dichter den Gefallen erwiese, wie sein Kreon in Sack und Asche Buße zu tun für all seine Sünden und schließlich wie jener »Bluthund« unter der Bergeslast seiner Schuld vor dem triumphierenden Volke zusammenzubrechen. Dieses Volk hat Hasenclever »demokratisiert«, soll heißen: er hat es aus den Fesseln des Chors befreit und in Einzelpersönlichkeiten mit eigentümlichen Schicksalen, Nöten und Leidenschaften aufgelöst. Zugegeben, daß hier im Sinne des modernen Dramas eine psychologische Belebung der gestaltlosen Masse der Antike erzielt wird, obgleich diese Bürger und Krieger, Frauen, Mädchen und Burschen, Dirnen und Tänzerinnen, Armen, Blinden, Krüppel und Wahnsinnigen in ihrer Wankelmütigkeit und Würdelosigkeit der demokratischen Weltanschauung wenig schmeicheln; zugegeben auch, daß Hasenclever der alten Tragödie die Dumpfheit der Schicksalsübermacht und die Starrheit der eng in sich geschlossenen Handlung genommen hat, wie denn auch der Stoff vielseitiger, die Motive freier, die Figuren beweglicher geworden sind. Aber bedeutet das einen Vorteil gegenüber dem Original? Darf man die Schale einer Frucht zerhacken, um einen andern Kern hineinzutun, wenn die Frucht so organisch gewachsen, so reif und süß ist, wie sie Sophokles gezogen hat? Zu den ungeschriebenen Gesetzen edler Menschlichkeit, als deren Anwalt Antigone auch bei Hasenclever in flammender Rede auftritt, gehört für den dramatischen Dichter auch das Gebot, unangetastet zu lassen, was so vollendet, so in sich selber selig und heilig auf uns gekommen ist wie die klassische Dichtung des zweiten griechischen Tragikers, gegen den sich selbst unser Iphigenien-Dichter auf der Höhe seines Lebens und Schaffens »als gar nichts« fühlte. Dem modernen Dramatiker bleibe es unverwehrt, auf die Elemente eines dichterischen Stoffes zurückzugehen und aus ihnen ein seinen Ideen und Anschauungen gerechtes neues Kunstgebilde zu schaffen; aber Frevel ist es, alles Wesentliche, Innere und Entscheidende fertig vom fremden Zweige zu pflücken und es dann zur

Aufn. Manecke & Mai, Berlin

Emil Jannings als Kreon in Hasenclevers »Antigone« (Großes Schauspielhaus in Berlin)

Friedrich Seyer: Nirwana

Hülse einer politisch erhitzten Eintagstendenz zu machen ... Die Leitung des Großen Schauspielhauses, für dessen Arena das Stück, trotz all seinen Chor- und Massenszenen, trotz Martins streng stilisierender Regie und mit Jannings als Kreon, Gertrud Eysoldt als Antigone einen zu schwachen Atem hat, scheint Ähnliches empfunden zu haben: sie begnügte sich klugerweise mit einer einmaligen Aufführung, und das an einem Sonntagmittag im strahlenden jungen Frühling.

Noch eine vielgerühmte und vielbeweinte Frauengestalt des antiken Dramas hat im Ostermond auf der deutschen Bühne Auferstehung gefeiert: Alkestis, die thessalische Königin, die ihren Gatten Admet durch ihren freiwilligen Gang zum Hades vom Tode befreit, von Herakles aber der Unterwelt wieder entrissen und mit dem beseligten Gatten aufs neue vereint wird. Euripides war wohl der erste, der diese uralte Sage aufgriff und sie zum Gegenstand eines aus Tragik und Komik, Rührung und Ironie seltsam gemischten, die Stelle des Satyrspiels in der Tetralogie vertretenden Dramas machte. Viele sind seitdem dieser Spur gefolgt: Gluck, Herder, Wieland, um nur ein paar Namen zu nennen, und in unsern Tagen Eberhard König mit einem fast possenhaften »mythologischen Schelmenspiel«. Robert Prechtl (ein Deckname, hinter dem sich ein kunstsinniger Berliner Großindustrieller verbirgt) nimmt den Stoff tragisch-elegisch und macht ihn zum Hebel einer um das Rätsel von Tod und Leben, Diesseits und Jenseits, Hingebung und Selbstsucht kreisenden Weltanschauung. Auch hier fragt man sich vergeblich nach dem Warum und Wozu dieses Wettbewerbes mit der Antike. Es fehlt der springende Punkt im Ei, der das Herz und damit das neue Leben verkündet; es fehlt die eigentliche schöpferische Idee, die einer solchen Wiedererweckung allein die höhere Berechtigung zu geben vermöchte. Edle und feine Gedanken, naturselige Bilder, blumenreiche Vergleiche und glatte Verse, die sich um den alten Stamm ranken, locken noch keine frischen Triebe aus ihm hervor. Auch ist Prechtl, wie die Aufführung im Berliner Staatstheater unter Dr. Brucks Regie bewies, in seinen Abweichungen von Euripides keineswegs immer glücklich. Weder weiß er das packende Motiv, daß die alten Eltern keineswegs gesonnen sind, für Admet vom Leben zu scheiden, an der rechten Stelle zu nutzen, noch versteht er es, die Befreiungstat des Herakles, die bei Euripides zum Dank für die sich selbst überwindende Gastfreundlichkeit des trauernden Witwers erfolgt, als Feder in das dramatische Triebwerk einzubauen. Allzusehr überwuchert auch sonst bei ihm Lyrik und Rhetorik die lebendige Haltung, ihre innere seelische Auswirkung und tragische Zielstrebigkeit. Insbesondere der letzte, in der Unterwelt spielende Akt, dem Gedankengehalt nach freilich der reichste und selbständigste, ertrinkt in Gefühl und Klage. Da tritt Admet selbst der zum Hades hinabsteigenden Gattin entgegen, um sie mit Beteuerungen seiner Liebe und Sehnsucht zu sich und den Kindern zurückzulocken. Sie aber ist schon von den Fittichen der Ewigkeit berührt, schon mehr in einem neuen als in dem alten verlassenen Leben heimisch und schüttelt die Lockrufe mit einem letzten flüchtigen Erbeben wie etwas Fernes, Fremdes, Überwundenes von sich ab, das für ihre neue Wandlung keinen Wert mehr hat. Vielleicht wäre hier, in diesem christlichen oder buddhistischen Motiv der Seelenwandlung, das Pfropfreis zu finden gewesen, das den alten Stamm zu neuer Blüte hätte bringen können; im letzten Akt aber kann es unmöglich noch fruchtbar werden, wirkt es bei aller gedanklichen Schönheit nur noch wie Schmuck und Anhängsel. Ein neuer junger Goethe würde es vor dieser sentimentalen Erweichung des gesunden Altertums, das dem wiedervereinigten Paar ein zweites herzhaftes Eheglück gönnte, leicht haben, eine neue spöttische Farce zu schreiben: »Götter, Helden und — Prechtl« ... Ich bin mir nicht sicher, ob das Schauspielhaus sich jedem so willig erwiesen hätte wie diesem angesehenen und einflußreichen Verfasser. Es steuert doch jetzt eigentlich nach andern Ufern als nach der klassi-

Aufn. Zander & Labisch, Berlin

Tilla Durieux als Alkestis in der Titelrolle des gleichnamigen Schauspiels von Robert Prechtl (Staatstheater in Berlin)

Aufn. Manecke & Mai, Berlin

Raoul Aslan als Fernando und Thea Kasten als Lucie in Goethes »Stella« (Kammerspiele in Berlin)

zistischen Epigonendramatik. So kam es auch wohl, daß die Darstellung recht ungleich war: neben Pohls übernaturalistischem Vater Pheros stand die kühle, aber stilsichere Alkestis der Durieux, neben dem männlich beherrschten Admet Wintersteins der recht schulmäßig deklamierende Thanatos Sommerstorffs und der kokette, von dem Dichter freilich gar zu stiefmütterlich behandelte Herakles Ledebours, aufgeputzt, als käme er stracks vom Spinnrocken der Omphale und nicht von der Bändigung des Minotauros. Schön und erhaben aber waren die Bühnenbilder des Totenrichteramts und des Abstiegs in die Unterwelt, ein neuer Beweis, wie ernst die neue Leitung daran arbeitet, den letzten Rest eines seelenlosen Herkommens abzustreifen.

Fünf neue Stücke des jungen, zum Teil eben erst flügge gewordenen Geschlechts — über Vernachlässigung darf sich die zeitgenössische Dramatik diesmal nicht beklagen. Doch auch den Klassikern wurde ihr Recht. Die Kammerspiele brachten eine Aufführung von Goethes »Stella« mit dem diesem »Schauspiel für Liebende« und der damaligen Lebensstimmung seines Dichters allein angemessenen versöhnenden Schluß von 1776. Sie schufen damit ein Juwel dramatischer Kammermusik in Spiel und Spielleitung, scheinbar mühelos und doch wohlüberlegt bis in den leisesten Ton gelenkt von dem unsichtbaren Taktstock eines Meisters, der jede Nerve der Goethischen Jugendprosa späht und auf den Saiten des dichterischen Gefühls ebenso sicher spielt wie auf dem Instrument der Darsteller: voran der beiden Frauen Helene Thimig (Stella) und Agnes Straub (Cäcilie). Auch der verwöhnteste Feinschmecker konnte von dieser Tafel Reinhardtischer Genüsse nicht anders als mit Dank und Bewunderung für den Gastgeber aufstehen.

Bürgerlicher war der Tisch in der Volksbühne mit Kleists »Käthchen von Heilbronn« bestellt, aber auch hier bis auf ein paar Nebenrollen alles Wichtige sauber und gediegen. Kayßler als Graf Wetter vom Strahl wie ein deutscher Ritter von Thoma blond, blank, aufrecht und mannhaft-kindlich, Charlotte Schulz ein frisches, naturhaftes, nur ein wenig zu helles Käthchen, dem man die nachtwandlerische Verträumtheit nicht recht glaubt. Der melusinenhafte Einschlag, den der Dramaturg Dr. Anwand durch die heraufgeholte ursprüngliche Fassung zweier Szenen wiederhergestellt hatte, wäre noch überzeugender zur Geltung gekommen, wenn das Spiel der Kunigundendarstellerin etwas mehr vom Dämonischen gehabt hätte.

Mehr noch durch die burlesken Nebenrollen des Dieners (Hermann Thimig) und der Zofe (Carola Toelle) als durch das aristokratische Liebesränkespiel des echt spanischen Mantel- und Degenstücks ergötzte im Deutschen Theater Calderons »Dame Kobold«, zumal da sie durch Hofmannsthals freie Übersetzung (Berlin, S. Fischer) ihrer steifen Grandezza entkleidet und in ein behendes, bald keck gerafftes, bald anmutig gefälteltes Vers- und Prosagewand gesteckt war.

Deutsche Lustspiele sind immer noch selten. Man muß schon mit Mittelware zufrieden sein. Besonders wenn das Stück einem jetzt in der Luft, besser gesagt vor der Tür liegenden Stoff so viel Humor abgewinnt wie Arnolds und Bachs vom Lustspielhaus aufgeführter Schwank »Zwangseinquartierung« und sich für seine aus Wohnungsnot und Streikluxus geschürzte Handlung eines so munteren Hauptdarstellers wie Arnold Rieck erfreut.

Im übrigen muß der unvermeidliche Bernard Shaw wieder herhalten, der während des Krieges wenigstens so klug und anständig war, seinen britischen Landsleuten nicht zarter aufzuspielen als uns. Das Deutsche Theater spielt seine von lebensreifem Humor durchsonnte »Candida«, das Lessingtheater den »Pygmalion« und »Frau Warrens Gewerbe«, diese Verherrlichung eines lebenstapferen jungen Mädchens aus böser Familie, das den Mut hat, sich auf eigne Füße zu stellen, sich ohne überflüssige Sittenrichterei, aber auch ohne Rührseligkeit von der lockeren Geschäftsmoral und dem straffen Geldbeutel der Mutter zu trennen und das Herz fest in die Faust

zu nehmen. Diese Vivie spielte Dagny Servaes, und damit zog Leben, Freiluft und Sonnenschein in die sonst schon etwas muffig gewordenen Wände dieses »ungefälligen Stückes« von 1896. Heute, nach fünfundzwanzig Jahren, sind die sozialmoralischen Reden, die Shaw für den absoluten Wert der Persönlichkeit hält, schon etwas abgestanden, frisch wie damals aber ist die äußerst geschickt geführte Handlung und die meisterhaft aufeinander abgestimmte Auslese interessanter Gesellschaftstypen. Es brauchte uns nicht zu wundern, wenn heute oder morgen das Kino seine Fangarme nach dem Stück ausstreckte.

Den gewaltigen russischen Gewissensethiker Dostojewski hat es schon in den Krallen. An demselben Abend, da das strebsame Neue Volkstheater eine dramatische Bearbeitung seines großen unvollendeten Familienromans »Die Brüder Karamasoff« brachte, mußte dies metaphysische Werk, darin Gott und Teufel auf dem Boden des Menschenherzens kämpfen, in der Ufa am Zoo, der Königin der Berliner Kinobühnen, den freilich von jener ziemlich rohen und plumpen Kriminalisierung nur kurzen Weg zum Maxim-Film gehen, eskortiert von einer Elite — hier sind nur Fremdwörter am Platze — »erstklassiger Akteure«, wie Emil Jannings, Werner Krauß, Fritz Kortner, Hermann Thimig u. a.

Doch wohin gerat' ich? Seit dem November 1918 ist vieles salonfähig geworden, von dem wir uns das vorher nicht träumen ließen, warum nicht auch das Kino? Aber salonfähig ist noch nicht literaturfähig. So gönne ich den Rest der »Dramatischen Rundschau« lieber einer Tänzerin, einem Stande, der ja wohl längst zum Literaturadel zählt.

Wenn sich früher Tänzerinnen oder »Balletteusen«, wie man lieber sagte, herbeiließen, ihre Erinnerungen, nein, ihre »Memoiren« zu schreiben, so durften Leser und Leserin auf aller prickelnde Histörchen hoffen. Damit ist's heute nichts mehr. Das Handwerk der Terpsichore ist genau so ehrsam und ernsthaft geworden wie das Thaliens oder Melpomenes, und fast fühlt man sich manchmal versucht, ihren Jüngerinnen ein wenig von dem alten Leichtsinn an Stelle der neuen Gelehrsamkeit zu wünschen, an der viele von ihnen schwer zu tragen haben. Aber wir dürfen nicht vergessen, daß die Tanzkunst in den beiden letzten Jahrzehnten eine gründliche Wandlung durchgemacht hat, und daß es dabei selten ohne graue Theorien oder gar — man denke an Isadora Duncan — einen Anflug von Gouvernantenhaftigkeit abgeht. Andre freilich haben sich bei aller Kunstbewußtheit und allem Reformeifer ihre Frische bewahrt, selbst wenn sie Bücher über sich und ihre Kunst schreiben. Zu ihnen gehören die Schwestern Wiesenthal, die vor zehn Jahren aus Wien, der Krönungsstadt des deutschen Tanzes, nach Norddeutschland kamen und gleich den Engeln in Hauptmanns »Hannele« am Saum ihrer Kleider ein erstes Duften des Frühlings mitbrachten. Und nun erzählt die älteste der drei, Grete Wiesenthal, aus ihrem Leben, genauer aus ihrer Kindheit, von ihrem »Aufstieg« bis zu dem ersten durchschlagenden Erfolg ihrer selbständigen Ideen (Berlin, Ernst Rowohlt; mit 6 Bildnissen, wovon S. 432 zwei Proben).

Wie bürgerlich war das alles! Als eine der fünf Töchter des Wiener Kunstmalers Franz Wiesenthal kommt sie zur Welt, spielt, nascht, liest, lernt, träumt, singt und betet wie die andern Kinder ihrer Bekanntschaft, nur daß sie früh schon all ihr Tun und Lassen mit mehr Gefühl und Phantasie erfüllt und einen — scheinbar vom Vater erworbenen — leidenschaftlichen Drang zur Heiterkeit in sich spürt, der den reinsten Ausdruck in ihrer Musikliebe findet. Das Ballett »Rund um Wien« flößte der Achtjährigen zuerst den Wunsch ein, Tänzerin zu werden, und seit dem Tage betrieb sie die Erfüllung dieses Wunsches so ernsthaft und hartnäckig, daß sich die anfangs

Aufn. Zander & Labisch, Berlin

Hermann Thimig und Carola Toelle in Calderons Lustspiel »Dame Kobold« (Deutsches Theater in Berlin)

Grete Wiesenthal. Aus dem ersten Jahre ihrer Tanzstudien im Wiener Opernballett

heftig widerstrebenden Eltern endlich fügen und das Kind in die Ballettschule der Wiener Hofoper geben mußten. Es war eine Zeit des Niedergangs für das Ballett damals, ja für die Tanzkunst überhaupt. Was man so nannte, war nicht viel mehr als zur Schablone erstarrter Kitsch. Man ging in die Oper und ließ sich das Ballett als Zugabe gefallen, weit entfernt, etwas andres darin zu suchen als eine mehr oder weniger harmlose Unterhaltung der Sinne durch bloßgestellte weibliche Körperreize oder akrobatische Kunstfertigkeiten dressierter Gliedmaßen. All das mußte nun auch Grete Wiesenthal durchmachen, so heilig-ernsten Eifers sie bei der Sache war und so schnell sie vorwärtskam. Immer wieder dieselben Übungen an der Stange und dann frei ohne Stange, nie auch nur von dem bescheidensten tänzerischen Geist erfüllt. Schon als Vierzehnjährige erkannte sie das so deutlich, daß sie nur mit Bangigkeit auch ihre jüngere Schwester Else diesen Beruf einschlagen sah. Aber sie hatte sich's nun mal in den Kindskopf gesetzt, Primaballerina zu werden, und so mußte sie hindurch. Kaum fünfzehn Jahre alt, wurde sie Tänzerin des k. k. Hofballetts mit 40 Kronen Monatsgehalt, 8 Kronen Schuhgeld und 2 Kronen Spielhonorar; bald darauf durfte sie in dem Ballett »Wienerwalzer« die kleine Rolle der »Jugend« tanzen und fühlte hier zum erstenmal ihre Empfindung bis in die höchste Blüte, zu einer Einheit mit Licht und Ton emporschießen. Gustav Mahler, der damalige Direktor der Hofoper, förderte sie, mehr noch durch seine mustergültigen Opernaufführungen als durch seine im Keim steckengebliebenen Ballettreformbestrebungen, und auch das Gastspiel des russischen Balletts gab ihr mancherlei Anregungen, wenn ihm auch damals noch die geniale Regie Fokins fehlte. Mittlerweile war Grete zur »Koryphäe« aufgerückt, mit 120 Kronen Monatsgehalt, und durfte unter Alfred Roller schon allerlei wichtigere Rollen tanzen, um die sie die Älteren beneideten. Dabei wurde sie sich jedoch nur noch mehr bewußt, daß ihre innerste Sehnsucht nach künstlerischem Ausdruck unbefriedigt blieb, und immer weniger sah sie den Weg, den ihr Tanz suchte, in ihrem Beruf als Ballettänzerin. Hingegen konnte sie plötzlich in den überschwenglichen Linien der Blumen eines schönen Herbariums Tänze erschauen, wie sie ihrer Sehnsucht vorschwebten, oder in der Oper, in den Bewegungen der geistvollen Sängerinnen Bahr-Mildenburg und Gutheil-Schoder mehr vom wahren Tanz ahnen als bei ihren glänzendsten Kolleginnen. Gewisse Pas, die sie bisher harmlos mitgemacht hatte, erschienen ihr nun plötzlich unnatürlich und widrig, und bei der Ausführung schämte sie sich ihrer. So entstand in ihr eine übertriebene Scheu und Empfindlichkeit gegen die meisten Ballettbewegungen. Aber gerade durch diese Unfreiheit

sollte sie zur bewußten Freiheit gelangen. Isadora Duncans Auftreten bestärkte sie in diesem Suchen nach Freiheit und Selbständigkeit, wenn sie sich auch bald darüber klar war, daß der Weg dieser Vielgefeierten nicht der ihrige sein konnte. Hilfe kam ihr von andrer Seite: der junge Maler Rudolf Huber führte sie in das Schönheitsreich der Farben und Linien ein und bestärkte sie in dem Entschluß, das eigne Empfinden, d. h. sich selbst zu tanzen. Ein Chopin-Walzer wurde die erste Aufgabe dafür, ein Donauwalzer von Johann Strauß und ein Allegretto von Beethoven folgten. Nun war alles in ihr gelöst, nun wußten sie und ihre Schwestern, die gleich mit dabei waren, den Weg, den sie zu gehen hatten, den Weg des künstlerischen Ausdrucks für das Seelische. Erwin Lang, den sie bald darauf kennenlernte, zeichnete ihr die Kostüme dafür, Kostüme, deren wesentlichste Aufgabe es war, den Körper so wenig wie möglich zu verhüllen und sich ganz der Idee des Tanzes unterzuordnen. Der Theatererfolg, den sie als Stumme von Portici (Fenella) hatte, konnte sie von diesem Wege nicht mehr ablenken: der Entschluß, aus dem Ballett des Hoftheaters auszutreten, war gefaßt, ein neues selbständiges Studium begann, und nach einem Jahre konnten die Schwestern Wiesenthal in einer Tanz-Matinee des »Fledermaus«-Kabaretts ihren ersten öffentlichen, gleich völlig durchschlagenden Triumph feiern. Die Idee von der Schönheit der Körpersprache im Tanz hatte gesiegt. »Wien hatte uns in sein Herz geschlossen,« jubelt die Siegerin. »Von da ging es nach Berlin und weiter in die Welt hinaus.«

Damit enden einstweilen die Erinnerungen Grete Wiesenthals, in die sie, wie in einen rückwärts gewandten Zauberspiegel, das zarte Dämmerglück ihrer Kindheit, selbst mit all seinen kleinen Herzensnöten, aufgefangen hat, ohne Ruhmredigkeit, ohne Eitelkeit und Schaumschlägerei, doch voll feiner Empfindung, glücklichem Humor und voll kluger, wachsamer Selbstbeobachtung.

Die Einseitigen

Mein Schuster, stapft er aus seinem Haus,
Blickt in die Gassen wie Wettergraus;
Ungestört will er am Kneiptisch sein,
Brummelt beim Gläschen in sich hinein.
Doch seine Arbeit hat rechten Schmiß;
Fröhlich vernäht er jeden Riß,
Läßt bei Gesang seine Stunden fließen.
Schafft er nicht, ist er nicht zu genießen.

In der Werkstatt stand ich, die Stiefel zu holen
Mit den geflickten Kriegsnotsohlen.
Pfeifend schlug Lukas die Nägel ein.
Am Fenster, im Märzensonnenschein,
Hing ein verwachs'ner Kamelienstrunk,
Drängte zum Licht seinen knospenden Prunk:
Aber die Kehrseite, böse Schau:
Stachlichte Äste, grau in grau!

„Meister, den hättet Ihr sollen wenden,
Müßte Euch überall Blüten spenden!"

Da schlug er verdächtig auf meine Sohlen:
„Ihr Muster kann jeder vom Gärtner holen.
Meinen Dürrländer hab' ich ins Herz geschlossen:
Wir waren und sind und bleiben Genossen.
Wenn ich ihn lachend im Herbst betrachte:
Schiefe, schwindsüchtige, ungeschlachte
Krüppelkamelie, machen wir Schluß? ...
Mitnichten! Bald reift er zur Sonnenschwester,
Hält an die fünfzehn, zwanzig Nester
Dicker Knospen dem Licht entgegen:
Hat eine Seite mit lauter Segen.
Jedes Knöspleins feurige Nasensp[illegible]tze
An dem Besen ersetzt mir hundert Witze.
Die dürre Seite? Die schreckt mich nicht,
Bleibt bescheiden und nimmt kein Licht.
Ist also zwar kein alltäglicher Strauch,
Aber dem Lukas tut's so einer auch."

Plautz! warf er den Stiefel. „Fertig?" — „Gewiß!"
Fehlte nur noch, daß mich Lukas biß.

Kinder, wie reich ist noch Gottes Erden,
Wo Kamelia und Flickschuster Brüder werden!

Max Bittrich

Friedrich Seyer: Der Tod und die Schwester

Von Kunst und Künstlern

Friedrich Seyer: Nirwana; Der Tod und die Schwester; Asket — Ferdinand Georg Waldmüller: Johannisandacht — Richard Harlfinger: Markt in Mödling — Fritz Preiß: Markt in Wismar; An der Weideudammer Brücke in Berlin — Konrad von Kardorff: Bildnis meines Vaters — Friedrich Lißmanns Tierbilder

Bei den drei Abbildungen, die in diesem Hefte nach Zeichnungen von Friedrich Seyer erscheinen, sind wir uns bewußt, den Weg des Geläufigen und allgemein Anerkannten zu verlassen, ja vielleicht manchen Leser durch den mystischen Zug einer abseits gehenden Phantasie ein wenig zu erschrecken. Aber eine Zeitschrift hat Verpflichtungen auch gegen solche Künstler, die, wie dieser noch in der Entwicklung stehende und nach der Eigenart seiner Begabung tastende, gleichsam traumhaft und mit nachtwandlerischen Schritten den vor ihrem inneren Auge auftauchenden Bildern nachgehen, auch wenn sie, wie wir uns in diesem Falle nicht verhehlen wollen, noch nicht über die ebenbürtige oder auch nur ausreichende Gestaltungskraft für ihre Gesichte verfügen. Seyer selbst empfindet seine Bilder als Eingebungen einer geheimnisvoll verhüllten Macht,

die außer ihm ist und seinen manchmal widerstrebenden Willen gebieterisch zu ihren Zielen leitet. Auf Spaziergängen durch die schweigende Stille der märkischen Landschaft — so erzählt er uns — kommt es vor, daß ihm plötzlich ein landschaftliches Motiv, eine kleine dunkle Schlucht, eine Kieferngruppe, eine Wolkenbildung, ahnungsvoll zuwinkt, als habe es ihm mehr zu sagen, als »in Wirklichkeit« darinsteckt. Vor seinem geistigen Auge ranken sich dann wohl zauberhafte Blumen empor, oder zarte schimmernde Figuren steigen auf, die sich mehr und mehr von der Natur lösen, wenn sie dort auch ihre Wurzeln behalten, und sich dann daheim wie von selbst, jedenfalls ohne bewußte Kompositionsabsichten des Zeichners, in freien Phantasiebildern niederschlagen, die mit ihren Umrissen gleich auch ihre Farben fertig mitbringen. Ändern läßt sich an solchen »Geschenken einer feierlichen Macht« nachträglich nichts, denn alles erscheint dem Künstler organisch und notwendig. Alte deutsche Meister, aber auch japanische und ägyptische Vorbilder mögen ihm dabei über die Schulter gesehen haben, wie er selbst gern bekennt, daß ihn das Studium indischer Werke zum Mystiker gemacht habe, der sich gern in das Dunkel der Askese, des Todes und des Jenseits versenkt. Doch auch die Musik, vor allem die phantasievolle Heiterkeit Mozarts, ist ihm eine vertraute Welt. Wir werden nach einiger Zeit ein paar Zeichnungen Seyers bringen, die ihn als Wanderer und Sucher auf diesen lieblicheren Wegen begleiten.

Den Österreicher Ferdinand Georg Waldmüller (1793—1865) schätzen wir heute hauptsächlich als meisterhaften Bildnismaler, dem es wie wenigen gegeben war, in seinen Bildnissen nicht nur lebensvoll erfaßte Einzelpersönlichkeiten zu schildern, sondern in ihnen zugleich den Charakter und die Lebensstimmung einer ganzen Zeit festzuhalten. Aber auch als Genremaler ist er eigen und liebenswert. Mögen manche dieser Bilder das Anekdotische zu stark betonen und uns in der Anordnung etwas theatermäßig und kulissenhaft anmuten, sie sind doch alle ehrlich erfühlt und aufrichtig erdacht. Der Natur und der Erde nahe, hat es sich Waldmüller nie einfallen lassen, den Bauer und seine Sitten zu einem Spott- oder auch nur Vergnügungsgegenstand für die billige Überlegenheit des Städters herabzuwürdigen. Vielmehr malte er den Bauer als den, der dem wahrhaften Leben am nächsten ist, der an den Quellen und Wurzeln des Daseins sitzt und mit seiner Hände Fleiß das pflegt, was wir alle als des Lebens Notdurft und Nahrung nicht entbehren können. Seine Kunst, meinte er, solle daran erkannt werden, daß sie in Beziehung zum Brechen des Brotes stehe, wie er auch den Ausspruch tat, daß »alle Künste zuerst und zuletzt auf Bodenkultur durch Menschenhand beruhen, dann erst auf Anmut, Würde und Menschenliebe«. Seine Wiege hatte zwar in Wien gestanden, aber in seinem inneren Wesen fühlte er sich nicht als Städter, sondern als Bauer, verschwistert mit der Ackerkrume, den Bergen und den Bäumen des Waldes. So brachte er immer wieder Darstellungen des ländlichen Lebens: Heimkehr vom Felde, Kirchgang und Bauernhochzeit, Kinder bei einer Bütte Weintrauben, Pfändung und Notverkauf, Christbescherung und Großvaters Geburtstag, Fronleichnamsfest, Versehgang, Abschied vom Elternhaus, Rückkehr von der Kirchweih — das sind nur ein paar Titel solcher ländlicher Sittengemälde. Die Johannisandacht aus dem Jahre 1844 ist eins der innigsten und lieblichsten Bilder dieser Art. Die Art des Porträtisten, der jedem Menschenkinde, Kleinen und Großen, sein eignes persönliches Leben gönnt, vereinigt sich hier mit der Kompositionsgabe des Genremalers, der alles Einzelne wiederum in einen einzigen Gefühlsausdruck zusammenfaßt und uns in dem Augenblicksbilde ein dauerhaftes Stück Sittenleben sehen läßt. Dabei ist auch das Landschaftliche, besonders die Luftstimmung, immer mit Liebe behandelt, und zumal die noch ein klein wenig frostige Keuschheit des jungen Frühlings hat an Waldmüller einen Maler gefunden, der, ohne irgendwie der sentimentalen Pose zu verfallen, aus jedem solcher Bilder ein Gedicht zu machen weiß.

Die nach ihm kamen, malten herzhafter, kräftiger und gegenständlicher. Auch in Österreich. Ich denke, er nimmt es nicht übel, wenn ich den jungen Richard Harlfinger in diese Reihe stelle, ihn, von dem wir letzthin ein Hallstädter Bild und früher schon (Septemberheft 1919) eine Ansicht von Innichen gezeigt haben. Seine Stoffe, österreichische Landschaften, gelagert um einen bestimmten landschaftlichen Punkt, und österreichische Stadtplätze, belebt von heimischer Bevölkerung, liegen zwischen dem, was Waldmüller und sein Zeitgenosse Rudolf Alt pflegten, aber mit der immer etwas altväterisch-biedermeierischen Poesie Waldmüllers ist in seinen Bildern, wie der Marktplatz in Mödling beweist, auch die zimperliche Zartheit überwunden, die Alts Städtebilder so duftig, aber auch für unsern Geschmack manchmal ein klein wenig zag und dünn erscheinen läßt.

Norddeutsche Luft ist es, die uns aus den Städtebildern von Fritz Preiß anweht. Da ist der Markt in Wismar mit der seltsamen grünbedachten »Wasserkunst« im Mittelpunkt und der massigen frühgotischen Marienkirche im Hintergrund. Wie diese Bauten von einem derben, kernigen Leben zeugen, so ist auch das breite, behäbige Marktgetriebe von einer norddeutschen Ruhe und Saftigkeit, in der man den Atem des nahen Meeres zu spüren glaubt. Wie flimmernd und nervös dagegen das Berliner Großstadtbild der Weidendammer Brücke!

Zu grell, zu bunt für die Berliner Luft, meint man zunächst. Und in der Tat sind die Tage zu zählen, wo sich unter norddeutschem Himmel die Farben so hart absetzen und die Umrisse so scharf hervorspringen. Nur an ganz hellen, wolken- und dunstlosen Sonnentagen ist das der Fall, und auch dann wollen solche Augenblicke im Fluge erhascht sein. Aber dies Ergreifen eines seltenen flüchtigen Augenblicks, wo ein alltägliches Bild plötzlich ein überraschend neues Gesicht zeigt, ist von jeher die Freude der Maler gewesen. Früher lohnte sich das für sie scheinbar nur in Paris oder in Italien; dann entdeckten sie, daß man es auch daheim in Deutschland haben könne, und fanden den Mut, es zu malen. Und was geschah? Allmählich mußten sich auch unsre Laienaugen dazu bequemen, die Wahrheit solcher »Impressionen« einzusehen und neben dem sprichtwörtlich grauen und trüben Berlin ein malerisches gelten zu lassen, das so gut seine farbigen Schönheiten hat wie jede andre Großstadt.

Konrad von Kardorff zählt längst zu unsern sichersten und ausdrucksvollsten Bildnismalern. Dabei hat er eine Intimität der Auffassung, die von seinen Bildnissen alle repräsentative Steifheit fernhält. Das Bildnis seines Vaters, des bekannten Politikers, ist ein Meisterstück vornehmster, überlegtester Charakteristik und scheint doch ganz dem lebendigen Augenblick eines Gesprächs abgelauscht zu sein, so natürlich, ungezwungen und geistig belebt steht dieser jugendliche alte Herr vor uns.

Den der Kunst so früh entrissenen Hamburger Tiermaler Friedrich Lißmann würdigt in diesem Hefte ein bekannter Zoologe oder »Tiergärtner«, wie er sich gerne nennt, und der Name Ludwig Hecks bürgt dafür, daß jedes dieser bewundernden Worte sich auf die gründlichste Kenntnis der von Lißmann in der ihnen gemäßen Natur dargestellten Vögel stützt. Aber auch der künstlerischen Auffassung und Gestaltung der Lißmannschen Bilder wird Hecks Aufsatz gerecht, gehört es doch zu den Verdiensten des Direktors des Berliner Zoologischen Gartens, in seinem Wirkungs- und Verwaltungskreise stets auch die mit der Natur so eng zusammenhängende bildende Kunst gepflegt zu haben, mit der ihn schon aus seiner Geburtsstadt Düsseldorf her ein enges Band des Verständnisses und der Liebe verknüpft. So sei hier nur noch nachgetragen, daß im Hanseatischen Kunstverlage in Hamburg, dem wir die Erlaubnis zur Wiedergabe der Lißmannschen Bilder verdanken, neben den großen im Text des Aufsatzes erwähnten kostbaren Kunstmappen auch eine Reihe von farbig getönten Postkarten nach Lißmanns Bildern erschienen ist, und daß es dort auch ein Büchlein mit einem kundigen und liebevollen Lebensbilde des Künstlers von Mia Lenz gibt, das von 72 in Tondruck wiedergegebenen Bildern begleitet ist. So hat der künstlerisch angeregte Tier-, zumal Vogelfreund die bequemste Gelegenheit, sich je nach Geschmack und Geldbeutel näher mit dem Lebenswerk dieses Künstlers bekannt zu machen. F. D

Friedrich Geyer: Kopf eines Asketen

Meine Mutter

Meine Mutter hat ganz weißes Haar
Und ein schönes altes Gesicht.
Erzählt sie mir, das klingt so klar!
Das ist wie ein liebes Gedicht:

Als jung eine andere Jugend war
Und sie darunter ging:
Wie man da dachte, und wie da war
Anders so manches Ding.

Du machst die Welt mir lebensklar —
„Nein, die Fußbank drückt mich nicht“ —
Und ich habe so lieb dein weißes Haar
Und dein schönes altes Gesicht!

Carl Meißner

Literarische Rundschau

Max Dreyer: »Die Insel« — Julius R. Haarhaus: »Maculaturalia« — Isolde Kurz: »Traumland«; »Deutsche und Italiener« — Franz Dülberg: »Die Nachbarn« (1. Band: Holland) — Wilhelm Schäfer: »Lebensabriß« — Arthur Rehbein: »Rheinische Schlendertage« und »Wunder im Sande« — C. A. Loosli: Ferdinand Hodler — Holbein- und Kreidolf-Mappe

Winkelglück hieß ein Buch, das in den Tagen erschien, da der Weltkrieg auf seiner glühenden Höhe stand, und das sein Glück zur Hälfte schon durch diesen glücklichen Titel machte. Denn die Menschen fingen damals an, der ewigen Kriegsgeschichten müde zu werden und wieder auf leisere und sanftere Dinge zu horchen. Max Dreyer hat die Marktmache der Kriegsepik nie mitgemacht; aber auch er hat damals in zwei großen Romanen aus den Befreiungskriegen oder vielmehr der darauffolgenden schwer lastenden Friedenszeit Parallelen zur Gegenwart gesucht, um unserm Hoffen und Bangen eine Stimme zu geben. Jetzt zieht er sich vom hohen Meer wieder auf seine »Insel« zurück und hat damit einen der gegenwärtigen Zeitstimmung trefflich gehorchenden Titel für seine neue Novellensammlung (Leipzig, L. Staackmann; geb. 11 *M*). Sieben »Geschichten aus dem Winkel« begegnen sich da, alle abseits vom großen Weltgeschehen daheim, fern von Politik, Staatsumwälzung und Weltrevolution, wohlbehütet vor den wilden Sturmfluten dieser schicksalswütigen Tage. Und man muß sagen, die behagliche, dem Kleinen, Unscheinbaren und Verborgenen zugewendete Art dieses Mecklenburgers kommt hier erst recht zur Geltung. Ist man nicht sofort daheim in einer unsrer alten Hansestädte, in Rostock oder Lübeck, wenn er von dem lustigen Schalk, dem alten, vierundsiebzigjährigen Senatorenabkömmling Martin Overbeck erzählt, der nach einem lustigen, von Leichtsinn und Verwegenheit nicht freien Leben seine letzten ihm noch vergönnten Tage in dem kleinen Altersheim von St. Marien verbringt und dort an seiner einzigen gleich alten Gesellschafterin, der einst so stolzen Senatorentochter Fräulein Agnete Sußeroth, die das Schicksal in den gleichen Topf geworfen, zu den verdufteten neunundneunzig Lieben wider alles Erwarten noch die hundertste erlebt? Die seit sieben langen Jahren nicht gelacht hat, lernt bei ihm wieder die Fröhlichkeit, überwindet sogar ihre altjüngferliche Abneigung gegen den Tabaksqualm und segnet schließlich ihr Dasein, indem sie die vom Munde abgesparten hundert Mark — eigentlich sollten sie für ein besseres Begräbnis sein — für hundert Renatas, seine Lieblingssorte, opfert, die er nun, jeden Tag eine, langsam aufraucht, bis mit der letzten auch sein Leben und seine Erinnerungen zur Asche, zur reinen, schlohweißen Asche werden. Andre Geschichten des Bandes sind flüchtiger, skizzenhafter und anekdotischer. Da ist die mutige Heldentat des kleinen Gänsehüters Müte Lührs, der vom Bussard, seinem Freund, das Fliegen lernen wollte und sich dem Angeschossenen nach ins tiefe Moor stürzt, während die törichten Menschen meinen, er habe die Jägerin, die Baronesse, gegen den Vogel verteidigen oder ihr die Beute sichern wollen, und ihm dafür ein prunkvolles Denkmal setzen; oder die Burleske von dem Dichter, der nicht für seine Verse, wohl aber für die Rassetüchtigkeit seiner Bulldogge (»Verdienste um die Landeszucht«) einen Orden bekommt, diesen Orden aus gekränktem Übermut seinem Hunde um den Hals hängt und dank dieser fürstenfeindlichen Herausforderung von den Spießbürgern der Residenz zum Revolutionsführer erkoren wird; oder das Erlebnis des kleinen Bob, des Deutschverderbers, der seine Genugtuung für die Strafpredigten seines gestrengen Herrn Vaters feiert, als er eines Tags über die Theaterrezensionen gerät, in denen der Vater, ein dramatischer Schriftsteller, gerade seiner schauderösen Sprache wegen gehörig ausgeeselt wird; oder das fröhliche Abenteuer von Fritz Micheels, dem tapferen Turmbläser, der noch im letzten Augenblick dem dicken Bäckermeister die Braut abjagt. Eine Geschichte ist in dem Bande, die höhere Ansprüche macht und mit ihrem aus Trotz und Entsagung gemischten Lebensernst fast ans Tragische streift. Das ist die Geschichte von der »Insel«, die mit Recht dem Ganzen den Namen gegeben hat. Eine Erzählung von ehelicher Eifersucht, die eine Weile im Gleis des Fuhrmanns Henschel und der Hanne Schäl fährt, dann aber — und da erst wird sie schön, stolz und groß — zu jener inneren Überwindung der in ihrer Ehre und Würde gekränkten Frau aufsteigt, die die bis dahin Heimat- und Wurzellose erst ihres Frauenberufs würdig, erst reif für ihr Schicksal und genesen macht von der Heimwehqual ihrer Seele ... Dreyer zeigt auch hier seine alte sichere Vertrautheit mit der Natur, mit Land und See, mit Tieren und Menschen, weiß die leidige Sentimentalität, die dem Mecklenburger oft im Nacken sitzt, kräftiger als sonst bei der Kehle zu packen und läßt das Sinnliche, mit dem er gern liebäugelt, mit Ausnahme einer recht mißlungenen Geschichte, nur in einer so bescheidenen Dosis zu, daß es nicht Selbstzweck wird, sondern bloß Reiz und Würze bleibt.

Es scheint, als wolle unsre Zeit wieder die feine, lange verschmähte Kunst lernen, Märchen zu erzählen. Nicht bloß zu erzählen, auch zu erleben. Ein junger Leipziger Buchhandlungsgehilfe versäumt in seinem Arbeitseifer die abendliche Sperrstunde, findet sich über Nacht mit tausend alten und jungen Büchern in sein Antiquariat

eingeschlossen und erlebt oder träumt nun da, wie die Elzevirs und Cartesiusse, die Reclams und Meyers — Ullsteine führt die Handlung augenscheinlich nicht — Beine, Leiber und sogar — Köpfe bekommen, wie sie teils grob, teils zärtlich aneinandergeraten, sich dann aber zu einer Art parlamentarischer Versammlung vereinigen, in der darüber beraten werden soll, wie das Ansehen des Bücherstandes zu heben und ein lebhafteres Interesse für die Literatur zu erwecken sei. Na, da sind die Ansichten natürlich sehr geteilt, und es würde unter den Büchern schwerlich weniger hitziger zugegangen sein als unter den Parlamentariern der deutschen Republik, wenn nicht der Vorschlag gemacht worden wäre, den zum Präsidenten erkorenen Don Quijote von 1605 lieber seine Schicksale berichten zu lassen. Das tut er denn auch nach Herzenslust und mit all der Romanphantasie und Erzählergabe, die er seinem berühmten Titel schuldig ist. Oh, er kam weit herum, sah der Länder und Völker viel, vernahm Lachen und Weinen, Liebe und Haß, erlebte Geburt und Grab, Glanz und Elend, Verachtung und höchste Verehrung, nur — lesen wollte ihn keiner von all seinen vielen Herren, auch der englische Lord-Bibliophile nicht, der doch schon hundert Gulden für den alten zerbeulten und verschlissenen Band gezahlt hat und alle nur auftreibbaren Ausgaben des »scharfsinnigen Junkers« besitzt. Der erste, der ihn wirklich las, war ein deutscher Dorfschulmeister; der aber übersetzte ihn gleich bei Braunbier und Tabaksqualm in gereimte Verse und verkloppte ihn dann, als er seine Schuldigkeit getan, an den Leipziger Antiquar, allwo nun Robert Schmittlein, unser Traumheld, nächtlicherweile seine Geschichte vernimmt ... Das Märchen, »M a c u l a t u r a l i a« genannt und mit viel Witz, glücklichem Humor und auch ein wenig Bosheit erzählt von J u l i u s R. H a a r h a u s (Leipzig, H. Haessel), hat aber noch sein novellistisches Doppelschnörkelchen. Zu Schluß kommt es zu einer regelrechten Verlobung, nein, Vermählung sogar: die sich »kriegen« oder vielmehr auf Bestellung einer freundlichen Kundin in einen Band gebunden werden, heißen Peter Schlemihl-Chamisso und Bezauberte Rose, geb. Schulze. Und der traumbeglückte Jünger der Brüder Sosius, dem hinfort seine Bücher nicht mehr als tote Handelsobjekte, sondern als vernunftbegabte Wesen erscheinen, erhält von seinem Prinzipal eine freiwillige Gehaltsaufbesserung. Schon deswegen, prophezeie ich, wird dies artige »Märchen für Bücherfreunde« einmal zu den Rarissima zählen.

Die Wasser vom Traumland sind wunderbar,
Wie keine Gewässer der Erde.
Drin spiegelt sich alles, was ist und war,
Sie wallen und waschen die Seele klar
Von des Tages Staub und Beschwerde ...
Die Großen, die Göttlichen weilen dort,
Von denen die Dichter gesungen,
Sie tauschen gesellig dir Gruß und Wort,
Und du wandelst mit ihnen am blumigen Ort,
Wie von gleichem Stamme entsprungen.
O Glück, das weit aus der Welt entwich,
O Jugend, die stieg zu den Schatten,
Gestirn der Lieb', das hier verblich,
Ihr fliegt mir voraus, ihr erwartet mich
Auf Traumlands seligen Matten.

So leitet I s o l d e K u r z ihr Buch »T r a u m l a n d« (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt) ein, und wir sind gleich aufs lieblichste davor gewarnt, hier etwa einen wissenschaftlichen Beitrag zu der jetzt so hoch in Blüte stehenden sexuellen Traumforschung zu erwarten, die ihren Meister in dem Wiener Physiologen Freud verehrt. Aber auch vor dem Fall ins krankhaft Mystische und leichtsinnig Spekulative darf man bei Isolde Kurz sicher sein: so gut sie sich mit »Jovis Schoßkind«, der Phantasie, von jeher gestanden hat, im Grunde ist sie doch immer die Tochter ihres lebenstüchtigen, hellblickenden und klardenkenden Vaters Hermann Kurz geblieben und nicht so leicht gesonnen, den Verstand und die Vernunft zu verleugnen. Dichterin freilich bleibt sie auch hier. Denn nach einer frei und klug ausblickenden Einleitung über die Welt des Traumes, die es für unsre Geistes- und Seelengeschichte bedauert, daß man dem Traumleben in früheren Zeiten so wenig ernstere Beachtung geschenkt hat, läßt sie im Gegensatz zu der jetzt bevorzugten kriminellen und medizinischen Auslegung des Traumes diesen »Gast aus der hürnenen Pforte« als selbstherrlichen Dichter spielen, indem sie aus ihrer langjährigen Traumchronik wohl hundert eigne und fremde Träume erzählt. Ohne Zutaten, nur mit Auswahl der zusammenhängendsten, sinnreichsten und bedeutsamsten. Denn der Traum f o r s c h u n g möchte am Ende auf ihre Art auch sie dienen. Welch buntes und lebendiges Gespinst sich da vor unsern Augen bewegt! Heitere und ernste, häusliche und exotische, liebliche und schaurige, lyrische und dramatische, wahrsagende und foppende, zart ahnungsvolle und brutal deutliche, symbolische und abgeschmackte, zukunftsvolle und vergangenheitsselige, Wach- und Tagesträume. Manche davon sehen fast wie kleine Novellen aus oder scheinen nur des letzten leisen Anstoßes zu bedürfen, um sich zu einer Geschichte zu kristallisieren. Daß es eine Dichterin ist, die hier träumt, spürt man am deutlichsten an den Gelehrtenträumen, die im Anhang mitgeteilt werden, deren einer uns sogar auf zwei Seiten im Blitztempo durch die ganze Menschheitsgeschichte führt. Das schönste dieser Traumstücke steht zu Schluß; kein eigner, sondern ein fremder Traum: wie eine junge Dame durch ein Traumerlebnis den Mut gewinnt, mit ihrem Verlobten zu brechen, der nichts Tieferes für sie empfand, sie nur in ein äußerliches und ober-

flächliches Augenblicksgefühl verstrickt hatte. Damit wäre dann wohl auch die seelische Hilfs- und Befreiungskraft des Traumes belegt, und das ist gewiß das Wertvollste, was man von ihm erwarten darf.

Ihre lieblichsten und beglückendsten Träume hat Isolde Kurz unter italienischem Himmel geträumt. Nach Italiens Eintritt in die Reihe unsrer Gegner werden sie zu Sehnsuchts-, aber auch Qualträumen, da die traumhafte Versetzung der Seele an Orte, die durch dreißigjährige Erinnerungen verschönt sind, fast immer durch aufregende Straßenszenen, Verfolgungen, Verrätereien und Mißhandlungen bestraft wird. Ein schlechter Lohn für all ihre diesem Lande und Volke geschenkte Liebe! Sie hat sich dadurch nicht beirren lassen. Wenn sie über »Deutsche und Italiener« spricht, so genießt sie bei uns allen für dieses Thema ein besonderes Vertrauen, denn wir wissen, daß sie ein Menschenalter lang mit den Italienern unter italienischem Himmel gelebt und doch ihr Deutschtum behauptet hat. Alles, was sie uns über den italienischen Volkscharakter, die italienische Kultur und die italienischen Lebensgewohnheiten zu sagen hat, sei denn auch gerne auf Treu und Glauben hingenommen, so sehr sich manchmal eigne, freilich ungleich beschränktere und zufälligere Erfahrung dagegen auflehnen möchte. Wozu wir aber nicht schweigen können, das sind die Schlüsse, die sie in ihrem Vortrage (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt) für das Verhältnis oder, besser gesagt, die gegenseitigen Verhaltungspflichten der beiden Nationen zieht. Sie vergißt ganz, daß wir es waren, die als Reisende in das fremde Land kamen und deshalb der Kritik ausgesetzt waren, während die Italiener es nicht für nötig hielten, d. h. zu bequem und faul waren, sich auch einmal bei uns umzusehen. Das hätten sie nicht nötig gehabt? Ach, gewöhnen wir uns doch diese dumme Kulturbescheidenheit ab! Als wenn es nicht auch deutsche Städte und deutsche Landschaften gäbe, die genau so gut ihren Stil und damit ihre eigentümliche Schönheit haben wie Toskana oder Venedig. Eine deutsche Schriftstellerin sollte es für zu billig erachten, uns aus unserm Bildungs- und Begeisterungsdrang, weil er sich manchmal in etwas plumpen und taktlosen Formen bewegte, einen Strick zu drehen. Wir kamen, und sie blieben zu Hause — der Geruhsame hat es leicht, sich über den Beweglichen, der in der fremden Umgebung naturgemäß leicht anstößt, erhaben zu dünken. Ich hätte mal sehen mögen, wie sich die Italiener aus kleinbürgerlichen Kreisen bei uns aufgeführt hätten, wenn sie in Scharen als Reisende zu uns gekommen wären ... Jedenfalls finden wir in diesem Vortrag alle Schwächen des Italieners mit dem Mantel der Liebe zugedeckt, während der Deutsche mit Ruten gezüchtigt wird. Möglich, daß Isolde Kurz mit dieser Strenge gegen das eigne Blut ähnlich hat wirken wollen wie Tacitus bei der Schilderung der Germanen auf die entnervten Römer. Die letzten Seiten des Vortrages lassen darauf schließen. Aber ich finde bei allem guten Glauben, den ich dieser Verherrlichung des Italienertums entgegenbringe, nicht viel, was nachzuahmen oder uns anzueignen eine Ehre oder auch nur eine Bereicherung für uns bedeuten könnte. Zudem fehlt es bei Isolde Kurz nicht an kritik- oder gedankenlos fortgepflanzten Vorurteilen gegen die eignen Landsleute. Die Fabel von den schlecht angezogenen Deutschen, die das Schönheitsgefühl der Italiener verletzten, sollte mittlerweile ebenso zu den abgetragenen Kleidern geworfen werden wie die Vorstellung von dem lärmend und taumelnd durch die fremden Straßen ziehenden deutschen Bierphilister: beide gehören längst der Vergangenheit an. Isolde Kurz gibt zu, daß der Italiener uns nach lauter nichtigen Äußerlichkeiten beurteilt hat. Warum fordert sie nicht auch von ihm, durch diesen Schein mehr in das Innere zu dringen? Schließlich verwickelt sie sich in einen merkwürdigen Widerspruch. Nachdem sie uns soundso viele Sünden vorgehalten hat, die in unserm Volkscharakter begründet sind, fordert sie aufs nachdrücklichste die Behauptung dieses Charakters von uns, die Treue zu uns selbst, zum eignen Wesen, zum reinen Volkstum, gerade wenn wir uns unter fremden Völkern bewegen. »Wir werden im Ausland stets nur so viel Achtung genießen, als wir uns selbst in unsrer Herkunft achten.« Die Gedankengänge, auf denen Isolde Kurz zu dieser Erkenntnis und Mahnung gelangt, zeichnen sich nicht immer durch Logik aus; aber der Zielgedanke ist so wahr wie beherzigenswert.

Franz Dülberg, der Verfasser des in diesem Heft erscheinenden Aufsatzes »Was können Deutschland und Holland einander geben?«, läßt bei E. A. Seemann in Leipzig unter dem Gesamttitel »Die Nachbarn« eine Reihe von »Büchern offenherziger Aussprache« erscheinen. Der erste Band ist Holland gewidmet, und schon hier zeigt sich, welch ernster, aber froher und fester Mut diesen Versuch geistiger und wirtschaftlicher Verständigung beseelt. Es ist ebenso gesund wie klug, solche Verständigung zunächst bei den Völkern zu suchen, die als unsre räumlichen und artlichen Nachbarn den ungeheuren Kampf der vier Jahre als nahe Zeugen miterlebt haben, und nun durch offene, unerhitzte und unbeschönigte Bekundungen von hüben und drüben zu erwägen, was in höchster Freiheit des Gebens und Nehmens die Nachbarvölker uns und was wir ihnen sein können. In dem Holland-Buche schreibt Dülberg selbst freimütig und doch vaterlandsbewußt über holländische und deutsche Sinnesart, Prof. Dr. Karl Östreich über Hollands Erdreich, Max von Hagen über holländische

Politiker und Publizisten, Paul Cronheim über den Kunstaustausch zwischen Holland und Deutschland, während sich ein holländischer Kaufmann über die deutsch-holländischen Handelsbeziehungen nach dem Kriege verbreitet und holländische Gelehrte die Verwandtschaft oder die Unterschiede zwischen Deutsch und Niederländisch, die politische Entwicklung Hollands und die künstlerischen Beziehungen zwischen Holland und Deutschland im 17. Jahrhundert darstellen. Alles in allem kann das Buch, das in der holländischen Öffentlichkeit und Presse die freundlichste Aufnahme findet, jedem Deutschen, der zu Berufs- oder tiefergehenden Studienzwecken Holland für längere Zeit besucht, als eine Art geistigen Baedekers warm empfohlen werden. Es ist ausgestattet mit 23 Bildnissen der wichtigsten geschichtlichen und lebenden Persönlichkeiten Hollands, holländischen Landschaftstypen und Proben klassischer sowie neuester niederländischer Kunst.

Ja, nun will ich etwas sagen, das überheblich klingt und es doch nicht ist: nun ich mit meinem angefangenen Werke (seinem letzten, der »Geschichte der deutschen Seele«) dastehe, scheint mir alles sinnvoll zu ihm gewachsen, von der ersten Anekdote bis zum Lebenstag eines Menschenfreundes.« Beneidenswert, wer das als angehender Fünfziger von sich bekennen darf! Aber bei Wilhelm Schäfer, dem rheinländischen Erzähler, ist's gewiß keine bloße Redensart. So gerade, schlicht und ehrlich er als Erzähler ist, so ohne Falsch, ohne Winkelzüge und Eitelkeiten ist auch sein »Lebensabriß« (München, Georg Müller), der freilich besser Bekenntnis hieße. Denn die paar äußeren lebensgeschichtlichen Daten, die er enthält, bedeuten wenig neben dem inneren Rechenschaftsbericht, den der Verfasser darin ablegt. Einen Pfarrer wollten sie aus dem Bauernsohn machen, zum Maler glaubte er selbst eine Weile geboren zu sein, aus langer Dumpfheit und Verlorenheit mußte er sich erst mühsam herausschälen, und wer weiß, ob er sie je überwunden hätte, wäre dem nach langer Internatshaft in Vohwinkel und Elberfeld unterrichtenden Lehrer nicht ein älterer treuer und freier Kollege zu Hilfe gekommen, der ihn zum Leser der großen Dichter machte und in die neuere Literatur einführte. Björnsons Bauerngeschichten weckten ihm dann den Mut, selbst so etwas zu erzählen (»Mannsleut«); es folgte ein Volksstück wider das Wuppertaler Muckertum, das freilich bald verboten wurde, aber dem damals fünfundzwanzigjährigen Dichter die Freundschaft Dehmels eintrug. Zwei Jahre später brachte ihn das in Berlin aufgeführte Drama »Jakob und Esau« endgültig aus dem engbrüstigen Dasein eines im Wuppertal dichtenden Lehrers heraus, er ging nach der Schweiz, die ihm seitdem mit ihren starken Lüften und ihrem freien Volkstum eine Art Stiefheimat wurde, und von da nach Paris, wo er in den Galerien und Museen genießend die einzige wirkliche Schulzeit seines Lebens durchmachte. Ein Aufenthalt in Berlin, im Verkehr mit Dehmel, Scheerbart u. a., nährte noch eine Weile die alten Theaterpläne, dann kam bald das Epos, die Erzählung zum Siege, und Schäfer wurde — eine der kühnsten Zeitwidrigkeiten, die je dagewesen sind — ein begeisterter Jünger des »rheinischen Hausfreundes« Johann Peter Hebel, in dem er nicht nur einen Meister der Erzählung, sondern auch einen der vollkommensten Epiker überhaupt erkannt hatte. Alles, was er hinfort, neben und nach seiner erfolgreichen kunsterzieherischen Tätigkeit als Herausgeber der »Rheinlande« und als Gründer des »Verbandes der Kunstfreunde in den Ländern am Rhein«, an Erzählungen und Geschichten geschrieben hat, die »Anekdoten«, die »Halsbandgeschichte«, die »Unterbrochene Rheinreise«, der »Lebenstag eines Menschenfreundes«, steht unter Hebels Stern. Doch ginge man fehl, wenn man diese Gefolgschaft auf die Form beschränken wollte. Auch ethisch und erzieherisch wandelt sie im Lichte des Meisters. Denn hier finden wir all das wieder aufgerichtet, was die sittliche Weltanschauung des volkstümlich-naiven Lesers ausmacht: die Herrschaft des Guten in der Welt, die Leidenschaft des großen schöpferischen Willens, die Reinheit und Charakterstärke des Helden, mit dem man wie mit einem Kameraden Hand in Hand tapfer durch das verworrene Leben gehen kann, um in ihm ein Sinn- und Vorbild der eignen Tapferkeit zu finden. So ist dieser Dichter am Ende das doch geworden, was sein Vater aus ihm machen wollte: ein Priester, nur nicht der einer Kirche, sondern der Kultur, die in einem viel natürlicheren, innigeren und weiseren Sinn die Erlösung der Menschheit umgreift. Alles, was jetzt sein Erkennen und Können vermag, sucht er zusammenzufassen in der »Geschichte der deutschen Seele«, einer in geschichtlichen Einzelbildern dargestellten Odyssee unsers Volksschicksals von der Völkerwanderung bis zu den Dichtern und Denkern um 1800 ...

Nicht vielen unsrer neueren Schriftsteller ist es vergönnt gewesen, ihr Leben und Schaffen so folgerichtig und charaktervoll aufzubauen wie Wilhelm Schäfer. Wem es seine Bücher und dieser sein offenherziger Lebensabriß nicht sagen, der wird es auch aus der Festschrift, die ihm seine Freunde, Bewunderer, Jünger und Kritiker zum 50. Geburtstage gewidmet haben (ebenda), nicht lernen, denn hier scheint es fast, als habe man es mit einer gesuchten und überbetonten Verherrlichung zu tun, die doch dieser Mann am wenigsten braucht.

Es werden genug Romane, genug Dramen geschrieben, aber es fehlen dem Volke die Prediger, die es zur Verehrung der heiligen Natur

erziehen oder zurückführen.« Dies Wort Arthur Rehbeins sagt uns, wie er selbst seinen Beruf als Natur- und Reiseschilderer auffaßt. Auch aus dem in diesem Hefte erscheinenden Aufsatz über die dreifaltige Schönheit der märkischen Landschaft kann man's lernen: er möchte seine Leser so andächtig, so verehrungsvoll, so fromm-fröhlich vor der Natur machen, wie er selbst ist. Möchte? Nein, er tut es! Denn ihm hat seine rheinische Heimat die Gabe des inneren Fröhlichseins so tief und unausrottbar ins Herz gesenkt, daß sie auch durch diese trüben Tage blüht, strahlt und duftet. Da liegen zwei seiner Wanderbücher vor uns: ein älteres in neuer, durchgesehener und vermehrter Auflage, die »Rheinischen Schlendertage« (Köln a. Rh., Hoursch & Bechstedt; mit Bildern von Ernst Liebermann und Fritz von Wille; geb. 7 M), und ein neues: »Wunder im Sande« (Berlin-Steglitz, B. Behrs Verlag), das seiner Wahlheimat, der Mark, huldigt. Seit Scheffel und Steub haben sich Ränzel und Wanderstab kaum je wieder so gut mit der Feder, man darf sagen mit der Poesie vertragen wie bei Rehbein, der mit seinem Spielmannsnamen Atz vom Rhyn gern daran erinnert, daß er zu den letzten Abkömmlingen jener Sängergilde zählt, die ihre Ahnherren in den alten Minnesängern verehren, wenn sich die stolze Mähre, auf der jene Herren durch die Lande ritten, auch längst in Schusters Rappen verwandelt hat. Ja, das Wandern selbst ist eine Lust für Rehbein, und deshalb hört man ihm auch gern zu, wenn er schlechthin nur vom Wandern und Reisen erzählt. Aber neben diesem nie ermüdenden Wie kommt doch auch das Was nicht zu kurz. Er kennt die Sagen und Märchen, die ihre Gespinste durch das Land weben, er weiß, wer hier und dort geboren ist oder wessen Geist da noch umgeht, er liest von den Grabsteinen Menschenschicksale ab und horcht auf die Lieder und Spielreime, die die Kinder auf den Gassen singen. Zuweilen werden aus den Schilderungen sogar kleine Novellen, und fast immer ist der schalkhafte Bogenschütze dabei im Spiel, wie denn Rehbein überhaupt mit dem schönen Geschlecht gar zart und ritterlich umzugehen weiß und sich keinen schöneren Lebensabschluß denken könnte, als einmal — in ferner, ferner Zeit —, ein zweiter Frauenlob, von trauernden Frauen zu Grabe getragen zu werden. Doch stelle man sich keinen girrenden Troubadour unter ihm vor. Er weiß nicht nur den Becher zu schwenken, sondern auch weidgerecht die Büchse zu führen und war einer der ersten, der ins Flugzeug stieg, um Reiseschriftstellerei aus der Luftperspektive zu treiben. Alle diese glücklichen Gaben werden erfrischt und vertieft, sobald der Rheinländer in die Mark kommt. Anfangs fühlt man wohl ein leises Stutzen und wohl auch ein wenig Heimweh nach der rheinischen Lebendigkeit. Dann aber geht ihm der ganze träumerisch verklärte Sinn dieser ernsten norddeutschen Landschaft auf, und je mehr er sich in sie und ihre spröden Reize versenkt, desto mehr sinken die letzten Reste einer gewissen spielerischen und tändelnden Manier von ihm ab. Er findet den Stil für den neuen Stoff, den märkischen Stil, der ein ganz andrer ist als dort, und selbst Fontane würde in ihm einen guten Gefährten und Jünger achten.

Ferdinand Hoblers Künstlerbedeutung ist heute unbestritten. Wie Böcklin gehört er zu den Klassikern der modernen Malerei. Zumal für das große, monumentale Wandbild kommt ihm eine Führerstelle zu, da sich für diese Bildgestaltung im Gegensatz zu den malerischen Neigungen immer mehr die zeichnerische des Aufbaues und der Gliederung durchgesetzt hat, die von vornherein seine Stärke war. Aber damit ist seine Bedeutung bei weitem nicht erschöpft. Auch als Farbenkünstler, Symboliker und als Deuter seelischer Bewegungen hat er Bahnbrechendes und Vorbildliches geleistet. Es ist Zeit, ihm das gebührende Denkmal in der Kunstliteratur zu errichten, an dessen Fuß auch wir unsern Kranz niederlegen werden, nachdem der Tod seinen Schleier über die Verunglimpfung gebreitet hat, die er uns in den Tagen kriegerischer Erregung angetan hat. Ein solches Denkmalswerk ist im Werden begriffen. Bei Rascher & Ko. in Zürich, einem Verlagshause, das sich um deutschschweizerische Literatur und Kunst schon vielfach verdient gemacht hat, erscheint es in drei verschiedenen, von Liebhaber- und Luxuszwecken zu volkstümlichen Bedingungen abgestuften Ausgaben. C. A. Loosli, ein Freund und Vertrauter des Künstlers, hat den Text geschrieben, mit voller Beherrschung des Gegenstandes, kenntnisreich, geschmackvoll, kritisch geschult, in gut durchgebildeter Darstellung. Besonderen Wert leihen dieser Darstellung die zahlreichen persönlichen Erinnerungen und aus mündlicher Unterredung mit dem Künstler aufbewahrten Aussprüche über dessen Denk-, Auffassungs- und Malweise. Dennoch überstrahlen die Bilderbeigaben das Wort. Denn es ist ein Prachtwerk im höchsten und vornehmsten Sinne. Nicht weniger als 330 Tafeln in Folio wird es umfassen, darunter 28 große Gemäldewiedergaben in farbigem Künstlersteindruck, 157 Bilder und 141 Handzeichnungen in Lichtdruck. Und diese Auswahl ist nicht willkürlich getroffen, sondern steigt zusehends auf mit Hoblers wachsendem Schaffen und Können, von seinen frühesten Madrider Anfängen in den siebziger Jahren bis zu seinen letzten Werken im Jahre 1918. Keiner, dem diese Ausgabe nicht manches bisher Unbekannte oder Überraschende zeigte; hat doch der Künstler selbst dafür gesorgt, daß auch das Verborgenste hier in würdiger Wiedergabe ans Licht trete und durch eingestreute unveröffentlichte Zeichnungen ergänzt und erläutert werde. Und gerade

diese Zeichnungen erscheinen in Drucken, die alle Feinheiten und Reize der Originale vortäuschen -- wohl das sicherste und dankbarste Mittel, zwischen dem Künstler und dem Betrachter seiner Werke jene Vertrautheit herzustellen, die uns allein zu seinen letzten Schönheiten und Besonderheiten führen kann.

Früher empfahl man Kunstmappen als Gedächtnishilfen und Erinnerungsbrücken. Reist, sagte man, seht euch die Originale an, und wenn ihr nach Hause kommt, frischt mit diesen Wiedergaben eure Eindrücke und Genüsse auf. Das ist jetzt anders. Was früher nur Mittel war, ist jetzt Ersatz geworden. Wer kann jetzt noch eine Dürer-, Feuerbach- oder Hodlerreise machen! Da muß denn der Prophet zum Berge kommen. Wenn nicht er selbst, so doch sein Stellvertreter und Statthalter: die gute Wiedergabe oder besser eine Sammlung solcher Blätter. Der Kunstwart hat Belehrendes und Vorbildliches darin geleistet, auch den ans Haus Gefesselten Kunstfreuden erleben zu lassen, die sich nicht allzu weit von Originalgenüssen entfernen. Seine Holbein-Mappe z. B., vor fast zwanzig Jahren zum erstenmal erschienen, hat diesen bis dahin in vornehmer Zurückhaltung dastehenden, zugleich feinnervigen und sachlich starken, mächtigen und großen Künstler zuerst in Deutschland wirklich volkstümlich, d. h. heim- und hausvertraut gemacht. Jetzt kommt diese Mappe wieder, in neuer Gestalt, um neun Blätter vermehrt, mit großen vollsaftigen Drucken auf ausgesucht gutem Karton, im ganzen jetzt 19 Blatt (München, Callwey; Preis 13½ M). Avenarius hat den einleitenden Text dazu geschrieben: holbeinisch, möchte man sagen, also ohne kunstgeschichtliche und kunstkritische Tüfteleien, auf die Sache gehend, ins Seelische dringend, den Gehalt aufdeckend.

Die Holbein-Mappe hat einen Gefährten in der gleichzeitig erschienenen Kreidolf-Mappe (ebenda; Preis 36 M). Ernst Kreidolf ist Schweizer, ist Blumen-, Kinder- und Märchenmaler — da war natürlich nicht ohne Farbe auszukommen. Ja, diese 20 Blätter bedienen sich fast durchweg der farbigen Wiedergabe in einem Verfahren, das oft ganz nahe an die gedämpfte Vornehmheit des Steindrucks heranreicht. Nur so ist in der Tat dem bunten flimmernden Phantasiespiel der Kreidolfschen Kunst beizukommen. Wer sie für Bilderbuchmalerei hält, tut ihr unrecht. Damit begnügt sich Kreidolf so wenig wie Andersen mit dem Ruhm des Kinderdichters. Hinter seinen Schmetterlings- und Blumenspielereien steckt ein symbolischer Sinn, der Honig und zuweilen auch ein wenig Gift aus den tiefsten Kelchen unsers menschlichen Daseins saugt. Wer das den Blumen- und Insektenbildern nicht glauben mag, lerne es aus den gegenständlichen Landschafts- und Figurenbildern, die die Mappe bringt, und lese es in Leopold Webers Einleitung nach, die mit liebevollem Verständnis den geheimsten und zartesten Absichten der Kreidolfschen Malerei nachgeht und uns mit dem Künstler auch den Menschen lieben lehrt: einen Menschen voller Innerlichkeit und Gemütskraft, die durch die Wirklichkeit hindurch überall ins Geistige und Seelische bringt.

F. D.

Verschiedenes

Nach dem Muster des Storm-Gedenkbuches hat jetzt Jakob Bödewadt das Gedächtnis eines dem friesischen Novellisten verwandten holsteinischen Heimatdichters geehrt: durch sein Timm-Kröger-Gedenkbuch (Braunschweig, Westermann, geb. 17½ M). Da huldigen zunächst in langem landschaftlich geordnetem Reigen deutsche Dichter und Schriftsteller ihrem verewigten Bruder, indem der eine diese, der andre jene Seite seines dichterischen oder menschlichen Wesens hervorhebt, alle aber darin einig, daß wir hier einen jener Stillen, Tiefen und Reifen vor uns haben, der aus der Enge in die Weite, in den Kreis der bleibend Großen unsers vaterländischen Schrifttums hineingewachsen ist. Dazwischen haben Bild- und Tonkünstler ihre Gaben gestreut, und auch hier zeigt sich, namentlich in den Zeichnungen des jungen Hessen Wilh. Fahrenbruch, daß die Liebe zu diesem Dichter nicht mehr auf den Norden Deutschlands beschränkt ist. Würdigungen und Erinnerungen führen uns dann tiefer in die Besonderheiten Krögers ein, besonders ein Aufsatz von Dr. Hanns Martin Elster, der den Holsteiner mit Wilhelm Raabe vergleicht, mancherlei Ähnlichkeiten und vielerlei Verschiedenheiten zwischen den beiden entdeckt, dabei wohl manches in schiefes Licht rückt, im ganzen aber durch dies kühne Verfahren ein scharfes und höchst anschauliches literarisches Charakterbild Krögers gestaltet. Aber auch der Dichter selbst kommt zu Worte. Nicht nur, daß er in Briefen, Versen und lebensgeschichtlichen Aufzeichnungen sein Werden und Wachsen beleuchtet, es werden auch drei novellistische Skizzen (darunter die zuerst in den Monatsheften erschienene »Hand des Glücks«) und ein Dutzend Gedichte aus dem Nachlaß mitgeteilt, Gaben, die uns zu unmittelbaren Gästen dieses »wundermilden Wirtes« machen. So grüßt dies Buch alle, die schon bei Kröger zu Hause sind, mit warmem Händedruck, ruft aber auch denen ein freundliches Willkommen zu, die noch ferne stehen oder eben erst die Hand auf die Klinke dieser »Wohnung des Glücks« gelegt haben.

*

Am 7. November 1918 hat sich zum hundertsten Male der Geburtstag Emil du Bois-

Reymonds wiederholt. Eine der bekanntesten Erscheinungen unter den Universitätslehrern des ausgehenden vorigen Jahrhunderts, ist er noch heute, hauptsächlich durch die von ihm geprägten wissenschaftlichen Schlagworte (Ignorabimus!), unvergessen. Aber es lebt niemand mehr, der ihn gekannt hätte im Glanz der Jünglingsjahre, als die ersten Keime seiner Lebensarbeit, die Erforschung der tierischen Elektrizität, in ihm erwachten. In diese Zeit führen uns jetzt die von Ed. Hallmann herausgegebenen Jugendbriefe Reymonds (Berlin, Dietr. Reimer). Sie sind an einen älteren Freund gerichtet, einen praktischen Arzt, dem der damals 21jährige Student die erste Einführung in die organischen Naturwissenschaften verdankte und dem er in elfjährigem zusammenhängendem Briefwechsel Rechenschaft ablegt über alles, was er geistig erlebt und erwirbt. Es sind die elf bestimmenden Jahre in seinem Leben gewesen; was folgte, war nur ein Ausbauen. Vom schüchternen Antrittsbesuch bei Johannes Müller, dem »Mann mit dem Löwenhaupt«, bis zu dem Tage, da die ersten wissenschaftlichen Größen der Zeit seine bescheidene Junggesellenbude in der Karlstraße aufsuchten, um die Versuche an Froschnerven zu sehen, begleiten wir ihn durch alle Stufen seiner Entwicklung. Rücksichtslose Schärfe des Urteils, wie sie der Jugend eigen ist, verbindet sich hier mit unbegrenzter Anerkennung fremden Verdienstes. Wir lernen seine Lehrer kennen, vor allem Müller, dann Mitscherlich, Erman, Lichtenstein, Magnus, Steffens; wir verfolgen die Tätigkeit der großen Kliniker, auf deren Errungenschaften noch heute die medizinische Wissenschaft ruht. Die Briefe, mit einer Einleitung und einem Anhang versehen, bilden ein edles Denkmal deutscher Kultur, an dem nicht bloß der Naturforscher und Arzt, sondern jeder Mensch seine Freude haben wird.

*

Zu der Kunst Siegfried Wagners zu kommen, ist noch heute nicht leicht. Das Werk Glasenapps (»S. W. und seine Kunst«, 1911) dient mehr dem Verständnis des Stofflichen und Dichterischen als des Musikalischen. Diese Lücke sucht nun Paul Pretzsch zu schließen, indem er gerade der musikalischen Seite seine Aufmerksamkeit und Liebe zuwendet. Deshalb stattet er sein umfassendes Buch »Die Kunst Siegfried Wagners« (Leipzig, Breitkopf & Härtel; geh. 7 M) mit zahlreichen Notenbeispielen aus, die in zumeist harmonisch vollständigem Klaviersatz das Thematische aller bisher erschienener Werke des jüngeren Wagner erschöpfend darlegen, und gestaltet es so zu einem Führer, der dem Leser, auch dem, der sich den Gebrauch des Klavierauszuges versagen muß, alles an die Hand zu geben bestrebt ist, was ihm die Bildung eines eignen Urteils ermöglicht. Einen besonderen Schmuck empfängt das Werk durch die Zeichnungen Franz Stassens, die ganz aus der ihm innig vertrauten Stimmung der Wagnerschen Werke herausgewachsen sind.

*

Karl Heinemann, der Biograph Goethes und Frau Ajas, der Verfasser einer kleinen, aber lebensvollen Geschichte der griechischen und römischen Dichtung, geht auf der ihm so vertrauten Brücke zwischen Altertum und Neuzeit eine Strecke weiter und zeigt uns von der Höhe ihres kühn gewölbten Bogens, wo und wie die Tragischen Gestalten der Griechen in der Weltliteratur weiterleben (2 Bände; Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung). Er hat dabei hauptsächlich das Drama im Auge und hält sich vornehmlich an die großen westlichen Kulturnationen (Deutsche, Engländer, Franzosen, Italiener, Spanier), greift aber in die unmittelbarste Gegenwart herüber (Hofmannsthal, Hasenclever, Werfel u. a.). »Wir brauchen die Alten, um uns selbst wiederzufinden« — man mag zu diesem Worte Roethes, das Heinemann als Motto willkommen heißt, den Kopf schütteln und wird doch aus dieser reifen und durchsichtig klaren Darstellung viel Belehrung, Anregung und Genuß schöpfen.

*

Eduard Engels Tagebuch 1914 bis 1919 (Braunschweig, Westermann) hat nun mit dem sechsten Bande seinen Abschluß gefunden. Die Hoffnungen, mit denen es begonnen wurde, haben sich nicht erfüllt; anders klingen die Glocken dieser drittehalb tausend Seiten aus, als sie einsetzten. Dem geschichtlichen Wert des Buches kann das nichts anhaben: es ist und bleibt ein getreuer Gefühls- und Stimmungsspiegel der fünf Jahre vom Kriegsausbruch bis zum Versailler Frieden, und die Enttäuschungen und Widersprüche gehören mit zu dem Bilde. Im Zusammenhange von A bis Z lesen wird es vielleicht niemand wieder, es im einzelnen befragen, auf den Pulsschlag dieses oder jenes Tages nachprüfen, in dem Auf und Ab der Erfolge oder Mißerfolge verfolgen auf kürzere oder längere Strecken hin: das wird jetzt erst möglich sein, da in dem letzten Bande auch das sorgfältige Namen- und Sachenverzeichnis (mit etwa 1200 Schlagwörtern) vorliegt.

*

Ludwig Justi, der Leiter der Berliner Nationalgalerie, hat uns einen neuen, äußerst lehrreichen und anregenden Führer durch diese Bildergalerie beschert. »Uns«, das bedeutet hier: jedem zum Kunstgenuß willigen Besucher der Nationalgalerie, auch wenn er ohne jede Vorbildung an die Gemälde herantritt, um ihr künstlerisches Sein und Werden innerlich mit- und nachzuerleben. Justis dabei beobachtete Methode der Erläuterung baut sich auf unmittelbare An-

schauung auf, indem er einzelne für ganze Richtungen und Zeitabschnitte bezeichnende Werke herausgreift, aber es gelingt ihm durch dieses Verfahren zugleich, in nuce eine angewandte Geschichte der Deutschen Malkunst im 19. Jahrhundert zu schreiben (mit 17 Tafeln; Berlin, Julius Bard). So behauptet dies lebendige und verdienstvolle Buch seinen Wert auch dort, wo man mit dem Wort nicht gleich die Gemälde selbst vor Augen hat, sondern sich erst auf sie vorbereiten will oder sie aus der Erinnerung heraufsteigen läßt. Ein Buch, das Lichtwarks und Vollbehrs kunsterzieherische Arbeiten auf eignen Wegen und mit neuen Mitteln aufs glücklichste fortsetzt.

*

Zur Feier des 500jährigen Bestehens der Universität Rostock haben Prof. Dr. G. Kohfeldt und Dr. W. Ahrens ein altes Rostocker Studentenstammbuch von 1736—37 herausgegeben (Verlag: G. B. Leopolds Universitäts-Buchhandlung, Rostock): ein altertümliches elegantes Sammetbändchen mit 23 Bildern aus dem damaligen Studentenleben in farbiger Wiedergabe, auch sonst möglichst dem in der Lipperheidischen Sammlung des Kunstgewerbemuseums in Berlin aufbewahrten Original angeglichen. Nicht viele Stammbücher geben in so anschaulicher, farbig lebendiger Weise die Kulturzustände einer bestimmten Zeit und Bildungsstätte wieder, für das Rostocker Studentenleben insbesondere muß dies Büchlein als eine der wichtigsten Quellenschriften gelten. Doch für den Augenblick ist es mehr: eine gewiß bei allen Fakultäten willkommene Erinnerungsgabe, die jedes alten und jungen Rostocker Burschen Herz erfreuen wird.

*

Ernst Hauns »Jugenderinnerungen eines blinden Mannes« (Stuttgart, Lutz) fesseln schon rein inhaltlich, führen sie uns doch in die selten dargestellte Welt der Blindenanstalten. Aber ihr eigentlicher Wert ist in der Lebensstimmung, in dem Schaffensmut, der Zuversicht und dem Humor, zu suchen, Tugenden, die sich dieser Blinde aus einer gesunden, fröhlichen Kindheit in seine nur des äußeren Lichtes beraubten Jünglings- und Mannesjahre gerettet hat, um nun so viel wie möglich davon auch auf andre zagende Mitmenschen zu verpflanzen. Besonders Kriegsblinde, die mit ihrem schweren Geschick hadern, können hier lernen, wie sich trotzdem der Kopf hoch tragen und die Tür des Herzens für feinere und edlere Freuden weit öffnen läßt.

*

Mit einer höchst fesselnden Studie über das Mumienporträt eröffnet Professor Dr. G. Möller eine neue Unternehmung des Verlages von Ernst Wasmuth in Berlin: Wasmuths Kunsthefte. Auf 13 Tafeln führt er uns da glücklich ausgewählte Proben der auf Holz oder Leinwand gemalten Bildnisse vor, die die ägyptischen Griechen (Fayumgriechen) ihren Toten mitzugeben pflegten: zum größten Teil ebenso kunst- wie lebensvolle Werke, die uns mit Bewunderung vor dieser bald zweitausend Jahre alten Kunstübung erfüllen müssen. Das zweite Heft der Sammlung (besorgt und eingeleitet von Dr. Helmuth Th. Bossert) macht weitere Kreise zum erstenmal mit der Holzschnittfolge des Heidelberger Totentanzes von 1490 bekannt, einem echt deutschen Kunstdenkmal, das ganz erfüllt ist von dem Geist der späten, schon barocken Gotik, zugleich grotesk und dramatisch, primitiv und fertig, noch unbeeinflußt von den bald hereinbrechenden Renaissanceideen.

*

Der umsichtige Wagemut, der Reclams Universalbibliothek bald auf 6000 Nummern gebracht, hat auch im Kriege keinen Schaden gelitten. Immer, wenn eine neue Reihe der jetzt so schmucken Bändchen kommt, freut man sich über die Wachsamkeit ihrer Leitung und die Mannigfaltigkeit ihrer Darbietungen. So hat sie letzthin, als Scheffel frei wurde, sofort Einzelausgaben auch seiner weniger bekannten und beliebten Dichtungen gebracht und neuerdings sofort zugegriffen, als die Schutzfrist für Johannes Scherr erloschen war. Sein »Michel«, die humoristisch-satirische Lebensgeschichte eines Deutschen, in der sich vieles von Scherrs eignem Jugendleben widerspiegelt, ist jetzt dort für 2 ℳ zu haben. Von sonstigen neuen Erscheinungen der Sammlung nennen wir die Aufzeichnungen des Grafen Gobineau »Frankreichs Schicksale im Jahre 1870«, hier sogar zum ersten Male aus dem Nachlaß herausgegeben (von Prof. Rud. Schlösser), Maßmanns Denkschrift über das Wartburgfest vom 18. Oktober 1817 (mit historischer Einleitung) und ausgewählte Abschnitte aus Prof. Wilhelm Reins Erziehungsschriften (»Erziehung und Leben«).

Herausgeber: Dr. Friedrich Düsel.

Schriftleitung: Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau (verantwortlich) und Georg Schmitz in Berlin-Steglitz. Vertreter der Schriftleitung in Wien: Dr. Richard Wengraf, Wien. In Deutsch-Österreich für die Herausgabe verantwortlich: Robert Mohr, Buchhändler in Wien I, Domgasse 4. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: Emil Fischer in Berlin-Friedenau. — Druck und Verlag von Georg Westermann in Braunschweig. — Nachdruck verboten

Einsendungen an die Schriftleitung von „Westermanns Monatsheften" in Berlin W 57, Bülowstraße 90.
Rücksendungen erfolgen nur, wenn das Postgeld dafür beiliegt.

An unsere Leser!

Die immer noch anhaltenden Lohnerhöhungen und weiteren Preissteigerungen aller Rohstoffe, vor allem Papier, verändern jede bisherige Berechnung, und ich bin leider gezwungen, meine Monatshefte vom Juliheft ab auf 8 Mark zu erhöhen. Dieser Preisaufschlag geschieht nach genauer Prüfung und nur, weil ich in keiner Weise in der Güte des Inhalts und der Ausstattung zurückgehen möchte. Ich darf wohl bei meinen Abnehmern auch dieses Mal auf eine gütige Berücksichtigung der erschwerenden Zeitverhältnisse rechnen und füge den Wunsch bei – möchte doch recht bald wieder eine entsprechende Preisverminderung eintreten können.

Georg Westermann

Braunschweig, im Juni 1920

Paul Hoeniger: Lesende Dame

Westermanns Monatshefte
Geleitet von Dr. Friedrich Düsel
Band: 128. II Juli 1920

Die Sühne

Von H. Wolfgang Seidel

Während meiner Berliner Studienzeit besuchte ich häufig den Professor Volhusen, einen Gelehrten im Ruhestande, der zwei Treppen hoch am ehemaligen »Schafgraben« wohnte und der Nachbarschaft vor allem bekannt war als Urheber gewaltiger Dampfwolken; diese erzeugte er zwischen vier und fünf mit Hilfe eines milden Tabaks, auf seinem Balkon lagernd zwischen Nelken und türkischen Bohnen. Außerdem war er Sammler von Kupferstichen, Wetterprophet und Menschenfreund. Da er keine Frau besaß, so ließ er sich betreuen durch eine Haushälterin, die dafür sorgte, daß er zu jeder Tageszeit »nett und appetitlich« aussah. Sie behauptete, daß dies keine Kleinigkeit sei, denn Volhusen schnupfte; aber zog er nicht nach jeder Prise einen elfenbeinernen Kamm aus der Tasche, das Verstreute aus dem schneeweißen Schnurrbart zu kämmen? Er war der heiterste alte Knabe, der mir je begegnet ist, und ich darf wohl sagen, daß ich ihn kannte, denn ich bin sogar längere Zeit sein Hausgenosse gewesen.

Es geschah dies, als bei mir selber die Maler eingebrochen waren. Die Art, wie er die fortschreitende Tätigkeit dieser Handwerker verfolgte, bewies, daß er meine Gesellschaft nicht unangenehm empfand. »Gebt ihnen Zeit,« pflegte er zu sagen, »laßt sie unter die Balken gehen und stört beileibe nicht ihren Mittagsschlaf, ich bedarf meines jungen Freundes.« Wozu er meiner bedurfte, blieb einigermaßen unklar, denn trotz seinen siebzig Jahren war er überaus rüstig und ließ sich selten helfen. Aber er unterhielt sich gern und kramte in marmorierten Pappkästen, bis er dies oder jenes gefunden hatte, das er mir zeigen oder vorlesen wollte.

An diese Stunden denke ich noch heute mit Behagen zurück. Wir lebten fast nur unter dem Sonnenzelt seines Balkons, wo es trotz der Sommerwärme einen erfrischenden Hauch gab und die Nelken unvergeßlich dufteten. Volhusen lag dabei auf einer gepolsterten Ruhebank, während mir ein grüner Lehnsessel vorbehalten war, den er aus unbekannten Gründen den »Propheten« nannte. Noch höre ich seine krähende Stimme, wenn ich, wie gewöhnlich, nach ausgedehnter Nachtruhe am Kaffeetisch erschien: »Somnambulen, das sind Menschen, welche wachen, wenn sie schlafen!« — ein Vers, der ihm aus einer verschollenen Oper im Ohr geblieben war. Er selbst pflegte bereits kurz nach Sonnenaufgang aufzustehen und eine Stunde lang am Wasser umherzustreifen, in der Tasche ein Buch und die Hände auf dem Rücken verschränkt.

Eines Nachmittags war er wieder über eine seiner alten Mappen geraten, und während ich dem stillen Sausen der Kaffeemaschine

zuhörte, vernahm ich zugleich die bekannten Laute, mit denen er gleich einem schnurrenden Kater seine Gemütsbewegungen kundtat. Ich wandte den Kopf und sah, daß er mit leisem Blasen, Schnaufen und Kichern allerlei Stahlstiche und Handzeichnungen musterte. Einmal murmelte er auch etwas vor sich hin, das etwa klang wie »Zöpfe und Haarbeutel«, worauf er mit einem düsteren »requiescant« ein rot und blau gestreiftes Bändchen um ein Bündel Papiere wand.

»Meine alten Lehrer,« sagte er plötzlich. »Es war keine kleine Mühe, ihre biederen Fassaden aufzutreiben. Sollte man es glauben, daß ich von Greisen erzogen bin? Aber Volhusen war nicht umzubringen! Zweifeln Sie?«

Ich erklärte, daß mir nichts ferner läge, und tatsächlich kannte ich die Munterkeit meines alten Gönners hinreichend, um mir seine vulkanische Jugend deutlich vorzustellen. Er mochte seinerzeit Funken genug gesprüht haben, er tat es noch jetzt, sobald seine Stirn aufleuchtete und seine Augen blitzten im Wechsel der Gefühle.

»Ein ganzer Kasten voll Gesichter,« fuhr er fort, »Schädel aller Arten, kahl wie ein Straußenei, doch bedeckt mit fuchsigen Perücken, Nasen, die ich sah im bleichen Licht der Talgkerzen, auch wohl über dem Pokal, und zuletzt so steinern-friedlich, als gäbe es keine Redeschlachten und Wortgefechte mehr — es ist eine rechte Gespensterversammlung. Hier« — er hob eine Anzahl neuer Blätter heraus —, »das ist nun m e i n e Generation, ja, es treiben sich darunter auch schon die eignen werten Schüler herum, aber Gott weiß, wie viele längst zu jenen Alten gehören, die dem seligen Vergil ihre Konjekturen und Emendationen persönlich vortragen können. Da ist Ertusch — kennen Sie Ertusch? Und was sagen Sie zu dem hier?«

Damit warf er mir ein schmales Blättchen zu, auf dem jemand mit spitzer Bleifeder eine jugendliche Gestalt gezeichnet hatte. Ich erblickte eine nicht unebene Stirn, aber im übrigen vermochte ich an diesem Herrn mit Backenbart, vorgeschobener Unterlippe, allzu kleinen Augen und erklecklichen Vatermördern nur geringes Wohlgefallen zu finden. Unter dem Bilde standen die Worte: »Dies ist Herr Abergolt« und dazu die Jahreszahl Achtzehnhundertsechsundfünfzig.

Ich sagte: »Wenn es nicht Abergolt wäre, so würde ich es für den Teufel halten, meinetwegen einen Biedermeier-Teufel, aber das sind die schlimmsten.«

Volhusen lächelte. »Sie könnten recht haben. Und was das tollste ist: ich habe eines Tags diesen Teufel losgelassen, und der, über den er herfiel, hat mich dafür umarmt. Eine merkwürdige Geschichte — ich weiß nicht, ob ich zu solchen Unternehmungen heute noch den Mut hätte.«

Er lag jetzt auf seinem Ruhebett und schloß die Augen, während die Pfeife über seinen Knien ruhte, ein Zeichen, daß eine längere Ansprache in ihm rumorte. Und dann fing er an:

»Wissen Sie, was ich möchte? Ich möchte noch einmal so jung sein wie damals in Marburg! Nicht, daß ich mich über die Gegenwart beklage — ich habe in meinem Leben jedem Tage sein Recht gegeben und trotz allen Reliquienschreinen das Seufzen über vergangenes Glück nie mitgemacht. Du lieber Himmel: es war doch meistens nur soso, und schließlich fühlte man sich gerade in der sogenannten Werdezeit mißvergnügter als später. Glauben Sie, daß die restlose Lebensbefriedigung eintritt, ehe der Mensch seinen Platz auf Erden gefunden und seine unberechtigten Ansprüche eingesargt hat? Aber doch, Marburg — es war lauter Sonne. Ich hatte das dreißigste Jahr erreicht und befand mich also in jener anmutigen Windstille, wo die eselhaften Schmerzen unreifer Jugend hinter einem liegen und die Schwermut des Mannes von vierzig noch nicht anhebt; ich war gesund, erlebte als junger Professor die ersten Erfolge in meiner Wissenschaft und hatte Freunde, vor allem unter meinen Schülern, die im Alter nicht allzu weit hinter mir zurückstanden. So litt ich an Geselligkeit keinen Mangel, und Sie wissen, daß ich ein Echo brauche. Wenn man berufen ist, den größten Teil des Tages mit toten Leuten umzugehen — und wie tot waren diese in Schweinsleder eingebundenen Staubseelen zuweilen! —, dann möchte man sich des Abends spiegeln in einem goldgrünen Glase Wein oder noch besser in einem dunklen Augenpaar — aber das gehört nicht hierher. Jedenfalls: ich verfehlte nicht, mich heftig abzuspiegeln, und fand dabei Gesellschaft in mehr als einem munteren Junkherrn. Es war eine lustige Zeit!

Besonderen Rufes erfreute sich damals ein Professorenhaus auf dem Renthof. Der Kol-

lege Gisevius, Mathematiker, hauste dort, ein Rheinländer, jungverheiratet und erpicht, in elliptischen Bahnen durchs Leben zu tanzen. Er behauptete, daß es nichts Langweiligeres gäbe als parallele Linien, und sorgte für Schnittpunkte und Winkelbildung, sobald ihm ein unbedachtes junges Paar der Nachhilfe zu bedürfen schien. Nicht immer lief es gut ab — ‚aber sie haben wenigstens eine schöne Erinnerung,' pflegte Gisevius zu sagen, wenn er nach Italien dampfte und sie einen Schwur tat, für drei Monate keinem Mannsbild ins Auge zu sehen. Bei solchem Gartenfest auf dem Renthof habe ich den jungen Ertusch genauer kennengelernt und seinen Schatten Abergolt.

Der junge Ertusch war mir aus dem Hörsaal bekannt, und ich empfand eine gewisse Teilnahme für ihn, teils, weil mir seine ganze Haltung und der nachdenkliche Blick seines Auges gefallen hatte, dann aber auch um des Vaters willen; ich schätzte Ertusch senior, der längst keine Vorlesungen mehr hielt, die Wissenschaft jedoch kräftig förderte durch Altersschriften von tiefer Einsicht. Der Sohn hatte bisher in Heidelberg studiert und war, wie ich hörte, mit seiner Doktorarbeit beschäftigt. Abergolt galt als sein Freund, ein düsterer Gesell von rasendem Ehrgeiz. Wo er ihn aufgegabelt hatte, wußte keiner, sie paßten zueinander wie Fisch und Vogel, indessen ist es ja eine bekannte Erscheinung, daß die entgegengesetztesten Gemütsarten einander suchen. Vielleicht hatte sich die Sache auch so zugetragen, daß Ertusch den andern wie eine Klette mitgebracht hatte, unfähig, sich seiner zu entledigen. Aber hören Sie, wie die erste Begegnung ablief.

Ich war auf das Vergnügen nicht geladen, kam daher später; ich glaube, daß ich mit Gisevius etwas zu bereden hatte. Als ich in den Garten trat, löste sich gerade eine festliche Gruppe auseinander; sie hatten den Lichtertanz aufgeführt, und die lachenden jungen Leute hielten noch jeder eine bunte Stocklaterne in der Hand. So waren denn alle seltsam beleuchtet, und der magische Schein zeigte mir Mädchen in Elfengewändern und heitere Jünglinge, die mit überglänzten Angesichtern unter dem Schattenspiel des Goldregens einherschritten. Langsam ordneten sich die Paare aufs neue, und Gisevius, mit einer Fackel bewaffnet, nahm am Arm seiner Frau die Parade ab.

Das erste Paar waren Ertusch und ein stolzes Mädchen, dessen Neigung aber offensichtlich ihrem Partner galt. Als beide in den Lichtkreis der Fackel traten, glaubte ich ein loderndes Feuer zu erblicken, das zwischen ihnen brannte, als sollten sie in einer Glut zusammenschmelzen. Ertusch glich einem unbekümmerten Sieger; er führte die Schönste und schien ihrer so gewiß zu sein, daß er mit wachen Augen jedes Spiel der Lichter, ja selbst die schüchterne Geisterschar entfernter Blumen wahrnahm, die ihre Glocken und Trichter in scharfem Umriß gegen den Nachthimmel stellten.

‚Wir wollen die Lilien besuchen,' hörte ich ihn sagen, ‚sie duften süßer als die üble Fackel in der Hand unsers Gisevius.' Und dann schritten sie dahin mit dem federnden Schritt der Jugend.

Nun kam das nächste Paar, und ich gestehe, daß ich diesmal für die Dame kein Auge hatte, denn eine unbegreifliche Macht zwang mich, den schwarzhaarigen Menschen anzustarren, der eine tiefe Verneigung vor dem Mathematikus anbrachte. Ein Dämonenantlitz, jugendlich und doch zerrissen, dazu der kalte Blick der Schlange und ein mißgünstiger Mund — Sie merken, daß Abergolt vor mir stand. Das Seltsamste aber war, was er in diesem Augenblick tat. Er blickte zunächst seinem Freunde nach und begann dann seine Stocklaterne mit der Hand auszulöschen, so daß schwarzer Qualm zwischen seinen Fingern aufstieg. Das Mädchen an seinem Arm schrie, aber er lächelte nur und zerdrückte das verkohlte Papier, worauf er die Dunkelheit mit dem Stab herbeizuwinken schien und finster davonging; ein wenig später sah ich, daß er allein war, offenbar von seiner empörten Begleiterin verlassen.

‚Wo mag er hinwollen?' fragte ich, und Gisevius rief: ‚Der? Der sucht seinen Freund Ertusch — sie sind ja unzertrennlich.' Ich erlaubte mir, daran zu zweifeln.

In den nächsten Tagen vernahm ich allerlei, was ich sonst kaum beachtet hätte, im Lichte jenes Abends aber nachdenklich zu Gemüte führte. Zunächst: daß der junge Ertusch und jene Doris Samland sich gefunden hätten. Von dem Mädchen hieß es, sie würde ihren Verlobten zum Kaiser machen, wenn dies anders möglich sei. Dann aber erfuhr ich zu meiner Verwunderung, auch Abergolt sei seit Monaten gebunden, und zwar an eine

junge Russin; er beabsichtige, mit ihr in einer möblierten Wohnung einen Hausstand aufzutun. Dies hatte ich nicht erwartet; so begehrte also jener nicht das Mädchen, sondern nur Ertusch selber in eifersüchtiger Freundschaft? Endlich hörte ich auch, der alte Ertusch sei bedenklich erkrankt, und es frage sich, ob er die Sohneshochzeit noch erleben würde.

Diese letzte Nachricht veranlaßte mich, den Alten aufzusuchen. Er war allein, in den Polstern eines Lehnstuhls hockend und von faustischem Hausrat umgeben. Eine altertümliche Lampe, hinter der ein Kupferschild als Scheinwerfer angebracht war, beleuchtete seine zusammengesunkene Gestalt; er fror trotz der Decke über seinen Knien, und ein Blatt Papier zitterte in seiner Hand. Was er denn treibe, fragte ich ihn, und er antwortete: ‚Ich betrachte das Unerreichbare.' Damit gab er mir jenes Blatt und lehnte sich selber ermattet zurück, während seine Rechte ein merkwürdiges Spielzeug ergriff: eine zwerghafte Sanduhr, die neben seinem Tintenfaß zu stehen pflegte. Ich besah indessen die Zeichnung, die ihm irgendwie bedeutungsvoll erscheinen mochte, denn er blickte mich aufmerksam an, als erwarte er eine Äußerung. Es war ein farbiger Holzschnitt des Cornelius und stellte die Traumdeutung Josephs dar; auch sah man im Raum eines Halbmondes die sieben fetten Jahre. Der Künstler hatte ein gehöriges Sommerglühen in den schmalen Flachbogen hineingemalt; wie eine Mauer stand das gelbe Korn, die Apfelbäume schienen niederzubrechen, und strahlende Engel trugen breite Garben.

‚Die fetten Jahre sind mir nie gekommen,' sagte der Alte, ‚und was ich meinem Sohne hinterlasse, ist außer dieser verfallenen Hütte und meinen Büchern nicht viel. Vielleicht erbt er die Gabe, zu hungern und die Zähne zusammenzubeißen, auch wohl das, was man die intellektuelle Redlichkeit nennt. Aber er ist ein junger Narr und hat im Augenblick nur sein Liebeswesen im Kopf. Kennen Sie das Mädchen? Sie ist ehrgeiziger als er, und das kann ihm nicht schaden.'

Ich bemerkte Rühmliches über den jungen Ertusch, was ihn zu freuen schien; er war offenbar im geheimen stolz auf seinen Sohn, und schließlich konnte ich mit gutem Gewissen sagen, daß die Fachgenossen mit den Schülerarbeiten des jungen Mannes zufrieden seien und vor allem die Gabe des Wortes bei ihm zu loben wüßten.

‚Ja,' rief der Vater, ‚ich wundere mich selber, woher's ihm kam. Mir hat es nie an Einfällen gefehlt, aber meine Freunde erklären ja, sie müßten meine Sätze immer von hinten nach vorn lesen, bis sie begriffen hätten, worauf ich hinauswolle. „Ertusch der Dunkle," pflegte der selige Steffens zu sagen, wenn er mir ein Kompliment machen wollte. Aber mein Sohn ist eine Art Poet, ich glaube, wenn er eine Sache so recht anschaulich herausgebracht hat, dann kümmert ihn das Drum-und-Dran wenig. Gießen Sie ihm nur zuweilen einen Eimer Wasser über den Kopf.'

Dies versprach ich lachend, wurde dann aber wider Willen ernst, als der alte Mann plötzlich anhub, in schwärmerischer Weise von gewissen Entdeckungen zu sprechen, mit denen er sein Lebenswerk krönen wolle. Seine Augen glühten im Fieber; er machte Andeutungen, führte Autoren an, die als mittelalterliche Phantasten des zweifelhaftesten Ruhmes genossen, und erschreckte mich durch wahrhaft abenteuerliche Erklärungsversuche. Sie sind nicht Fachmann, um das Ganze zu würdigen; es handelte sich um die Ausfüllung schmerzlicher Lücken in einer Schrift des Ägypters Plotinus, und ich hatte das Gefühl, nur ein Genie oder der völlige Aberwitz könne so reden wie er. Der alte Herr beschwor mich schließlich, das Geheimnis für mich zu bewahren — ein übles Zeichen, denn diese Angst vor verborgenen Feinden erinnerte nur zu sehr an das Benehmen eines kranken Gemüts. So verließ ich schließlich mit schwerem Herzen die einsame Wohnung und war froh, als ich vor der Tür dem heimkehrenden Sohne begegnete; ich deutete ihm den Zustand des Vaters an, und die Art, wie sich die lichtstrahlende Heiterkeit seines Gesichtes sofort verwandelte in angstvolle Trauer, nahm mich erst recht für ihn ein.

Es kam, wie ich vermutet hatte: wenige Wochen später schritt ich im violetten Mantel hinter dem Sarge unsers Ertusch einher und hörte ergriffen das Integer vitae, das der alte Mann so wohlverdient hatte. Der junge Ertusch wohnte der Feier bei wie ein Schlafwandelnder; sein Gesicht war von einer durchscheinenden Blässe, und die eingefallenen Augen deuteten auf durchwachte Nächte. Er vergaß beim Erdwurf den Hut abzunehmen und verweilte mit unbeschreiblichem Lächeln an der Gruft, bis ihn seine Braut sanft beiseiteführte.

Ich hatte die Absicht, mich um den jungen Menschen zu kümmern, aber eigne Arbeiten nahmen meine Zeit in Anspruch; eine Studienreise nach Sizilien entfernte mich auf Monate aus der Heimat, und als ich endlich wieder an ihn dachte, war fast ein Jahr vergangen. Dies geschah eines Nachts; ich schritt zufällig an der Villa Ertusch vorüber und erblickte hier wie in alter Zeit das Licht einer Arbeitslampe. Das muß er sein, dachte ich, es scheint, daß er die Gewohnheiten des Toten angenommen hat; denn der verstorbene Gelehrte pflegte bis zum Morgengrauen aufzusitzen. Am nächsten Tag erfuhr ich allerlei Merkwürdiges. Zunächst, daß sich Leonhard — so hieß er mit Vornamen — über den Heimgang des Vaters zwar beruhigt habe, doch treibe er einen seltsamen Erinnerungskultus, trage die Röcke des Alten, beobachte bis ins kleinste dessen Hausordnung und sei infolgedessen für den gewöhnlichen Verkehr unbrauchbar geworden. Vielleicht ist Ihnen bekannt, daß man an einem Bienenhause zu jeder Tag- und Nachtstunde das leise Brausen der Arbeit hört; auch den jungen Ertusch konnte man jetzt auf keine Weise in der Ruhe antreffen. Er hatte, von Arbeitsfieber ergriffen, alle Freundschaften gelöst, selbst die mit Abergolt; nur seine Verlobte durfte ihn besuchen, wie er denn auch selber zuweilen, mit einem Buch unter dem Arm, im Samlandschen Hause erschien. Das Mädchen hatte offenbar in hohem Ehrgeiz die Heirat abhängig gemacht von einem wissenschaftlichen Erfolg ihres Bräutigams.

Diese letzte Nachricht empfing ich von Abergolt, der, wie er sagte, nunmehr mit Ertusch völlig gebrochen habe. Er verriet aber mit jedem seiner Worte, daß der ehemalige Gefährte seine Gedanken nach wie vor beschäftigte. Seine rasende Liebe hatte sich in einen wunden Haß verwandelt, gekränkte Eitelkeit, aus dem Sattel geworfene Herrschsucht funkelten in seinen Schlangenaugen, und ich war überzeugt, daß er sich rächen würde. Er redete von Ertusch, wie manche Atheisten von Gott reden: als von dem Mittelpunkt ihres Daseins, von dem sie sich nie und nimmer losringen können. Übrigens hatte er seine Russin geheiratet und sich in ihr eine gehorsame Dienerin erzogen. Sie schien die Braut des andern aushorchen zu müssen, außerdem war sie Schreibsklave, Zitatenfamulus und Schalltrichter für Abergolts Mißlaune. Eine Amphibienehe der scheußlichsten Sorte! Von ernsthaftem Wissenschaftsdrang schien er selber weit entfernt, es fehlte ihm völlig die lautere Hingabe an das Werk; statt dessen hatte er sich mit seiner spitzen Feder in das Getriebe wissenschaftlicher Rezensionsanstalten begeben und schlachtete nicht ohne Witz, aber gänzlich zwecklos die Neuerscheinungen ab. Sein Name war bereits gefürchtet und kehrte häufig wieder in jener Rubrik, wo unter der Überschrift ‚In eigner Sache' Belanglosigkeiten breitgewalzt werden.

Ich komme nun zu dem entscheidenden Vorfall. Es war im Dezember, wir hatten Schneewetter gehabt, und die kalte reine Luft steigerte das Wohlgefühl; wer im Besitz eines warmen Ofenfeuers war, saß des Abends bei der früh entzündeten Lampe und fühlte, wie alle seine geistigen Tastwerkzeuge ihre Fühlfäden ausstreckten in das Reich des Gedankens und der schöneren Unwirklichkeit. Ich hatte am Vormittag eine Ansichtssendung meines Buchhändlers empfangen und war nun beschäftigt, vorzukosten; die broschierten Hefte und Bücher lagen stapelweise auf meinem Arbeitstisch und dufteten nach Leim und Druckerschwärze. Plötzlich las ich auf einem dieser Werke den Namen Leonhard Ertusch. Ein allerliebst gedrucktes Bändchen; man sah auf den ersten Blick, daß der Verfasser selbst für Lettern und Satzspiegel gesorgt hatte, denn unsre wissenschaftlichen Verleger befinden sich in bezug auf die Ausstattung ihrer Erzeugnisse im Stande der Unschuld. Mit gutem Behagen schnitt ich die Bogen auf und begann alsbald zu lesen.

Schon nach den ersten Seiten befestigte sich bei mir die Meinung, daß es sich hier um ein stilistisches Meisterwerk handle. Ich fand nicht das, was die Leute unter schönem Stil verstehen, jene vertrackte Fertigkeit, Schaum zu schlagen und luftgefüllte Blasen hervorzubringen, vielmehr trat mir entgegen die lebendige Anschauungskraft eines Dichters, die gleichsam unmittelbar aus farbigen Symbolen den Äther des Geistes aufsteigen läßt; auch die vorwärtstreibende Leidenschaft des Gedankens war da und die Kargheit der Beiwörter; keine Zeile, ja kein Wort ließ sich ohne Schädigung des Ganzen ausstreichen. Ich sah erfüllt, was ich so oft behauptet hatte: daß die kristallene Klarheit des Denkens und die Schlagkraft bezeichnender Rede imstande sei, auch die verwickeltsten Zusammenhänge

emporzutreiben in das Reich des Sinnlichen, so daß das Geheimnis auseinanderblättert wie eine überblühte Rose, jedem verständlich und faßbar.

Dennoch packte mich, während ich las, immer tiefer ein Entsetzen an: was da in die letzte, die einzig mögliche Form gegossen war, hatte ich dumpf-chaotisch bereits zu andrer Zeit vernommen; die Form gehörte Leonhard, die Sache war nicht sein. Mit einem Wort: der Sohn hatte hier unter seinem Namen jene wissenschaftlichen Erkenntnisse veröffentlicht, die mir sein Vater bei meinem letzten Besuche anvertraut hatte. Leonhard Ertusch erntete, wo er nicht gesät, und das Ganze war ein geschickt verborgener Diebstahl fremder Gedanken!

Was sollte ich tun? Ich befand mich in einem unerträglichen Zwiespalt des Empfindens. Ertusch hatte in diesem Werke sich selbst gegeben, er durfte behaupten, daß er die fremden Gedanken durchtränkt habe mit eignem Blut, er hatte das Unvereinbare mit Leben erfüllt, so daß es zu neuer Bildung zusammenwuchs, aber dennoch: die üppige Pracht dieses Blütenwerks zog ihre Kraft aus einem Grabe. Ich fand Sätze, an denen er nichts geändert hatte, gerade weil er das Gefühl für die Form besaß und gut Gesagtes bestehen ließ. Wenn nur einmal der Name des Vaters erschienen wäre! Aber der stand allein in der Widmung. Und, wie ich die wissenschaftliche Welt kannte, sie würde sich mit ihrem Lobe heften an das, was dem Jüngeren zweifellos nicht gehörte. Hatte doch erst kürzlich einer der angesehensten Forscher vor einem trefflich geschriebenen Buche gewarnt und den unglücklichen Stilisten als ‚die Schlange im Grase' bezeichnet. In Deutschland wird die Form verachtet; sollte, wie nicht zu bezweifeln war, das Werk den Verfasser empfehlen, so würde dies geschehen durch jene nüchternen Tatsächlichkeiten, die für den Scharfsinn, die umfassende Stellenkenntnis, die mutvolle Schlußfolgerung des *alten* Ertusch Zeugnis ablegten.

Ich fragte mich, ob ich mein Wissen nicht bei mir behalten sollte. Wie aber, wenn Ertusch beabsichtigte, sich in unsrer Fakultät einschreiben zu lassen? Wenn ich berufen ward, über ihn zu urteilen? Konnte ich vor mir selbst bestehen, wenn ich seine Bewerbung unterstützte? Konnte ich ihn bekämpfen, ohne ihn bloßzustellen? Ich beschloß nach langem Grübeln, eine Aussprache mit ihm herbeizuführen, und ließ ihm durch seine Braut mitteilen, er möge mich doch einmal besuchen, damit ich meine Bedenken äußern könne über gewisse Sätze seines Buches. ‚Gewiß,' sagte Doris Samland, ‚er wird sich schon verteidigen.' Sie rauschte davon, und ich hatte Mitleid mit ihr.

Aber er kam nicht. Statt dessen setzte das allgemeine wissenschaftliche Gespräch ein in gelehrten und ungelehrten Zeitschriften. Es war eine richtige Schlacht, in der bald hier, bald da die Pulverwölkchen aufstiegen. Die Siegfanfaren ließen sich hören, besonders die Jugend trat auf die Seite des kühnen Neuerers. Einige Fachkenner schwiegen beharrlich, man wußte nicht, ob aus Vorsicht oder aus Ärger. Im ganzen war ein Erfolg nicht zu bestreiten, und der Wunsch, Ertusch für die Hochschule zu gewinnen, drang aus dem Dekanatszimmer in den breiteren Kreis der Gesellschaft, wurde besprochen und mit wenigen Ausnahmen gutgeheißen.

Da, gegen Jahresschluß, ließ er sich dennoch bei mir melden. Ich erkannte ihn zunächst kaum wieder; er stand vor mir im Dämmerlicht, eingehüllt in den Pelz seines Vaters, sein Gesicht war grau und seine Sprechweise eigentümlich schleppend. Als er in meiner Sofaecke saß, schlug er die Hände vors Gesicht und rief: ‚Ich halt' es nicht mehr aus!'

‚Wir werden sehen,' sagte ich; ‚manches erscheint unerträglich, solange wir es nicht ausgesprochen haben. Daß Sie hier sind, ist schon der erste Schritt, und der zweite wird Ihnen leichter werden, wenn ich Ihnen sage, daß ich weiß, warum Sie mich aufsuchen.'

Er äußerte kein Erstaunen; vielleicht hatte er sich meines Besuches bei dem Alten erinnert und daraus seine Schlüsse gezogen. Aber eigentlich glaube ich, daß er mehr unter dem Eindruck stand, alle Welt müsse ihm ansehen, was er getan. Ich schob ihm eine Tasse Tee hin und begann selber, mir einzugießen, gleich als handle es sich um die harmlosesten Dinge von der Welt.

Ich bin natürlich nicht imstande, alles das anzuführen, was er auf meine Fragen und dann in selbständiger Erzählung vorbrachte. Aber ich habe bis heute nicht die Hauptsachen seiner Beichte vergessen. Es war etwa dies:

‚Sie sehen das Ende,' sagte er, ‚aber das ist sehr wenig. Was ich getan habe, mag man als Diebstahl bezeichnen, und Abergolt, der mich immer gehaßt hat, würde das Wort nicht

scheuen. Ich fühle, daß alles anders gewesen ist, und möchte wenigstens vor Ihnen gerechtfertigt sein. Seit einem Vierteljahr habe ich auf diese Stunde gewartet ...

Sie haben meinen Vater gekannt, nicht wahr? Aber was auch Sie nicht wissen, das ist, wie eng wir aneinander hingen; das war nicht Liebe allein, sondern Naturgewalt. Oft glaubte ich, daß er mein Ich in Verwahrung hielte, daß ich nichts zu eigen hätte, es sei denn die Lust am beseelten Wort. Schon ehe er starb, erbte ich sein Urteil, und alle Menschen, die in mein Leben hineintraten, mußte ich sehen mit seinen Augen. Ich war ein Knabe, als ich bereits nach seinem Vorsagen schrieb, ich las die Bücher, die aus seiner Hand kamen, und mußte das Gelesene wiedererzählen, wobei er dann nachhalf und bestimmte Sätze in seinem Tonfall aussprach, gleich als wolle er mich behüten vor eignem Denken. Jetzt weiß ich, wie viel er in mir ausgelöscht hat; damals fand ich nichts Besonderes darin, denn mein einziges Lebensziel war, zu werden wie er. Indessen blieb es nicht dabei, daß ich unbewußt in sein Wesen hineinwuchs; ich war kaum erwachsen, als er im beiläufigen Gespräch plötzlich äußerte, daß er selber in mir fortzuleben denke und beabsichtige, die in mir vorhandene Kraft auf diese Weise zur höchsten Leistung emporzusteigern. Es war dies ein Gedanke, über den er seit Jahren nachgrübelte. Er behauptete, daß es einzelne Menschen nicht gebe, daß vielmehr nur Geschlechter auf Erden lebten, vom Vater zum Sohn sich offenbarend und geheimnisvoll zustrebend der Vollendung. Schon mein Großvater und dessen Ahn haben, wie Sie wissen, als Gelehrte Bemerkenswertes geleistet; ihre Schriften standen, sorgfältig gesammelt, neben den Büchern meines Vaters, und zuweilen führte er Worte daraus an mit der eigentümlichen Wendung: „Dies schrieb ich, als ich Erasmus hieß, in der Zeit des großen Königs.“ Ich pflegte dann zu lachen und sagte auch wohl: „Damals hattest du einen Tellerkragen, Vater, und deine Nase war eben im Begriff, sich zu senken.“ — „Jawohl,“ antwortete er dann, „das ist nicht wunderbar; sieh nur den Stich vor den Werken des Erasmus, und du wirst finden, daß auch seine Augen gleich den meinigen ruhen unter einer Wölbung. Wir sind von der Art, die aus dem Dunkel ins Helle strebt.“ Er hielt mich ferner an, auf das eifrigste die Familiengeschichte zu studieren, damit ich innewürde meiner Gaben und Kräfte, und war entzückt darüber, daß eins meiner Fingergelenke ebenso beweglich sei, wie dies der Großoheim Alexander von sich behauptete in seinem Traktat über „Die menschliche Hand und ihre Verrichtung“.

Wissen Sie, daß mein Vater seinen Tod vorausgesehen hat? Er pflegte sich täglich zu beobachten, und ein Jahr vor seinem Hinscheiden hörte ich ihn öfters vor sich hin murmeln: „Die Lebenskraft strömt aus.“ In dieser Zeit war er noch liebevoller als sonst, las jede Zeile, die ich schrieb, und enthüllte mir in schlaflosen Nächten die letzten Pläne seines Lebens. „Das mußt du nun vollenden,“ sagte er, „und ich werde dir helfen.“ Auch die Aufzeichnungen, aus denen mein Buch hervorgegangen ist, zeigte er mir bei dieser Gelegenheit; er verlangte, ich solle sie verarbeiten und seinen Namen nur auf dem Widmungsblatte nennen. Ich weigerte mich, schwieg dann aber, als seine Augen sich mit Tränen füllten. „Sind wir denn nicht ein Mensch!“ rief er kläglich. „Du darfst dich nicht scheiden von deinem besten Freunde!“ Die letzten Nächte mußte ich in seinem Zimmer schlafen, so eng an seinem Bette, daß unsre Atemzüge sich vermischten. Er war geduldig, unterdrückte sein Stöhnen, und nur daran konnte ich sein Leiden ermessen, daß immer wieder im Dunkeln seine Hand nach der meinigen tastete. Und dann kam das Ende. Wir hatten kein Licht, denn der Mond schien breit und voll ins Zimmer. Seine Sanduhr in ihrem goldenen Gehäuse stand auf dem Marmor des Nachttischchens; ich hielt seine Rechte und fühlte sie erkalten. Aber nicht nach dem rinnenden Sande blickte er zuletzt, sondern einzig nach meinem Gesicht, mit einem unaussprechlichen Ausdruck von Willenskraft. „Was ist dir, Vater?“ fragte ich, schaudernd berührt von dem matten Pulsschlag in meiner Hand, so daß ich kaum wußte, ob ich sein oder mein Leben spürte. Er öffnete die weißen Lippen und flüsterte nur: „Ich werde leben in dir, mein Sohn.“ Danach sank sein Haupt zurück, und er war tot.

Als sie ihn begruben, folgte ich, aber in einem völlig entrückten Zustande. Ich sah den Sarg hinabgleiten in die mit Tannenzweigen ausgeschlagene Gruft und hatte doch nicht das Gefühl, daß dort unten mein Vater verschwände. Zu Hause fand ich mich wieder,

eine Art von Verlegenheit überkam mich beim Anblick dieser geistigen Würdenträger, die Kaffee schlürften und die Bilder an den Wänden besahen; aber alle begegneten mir mit einer so ernsten Achtung, daß ich fühlte, wie mein Selbstvertrauen wuchs. Ich hörte ein Gespräch im Nebenzimmer mit an, hinter einem Wandschirm verborgen; man sprach von meiner Ähnlichkeit mit meinem Vater, und unwillkürlich strich ich mir über die Stirn, wie er es zu tun pflegte. Dann blieb ich allein, auch meine Braut war gegangen, und die leeren Räume, in denen mein Tritt verhallte, gähnten mich an. Überall sah ich die Spuren meines Vaters: seine Schreibhefte, das Barometer, das er beklopfte, eine angebrochene Flasche mit Wein, aus der er seinen Abendtrunk zu bereiten pflegte. Mich fror, und ich hüllte mich in seinen Schlafrock, der mir wie angegossen paßte. Als ich endlich zur Ruhe ging, sah ich, daß die Haushälterin nicht sein, sondern mein Bett hinausgeschafft hatte. Was soll ich reden von den kommenden Monaten, wo ich seinen Nachlaß ordnete und vertraut ward mit unzähligen Schriftstücken, die bisher kein fremdes Auge gesehen hatte! Auch sein Tagebuch fand ich und setzte es fort; meine Schrift war von der seinigen kaum zu unterscheiden. Ich hatte wenig Mühe, mich in seine Gedankengänge hineinzufinden, ja, mir war, als hätte ich all dieses selbst gedacht, was denn auf manche Zeile auch zutreffen mochte; lebten wir doch seit Jahren in einer geistigen Gemeinschaft, von der sich dem Fernstehenden schwer ein Begriff machen läßt. So kam, was kommen mußte — so setzte ich fort, was er begann.'

Ertusch schwieg, und mir wurde es schwer, zu antworten. Ich drückte ihm die Hand und sagte, daß ich ihn verstünde; dennoch sei ich noch nicht hinweg über die nüchterne Tatsache, daß er das Gedankenwerk eines andern als das seine ausgegeben habe. Er möge mir Zeit lassen und gewiß sein, daß ich einen Ausweg aus diesem Irrsal finden würde.

Nun — das war leichter versprochen als gehalten. Sowenig ich selber zweifelte an der Aufrichtigkeit dieses Bekenntnisses, so überzeugt ich war, daß Ertusch nicht anders hätte handeln können: meiner Kollegen war ich keineswegs gewiß, ja, ich wußte, daß ich hier anrennen würde an eine Mauer von Verständnislosigkeit. Da war Grapengießer, ein Mann, der noch nie einen eignen Einfall gehabt hatte; wenn es eine Zuversicht gab, so war es die auf seine Entrüstung. Er würde für das geistige Eigentum des toten Ertusch kämpfen als ein Geschöpf, das auf einer leeren Kiste sitzt und behauptet, es habe darin ähnliche Schätze — ,laßt uns zusammenhalten, Kapitalisten des Geistes!' Und dann Bernball, diese menschgewordene Schwarte, mit seinem ewigen Eintreten für eine heroische Lebensweise. Er selber hatte zwar nie etwas Heroisches vollbracht, forderte aber in Paragraph siebenundvierzig seiner Ethik seit einem Menschenalter, daß jedes Gebein verpflichtet sei, immer und unter allen Umständen die Wahrheit zu sagen. Bei den übrigen hatte Ertusch schon deshalb verlorenes Spiel, weil er ein junger Mann war und als solcher verpflichtet schien, klanglos und bescheiden in sich selbst zu verharren; sie billigten von vornherein nur Leute, die wie sie selber bedeckt waren mit Moos. So setzte ich meine einzige Hoffnung auf den Dekan, einen weitherzigen und gütigen Mann, und plante schließlich, mich mit ihm zu besprechen. In dieser Zwangslage erhielt ich den Besuch von Abergolt.

Ich freute mich keineswegs, als das Mädchen seinen Namen ins Zimmer rief. Und ich freute mich noch weniger, als er eintrat und sich entfaltete, händereibend, glatt und ölig, ein Kerl, um ihn an die Wand zu werfen. Er redete kriechend von meiner kostbaren Zeit und betrachtete während des Redens mit verdrehten Augen meine Manuskripte. Ob ich ihm für sein Blatt nicht einen Aufsatz liefern wolle, sie legten Wert auf die Besten — nun, man kennt die Flausen. Bei all dem Geschwätz hatte ich jedoch die Empfindung, als halte er mit dem eigentlichen Zweck seines Kommens noch zurück. So lenkte ich das Gespräch auf den Nachwuchs, Ertusch wurde genannt, und da brach er los. Ich fragte, wie er denn jetzt mit ihm stehe.

Das Gesicht Abergolts war beweglich wie eine Gummilarve; in diesem Augenblick schienen die Augenschlitze sich zu verbreitern, und ich nahm mit Grausen wahr, daß der Besuch seine eigne Unterlippe betrachten konnte.

,Ich habe mich in Ertusch getäuscht,' sagte er, ,und das einzige, was ich ihm entgegenbringen kann, ist Gerechtigkeit. Er war mein Freund, wie ich dachte; ist es Freundschaft, wenn jemand sein Letztes vor uns verbirgt? Wenn er sich absondert, wenn er höflich ist

Paul Hoeniger: Der Nachtomnibus

und Dienste abweist? Warum muß er jedesmal das Fenster öffnen, sobald ich gehe? Ich habe es schon in Heidelberg gemerkt, wo er zuletzt auf die andre Seite der Straße hinüberwechselte, wenn ich kam. Er wird es bedauern, denn ich weiß allerlei, was ihm nützlich wäre. Aber nun mußte ich schweigen, und das, was vor drei Monaten Goldes wert war, ist jetzt keinen Heller wert, wenigstens für ihn.'

‚Ich verstehe Sie nicht,' rief ich; irgendwie dämmerte mir eine Ahnung von Unheil auf. ‚Sie scheinen Ihrem früheren Freunde irgendein Wissen verheimlicht zu haben — hat es denn für Sie selber Wert?'

Abergolt streichelte seinen Backenbart und zupfte dann gedankenvoll an der Nasenspitze. Er hatte überhaupt die Gewohnheit, beharrlich an sich selbst Verbesserungen vorzunehmen, als hoffe er, seine abscheuliche Visage in eine erträglichere Form umkneten zu können.

‚Vielleicht die spärliche Lust der Selbstbefriedigung; ich liebe es, zu wissen und belustigt das Narrenspiel der ahnungslosen Geistespächter zu verfolgen, die aus vorgefaßten Meinungen ihre Nebelburgen erbauen. Finden Sie nicht auch, daß Ertusch junior einen recht dünnen Wind auf der Orgel hat?'

Ich zuckte die Achseln und ermunterte ihn, fortzufahren.

‚Da ist in Oxford ein Buch über Plotin erschienen — ein höchst respektables Werk. Der Verfasser ediert bei dieser Gelegenheit neue Bruchstücke, die er in Ägypten gefunden, und diese Überreste decken sich mit den Stellen, an denen Ertusch seine Erfindungskraft versucht hat. Die Originale sehen nun doch etwas anders aus, als der Herr gedacht, da er die Wissenschaft zu vermehren hoffte durch Geisterseher-Träume! Der Sohn seines Vaters — du liebe Zeit! Junior hätte gut getan, die wissenschaftliche Vorsicht des Alten zu beobachten, aber das konjiziert, wie die Frösche laichen. Gottlob, daß der Alte tot ist!'

Das dachte ich auch. Der Sohn konnte es eher ausfechten.

Abergolt aber fuhr fort: ‚Ich sehe nun nicht recht, wie ich mich verhalten soll. Man weiß, daß zwischen Ertusch und mir eine Entfremdung eingetreten ist; soll ich es wagen, ihn öffentlich an den Pranger zu stellen? Mein Gewissen sagt ja — wie denken Sie?'

Ich merkte wohl, wie ihm die böse Lust aus den Augen glitzerte, aber plötzlich wurde mir klar, daß auf diesem Wege allein eine Sühne für den jungen Ertusch zu finden sei. Hatte er unverdient den Ruhm des Vaters getragen, so mochte er jetzt sich auslachen lassen. Wirklich, dieser Abergolt, der das Böse wollte, war wider den eignen Willen ein Bote freundlicherer Herkunft. So rief ich denn: ‚Ich würde meinem Gewissen folgen, Herr Doktor! Ertusch ist allzu übermütig geworden, helfen Sie ihm zur Läuterung! Falsch konjiziert, sagen Sie? Übel, übel! Aber so geht es, wenn wir einen zerschlagenen Götterleib ausbessern und nicht wissen, ob die abgebrochene Hand einen Spiegel, einen Stab oder einen Apfel zwischen den Fingern hielt. Wir sollen raten, was es gewesen ist, und wehe uns, wenn wir den Marmortraum des toten Bildners verkehrt zu Ende träumen! Nicht wahr, das ist der Sinn Ihres Vorwurfes?'

‚Sicherlich!' sagte Abergolt und erging sich alsbald in wortreichen Erörterungen über die Gefahren der Einbildungskraft. Dabei arbeitete seine Phantasie bereits an dem zu schreibenden Artikel; mir war, als hege er einen üblen Kater im Schoß, der vor unsern Augen wuchs und im Notfall geneigt sein konnte, seinem eignen Herrn an die Kehle zu springen.

Und wieder hub er an: ‚Ich werde meinem Gegenstand einen breiteren Anteil zu verschaffen wissen, wenn ich eingehe auf die allgemeine Petulanz, die jetzt in solchen Dingen herrscht; es wird nicht mehr gearbeitet wie einst, Herr Kollege, es gehen Geister des Abgrunds um, und die Bacchanten haben das große Wort. Ich denke, auch die Vetternwirtschaft, die an unsern Hochschulen Mode geworden ist, dürfte da beleuchtet werden.'

‚Wat Vedder, wat Fründ, Jung, treck de Büxen af!' sagte ich, und Abergolt, der aus Bayern stammte, rief: ‚Bitte!', in der Meinung, ich hätte ihm mit einem Zitat aus einer unbekannten Sprache beigestimmt. Er schwamm in Seligkeit, als er mich verließ, und sein Händedruck war feucht, denn er gehörte zu den Tieren, die bei Gemütserregungen schwitzen.

An diesem Abend noch kam er in die Wochen, und die russische Ehefrau erzählte, daß er vom Geist besessen sei wie nie zuvor. Wann die Geburt des Scheusals erfolgte mit Hilfe des Setzers, Zeilenrichters und Korrektors, weiß ich nicht zu sagen; jedenfalls war das Geschöpf eines Tags da und flatterte.

noch druckfeucht, auch in meine Behausung. Und wie das Schicksal spielt: in derselben Stunde trank ich mit Ertusch Tee und versuchte ihn mit Hilfe von Arrak seinem zur Gewohnheit gewordenen Trübsinn zu entreißen. Ich reichte ihm das Blatt über den Tisch und sagte: ‚Lieber Mann, da haben Sie die Lösung der Frage, die uns nun fast ein Jahr lang gequält hat, erst Sie, dann mich, wahrscheinlich auch Ihre Braut, die freilich den Sachverhalt nicht kennt.'

Ertusch fuhr auf und sah mich voll an: ‚Sie kennt ihn, Herr Professor! Glauben Sie, daß ich das vor ihr verheimlichen mochte? Und sie hat tiefer gelitten als ich, denn sie gibt ihrem Ehrgeiz schuld, daß ich mich so weit habe fortreißen lassen. Aber sie wird mit mir gehen, auch in die Schande.'

‚Wir wollen es anders nennen, Ertusch. Sie denken, daß Sie hier als Räuber und Dieb abgemalt werden, als ein Mann, der fremde Weinfässer anbohrt, um seiner persönlichen Munterkeit aufzuhelfen? Vielleicht lesen Sie erst? Aber Abergolt wird Ihnen gewiß einen stilistischen Genuß gewähren.'

Er sagte nur: ‚Abergolt!', gleich als habe er den Namen des obersten Scharfrichters genannt. Und dann las er. Ich sah ihn an — ich habe selten solchen Sonnenaufgang erlebt. Als er fertig war, atmete er tief und sprach: ‚Die ersten Christen pflegten den Todestag als Geburtstag zu bezeichnen. Für Abergolt bin ich jetzt tot: er ahnt nicht, daß ich nach diesem Schwertstreich anfange zu leben! Und mein Vater — wie hätte er es ertragen! Mein alter Vater ...'

Er hat mich damals umarmt, und ich duldete es willig, obgleich ich derlei Überschwang unter Männern nie habe ausstehen können. Dann erbat ich mir selber das Blatt, und je mehr ich las, desto gewisser wurde mir, daß der Aufsatz zugleich für Abergolt selber Glück und Ende bedeuten müßte. Diesem Eindruck entsprach jedenfalls die Wirkung des bösartigen Werkleins; der Pfeil prallte ab und traf seinen Urheber. Man lachte über Ertusch, sagte sich, daß er jung genug sei, um seinen Mißerfolg wettzumachen, ja, es erschien sogar eine Rechtfertigung, in der behauptet wurde, es sei keine Kleinigkeit, mit soviel Geist zu irren. Abergolt hingegen galt in Zukunft als ein Mann, mit dem man sich in acht nehmen müsse, vor allem verschnupfte seine Paraphrase über die Vetternwirtschaft, da doch dergleichen an deutschen Hochschulen nie und nimmer vorgekommen sei. Es ist nun einmal so: wer in den Salat seines Nachbars Schnekken hineinsetzt, kann erleben, daß er das ganze Gericht später selbst auf dem Markt einhandeln muß. Abergolt jedenfalls wurde das Geziefer nicht mehr los, und gewisse Wendungen, mit denen er seinen Freund hatte treffen wollen, kehrten wieder in allen Angriffen, die der streitbare Wahrheitszeuge erfuhr auf seinen ruhelosen Lebensfahrten. Er sank schließlich herab zum schäbigen Landsknecht, der um Sold zu haben war, und da er nie etwas Rechtes gelernt hatte, so ging er allmählich über in eine säuerliche Gärung und wurde beiseitegestellt. Er soll zuletzt auf einer Annoncen-Plantage gearbeitet haben, dürftig ernährt und mit Gott und der Welt zerfallen.«

Der Professor schwieg und brachte liebevoll seine Pfeife wieder in Gang.

Ich sagte: »Ist denn nun aus dem jungen Ertusch etwas geworden? Ich habe seinen Namen nie gehört.«

Der Alte lächelte. »Ich auch nicht. Er hieß anders — das versteht sich. Aber was ist ein Name? Schall und Rauch!«

Und er starrte in den Qualm, als blicke er noch einmal in die Dämmergefilde der Jugend.

Wer da mühvoll schreitet

Nie konnt' ich leicht beschwingt nach Freuden jagen,
Mir gab das Schicksal eine Last zu tragen,
Ich wandre schwer am Stab und voller Mühen —
Oft sah mein dunkler Blick rings nicht das Blühen,

Und ach, nun fand ich's. Wer da langsam schreitet,
Dess' Blick um jede Blume zärtlich gleitet,
Der sieht den Perlenglanz in Mückenschwingen,
Der hört im Gras die feinsten Grillen singen,

Dem steigt aus abenddunklen Waldkonturen
Ins All der Sang der stummen Kreaturen,
Der hört Pans Lied im wilden Bäumerauschen —
Nie möcht' ich meinen schweren Schritt mehr tauschen.

Christine von Winkler

Die neue Kirche im neuen Staat

Von Geh. Konsistorialrat D. Ferdinand Kahlwes

Eine neue Kirche? Bringt denn die staatliche Umwälzung vom November 1918 auch eine kirchliche mit sich? Bedingt die neue Staatsform auch eine neue Kirchenform?

Für die katholische Kirche gewiß nicht. Die Una sancta hat auf ihrem langen Wege durch die Geschichte so ziemlich sämtliche Staatsformen schon gesehen, die es unter der Sonne gibt und geben kann. Sie hat von den staatlichen Machthabern zu allen Zeiten ihre unantastbare Freiheit und Selbständigkeit gefordert und meist auch durchsetzen können. Sie wird jeden Eingriff des neuen Staates in ihr Gebiet erfolgreich abwehren, wie sie es gegenüber dem alten getan hat.

Ganz anders liegt die Sache bei der evangelischen Kirche. Es ist für die evangelische Kirche in Deutschland eigentümlich, daß sie vierhundert Jahre im engsten Anschluß an den Staat gelebt hat. Die Landesherren waren durchgängig die obersten Bischöfe der evangelischen Kirche, landesherrliche Kirchenbehörden übten das Kirchenregiment aus. Das ging so weit, daß auch der katholische König von Bayern Inhaber des Kirchenregiments über die protestantische Kirche seines Landes war und auch in diesem überwiegend katholischen Lande königliche Behörden die evangelische Kirche regierten.

Nun haben die evangelischen Kirchen über Nacht ihre obersten Bischöfe verloren. Wer tritt an ihre Stelle? Wer übt in der evangelischen Kirche in Zukunft das Kirchenregiment aus? Das ist die Kernfrage, um die es heute geht. Hat der Staat ein dauerndes Recht auf Leitung der evangelischen Kirche? Hat er wenigstens das Recht und die Pflicht, bei der Neuordnung der evangelisch-kirchlichen Verhältnisse mitzuwirken? Üben die staatlichen Kirchenbehörden noch mit Fug und Recht ihre Tätigkeit, und in wessen Namen? Ging das Kirchenregiment mit der Revolution schon auf die Kirche selbst, also die Synoden über? Heiß wird heute im evangelischen Deutschland um alle diese Fragen gestritten.

Die staatliche Umwälzung hat also auch die evangelische Kirche stark in Mitleidenschaft gezogen, sie in Verwirrung und Bedrängnis gebracht. Man fragt unwillkürlich: Wäre es nicht ratsam gewesen, daß die evangelische Kirche beizeiten ihr Verhältnis zum Staate löste oder doch so weit lockerte, daß eine Änderung der Staatsform nicht notwendig auch für sie eine schwere Krisis bedeuten mußte? Eine enge Verbindung von Staat und Kirche widerstreitet doch ohnehin dem modernen Empfinden, das vom Staate strengste Neutralität gegenüber den religiösen Überzeugungen seiner Bürger fordert. Haben doch die meisten Länder moderner Kultur vor längerer oder kürzerer Zeit eine Auseinandersetzung zwischen Staat und Kirche herbeigeführt. Und die große Mehrzahl von ihnen nicht, wie in Frankreich, aus Haß gegen die Kirche.

Gerade die evangelische Kirche als »Staatskirche« hat heute besonders unter der Ungunst weiter Bevölkerungskreise zu leiden, die in dem alten Staat nur den »Klassenstaat« sehen. Fällt der Mantel, so muß auch der Herzog nach. Mit dem alten Staat mag auch die Kirche vergehen, die an seinem Gängelbande schritt. Die Massenaustritte, die in den Großstädten sich zeigen, reden eine sehr deutliche Sprache.

Man ist heute in weiten Kreisen wenig geneigt, dem Protestantismus die Staatsgesinnung zu danken, die er durch vier Jahrhunderte treu bewährt hat. Der neue Herr setzt der evangelischen Kirche die Dienste, die sie dem alten geleistet hat, auf das Schuldkonto. Das ist nicht eben gerecht, aber begreiflich in Tagen der Revolution. Doch erfordert die historische Gerechtigkeit ein kurzes Wort über die außerordentliche Bedeutung, die das enge Verhältnis von Kirche und Staat im protestantischen Deutschland für den Staat gehabt hat.

Es ist doch nicht etwa bloße Unfähigkeit zur Kirchenbildung, die das deutsche Luthertum zum engen Anschluß an den Staat veranlaßte. Richtig ist, daß Luther kein Organisator war und die Frage nach der Kirchenform ihn im Grunde wenig interessierte. Aber wäre der Trieb und das innere Bedürfnis nach einer selbständigen Kirchenform in Luthers Kirche vorhanden gewesen, die Form wäre auch gefunden worden. Aber an diesem Trieb und Bedürfnis fehlte es gänzlich. Der werdende deutsch-protestantische Staatsgedanke ließ dieses Bedürfnis nicht aufkommen.

Die antike Welt baute den Staat als höchste Form menschlicher Gemeinschaft und stellte auch das religiöse Leben in den Dienst staatlicher, nationaler Zwecke und Ziele. Platos großes Werk über den »Staat« ist der klassische Ausdruck dieses Denkens der Antike.

Mit dem Mittelalter steigt die große Zeit der Kirche herauf. Platos Staat ist tot, Augustins Buch über den »Gottesstaat« regiert die Gedanken der Menschen. Hoch über alle irdische Gemeinschaft, die auch im besten Falle doch immer von Krieg und Unrecht, Raub und Gewalt lebt, erhebt sich die von Gott selbst gestiftete, die Völker umspannende Gemeinschaft der Kirche. Ihr allein gebührt es, die Völker geistig zu führen. Gläubig haben die Jahrhunderte des Mittelalters zu der großen Mutter Kirche aufgesehen, die

ihnen in der Tat lange Zeiten hindurch eine unentbehrliche treue Führerin zu Gesittung, Kultur und geistigem Leben gewesen ist.

Aber in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters beginnen sich immer stärker wieder nationale Tendenzen zu regen. Die große abendländische Völkergemeinschaft zerbröckelt immer mehr, Nationalstaaten entstehen. Im 15. Jahrhundert zumal suchen die jungen Staaten allenthalben von der Vormundschaft der Kirche sich loszuringen, eignen Rechtes zu leben. Es gibt schon ein bis zwei Menschenalter vor Luther hier und da katholische Fürsten, die sich als die obersten Bischöfe der Kirche ihres Landes bezeichnen. Der Begriff der Landeskirche ist im Entstehen. Ein neues Zeitalter des Staates steigt herauf.

In diesem Ringen zwischen den beiden großen Gemeinschaftsformen, Staat und Kirche, um die geistige Führung der Völker bedeutet die deutsche Reformation den bedeutsamsten Einschnitt. Luther wird durch seine Schrift »An den christlichen Adel deutscher Nation« — Ranke nennt sie »ein paar Blätter von weltgeschichtlicher Bedeutung« — der Begründer des modernen Staates. Er ist hier der begeisterte Verkünder des souveränen Rechtes weltlicher Obrigkeit. Mit Luther erfolgt die große Wendung von Augustins »Gottesstaat« zurück zu Platos »Staat«. Dem neuen selbstherrlichen Staat ist es Recht und Pflicht, der Träger der gesamten Kultur, der Pfleger auch des religiös-sittlichen Lebens im Volke zu sein. Für eine selbständige, nach eignem innerem Gesetz lebende Kirche ist neben diesem Staat kaum ein Platz. Daß der Staat konfessionellen Charakter tragen müsse, war jenen Tagen ebenso selbstverständlich, wie uns heute das Gegenteil selbstverständlich geworden ist.

Dem Staat brachte diese Umlagerung des Schwergewichts einen gewaltigen Kräftezuwachs. Vorüber war der uralte Kampf zwischen Fürstentum und Priestertum, der bis in vorchristliche Jahrtausende zurückreicht. Die Einheitlichkeit der Kultur und des öffentlichen Lebens unter alleiniger Führung des Staates war gewährleistet. Große neue Arbeitsgebiete erschließen sich dem Staat, der nun vor allem das gesamte Schulwesen in seine Hand nimmt und in neuerer Zeit eine gewaltige soziale Tätigkeit entfaltet. Preußen wurde ganz besonders das Land dieses modernen Staatsgedankens, der in Fichte und andern geistigen Führern geradezu prophetische Verkünder fand. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts hat einer der bedeutendsten protestantischen Theologen jener Zeit, Richard Rothe, vom deutschen Idealismus herkommend, den Gedanken vom Aufgehen der Kirche im Staat vertreten.

Das alles auf deutschem Boden. In der angelsächsischen Welt war die Entwicklung eine gänzlich andre. Sehr früh scheidet sich dort das kirchlich-religiöse Leben vom Staat und macht sich, wenigstens zum bedeutenden Teil, von ihm unabhängig. Aber es ist wohl zu beachten, daß hier der deutsch-protestantische Staatsgedanke nie Wurzel faßte. Das angelsächsische Staatstum hat weder auf wirtschaftlichem und sozialem noch auf geistigem und kulturellem Gebiet je auch nur annähernd eine solche Bedeutung für das Volksleben entfaltet wie im modernen Deutschland.

Nun soll das alte Band zwischen Staat und Kirche für immer durchschnitten werden. Das mußte einmal kommen, auch ohne staatliche Umwälzung. Der alte geschlossen konfessionelle Staat ist längst dahin und unmöglich geworden. Ja, auch die Einheitlichkeit christlicher Weltanschauung ging verloren, und wohl für immer. Gerade Deutschland ist heute wie kaum ein andres Land der Kampfplatz der verschiedensten, gegensätzlichsten Weltanschauungen. Ob das Christentum noch eine für die Gegenwart brauchbare Religion sei, das ist ein Problem für Ungezählte geworden.

Dabei sind wir alle heute durchdrungen von dem starken Gefühl, daß es sich bei dem religiösen Glauben und Leben um das Allerpersönlichste und Innerlichste handelt, wo alles staatliche Einwirken unerlaubt ist. Dem Empfinden gerade des religiösen Menschen sind die »königlichen«, »großherzoglichen« Kirchenbehörden je länger desto mehr unerträglich geworden. Die Forderung nach einer Selbständigkeit der evangelischen Kirche gegenüber dem Staat wurde deshalb von den verschiedensten kirchlichen Kreisen schon längst erhoben.

So ist auf beiden Seiten der Wunsch nach Lösung des alten Bandes vorhanden. Und also stehen die evangelischen Landeskirchen zum erstenmal in ihrer Geschichte vor der großen Aufgabe, sich eine eigne selbständige Kirchenverfassung zu geben, die ihre Existenz als Volkskirche rettet und ihnen die Möglichkeit gibt, stärker noch und ungehemmter als bisher ihre Kräfte im Volksleben zu entfalten.

Aber es leuchtet ein, daß auch der Staat ein starkes Interesse hat an der Frage, wie der Aufbau der neuen Kirche erfolgt. Die Kirche fordert seinen Schutz und bedeutsame Rechte; so kann ihm ihre Entwicklung nicht gleichgültig sein. Noch ist ja auch die Trennung nicht erfolgt. Man darf nicht sagen, daß mit dem Wegfall der Landesherren als obersten Bischöfen die Kirche bereits selbständig geworden sei. Wir hatten ja schon vor dem November 1918 in Deutschland drei Republiken: Hamburg, Bremen und Lübeck. Und auch in diesen Republiken lag das Kirchenregiment in staatlichen Händen. Auch hier muß erst durch eine neue Verfassung der evangelischen Kirche die Selbständigkeit gegeben werden.

Welche politische Staatsform in Deutschland dauernd sich durchsetzen wird, kann heute niemand sagen. Aber auch wenn die Monarchie zurückkehrt — die Wiederkehr des landesherrlichen Summepiskopats wird niemand in der evangelischen

Kirche wünschen. Dann muß aber in allen Formen des Rechtes, unter Mitwirkung der Staatsgewalt, das Kirchenregiment von der Kirche selbst für alle Zukunft übernommen werden.

Das staatliche Interesse an der zu schaffenden Kirchenverfassung ist vor allem eins: das kirchliche Wahlrecht und die Zusammensetzung der Synoden sollen so gestaltet sein, daß jede Volksschicht in ihnen ihre gerechte Vertretung finden kann, kein Volksteil sich zurückgesetzt fühlt; Minderheiten müssen gesetzlich geschützt werden. Für die Kirche sind diese Grundsätze selbstverständlich, denn nur ihre entschlossene Durchführung wird es der evangelischen Kirche ermöglichen, auch für die Zukunft Volkskirche zu bleiben.

Der neue Staat hat in der kurzen Zeit seines Bestehens manche Schwankungen in seinem Verhältnis zur Kirche durchgemacht. In den Tagen Adolf Hoffmanns plante man die radikale Trennung, die völlige Entrechtung der Kirche, die auf das Niveau des Vereins heruntergedrückt werden sollte. Sehr bald kam doch den neuen Männern die Erkenntnis, daß das in Deutschland nicht ohne schwerste Erschütterungen möglich sei. Die Durchführung dieser Pläne hätte einen Kulturkampf größten Stils zur Folge gehabt, dem der neue Staat ganz gewiß nicht gewachsen gewesen wäre.

Und auch der umgekehrte Plan tauchte auf: die alte Kirche dem neuen Staat dienstbar zu machen, starken Einfluß auf sie zu gewinnen, sie zum »Kulturfaktor« im Sinne des neuen Staates zu machen. Das eine ist so unmöglich wie das andre.

Der neue Staat tritt in einem sehr wesentlichen Punkte das Erbe des deutsch-protestantischen Staatsgedankens an. Er will nicht nur Rechtsträger, sondern vor allem Kulturträger sein. »Vom Machtgebilde zur geistigen Größe« war das Programm, das der vorläufige Reichspräsident in Weimar gab. Der neue Staat begehrt also in erhöhtem Maße Kulturstaat zu sein. Die Volks- und Jugenderziehung erscheint ihm nach den Äußerungen seiner Vertreter als eine seiner wesentlichsten Aufgaben. Riesige Mittel will er aufwenden, um den Erwerb höherer Bildung allen Befähigten zu ermöglichen und die Allgemeinbildung zu heben. Dem gesamten Schulwesen wendet er sein erhöhtes Interesse zu und will die Schule fest und allein in der Hand halten.

Gerade um dieser Eigenart des neuen Staates willen, der sich hier von Gedanken der deutschen Reformation beeinflußt zeigt, wird es an Reibungen zwischen Staat und Kirche nicht fehlen. Sie werden bei uns häufiger sein als etwa in England und den Vereinigten Staaten, wo der Staat seinen Aufgabenkreis viel enger zieht. Aber eins ist für diesen neuen deutschen Staat auf die Dauer nicht möglich: daß er die Kirche einfach ignoriert. Nein, auch der neue Staat wird mit dem religiösen Empfinden als einer starken Macht rechnen müssen, deren Kraft unter Druck und Widerstand überraschend wächst. Das religiöse Leben und Empfinden wird aber auch im protestantischen Volksteil für weiteste Schichten heute noch von der Kirche getragen, die bei uns nicht wie auf angelsächsischem Boden in eine große Zahl selbständiger, sich befehdender Gemeinschaften zerfallen ist. Der deutsche Protestantismus ist gerade jetzt dabei, sich viel stärker als jemals bisher zu einheitlichem Wirken zusammenzufassen. Gelingt ihm das auf die Dauer, so wird er sein Gewicht erheblich verstärken. Auch der neue Staat ist auf ein friedliches Verhältnis zu den beiden großen Volkskirchen, die im Kulturleben unsers Volkes tief verankert sind, der evangelischen und der katholischen, durchaus angewiesen.

Aber auch die Kirche ihrerseits hat allen Grund, eine friedliche Verständigung mit dem neuen Staate zu suchen. Gerade die evangelische Kirche. Die vierhundertjährige enge Gemeinschaft läßt sich nicht von heute auf morgen auslöschen und vergessen. Der Protestantismus wird auch in Zukunft aufs engste mit dem Gesamtleben der Nation verflochten bleiben. Er wird nie abseits des nationalen und staatlichen Lebens sein Dasein führen können. Der Protestantismus bietet nicht in dem Maße wie die festgeschlossene, die Welt umspannende katholische Kirche seinen Gläubigen eine sie völlig befriedigende geistige Heimat. Er kann das nicht und will das auch nicht. So bedarf er auch für die Zukunft in stärkerem Maße der Anlehnung an das Gesamtleben des nationalen Staates.

Das zeigt sich heute besonders bei der Frage nach dem Schicksal der theologischen Fakultäten. Es war bei dem bisherigen Verhältnis von Staat und Kirche ja verständlich, daß die evangelische Kirche die Sorge für die geistige Ausbildung ihres Nachwuchses ganz in die Hände des Staates legte. Fast verwunderlich aber ist es, daß alle Kreise in der evangelischen Kirche auch weiterhin dieses Verhältnis aufrechterhalten wollen, daß die evangelische Kirche durchaus bereit ist, ja wünscht, auch dem neuen Staat, der sich von ihr löst und nicht selten einen starken Gegensatz zur Kirche zeigte, die geistige Ausbildung der jungen Theologen anzuvertrauen. So stark ist doch trotz allen Richtungsunterschieden im deutschen Protestantismus das instinktive Gefühl, daß der protestantische Theologe unter allen Umständen in engem Zusammenhang mit dem geistigen Leben der Nation in der Gegenwart bleiben muß.

Wie stark die evangelische Kirche von den Strömungen der Zeit beeinflußt wird, zeigt augenblicklich die rasch steigende Zahl sozialistischer Pfarrer. Diese für Deutschland ganz neue Erscheinung — in Holland und der Schweiz war man längst an sozialistische Geistliche gewöhnt — ist aus e i n e m Grunde durchaus zu begrüßen. Sie zeigt, daß die Kirche nicht an ein bestimmtes politisches Programm gebunden ist. Unter keinen Umständen

darf die Kirche im Gefolge irgendeiner politischen Partei marschieren. In dem Augenblick, wo das geschähe, wäre die Volkskirche tot.

Wird aber die evangelische Kirche so schroffe Gegensätze in politischen und sozialen Fragen, wie die Gegenwart sie zeigt, auch unter ihren Geistlichen zu tragen imstande sein? Wird ihr Bestand nicht aufs schwerste gefährdet, wenn diese neuen Spannungen neben die alten Richtungsgegensätze treten, die schon so viel Kämpfe brachten?

Wenn die Kirche auseinanderbricht, wird das nicht geschehen um der politischen Gegensätze willen. Die werden ertragen werden. Gefährlicher für den Bestand der einheitlichen Volkskirche ist die alte »Bekenntnisfrage«. Die Gefahr einer Sprengung ist nicht gering. Der einheitliche Bestand der evangelischen Kirche wurde bisher gesichert durch das staatliche Kirchenregiment, das im großen ganzen seit geraumer Zeit sich gemüht hat, die Gegensätze zu mildern und der Verständigung unter den Richtungen zu dienen. Nun wird das Kirchenregiment letztlich in die Hände der Synoden gelegt, d. h. in die Hände der wechselnden Majoritäten. Werden die Kirchenparlamente, die aus vielleicht heißem Wahlkampf hervorgehen, so viel Besonnenheit und Einheitswillen zeigen wie die bisherigen staatskirchlichen Behörden in ihrer Mehrzahl? Man darf doch darauf hoffen, seit der erste deutsch-evangelische Kirchentag, der in Dresden im September 1919 gehalten wurde, den festen Willen zur Verständigung und Einheit auf allen Seiten zeigte.

Wir haben auf politischem Gebiet einen schroffen Bruch mit der Vergangenheit vollzogen. Eine neue Gesellschaftsform soll entstehen. Auf allen Gebieten strebt das neue Deutschland neuen Zeiten und Zielen entgegen. Da ist es Aufgabe der Kirchen überhaupt, den Zusammenhang mit der Vergangenheit auf geistig-religiösem Gebiet zu wahren, den ein gesundes Volksleben gar nicht entbehren kann. Aufgabe des Protestantismus ist es insbesondere, den Zusammenhang mit den treibenden Kräften der deutschen Reformation und den großen Gedanken des deutschen Idealismus zu retten, die Linie, die von Luther zu Kant, Schiller und Goethe führt, weiterzuleiten. Es stände schlimm, wenn der Protestantismus dieser geschichtlichen Mission, die ihm in diesen Zeiten der Gärung und Umwälzung zufällt, nicht gewachsen wäre. Und er wird ihr schwerlich gewachsen sein, wenn er in eine Anzahl Freikirchen zerfällt.

Wird die Kirche einmal wieder mehr im Vordergrund des öffentlichen Interesses stehen, als es heute der Fall ist? Wird sie die ihr zum guten Teil entfremdeten Volkskreise zurückgewinnen können, die Schicht der Gebildeten und die gegen die Kirche vielfach mit Haß erfüllte Arbeiterwelt?

Die Vorbedingung dafür wird sein, daß die Kirche ihre neue Verfassung weitherzig und mit Verständnis für die Forderungen der Zeit aufbaut. Entscheidend aber ist die Frage, ob die Kirche sich die geistige Freiheit und Entwicklungsfähigkeit wahrt, ob sie politisch und sozial in Zukunft völlig unabhängig dastehen wird.

Wohin sind die Zeiten, in denen, wie im Mittelalter, die Kirche viel fester stand und tiefer im Volksbewußtsein verankert war als alle Staaten des Abend- und Morgenlandes zusammengenommen? Wohin die Zeiten, in denen, wie im 16. Jahrhundert, das religiös-kirchliche Interesse das politische bei weitem überwog? Wie ist die Kirche wenigstens im Protestantismus bescheiden in den Hintergrund getreten, so daß sie für weite Kreise nur noch ein Winkeldasein zu führen scheint. Das mag doch anders werden, wenn erst die selbständige, unabhängige große Volkskirche sich gebaut hat, die das »Ministerium des Innersten« dann im Volke verwalten mag.

Die kommenden Zeiten werden auch Zeiten des Staates, nicht der Kirche sein. Aber der Jubel, mit dem einst deutsch-protestantische Geister wie Fichte den Staat grüßten als die eine allumfassende menschliche Gemeinschaftsform, an die man sich völlig hingeben müsse, klingt heute sehr gedämpft. Der Staat ist ein Machtgebilde und trägt Zwangscharakter. Man braucht nicht den Schlosserschen Satz zu vertreten, den Jakob Burkhardt so gern wiederholt hat: »Die Macht ist böse an sich«, um doch stark zu empfinden, daß es beim Staat immer um Macht und Zwang geht. Es ist auch für die Zukunft damit zu rechnen, daß die persönliche Freiheit des Einzelnen um der Gesamtheit willen auf das stärkste beschränkt wird.

Da mag das Verständnis wachsen und das Bedürfnis wieder zunehmen nach jener andern uralten menschlichen Gemeinschaftsform, dem religiösen Verband, der auf völliger Freiheit ruht und den Einzelnen in eine große Gesinnungsgemeinschaft hineinstellt; der die Menschen aus allen materiellen Fragen heraushebt, aus Lärm und Staub des Alltags, der Stunden der Ruhe, der Sammlung und der Feier jedem bringt.

Der russische Schriftsteller Mereschkowski schließt sein Buch »Vom Krieg zum Frieden« mit einem Kapitel, das die Überschrift trägt: »Von der Zukunft der Kirche«. Er hofft und wünscht für das durch Krieg und Haß zerrissene Europa einen neuen Aufstieg der Kirche als einer Gemeinschaft, die die Völker nicht trennt, sondern näherbringt, die dem Gedanken der Menschheit dient und damit für die europäische Völkerwelt eine neue Zeit heraufführen hilft. Die neue Kirche, an der wir bauen, soll nach der guten alten Tradition des deutschen Protestantismus in enger Fühlung mit allem Nationalen bleiben, aber sie wird auch das Übernationale hegen und pflegen müssen.

Zwei neue Körner-Funde

Von Prof. Dr. Georg Minde-Pouet

Der Name Theodor Körner weckt Erinnerungen und Gefühle, die unlöslich verbunden sind mit einem der denkwürdigsten Abschnitte der deutschen Geschichte; in seinem Schaffen spiegeln sich die Ideale jener Zeit; durch seine Lieder brausen die Begeisterung und der Zorn der Deutschen von 1813; viele menschlich schöne Züge, Empfänglichkeit für alles Große und Edle, froher Mut, begeisterter Sinn für Freiheit und Menschenwürde, »reines, unverdorbenes Gemüt«, das Wilhelm von Humboldt an ihm rühmte, zeichnen ihn aus; und zuletzt hat sein früher Heldentod seine Gestalt mit verklärendem Glanze umgeben; denn die Deutschen bewiesen, nach einem Worte Goethes, immer gegen »früh abgeschiedene Talente« eine »besondere Frömmigkeit«. Das alles hat bewirkt, daß Theodor Körner ein Liebling des deutschen Volkes, vor allem der Jugend, geworden und geblieben ist, und daß mit den Lorbeeren des Helden die Schwächen des Dichters verdeckt wurden, auf die die rein ästhetische Kritik schon sehr bald nach seinem Tode hinwies.

Diese Kritik übte klug auch der Vater Körner, als er bei der Veröffentlichung des reichen poetischen Nachlasses des Sohnes vieles ausschied, was ihm des Druckes nicht wert erschien. Wie viel er beiseite gelassen hatte, beweist die große Zahl der später von andern hervorgezogenen Gedichte, und beweist vor allem die noch im Körner-Museum in Dresden ruhende Fülle ungedruckter Handschriften, die sich außerdem durch immer neue aus Privatbesitz auftauchende Stücke noch vermehren.

Zwei solcher neuen Funde aus Privatbesitz werden hier zum ersten Male bekannt gegeben. Das altklug spöttelnde Gedicht »Weibertreue« (S. 460) gehört der frühesten Zeit Körners an, der auch hier in den Spuren Schillers wandelt, vermehrt die lange Reihe der Gedichte der scherzhaften Gattung, in denen des Jünglings Begabung sich zuerst übte, und ist ein echtes Zeugnis der die Feile wenig nutzenden Stegreifdichtung, in der seine eigentliche Begabung lag. Es bedarf nach seinem Anlaß und seinem Inhalt keiner Erläuterung, ebensowenig wie das Geburtstagsbrieflein an die geliebte Schwester Emma, das hier getreu in der Größe des Originals wiedergegeben ist.

Ein Geburtstagsbrief Theodor Körners an seine Schwester Emma

Den Freunden Körners wird auch diese harmlose, bescheidene Gabe willkommen sein. Denn auch hier schwingt das Menschliche und Persönliche mit, das allen Dichtungen und Bekenntnissen dieses so früh Dahingegangenen eigen ist.

Weibertreue

Heut ſehn ſie euch ſo freundlich an,
Und ſchworn euch ewge Liebe,
Doch bald entflieht der ſchöne Wahn!
O daß er ewig bliebe,
Denn wenig Stunden braucht es nur,
Und ganz vergeſſen iſt der Schwur;
Drum glaubt mir nur, wer Weibern traut,
Der hat gewiß auf Sand gebaut.

Zwar wollen ſie ſich oft genug
Mit ewger Treue brüſten,
Sie ſagen, Männerwort ſey Trug,
Wir wären Egoiſten,
Doch ſchwör ich euch bei Stein und Bein,
Daß ſtets die Weiber ſchlimmer ſeyn,
Denn glaubt mir nur, wer Weibern traut,
Der hat gewiß auf Sand gebaut.

Mag auch die Zeit mit wildem Schmerz
Sich feindlich um euch drehen,
Schlägt in der Bruſt ein kühnes Herz,
Könnt ihr den Streit beſtehen.
Doch nehmt für Weiber euch in Acht,
Man wird verhöhnt, man wird verlacht,
Denn glaubt mir nur, wer Weibern traut,
Der hat gewiß auf Sand gebaut.

Ehr wollt ich mich mit kühnem Muth
Dem Meere anvertrauen,
Durch Sturm und Nacht und wilde Fluth,
Als Weiberherzen trauen.
Denn ſtürmt die Woge noch ſo viel,
Sie bringt mich einmal doch zum Ziel,
Doch glaubt mir nur, wer Weibern traut,
Der hat gewiß auf Sand gebaut.

Drum, Männer, traut den Weibern nicht,
Sonſt ſtraft euch ſchwere Reue,
Denn leicht, wie Glück und Glas zerbricht,
Zerbricht auch Weibertreue!
Drum nehmt für Weiber euch in Acht,
Sonſt heißt es, Ruhe, gute Nacht,
Denn glaubt mir nur, wer Weibern traut,
Der hat gewiß auf Sand gebaut.

Theodor K.

Unſ' Glück

(Ut: „Ein Lewen")

Ein lüttes Hus von Wien ümrankt,
In 't Gröne halw verſteckt,
Ein Strohdack hett dat up as Haut,
Dei deip na unnen reckt,
Poor Finſtern blänkern fründlich rut,
Dei lütte Dör is grön,
Dat is unſ' Eigen, is unſ' Hus,
Wo is dat einmal ſchön!
Dit lütte Hus, dat is unſ' Riek,
Un hier wahnt all unſ' Glück!

Un in dat Hus ein lütte Stuw,
Ein Kamer noch dorbi,
Ein hübſche Kāk, dat is genaug,
Mien Diern, för di un mi!
Un in dei Stuw ein Diſch, poor Stäuhl,
Ein Sofa un ein Schapp,
Ein Speigel un ok Biller gor,
Ick mein', uns geiht 't nich knapp!
Un hier, hier is unſ' eigen Riek,
Un hier wahnt all unſ' Glück!

Un fragt ji, wat unſ' Glück nu is,
Dat hier ſo heimlich wahnt,
Denn kiekt blot miene Fru mal an,
Ob ji dat denn woll ahnt?
Kiekt ok mal in dei Kamer rinn,
Wer dor unſ' Glück nich ſeeg,
Dei ſeeg ok nich dat, wat dor ſteiht:
Ein ganze lütte Weig!
Un diſſe Weig, ſei makt uns riek,
Un dorin ſlöppt unſ' Glück!

Guſtav Ritter-Grabow

Vertont von Hans Haas (Köln)

Edmund Moeller: Tänzerin

Aufn. F. Bruckmann A.-G. München

Domenico Anesisco Quaglio: Hofgarten und Residenz in München

Biedermeier in München

Von Dr. Georg Jacob Wolf in München

Das Biedermeiertum Berlins ist uns in den Bildern Krügers und Hummels, in Frühwerken Adolf Menzels und in Romanen Theodor Fontanes überliefert. Die etwas kühle, skeptische Verstandsmäßigkeit des deutschen Nordens beherrscht auch diese Epoche; das Behagliche, Geruhsame, sozial Reaktionäre, das zum echtesten, ursprünglichen Biedermeiertum gehört, fehlt ihm in seiner Berliner Spielart. In der preußischen Hauptstadt behielt auch nach den Befreiungskriegen der militärische und politische Ernst das Übergewicht; als neue Erscheinung aber trat in das Kulturbild Berlins der Übergang von der Handarbeit zur Maschinenarbeit, das Aufblühen der Industrie — Momente wahrhaftig, die mit unsrer landläufigen Vorstellung vom Wesen des Biedermeiertums nichts zu tun haben.

Ganz anders Wien! Die Kaiserstadt an der Donau ist so recht die Geburtsstätte des echten Biedermeiertums. Der Wiener Kongreß, der vielleicht in noch viel höherem Grade gesellschaftliche als politische Auswirkungen hatte, bereitete dem Biedermeier den Boden. Die wienerische Note der Epoche ist leichtsinnig und freudig. Viel Musik rauscht auf, der echte Wiener Walzer beginnt seinen Siegeslauf, aber gleichzeitig singt auch Schubert seine rührend-innigen, volkstümlichen Lieder. Der höfische Zug, der der Wienerstadt von jeher eigen war, und den wir heute noch in mancher ihrer Äußerungen zu erkennen glauben, der Stich ins Verschnörkelte, Liebenswürdig-Weitläufige, gibt hier dem Biedermeiertum seine Note.

Münchens Biedermeiertum ist von anderm Schlag. Das Kleinstädtische, der Charakter der Bauernstadt, den München trotz seiner unter den Kurfürsten aus der altbayrischen Linie prunkvoll und verschwenderisch geführten Hofhaltung so lange bewahrt hatte, bestimmt die Farbe der Epoche. Das Münchner Biedermeiertum ist spießig und unendlich behaglich. Etwas Verräuchertes ist an ihm, der Dunst dunkelgetäfelter Bräuhausstuben kreist darüber, Originale tauchen auf, und man ahnt den alten Münchner von echtem Schrot und Korn, der der Darsteller dieser Originale werden muß: Karl Spitzweg. Man muß den bayrischen Volksstamm kennen, um den Münchner Biedermeier zu verstehen. Ich habe immer herzlich lachen müssen, wenn ich in französischen Karikaturen den Münchner und Bayern als schreienden Zecher, als Radaubruder dargestellt fand. Es gibt kein ruhigeres Blut, als das in den Adern des Münchners rollt. Sogar wenn die Bierpreise stiegen, ließ es der alte Münchner mit ein paar Katzenmusiken sein Bewenden haben und saß dann wieder brummend und schmollend, aber äußerlich in das alte Phlegma zurückgefallen, am Stammtisch hinter seinem Krug. »Mei Ruah'!« war — und ist es zum Teil noch! — das Losungswort des Münchners, und die ganz echten, die g'wappelten und gespundeten Münchner sehen es heute noch mit Unmut und Mißbehagen, wie der Geist der neuen Zeit, der nach 1870 in Deutschland einzog und auch an den Burgfriedensäulen der gemütlichen Isarstadt nicht stehenblieb, das übertriebene Be-

Domenico Anesisco Quaglio: Die Residenzstraße in München

hagen und die Bärenhäuterei verscheuchte und die alte Stadt aus ihrem Dornröschenschlaf erweckte. Der Bayer ist seinem Wesen und seiner Geschichte nach höchst konservativer Natur. Es gilt fast heute noch uneingeschränkt, was vor vierhundert Jahren Aventinus, der Geschichtschreiber des alten Bayerns, der eigentlich auf gut bayrisch Johann Turmair hieß, sich aber nach Humanistenbrauch »den Abensberger«, d. h. in sehr freier lateinischer Übersetzung Aventinus nannte, vom bayrischen Volk, »gemeinlich davon zu reden«, wußte. Er nannte es: geistlich schlecht und gerecht, sagte ihm nach, es lege sich »mer auf den ackerpau und das viech dan auf die krieg, denen es nit vast nachläuft; pleibt gern dahaim, raist nit vast auß in frembde land; trinkt ser, macht vil kinder; ist etwas unfreuntlicher und ainj müetiger (ungeselliger) als die nit vil außkommen, gern anhaims eralten, wenig hantierung treiben, fremde lender und gegent heimsuechen ...«

Mit diesem Charakterbild geht es gut zusammen, was uns als wunderhübsches Stadtgeschichtlein überliefert ist und was, obwohl bis in vornapoleonische Zeit zurückgreifend, wie ein Auftakt zum unpolitischen und von behäbigem Bürgergeist erfüllten Münchner Biedermeiertum erscheint. Kurfürst Karl Theodor, der »Mannheimer«, war am 16. Februar 1799 gestorben. Die Münchner hatten ihn nicht gemocht, ebensowenig wie er die Münchner jemals hatte leiden können. Sein Herz gehörte der Pfalz, besonders seiner alten Residenz Mannheim, das »gleich und heiter gebaut ist« und in seinem Wesen so grundverschieden ist von der altbayrischen Hauptstadt. Westenrieder schrieb bei Karl Theodors Tod in sein Tagebuch: »Man läutete bei den Theatinern, und die ganze Stadt fing endlich an, frei zu atmen. Am freudigsten ging es in den Wirtshäusern zu. Man hatte heute nur eine Gesinnung, und man zerstieß sich taumelnd die Gläser in den Händen, um selbe recht zu bekräftigen.«

Nun aber kam als Karl Theodors Nachfolger ein Fürst zur Regierung, auf den die Münchner ihr Vertrauen setzten: Max Joseph. Freilich auch ein Pfälzer, aber aus der volkstümlicheren Linie Zweibrücken-Birkenfeld; er hatte überdies seinerzeit gegen die von Karl Theodor beabsichtigte Verschacherung Bayerns an Österreich Protest eingelegt, und da hatten es die Münchner gleich heraus, daß nun nicht wieder ein landfremder Fürst, sondern ein echter Landesvater auf dem Thron der Wittelsbacher sitzen werde. Den 20. Februar 1799, abends 7 Uhr, zog Max Joseph mit beträchtlicher Verspätung von Friedberg her durch das Karlstor in seine neue Residenz ein. Da trat dem Herrscher ein Mann aus dem Volk, und zwar der schwerste und dickste Mann der Stadt, der Kalteneggerbräu aus dem Karmelitergaßl,

grüßend entgegen, schritt ohne Scheu an den Wagen des Kurfürsten heran, streckte seine wuchtige Pratze zum herabgelassenen Schlagfenster hinein und bewillkommnete Max Joseph mit den treuherzigen Worten: »No, Maxl, weilst nur da bist!«

Max Joseph, seit 1806 König von Bayern, ist in der Folge jener echte biedermeierliche Bürgerkönig geworden, von dessen schlichten und derben, oft fast bäurisch anmutenden Sitten und Reden der bissige Memoirenschreiber Ritter von Lang ebenso reizvolle als respektlose Geschichtchen zu erzählen weiß, die indessen bei der keineswegs einwandfreien Glaubwürdigkeit des herostratisch veranlagten Lang hier nicht Platz finden können. Der in russischen Diensten stehende General von Nostitz fand wohl das richtige Urteil über Max Joseph, als er gelegentlich einer Begegnung mit dem König auf dem Wiener Kongreß in sein Tagebuch schrieb: »Der König von Bayern sieht aus wie ein grober, verdrießlicher bayrischer Fuhrmann, hat aber einen Anstrich von Biederkeit und Rechtlichkeit. Er ist der bürgerliche König.« Es ist wohl glaubhaft, daß des Bürgerkönigs liebster Spaziergang auf den Münchner Schrammplatz (den heutigen Marienplatz) war, wo er sich unter die zum Markt gekommenen Bauern mischte, mit den Mägden derbe Späße trieb, und das nicht etwa in Harun al Raschids Weise, ungekannt und um seinem Volke auf den Zahn zu fühlen, sondern in denkbar größter Öffentlichkeit, aus keinem andern Grunde als dem, daß es ihm so behagte und er sich wohl dabei fühlte. Dann ging er wohl, in seiner schlicht bürgerlichen Kleidung, durch die Straßen der damals noch recht kleinen und knapp zusammengepreßten Stadt, deren malerische Winkel und Tore Domenico Quaglio und Michael Neher, Heinrich Adam, Joseph Klotz, G. Fries u. a. in Bildern festgehalten und auf unsre Tage gebracht haben, bis er wieder in seine Residenz zurückkehrte. Er suchte dann die Hofkasse auf, wo ihm der Kabinettskassier Kaiser das tägliche Taschengeld von tausend Gulden auszahlen mußte, eine Summe, die bei den folgenden Audienzen, die nichts andres waren als ständige Betteleien von hohen und niedrigen Landeskindern, dem König wie Sand durch die Finger lief. Da Max Joseph das Regieren völlig seinem allgewaltigen Minister Montgelas überließ (bis eines Tags der große Krach und ein beleidigend ungnädiger Abschied kam), wußte er nicht recht, wie er den Tag herumbringen sollte. So ging er denn polternd und schimpfend durch Zimmer, Säle, Ställe und Küchen, hatte überall seine Nase und war recht eigentlich nur glücklich, wenn an schönen Tagen der Hof sich aufmachte nach dem benachbarten Lustschloß Nymphenburg, in dessen Park die lieblichsten und verschwiegensten Schlößchen und Pavillons sich verbergen; da war dann Max Joseph restlos glücklich.

Der König war nicht das einzige »Original« in seiner Residenzstadt. Kronprinz Ludwig, der 1825 seinem Vater Max Joseph in der Regierung folgte, war zwar nicht allzu häufig in der Hauptstadt seines Vaters, er residierte in Würzburg in dem von Balthasar Neumann erbauten Schloß, das einst die Würzburger Fürstbischöfe sich mit allem Prunk hatten errichten lassen, oder er war

K. G. Fries: Der Marienplatz in München um das Jahr 1830

Karl Spitzweg: Klosterkeller

bei »seinen« Künstlern in Rom; kam er indes nach München, so hatten seine künftigen Untertanen teils mit, teils ohne Grund genug an ihm zu nörgeln. Man freute sich mit bittersüßem Lächeln der unzähligen Liebschaften des Kronprinzen, die später in der von Stieler gemalten »Schönheitsgalerie«, in die anstandshalber freilich auch einige über alle kronprinzliche Gunstbezeugungen erhabene Damen aufgenommen wurden, ihre künstlerische Verewigung erfuhren. Man lachte über die Eitelkeit des künftigen Königs und hatte den größten Spaß an seiner Schwäche, als Lyriker glänzen zu wollen, man spottete über seinen Geiz und nörgelte über seine sogenannte Verschwendungssucht, wenn es sich um Kunstdinge handelte. Daß der Kronprinz aus eigner Tasche draußen am Neuhauser Grenzpfahl von Klenze einen Marmortempel bauen und von Meister Cornelius mit Fresken schmücken ließ, in dem Bildwerke aus dem alten Griechenland aufgestellt

Karl Spitzweg: Storchenapotheke

werden sollten, Bildwerke, die aus der Erde ausgegraben wurden und deren viele weder Arme noch Beine noch Nasen, ja zuweilen nicht einmal den Kopf besaßen, das wollte den guten Münchnern, die ihr Geld »reelleren« Dingen zuführten, durchaus nicht eingehen, und sie sprachen höchst respektlos vom »narrischen Kronprinzenhaus«.

Gar seltsame Herren fand man unter den Ministern, Staatsräten und hohen Beamten, die meist dem alten oder zuweilen wohl auch dem sehr frischen, meist vom Kurfürsten Karl Theodor verliehenen Adel angehörten. Da war z. B. der Staatsminister von Zentner, nach dem Abgang Montgelas' der einflußreichste Staatsmann Bayerns. Er war ein Jurist von außerordentlicher Begabung, der als der eigentliche Urheber und verantwortliche Redakteur der bayrischen Verfassungsurkunde von 1818 anzusehen ist. Dafür baronisierte ihn der König im Jahre 1819; Zentner aber, der von armen Bauersleuten her-

Karl Spitzweg: Karnevalszene

stammte, wußte sich nicht recht in die neue Würde zu schicken, und tat aus Angst, die Etikette zu verletzen, des Guten fast zuviel. General Wolzogen, der Zentner im Jahre 1820 bei einer Ministerkonferenz in Wien sah, sagt von ihm, er sei der Typus des alten Junggesellen, der sich aber nichtsdestoweniger ständig putze und damit etwas lächerlich mache, im übrigen aber ein grundgescheiter Mann. Zentner ist der Begründer und das Vorbild der bayrischen Bureaukratie; alle die unzähligen Hof- und Staatsbeamten verschiedenster Grade und mit den verzwicktesten, umständlichsten und peinlichst gehüteten Titeln sind kleine Zentner; etwas unbeholfen, eingebildet und mit dem Stich ins Lächerliche wie ihr Herr und Meister, nur meistens nicht so grundgescheit wie er, sondern eher gedankenlos betriebsam. Da war allerdings der Geheime Legationsrat Johann Ludwig Rheinwald, der eben starb, als das Regiment Zentners begann, ein andrer Kerl gewesen! Etwas Kraftgeniales, Trunkenes, Phantastisches, Bizarres, Komisches haftete dem an, und er war alles weniger als ein Beamter im Biedermeierstil. Das war auch dem König Max wohl bekannt, aber er hatte an dem Menschen, der so ganz außerhalb aller Schablone als Original auf seine Weise sein Leben zimmerte, seine Freude. Nicht daß er so etwas wie Wertschätzung für den Mann empfunden hätte! Im Gegenteil, er sprach den Hofbediensteten gegenüber nur von der »dicken Sau«, und die wußten dann sofort, daß Seine Majestät den Herrn Geheimrat Rheinwald meinten. Im

Karl Spitzweg: Katzenkonzert

Vorzimmer des Herrn Rheinwald lagen auf Tischen und Stühlen Berge von Bittschriften, die bei ihm eingereicht werden mußten, die er aber in stillschweigendem Einverständnis mit seiner oberen Behörde unerledigt ließ; mitten unter den verstaubten und zerfetzten Suppliken indessen fanden sich Gitarren, Punschbowlen, Gläser, alte Kodizes und vertrocknete Blumen, denn Herr Rheinwald war ein Freund des Gesangs, des Trunks, der alten Poeten und der schönen, weniger alten Frauen, und seine Amtsstuben waren die Stätte manches allzu heiteren, allzu sorglosen Gelages. Er selber saß in seltsam ungezwungener Kleidung, den Hals offen, den Mund aufgesperrt und gleichsam nach einem Trunke lechzend, in seinem Stuhl, in der Stube aber liefen, ob Parteien und Bittsteller da waren oder nicht, Tänzerinnen und Sängerinnen umher, die Rheinwald begönnerte, und auf dem Sofa lag ein Komödiant in seiner ganzen Länge und qualmte das Zimmer voll ...

Eine große Rolle im Stadtbild und im gesellschaftlichen Leben der Stadt spielte der Klerus. Nur wenige Jahre nach der Säkularisation und der schnell verklungenen Periode der »Aufklärung«, die das Werk Montgelas' war, kamen die Kleriker wieder knüppeldick ins Land. »Sie ist

wieder da,« schreibt Lang, »die schöne Zeit der Wallfahrten, des Kapuzinerbettels, der Patrimonialgerichte, der Siegelmäßigkeit und Steuerprivilegien, der Landessperren, der neuen Fideikommisse, der wiederbefestigten leibeignen Gütergebundenheit, der geheiligten Gemeindeordnungen.« So betrachtet, hat freilich auch die Biedermeierzeit, die wir in erster Reihe meinen, wenn wir von der »guten alten Zeit« sprechen, ihre wenig erbaulichen Kehrseiten. Indessen wußten sich die Münchner damit abzufinden. Besonders mit den wiederkehrenden Klosterbrüdern hatten sie sich schnell aufs neue angefreundet; brauten die doch ein besonders gutes Bier, so daß die Klosterbräustübl, besonders das der Franziskaner am Lehel, das sich bis vor etwa vierzig Jahren erhielt, von Besuchern nie leer wurden! Es gab übrigens unter den Münchner Klerikern eine Reihe außerordentlich liebenswürdiger und ausgezeichneter Männer. Karl Trautmann weiß z. B. von dem behaglichen, seelenguten Benefiziaten von St. Peter, Joseph Speckmayr mit Namen, einem echten Münchner, dessen Vater selbstverständlich Bierbräuer gewesen war, ergötzlich zu erzählen. Man nannte ihn in der ganzen Stadt den Vogeldoktor, weil er sich auf die kleinen und großen Leiden der Starln und Kanoris, der Finken und Zeiserln, Schwarzplatt'ln und Papageien verstand, so daß seine Studierstube von gefiederten Patienten, die in ihren Käfigen zur »Konsultation« gebracht wurden, nie leer wurde. Eine ernstere Gestalt war der Geistliche Rat und Domkapitular Dr. Lorenz Westenrieder, ein grundgelehrter Mann, der sich als Historiker Verdienste erwarb und unter anderm die Geschichte des ersten halben Jahrhunderts der Bayrischen Akademie der Wissenschaften schrieb. Aber nicht um seiner gelehrten Arbeiten willen erscheint Westenrieder in diesem Zusammenhang, sondern als echter Volksmann, ohne dessen Persönlichkeit und Wirken man sich das München im ersten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts gar nicht vorstellen kann. Unermüdlich wirkte Westenrieder mit seinen drastischen, volksmäßig-gemeinverständlich gehaltenen Flugschriften, Kalendern und Satiren auf die weitesten Kreise seiner Vaterstadt — des Einflusses, den er so übte, war er sich wohl bewußt, und da er ein grundanständiger, vaterlandsliebender Mann war, erlahmte er nicht, diesen Einfluß im besten Sinn geltend zu machen. Er selber rühmte sich in stolzer Bescheidenheit der »tätigen Beweise« seiner Vaterlandsliebe; andre haben ihn »das Gewissen Bayerns« genannt. In den Straßen der Hauptstadt war er eine bekannte Erscheinung. So, wie ihn der humoristische Graf Franz von Pocci in einer Karikatur festgehalten, ging er, tief in Gedanken eingesponnen, dahin: den Oberkörper stark vornübergebeugt, den Dreispitz unterm Arm, den Stock mit dem goldenen Knopf in der Linken, die Rechte unterm langen Priesterrock aufs Herz gepreßt. 1829 ist er gestorben — also schon unter der Regierung Ludwigs I., der sein München, das München Westenrieders, einer neuen Zeit entgegenführte.

Ludwigs erste Regierungstat war die Verleihung des Kronenordens an Cornelius, seine zweite die Verlegung der Universität von Landshut nach München.

Mit den Künstlern und Universitätslehrern kam ein neues Element in die Münchner Bürgerschaft, ohne indessen zunächst bestimmenden Einfluß zu erlangen oder sich auffälliger bemerkbar machen zu können. Die Professoren und Künstler bildeten eigne, gegen die alteingesessene Bürger- und Beamtenschaft ziemlich streng abgegrenzte Zirkel, deren bedeutendster sich um den Mediziner Johann Nepomuk von Ringseis gruppierte. Man muß die einschlägigen Abschnitte in den vierbändigen Lebenserinnerungen Ringseis' lesen, wenn man das Leben der Münchner Professorenschaft in den dreißiger Jahren kennenlernen will. Bei Ringseis sprachen namentlich die Romantiker und die Hochkonservativen zu, Tieck ging während seines Münchner Aufenthalts in dem Hause Ringseis' an der düsteren alten Fürstenfelderstraße aus und ein, aber auch die Künstler verkehrten dort: Peter Cornelius zumal und dessen so ganz anders gearteter Freund und getreuer Schildknappe, der Maler und Akademieprofessor Joseph Schlotthauer. Das war ein gar eigenartiger Mensch, den man zu Unrecht ganz vergessen hat. Ein genialer Autodidakt (er war zuvor Soldat und machte unter Wrede den Tiroler Feldzug 1809 mit) blieb er sein Leben lang; als er auf dem Felde der Malerei ausgelernt hatte, wandte sich sein spielerischer Sinn andern Gebieten zu, die ihm ganz und gar fern lagen: z. B. richtete er eine orthopädische Anstalt ein und versuchte sich auf den mannigfachsten Gebieten physikalischer und chemischer Forschung. Da ihm die wissenschaftlichen Grundlagen fehlten, wurde es natürlich nie etwas Rechtes, aber ganz gewiß hat er andre angeregt und gefördert, beispielsweise hat er sich um die Erfindung der Stereochromie unzweifelhaft Verdienste erworben. Bei Ringseis und den Seinen galt Schlotthauer viel als der allezeit lustige Haushumorist. Unter den Künstlern war er einer der wenigen Einheimischen. Er sprach in breitem, behaglichem Vorstadtdialekt, kannte alle Münchner Stadtschwänke und wußte zur Gitarre die lustigsten Oberlandlerlieder mit den fescheften Jodlern zu singen.

Der Professorenschaft Münchens, namentlich auch dem Kreise um Ringseis, suchte sich im Spätjahr 1827 ein seltsamer Gast zu nähern — es verknüpfte sich mit diesem Annäherungsversuch die Absicht, sich in diesem Kreis seßhaft zu machen und von einer Münchner Lehrkanzel aus die neuen Ideen, mit denen das jüngste Deutschland schwan-

ger ging, in die Welt zu posaunen. Der Paradiesvogel, der sich damals in den spießbürgerlichen Münchner Nutzgeflügelhof verirrte, war — Heinrich Heine. Freiherr von Cotta hatte ihn als Redakteur an die in München begründeten »Politischen Annalen« berufen, indessen war Heines eigentliches Ziel eine Professur an der Münchner Universität. Er ließ sich auch seinem Vetter in Apoll, dem König Ludwig I., vorstellen, und meinte über die Audienz in einem Brief an Friedrich Merckel gönnerhaft: »Der König ist ein netter Mensch.« Später hat er bekanntlich seine Ansicht über den König und über München, für das er damals in Briefen an Wolfgang Menzel und Varnhagen von Ense viele gute Worte fand, gründlich geändert: geärgert, daß er das Ziel nicht erreichen konnte, das er sich in München gesteckt, und daß er draußen stehenbleiben mußte. Trotzdem dankt München dem Dichter ein reizendes Kapitel seiner »Italienischen Reise«. Es ist jene Schilderung der Wirtschaft in Neuberghausen, zu der damals ganz München wallfahrtete. Da saß Heine mit einem fingierten Berliner zusammen und hatte mit dem lustigen Nannerl, der schönen Schenkin, das berühmte Gespräch über die »Ironie« — da sah er die Gruppe der Biertrinker, die sich den Hopfennektar von Herzen schmecken ließ und über dessen Vortrefflichkeit disputierte, während der fingierte Berliner lächelnd sprach: Das wollen Athenienser sein? Dort aber sah er auch von der Treppenterrasse aus über das weite bayrische Hügelvorland die Alpen, schneebedeckt, glänzend im Sonnenglanz, so daß sie wie aus eitel Silber gegossen erschienen. Und da geschah seinem Herzen die Frühlingsverzauberung: ein wunderschönes Jünglingsantlitz — so war ihm — lauschte über die Berge hervor, und er fühlte sich angeweht von Zitronen- und Orangedüften, die schmeichelnd und verheißend ihn nach dem Süden locken wollten. Es erging Heine damit, wie es vielen, Eingesessenen und Zugewanderten, in München ergeht: die Lockung nach dem Süden befällt sie, eben weil München seinem Wesen und seinem Aussehen nach die südländischste der deutschen Städte ist, weil man hier zuweilen einen Florentiner Himmel über sich ausgespannt findet und der Sinn für Genuß und Lebensfreude in ganz besonders hohem Maße entwickelt ist. Diese Erscheinung aber beschränkt sich nicht auf das Zeitalter Biedermeiers, sondern ist dem München aller Jahrhunderte gemeinsam, hat sich erhalten bis heute. Vielleicht ist nicht zuletzt dieser südliche und südländische Zug im Charakter Münchens, dieser blaue Himmel und diese heiter-klare Sonne, die an guten Tagen auf die Stadt herunterlacht, die Ursache, daß sich hier allzumal die Künstler wohlfühlten, und daß ihnen aus dieser Stimmung die Kraft zu hohen Werken erwuchs. Ganz gewiß war es kein Zufall, daß die neue deutsche Landschaftsmalerei, die den Vedutencharakter einem in malerische Formen umgegossenen, außerordentlich empfindsamen Naturgefühl opferte, von München ihren Ausgang nahm.

Maximilian Joseph, König von Bayern

In unserm Zusammenhang ist es von besonderem Belang, daß — wie dies erst in jüngster Zeit die Kunstforschung an der Hand zuverlässigen Materials feststellen konnte — der Meister, der

die deutsche Landschaftsmalerei hinausführte ins Freie und ihr die reichen Lüfte und die pralle Sonne als Motive gewann, identisch ist mit dem Vollender des malerischen Biedermeiertums. Es ist wie ein Symbol: aus der kleinen Welt der Stube und Enge, aus dem Bezirk des Gärtchens und Straßenwinkels, aus der Gesellschaft der Bierkieser, Stadtsoldaten, Hagestolze, Pfarrherren, »Originale« aller Art versetzt uns ihr meisterhafter Abschilderer auf Bergeshöhen, wo heitere Menschen sich der blauen Lüfte erfreuen, lockt er uns in den Süden, der Heine so verheißungsvoll zu der Neuberghausener Terrasse hinübergewinkt, lädt er uns in den Bereich der herrlichen Mooslandschaft im Norden, der Seen und Hügel im Süden der der Stadt. Es ist Karl Spitzweg, von dem hier die Rede ist. Einst kannte man ihn nur als den Humoristen, den Anekdotenmaler, den Biedermeier mit dem Pinsel und der Palette. Heute wissen wir, daß er einer der größten Koloristen des 19. Jahrhunderts, ein Bahnbrecher der Luft- und Lichtmalerei war und unter den Münchner Malern seiner Zeit in einsamer Höhe ragt. Und doch: als Mensch war er ein Biedermeier durch und durch, ja, die Münchner Spielart des Biedermeiers hat in ihm geradezu ein Prachtexemplar gezeitigt, er ist der Münchner Biedermeier in Reinkultur. Wurzelständig, behaglich, aus dem biederen Bürgerstand hervorgegangen, geboren und herangewachsen in einem braven Bürgerhaus an entscheidender Stelle im alten Münchner Stadtbild, immer mit dem Duft von Drogen und Spezereien die Nase erfüllt, beileibe nicht zum Künstler, sondern zum Apotheker bestimmt, dann auch jahrelang in diesem Beruf, bei dem es so hervorragend viele Sonderlinge und schrullige Gesellen gibt, tätig — so erscheint Spitzweg in dem Augenblick, da er sich, kein ganz junger Mann mehr, als Autodidakt der Kunst zuwendet. Es ist in den dreißiger Jahren. Mit der selbstverständlichen Treffsicherheit des Mannes, der nicht auf Akademien durch Rezepte in seinem gesunden Sehen und Empfinden beeinträchtigt wurde, setzt er die Welt um sich, Landschaft, Häuser und Menschen, ins Bild und erfüllt dieses mit Licht und Sonnenfreudigkeit gerade wie der liebe Gott seine liebe Schöpfung. So geschieht das Wunderbare, daß aus dem muffigen Umkreis des Münchner Biedermeiertums heraus eine große, herrliche Blume der Kunst aufsteigt. Was damals in München gemalt wurde, das vermag uns heute wohl noch kulturhistorisch zu interessieren, wir nehmen es dankbar als ein Dokument hin, aber die rechte künstlerische Herzensfreude, die vermag doch nur noch Spitzweg mit seinen Gemälden auszulösen. Und da ist nun der seltene Fall gegeben, daß man einem Maler und seinen Bildern nichts von ihrem künstlerischen Wert nimmt, wenn man von dem Inhalt der Bilder spricht. Denn wenn man sich freut über diese Tafeln, auf denen ein Gewirr altmünchnerischer Giebel, Dächer und Mansarden mit dem beherrschenden, strahlgleich aufsteigenden St.-Peters-Turm dargestellt ist, oder der im abendlichen Dämmer liegende Platz vor der Apotheke, das Gewinkel bei der Stadtwache oder das frohe Maskentreiben unter den Arkaden der Maximiliansstraße, so ist es keineswegs, weil einen nur der Gegenstand vertraut anspricht, sondern weil man aus jedem Strich den großen Künstler, den Meister der Gestaltung und Stimmung herausfühlt. Der diese schönen Bilder schuf und zwischendurch seine anmutigen, biedermeierlich verschnörkelten Gelegenheitsgedichtchen und Verse niederschrieb, war sich dessen, was er für die Entwicklung der deutschen Malerei leistete, nicht bewußt. Die Jahre taten seinem Schaffen keinen Abbruch. Er wurde weder durch das Jahr 1848 aus seinem Behagen aufgescheucht, noch war Lola Montez für ihn »die große Babylonische«. Er tat auch nicht mit, als man sich über die aus Berlin bezogenen »Nordlichter«, die Mitglieder der Tafelrunde des Königs Max II., entrüstete, sondern blieb, der er war: der Münchner Biedermeier. Erst als am 23. September 1885 der Tod in das Malerkämmerlein hoch oben im Hasenmüllerhaus am Jacobsplatz eintrat, ein sanfter Freund, kein ungestümer Zerstörer, da hatte sich Werk und Leben des letzten, ganz echten Münchner Biedermeiers erfüllt.

Der alte Westenrieder

Abbild. 1. Der Hasbruch, ein Hudewald im Oldenburgischen

Vom Walde

Von Prof. Dr. Konrad Guenther (Freiburg i. Br.)

Wohl jeder Deutsche weiß es heute, was wir an unserm Walde haben. Wie hätten wir den Winter verbracht, wenn nicht in so vielen Gegenden Deutschlands die zur Heizung fehlenden Kohlen durch Holz hätten ersetzt werden können! Und was hätten die Zeitungen angefangen, wenn ihnen das Holz unsrer Wälder nicht das Papier geliefert hätte? Dazu kommt die Bedeutung des Holzes für das Bau- und Tischlerhandwerk und noch manches andre. Wahrlich, wir können froh sein, daß der Wald bei uns 25,9 v. H. der Landesfläche bedeckt, während er in Frankreich nur 17,8, in Italien 14,3 und in England gar nur 3,9 v. H. der Landesfläche einnimmt.

Des Waldes Bedeutung liegt aber durchaus nicht nur in seinen Holzerträgnissen. Er hat vielmehr auch einen großen Einfluß auf das Klima des Landes. In dem grünen Schatten seiner Bäume sammelt er die Feuchtigkeit, er schützt die Quellen, die dann von ihm aus ihr Wasser den Feldern und Wiesen zufließen lassen, und die aus ihm aufsteigenden Dünste bilden Regen. So macht er das Land weithin fruchtbar. Ein waldreiches Land ist meist schon an dem Aussehen seines Himmels zu erkennen, denn die aufsteigende Feuchtigkeit läßt das Blau erblassen. Zu den Zeiten der Germanen war Deutschland noch viel dichter mit Wald bedeckt als heute, und Tacitus schreibt, in Germanien sei der Himmel grau statt blau. In der Tat wird wohl auch die tiefblaue Farbe des italienischen Himmels mit der Trockenheit des Landes zusammenhängen. Denn

Abbild. 2. Urwald am Kubany

Abbild. 3. Wald von Bialowesza in Litauen

Aufnahme des Bundes für Vogelschutz im Kriege

es ist keineswegs durchweg so im Süden. Der Botaniker Haberland schildert den Himmel über Java weiß, und auch ich habe mich in Ceylon davon überzeugt, daß der Himmel an den regenreichen, waldbedeckten Südwestabhängen des Gebirges eine weißliche Tönung aufweist.

Endlich müssen wir noch aus einem dritten Grunde dafür sorgen, daß, wie's beim Vater Arndt heißt, »dem teutschen Manne nimmer Bäume fehlen«. Der Wald ist uns eine Stätte der Gesundung, und er erfreut unser Herz.

Jeder weiß, wie ein Waldspaziergang erfrischt, wie ein häufiges Verweilen im Walde einer Kur gleichkommt. Und ebenso wie den Körper erfrischt der Wald auch die Seele. Denn wir freuen uns an seiner Schönheit, an seinem Schatten, an dem Vogelgesang, der ihn durchtönt, und in seinem Tier- und Pflanzenleben gibt er dem Naturfreunde unerschöpfliche Quellen der Anregung und Belehrung, die das Leben reich machen. Der Wald ist ferner jedem rechten Deutschen eine Stätte der Weihe. Wieder erzählt uns Tacitus, daß unsre Vorfahren ihre Götter in Hainen verehrten, die ihnen allein des Gottesdienstes würdig erschienen, und was wären unsre Märchen und Sagen, wenn ihnen der Wald genommen werden würde! Es hieße ihnen das Herz ausbrechen.

Germanien war zur Zeit der Römer ein Waldland, aber man muß sich nun nicht denken, daß es vollständig von Urwald erfüllt war. Urwald gab es auf den Bergen und in den Niederungen der Flüsse, im Sumpf- und Moorgebiet. Das ganze deutsche Mittelgebirge, vom Schwarzwald bis zum Harz, war mit Urwald bedeckt, den die Römer den »hercynischen« nannten, ein Name, der dem Harz dann später allein anhaftete. Hier in den Gebirgen wurde der Charakter des Waldes durch das Nadelholz, Tanne und Fichte, bestimmt. Wie auch heute noch im Fichtenforst, war es finster in jenem Urwalde. Hoch ragten die dunkel benadelten Bäume in die Höhe und beschatteten den Boden, dazwischen lagen Stämme gestürzter Urwaldriesen, wirre Äste nach allen Seiten streckend, dann wieder halbvermoderte Bäume, in deren Höhlungen sich Wasser ansammelte. Feucht war der Boden, wenig Blumen brachte er hervor, nur der großblättrige Pestwurz deckte ihn und seinen oft trügerischen Grund. Dieser und die gestürzten Stämme machten den alten Urwald unwegsam; Wolf und Bär hausten in ihm und die mächtigen Wildstiere jener Zeit, Urochsen und Wisente, von denen der letzte europäische freilebende Vertreter vor kurzem in Litauen getötet worden ist. Nicht Lichtfülle, üppiger Pflanzenwuchs und reiches Tierleben zeichneten also den Urwald der Berge aus; was er predigte, war Ernst und Tod.

Noch heute haben wir einen Rest jener Urwälder; auf dem Kubany im Böhmer-

walde ist er erhalten geblieben (Abbild. 2). Und er spricht dieselbe Sprache in seinen toten Baumriesen und der Stille, die sich in seinem Schatten ausbreitet.

Lichter war der Urwald des Flußgebietes in den Tälern und in der Ebene. Dort war die Herrschaft der Laubhölzer; Eiche, Erle, Esche, Ahorn, Hainbuche, Birke wuchsen hier. Auch lagen überall gestürzte, modernde Stämme, aber reiches Leben sproßte aus ihnen heraus, und auch sonst war der Boden des Waldes mit Büschen und Blumen bedeckt. Denn jene Bäume haben kein dichtes Blätterdach, das Sonnenlicht fällt bis auf den Boden, und das ist erforderlich für die Erweckung grünen Lebens. In den Büschen aber brüten die Vögel, um die Blumen gaukeln Schmetterlinge. So zog ein Leben andres nach sich, und das Ganze bot ein freundlicheres Bild als der finstere Urwald der Höhen.

An der Grenze der beiden Gebiete lagen nun die Siedlungen des Menschen. So zogen sich die Höfe der Alemannen in der oberrheinischen Ebene an den Bergen entlang in einer Höhe, daß sie von dem zur Frühlingszeit austretenden Wasser nicht erreicht wurden und doch noch die volle Wärme der Talsonne erhielten. Erst im Laufe von Jahrhunderten erfolgte die allmähliche Besiedlung des hohen Schwarzwaldes. Und geradeso war es auch in den andern deutschen Gebirgen. In der großen Norddeutschen Tiefebene aber lagen die Siedlungen verstreut in einem riesigen Waldgebiet. Das war aber kein Urwald, es war eine Landschaft, die an einen englischen Park erinnerte: weite Rasenflächen, mit einzelnen gewaltigen Eichen und andern Bäumen bestanden, hie und da auch gestürzte Stämme. Dieser »Hude-« oder »Hütewald«, wie ihn der Germane nannte, war wohl aus der Steppenlandschaft aufgewachsen, die nach der Eiszeit den deutschen Boden bedeckt hatte, und das weidende Vieh des Menschen hatte das Aufkommen eines dichten Waldes stets in ihm verhindert. Seit langen Zeiten zog im Hudewald der Germane mit seinem Vieh umher; es muß ein schöner Aufenthalt gewesen sein auf den grünen Flächen, auf die die Sonne durch das lichte Blätterdach der Bäume ihre Sterne warf.

Noch heute ist ein Rest eines solchen Waldes, der sogenannte Hasbruch, bei Grüppenbüren im Oldenburgischen (Abbild. 1) erhalten, von Hainbuchen bestanden, zwischen denen fast unheimlich hie und da die braunen Riesenstämme tausendjähriger Eichen hindurchschauen.

Schön war er, der alte europäische Wald, in welcher Form er auch auftrat. Wer noch in diesem Kriege den Wald von Bialowesza in Litauen (Abbild. 3) gesehen hat, jenes einstige Besitztum des russischen Kaisers, von ihm als Freistätte der letzten Wisente (Abbildung 4) gehütet, weiß den gewaltigen Eindruck des wilden Forstes nicht genug zu rühmen.

Aber sonst ist der Wald heute anders geworden. Die Bäume können sich nicht mehr in freier

Abbild. 4. Wisente im Walde von Bialowesza — Aufnahme des Bundes für Vogelschutz im Kriege

Abbild. 5. Im Urwald auf Ceylon bei Kandy
Aufnahme des Verfassers

wurden. In den Sandebenen des deutschen Ostens wurden weite Strecken mit der genügsamen Kiefer aufgeforstet. Auf besserem Boden und besonders in den tieferen Lagen der Berge verwendete man die Buche, während man die Höhen der Tanne und Fichte zuwies.

Jeder Baum aber hat nicht nur selbst ein charakteristisches Äußere, sondern er prägt auch seiner Umgebung eine besondere Eigenart auf. Bäume mit dichtem Blätterdach entziehen dem Boden das Licht, und wo sie allein den Wald zusammensetzen, ist der Boden kahl, kein Buschwerk steigt unter ihnen in die Höhe, und nur wenige Blumenarten sind es, die unter ihnen gedeihen können. So ist es z. B. im Buchenwalde. Schirmartig breiten sich die Zweige der Buche aus und beschatten mit ihren eng aneinanderschließenden, wagerecht stehenden Blättern den Boden, der dazu noch mit dem gefallenen Laub bedeckt wird, so daß hier jedes reichere Leben erstickt wird. So ist in der Buche, die erst in geschichtlicher Zeit allmählich von Süden nach Norden gewandert ist, eine Hauptursache zu sehen, wenn der deutsche Wald gleichförmiger und ärmer an buntem Leben geworden ist.

Kraft entfalten und um die Sonne miteinander kämpfen. Strenge Regeln werden dem Forst aufgezwungen, nach den Bedürfnissen des Menschen hat er sich zu richten. Etwa vom 12. Jahrhundert an begann sich in Deutschland eine geregelte Forstwirtschaft zu entwickeln, die nach und nach das Aussehen der deutschen Waldlandschaft vollkommen verwandelt hat.

Zunächst geschah das durch Bevorzugung bestimmter Baumarten, die entweder nach dem Nutzen, den sie abwarfen, oder nach ihrer Geeignetheit für den betreffenden Boden ausgewählt

Ähnlich wie die Buche wirkt die Fichte. Wo sie in reinen Beständen gepflanzt ist, liegt ebenfalls der Wald in tiefem Schatten, der Boden ist bedeckt mit Nadeln, und wenig Pflänzchen wagen sich hervor. Wenn aber Gebüsch fehlt, finden die buschnistenden Vögel keine Stätten für ihre Nester. Darum hört man auch im Fichtenforst nur hoch oben die feinen Stimmen der Tannenmeise und des Goldhähnchens, und hie und da klingt das Klopfen des Spechtes durch den Wald. Der tiefe Ernst des Fichtenforstes erinnert an den des alten deutschen Gebirgsurwaldes.

Der Baum bestimmt also ganz von selbst das Aussehen des Waldes, wie auch jeder Baum von besonderen Arten von Insekten aufgesucht wird, die wieder ihre besonderen Feinde nach sich ziehen. Darum wird d e r Wald der reichste an frischem Grün, bunten Blumen und artenreicher Tierwelt sein, der aus möglichst verschiedenen Baumarten zusam-

Abbild. 6. Im Inneren des Urwaldes von Ceylon
Aufnahme des Verfassers

mengesetzt ist. Gemischte Bestände ergeben das erfreulichste Waldbild. Verschiedenartige Baumarten schließen sich auch nicht so dicht zusammen, daß nicht reichliches Licht bis auf den Boden fallen könnte, und finden sich unter ihnen Bäume mit nichtgeschlossener Belaubung, so gestatten diese ebenfalls den Pflanzen des Bodens kräftiges Wachstum. Auch in den Betriebsarten des Forstes, d. h. in der Ausnutzung und Behandlung, sollte im Interesse der Reichhaltigkeit des Waldes eine möglichst große Vielseitigkeit herrschen. Unter diesen Betriebsarten wahrt das Waldbild am besten der sogenannte »Plenterbetrieb«, bei dem immer nur die größten und wertvollsten Bäume herausgeschlagen werden. Bei einer andern Betriebsart, dem »Schirmschlag«, läßt man den Wald sich »natürlich verjüngen«, d. h. man läßt die jungen Bäumchen aus dem niederfallenden Samen der alten sich entwickeln und schlägt allmählich so viel von diesen weg, als der aufwachsende junge Wald Licht braucht. Am meisten greift in den Wald der »Kahlschlag« ein, und mancher Wanderer trauert, wenn er eine freie Fläche findet, wo vor kurzem noch ein hoher Dom von Bäumen stand. Aber auch der Kahlschlag kann Leben in den Wald bringen. Auf dem nun voll von der Sonne bestrahlten Boden wachsen Kräuter, Brombeerranken und Buschwerk zu dichtem Gestrüpp zusammen, das Vögeln Nistgelegenheiten und andern Tieren Unterschlupf gewährt. Eilig läuft die Waldmaus über den Boden, und hoch oben kreist der Bussard, der jetzt aus hoher Luft seine Beute erspähen kann.

Abbild. 7. Am Bache im Hochland von Ceylon

Man sieht, auch die heutige Forstwirtschaft kann den Wald schön und lebendig erhalten, wenn sie nur nicht allein an den materiellen Nutzen denkt. Ein Forst, dessen Bäume nur aus einer und derselben Art bestehen und womöglich noch nach der Schnur gepflanzt sind, aus dem jedes Gebüsch herausgehauen wird, weil es den Nutzbäumen Nahrung wegnehmen könnte, der bietet freilich einen traurigen Anblick. Wo der Naturfreund solche Wälder findet, sollte er darauf hinzuwirken suchen, daß derartige das Antlitz unsers Heimatbodens entstellende Bilder wieder verschwinden. Er sollte auch dafür eintreten, daß im Walde hie und da schöne alte Bäume erhalten und von der Nutzung ausgeschlossen bleiben, weil sie dem Walde zur Zierde dienen und in ihren Höhlungen Spechte, Eulen oder Meisen nisten. An den Wegrändern, am Wasser und auch am Waldrande sollte Gebüsch gepflanzt werden, das die Vögel brauchen, und das mit seinen Beeren im Winter vielen Tieren Nahrung gibt. Auch kann man durch das Aufhängen der bekannten v. Berlepschschen Nisthöhlen die Zahl der Baumhöhlenbrüter vermehren; es geschieht das ja zugleich zum Nutzen des Waldes, den diese Insektenjäger von sei-

Abbild. 8. Steppe und Urwald im Hochland von Ceylon (2000 m)
Aufnahme des Verfassers

nen Schädlingen befreien. Und noch manche andre Wege zur Belebung und Verschönerung des Waldes wird liebevolle Fürsorge weisen.

Wie schön unser deutscher Wald ist, wurde mir so recht deutlich, als ich den tropischen Urwald sah (Abbild. 5). Braucht doch unser Wald vor diesem durchaus nicht zurückzutreten, im Gegenteil, er wird durch den Gegensatz des Tropenwaldes erst recht gehoben.

Man stellt sich den Tropenwald meistens als Urbild der Üppigkeit vor, von berauschendem Duft durchströmt, von großen Blumen durchleuchtet. Aber was zunächst den Duft anbetrifft, so fand ich den Tropenwald geruchloser als den unsern. Ihm fehlen ja gerade die Nadelhölzer, deren Harz unserm Walde den kräftigen Geruch gibt, und auch der Duft unsers Herbstwaldes mit seinem fallenden Laub ist in den Tropen nicht vorhanden. Und »tropische Üppigkeit«? Wenn man sich die als eine Fülle saftiger, grüner Blättermassen vorstellt, so ist auch das ein falsches Bild. Der Unterschied zwischen den beiden Vegetationsbildern erklärt sich daraus, daß unsre Pflanzenwelt mit dem Winter zu rechnen hat, in der sie nicht wachsen und an sich bauen kann, während die tropischen Pflanzen das ganze Jahr ihre Lebensprozesse ausüben können. Die meisten unsrer Pflanzen haben auf den Kampf mit dem Winter verzichtet, sie sterben im Herbst ab, und nur die im warmen Erdreich haftenden Wurzeln oder der Samen setzen die Art in das nächste Jahr hinein fort. So müssen sie jeden Frühling ihren Körper neu aufbauen und können daher nicht hoch werden. Die meisten unsrer Pflanzen sind also Kräuter; an eingesessenen Baumarten haben wir nur 36. Demgegenüber hat allein Java 1500 verschiedene Bäume. In den Tropen wachsen die Pflanzen eben ohne Unterbrechung, die meisten kommen zur Holzentwicklung; auch die Lianen, von denen die Tropen 2000 Arten haben, bilden armdicke Stämme, während bei uns nur drei holzige Schlingpflanzen, Efeu, Waldrebe und Geisblatt, vorhanden sind.

Unsre Pflanzenpracht liegt uns zu Füßen; und einen derartigen Farbenteppich, wie ihn die Wiese bei uns im Frühling bietet, haben die Tropen nicht. Die Blüten der tropischen Bäume und Lianen schaukeln hoch oben in der Luft, im Urwalde dem Wanderer nur wenig sichtbar. Dazu kommt, daß die tropischen Bäume an Blättern arm sind, sie brauchen ja nur die Hälfte der Blättermassen wie unsre Bäume, denen das grüne Kleid nur wenige Monate zur Verfügung steht. Bei uns verdichtet die Pflanzenwelt ihre ganze Kraft auf diese kurze Zeit und wirkt schon darum reicher als die tropische, bei der sie sich auf das ganze Jahr verteilt. Auch saugen unsre Blätter jeden Strahl der Sonne in sich hinein, sie sind durchsichtig und wirken saftig. Die Tropenblätter müssen sich vor der zu starken Sonne schützen. Sie sind lederartig hart, meistens dunkelgrün und strahlen die Sonne zurück.

Was am tropischen Urwald dem Beschauer auffällt, sind daher nicht frische, saftige Blättermassen, sondern die monumentalen Holzgerüste. Die tropische Üppigkeit äußert sich in der Hervorbringung gewaltiger Holzmassen. Da stehen überall mächtige, hohe Stämme, in bizarren Knickungen ragen die Äste nach oben, bei der verhältnismäßig dünnen Belaubung kann man die Zweige bis oben hinauf verfolgen. Manche Bäume sind mit brusthohen, bretterartig schmalen Wurzeln im Boden verankert, andre haben aus Luftwurzeln, die von wagerechten Zweigen sich in den Boden gesenkt haben, neue Stämme gebildet. Und zwischen den Bäumen schaukeln wie starke Seile die Lianen (Abbild. 6). Die Sonne scheint bis auf den Boden, und überall glitzern die von ihren Strahlen getroffenen Blätter. Der Tropenwald ist hell und lichtreich.

Schaut man aber von Bergeshöhen über die tropischen Wälder, so sieht man kein sattes Grün, das in zarten Schattierungen wechselt wie bei uns. Scharf sondert sich Baumkuppel von Baumkuppel, bei der verschiedenen Höhe der Bäume ist die Umrißlinie des Waldes zackig (Abbild. 7). Grell glitzern die Blätter, ihr Grün manchmal fast in Grau verwandelnd. Dazwischen leuchten rote, orangene oder braune Baumkronen hervor, denn die jungen Blätter vieler Tropenbäume sind rot gefärbt und gehen dann erst über Orange und Braun in Grün über. Das ganze Bild ist wie mit lebhaften Ölfarben glänzend gemalt, während unsre Landschaft mehr ein zartes Aquarell wiedergibt. Diese glitzernde Landschaft ermüdet das Auge leicht, wie auch die tropischen Blätter das Auge abblenden, während unsre durchscheinenden Blätter vom Auge sozusagen aufgesaugt werden (Abbild. 8).

In einem übertrifft der Tropenwald freilich den unsrigen: in dem Reichtum an verschiedenen Formen von Pflanzen und Tieren. Doch ist auch bei uns der Forstmann in der Lage, dem Walde diesen Reichtum an Leben zu verleihen oder zu erhalten. Und daß das geschehe, sollte die Sorge des ganzen Volkes sein. Wir wissen wohl, daß nur ein lebendiger Wald gesund ist, in dem Vogelsang erschallt und Schmetterlinge fliegen. Zudem macht allein eine an Gestalten reiche Natur Freude. Wir müssen die Natur und besonders auch den Wald so erhalten, daß man an ihm Freude haben kann, und müssen unermüdlich unser Volk lehren, Freude und Belehrung in der Natur zu suchen. Dann wird das Volk die Natur liebgewinnen. Und da Naturliebe die Wurzel der Heimatliebe ist, schaffen wir so das natürliche Fundament für die gesunde Entwicklung unsers Volkes.

Adolf Gebhard: Garben

In Lebensfluten — im Tatensturm

Roman von Artur Brausewetter

VI (Schluß)

Die Veränderung der politischen Lage bestimmte Mackeatz, seine kurze Hochzeitsreise abzubrechen, nachdem er kaum an ihrem Bestimmungsorte, einem freundlichen Luftkurorte im Harz, angelangt war.

Aber so dunkel sich auch draußen die Wolken türmten, so große Schwierigkeiten er gerade für seine Werft voraussah, in seinem Inneren war ein stilles, warmes Licht entzündet. Nun brauchte er in all dem Schweren, das ihm bevorstand, doch nicht mehr einsam und unverstanden seinen Weg zu gehen, nun hatte er endlich gefunden, wonach er sich so viele Jahre seines Lebens vergebens gesehnt hatte: das einzige Glück, das diese arme Welt zu geben hat, und das in der inneren Gemeinschaft von Mensch zu Mensch besteht. Er freute sich jedesmal, wenn seine jetzt so aufreibende Tätigkeit auf der Werft erledigt war, auf das Nachhausekommen, denn er wußte, daß er dort alles fand, was er bisher entbehrt hatte: teilnehmende Liebe und wohliges Behagen.

Und in diesem neuerblühten Glück seines Lebens vollzog sich das große Wunder in seiner Seele: er lernte vergeben. Nun war es nur noch tiefes Mitleid, mit dem er seiner abgeschiedenen Frau gedachte, wenn er in einer stillen Stunde unter ihr Bild trat.

Frau Hildegard aber empfand die Wiederherstellung eines zerstörten Lebens und den Zweck und Sinn, der jetzt in ihr Dasein gekommen, mit aufrichtiger Dankbarkeit und suchte diese durch eine hingebende Tätigkeit im Hause und im Dienste nationaler Wohlfahrtseinrichtungen mit jenem gesunden Geist und praktischen Geschick zu betätigen, die ihr von Natur zu eigen waren.

Nur e i n e r konnte nicht zur inneren Ruhe gelangen: Arno Morgenroth. Er, der sonst so Lebensfrohe, der unbekümmert Bejahende, war zum Grübler geworden, der Tage und Nächte hindurch dem Problem seiner Turbinen nachdachte. Nach vielen mühevollen Berechnungen und Vorarbeiten glaubte er die Konstruktion einer Schaufelbefestigung gefunden zu haben, die ein ähnliches Unglück wie das eben geschehene ausschloß. Er legte sie Kurt Splettstößer vor. Der prüfte sie in seiner genauen, sorgfältigen Art und billigte sie mit nur geringen Ausstellungen.

Nun trat jener schnelle Umschwung bei Arno ein, dem seine impulsive Natur so leicht untertan war. Er wurde wieder guten Muts und froher Hoffnung, schritt durch alle Schwere und Bitternis der Tage erhobenen Hauptes dahin, trällerte sein Liedchen, schaute mit hellem Blick in die Welt, vor der andre das Auge ängstlich verschlossen, als machte er sich Egmonts Losung zu eigen: daß an einem zu ernst genommenen Leben im Grunde nichts daran ist.

Die einzige Frage, die ihn beunruhigte, war die: ob Mackeatz ihm die Erlaubnis und die Mittel gewähren würde, die gescheiterte Arbeit von neuem in Angriff zu nehmen.

Als er mit seinen Berechnungen und Aufstellungen im klaren war, ließ er sich bei ihm melden.

Mackeatz empfing ihn mit kühler Höflichkeit, rührte nicht mit einer Silbe an dem Vergangenen, sondern ließ ihn seine Anschläge und Entwürfe entwickeln, ohne auch nur einmal einen Einwand zu machen.

Nun hatte er seine Ausführungen beendet, seine sorgsamen Berechnungen erläutert.

Mackeatz nagte die Unterlippe mit den stumpfen Zähnen und wiegte das schwere Haupt langsam hin und her, ein sicheres Zeichen, daß er mit einem Entschlusse rang, der ihm nicht leicht wurde.

»Gut, Herr Morgenroth,« sagte er schließlich, »ich will es noch einmal wagen. Ihr Werk soll aufs neue aufgenommen werden. Doch nur unter einer Bedingung: daß Herr Direktor Splettstößer sich bereit erklärt, die Leitung und die Verantwortung des Baues zu übernehmen.«

Arno war wie vor den Kopf geschlagen. »Es handelt sich um eine Erfindung von mir, Herr Mackeatz.«

»Mit der Sie schweren Schiffbruch erlitten haben, Herr Morgenroth.«

»Wenn ein andrer die Leitung übernimmt, so bin ich so gut wie ausgeschaltet, und mein Werk wird das seine.«

»Ich glaube nicht, daß Herr Direktor Splettstößer der Mann ist, an sich zu reißen, was dem Geist und der Eingebung eines andern entsprungen ist.«

»Und dennoch, Herr Mackeatz —«

»Sie haben meinen Entschluß gehört, und Sie wissen, daß ich auf erledigte Sachen nicht gerne zurückkomme.«

Einen Augenblick zauderte Arno. »Es bliebe abzuwarten, wie sich Herr Direktor Splettstößer zu einem solchen Auftrag stellen würde.«

Mackeatz nahm den Hörer und ließ sich mit der Maschinenbauabteilung verbinden: »Ich bitte den Herrn Direktor, sich sofort zu mir bemühen zu wollen.«

Wenige Minuten später trat Splettstößer in Mackeatz' Zimmer.

»Ich habe Herrn Morgenroth soeben den Neu-

bau seiner Turbinen zugesagt, jedoch nur unter der Bedingung, daß Sie die Leitung und Verantwortung übernehmen.«

»Ich bedaure, das ablehnen zu müssen.«

Mackatz zog die Brauen in die Höhe. »Weshalb?«

»Weil — ich wäre heute sowieso gekommen, es Ihnen zu sagen — weil ich entschlossen bin, noch einmal an die Front zu gehen.«

»Jetzt an die Front? Ich fürchte, Sie haben sich eine sehr ungeeignete Zeit dazu ausgesucht.«

»Es wird anläßlich der letzten Vorgänge zu einer geschlossenen Nationalverteidigung kommen. Da darf ich nicht fehlen.«

Mackatz erhob sich von seinem Stuhle, etwas langsam und schwerfällig, und trat dicht an Splettstößer heran: »Ich verstehe, daß Sie dann nicht fehlen können, verstehe es vollkommen, Herr Direktor. Wäre ich so jung und stark, ich würde handeln wie Sie. Aber wenn es zu einer solchen Verteidigung nicht mehr kommt? Wenn wir dem Frieden entgegengehen, ihm entgegengehen müssen? Unser Vaterland ist in schwerer Lage. Arbeiten ohne viel Bedenken und Fragen, das ist das einzige, was uns jetzt bleibt.«

»So wäre ich bereit, in der alten Weise hier fortzuwirken.«

»Und übernehmen den Turbinenbau?«

»Von ihm bitte ich, mich befreien zu wollen.«

»Ich möchte Ihre Gründe hören.«

»Ich habe die Berechnungen und Anschläge, die Herr Morgenroth mir vorgelegt, auf das eingehendste geprüft, eine wesentliche Verbesserung in ihnen gefunden und nur vom praktischen Standpunkte aus einige geringe Ausstellungen gemacht, die für die Gewähr des Gelingens nicht in Frage kommen. Ich bitte deshalb, die Leitung des Baues seinem Erfinder vertrauensvoll zu übergeben, mich selber aber zu beauftragen, ihn mit Rat und Tat zur Seite zu stehen.«

Mackatz runzelte die Stirn und warf den Kopf ein wenig hintenüber.

»Es handelt sich um ein Entweder-Oder, Herr Direktor Splettstößer. Ich bitte die Herren, sich zu entscheiden.«

»So übernehme ich den Auftrag.«

»Und mit ihm die Verantwortung?«

»Auch sie.«

»So danke ich den Herren. Mit der Arbeit soll unverzüglich begonnen werden!«

»Ich glaube dir heute einen guten Dienst erwiesen zu haben,« sagte Splettstößer, als sie in seiner Arbeitsstube angelangt waren. »Ich meine Mackatz zu kennen. Er hat einen eisernen Kopf. Hätte ich mich gegen seinen ganz bestimmten Willen aufgelehnt, so wäre dein Werk zum Teufel gegangen.«

»Wäre es!« gab Arno mit bitterem Unwillen zurück.

Da ergrimmte der andre. »Du hast keinen Grund, so zu sprechen!« sagte er, seinen Unmut zügelnd.

»Du kannst es mir nicht verdenken, daß mir die Freude an der Sache genommen ist, wenn ein andrer ausführt, was ich erdacht habe.«

»Nein, ich verdenke es dir sehr wohl. Mehr. Ich verstehe dich nicht, verstehe euch alle nicht. Es handelt sich doch nicht um deine persönliche Angelegenheit, um die Befriedigung deines Ehrgeizes, deiner Eitelkeit in alledem, es handelt sich, so dachte ich in dieser immer bedenklicher werdenden Zeit, um ein Werk, das du zum Nutzen deines Faches, zum Wohle deines Vaterlandes geschaffen, in das du dein ganzes Können, deine ganze Liebe legtest, damit es der Schiffahrt neue Kräfte zuführte. Der Schöpfer, so dünkte mich, konnte in den Hintergrund treten, wenn nur die Schöpfung gelang.«

»Ich glaube, daß beide nicht so leicht zu trennen sind.«

»Das ist es. Ihr wollt die Sache allein nicht gelten lassen. Ihr verquickt und vermengt sie immer mit der Person. Das aber ist nicht deutsche Art, sollte wenigstens deutsche Art nicht sein. Die tut, was sie tut, der Sache halber. Erst wenn wir das lernen, werden wir die Kraft finden, das Schwere zu überwinden, das uns jetzt auferlegt ist.«

Arno wurde abgerufen. Der Leiter der Baugesellschaft wünschte ihn zu sprechen.

»Ich komme zu Ihnen,« führte sich Bruno Settegast mit der kühl gemessenen Geschäftlichkeit ein, die ihn nie ein Wort zuviel sagen ließ, »um Ihnen einen Beschluß unsrer Gesellschaft mitzuteilen, den wir gestern in der Angelegenheit der Arbeiterwohnungen gefaßt haben, und der unter Umständen eine Änderung der ganzen Sachlage zur Folge haben könnte.«

An der Haltung, die der sonst zuvorkommende Mann heute ihm gegenüber einnahm, merkte Arno sofort, daß er nichts Gutes zu erwarten hatte.

»Ich war der Meinung, daß es sich um eine abgeschlossene Sache handle. Wir sind uns über die Bedingungen einig geworden, die Verträge liegen vor.«

»Ganz recht. Wir haben auch nicht die Absicht, hieran etwas zu ändern. Was gestern zur Sprache kam, war ein persönliches Entgegenkommen unserseits, das außerhalb der schriftlich festgesetzten Verträge lag, und zu dem uns Umstände bestimmten, die seitdem eine für uns immerhin wesentliche Änderung erfahren haben.«

Er ließ das nüchterne Auge mit lässiger Gleichgültigkeit über sein Gegenüber streifen und fuhr fort: »Wir erklärten uns damals auf Ihren dringenden Wunsch einverstanden, Ihnen einen bedeutenden Teil der vertragsmäßig vorgesehenen Anzahlungssumme für eine gewisse Frist zu stunden. Wir konnten das tun, weil die Erfindung,

die Sie auf der Mackefatz-Werft gemacht, einen scheinbar unanfechtbaren Erfolg errungen hatte, und wir in ihm die sichere Bürgschaft für eine baldige Erfüllung sahen.«

Seine Worte waren gemessener, seine Blicke immer kühler geworden.

»Nun hat diese Angelegenheit einen unerwarteten Abschluß gefunden. Ihre Erfindung hat nicht gehalten, was sie versprochen. Sie hat versagt, und niemand wird nach ihrem Zusammenbruch einen Pfennig für sie geben.«

Da war es um Arnos Geduld geschehen. Diese herausfordernde Sprache, diese unverschämte Kritik an seinem Werke konnte er sich nicht bieten lassen.

»Ich weiß nicht, Herr Baumeister,« erwiderte er, »was Sie berechtigt, einen derartigen Ton gegen mich anzuschlagen. Was vollends Ihre für mich wenig maßgebende Beurteilung meiner Erfindung betrifft, so entspringt diese einer völligen Unkenntnis der Tatsachen. Der geringe Konstruktionsfehler, der das Unglück hervorrief, ist sofort erkannt worden und wird jetzt unter meiner und Herrn Direktor Splettstößers Leitung mit unfehlbarer Sicherheit verbessert.«

Und als der Baumeister die Achseln zuckte: »Herr Mackefatz, dem über den Wert und Unwert meiner Turbine ein sichereres Urteil zusteht als Ihnen, hat alle Mittel für ihren neuen Aufbau zur Verfügung gestellt, bald wird sie vollendet und dem Siegfried einverleibt sein. Dann wird der Ruhm meines Werkes heller erstrahlen als je und Ihre Befürchtungen zunichte machen.«

Er hatte mit dem Stolz des Schöpfers gesprochen, der seiner Sache gewiß ist. Eine Überhebung, die nicht unbeabsichtigt erschien, und eine unverkennbare Geringschätzung des andern lagen in seinen Worten. Auf den schien sie keinen Eindruck zu machen; er veränderte seine Haltung nicht im geringsten.

»Das freut mich in Ihrem Interesse alles sehr, Herr Oberingenieur,« erwiderte er mit derselben Kälte, »ich kann Ihnen zu dieser Wendung der Dinge nur meinen Glückwunsch abstatten. Das Verhalten der Gesellschaft aber kann sie nicht beeinflussen. Sie stellt sich lediglich auf den geschäftlichen Standpunkt. Wer gibt ihr eine Gewähr, daß einer Erfindung, die einmal so schweren Schiffbruch erlitten, nicht ein zweites Mißgeschick widerfahren wird? Und selbst wenn ihr dies, was wir aufrichtig wünschen, erspart sein sollte — das Vertrauen, der Kredit, wenn ich mich in unsrer Sprache ausdrücken darf, ist nun einmal erschüttert, die Sicherheit fehlt uns, ohne die wir nichts gewähren dürfen, weil wir verantwortlich für viele sind. Ich halte es deshalb für ausgeschlossen, daß unsre Gesellschaft zu einem andern Beschlusse kommen wird.«

»Und dieser Beschluß?«

»Die Häuser zum Einzug der Arbeiterfamilien erst freizugeben, nachdem die ausgemachte Anzahlungssumme bar bezahlt oder in zweifellosen Anweisungen verbrieft und verbürgt ist.«

»Das heißt,« rief Arno in hellem Zorn, »Sie setzen die Arbeiterfamilien, die sich bereits zum Einzug rüsten, auf die Straße!«

»Es gibt noch andre Wohnungen in der Stadt.«

»Sie sind knapp und schlecht.«

»Gewiß ist es schlimm für die betroffenen Leute.«

»Man wird mich für die Gelder haftbar machen, die man mir im festen Vertrauen auf das Gelingen gab.«

»Auch für Sie ist es schlimm, ich gebe es zu,« erwiderte Settegast mit kühlem Bedauern.

»Die Empörung wird sich gegen mich entladen. Und ich habe doch das Beste gewollt.«

»Hm ... Das ist vielleicht der Unterschied: Sie sind an die Sache mit rein idealen Gesichtspunkten herangetreten. Wir betrachten sie unter idealen u n d geschäftlichen, wie es unser Recht und unsre Pflicht ist.«

Als Arno sah, daß an dem stählernen Panzer, mit dem sich dieser Mann umkleidet hatte, alles abprallte, tat er, was ihm sonst nie möglich gewesen wäre, wozu ihm allein der heiße Schmerz um sein Lieblingswerk, das nicht zugrunde gehen durfte, die Kraft gab: er legte sich aufs Bitten: die Gesellschaft möchte doch Einsicht haben oder, wenn dies nicht möglich wäre, Nachsicht üben. Es könne sich doch nur um eine kurze Frist handeln. Man möchte sich beim Direktor Splettstößer, bei Mackefatz selber erkundigen! Wenn einer von beiden auch nur den geringsten Zweifel in den Erfolg setze, dann würden sie doch nicht aufs neue alle Mühen und Kosten an diese Sache wagen.

Er sprach zu einem Tauben.

»Wenn Herr Direktor Splettstößer und vor allem Herr Mackefatz selber von dem Gelingen überzeugt sind, so würde es ein leichtes sein, ihn zu einem Vorschuß zu veranlassen, der die gestundete Summe tilgte.«

»Gewiß, das wäre vielleicht möglich. Aber es wäre doch das Letzte und Äußerste. Sie können sich doch selber sagen, wie unendlich peinlich es für mich wäre, Herrn Mackefatz, der diesem Kaufe niemals gewogen war, jetzt um Geld anzugehen.«

»Empfindungen, Herr Oberingenieur, müssen wohl verstummen, wo die Not gebietet. Ich bedaure, nicht ermächtigt zu sein, Ihnen weitere Zugeständnisse machen zu können,« sagte der Baumeister und empfahl sich.

Mit einer unsäglichen Bitterkeit war Arno zurückgeblieben. Was sollte nun werden?

Eine tödliche Angst packte ihn. »Ich muß das Geld haben!« sagte er sich. »Unter allen Umständen muß ich es haben!«

Aber wer würde es ihm geben? Wer war

auch nur fähig, ihm eine so große Summe vorzustrecken?

Der einzige wäre Mackeatz. Was bedeutete es für ihn? Ein Nichts, gar nicht der Rede wert!

Zwar war er damals für seinen Plan nicht zu haben gewesen, jetzt in seiner Not würde er es ihn nicht entgelten lassen! Nachtragend war ein Mann wie Mackeatz nicht, alles Kleinliche war ihm fremd. Wahrscheinlich hatte er die ganze Sache über all den Anforderungen und Entscheidungen, die jeden Tag an ihn herantraten, längst vergessen.

Zwei Meister ließen sich melden: Martin Laue von der Modelltischlerei und Peter Knackfuß aus der Gießerei.

Eine neue Hoffnung lebte in Arno auf. Die beiden waren die überzeugten Anhänger und treuen Helfer seiner Pläne gewesen, sie kamen jetzt zu ihm, um ihm in schwerer Stunde mit Rat und Tat zur Seite zu stehen, ihm zu zeigen, daß er nicht verlassen war.

Aber auch Martin Laue und Peter Knackfuß waren mit einemmal andre geworden. Die Kunde, daß das ganze Unternehmen, auf das man mit unbedingter Zuversicht gebaut, plötzlich gefährdet wäre, war heute morgen zu ihnen gedrungen. Sie hatten ihm keinerlei Bedeutung beigemessen. Nun hatte der Besuch des Baumeisters bei Arno Morgenroth dem törichten Gerede neue Nahrung gegeben. Die Arbeiter waren unruhig und bei den beteiligten Meistern vorstellig geworden.

»Wir sind ja überzeugt, Herr Oberingenieur,« meinte Martin Laue, »daß alles dies nur müßiges Geschwätz ist. Aber da die Unruhe um sich greift, wäre es doch wünschenswert, daß Sie ihr durch eine bestimmte und klare Versicherung entgegenträten.«

»Wir sind gekommen,« warf Peter Knackfuß ein, »Sie zu bitten, uns zu dieser Versicherung zu ermächtigen. Besonders denen gegenüber, die Ihnen ihre Gelder für dieses Unternehmen anvertraut haben, ist sie unbedingt notwendig, soll es nicht die unheilvollsten Folgen für Sie geben.«

Arno geriet in eine Verlegenheit, die den beiden Meistern nicht entging. »Ich verstehe sehr wohl,« sagte er, »daß eine solche Versicherung unter den gegebenen Umständen erwünscht, ja geboten ist, und ich hoffe, sie in kürzester Zeit geben zu können.«

»In kürzester Zeit — und heute noch nicht?«

»Es haben sich einige unvermutete Schwierigkeiten in bezug auf die Anzahlung herausgestellt, die ich bald überwunden haben werde.«

»Also sind diese Gerüchte doch nicht aus der Luft gegriffen —«

»Und wir kommen mit leeren Händen zu den Leuten zurück.«

»Hm ... und können ihnen nicht sagen, daß ihre Gelder sicher angelegt und auch dem Einzug in die neuen Wohnungen nichts im Wege steht.«

»Und daß der Besuch des Baumeisters heute auf der Werft ohne jegliche Bedeutung wäre.«

»Heute können Sie es noch nicht sagen, aber in den allernächsten Tagen, vielleicht morgen schon.«

Martin Laue kratzte sich hinter den Ohren. »Weiß Gott, Herr Oberingenieur, da haben Sie doch mit uns ein verteufeltes Spiel gespielt!«

»Ja, das muß man sagen!« warf wiederum Peter Knackfuß ein.

»Die Leute, die Ihnen vertrauensvoll für Ihr Unternehmen die Mittel zur Verfügung stellten, werden diese zurückverlangen. Es wird zu schweren Ärgernissen kommen. Wir können daran nichts ändern. Wir haben unsre Schuldigkeit getan.«

Mit diesen Worten empfahlen sie sich. —

Ich muß das Geld haben, sagte sich Arno wiederum, muß es unter allen Umständen haben.

Ein günstiger Zufall kam ihm zu Hilfe.

Als er nach dem Mittagessen in seine Wohnung kam, fand er einige Zeilen von Karla vor, die ihn zum Abend zum Tee bat, um ein Wohltätigkeitsfest mit ihm zu besprechen, das sie für ihre Verwundeten geben wollte.

Und mehr als einen Zufall sah er darin: einen gütigen Wink des Schicksals und eine verheißende Vorbedeutung.

Die Freundlichkeit, mit der er empfangen wurde, wirkte lindernd auf seine Sorgen und Kümmernisse. Er saß mit Frau Hildegard und Karla an dem mit liebevoller Sorgfalt bereiteten Teetisch, entwickelte seine Gedanken und Vorschläge für das in Aussicht genommene Fest, sprang dabei vom Gegenstande ab und erzählte dies und jenes mit der ganzen Lebhaftigkeit und sprühenden Wärme seines Naturells.

In einem in einfachen Kreisen und Verhältnissen sich abspielenden Leben war Frau Hildegard niemals mit Menschen in Berührung gekommen, die sich irgendwie über den Durchschnitt und die Alltäglichkeit erhoben. Arnos Art und Wesen war etwas ganz Neues, nie Dagewesenes für sie. Daß man die Welt auch einmal von einem ganz andern Gesichtswinkel ansehen, daß man solche Ansichten aussprechen, so anmutig plaudern und so unbekümmert lachen konnte, war ihrer ernsten und zu einer gewissen Biederkeit veranlagten Natur bisher verborgen gewesen. So ging es ihr nicht anders als allen Frauen, die mit Arno Morgenroth in Berührung kamen: sie fühlte sich bald unter dem Banne seiner Persönlichkeit und ließ die geheime Anziehungskraft, die von ihr ausging, mit leisem Wohlbehagen auf sich wirken.

Der Diener meldete einen Besuch für Karla, den diese nicht abweisen konnte. So blieb Hildegard mit ihm allein.

Ihm war es ähnlich gegangen wie ihr. Auch er hatte, als er heute zum erstenmal in so ungezwungener Weise mit ihr zusammen war, Ge-

fallen an dieser Frau gefunden, die, in einer so schweren Schule groß geworden und schon zum zweitenmal verheiratet, sich dennoch ihre ganze Mädchenhaftigkeit und Unbefangenheit erhalten hatte. In ihrer Frische und ungebrochenen Natürlichkeit schien sie ihm das weibliche Geschlecht in jener schönen Ursprünglichkeit zu verkörpern, die noch nicht von des Intellektes Kühle und des Gedankens Blässe angekränkelt war. Die Aufmerksamkeit, mit der sie ihm zuhörte, wirkte so auf ihn ein, daß er bald nicht nur seinen Geist, sondern auch sein warmes, leicht entfesseltes Herz in seine Worte legte.

Von seinem Vater sprach er, dessen Künstlerseele und Kindergemüt bei allen bedeutenden Anlagen mit dem Leben so wenig zu paktieren verstand, daß er arm und unbekannt sein Dasein aushauchte. Das schlug verwandte Saiten in ihrer Seele an. Und als er sich nun mit freier Offenherzigkeit über seine Pläne und hochgesteckten Ziele äußerte: wie sein ganzes Denken und Sinnen darauf gerichtet wäre, wettzumachen und einzubringen, was sein Vater im edlen Verfehlen verloren, seiner Mutter, die so tapfer verzichtet und so viel gelitten, den Lebensabend schön und leicht zu machen, als er zugleich etwas von seinen sozialen Hoffnungen und Wünschen durchblicken ließ, in denen er mit seinem ganzen Herzen aufging, und nun ungewollt und unbeabsichtigt die ganze mühsam unterdrückte Traurigkeit über die schweren Niederschläge und Enttäuschungen der letzten Tage in ihm aufwachte, da gesellte sich zu der Bewunderung, die er in ihr erweckte, ein tiefes Mitleiden.

Der Besuch blieb sehr lange, sie merkten es nicht. Wie im Fluge eilte die Stunde dahin.

Ein schwerer Schritt war draußen hörbar und bewegte sich die Treppe aufwärts. Ein leises Erschrecken ging über Hildegards Gestalt.

»Mein Mann kommt schon nach Hause?« fragte sie voller Erstaunen. »Wahrhaftig, es ist schon acht Uhr. Nun muß ich Sie allein lassen, Herr Morgenroth, denn er ist es gewohnt, daß ich ihn oben erwarte, und wird sich schon wundern, mich nicht dort zu finden. Nein, gehen dürfen Sie nicht. Ich lege ein Gedeck für Sie auf, und Sie essen mit uns zur Nacht.«

»Ich nehme Ihre Einladung mit großer Freude an, denn es liegt mir daran, Ihren Herrn Gemahl heute abend für eine kurze Zeit ungestört zu sprechen.«

»Um so besser,« sagte sie schon ein wenig unruhig und wollte sich entfernen. Da merkte sie, daß er noch etwas auf dem Herzen hatte.

»Ich habe eine große Bitte an ihn, gnädige Frau,« begann er mit etwas unsicherer Stimme, als er bisher gesprochen. »Sie wissen, und ich habe es Ihnen eben erzählt, wieviel Schweres ich in letzter Zeit durchgemacht habe. Mein aufrichtiges Bemühen um die soziale Wohlfahrt der Arbeiter hat mich in der Hoffnung auf einen baldigen Erfolg meiner Turbinen Verpflichtungen eingehen lassen — nein, ich will und darf Ihnen das nicht genauer auseinandersetzen. Ich sehe, wie Ihnen der Boden unter den Füßen brennt! Aber wenn Sie, gnädige Frau, die Güte haben wollten, Ihren Herrn Gemahl auf meine Anwesenheit vorzubereiten, ihm vielleicht zu sagen, daß ich ihn in einer für mich wichtigen Angelegenheit für kurze Zeit nach dem Essen sprechen möchte —«

»Das will ich von Herzen gern tun, Herr Morgenroth. Und mehr will ich tun: Ihre Sache bei ihm führen, so gut eine Frau das bei ihm vermag. An meinem Willen soll es nicht fehlen.«

Da leuchtete es in Arnos Antlitz auf. »Ich danke Ihnen, gnädige Frau, nun wird sich alles zum Besten wenden!« Er führte ihre Hand an seine Lippen.

»Hildegard!« erklang es da mit einer Stimme, die voller Ungeduld und heißen Unwillens durch das festgebaute Haus dröhnte. »Hildegard — wo steckst du denn heute abend nur? Ich warte seit einer halben Stunde auf dich!«

Sie hatte das Zimmer verlassen. Durch die Tür, die offen geblieben war, sah Arno ihre geschmeidige Gestalt über den dicken Teppich der Diele dahingleiten, mit behendem Schritt die Treppen hinauffliegen, auf deren oberster Stufe ihr Gatte stand, und ihm die Hand zum Willkommen entgegenstrecken.

Sie mußte wohl das rechte Wort gefunden haben, denn in dem schräg einfallenden Lichte der zur Neige gehenden Sonne sah Arno, wie seine Miene sich aufhellte und er einen Kuß auf ihre Stirn drückte.

Eine wunderbare Ruhe kam über ihn. Sie wollte seine Sache führen, und er wußte, daß sie damit in guten Händen war.

Karla kehrte zurück. Sie sprachen von allerlei gleichgültigen Dingen. Er war nicht ganz bei der Sache. Ein Verlangen erwachte in ihm, auch zu ihr über das zu reden, was er in den letzten Tagen durchgemacht hatte.

Aber er kam über die ersten Ansätze nicht hinweg. Er machte eine Andeutung, daß er Frau Hildegards Einladung, zum Abendessen zu bleiben, so gern angenommen hätte, weil er sich auf eine für ihn entscheidende Unterredung mit ihrem Vater vorbereitete. Sie ging nicht darauf ein. Jenes Unnahbare war wieder in ihrem Wesen und ihrer Haltung, wie er es jedesmal in solchen Fällen empfunden. Die alte Mauer türmte sich zwischen ihnen, die er bis zu dieser Stunde als eine unüberwindliche Macht gespürt hatte und die niemals weichen wollte.

Der Diener meldete, daß angerichtet wäre.

Mackeatz stand bereits an seinem Platz am Teetisch und begrüßte ihn in der alten kühl höflichen Art. Als aber die Platten und Schüsseln

herumgereicht wurden, fühlte er seinen prüfenden Blick einigemal kurz auf sich gerichtet. Er sprach nach seiner Art wenig und hatte höchstens einmal ein freundliches Schmunzeln oder ein kurzes dankendes Wort für seine Frau, wenn sie ihm die Speisen auflegte und alles zurechtmachte, wie er es gern hatte.

Als jedoch die Tafel aufgehoben war, trat er zu Arno heran: »Meine Frau hat mir Ihren Wunsch überbracht, mich auf einen Augenblick zu sprechen. Wenn Sie mir auf mein Zimmer folgen wollen, so stehe ich zu Ihrer Verfügung.«

Als sie oben angekommen waren, setzte sich Macketatz in seinen Sessel am Schreibtisch, wies Arno ihm gegenüber Platz, reichte ihm die Zigarren und steckte sich selber die nach der Mahlzeit gewohnte Importe an.

»Womit kann ich Ihnen dienen, Herr Morgenroth?«

Arno schöpfte tief Atem, machte eine nervöse Handbewegung nach dem Kopfe zu und sagte: »Es handelt sich um jene Pläne, Herr Macketatz, die ich Ihnen seinerzeit vortrug. Sie vermochten nicht, sie zu den Ihren zu machen, ließen mir aber freie Hand, sie auf meine Weise und Verantwortung auszuführen.«

»Hm ... ich erinnere mich.«

»Ich trat mit der Gesellschaft, der das Land und die bereits errichteten Häuser gehörten, in Verbindung und kaufte beides.«

»Wovon kauften Sie es?«

»Von Mitteln, die mir aus verschiedenen für die Angelegenheit interessierten Kreisen zuflossen.«

»Das heißt, aus den Kreisen meiner Leute, denen Sie das schwer verdiente Geld aus der Tasche lockten.«

»Man bot es mir freiwillig und gern.«

Macketatz hörte seinen Einwand nicht. »Erhielten Sie die Mittel so reichlich, daß sie die doch immerhin bedeutende Anzahlungssumme deckten?«

»Nein. Aber im Hinblick auf meine Turbinen und den Erfolg, den sie versprachen, stundete mir die Gesellschaft einen Teil des Geldes.«

»Bis Ihre Turbine Schiffbruch erlitt, die Gesellschaft das Vertrauen auf Ihre Sicherheit verlor, die großmütige Stundung, für die vorsichtigerweise nichts Schriftliches und Bindendes vorlag, zurückzog, Sie in die schwerste Verlegenheit, meine Arbeiter in Unruhe und Aufruhr brachte und eine heillose Verwirrung für meine Werft heraufbeschwor — ist es nicht so, Herr Morgenroth?«

»Es ist so, ich kann es nicht leugnen.«

»Und weshalb kommen Sie nun zu mir?«

Arno faßte sich ein Herz. »Sie zu bitten, mir die geforderte Summe vorzustrecken, bis ich sie Ihnen zurückzahlen kann.«

Keine Antwort. Der wuchtige Zeigefinger klopfte die widerstrebende Asche von der Zigarre.

»Wenn Sie die Güte hätten, mir das Geld zu borgen, so wäre ich von allen Schwierigkeiten und die beteiligten Arbeiter von aller wohlbegreiflichen Unruhe und Aufregung befreit.«

»Keinen Pfennig gebe ich Ihnen, Herr Morgenroth.«

Mit so eisiger Entschiedenheit war es gesagt, daß Arno leblos, wie von einem dumpfen Schlag getroffen, ihm gegenübersaß, mit bebenden Lippen nach Worten rang und keins zu finden vermochte.

»Als Sie mir damals hier an dieser Stelle Ihre Pläne entwickelten,« fuhr Macketatz mit derselben kalten Stimme fort, »da äußerte ich Ihnen meine Bedenken, ich ließ Ihnen nicht den leisesten Zweifel, daß ich ein entschiedener Gegner Ihres Vorhabens war. Ich tat mehr, Herr Morgenroth, ich warnte Sie vor dieser Gesellschaft, die ich kannte, von der ich wußte, daß sie nichts leitete als schlaue Berechnung und skrupelloser Geschäftssinn. Sie aber schlugen die Warnungen des erfahrenen Mannes in den Wind, Sie gingen hin und taten just das Gegenteil von dem, was ich Ihnen geraten hatte.«

»Ich habe das Beste gewollt.«

»Und das Schlechteste getan.«

»Ich glaubte das Wohl Ihrer Arbeiter, damit auch Ihrer Werft zu fördern.«

»Sie hätten das mir überlassen können. Ich bedurfte Ihrer Hilfe nicht.«

»Ich bin in meinem arglosen Vertrauen hintergangen worden.«

»Man darf in geschäftlichen Dingen nicht arglos vertrauen.«

»Ich glaubte mir die nötige Sicherheit verschafft zu haben. Erfahrene und erprobte Männer standen mir zur Seite.«

Macketatz zog die Brauen in die Höhe; ein höhnisches Zucken lief über seinen breiten Mund. »Wer sind Sie eigentlich, wenn ich fragen darf, Herr Morgenroth? Sie kamen zu mir als Ingenieur, als solchen stellte ich Sie an. Ich gewährte Ihnen in freigiebigster Weise die Mittel, als Erfinder sich zu betätigen. Als Ihre Erfindung eine Niederlage erlitt, die für mich und meine Werft die bösesten Folgen heraufbeschwor, zeigte ich mich kleinlich? Ich glaube es nicht. Ich gab Ihrer Bitte Gehör und ließ Sie unter Maßregeln, die mir Klugheit und Vorsicht geboten, das zerstörte Werk von neuem aufbauen. An nichts fehlte es Ihnen. Weshalb in aller Welt steckten Sie Kopf und Hände in Dinge, die Sie nichts angingen, von denen Sie nichts verstanden? Wer hieß Sie, Menschen bessern, Spekulationen treiben, soziale Träume verwirklichen? Das sind Künste, die gelernt sein wollen. Sie brauchen den Meister. Der Stümper verbrennt sich an ihnen, wie Sie es getan haben, Herr Morgenroth.«

»Ich bin durch eine harte Schule gegangen — nur dieses eine Mal ziehen Sie die Hand nicht von mir und helfen mir, Herr Macketatz, wie Sie es bisher stets getan haben!«

»Für eine verlorene Sache habe ich nie etwas übrig gehabt.«

»Ich gebe sie nicht verloren, Herr Mackeatz, ich glaube heute noch an sie, wenn mir die Mittel gegeben werden, sie zu verwirklichen. Es ist mein Lieblingsgedanke, ich kann mich nicht entschließen, ihn jetzt, wo ich so viel an ihn gewagt, wo er seiner Vollendung nahe ist, fahren zu lassen, nur weil ich das Geld nicht habe, ihn auszuführen. Wenn Sie es mir heute verweigern, dann sind alle Opfer vergeblich gebracht.«

»Ich habe mein letztes Wort gesprochen, Herr Morgenroth,« unterbrach ihn Mackeatz ungeduldig.

»Ja — was soll denn nun werden?« Gebrochen und in dumpfer Verzweiflung kam es von seinen Lippen.

»Das ist Ihre Sache, nicht die meine.«

»Dann habe ich hier wohl nichts mehr zu wollen und zu bitten und kann gehen.«

»Einen Augenblick noch, Herr Morgenroth! Sie werden sich selber sagen, daß durch alles, was in diesen letzten Tagen geschehen ist, Ihre Stellung an meiner Werft erschüttert, daß sie vielleicht unhaltbar geworden ist. Ich stehe vor dem Entschlusse, die Folgerung daraus zu ziehen und unsern Vertrag zu lösen —«

Er hielt inne. Arno, der sich bereits erhoben hatte, war in seinen Stuhl zurückgesunken. Totenblässe bedeckte sein Antlitz. Seine zitternde Hand griff nach seinem Herzen und klammerte sich mit weit ausgespreizten Fingern, aus denen alles Blut gewichen war, an seine Brust.

Plötzlich fiel Mackeatz ein, daß sein Oberingenieur an einem Herzübel litt, das der Anlaß gewesen, daß er vom Heeresdienst befreit und in seine Werft gekommen war. Trotz aller Arbeit und Erregung seines bewegten Lebens hatte man niemals die leisesten Spuren von ihm wahrgenommen. Jetzt, in dieser Stunde, wo die Wogen über ihn zusammenschlugen, war es aufs neue ausgebrochen, und zwar mit solcher Heftigkeit, daß Mackeatz erschrak. Vielleicht hätte er mit *einem* Worte Rettung bringen und eine Heilung herbeiführen können. Er sprach dies Wort nicht. Ohne für eine Sekunde seine Ruhe zu verlieren, drückte er den Knopf der elektrischen Birne und wies den eintretenden Diener auf den ohnmächtig in seinem Stuhle Liegenden.

Friedrich Zubeil hatte auch in diesen Dingen Erfahrung. Mit seinen starken Armen umfaßte er den regungslosen Körper und bettete ihn mit der Hilfe seines Herrn auf ein Sofa. Nun nahm er ihm Kragen und Binde ab, öffnete Weste und Hemd und besprengte Brust und Stirn mit Wasser. Aber es half nichts.

Mackeatz, dessen Besorgnis stieg, rief durch den Fernsprecher seinen Hausarzt an und erbat sein sofortiges Kommen. Zugleich schickte er nach unten, den Damen Mitteilung zu machen.

Annemarie von Trotha war gerade, wie sie es manchmal in den Abendstunden tat, aus dem nahegelegenen Lazarett zu einem kurzen Besuch herübergekommen und saß mit Karla im Musikzimmer, als Friedrich Zubeil mit seinem behutsam schlürfenden Schritt eintrat. Sowie sie die ersten Worte vernommen, eilte sie mit Karla nach oben.

Durch ihre schnelle und geschickte Behandlung war es ihr gelungen, Arno aus seiner tiefen Ohnmacht zu erwecken, als auch schon der Arzt zur Stelle war. Er untersuchte den Kranken, der noch völlig ermattet und zum eigentlichen Bewußtsein kaum gelangt war, auf das gründlichste.

»Hat der Patient irgendeine Aufregung gehabt?«

»Eine solche hat zweifellos vorgelegen,« erwiderte Mackeatz. »Ich hatte ihm eine Bitte abschlagen müssen, an deren Erfüllung ihm viel gelegen schien, und außerdem eine notwendige geschäftliche Eröffnung machen müssen. Beides versetzte ihn in eine heftige Erregung.«

»Und darauf trat dieser Zustand ein?«

»Ganz plötzlich, und ohne daß sich vorher die geringsten Anzeichen bemerkbar machten.«

»Hm ... das ist gewöhnlich so in diesen Fällen. Es handelt sich um ein im Felddienst und infolge von Rheumatismus entstandenes Herzübel, das durch starke Erregung aufs neue hervorgerufen wird und meist mit Ohnmachten verbunden ist, die unter Umständen beängstigend lange anhalten. Der Verlauf ist in diesem Falle noch ein günstiger gewesen. Aber gehoben ist die Sache keineswegs und die größte Vorsicht geboten. Das beste ist, wir lassen den Patienten noch eine kleine Stunde in derselben Lage ruhen und überführen ihn dann in das Lazarett Ihres Fräulein Tochter. Ich komme auf dem Rückweg an ihm vorbei und werde persönlich die nötigen Vorkehrungen treffen. Die junge Schwester bleibt bei ihm und geleitet ihn dann hinüber. Vielleicht sind Sie so gut, mir Ihren Wagen zur Verfügung zu stellen, der den Patienten dann später in das Lazarett bringen kann.«

Mackeatz gab Friedrich die erforderlichen Anweisungen und geleitete mit Karla den Arzt die Treppe hinunter. Annemarie blieb mit dem Kranken allein.

Ein tiefes Mitleid überkam sie, als sie den Mann, den sie bis zu dieser Stunde nur voller sprudelnder Lebensfrische und unermüdlicher Tätigkeit gekannt hatte, so bleich und in seiner blühenden Kraft gebrochen vor sich liegen sah. Wohl hatte sie gelegentlich von Karla gehört, daß er ein Herzleiden hatte, sie hatte aber niemals irgendwelche Anzeichen davon gemerkt, und er selber hatte nie davon gesprochen.

Nach einer längeren Weile schien er zum Bewußtsein seiner Lage zu kommen. Die müde gewordenen Augen blickten fern und fremd, als schauten sie in ein weites, unbekanntes Land, und

nur, wenn er die junge Schwester in ihrer stillen und doch unaufhörlich tätigen Art um sich bemüht sah, wenn sie genau nach den Anweisungen des Arztes die Umschläge erneuerte und er lindernd ihre weiche Hand spürte und in ihr sanftes, heute so ernstes Antlitz schaute, zuckte der Hauch eines schmerzlichen Lächelns um seine Lippen.

»Das haben Sie wohl nicht gedacht, Fräulein von Trotha oder, wie ich Sie jetzt nennen muß, Schwester Annemarie, daß Sie mich einmal pflegen würden?«

Dann überkam ihn mit einmal der Gedanke, warum eigentlich Karla nicht bei ihm war. Sie weilte doch sonst viel an den Betten von Kranken, die ihr völlig fremd waren. In ihrem Hause war ihm das Unglück zugestoßen, in ihrem Hause lag er, ein Hilfloser und Leidender!

Aber kaum hatte er solchen Empfindungen Raum gegeben, da öffnete sich kaum hörbar die Tür, und mit behutsamem, zögerndem Schritt trat Karla ein, näherte sich seinem Lager, sprach einige leise Worte mit Annemarie und beugte sich ein wenig über ihn.

Er sah das alles wie in einem dumpfsüßen Traum, als wäre ihm ihre Gestalt, die ihm in seiner liegenden Stellung besonders groß und königlich erschien, plötzlich weit, ganz weit entrückt. Als wäre das Trennende, das er heute erst empfunden, zu einer unüberwindlichen Macht geworden. Das schmerzte ihn, und doch empfand er es als etwas Unvermeidliches, Unentrinnbares, das immer dagewesen war und nun mit einmal klar und hart in die Erscheinung trat.

Vielleicht schien sie Ähnliches zu fühlen. Sie erkundigte sich nach seinem Befinden, sie sagte ihm einige teilnehmende Worte. Aber sie waren nicht anders, als sie sie ihm bei andern Anlässen so manchmal gesagt hatte, auch ihr Klang kam über jene freundlich höfliche Art nicht hinaus, die er von jeher an ihr gewohnt war.

War es die Krankheit, die seine Erkenntnis und seine Sinne so unerbittlich schärfte? Der letzte Schleier war zerrissen. Es war mit einmal alles in ein helles, unbestechliches Licht getaucht, und er schloß vor ihm die Augen, denn es tat seinem kranken Herzen weh.

»Was haben Sie nur?« hörte er da eine Stimme über sich, in der ein wundervoll beruhigender Wohlklang war. »Sie sollen sich ganz still halten, und Sie beschäftigen sich mit lauter Dingen, die nicht für Sie taugen; ich glaube, Sie fiebern sogar.«

»Es kann schon sein, daß ich fiebere.«

»Sie sollen sich aber nicht aufregen.«

»Ich habe so viel durchgemacht in diesen letzten bösen Tagen.«

»Sie sollen davon nicht sprechen — bitte, nicht, Herr Morgenroth!«

»Ich kann nicht anders.«

»Man kann schon, wenn man muß. Ich will Ihnen etwas sagen, Herr Morgenroth: Bis jetzt habe ich gebeten, aber ich kann auch energisch sein, sehr energisch. Sie glauben das nicht? Nun, Sie werden es bald merken! Sie werden jetzt aufstehen, ich werde Ihnen beim Ankleiden behilflich sein. Die Stunde ist vorüber. Der Wagen, der Sie ins Lazarett führen soll, kann jeden Augenblick vorfahren.«

»Ins Lazarett soll ich?«

»Ja, haben Sie es denn vorhin nicht gehört?«

»Kein Wort habe ich gehört. Was soll ich denn im Lazarett?«

»Gesund sollen Sie werden!«

»Ich bin gesund. Es war ein vorübergehender Anfall. Ich habe ihn früher öfters gehabt, gleich nachdem ich aus dem Felde kam; er war dann immer bald vorbei, und ich fühlte mich ganz gesund und frisch.«

»Der Arzt hat es so verordnet, und wir werden nach seiner Vorschrift verfahren.«

»Nein!« rief er mit Entschiedenheit. »Das werde ich nicht tun. Ich werde nach Hause fahren, mich zu Bett legen und zu schlafen versuchen, damit ich morgen wieder an die Arbeit kann.«

»Das werden Sie wohl nicht tun!« erwiderte sie bestimmt, indem sie ihn stützte, als er sich von seinem Lager erhob.

»Ich muß an meine Arbeit, meine Turbinen müssen fertig werden! So schnell als möglich. Sie sind meine einzige Rettung jetzt! Ich habe sie viel zu lange vernachlässigt und den Bau andern überlassen. Nun darf ich keine Sekunde länger versäumen.«

»Sie können an Ihren Turbinen arbeiten, so viel Sie wollen, niemand wird Sie daran hindern. Aber zuerst müssen Sie gesund werden, und dafür habe ich zu sorgen. Nein, den Kragen und die Binde brauchen Sie nicht umzutun. Wir hüllen Sie in eine Decke, und es ist Nacht. Aber den Rock und die Weste müssen Sie anlegen, es ist kühl draußen — so, wenn ich bitten darf!«

Sie hielt ihm die Kleidungsstücke hin und half ihm, sie anzuziehen. Er sah sie an, eine lange, nachdenkliche Weile. Er kannte sie gar nicht wieder. Er hatte sie bis dahin nur von sanfter Nachgiebigkeit gesehen, nur ihre anschmiegende Mädchenhaftigkeit hatte er gekannt. Darin hatte für ihn jener Liebreiz ihrer Erscheinung gelegen, der ihn immer wieder zu ihr zog — jetzt lernte er an ihr etwas ganz Neues kennen: das zum Bewußtsein und zur Bestimmtheit seines Wesens erwachte Weib.

Als er einsah, daß sein Widerstand vergeblich war, gab er ihn auf und fügte sich, so schwer es ihm auch wurde.

»Wie lange werde ich im Lazarett bleiben müssen?«

»Das hängt davon ab, wie Sie sich dort führen. Vielleicht nur wenige Tage — vielleicht auch sehr viele.«

Therese von Mor: Kinder vom Lande

Von unten hörte man das Knirschen des Kieses, über den Wagenräder fuhren. Ein Pferd wieherte.

»Es ist Zeit,« sagte sie.

Karla erschien auf der Schwelle. »Kann ich vielleicht behilflich sein?«

Er lehnte ab. »Es ist nicht nötig, ich kann sehr gut allein gehen. Ich bin völlig gesund und muß ins Lazarett — nur weil diese eigenwillige Schwester es so will!«

Auf der Diele standen Macketatz und Frau Hildegard, dem Kranken beim Einsteigen behilflich zu sein. Aber auch sie wies Arno zurück; nur leise auf Annemaries Hand sich stützend, bestieg er mit ihr das Gefährt, das in schnellem Trabe in die Nacht hinausfuhr.

»Sein Anfall kam lediglich davon, daß du ihm seine Bitte abschlugst,« sagte Frau Hildegard, als sie mit ihrem Manne allein im Eßzimmer saß. »Ich weiß, wie sein ganzes Herz an ihr hing, er hatte es mir eben gesagt. Aber auch meine Fürsprache war vergeblich, und es war das erstemal, daß ich dir mit einer solchen kam.«

Er anwortete nicht.

»Sage mal, tut dir das nun gar nicht ein bißchen leid?«

»Gewiß tut es mir leid, daß der arme Mensch so schwach und anfällig ist.«

»Das meinte ich nicht.«

»Was denn?«

»Ich meinte ... in bezug auf dich und deine schroffe Ablehnung.«

»Mir hat noch nie etwas leid getan, was ich tun mußte.«

»Und wirst du auch jetzt nicht seinen Wunsch erfüllen?«

»Nein.«

»Was soll denn nun mit ihm werden?«

»Er muß sich durchkämpfen, wie wir es alle gemußt haben. Muß seinen Irrtum auf sich nehmen und ihn durch Mühsal und Leid zu bessern suchen, wie wir es wiederum alle gemußt haben.«

»Und wenn er es nicht kann?«

»Dann geht er eben an ihm zugrunde.«

»Das sagst du so kalt und gelassen?«

»Ich habe dieses Leben kennengelernt in viel ernsterer und bitterer Schule als er und ihr alle. Es birgt eine unerbittliche Folgerichtigkeit in sich: Lebe, wer zum Leben taugt. Für den Schwächling taugt das Leben nicht.«

»Er ist wohl weniger Schwächling als Idealist.«

»Es einen sich viele Widersprüche in diesem Menschen. Er will alles mögliche, führt es mit heißer Inbrunst aus und steht dann wie vom Schlag getroffen, wenn es ihm fehlgeht.«

»So ist er doch kein Schwächling.«

»Das wird er jetzt zu erweisen haben. Denn stark ist nicht der, der vieles will und tut. Der allein ist stark, der die Leiden und Niederschläge des Lebens auf sich zu nehmen und zu überwinden weiß.«

Er ging einigemal durch das Zimmer und fuhr dann fort: »Ich erweise diesem jungen Manne einen guten Dienst. Gewährte ich ihm, was er so stürmisch von mir fordert, so richtete er sich, vom Leben immer wieder verhätschelt und verwöhnt, zugrunde ... später oder früher ganz gewiß. Jetzt stelle ich ihn auf sich selber. Geht er in den Wogen unter, die sein zügelloses Wollen heraufbeschworen, so ist ihm nicht zu helfen, und es ist nicht viel an ihm verloren. Lernt er, Herr seines Schicksals zu werden, so kann er sich aus dem Ungestüm seiner Jugend zum Manne entwickeln — das ist die Probe, die er zu bestehen hat.«

Eine lange Weile schwieg Frau Hildegard. »Ich wußte doch nicht, daß du ein so harter Mann bist!« sagte sie dann langsam.

»Ich bin nicht hart — ich bin nur gerecht. Und nun gute Nacht! Mein Friedrich ist schon ungeduldig und gestattet eine so lange Überschreitung der gewohnten Ruhestunde nicht.«

Er küßte ihr die Hand und begab sich in sein Schlafzimmer. Sie aber blieb noch eine Weile allein und kämpfte in sich den stillen Kampf gegen die ersten Fragen, das erste leise Irrewerden, das keiner Ehe erspart bleibt, und mag sie die glücklichste heißen.

Am nächsten Morgen geschah etwas nie Dagewesenes: Macketatz erhob sich nicht, als ihn Zubeil mit dem Glockenschlag sieben Uhr des Morgens weckte. Er habe wenig geschlafen, sein Kopf schmerze, er müsse noch zwei Stunden Ruhe haben — Zubeil wußte nicht, was er hörte.

Schweigend entfernte er sich. Als er aber zu der festgesetzten Stunde wieder erschien, fand er seinen Herrn bereits bis auf den schwarzen Überrock angezogen.

Als Macketatz gegen zehn Uhr auf der Werft erschien, merkte er beim ersten Schritt, daß der große Mechanismus der Arbeit nicht wie sonst klappte. Ihr Rhythmus war müde und träge, ihre Räder gingen langsam und schwer. Ohne viel gesehen und gehört zu haben, spürte er es in jeder Faser seines Körpers. Er kannte diesen Mechanismus und war vertraut mit diesem Rhythmus über vierzig Jahre seines Lebens hindurch, jeder seiner Pulsschläge war ihm vertraut. Als hätte ihn ein Fieber gepackt, das seine Lebensregungen hemmte, seine Kräfte lahmlegte, so siech und verdrossen streckte sich der kranke Riese. Und wohin Macketatz nun den Fuß setzte, überall stieß er auf eine unbegreifliche Unruhe. Nichts war an seiner rechten Stelle. Die unerbittliche Ordnung, die straffe Regelmäßigkeit fehlte, ohne die hier keine Tätigkeit gedeihen, kein Zahn in den andern greifen konnte.

Dann wieder kam es ihm vor, als bebte ein heißes Zucken durch das ganze Gefüge, versetzte es in Wallung und Aufruhr, daß die wachsende

Brandung in alle Gebäude, alle Gänge, alle Abteilungen sich ergoß, willenlos mit sich reißend, was sich ihr aus festgewurzelter Gewohnheit hier und da noch entgegenzusetzen suchte.

Was ist das nur für ein Tag heute?! ging es durch Mackatz' Kopf. Als hätte er vorahnend am eignen Körper durchgemacht, was sich hier im Inneren seines Werkes vollzog. Aber in demselben Augenblick fühlte er eine wunderbare Ruhe über sich kommen, spürte er die alte Kraft in sich, die ihm nur für eine ganz kurze Zeit abhanden gekommen war.

»Herr Direktor Splettstößer haben schon zweimal nach Herrn Mackatz gefragt — er hätte Dringendes,« empfing ihn auf dem ersten Stockwerk der Pförtner, der, solange Zubeil nicht dort war, den Dienst vor seinem Arbeitszimmer versah.

»Der Herr Direktor möchte sich sofort zu mir bemühen.«

Mackatz hatte im Vorraum noch nicht abgelegt, als Splettstößer vor ihm stand.

Selbst er, den Mackatz nie anders als ruhig und beherrscht gesehen, schien von dem allgemeinen Fieber mit ergriffen.

»Sie bringen nichts Gutes,« empfing ihn Mackatz.

»Leider nicht. Wir stehen vor den schwersten Ereignissen. Es haben Zusammenkünfte der Arbeiter stattgefunden, die eine völlige Neuordnung der Verhältnisse auch auf unsrer Werft bezwecken. Der Betrieb stockt überall.«

Mackatz hatte sich an seinen Schreibtisch gesetzt. Keine Miene bewegte sich in seinem Antlitz.

»Man muß ihn mit aller Ruhe, aber auch mit aller Energie aufrechtzuerhalten suchen.«

»Es wird so einfach nicht sein. Ich habe Ihnen auch meinerseits noch etwas vorzutragen, Herr Mackatz.«

»Ich bitte.«

»Sie werden verstehen, daß es mich jetzt, wo alles auf dem Spiele steht, nicht länger hier im bürgerlichen Berufe hält. Ich will mich auf dem Generalkommando melden. Dort mag man über mich verfügen.«

Mackatz wollte antworten, da erklangen schwere Tritte über den Flur und hallten durch den Vorraum.

»Eine Abordnung von Arbeitern wünscht Herrn Mackatz in einer dringenden Angelegenheit zu sprechen.«

»Laß sie eintreten!«

Mackatz erhob sich von seinem Sessel und erwartete, leicht an den freistehenden Schreibtisch gelehnt, die Leute. Es waren fünf an der Zahl. Mit kurzem, scharfem Blick überflog er sie. Der Sattler Klingohr führte sie.

»Wir kommen im Auftrage der Arbeiter und möchten uns gestatten, einige Forderungen an den Herrn zu stellen, die die veränderten Verhältnisse notwendig machen.«

Er nahm ein Blatt weißen Papiers und schickte sich an, daraus vorzulesen. Aber schon bei den ersten Worten unterbrach ihn Mackatz.

»Laßt das sein, Kinder!« sagte er. »Ich kenne eure Forderung bereits. Es handelt sich um die Verringerung eurer Arbeitszeit und um die völlige Abschaffung der Akkordarbeit. Die erste gestehe ich zu, weil ich nicht die Macht habe, mich gegen sie aufzulehnen. Die zweite bin ich nicht geneigt, zu gewähren, das laßt euch von vornherein gesagt sein. Es erspart beiden Teilen unnötige Weiterungen.«

Ein Murmeln des Unwillens ging durch die Reihen. »Wir können uns damit nicht abfinden lassen,« sagte Klingohr. »Wir müssen gerade auf dieser Forderung bestehen.«

»Und ich auf meiner Weigerung.«

»Dann müssen Sie die Folgen auf sich nehmen.«

Mackatz hob den Kopf und straffte den Körper. »Welche Folgen? Glaubt ihr, daß ich sie fürchte? Ich habe mich noch nie vor euch gefürchtet. Das wißt ihr. Mit Gewalt habt ihr nie etwas erreicht und werdet es auch heute nicht können!«

»Aber für die Werft wäre es nicht angenehm,« meinte Klingohr, und die andern pflichteten ihm bei.

»Gewiß. Ihr könnt eure Arbeit niederlegen. Dann ruht mein Betrieb. Unaufschiebbare Aufträge liegen nicht vor. Sie werden, wie ihr selber am besten wißt, so bald nicht mehr zu erwarten sein. Ich kann euren Ausstand besser ertragen als ihr. Ihr könnt mehr tun. Ihr könnt mir meine Maschinen zerstören, mein Werk vernichten. Tut es, wenn ihr dazu fähig seid! Ihr könnt mir das Haus über dem Kopf anstecken, könnt mir selber mit Gewalt zu Leibe gehen. Versucht es! Ich bleibe hier an meinem Platze stehen und weiche nicht von der Stelle.«

Er hielt inne und sah sie, einen jeden nach der Reihe, mit seinen klaren, durchbringenden Augen an.

Eine Pause entstand. Klingohr sagte nichts mehr, auch die andern schwiegen.

»Das alles könnt ihr, wenn ihr dazu fähig seid. Aber ich halte euch alles dessen nicht für fähig. Ich weiß, daß ihr im Grunde eures Herzens verständige Leute seid und nur vorübergehend durch irgendwelche aufreizenden Ereignisse und Reden in diesen Fiebertaumel mit hineingerissen werdet, der jetzt das ganze Land gepackt hat. Aber wenn ihr recht überlegt: habe ich es je an etwas fehlen lassen, was notwendig und heilsam für euch war? Bin ich euch je als der gestrenge Herr gegenübergetreten? Haben wir nicht vielmehr wie Kinder und Vater einer zu dem andern gestanden, alle die Jahre hindurch? Und soll das nun mit einmal anders werden?«

Wieder eine kurze Pause, die aber jetzt schon etwas Beruhigendes, Einlenkendes in sich hatte.

»Hm ... das ist wohl wahr, Herr Macketatz, aber die Zeiten haben sich geändert und werden sich in Kürze immer mehr ändern,« sagte dann Klingohr.

»Gut,« erwiderte Macketatz, »das ist schon öfters geschehen. Könnt ihr von mir anders sagen, als daß ich den veränderten Zeiten stets Rechnung getragen habe? Und wenn ich es stets getan habe, sollte ich es jetzt mit einemmal nicht tun? Ich habe von der Pike an gelernt wie ihr. Ich bin mit euch denselben Weg gegangen, von meinen ersten Jugendjahren an. Und sollte für euch und euren Kampf kein Verständnis haben?«

Noch einmal raffte sich Klingohr auf. »Gewiß, Herr Macketatz — das hat schon seine Richtigkeit. Aber die Akkordarbeit, wie sie heute is —«

Macketatz unterbrach ihn. »Kommt eine neue Zeit — und ihr mögt recht haben, daß sie kommt, im Anzuge ist sie sicherlich — bringt sie neue Verhältnisse zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer, neue Verordnungen und Gesetze für beide, gut, so werde ich der letzte sein, mich gegen sie zu setzen. Ja, ich halte es für richtig, wenn der Arbeiter auch einmal an dem Geschäfte und den Sorgen seines Arbeitgebers Anteil hätte. Dann würde er sehen und erkennen, wie wenig der auf Rosen gebettet ist. Ich trage mich mit Gedanken und Neuerungen in dieser Richtung. Aber freiwillig muß es geschehen, ganz aus mir selbst heraus. Abfordern und abzwingen von meinen Leuten lasse ich mir nichts. Geht und sagt es denen, die euch hergeschickt haben.«

Ein kurzes Murmeln noch, ein flüchtiges Blicketauschen, dann empfahlen sich die Leute.

Eine Stunde später war die Arbeit auf der Werft Max Macketatz & Ko. im alten Gange. Der Riese reckte und streckte die gesunden Glieder, das Fieber hatte sich gelegt, der große Mechanismus klappte mit gewohnter Regelmäßigkeit, der schwingende Rhythmus war in seiner ruhig pendelnden Stärke hergestellt.

Ein November-Sonntag. Aber von so hellem Sonnenschein und so weicher Luft, daß Arno die Vormittagsstunden in dem großen Garten, der zu dem Lazarett zum goldenen Schlüssel gehörte, auf seinem Liegestuhl zubringen konnte.

Er war kein geduldiger Kranker. Die Unruhe der Zeit gärte durch sein Blut, und die Sehnsucht, die so jäh unterbrochene Tätigkeit wieder aufzunehmen, ließ ihn die Stunde nicht erwarten, die ihn in die Werft zurückführte.

Ab und zu trat Annemarie von Trotha zu ihm heran, aber nur für einen kurzen Augenblick; sie schien heute besonders beschäftigt und auch nicht von jenem stillen Frohsinn, der ihr im Verkehr mit den Kranken zur zweiten Natur geworden war.

»Was haben Sie heute nur, Schwester Annemarie?« hatte er sie gefragt. Aber sie hatte ausweichend geantwortet und war ihrer Tätigkeit nachgegangen.

Auch Karla, die sonst mehrere Stunden in ihrem Lazarett zu weilen pflegte, war heute nur für einige Minuten erschienen, und zu einer viel früheren Stunde, als es ihre Gepflogenheit war.

»Wohin sie auch kommt,« sagte Arno zu Annemarie, als sie endlich ein wenig Zeit für ihn hatte und sich zu ihm setzte, »immer geht das Aufrechte mit ihr.« Es war seltsam, wie er sich fortwährend mit ihr beschäftigte und doch nicht über sie ins klare kommen konnte, wie sie ihn bald mit der alten Macht anzog, dann wieder zurückstieß, wie er eben glaubte, ein für allemal mit ihr abgeschlossen zu haben, und dann gleich wieder das Bedürfnis empfand, sich über sie auszusprechen.

»Ja,« erwiderte Annemarie, »es ist etwas in ihrer Haltung, ihrer ganzen Erscheinung, wie ich es bei andern Frauen nie gesehen habe; es nahm mich gefangen, als ich ihr als ganz junges Mädchen auf einem Wohltätigkeitsfest im Anfang des Krieges vorgestellt wurde, und es fesselt mich heute noch in demselben Maße, wo wir uns so ganz nahegetreten sind.«

»Kann man ihr denn wirklich ganz nahetreten, wie Sie eben sagten?«

»Das kann man wohl. Aber es ist nicht ganz leicht. Sie hat eine Art von steifem Stolz, gegen den sie selber nicht an kann.«

»Es mag sein. So ist es wohl auch mir nicht gelungen, so sehr ich mich auch darum gemüht habe.«

Ihr Gespräch wurde unterbrochen. Annemarie wurde abgerufen. Eine lange Zeit blieb sie ferne, er sah sie im ganzen Garten nicht, durch den voll und warm wie im Spätsommer die Mittagssonne flutete. Es ließ sich überhaupt keine Schwester mehr sehen. Der einzige Kranke neben ihm lag still und mit kaum geöffneten Augen auf seinem Liegestuhl, blinzelte in die Sonne oder dämmerte, zu irgendwelcher Unterhaltung nicht aufgelegt, im Halbschlummer dahin.

Feiernde Sonntagsruhe war ringsumher. Nur von der entfernteren Straße drang häufiger und lauter als sonst das Fauchen oder die Hupe eines Kraftwagens. Jetzt vernahm man auch ein dumpfes Tosen, das sich wie fernes Stimmengewirr anhörte.

Die Unruhe in Arnos Innerem stieg. Es war heute alles so ganz anders als sonst hier in diesem stillen Krankenhause. Er verstand nicht, was in ihm und um ihn vorging, es war alles so unerklärlich und voller mühsam zurückgehaltener und doch deutlich merkbarer Erregung.

Von der Welt war er wie abgeschlossen; er wußte nur, daß sich allerlei in ihr vorbereitete, daß es draußen und drinnen nicht gut stand und drohende Ereignisse vor der Tür standen. Aber wenn er fragte, gab man ihm gar keine oder nur unzulängliche Antwort. Auch das Lesen von Zei-

tungen hatte ihm der Arzt untersagt. Sie wollten sein krankes Herz schonen und ihm jede Aufregung fernhalten. Aber sie vergaßen, daß ihm dieses gewaltsame Hinter-dem-Berg-halten, dies geflissentliche Ausweichen und Verbergen innerlich viel mehr beunruhigte und quälte, als es die offene Wahrheit vermocht hätte, daß dieser Zustand der Ungewißheit für ihn mit jeder Stunde unerträglicher wurde.

Der dumpfe Lärm von der Straße her wurde stärker und nahm an Regelmäßigkeit zu. Nicht mehr in längeren Abständen, sondern kurz und schrill hintereinander ertönten die Hupen der Autos, hörte man das Rattern und Knattern der Motore. Auch jenes unbeschreibliche Brodeln und Tosen, das sich bald wie verworrenes Stimmengewirr, bald wie fernes Meereswogen anhörte, sandte seine Brandung immer näher und immer dichter dem stillen Garten zu. Die Sonne begann ihre Strahlen zurückzuziehen, man wußte nicht, senkte sie sich bereits zum Niedergang jenseits des Gartens, oder deckten sie nur einige vorübergehende Wolken. Aber es wurde mit einemmal kalt und unfreundlich; ein frischer Luftzug erwachte und trug einen winterlichen Hauch in den bisher so warm geborgenen Garten.

Arno zog die Decken dichter an sich, der Kranke neben ihm schien von der Kühle nicht angenehm berührt, rief nach der Schwester, weil er in sein Zimmer zurückwollte, und war sehr ungehalten, als niemand kam. Endlich hatte ihn ein Wärter gehört und sich seiner angenommen. Nun wollte sich auch Arno mit seiner Hilfe ins Haus begeben, da erschien Annemarie. Ihr Antlitz war so bleich, wie er es noch nie gesehen hatte, und in ihren Augen war der Nachhall eines tiefen Erschreckens. Ihre Bemühungen, es ihm zu verbergen und ruhig zu erscheinen, waren vergebens.

»Lassen Sie endlich diese Spiegelfechterei, Schwester Annemarie!« sagte er, als sie zusammen dem Eingang des Hauses entgegenschritten. »Ich bin ihrer müde und ertrage sie nicht länger. Es bahnt sich etwas Neues, Unbekanntes an, ich fühle es in jedem Nerv meines Körpers — was ist geschehen?«

Da sah sie ihn mit den großen erschreckten Augen an. »Die Revolution ist da!« erwiderte sie.

Es hatte ihn doch härter angepackt, als sie gedacht hatte und er es sich selber zugestehen wollte. Es war zu unerwartet, zu schnell gekommen, besonders für ihn, der diese entscheidenden Vortage, von dem Lauf der Dinge abgeschlossen, hier in diesem stillen Krankenhause zugebracht hatte.

»Die Revolution?« fragte er sie langsam, jede Silbe dehnend. Dann blieb er stehen und stützte sich mit der Hand auf die Treppenlehne, denn er fühlte sein Herz, das sich in der Ruhe und Pflege dieses Hauses bereits beruhigt hatte, rebellisch werden und mit heißem Ungestüm wider die Rippen schlagen.

»Wie ist das denn so plötzlich gekommen?«

»Es war längst vorbereitet und hat sich heute in verhältnismäßiger Ruhe vollzogen.«

»Aber es war doch eine starke Unruhe auf den Straßen. Ich hörte sie bis in unsern abgelegenen Lazarettgarten hinein.«

»Wohl nur da, wo man sich zur Wehr setzte.«

»Ist das geschehen?«

Annemarie wollte erwidern, da vernahmen sie von der Straße her einen Tumult, der sich unmittelbar vor dem Haupteingange des Hauses abzuspielen schien. Laute Rufe wurden hörbar, andre antworteten ihnen, heftiger wurde die Erregung, schärfer und andringender begegneten sich Rede und Gegenrede. »Laßt ihn nicht durch! Haltet ihn fest!« Ganz deutlich klang es an ihr Ohr. Eine einzelne Stimme antwortete, fest und bestimmt.

Sie horchten auf. Sie kam ihnen beiden bekannt vor, diese feste, ruhige Stimme, der gegenüber jetzt für einen Augenblick der Lärm verstummte.

Da wurde die große, schwere Eingangstür von einer starken Hand geöffnet. Ein Offizier, mit der Linken die Klinke der Tür, mit der rechten den Knauf seines Säbels haltend, als wäre er in Bereitschaft, ihn zu ziehen, prallte, von einigen nachdringenden jungen Männern hart auf dem Fuße gefolgt, in das Innere des Hauses, warf mit einem gewaltigen Rucke die Tür ins Schloß, legte blitzschnell den Riegel vor und stieg dann, als wäre nicht das geringste geschehen, die Treppen empor.

»Splettstößer!« rief Arno und eilte, sein krankes Herz und seine Schwäche vergessend, die Treppe hinunter, dem Freunde entgegen. »Wo kommst du her, und was bedeutet das alles?«

»Das bedeutet die Revolution,« erwiderte Splettstößer ruhig. »Was mir zugestoßen, hat mancher meiner Kameraden heute schon durchgemacht. Ich war auf dem Wege nach dem Generalkommando, um zu hören, was man über mich verfügt hätte, da ich mich, wie du weißt, zur Verwendung an die Front gestellt hatte — da brach der Tumult los. Einige dreiste Burschen wollten auch mir die Achselstücke und Abzeichen abschneiden. Ich setzte mich zur Wehr und suchte, als man mich immer härter umdrängte, Zuflucht in diesem stillen Hause. Es war mein Glück, daß ich mich gerade in seiner Nähe befand. Wer weiß, was sich sonst ereignet hätte, denn hergegeben hätte ich meine Abzeichen nicht — um keinen Preis!«

Ein finsterer Wille glühte durch seinen Blick, eine trutzige Kraft, die sich nicht brechen ließ.

Annemarie, die inzwischen auch hinzugetreten war, hatte Mühe, ihre Bewegung zu verbergen; da merkte sie, daß sich Arno nur mit Anstrengung aufrecht hielt.

»Unser Patient muß jetzt auf sein Zimmer,« sagte sie, einen Blick stiller Bewunderung über

die in der Uniform doppelt stattliche Erscheinung des andern streifen lassend, der seine Würde so männlich bewahrt hatte. »Sie begleiten ihn vielleicht, Herr Hauptmann, wie man jetzt wohl sagen muß.«

Er zuckte die Achseln. »Damit ist es vorläufig aus. Rang und Titel gehören der alten Zeit an, die vergangen ist. Vollends wir Offiziere sind Schemen geworden. Unser Heer ist im Begriff, sich aufzulösen — draußen und drinnen. Was uns geblieben, ist herzlich wenig!«

Eine tiefe Bitterkeit sprach aus seinen Worten, und in seinen ernsten Zügen brütete dumpfe Traurigkeit.

Sie waren, die Treppe empor, über den Flur mit den altertümlich geschnitzten Schränken in Arnos Zimmer gelangt. Annemarie bettete ihn auf sein Lager. Er gefiel ihr nicht. Sein Puls ging flackernd, und sein Gesicht war von durchsichtiger Blässe. Als sie ihn maß, war seine Temperatur so hoch, daß sie sie ihm verheimlichte.

Splettstößer blieb noch eine Weile bei ihm sitzen. Arno sprach lebhaft und unter dem Eindruck des Fiebers von den Ereignissen, obwohl ihm jedes Reden untersagt war.

Stumm und in sich gekehrt saß der andre, keine Silbe kam von seinen Lippen. Aber unter der hohen Stirn, auf der noch ein Schimmer der sommerlichen Bräune lag, gingen die Gedanken auf und nieder, die das Neue, Ungeheure, das dieser Tag gebracht, zu verarbeiten suchten und es nicht vermochten.

Als sich Arnos Zustand sichtbar verschlechterte, gab ihm Annemarie einen leisen Wink. Da erhob er sich, reichte dem Freunde, der allmählich teilnahmlos geworden, schweigend die Hand und ging.

Noch am Abend stellte der Arzt bei Arno eine heftige Erkrankung fest. Es handelte sich nicht mehr um sein altes Leiden, sondern um ein neu hinzugetretenes, das mit jenem wohl nichts zu tun hatte, jedoch eine um so größere Vorsicht erheischte: eine Grippe mit drohender Lungenentzündung, wie sie gerade jetzt zu herrschen begann. Der Arzt machte ein sehr ernstes Gesicht, und Annemarie fühlte, wie er die Sache ansah.

Nun war Arno vollends von der Welt abgeschlossen. In seinem einsamen Zimmer lag er auf stillem Bette, von Annemarie auf das sorgsamste gepflegt, von keinem andern sonst besucht. Denn niemandem gestattete der Arzt den Zutritt zu ihm; selbst als seine alte Mutter trotz ihrer schweren Beweglichkeit unter allen Umständen die Fahrt zu ihm machen wollte, antwortete man ihr ablehnend.

Indessen nahmen die Ereignisse da draußen ihren rasenden, durch nichts mehr aufzuhaltenden Fortgang. Die Welt war aus den Fugen, die Auflösung, die so elementar eingesetzt, vollzog sich mit unfehlbarer Folgerichtigkeit. Sie war das einzige Logische an der ganzen Bewegung, alles andre war unbegreiflich. Niemand ahnte am heutigen Abend, was der nächste Morgen bringen würde, und alles vollzog sich so rasch und unerwartet, daß man von einer Erregung und Überraschung in die andre geriet. Bis man schließlich so weit kam, diesem jähen Steigen und Fallen, diesem rapiden Umschwung und Umsturz allmählich mit einer gewissen Abgestumpftheit gegenüberzustehen. Aber dann traten mit einemmal neue, unerhörte Ereignisse auf den Plan, scheuchten mit gewaltiger Weckerstimme aus der Dumpfheit empor, ließen das Herz wieder heißer schlagen, die Tatenlust stärker sich regen.

Alles das machte Arno im Dämmerzustande seiner schweren Krankheit durch. Und auch als diese langsam und allmählich ihren gefährlichen Charakter verlor, sah er es nur durch einen dichten, milde sich breitenden Schleier oder erlebte es mehr oder minder bewußt in den halbwachen Träumen seiner Nächte und Tage wie ein wirr und kraus dahingleitendes Schattenspiel, bei dem er schließlich nur Zuschauer blieb. Man hätte ihn beneiden können um diese gütige Hilfe der Natur, die ihre beschwichtigenden Schwingen über alles das spannte, was, in seiner nackten Wirklichkeit zu erfahren, seinem geschwächten Körper unmöglich gewesen wäre.

Einer aber erlebte es mit sehenden Augen, mit jeder Fiber seines Herzens: Kurt Splettstößer.

Man konnte nicht sagen, daß ihn die Ereignisse unvorbereitet trafen. Wochen, ja Monate hindurch hatte er sie kommen sehen. Nur daß sie eine so völlige Umwälzung alles Bestehenden, eine so schnell und rücksichtslos durchgreifende Revolution bringen würden, das hatte er nicht geahnt.

Und nun hatte sich diese an einem einzigen Vormittag glatt und ohne besondere Erregung vollzogen, und alles, worin er groß geworden, was ihm unantastbar und heilig dagestanden, von dem er geglaubt, daß es keine Macht der Welt je aus den ehernen Fundamenten heben könnte: das deutsche Kaisertum, das straff disziplinierte Soldatentum, das ihm in Fleisch und Blut übergegangen war, der Staat und die stolze deutsche Armee — alles das war jetzt von der großen Brandung hinweggespült, war ausgestrichen aus dem ewigen Buche der Geschichte ... vielleicht für alle Zeiten.

Er konnte sich darein nicht finden. Wie ein Träumender wanderte er seine Straße. Er, der sonst so entschlossen und tatkräftig zu handeln wußte, versenkte sich in allerlei Gedanken und Grübeleien.

Wohl tat er seine Pflicht, streng und gewissenhaft, vom frühen Morgen bis zum späten Abend. Aber der Frage konnte er nicht wehren: Wozu tust du das alles? Was für einen Zweck hat es? Welchen Sinn hat jetzt überhaupt das ganze Leben? Und vollends alles Wirken und Schaffen?

Dann aber raffte er sich auf. Seine starke Natur konnte nicht lange im Verneinen beharren, sie drängte zu neuer Bejahung.

In harten Kämpfen rang er sich zu der Erkenntnis durch, daß in einer so gewaltigen Bewegung doch auch etwas Gutes und Gesundes sein müßte, daß man es zum mindesten mit aller Kraft in ihr suchen mußte. Es gibt keine Welt, sagte er sich in solchen Stunden, die dem Tüchtigen stumm bleiben könnte, die ihn nicht zu neuen Tätigkeitsmöglichkeiten heranreifen müßte.

So dankte er Gott, daß er nicht müßig zu bleiben brauchte, und pries seine Tätigkeit als eine Erlöserin aus allen dumpfen Zweifeln.

Die Arbeit auf der Werft ging zwar langsam vonstatten, sie war aber nicht eingeschlafen wie auf manchen andern Betrieben. Mackelatz' sehnige Natur war ungebrochen aus den Erregungen und Umwälzungen der Tage hervorgegangen. Er war unbeugsam in seinem Willen geblieben, in seinem Herzen aber weise und besorgt für das Wohl seiner Arbeiter. So hatte sich auf seiner Werft das Verhältnis zwischen ihm und seinen Leuten, bis auf vereinzelte Trübungen, in gesunden Bahnen erhalten. Stockte oder ruhte die Arbeit auf den durch die Beendigung des Krieges lahmgelegten Gebieten, so gab es auf andern immer noch zu tun. Im Vordergrunde stand der Wiederaufbau von Arno Morgenroths Turbinen, der durch die Ereignisse eine längere Zeit unterbrochen war.

Ihm widmete Kurt Splettstößer seine ganze Kraft, denn sein größter Wunsch war es, dem wiederhergestellten Freund von ihrem Fortgang berichten zu können und ihn dadurch über die schwere Enttäuschung hinwegzuhelfen, die ihm das Scheitern seiner sozialen Lieblingspläne bereitet hatte.

Fast ein Vierteljahr dauerte es, bis sich Arno von seiner schweren Krankheit völlig erholt hatte. Endlich war der Tag gekommen, an dem Kurt Splettstößer den Freund besuchen durfte. Seine Genesung hatte bedeutende Fortschritte gemacht. Splettstößer fand ihn frisch und wohl wie in den besten Zeiten, auch sein Herzübel hatte sich nicht mehr eingestellt, und der Arzt erklärte, daß dieses im Grunde wohl mehr nervöser Natur und den starken Aufregungen zuzuschreiben wäre, die er in jenen Tagen durchgemacht hatte.

Als Splettstößer ihm von dem guten Fortschritt seiner Turbinen erzählte, hellten sich seine Mienen für einen Augenblick auf. Sofort aber fragte er: »Und das andre? Die Arbeiterwohnungen? Hat die Gesellschaft nun endlich Einsehen gehabt, und wird sie mir keine Schwierigkeiten mehr bereiten?«

Splettstößer antwortete ausweichend. »Die Zeit ist für solche Pläne wohl wenig geeignet,« meinte er.

»Gerade die Zeit dünkt mich günstig.«

»So wird die nur auf Geschäftsrücksichten gegründete Gesellschaft die Konjunktur für ihre Zwecke nützen und sich hüten, dir die Gelder auf ungewisse Zeit zu stunden.«

»Sowie meine Turbine fertig und ihr Erfolg gesichert ist, werde ich sie flüssig haben.«

Splettstößer zuckte die Achseln: »Wer kann das heute sagen, wo alle Verhältnisse unsicher und schwankend geworden? Das einzige Mittel, die Welt zu erneuern und sich in ihr zu behaupten, ist die Erfüllung der nächstliegenden Pflichten, nicht die Jagd nach fernen und verschwommenen Zielen.«

Als Splettstößer gegangen war und sich Annemarie nach alter Gewohnheit kurz nach dem Abendessen für eine halbe Stunde zu Arno setzte, kam es wie von ungefähr, daß dieser im glücklichen Gefühl seiner Genesung die ganze Vergangenheit an seinem Geist vorübergehen ließ und ihr von seinen Erlebnissen und Leiden erzählte, die schließlich zu seinem Zusammenbruch führten.

Es war das erstemal, daß er es so im Zusammenhange tat. Wenn er früher einmal einen Ansatz dazu genommen, so hatte sie ihn bald verhindert, weil sie fürchtete, daß ihn solches Gespräch aufregen und seine Heilung beeinträchtigen würde.

Nun aber hörte sie ihm voll innerer Anteilnahme zu; je weiter er erzählte, um so mehr schloß sich ihr Antlitz auf. Und als er, im Innersten noch immer empört und getroffen, schilderte, wie alle seine Ideale an der Geldfrage und dem Geschäftsgeiste der Verkäufer gescheitert, wie kalt und hart ihn Mackelatz abgewiesen, als er ihn um ein Darlehn angegangen, und wie er nun ratund tatlos mit ansehen müßte, wie die mit so großen Erwartungen und Aussichten begonnene Angelegenheit im besten Werden zugrunde ging, da merkte er, wie eine heiße Blutwelle in ihr Antlitz stieg und jeder Zug in ihm sich zu beleben begann.

Dann wünschte sie ihm gute Nacht und verließ ihn. Er nahm noch ein Buch zur Hand, legte es aber bald beiseite, schaltete das Licht aus und versank in jenen gesunden Schlaf, der ihm nach seiner Genesung zu eigen geworden war. —

Der letzte Tag im Lazarett war gekommen. Arno war gehobenen Herzens und guter Dinge; denn morgen sollte er in die Werft zurückkehren und die liebgewordene Arbeit von neuem aufnehmen.

Am Nachmittag besuchte ihn Splettstößer und berichtete ihm von den Ereignissen, die sich draußen vollzogen hatten: die Nationalversammlung in Weimar war zusammengetreten, man sah wieder ein wenig Land in der unaufhaltsam dahinstürmenden Flut auftauchen, begann den Blick wieder aufwärtszurichten und den Fuß fester zu setzen, fing noch einmal an, zu warten und zu hoffen.

»Nimmt man's recht,« meinte Arno, »so kommt in dieser Bewegung, die wir jetzt durchleben,

eigentlich eins deutlich zum Ausbruch: der Drang nach Freiheit und Freude. Eine alte Zeit ist in Trümmer gefallen, nun steckt man ihnen neue Zeichen auf.«

Splettstößer lächelte. »Es war ja von jeher dein Lieblingsgedanke: die Menschen zur Freude zu führen.«

»Glaubst du, daß man etwas Besseres wollen und tun kann?«

»Nur daß sich dieses Bestreben, wie ich oft erfahren habe, so leicht in sein Gegenteil kehrt!«

»Dann müßte man an jeder Beglückung der Menschheit verzweifeln.«

»Durchaus nicht. Darin gerade sehe ich eine der wichtigsten Aufgaben der neuen Zeit: die Menschen zu einer menschenwürdigen Existenz zu führen. Sie sind unsanft geweckt worden aus der Behaglichkeit und Nichtigkeit ihres Daseins. Vielleicht ist nun der Drang nach einem höheren, sinnvolleren Leben in ihnen wach geworden. Solange sie den nicht spüren, solange sich nicht die Menschenwürde in ihnen regt, kannst du sie auch nicht zur Freude führen. Nur aus sich selber können Menschen sie sich schaffen, ein andrer kann sie ihnen nicht aufzwingen — vor allem nicht wider ihren eignen Willen.«

»Das habe ich nie versucht,« erwiderte Arno.

»Erlaube, das hast du sehr oft versucht, drinnen im engsten wie draußen im weitesten Kreise.«

Er verließ den Gegenstand, denn er wollte Arno nicht verletzen. »Aber darin hast du recht: eine alte Zeit ist rettungslos in Trümmer gefallen, und wir müssen auf ihnen den Bau einer neuen errichten. Es ist mir nicht leicht geworden, mich zu diesem Glauben hindurchzuarbeiten. Aber es muß so sein. Es ist unsre einzige Rettung und Zuflucht. Gerade wir Baumeister müssen jetzt ans Werk. Mit Flickwerk ist nichts mehr getan. Einen ganz neuen Bau müssen wir errichten. Nicht stolz und in die Wolken reichend, wie wir es in besseren Zeiten geträumt. Sondern einfach und bescheiden. Aber fest doch und hell und freundlich, damit wir sicher in ihm wohnen können.«

Arno merkte sehr wohl, was der andre mit diesen Worten sagen wollte, aber er erwiderte nichts.

»Das ist vielleicht der größte Gewinn dieser schweren Zeit,« fuhr Splettstößer fort, »daß wir lernen sollen, uns selbst beschränken und, was wir an äußeren Machtmitteln eingebüßt, doppelt an inneren Werten zu gewinnen suchen. So an uns arbeiten und der Allgemeinheit dienen, das ist die Aufgabe, die uns jetzt gezeichnet ist. Wenigstens habe ich in ihr meine Kraft, die ich schon verloren wähnte, wiedergewonnen.«

Arno reichte ihm die Hand. »Es ist viel Wahres in dem, was du da sagst. Auch ich will mit dem morgigen Tage ein neues Leben beginnen.«

Mit solchem Vorsatz, mit neuerwachtem Lebensmut und Lebensfreude nahm er am nächsten Morgen seine Tätigkeit an der Werft auf.

Aber wie anders fand er alles, als er gehofft und erwartet hatte! Die Kunde von seiner Niederlage war in die weitesten Kreise gedrungen. Man wußte überall, daß er das für die Anzahlung notwendige Geld trotz allen verzweifelten Bemühungen nicht auftreiben und deshalb auch die Einzahlungen, die man ihm aus verschiedenen Kreisen der Werft im Vertrauen auf die Güte seiner Sache geleistet, nicht hatte zurückerstatten können. Die Arbeiter, die sich sicher auf die neuen Wohnungen verlassen und die alten gekündigt hatten, waren in die größte Verlegenheit geraten. Zu alledem hatte sich das Gerücht verbreitet und mit größter Hartnäckigkeit behauptet, daß Mackeltatz, über das Verhalten seines Oberingenieurs in höchstem Grade empört, diesem seine Stellung gekündigt, und daß seine Turbinen, an denen man auch unter den veränderten Verhältnissen mit verzweifelter Anstrengung arbeitete, eine verlorene Sache wären.

Alles dies ließ man ihn nun ausbaden. Wohin er den Fuß setzte, begegnete man ihm mit einer offen zur Schau getragenen Mißachtung. Man grüßte ihn kaum oder erwiderte seinen Gruß mit lässiger Kälte. Sein Stern, der einmal so hell und warm in diesen Räumen geleuchtet, war verloschen, und alle Versuche, ihn wieder zum Glanze zu bringen, versagten. Die alte Anziehungskraft war von ihm gewichen, selbst seine lange, schwere Erkrankung begegnete nicht dem geringsten Mitleid.

Kam er in die Werkstätte, in der man unter Splettstößers Leitung dabei war, die Schaufeln für seine Turbinen zu bearbeiten, so hörte man kaum auf seine Weisungen. Als hätte er hier überhaupt nichts mehr zu sagen und zu wollen. Als gehörte er längst zu den Toten.

Der einzige, auf den die Leute sahen, dem sie fast bedingungslos folgten, war Splettstößer. Sein Ansehen hatte auch unter den veränderten Formen nicht gelitten. Man hatte sich gewöhnt, ihn als den eigentlichen Bauleiter zu betrachten, vertraute seinem Können und Geschick, das sich stets auf das beste bewährt hatte, und wollte ihm allein verantwortlich sein. Er bemühte sich auf jede Weise, Arnos Stellung zu erleichtern, jeder Unbotmäßigkeit mit allem Nachdruck entgegenzutreten, aber er erreichte nur wenig. Arno war aus seinem eignen Werke ausgeschaltet, und er hatte niemand, der ihm zur Seite stand. Mackeltatz hatte ihm zwar keine Kündigung geschickt, aber er blieb ihm gegenüber unnahbar, ließ ihn tun und lassen, was er wollte, und gab ihm keinerlei größere Aufträge mehr. Es läge jetzt zuwenig vor, und er müßte sich noch schonen, das war die einzige Antwort, die ihm auf seine Beschwerde wurde.

»Na, uff den is der Alte mal tüchtig 'rinjefalln!« hörte er eines Tags einen Vorarbeiter zum andern sagen.

»Aber er wischt's ihm nu auch ordentlich aus!«

»Und seine Turbinen sind der jrößte Schwindel, die die Welt von Anbeginn jesehn!« antwortete der andre.

Arnos empfindsames Gemüt litt unter alledem unsäglich. Je mehr er bisher vom Schicksal und von den Menschen verwöhnt war, um so grausamer traf ihn dieser jähe Umschwung.

Einmal, als er sich in seiner Not keinen Ausweg mehr wußte, wandte er sich an Splettstößer. Aber in dessen Art lag es nun einmal nicht, zu trösten und aufzurichten. Von jeher der ausgesprochene Gegner von seinen weitgehenden sozialen Plänen, vermochte er auch jetzt nichts gegen seine unbestechliche Wahrhaftigkeit. So glaubte sich Arno auch von dem letzten Freunde verlassen und zog sich ganz in sich selbst zurück.

Eines Tags ließ sich wiederum Baumeister Settegast bei ihm melden. Er machte keine Worte, ließ sich auch in keine Erörterung mehr ein, sondern überreichte ihm mit kühler Miene eine Geldforderung: die Unkosten, die der Gesellschaft durch die auf seinen Wunsch und Auftrag ausgeführten Vorarbeiten zur Instandsetzung der Arbeiterwohnungen erwachsen waren, und den Ersatz für die Verluste, die Arnos Unfähigkeit, den Vertrag zu erfüllen, für die Gesellschaft herbeigeführt hatte.

Als Arno die Höhe der Summe las, wußte er, daß jede Möglichkeit, sie zu decken, für ihn ausgeschlossen war. Er vermochte nichts mehr zu sagen und bedeutete dem andern nur mit einer kurzen Geste, in der halb aufwallender Zorn, halb müdes Flehen lag, daß er sein Zimmer verlassen sollte.

»Ich hoffe, daß es Ihnen auf irgendeine Weise gelingen wird, Herr Oberingenieur,« verabschiedete sich dieser, »die Rechnung zu begleichen, wir müßten im andern Falle zu Maßnahmen greifen, die wir zwar bedauerten, im Interesse der Gesellschaft aber nicht unterlassen können.«

Nun war Arno allein. Alles in ihm war in Aufruhr. Wie ein schweres Pendel ging es in seinem Kopfe hin und her, klopfte und hämmerte mit dumpfen Schlägen gegen seine Stirn, indes sein Herz so laut und ungestüm pochte, daß er es mit der Hand festhalten mußte.

Was hatte er verbrochen, daß sich die ganze Welt gegen ihn verschwor? Und wenn es ihm an der rechten Geschäftskenntnis gebrach und er die nötige Vorsicht und Klugheit außer acht gelassen — hatte ihn nicht die beste Absicht getrieben und der Wunsch, das Gute zu schaffen?! Was war das für eine Welt, in der er lebte?! Galt in ihr das Wollen gar nichts, und alles nur der Erfolg?!

Solange der sich an seine Fersen heftete, da war es gut und schön! Man zog tief den Hut vor ihm, man achtete und feierte ihn auf jede erdenkliche Weise! Nun, da er ihm den Rücken kehrte, war er erledigt. So also war das Leben, in dem nichts galt als der Erfolg! Und so sahen die Menschen aus, wenn man die Macht verloren hatte! In ihrer ganzen Härte und Grausamkeit entpuppten sie sich ihm. Nicht nur dieser Baumeister, bei dem es ihn nicht wunderte und schmerzte, nein, auch die andern alle: Mackeprang, zu dem er bewundernd emporgesehen, Splettstößer, den er für seinen Freund gehalten, ja selbst sie, Karla, die er geliebt hatte!

Gab es in dieser Welt keine Barmherzigkeit mehr und keine Liebe, die groß genug war, Schwächen zu vergeben? Hatte er keinen Menschen mehr, zu dem er sich jetzt flüchten konnte, in der wachsenden Not und Bedrängnis seiner Seele?

Ein Bild tauchte vor ihm auf, das er im Strudel seiner Erfolge und Freuden Wochen, Monate hindurch fast vergessen, das ihm wunderbarerweise aber immer nahe war, wenn er durch dunkle Stunden hindurchmußte: ein kleines, stilles Haus im abgelegenen Niederungswinkel, bespült vom rauschenden Strome, der die hineilenden Schiffe trug und die schwellenden Segel und die mit Lasten beschwerten, langsam gleitenden Kähne, ein kleines, stilles Haus, tief gebettet in üppig grünende Wiesen, früchteduftende Felder, furchendurchzogene Äcker. Und in diesem kleinen, stillen Hause eine alte Frau, deren jeder Gedanke ihres Kopfes, jeder Pulsschlag ihres Herzens ihm gehörte, die so viel entbehrt und gelitten und doch ihres Daseins froh war, weil er es erfüllte und sie es ihm lebte, ihm ganz allein!

Und nun kam die Klarheit einer großen Erkenntnis über ihn und machte seine Seele frei und wieder stark: Die ganze Welt hatte ihn getäuscht, in allen Menschen, auf die er gebaut, hatte er sich geirrt — aber eine Liebe gab es, die ihn noch nie getäuscht, in der er sich noch nie geirrt! Wenn er jetzt zu seiner Mutter könnte, sein tiefes Leid ihr klagen, von ihr sich trösten lassen und in ihrer Liebe ausruhen von all den Stürmen und Nöten, die ihn getroffen!

Aber man würde es ihm als Flucht auslegen! Und feige wollte er nicht scheinen! Ausharren wollte er und seinen Mann stehen, so lange es menschenmöglich war!

Februarstürme brausten durch das Land. Der Himmel, der eben noch einer großen blauen Glocke geglichen hatte, hing jetzt wie ein schwerer schwarzer Sack über der Erde. Vom Winde getrieben, rieselten weiße Schneeflocken aus dunkelgetürmten Wolkenbergen und irrten heimatlos durch die Lüfte.

In ihrer niedrigen Stube mit den großen Querbalken unter der Decke und den vielen Ölbildern an den Wänden saß Frau Morgenroth. Sie hatte den alten Lehnstuhl ganz dicht an das Fenster gestellt, denn die Dämmerung setzte schon

Richard Müller: Lilian Sanderson

ein, und strickte von der schönen, bläulich schimmernden Wolle, die sie aus guten Zeiten sorgsam hinübergespart hatte, einen Riesenstrumpf für ihren Sohn. Und indem die klugen Augen unter den Gläsern der Hornbrille aufmerksam Masche auf Masche verfolgten und die ein wenig gichtischen, aber immer noch lebendigen Hände mechanisch ihre Arbeit verrichteten, dachte sie daran, wo er jetzt wohl weilen und was er tun würde. Ob er nach seiner glücklichen Genesung, die sie aus so viel Sorge und Angst befreit, neue Pläne brütete, ob er, mit ihnen beschäftigt, in seiner Werkstatt schaffte, oder mit Mackelatz' schöner Tochter, von der er so gern erzählte und so oft schrieb, in der Loge eines Theaters oder Konzertes saß? Er hatte vor seiner Krankheit so manche verstohlene Andeutung gemacht, und sein helles Auge hatte dabei so warm geleuchtet, und ein so verschmitztes Lächeln hatte über seine frischen Lippen gespielt, daß sie der Stunde, wo das Schiff die Post aus der Stadt brachte, voll größerer Erwartung entgegensah als je.

Und nun waren seine Briefe seit einiger Zeit ausgeblieben, und sie wußte nicht, sollte sie es sich gut oder schlecht deuten. War etwas geschehen, das zu fürchten war? Oder bereitete sich etwas vor, das Freude bedeutete?

Ab und zu mußte sie im emsigen Stricken innehalten und sich die trotz aller Arbeit und Mühe immer noch feinen Hände reiben, denn die Feuchtigkeit von draußen machte sich gerade in dieser Vorfrühlingszeit in dem kleinen tiefgelegenen Hause stark bemerkbar. Dazu war es sehr kalt, besonders wenn der Wind, wie heute gerade, auf die Fenster zu stand, und ihre Kohlen neigten sich bedenklich dem Ende zu.

Vor ihr in der zunehmenden Dämmerung lag das weite Land, ohne jeden Hügel, jede Erhebung, tot und starr wie ein Leichnam. Mit Regen vermischt fiel der Schnee und wob eine fadenscheinig gelblichweiße Decke über seinen Rücken. Kleine Fäuste trommelten an die Scheiben, die dann und wann laut klirrten, und durch die schwere Einsamkeit ging ein Raunen und Rauschen von allerlei Stimmen, geheimnisvolle, grauenvolle Dinge kündend, die in der weiten Welt jetzt vor sich gingen. Hier aber war alles voller beruhigenden Friedens.

Der langgezogene, schrille Ton einer Dampfpfeife durchbrach die Stille. Das Nachmittagsschiff kam an, warf Anker an der Landungsbrücke und setzte seine Fahrt fort.

Einige Schatten glitten an ihrem Fenster vorüber, Leute, die, mit Kiepen und Kisten beladen, aus der Stadt kamen und mühsam und dennoch den Schritt nach Möglichkeit beschleunigend, durch den aufgeweichten Boden tappten. Oft blieb ihnen der Stiefel im Lehm stecken, und der wachsende Wind trieb ihnen Schnee und Regen ins Antlitz; sie waren solche Hindernisse gewohnt und ließen sich durch sie nicht anfechten. Sie sah dies Bild der Kommenden und Gehenden jeden Vormittag und jeden Nachmittag, es war ihr etwas Alltägliches und zugleich die einzige Abwechslung in der stillen Einförmigkeit ihres Lebens.

Aber jetzt kam ein einsamer Wanderer; er ging nicht so schnell wie die andern, er war hinter ihnen zurückgeblieben, der Weg schien ihm nicht leicht zu werden. Ab und zu blieb er stehen, wechselte den Koffer aus der einen Hand in die andre, einmal stellte er ihn auch auf eine am Wege stehende Bank, fuhr sich mit dem Taschentuch über Stirn und Antlitz, holte tief Atem, nahm den Koffer wieder auf und setzte die Wanderung fort.

Es war schon dunkel geworden, und ihre Augen waren nicht die besten — aber eine wunderbare Empfindung überkam sie: der Gang, die Haltung — aber nein, er schritt doch sonst so aufrecht, den Kopf so frei erhoben, dahin, trug den jungen, elastischen Körper so gerade und straff — —

Nun war er dem kleinen Hause ganz nahe gekommen, nun spähte sein suchender Blick ihm entgegen, und jetzt — sie vergaß beinah, den Stock mit der Hornkrücke zu nehmen, der neben ihr stand, vergaß, daß sie eine alte, gelähmte Frau war, die nicht mehr laufen und springen konnte — humpelnd, ab und zu, wenn es ihr nicht schnell genug ging, auch hüpfend, war sie an die Tür geeilt und durch sie hindurch an den Eingang des Hauses, hatte mit den gichtischen Fingern, die plötzlich stark und behend geworden, den rostigen Schlüssel gedreht, daß die Pforte knarrend aufsprang und ein ganzer Regenstrahl in den Flur drang.

»Arno! Lieber, einziger Junge!«

Weiter konnte sie nichts hervorbringen. Der Stock war ihren Händen entglitten, weich und warm schlangen sich ihre Arme um den Hals des Sohnes, selige Freude und jauchzendes Glück waren in ihren Worten, ihrem Antlitz.

Er aber stand ihr gegenüber, so gemessen und steif beinah, so starr und ablehnend, als wollte er sich von dem, was in ihm war und zitterte, nicht übermannen lassen, als müßte er seine letzte Kraft zusammenraffen. »Laß nur, Mutter — laß nur,« wehrte er, und ein müder, trauriger Klang war in seiner Stimme.

Langsam und behutsam löste sie die Arme von seinem Halse, war ihm, so gut sie es vermochte, beim Ablegen behilflich, führte ihn in die Stube, steckte die kleine Petroleumlampe an und sah bei ihrem trüben Licht, wie ganz verändert er war, wie bleich und eingefallen seine sonst so blühenden Wangen, wie tief umrändert und erloschen seine einmal so leuchtenden Augen.

Sie sagte kein Wort, sie tat keine Frage, nichts ließ sie ihn merken von dem Erschrecken, das ihr eiskalt durch den Körper fuhr und ihr Herz für einen Augenblick stillstehen ließ. Sie brachte ihm dicke Strümpfe, die sie schnell ein wenig am Ofen

gewärmt, und die wollenen Hausschuhe, die immer für ihn bereitstanden, und die Joppe, die sie ihm aus einem alten Pelze des Vaters hatte fertigen lassen. Dann tat sie einige Scheite Holz in das mattglimmende Feuer des Ofens, daß es knisternd und knackend zu neuem Leben erwachte, machte ihm Tee und trug Brot auf und Butter, die sie immer für ihn aufbewahrte, ob sein Kommen in Aussicht stand oder nicht.

Nun wurde es warm und behaglich im Zimmer, und er saß, von Kopf bis zu Fuß neu gekleidet, auf dem alten Sofa mit den eingesunkenen Sprungfedern, auf dem mit Daunen gefüllten Kissen, das sie ihm gestickt, und trank von dem warmen Tee und aß von dem dick gestrichenen Brot, das sie ihm immer wieder zurechtmachte und hinschob, ohne daß er es merkte. Und hinter ihm lag die Welt mit ihrer Feindschaft und ihrem Aufruhr, und er wußte, daß es für ihn ein Zuhause noch gab und ein Herz, das ihn liebhatte.

Immer noch rauschte der Wind mit weitgebreiteten Schwingen um das kleine Haus, immer noch pochten und klopften härter gewordene Fäuste an die klirrenden Fenster, immer noch flüsterten und raunten die dunklen Stimmen der Nacht durch die aufgeregte Einsamkeit. Er aber hatte sich in die Ecke des alten Sofas zurückgezogen und blickte durch die Finger seiner Hand, die den müden Kopf stützte, auf die alte Frau ihm gegenüber, in deren durchfurchtem liebem Antlitz die schwere Sorge wohnte, und die ihm doch mit der sanften, beruhigenden Stimme allerlei gute Dinge erzählte, die ihn ablenken und frei machen sollten von dem, was ihn bedrückte und beugte.

»Und nun, mein lieber Junge, mußt du mich einen Augenblick entschuldigen, nun muß ich dir das Abendbrot machen.«

»Laß nur, Mutter, laß nur,« wehrte er wieder. »Bleibe bei mir, das ist viel besser.«

»Nachher, mein Junge, nachher — den ganzen Abend, die halbe Nacht, wie du willst. Aber jetzt muß ich in die Küche, du mußt etwas Ordentliches essen. Ich habe etwas für dich, du sollst sehen, daß ich es habe.«

Schon war sie in den kleinen Verschlag gehumpelt, den sie ihre Küche nannte, schon prasselte nebenan das Feuer, liebliche Düfte stiegen auf und durchzogen die kleine Stube. Dann trug sie ihm seine Lieblingsspeise, Apfeleierkuchen, ganz nach Friedensart gerührt und gebacken mit viel Butter und zwei wirklichen Eiern, auf den schnell gedeckten Tisch und holte eine Flasche von dem alten Rotwein, den er ihr einmal zu ihrer Stärkung geschickt hatte. Nun sprach sie mit stiller Bewegung ihr kurzes Tischgebet und freute sich des Behagens, mit dem er aß und trank, obwohl er anfangs gar nicht zugreifen wollte, freute sich der langsam auflebenden Züge und der dankbaren Blicke, die sie aus seinen ein wenig klarer gewordenen Augen trafen.

Schweigend saß er neben ihr, und auch sie hatte immer noch nicht die leiseste Frage gestellt, sondern auch nach dem Essen nur weiter erzählt, lauter nebensächliche gute, liebe Dinge, die keinen Menschen aufregen und keine Seele beunruhigen können, lauter nebensächliche gute, liebe Dinge, wie sie eben nur ein Mutterherz ersinnen, ein Muttermund erzählen kann.

Dann war er müde geworden und hatte sich nach oben in sein kleines Zimmer begeben, in dem er schon in seinen Studentenjahren gewohnt hatte, und in dem noch jeder Gegenstand genau an derselben Stelle stand wie damals. Sie hatte ihn hinaufgeleitet, das ließ sie sich nie nehmen, trotz der steilen Treppen und ihres lahmen Fußes nicht, sie mußte doch noch einmal nach allem sehen: ob er es hatte, wie er es gewohnt war, ob das Bett nach seinen Wünschen gemacht war und die heiße Kruke es gut durchwärmt hatte. Denn ein Ofen war in der kleinen Mansardenstube nicht; das war das Leid, das sie jedesmal aufs neue empfand, wenn er im Winter zum Besuch kam.

»Und nun vergiß einmal alles, mein Junge,« sagte sie, indem sie sich anschickte, die Treppen wieder hinunterzuhumpeln, »und schlafe, schlafe so lange und so fest du kannst, das ist das Beste, was ich dir wünschen kann.« —

Ihr Wunsch war in Erfüllung gegangen. Vom Sturm umtost, der da draußen seine Lieder sang, weich eingehüllt in die wohlige Wärme der schweren Federbetten aus der guten alten Zeit, hatte er bis in den späten Morgen hinein geschlafen, wie lange nicht mehr. Und als er nun mit der Mutter an dem mit frischer Butter und Honigseim bestellten Frühstückstische saß, da war das Zuschnürende in seinem Inneren gelockert, und was ihm gestern unmöglich gewesen, das war ihm heute Wunsch und Bedürfnis. So erzählte er ihr alles, was ihm die letzten Wochen an Enttäuschung und Leid gebracht, ganz ausführlich erzählte er es von Anfang bis zu Ende, genau der Reihe nach, nichts ließ er aus, nichts beschönigte oder entschuldigte er. Anfangs sprach er mit einer gewissen erzwungenen Ruhe. Als er dann aber darauf kam, wie hart und lieblos man ihn behandelt, wie Mackctatz selbst da nicht andern Sinnes geworden, als er ihn vor seinen Augen zusammenbrechen sah, wie auch seine Tochter, mit der er früher fast jeden Abend in Freuden und Zerstreuungen verlebt, nur freundlich gemessene Worte für ihn gehabt, und selbst Kurt Splettstößers Freundschaft versagt habe — da war es um seine Mäßigung geschehen, und sein Bericht wurde zur leidenschaftlichen Anklage.

»So sind die Menschen, Mutter!« rief er aus. »Wandelst du deinen Weg genau nach der Richtung, die sie ihm geben, genau nach den Satzungen, die sie aufstellen, dann sind sie gütig und wohlwollend, streicheln dich und rechnen dich zu den Ihren. Schlägst du aber einmal Bahnen ein,

die von dem Herkömmlichen abweichen, verfolgst du Ziele, die dir groß und erstrebenswert erscheinen, die sie aber nicht billigen, und läßt dir nun in der Hitze des Kampfes und allein auf dich gewiesen irgend etwas zuschulden kommen: einen Fehler oder Irrtum, den deine Unerfahrenheit oder dein heißes Herz heraufbeschwor, dann kennen sie keine Nachsicht und Milde, dann schütteln sie dich von sich ab wie die Gerechten den Ungerechten, stehen dir in ihrer unnahbaren Kälte gegenüber, die kein Schmerz und keine Reue zu erweichen vermag. Ja, so sind die Menschen! Die große Liebe, die vergeben kann, ist nicht in ihnen.«

Die alte Frau hatte ihm mit schweigender Aufmerksamkeit zugehört. Sie wußte, daß es nichts Gutes sein konnte, das er ihr zu verkünden hatte. Das aber, was sie nun hörte, übertraf ihre bängsten Befürchtungen. Das hatte er erbulden müssen! Seine kühnsten Pläne, von denen er so manchmal in heller Begeisterung zu ihr gesprochen, an sie geschrieben, alles war ihm unter den Händen gescheitert wie seine Turbine, die zerschellt und zertrümmert in einer Werkstatt der Werft lag, während sie sie täglich mit ihren Wünschen und Gebeten auf ihrem Siegeszug durch die weiten Meere verfolgte. Keiner wußte, wie sehr sein empfindsames Gemüt unter alledem geblutet hatte, und keiner konnte mit ihm fühlen und leiden wie sie. Aber sie wollte tapfer bleiben und ihm das Herz nicht noch schwerer machen.

»Das da mit dem Mackatatz, das verstehe ich schon, mein Junge,« sagte sie, zu einer beinah ruhigen Sachlichkeit sich zwingend, »das sieht ihm ganz ähnlich. Er hatte schon als Kind solchen Eigenkopf, was er nicht selber hineintat, das prallte an dem ab. Und daß er mit deinen beglückenden Ideen nicht einverstanden war und nachher, als du sie gegen seinen Willen durchführtest, kein Mitleid mit deiner Not hatte — bei einem Manne wie ihm ist es schon begreiflich. Auch was du von seiner Tochter sagst, mein lieber Junge, ich habe es schon immer mit banger Besorgnis angesehen, habe dir schon immer mal darüber schreiben wollen, doch du weißt ja, wie schwer und ungern ich so etwas tue. Nur was du da von Kurt Splettstößer meinst, nein, mein lieber Junge, das glaube ich dir nicht, da befindest du dich eben in einem Irrtum. Dafür habe ich schon das richtige Gefühl, das kannst du mir glauben. Freilich einen nüchterneren und ruhigeren Sinn als du hat er von jeher gehabt. Und wenn du nun lauter kühl wägenden Leuten der Praxis und Welterfahrung gegenüberstandest — ein Wunder ist es eigentlich nicht, daß alles so kam, wie es kommen mußte.«

So sprach die kluge Frau, die nur den einen Wunsch hatte, ihren Sohn von seiner brütenden Trübsal fort zu einer ruhigeren Erfassung der Dinge und Menschen zu bringen. Aber es gelang ihr zu ihrem Leid nur wenig.

»Mag dem sein, wie es will, Mutter,« erwiderte er. »Ich wollte nicht fliehen, wollte ihnen das Feld nicht räumen. Jetzt aber ist es so weit gekommen, daß ich mich in dein verborgenes Haus retten muß, damit sie mich nicht ins Gefängnis werfen, weil ich ihnen ihr Geld nicht auf Heller und Pfennig bezahlen kann.«

Nun war wieder das große Erschrecken in ihrem Antlitz. Aber nur für einen kurzen Augenblick, dann klärten sich ihre Züge auf. »Laß nur gut sein, mein Junge,« sagte sie, und wie ein frohes Geheimnis leuchtete es ihm aus ihren Augen entgegen, »so schlimm wird es nicht werden, auch dafür weiß ich Rat.«

Sie nahm den Stock mit der Hornkrücke in die Hand, humpelte zu ihrem alten Mahagonischreibtisch, schloß die große Klappe auf und öffnete eins der versteckten Schubfächer. »Hier hast du dies kleine Buch,« sagte sie, indem sie zu ihm zurückkehrte, »es stammt noch von meinem Vater, er gab es mir, als ich heiratete, für die Zeit der größten Not ... ich habe es nie angegriffen, auch nie davon gesprochen — du solltest es vorfinden, wenn ich einmal die Augen geschlossen hätte, es sollte — nun, gleichviel, wozu es sollte; jetzt hat es eine bessere Bestimmung gefunden.«

»Mutter!«

Er war so überwältigt, daß er nichts weiter hervorbringen konnte als dies eine: »Mutter!«

»Nun sieh mal erst hinein,« sagte sie in Tränen lächelnd und mit einem gewissen Stolz in den lieben, klugen Augen. »Dazu kommen die Zinsen aus den langen Jahren, die ergeben ein hübsches Sümmchen, nicht wahr? Ich hatte damals nicht geglaubt, daß es mir noch einmal eine so große Freude in meine alten Tage bringen würde ... nein, das hatte ich wirklich nicht gedacht.«

Er war nicht fähig, das kleine Buch zu öffnen, er hielt es fest in den zitternden Händen. Er hatte gedacht, ihr durch seine Kunst und Kraft einmal das Leben schön zu gestalten, nun kam sie, ihn zu retten in seiner höchsten Not!

Sie hatte das Buch genommen und aufgeschlagen. »Sieh hier!« sagte sie und wies auf die Zahl, die auf der ersten Seite in Ziffern und Buchstaben ausgeschrieben stand.

Ein flüchtiger Blick zeigte ihm sofort, daß sie, selbst die Zinsen eingerechnet, nicht annähernd das deckte, was man von ihm forderte. Aber was hatte das zu bedeuten! Was machte es aus gegen die unendliche Güte, die ihm hier entgegentrat!

Er fühlte sich so klein, so beschämt. Er wußte nicht, was er sagen sollte. Er hätte aufschreien mögen und nahm doch nur in stummer Ergriffenheit ihre welken Hände in die seinen und bedeckte sie mit seinen Küssen. »Nein, Mutter, das nicht, das nicht! Es wird noch alles werden — auch ohne das,« kam es von seinen stammelnden Lippen.

Aber freier und froher gestimmt, wie sie es nun erwartet hatte, wurde er nicht. Er versank

in ein dumpfes Brüten, aus dem sie ihn jetzt nicht mehr zu wecken vermochte, so geschickt und klug sie auch ihre Bemühungen fortsetzte.

Kam draußen ein Schritt vorbei oder ging gar die Haustür, so fuhr er nervös zusammen, als fürchtete er, daß es jemand wäre, der ihn suche.

Der nächste Tag war ein Sonntag. Schnee und Regen hatten aufgehört, auch der Sturm hatte sich gelegt. Als gäbe es keinen Kampf und kein Leid auf der weiten Welt, so friedlich und unberührt lag die stille Werderlandschaft im Sonnenlicht, das dann und wann durch die dahinziehenden Wolken wie durch trübe Fenster hindurchlugte. Langsam und schwer, von einem keuchenden Manne mit gebeugtem Rücken gezogen, glitt ein großer Oderkahn den Fluß aufwärts, während auf einem andern, der ihm gegenüber lag, feiernde Sonntagsruhe war. Ein alter Schiffer mit grauem, zottigem Kinnbart saß da auf dem Achterdeck, neben ihm eine Frau mit verwittertem Gesicht, das wie aus Pergament erschien, und eine jüngere, an die sich zur Rechten und Linken zwei Kinder schmiegten, ein schwarzhaariges und ein ganz blondes, dessen hübsches Antlitz nicht nur in der Farbe, sondern auch in der Form einem rotbäckigen Apfel glich. Alle waren festlich gekleidet, und der Alte las, die kurze Pfeife bedächtig von einem Mundwinkel in den andern schiebend, aus einer dickleibigen Postille die Andacht.

Vom nahen Kirchdorf aber klangen die Glocken suchend und lockend durch die stille Weite, und es war, als riefen sie in einem fort über die von Weh und Sturm zerrissene Erde: »Land, Land, Land, höre des Herrn Wort!« Wenigstens glaubte es Arno zu vernehmen, der am Frühstückstisch saß und bald auf die liebevoll gepflegten Blumen am niedrigen Fenster, die die Mutter gerade begoß, bald auf den fadenscheinigen Teppich über dem stark gesenkten Boden blickte, dessen viele geflickten Stellen und Löcher besonders hervortraten, wenn die Kinder der Sonne im übermütigen Spiel über ihn dahinglitten.

Früher hatte ihn das alte Stück nie gestört, denn es gehörte einmal dazu, er kannte es von seiner ersten Jugend nicht anders, und die Mutter behauptete immer, wenn er seine Glossen darüber machte, es wäre ein alter Teppich, den seine Löcher nur um so wertvoller machten. Eine lange Zeit hätte sie es nicht gewußt; seitdem ein Freund des heimgegangenen Vaters sie aber einmal darauf aufmerksam gemacht, flickte und stopfte sie ihn nie mehr. Dann hatte er von Herzen gelacht — das war eben früher gewesen, als sein Leben noch voller Hoffnungen und schöner Träume war. Jetzt kam ihm das alles so unsäglich ärmlich und traurig vor.

Und in dieser Umgebung verbrachte die alte, kränkliche Frau ihr Leben, ohne je mit einer Silbe zu klagen, aus ihr trug man sie einmal heraus, wenn ihre Tage gezählt waren. Und er, dessen größter Wunsch es gewesen, ihr alles so ganz anders zu schaffen —

»Du darfst nun aber nicht immer so nachdenklich und trübe blicken, mein Junge,« unterbrach sie seinen schmerzlichen Gedankengang. »Weißt du noch, was du mir damals sagtest, als du aus dem Felde kamst und von hier zum Macketatz in die große Stadt zogst? ‚Der Glaube ist die Kraft, die das ganze Leben spannt und zusammenhält,' sagtest du, ‚der Glaube ist alles!' Und du meintest, daß du ihn hättest und felsenfest an dich und deinen guten Stern glaubtest.«

Er lächelte bitter. »An meinen guten Stern! Nein, Mutter, die Zeiten sind vorbei, wo ich das tat.«

»Dann mußt du es wieder von neuem lernen, mein Junge! Was ist denn jetzt verloren, wenn du deinen Glauben behältst — nicht nur an dich, das ist wohl kaum die Hauptsache, und es war vielleicht nicht ganz recht, daß du das immer so betontest. Wir dürfen in einer Zeit, wo so viel Elend durch die Welt geht, wohl überhaupt nicht so oft an uns denken. Aber den Glauben an einen gütigen Vater da oben sollen wir behalten, der uns in schwere Zeiten hineinführt, damit wir nur um so besser und geläuterter aus ihnen hervorgehen. Das, mein Junge, dünkt mich die Hauptsache.«

Es sprach eine so schlichte Frömmigkeit aus ihren Worten, er hatte sie immer an ihr geliebt und verehrt, heute aber vermochte selbst sie nicht, ihn aus seiner gedrückten Stimmung emporzurütteln.

Das Schiff war angekommen, es brachte nur wenige Gäste: einige junge Mädchen, die wohl auf einen der umliegenden Höfe zu Besuch kamen. Die hellen Kleider hochraffend, tasteten sie mit den zierlichen Schuhen über den vom letzten Regen immer noch durchweichten Fußsteig. Und jedesmal, wenn eine von ihnen ausglitt oder den Fuß unvorsichtig setzte und beschmutzte, vernahm man fröhliches Kichern, helles Auflachen.

Arno hörte es von seinem Platze am Tische aus; die Mutter war in die Küche gegangen, um das Sonntagsessen zu bereiten — da klopfte es an die Haustür. Er zuckte zusammen, raffte sich dann aber auf und ging hinaus, um zu öffnen.

»Ein unerwarteter Gast, nicht wahr? Aber kein unwillkommener, wie ich hoffen will!« klang ihm eine frische Männerstimme entgegen, und Kurt Splettstößer stand vor ihm.

Arno war so erstaunt, daß er noch kein Wort hervorgebracht hatte, als der andre längst in den kleinen Vorraum getreten war und Hut und Mantel abgelegt hatte. Wegen einer unwichtigen Angelegenheit, das war ihm von der ersten Sekunde an klar gewesen, würde Splettstößer die immerhin weite Fahrt, zu der er in der ersten Frühe des Morgens aufstehen mußte, nicht

machen; war es aber eine wichtige, so konnte sie nichts Gutes bedeuten.

Nun kam auch Frau Morgenroth aus ihrem Verschlag herbeigehumpelt, den seltenen Gast zu begrüßen, und, so lieb er ihr war, auch bei ihr schienen die gleichen Gedanken und Fragen aufzutauchen. Aber die schlichte Vornehmheit, die ihr bei aller Einfachheit ihres Wesens angeboren war, ließ davon weniger merkbar werden, als es bei Arno der Fall war, der den Freund mit einem gewissen Argwohn betrachtete und mit einer schlecht verborgenen Ungeduld den Augenblick erwartete, wo er sich über den Zweck seines Besuches äußern würde.

Splettstößer jedoch sagte nichts. In seiner kargen Art, der das Herkömmliche und Gesellschaftliche fernlag, warf er dann und wann ein Wort in die Unterhaltung, die sich ein wenig gezwungen und einsilbig zwischen den dreien entwickelte, bis man zu Tisch ging.

Frau Morgenroth hatte den schwarzen Spitzenschal über ihr Kleid getan, den sie nur bei feierlichen Gelegenheiten im Hause trug, und machte mit viel natürlicher Anmut und Liebenswürdigkeit die Wirtin. Aber auch während der Mahlzeit wurde wenig gesprochen, und wenn es geschah, so betraf es unwesentliche Dinge.

Dann hatte Frau Morgenroth den Tisch abgeräumt und sich zu der gewohnten Nachmittagsruhe in ihr auf der andern Seite des Hauses gelegenes Schlafzimmer zurückgezogen, und nun konnte Arno seine Ungeduld nicht länger zügeln.

»Willst du jetzt vielleicht so gut sein, mich wissen zu lassen, was uns die Freude deines Besuches verschafft?« sagte er, indem er dem Freunde eine Zigarre bot. »Denn lediglich um dich nach meinem Befinden zu erkundigen, hast du die etwas umständliche Fahrt in unsre Einöde wohl nicht gemacht.«

Splettstößer setzte seine Zigarre in Brand und ließ sich dann neben Arno auf dem alten Sofa nieder. »Natürlich wollte ich mich einmal nach dir und deinem Befinden umsehen,« erwiderte er mit einer Ruhe, die sich wunderbar gegen die Erregtheit des andern abhob, »denn ich kann nicht leugnen, daß mir dein Zustand bei unserm letzten Zusammensein ein wenig besorgniserregend erschien. Aber darin hast du recht: lediglich deshalb bin ich nicht gekommen, sondern weil ich dir einiges mitzuteilen hatte, das ich am besten mit dir persönlich besprechen zu können glaubte.«

Aha, dachte Arno bei sich, jetzt kommt es! Und er wappnete sich. Aber laut sagte er nichts.

»Zuerst habe ich dir eine freudige Nachricht zu bringen.«

»Eine freudige? Ich habe verlernt, an sie zu glauben.« Aber in seinem Auge stieg doch ein leises Leuchten auf, und seine blassen Wangen nahmen einige Farbe an.

»Dann kannst du es jetzt wieder tun. Die Summe, die man von dir eingefordert, ist gestern abend für dich bereitgestellt worden.«

»Ist für mich bereitgestellt?«

»Ja, auf Heller und Pfennig. Du hast frei über sie zu verfügen.«

Arno war, als hörte er das alles wie im Traume. »Ist es dir gelungen, Mackefatz im letzten Augenblick zu erweichen?« fragte er schließlich mit zaudernder Zunge.

»Das würde ich nie versuchen, und es würde mir auch nichts nützen. Nein, das Geld ist mir von andrer Seite überantwortet.«

»Von wem denn?«

»Von einer Dame.«

Arno sah ihn an, fragend, verwirrt. Dann stützte er das Haupt in die Hand und sann nach. Heller wurde das Leuchten seiner Augen, rot färbte sich sein Antlitz. »Etwa sie — — Karla Mackefatz?«

Ein Schatten glitt über die ernsten Züge des andern. Er denkt immer noch an sie ... immer zuerst an sie! sprach er zu sich selber, und Traurigkeit war in seiner Seele.

»Nein, sie war es nicht, du mußt schon weiter raten.«

Eine sichtbare Enttäuschung lag in Arnos Mienen. Als hätte er sein Leben gegeben, wäre seine Lösung die richtige gewesen! Alles, was ihm in der letzten Zeit so schwere Bitternis bereitet, es wäre wie mit einem Zauberschlage vergangen und vergessen gewesen.

»Vielleicht Frau Hildegard?« fragte er dann, schon mehr nebenhin und weniger interessiert. »Aber nein, die kann es ja nicht gewesen sein. Sie hat kein eignes Vermögen.«

»Und selbst wenn sie es besäße, würde sie es wohl kaum gegen den Willen ihres Mannes gegeben haben. Da du es nicht zu erraten scheinst, so will ich es dir sagen: Fräulein von Trotha hat das Geld zu deiner Verfügung auf ihre Bank angewiesen.«

Und als er in Arnos Blick ein fast fassungsloses Erstaunen sah: »Ich will dir die Erklärung geben. An dem Abend deiner plötzlichen Abreise war ich bei Mackefatz. Wir hatten einige geschäftliche Dinge zu erledigen. Er lud mich dann zum Tee ein. Fräulein von Trotha kam auf eine Stunde herüber. Ich brachte sie des Abends in ihr Lazarett zurück. Wir sprachen von dir. Sie schien über alles gut unterrichtet. Und da sie ein großes Interesse zeigte, erzählte ich ihr von dem Fortschritt deiner Turbinen und von der Zuversicht, die ich auf sie und deine Zukunft setzte, wenn es gelänge, dich aus den Schwierigkeiten deiner jetzigen Lage zu befreien. Am nächsten Morgen bat sie mich zu einer kurzen Unterredung, in der sie einige genaue Auskünfte erbat. Wenige Stunden später hatte ich dies Schreiben in der Hand, in dem sie mir Mitteilung macht, daß die erforderlichen Gelder für dich bereit lägen.«

Er hielt inne. Er sah die Bewegung, die über Arnos Antlitz zuckte, sah die Hand, die den Brief hielt, auf und nieder gehen, und die Augen, die nicht zu lesen vermochten, den Boden suchen.

»Annemarie von Trotha,« flüsterten seine Lippen. Dann versank er in Schweigen.

Aber in seinem Inneren arbeitete es fort. Die ganze Zeit wurde vor seinem Geiste lebendig, die er gemeinsam mit ihr durch alles Frohe und Schwere gewandert war: der erste Augenblick, da sie ihm in ihrer mädchenhaften Lieblichkeit und ihrem munteren Schalk auf Karla Madetatz' Lazarettschiff begegnet war, der dunkle Abend, der ihr den Vater raubte und die wunderbare Wandlung ihres Wesens anbahnte, die letzten Tage, da sie ihn mit sorgender Hingebung in seiner Krankheit gepflegt. Und langsam sanken die Schleier, die seine Augen gehalten hatten, dämmerte lösende Erkenntnis in seiner Seele auf: sie war es gewesen, die von Anfang bis zu Ende in stiller, steter Treue zu ihm gestanden, die sich in zurückhaltender Weiblichkeit zu ihm bekannt, als alle ihn verließen. Er aber hatte in der hochgespannten Eitelkeit seines Wollens und Strebens immer nur die andre gesehen, immer nur sie gesucht und begehrt, die es ihm doch mit unverkennbarer Deutlichkeit gezeigt, daß sie nichts mit ihm zusammengeschlossen als das flüchtige Spiel des Lebens, als der Wunsch nach der Befreiung von einem Dasein, dessen Enge und Dunkel sie mit seiner Hilfe hinter sich lassen wollte. Und nun, da er an aller Liebe und Güte der Menschen irre geworden war, geschah dies und öffnete ihm die so lange geschlossenen Augen.

»Annemarie von Trotha?« sagte er schließlich, sich zusammenraffend. »Woher hat die denn das Geld? Sage mir das doch, bitte!«

»Sie erzählte mir, daß ihr gefallener Vater sie zur Erbin eines kleinen Vermögens eingesetzt habe, das ihr bei ihrer Mündigkeit zugefallen wäre, und das sie nicht besser verwerten zu können meinte als für eine Sache, über die du in den letzten Tagen eures Zusammenseins im Lazarett mit so viel Zuversicht zu ihr gesprochen.«

Nun stand auch diese Stunde vor seiner Seele. Aber mit ihr erwachten neue Zweifel. »Ich kann das Geld nicht annehmen,« sagte er.

»Wenn du nicht den Mut und die Fähigkeit in dir fühlst, es gut anzulegen und gewissenhaft zu verwalten — dann allerdings nicht. Für den Neubau deiner Turbine glaube ich die Bürgschaft mit einiger Sicherheit übernehmen zu können, für den Neubau deines Lebens mußt du selber sorgen.«

Da reichte ihm Arno die Hand. »Ich habe dir unrecht getan,« sagte er, »und ich werde es durch die Tat wettmachen.«

»Dazu möchtest du bald Gelegenheit haben. Denn wie jetzt die Sachen in unserm Vaterlande stehen, glaube ich kaum, daß ich noch lange auf der Werft bleiben werde. Dann würde die Vollendung des Turbinenbaues allein auf deinen Schultern ruhen.«

Frau Morgenroth hatte, ohne daß sie es in dem Eifer ihres Gesprächs gemerkt, schon einigemal die Tür geöffnet, sie aber immer wieder behutsam geschlossen, weil sie fürchtete, die beiden zu stören. Denn daß sich da drinnen in ihrer niedrigen Wohnstube wichtige und entscheidende Dinge vorbereiteten, war ihr sehr bald klar geworden. Nun aber war keine Minute mehr zu verlieren. In einer halben Stunde konnte das Abendschiff an der Landungsbrücke sein, das Splettstößer zu seiner Heimfahrt benutzen mußte. Und ohne daß er ihren Bohnenkaffee getrunken und von ihrem Kuchen gegessen hatte, den sie für ihren Sohn gebacken, durfte er auf keinen Fall das kleine Haus in der Niederung verlassen.

So brachte sie beides auf den Tisch, und Splettstößer hatte gerade noch Zeit, es mit Muße zu verzehren, bevor er sich, von Arno geleitet, zur Landungsbrücke begab.

Durch den sinkenden Abend fuhr das Schiff. Es hatte in dieser Winterszeit nur wenige Fahrgäste an Bord. Und die hielten sich in der Kajüte. Kurt Splettstößer war der einzige, der oben im Freien blieb. Den Lodenmantel dicht um sich gezogen, den Filzhut tief ins Gesicht gedrückt, schritt er über das Deck dahin, ab und zu ein Wort mit dem Führer oder mit dem Heizer wechselnd, der, auf einer Treppe stehend, Kopf und Oberkörper aus dem heißen Maschinenraum lehnte, meist aber mit seinen Gedanken beschäftigt, die, ernst und schwer, so ganz zu der Umgebung paßten, durch die das Dampfboot manchmal schnell, dann wieder, wenn das Flußbett enger und schmaler wurde, langsamer vorwärts glitt. Die Luft war klar, aber von kühler Feuchtigkeit erfüllt. Grau und nackt lagen zu beiden Seiten die Äcker und Felder, einige Krähen strichen mit müdem Fluge über sie dahin, alles war einförmig, düster, tonlos. Die ganze Traurigkeit eines Sonntagnachmittags senkte sich mit schweren Schwingen über die ländliche Einöde, dann und wann hörte man das Bellen eines Hundes vom Ufer her, das einzige, was neben dem regelmäßigen Geräusch der Maschine die melancholische Stille durchbrach.

Sein erster Gedanke war sie! sagte er zu sich selber. Dieses Mädchen übt eine eigentümliche Gewalt auf alle, die mit ihr in Berührung treten, gleichviel ob sie Männer oder Frauen sind. Sie ordnen sich ihr nicht nur unter, sie tun es als etwas Selbstverständliches. Woher kommt das wohl? fragte er sich.

Nicht ihrer Stellung und ihres Reichtums halber, das war ihm vom ersten Augenblick an klar geworden, auch kaum wegen ihrer Schönheit. Aber es war etwas in ihr, das zum Herrschen geboren schien, etwas Großes und Starkes zugleich, dem sich auch ein Mann wie Arno freudig fügte, ein

Mann, der überall unzufrieden war, wo er nicht die erste Rolle spielte.

Und nun war er selber ihrem Zauber verfallen und fühlte es mit jedem Tage deutlicher, so sehr er sich auch dagegen wehrte und ankämpfte mit seiner ganzen männlichen Kraft. Es war das erstemal, daß ein weibliches Wesen bestimmend in sein einsames, nur der Pflicht und Arbeit gewidmetes Leben eingriff. Er hatte es nicht für möglich gehalten und hatte es hinweggelächelt und hinwegphilosophiert, alle die Tage und Wochen seit jenem Spaziergang damals im menschenleeren Stadtpark an einem Sonntagabend wie diesem. Nur heller und sonniger war er gewesen und von so vielen nie gekannten Empfindungen, nie geträumten Träumen durchgaukelt.

Daß es so etwas gab auf dieser jetzt so arm und leer gewordenen Erde, von der er bisher geglaubt, daß ihr nur der nie verstummende Kampf, die anstrengende Tätigkeit Sinn und Zweck verliehen, ein so reines, beseligendes Glück, in dem zugleich ein so tiefes Leid war!

Er hatte es bisher mehr geahnt als gewußt, es war nur wie Dämmerung in seiner erwachenden Seele gewesen. Klar war es ihm erst seit ganz kurzem geworden, seit der Stunde, da der lange in ihm gärende Gedanke zum Entschluß geworden war: die Arbeit da drinnen aufzugeben und noch einmal hinauszuziehen an die von räuberischen Feinden immer härter bedrohte Ostgrenze, mitzukämpfen, mitzusiegen, wenn es sein mußte, mitzusterben! Der Tod war ihm bis dahin etwas Gleichgültiges gewesen, er kannte keinen höheren Daseinszweck, als sein Leben rein und stark zu leben, um es einmal für etwas Großes hinzugeben!

Und nun erwachte plötzlich das Dasein in ihm mit Reizen, die er nie gekannt, mit holden Wundern und Lockungen, die ihm fremd und fern geblieben waren bis zu dieser Stunde und deshalb vielleicht mit um so heißerer Gewalt zu ihm sprachen. Zum erstenmal spürte er die leise Wehmut eines frühen Todes, das Abgebrochenwerden und Hinwelken in der Blüte der Jahre, bevor die Früchte keimten und sich entwickelten. Zum erstenmal empfand er das Nichtsein als etwas Dumpfes, Drückendes, dessen Ahnung schon alle Freude am Dasein, jeden frischen Wirklichkeitssinn erstickte. Es kam ihm unmännlich und unwürdig vor, daß er so denken konnte, aber es war einmal in ihm, hatte Gewalt von seiner Seele ergriffen und ließ sie nicht mehr.

Aus dem Abend war die Nacht geworden. Der Himmel steckte seine Kerzen an, eine nach der andern — nun waren sie alle entzündet. Still und klar schauten sie auf die Welt und ihr tiefes Leid herunter wie die Augen der Ewigkeit, deren leuchtender Blick bis in das Innerste des Geschaffenen dringt. Manchmal war es, als striche ein Luftzug über sie dahin, dann flackerten sie leise auf. Wie im Traume glitt das Schiff über die schweigenden Wasser, einförmig schlugen die Wellen an den Bug, prallten ab, kehrten wieder. Nebel brauten in wunderlichen Gebilden über die Wiesen und Felder, stiegen und fielen, ab und zu blitzte das Licht einer Haltestelle auf oder in der Ferne das weithinschimmernde eines einsamen Gehöftes oder Hauses.

Die Kälte nahm zu, empfindlicher aber war die Feuchtigkeit, die einem ins Gesicht schlug und die Glieder lähmte. Er achtete ihrer nicht. Seine Gedanken gingen immer dieselbe Bahn. Karlas Gestalt stand neben ihm in der schweigenden Nacht, sie ging und sprach mit ihm, er fühlte sich ihr ganz nahe, ihm war, als müßte er nach ihr greifen, sie halten und nicht mehr lassen. Kam es daher, daß das Scheiden vor der Tür stand und daß sie die einzige war, von der es ihm nicht leicht wurde?

Ein Wunder war es vielleicht nicht, daß es so gekommen. Er hatte immer die Menschen mit dem klaren, hellen Blick und dem festen Willen geliebt, wie er ihn selber besaß. Darum war er ihrer Macht nicht untertan geworden wie die andern alle, darum wohl hatte sie nie das geringste getan, sie auf ihn zu üben. Es war nicht nur das Weib, dessen Geheimnis und Schönheit ihm in ihr aufgegangen — es war der Mensch, den er in ihr gesucht und gefunden hatte.

Ein mattroter Saum glimmte am Horizont auf und kündete die Nähe der großen Stadt. Das Schiff nahm langsamere Fahrt, es mußte sich in dem Nebel und dem tiefen Dunkel sehr vorsichtig fortbewegen, denn der Fluß war jetzt belebter geworden, ab und zu hemmte ein großer Kahn oder eine Fähre, deren Laterne wie ein Falter über das Wasser strich, die Weiterfahrt, dann stoppte die Maschine und setzte erst nach einer Pause wieder ein. Deutlicher wurden die Geräusche der Großstadt, hörbar drang ihr Surren und Purren an das Ohr ... nun war das Ziel erreicht.

Als Splettstößer das Schiff verließ, bemerkte er trotz dem späten Sonntagabend eine starke Geschäftigkeit auf den Straßen, eilig gingen die Menschen hin und her, blieben an den Ecken und Häusern stehen, an die neue Extrablätter angeschlagen waren, entzifferten sie trotz der Dunkelheit mit eifriger Geflissenheit, machten lebhafte Gebärden und sprachen aufeinander ein.

Die Polen waren weiter vorgedrungen. Vom Osten aber stürmten die russischen Bolschewiki heran, drangen mit jedem Tage einen Schritt vorwärts und bedrohten die deutsche Ostmark. Hindenburg, der eben in Kolberg sein Hauptquartier aufgeschlagen, rief alle treuen Männer, die bereits einmal unter ihm den Osten vor schwerer Gefahr gerettet hatten, zu neuem Kampfe.

Da wußte er, daß seine Stunde gekommen, daß ihn keine Macht der Welt mehr in der Heimat zurückhalten würde.

Und nun fühlte er mit einemmal all die dumpfen Gedanken und Gewalten weichen, die ihn den ganzen Abend gehalten und gequält, fühlte er seinen Kopf wieder frei werden, sein Herz froh und mutig schlagen. Beflügelten Schrittes begab er sich in seine Wohnung, die Vorbereitungen für sein Ausrücken zu treffen. —

Am nächsten Morgen, als Macketatz eben auf der Werft angelangt war, ließ sich Kurt Splettstößer bei ihm melden. Der erfahrene Mann verlor kein unnötiges Wort; er wußte, daß er seinen Direktor nicht mehr halten würde.

Nun blieb ihm noch ein Weg, der letzte und der schwerste.

Der Diener bat ihn in den Musiksaal, er traf Karla allein in einem Sessel sitzend und in ein Buch vertieft. Als seine Schritte auf dem Parkett hörbar wurden, wandte sie sich um.

»Sie kommen, um Abschied zu nehmen,« sagte sie.

»Ihr Herr Vater hat Ihnen bereits mitgeteilt —«

»Er hat mir nichts gesagt.«

»Woher —?«

Er sah sie mit einigem Erstaunen an.

»Woher ich es weiß? Gestern abend um zehn Uhr brachte Zubeil das Extrablatt mit Hindenburgs Aufruf zum Schutze der Ostmark. Da wußte ich, daß Sie von uns gehen würden.«

Das Erstaunen in seinem Antlitz war größer geworden.

»Es war genau dieselbe Stunde, als ich die Nachricht las und der lange gehegte Gedanke zum Entschlusse wurde.«

»Vielleicht sind sich unsre Gedanken öfter begegnet als dies eine Mal ... da hatten sie schon eine gewisse Übung.«

In ihren Zügen war beides: ein leichter Schalk und eine stille Wehmut. Aber die ließ sie nicht aufkommen.

»Sie hatten auch hier eine Tätigkeit, in der Sie dem Vaterland dienen konnten.«

»Was nützt alle Arbeit hier, wenn wir uns nicht zu allererst die vom Leibe halten, die sie uns zerstören wollen? Das ist jetzt die nächste Pflicht. Und ich bin nun einmal Soldat, so schwer es jetzt auch sein mag, einer zu sein. Es ist zuviel zusammengebrochen.«

»Sie leiden an der Zeit.«

»Aber ich verzage an ihrer Heilung nicht.«

»Und worin sollte sie bestehen?« fragte sie ungläubig und mit einem müden Lächeln.

»Daß wir zum Kerne unsers Wesens zurückkehren,« erwiderte er einfach. Und dann nach einer Pause: »Mir ist oft, als gingen wir wie die Träumenden über ein großes, weites Trümmerfeld. Und können es nicht fassen und glauben, daß alles das nicht mehr sein soll, was einmal unsre Kraft und unser Stolz gewesen. Aber wir dürfen uns nicht länger in müßiges Gedankenspinnen verlieren, wir müssen wach werden zu neuer Tat. Es geht nicht anders. Wir dürfen unsern Feinden den Triumph nicht lassen, daß wir zu allem, was sie uns genommen, uns selbst noch verlieren.«

»Wenn es nur nicht alles so unsäglich schwer und hoffnungslos wäre.«

Etwas Gebrochenes war in ihrer Stimme, wie er es noch nie von ihr vernommen hatte; jetzt erst sah er, wie bleich sie war.

»Schwer ist es, das gebe ich zu. Aber nicht hoffnungslos, wie Sie meinen. Ich habe mich langsam und unter heißen Kämpfen mit alledem abzufinden gesucht. Ich bin auch heute noch keineswegs damit fertig. Aber ich weiß: es ist die höchste Zeit, daß wir zu uns selbst zurückkehren. Denn eins hat mir kein Geschehnis und kein Zusammenbruch dieser Tage zerstören können: den Glauben an den gesunden Kern unsers Volkes trotz aller schweren Krankheit, an der es jetzt leidet, und an die Sendung, die es trotz aller Zerstörung und Niederlage einmal in der Geschichte zu erfüllen haben wird.«

»Aber dieser Kern ist zu stark erschüttert. Wie wollen Sie ihn wecken?«

»Durch etwas sehr Einfaches: durch unentwegte Arbeit.«

»Gerade von der will man nichts wissen.«

»Um so mehr müssen wir sie tun, die wir uns zu Führern des Volkes berufen wähnen. Aber wir dürfen uns nicht mehr auf die Leitung beschränken. Ein jeder ist jetzt ganz auf sich selbst gestellt, muß selber Hand anlegen und Stein auf Stein in mühseliger Kleinarbeit vermauern. Bis der Bau eines Tags hell und unzerstörbar dasteht.«

»Wann wird dieser Tag kommen?«

»Sowie wir den Zweifel von uns abgetan haben. Sowie wir unverbrüchlich daran glauben, daß ein Volk von solcher Größe, solcher seelischen und geistigen Leistungsfähigkeit, trotz allen Gruben, die man ihm in unerhörter Tücke gräbt, nicht zugrunde gehen kann. Sowie wir die Frucht aus den Leiden dieser Zeit geerntet: die freudige Selbstlosigkeit der Tat, die nichts für sich will, sondern ihr Glück darin sieht, mitzuwirken an der sittlichen Erneuerung unsers Volkes.«

Er merkte das leise Erröten nicht, das in ihre Wangen stieg, sah den Blick nicht, der dem seinen auswich und auf den Boden schaute, und fuhr fort: »Das, sehen Sie, dünkt mich der Gewinn dieser großen Umwälzung, zu dem ich mich hindurchgerungen habe: daß wir jetzt nicht mehr für uns zu wünschen, zu fürchten und zu hoffen haben, sondern ein jeder nur treu auszuhalten auf seinem Platze, um mitzuhelfen und mitzuretten, was vom deutschen Vaterlande noch zu retten ist. Und in dieser selbstlosen Tüchtigkeit unsrer Zeit, in dieser Hingebung an die große gemeinsame Sache wird dann vielleicht das Recht zur Freude verankert

sein, von dem Arno Morgenroth immer so begeistert spricht, und für das er Sie wohl auch zu seiner Jüngerin gewonnen hat.«

Er versuchte zu scherzen. Sie aber blieb ernst und in sich gekehrt. Aber als sie jetzt den Blick vom Boden erhob, schien ihr Auge dunkler und größer geworden.

»Ich habe Sie sehr wohl verstanden — und ich danke Ihnen.«

Ein leises Befremden war in seinen Zügen. »Sie haben keinen Grund, mir zu danken.«

»Doch ... denn auch ich war vom Kerne meines Lebens abgekommen. Ich fühlte das sehr wohl. Da kamen Sie und riefen mich zurück.«

Sein Befremden wurde zur Verwirrung. »Ich habe das nicht sagen wollen — in dieser Stunde wahrhaftig nicht.«

»Und doch war es gut, daß Sie es sagten — gerade in dieser Stunde.«

Durch das hohe Fenster fiel die Februarsonne, warm und weich, als wäre der Frühling im Anzuge. Er kämpfte mit dem Entschluß, aufzustehen, aber noch vermochte er es nicht. Eine fremde Gewalt, die stärker war als sein Wille, hielt ihn mit tausend Banden fest. Er hatte sich gegen sie abgeschlossen, jeden Zugang zu seiner Seele hatte er ihr versperrt. Nun war sie doch gekommen, irgendwoher, aus Reichen, die er nicht kannte, mit Kräften, die stärker waren als die seinen. Wie ein brennendes Feuer war sie gekommen, wie ein Sturm voller Glut und Brausen, dem man sich nicht entgegenstellen kann, der auch die Starken bricht.

Aber nun hatte er ihr doch den Meister gezeigt und sich erhoben. Da stand auch sie auf.

»Sie gehen jetzt, für unser armes Land zu tun, was Ihnen das Rechte dünkt,« sagte sie. »Und ich kann nichts als Ihnen die Hand geben und Ihnen versprechen, daß Sie heute nicht vergebens zu mir geredet haben sollen, daß auch ich auf meinem Posten stehen will, treu und stark.«

Da fühlte er, daß die fremde Macht, gegen die er mit allem Ernste angekämpft, Gewalt über seine Seele gefunden hatte. Er hatte nichts mehr ihr entgegenzusetzen, weder Willen noch Vorsatz.

»Karla!« rief er aus dem Innersten seiner Seele heraus, und all die Bewegung, die in ihm war, strömte in dem einen Worte aus.

Sie sah ihn an — zum erstenmal voll und tief. Und in ihrem Auge spiegelte sich die helle Sonne wider und lachte aus ihm inmitten alles Leids wie der junge Lenz, der die Starre des Winters gebrochen hat und mit frohen Liedern und Schalmeien seinen Einzug hält in eine gestorbene, nun aber neugeborene Welt.

Aber als sie ihn dann die Treppe hinab, ja, durch den kleinen Vorgarten bis an den Ausgang des Hauses geleitete, als er zum erstenmal ihren Mund küßte, sie mit dem letzten Blicke grüßte, da war ihr doch, als schlüge ein dunkles, schweres Tor hinter ihnen zu, als senkte sich ein dichter Vorhang, langsam, lautlos, undurchdringlich.

Dann ging sie in ihre Stube nach oben, öffnete weit das Fenster und schaute ihm nach, wie er rüstigen Fußes, gehobenen Hauptes in den hellen Sonnenmorgen hinausschritt.

Abschied

Nicht lange hab' ich hier zu atmen, Freunde,
Dies Regen und Bewegen will sich stillen,
So tut mir eine Liebe, ihr Geliebten,
Da soll kein Weinen sein um meinetwillen —
Ich scheide willig und von Herzen froh.

Das Leben ist wie eine Wunderblume,
Es wächst dem ewigen Geleucht entgegen,
Es faltet sich im Tode auseinander,
Aufschimmert, was der stille Kelch gesammelt,
Und goldne Blütenfäden trinken Licht.

Die Stätte such' ich, wo das Gott-Geheimnis
Hoch über alle Berge dunklen Leides,
Hoch über Tiefen ungestillten Sehnens,
Auf weite Meere menschlichen Verfehlens
Sein Strahlen wirft aus unerschöpftem Schoß.

Da werden alle Berge dunklen Leides
Und alle Tiefen ungestillten Sehnens
Und weite Meere menschlichen Verfehlens
Ganz überglänzt und ganz durchleuchtet scheinen —
Tod ist nur ungelöste Finsternis.

Da wird auch meine arme kleine Seele,
Die immer suchend war, wie eine Blume
Dem großen Sonnensegen sich erschließen.
Wird aus dem Kelche goldne Fäden recken
Und dein Geheimnis trinken, heil'ges Licht.

Nicht lange hab' ich hier zu atmen, Freunde,
Dies Regen und Bewegen will sich stillen,
So tut mir eine Liebe, ihr Geliebten:
Da soll kein Weinen sein um meinetwillen —
Ich scheide willig und von Herzen froh.

Johanna Wolff

Aus Freundesbriefen von Otto Crusius

Mitgeteilt von Franz Muncker

I

Am 29. Dezember 1919 war es ein Jahr, daß Otto Crusius uns entrissen wurde. Er hatte noch am Abend einen Vortrag über pädagogische Fragen besucht, war dann eine Stunde in angeregtem Gespräch mit Bekannten beisammengesessen und hatte, heimgekehrt, mit Frau und Sohn über die Eindrücke des Abends traulich geplaudert; da bereitete ihm am frühen Morgen ein Gehirnschlag mitten im Schlummer ohne Kampf und Schmerz ein plötzliches Ende, neun Tage nach seinem einundsechzigsten Geburtstag. Ein beneidenswert schöner Tod, wie ihn die griechischen Götter ihren Lieblingen mit sanften Geschossen bescherten, ohne Krankheit und Ahnung des nahen Scheidens, in der Fülle des Lebens und Wirkens; nur hätte er viele Jahre später kommen sollen. Denn Crusius liebte das Leben und hätte es gern noch lange genossen, wie tief ihn auch Deutschlands Niederlage und die jähe Umwälzung im Inneren unsers Volkes niederdrückte. Trüb schaute er in die Zukunft; aber als leidenschaftlicher Kämpfer dachte er sich mit den Gleichgesinnten dem Verfall des Deutschtums trotzig entgegenzustemmen, und sagte er auch nichts dergleichen, so hoffte er doch im stillen, dereinst noch etwas vom Wiederaufstieg deutschen Wesens und deutscher Macht unter den Völkern der Erde zu erleben. Er fühlte sich ja so jung, wenn ihn auch hin und wieder eine vorübergehende Erschütterung seiner Gesundheit an die Zunahme der Jahre mahnte. Und er wollte jung sein, auch körperlich nicht alt erscheinen. Die Frische und Beweglichkeit seines Geistes aber und der sprühende Eifer, mit dem er sich an immer neue Fragen wagte, in immer neue, weite Wirkungskreise stürzte, als stünden ihm die Kräfte eines Jünglings zu Gebote und lägen noch ungezählte Jahre vor ihm, täuschten auch die nächsten seiner Freunde wieder und wieder über sein wahres Alter hinweg. Nun hat der frühe Tod den Zauber ungebrochener Manneskraft für alle Zeiten über sein Bild gegossen.

In wechselnden Schicksalen hat er sich durch das Leben geschlagen, tapfer und edel und oft reich vom Glück gesegnet. Hart freilich war seine Jugend, da er den Vater im frühen Kindesalter verlor. Unter manchen Entbehrungen wuchs der Knabe neben der energischen, temperamentvollen Mutter in Hannover heran. Aber schon hier fehlte es nicht an kleinen Ferienreisen und andern dankbar genossenen Freuden. Und ähnlich blieb es während der Leipziger Studienjahre, die eine große Reise durch Süddeutschland, Italien und Frankreich mit den Söhnen einer reichen, hochgebildeten deutschamerikanischen Familie etwa auf ein Jahr unterbrach. Dann widmete sich Crusius in Dresden und Leipzig einige Jahre lang dem Gymnasialdienste. Bald aber konnte er in das akademische Lehramt, den seiner geistigen Anlage und innersten Neigung gemäßen Beruf, eintreten. Frühzeitig erlangte er als Professor der klassischen Philologie in Tübingen eine selbständige, geachtete Stellung, die ihm manche Arbeit, aber auch reichlichen, frohen Erfolg solcher Arbeit brachte, und ziemlich um dieselbe Zeit konnte er sein häusliches Glück begründen: in einer inniggeliebten Frau hatte er die richtige Geistes- und Herzensgefährtin für gute und böse Tage gefunden; sie schenkte ihm begabte, tüchtig aufstrebende Kinder, denen er Vater und Freund, Schützer, Erzieher und treuer Kamerad zugleich wurde. Nach zwölf schönen Tübinger Jahren bot sich ihm an der Universität Heidelberg, seit 1903 in München ein neuer, größerer Wirkungskreis unter äußerlich günstigen Bedingungen.

Eine stattliche Schar von Schülern sah mit Verehrung zu ihm auf, unter ihnen mancher jüngere Forscher von gediegenem Ruf. Unter den Kollegen gewann er in allen drei Städten treue Freunde, die nicht nur in amtlichen Angelegenheiten Hand in Hand mit ihm gingen. Aber auch unter den Männern und Frauen der übrigen höhergebildeten Gesellschaft traten ihm überall gerade die besten persönlich nahe, sein Leben wahrhaft bereichernd. Ehren mannigfacher Art wurden ihm zuteil; schließlich wurde ihm das Präsidium der bayrischen Akademie der Wissenschaften übertragen. Auch an heiterer Entspannung von der Arbeit auf kürzeren Wanderungen durch das schwäbische Land und die Berge Südbayerns und Tirols fehlte es nicht. Größere, zunächst durch wissenschaftliche Zwecke veranlaßte Reisen, deren eigentümlichen Reiz er besonders dankbar genoß, führten ihn nach England und Irland, nach Italien, Griechenland und Ägypten, einmal auch — freilich nur auf wenige Tage — nach Petersburg und zuletzt noch, im Kriege, nach den vom deutschen Heere besetzten Gegenden Nordfrankreichs und Flanderns.

Zum höchsten Genuß wurde ihm alles Künstlerische. Schon die geistige Welt des Jünglings hatte sich immer weiter ausgedehnt. Mit seiner

eigentlichen Fachwissenschaft, der griechisch-römischen Philologie, verband er ein ernstes Studium des deutschen Altertums, der Volkskunde im umfassenden Sinne, antiker und neuer Kunst. Philosophische Bestrebungen gesellten sich dazu. Manches Gedicht entstand, ohne daß vorerst etwas davon in die Öffentlichkeit drang. Vor allem aber zog die Musik den nach allseitiger Durchbildung Trachtenden in ihren Bann; treu und gewissenhaft gepflegt, wurde sie immer mehr die Lieblingskunst seiner Seele. Nicht ohne kritische Vorbehalte, doch öfter und lieber mit begeisterter Hingebung lauschte er ihren Klängen oder versenkte sich am Klavier in ihre Meisterwerke. Gern versuchte er sich auch selbst in der Vertonung eigner und fremder Gedichte, immer formsicher und stimmungsvoll, vornehm und geistreich, in vielen Fällen klangschön und von bezwingender Kraft des musikalischen Ausdrucks.

Den älteren großen Meistern war er in unbedingter Verehrung ergeben. Von den neueren hatte er einst in Leipzig zuerst Brahms fast einseitig bewundern lernen. Diesen Jugendeindruck bewahrte er ungeschwächt, auch als er längst die überragende Größe Richard Wagners klar erkannte und warm empfand. Doch auch die begeisterungsvoll hinreißende Macht der symphonischen Werke Liszts wußte er gerecht zu würdigen. Seinem Herzen aber am nächsten standen Hugo Wolf und Anton Bruckner; in ihr Studium versenkte er sich immer wieder mit dem sorgsamsten Eifer und mit unversiegbarem Genuß. Zweifelnd, hin und wieder auch völlig ablehnend verhielt er sich gegen Richard Strauß. Desto kräftiger trat er für Pfitzner ein. Daß er Hugo Wolf in Tübingen persönlich hatte kennenlernen, blieb ihm stets eine teure Erinnerung; ebenso erfreute er sich später des unmittelbaren Verkehrs mit Pfitzner, Klose und andern jüngeren Tondichtern.

Aber Gesicht und Gehör waren bei ihm in gleichem Maße ausgebildet; er war in einem Grade, den man sonst überaus selten antrifft, Augen- und Ohrenmensch zugleich. So verband ihn sein warmes Gefühl für Kunst auch mit hervorragenden Malern und Bildhauern; er durfte Adolf von Hildebrand, Fritz Erler und namentlich Otto Greiner als seine Freunde rühmen.

Das innigste Verhältnis hatte er zur neueren Literatur, namentlich zur deutschen Dichtung. Ihre führenden Geister aus der klassischen wie aus der romantischen Zeit waren ihm vertraut wie nur dem Fachmann, und bis auf die allerjüngste Gegenwart verfolgte er mit lebhafter Teilnahme die Entwicklung unsers Schrifttums. Dabei beschränkte er sich keineswegs auf seine besonderen Lieblinge, wie Heinrich von Kleist, Immermann, Mörike, Gottfried Keller; auch Dichter, deren Richtung ihm zuwider war oder deren künstlerisches Vermögen ihm nicht genügte, suchte er sich wenigstens nach ihren Absichten und ihrer Wirkung auf andre verständlich zu machen. Persönliche Beziehungen zu deutschen Dichtern ergaben sich für ihn zu allen Zeiten seines Lebens, vom Knabenalter an, in dem er sich wohlwollender Aufnahme bei dem greisen Hoffmann von Fallersleben erfreuen durfte, bis zu seinem letzten Tage, an dem sich Isolde Kurz zu längerem freundschaftlichem Besuch bei ihm einfand. Am nächsten stand ihm unter den Münchner Schriftstellern wohl Joseph Ruederer, den drei Jahre vor ihm ein früher Tod aus fruchtbarem Schaffen wegrief, bevor er sein Letztes und Bestes geben konnte. Mit ihm verkehrte Crusius viel, schätzte ihn als Menschen und achtete ihn als Dichter hoch.

Otto Crusius

An Erwin Rohde, seinem Vorgänger im Tübinger und Heidelberger Lehramt und auf mehr als einem Felde der Forschung und des lebendigen Studiums, pries er das künstlerische Temperament und den künstlerischen Grundcharakter des ganzen Wesens. Dieser Naturanlage Rohdes war seine eigne gleich, und wie jener empfand er, gab er sich und schuf er künstlerisch, ohne daß darunter die verstandesmäßige Klarheit der Erkenntnis, der nüchterne Scharfsinn, die strenge Selbstzucht des wissenschaftlichen Arbeiters irgendwie litt.

Sein geistiges Streben war wie sein Wissen ungemein vielseitig. Er war in Literatur und Sage, Geschichte und Philosophie mannigfaltig und gründlich unterrichtet, hatte ungewöhnlich viel

gelesen, abwechselnd diesen und jenen Bezirk der geistigen Welt durchwandert und die Früchte solcher Forschung stets gegenwärtig, stets zum Gebrauche für neue wissenschaftliche Erkenntnis bereit. Er verschmähte die Untersuchung scheinbar kleiner, trockener, äußerlich formaler Dinge nicht; aber er wurde nie kleinlich bei solcher Arbeit und blieb nie am Äußerlichen hangen. Textgeschichtliche Einzelheiten, metrische und sprachliche Nebendinge wußte er so zu erörtern, daß er die geistige Bedeutung eines literarischen Werkes dadurch erhellte, die Grundlinien einer menschlichen Persönlichkeit schärfer und richtiger bestimmte. Und er liebte es, in kleinen Aufsätzen, Randbemerkungen, Skizzen, kritischen Einfällen zu den verschiedensten Fragen der antiken Literaturgeschichte und Volkskunde die Ergebnisse seiner Forschung mehr nur anzudeuten als breit und ausführlich begründet auszusprechen. Aber gerade in solchen kurzen Mitteilungen streute er eine Fülle von Anregungen der mannigfachsten Art aus. Er war kein Mann der dicken Bücher. In jüngeren Jahren hatte er über griechische Fabeln und Sprichwörter und namentlich über den Mimendichter Herondas einige größere Untersuchungen verfaßt. Der gereifte Mann schuf nur noch das Lebensbild Erwin Rohdes; das wurde aber ein Meisterstück, mit sicherer Hand gestaltet, ein Werk, das überall von Wissen und Geist und feinsinnigem Takt zeugte. Doch auch die Übersicht über alte und neuere Fabeldichtung, mit der er in seinen letzten Jahren eine populäre Auswahl aus allerlei Fabelsammlungen einleitete, welchen Reichtum von Belehrung barg sie in sich! Was er aber auch schrieb, immer blickte er mit begeisterter Andacht zu dem Ideal empor, das ihm in nie verbleichendem Glanz erstrahlte, zum Hellenentum. Auch hier galt sein Wort über Rohde von ihm selbst: das Hellenentum war ihm die ewige Kraftquelle, von der alle spätere Wissenschaft und Kunst Leben und Richtung empfing, der sicherste Leitstern auf dem Wege zur echten Kultur.

Freudig diente er der gelehrten Forschung und dachte hoch von ihr; doch behielt er stets auch praktische Ziele im Auge: für das Leben sollte alles Bedeutung haben und wirken. Mitten im Leben der Gegenwart stand er selbst. Die Probleme der Politik, der sozialen Ordnung, der Erziehung, des Rechts und des Staats, die Fragen nach den nationalen und sittlichen Grundlagen unsers gesamten Seins und Tuns beschäftigten ihn auf das eindringlichste, regten ihn leidenschaftlich auf, zerwühlten ihn geradezu in den letzten Jahren. Durch und durch ein Mann der Wissenschaft, sah er doch das Höchste in der Erziehung zum Leben, in der sittlichen Durchbildung der Persönlichkeit. Er selbst war eine Persönlichkeit, kraftvoll, derb und gesund, natürlich und einfach in seinem ganzen Wesen, gerade und aufrecht, frei im edelsten Sinne, mannhaft-tüchtig, immer unbedingt ehrlich und wahrhaft, ohne die leiseste Spur von Falschheit, von Pose, ein Feind hohler Rhetorik und schwächlicher Empfindsamkeit. Ein starkes inneres Pathos lebte in ihm; dazu gesellte sich die höchste äußere Lebhaftigkeit, sprudelnd, immer anregend, köstlich erfrischend. Und das alles floß aus einem warmen, tiefen, treuen Gemüt, das sich in seinem vollen Reichtum, seiner ganzen Innigkeit und Herzensgüte nur den nächsten Freunden erschloß, ihnen aber um so beglückender wurde.

Von diesem Besten seines Wesens mögen die folgenden B r i e f e einiges ahnen lassen. Sie sind aus einer größeren Anzahl von Briefen und Karten ausgewählt, die Crusius im Laufe von etwa fünfzehn Jahren an mich oder — weit öfter — an meine Frau schrieb.

Bald nach seiner Übersiedlung an die Münchner Universität lernten wir ihn kennen. Gemeinsame wissenschaftliche und künstlerische Anschauungen, besonders aber die ernste Pflege der Musik, die er bei meiner Frau fand, führten uns näher zusammen, bis unsre beiden Familien ein Band inniger Freundschaft immer fester verknüpfte. Zum vierhändigen Klavierspiel mit meiner Frau besuchte er uns zuerst alle acht oder vierzehn Tage. Wir wohnten damals ziemlich weit auseinander. Nach einiger Zeit aber zogen wir in seine unmittelbare Nähe, und nun kam er alle paar Tage, und war es oft auch nur für ein halbes Stündchen, zu uns herüber, zum Klavierspiel und zu traulicher Aussprache, und konnte er nicht selbst vorsprechen, so sandte er durch einen Boten eine Mitteilung oder Anfrage auf einem Zettel oder rief uns später doch durchschnittlich einmal wenigstens im Tage durch den Fernsprecher an. Der Gedankenaustausch ging ununterbrochen hinüber und herüber. Oft wollte er auch nur einer Empfindung, die er vor Fremden zurückhalten mußte, im engsten Freundeskreis hemmungslos Luft machen. Da schrie und schimpfte er wohl aus Leibeskräften und tobte seinen Ärger aus oder plauderte gemütlich über eine merkwürdige Begegnung, die er eben gehabt hatte, über eine erfreuliche Nachricht, die ihm zugekommen war, über ein Buch, in dem er gerade las. Auch seine Hoffnungen und Pläne für die Zukunft, seine Sorgen um das Heil Deutschlands, seine Gedanken über Krieg und Frieden, Staatsklugheit und Volkswohl kramte er hier rückhaltlos aus. Unendlich bestimmbar durch augenblickliche Eindrücke, wechselte er mitunter sprunghaft in seinen Ansichten, verurteilte unter Umständen heute schroff, was er gestern verteidigt hatte, ließ sich auch durch die Lust am Widerspruch bisweilen zu abenteuerlichen Behauptungen hinreißen. Im allgemeinen aber wurde er von Woche zu Woche konservativer in seiner Auffassung von Welt und Staat, düsterer in seinen Anschauungen von der Zukunft unsers Volkes. Der unglückselige Ausgang des

Krieges und der Ausbruch der deutschen Revolution erschütterten ihn auf das allertiefste. Noch eine große Freude schien ihm sonnig in diese dunklen Tage herein, als seine beiden Söhne wohlbehalten aus dem Felde heimkehrten. Da konnte auch er, der sonst weichere Gefühle stoisch zu unterdrücken pflegte, sich der Rührung nicht erwehren. Aber die Aufregung und Sorge, die sich von der Politik her über alle Gebiete des Lebens verbreitete, ließ ihn nicht mehr los; sie spiegelte sich in der leidenschaftlichen Heftigkeit seines Wesens, deren er jetzt nur noch schwer Herr zu werden vermochte. Nur ganz wenige Wochen sah er die Seinigen wieder um sich vereint; dann erlag er den Stürmen, die seine Lebenskraft jäh unterwühlten, auch er ein Opfer seiner Zeit, des nationalen Zusammenbruchs.

Seine Briefe an uns aus den ersten Jahren beziehen sich meistens auf musikalische Werke, die er durch das gemeinsame Klavierspiel mit meiner Frau kennenlernte. Dazwischen streute er flüchtige Bemerkungen ein über Theateraufführungen und Konzerte, die er mit uns oder auch allein besucht hatte, gelegentliche Urteile über Bücher, die wir uns gegenseitig liehen, oft auch ärgerliche Klagen über die Sitzungen, denen er als Mitglied des obersten Schulrats beiwohnen mußte, über Gymnasialreifeprüfungen, die er in dieser Stellung zu überwachen hatte, mit den dazugehörigen Korrekturen und Berichten an das Ministerium, über Doktor- und Stipendienprüfungen und andre lästige Berufsarbeiten. So meldete er sich, wohl zu Anfang des Winters 1904, als ich eben Dekan der philosophischen Fakultät war, bei meiner Frau zum Klavierspiel an, von dem ihn dann seine Gattin abholen wollte:

Es ist sehr gütig von Ihnen, verehrte Frau, daß Sie mich alten Knaben wirklich noch unter Ihre Schüler aufnehmen wollen. Ich komme also Donnerstag zur »Stunde« und werde nachher, wie Sie wünschen, abgeholt. Hoffen wir das Beste! Diese italienische Serenade kommt mir übrigens spanischer vor, als ich beim Hören vermutet hatte: selbst für Wolf ungewöhnlich viel harmonischer Pfeffer, modulatorische Unruhe: ich bin begierig, wie sich das ohne Klangfarbe, nur schwarzweiß, ausnimmt. Viele Grüße von uns beiden an Sie und den Sp(ectabilem) D(ominum) D(ecanum). Ihr O. Cr.

Im Sommer darauf war ihm meine Frau bei der Auswahl und dem Kauf eines neuen Flügels behilflich. Am 6. Juni 1905, als er zum Prüfungskommissär am St.-Anna-Gymnasium in Augsburg bestellt war, schrieb er unter anderm:

Jetzt weiß ich wirklich nicht, verehrteste Frau, hab' ich Ihnen in Gedanken geschrieben oder mit den Fingern? Ich nehme ersteres an und gestehe oder wiederhole, daß mir zurzeit weder »Saite noch Schaft« bleibt (wenn man Schaft nicht = Korrigierblaustift setzen darf). Am Samstag muß ich zur heiligen Anna nach Augsburg, ebenso am Dienstag und Mittwoch. Ich kann nicht behaupten, daß zu ihr »mein liebster Gang« wäre — aber Sie sehen, die Musen und Grazien müssen schweigen.

Aber Samstag über acht Tage oder Freitag über acht Tage wäre es mir eine Freude, mich aus dem Schulstaube mit Ihnen ins Reich der »ewigen Harmonien« aufzuschwingen. Hoffentlich gelingt mir's, wenn mir (auch) z(ur) Z(eit) die Flügel (= Finger) sehr lahm und der Flügel, der zum Turnen laden könnte, noch nicht da ist. — Verraten Sie mir nur, bitte, was etwa Sie zu spielen gedenken! Ich sehe mir's gern wenigstens an und habe eine Vorfreude — und Sie können ja auch nichts dagegen haben, wenn ich etwas weniger stümpre, wie ich sowieso tue. Aber Beethoven aus der Partitur? Majestät, Sie überschätzen mir. Ich lese und las wohl nach, wenn ich gerade doktrinär gestimmt war in den Leipziger Zeiten; aber so spielen setzt ein völliges Kennen voraus, das überlasse ich also Arthur Nikisch oder M(agdalene) M(under). Höchstens Haydnsche Quartette habe ich mir so aus den Stimmen zusammengeklimpert ...

Daß er hier (und auch sonst) seine eigne Leistung als Klavierspieler viel zu weit herabsetzte, braucht kaum gesagt zu werden.

Aus dem Winter 1905/06 stammt der folgende Brief. Er bezieht sich auf ein Konzert des hervorragenden Geigers Eugen Ysaye; das Orchester stand unter der Leitung Georg Schneevoigts. Wir hatten Crusius gebeten, für einen uns befreundeten Kritiker, der — nebenbei bemerkt — das Wort »sachgemäß« besonders liebte, kurz sein Urteil über das Gehörte aufzuzeichnen; so verglich er sich, indem er diesen Wunsch erfüllte, scherzhaft mit Rudolf Louis, dem damaligen Konzertkritiker der »Münchner Neuesten Nachrichten«.

V(erehrte) Fr(au)! Hier sind die Stichwörter zur »Nachtkritik«:

1. Ein französischer Mozart, sehr nüanciert und kokett. Aber für meinen Geschmack ist Herr »Jessas« kein Mozartspieler: er ist alles, nur nicht naiv.

2. Beethoven — Glanzpunkt der dritte Satz, der mittlere etwas bröcklig. Am besten liegt dem Mann der unvermeidliche

3. Bruch, den er stellenweise arg sentimental, aber mit herrlichem Ton und am »sachgemäßesten« spielt.

4. Zugabe: Vieuxtemps, Ballade und Polonaise, die Ballade herrlich, die Polonaise überhetzt und

vom Orchester (ich stand freilich rechts auf der Paukenseite) zugedeckt.

Hauptcharakteristikum des Herrn Ysaye: sehr starke Temposchwankungen, ritardanti und acceleranti, mir peinlich vor allem im Beethoven.

Schneevoigt sehr bei der Sache; nur im Beethovenkonzert und der Polonaise gelang es nicht immer, den Orchesterklang gehörig zu »verklären«. Der reine Louis, nicht wahr? — Ich hoffe also, heut' abend auf ein Stündchen zu kommen.

Ihr Cr.

Das Publikum »phrenetisch« entzückt.

Ähnlichen Charakter haben die meisten Briefe der nächsten anderthalb Jahre. Äußerungen über altdeutsche und altitalienische Kompositionen wechseln mit Bemerkungen über neueste Werke von Bruckner, Reger und Geringeren, mit »musikalischen Jugenderinnerungen« an Symphonien von Joachim Raff, Hermann Götz, Robert Volkmann. Dazwischen findet sich ein Gruß aus Baireuth, wo Crusius im August 1906 den »Ring des Nibelungen« und »Parsifal« hörte, oder ein freundschaftlicher Zuruf von einem kurzen Ausflug in die bayrischen Alpen.

Bedeutender ist ein langer Brief vom 2. September 1907 aus Schliersee, wo er mit den Seinen mehrere Jahre hintereinander die Sommerferien zubrachte. Diesmal war er zuerst noch mehrere Tage in Pertisau am Achensee gewesen. Meine Frau und ich machten indessen eine Fahrt durch Südtirol und Mittelitalien, verweilten einige Tage in Seis, besuchten unter anderm Viareggio, Pisa, Siena, Perugia und Assisi und kehrten über Wien zurück. Unterwegs las ich Verschiedenes von Rohde, die Streitschrift gegen Wilamowitz-Möllendorff und namentlich die »Psyche«, und gab im Anschluß an einen Brief meiner Frau dem Freunde, der mir diese Bücher für die Reise geliehen hatte, Rechenschaft von dem Eindruck, den ich von ihnen empfing. Bei höchster Bewunderung des Meisterwerks deutete ich doch auch da und dort gegenüber einzelnen Behauptungen Rohdes einen zaghaften Zweifel an; auch gegen die sprachliche Form, besonders die weitausgedehnten, bisweilen mit Nebensätzen allzusehr beladenen Perioden brachte ich leise Bedenken vor. Von solchen, wenn auch noch so bescheidenen Einwürfen wollte nun aber Crusius nichts hören; ausführlicher und eingehender als sonst antwortete er sogar mit philologischen Hinweisen auf Einzelheiten der »Odyssee« (Gesang 8, 15, 20 und 24), auf Demodokos, der vor den Phäaken die Überlistung des Ares und der buhlerischen Aphrodite durch Hephästos besingt, auf den Wahrsager Theoklymenes, der den Freiern das nahende Verderben verkündigt, auf die Ankunft der erschlagenen Freier in der Unterwelt, wo die Seelen Agamemnons und Achills ihnen begegnen.

Verehrte Freunde, Ihre Reisebilder erwidre ich mit einem kurzen Situationsbericht à la Strudelwitz: Kinder hier — die Frau in Leipzig — Mutter wünscht' es. Man vertreibt sich — Zeit mit Rudern und mit Steigen — abends Schwimmen — Damenreigen. Wie in Viareggio ist's freilich nicht, wo ein Bekannter von mir im August zu hausen pflegt; Verdi soll ja gesagt haben, daß er nur durch diese wundervolle Sonnen-Wasserkuranstalt so alt geworden sei. Aber wir haben ja Separatkonto; also wend' ich mich zunächst an Sie, gentile donna della nostra mente, wie Dante zu sagen pflegte. Sie müßten sich, ehe Sie nach Italien gehn, erst in Perti-sau und Schliersee gründlich trainieren; dann würde Ihnen da nicht so viel spanisch vorkommen! Daß die Italiener auf phantasievolles Essen einiges Gewicht legen, find' ich sehr löblich von ihnen: so ein fritto misto oder gebratene carcioffi sind ja ein Gedicht; Sie sollten nur unsre lediglich auf die brutalen drei Braten beschränkte Speisekarte ein paar Wochen verknusen müssen. Die Herrlichkeiten, die Sie gesehn haben, kenne ich fast durchweg noch nicht, nicht mal Assisi. Man muß sich was für's höhere Alter aufsparen.

Den Kindern geht's famos: das ist eben die naturgemäße Lebensweise, und die Gymnasialpaukerei soll dieser und jener holen — und das Staatsexamen dazu. Wie nimmt sich doch in großer Natur oder unter den Zeugen der Renaissancekultur so ein Professorengezänk à la Wilamowitz jammervoll aus — bei Rohde fühlt man sich wenigstens durch das Freundschaftspathos in eine reinere Luft gehoben.

Was Ihnen, lieber Freund, bei der »Psyche« auffällt, ist gerade das eigentlich Bedeutsame und Befreiende, womit Rohde der Überzeugung einer jüngern, gegen Lachmann und Georg Curtius scharf opponierenden Generation den klarsten Ausdruck gegeben hat. Schon Otfried Müller war auf ähnlichem Wege gewesen; aber der dicke »Wachtmeister«, der aus den Mannschaftsstuben der Berliner Kommißphilologie aufstieg, hatte alles vermufft und umnebelt. Die Schöpfer des Kerns der Homerischen Dichtungen standen — das glaub' auch ich — wirklich freier und heller da als Dante oder Milton. Es haben dann auch andersgesinnte Poeten An- und Einbauten in einem schwereren und dunkleren Stil gemacht, z. B. der geniale Schöpfer der Theoklymenos-Episode oder des letzten Buchs der Odyssee. Das waren Träger einer Reaktionsbewegung. Aber diese Überwindung des Wahns, dies Verscheuchen des Gespensterspuks ist die persönliche Tat der ältesten »freien Geister« Europas, zu denen sich, im Demodokosliede, sogar ein Vorläufer des Papa Wieland gesellte. Mir ist das immer Axiom gewesen.

Über Rohdes (und Kellers) Satzbau denk' ich etwas anders als Sie. Ich kann gar keinen un-

bedingten Vorzug in dem kurzatmigen Stil sehn, dem wir (auch ich) zu huldigen pflegen. Es kommt auf die Wucht des Inhalts, die Spannweite und einheitliche Organisierung der Anschauungen an auf der einen Seite; auf der andern muß die Fähigkeit vorhanden sein, dafür eine wohlgegliederte rhythmische Form zu finden. Ich glaube, daß das Rohde ebensogut gelungen ist wie Gottfried Keller oder H. v. Kleist — die Leseprobe bestehn gerade die breitesten Sätze nach meiner Erfahrung sehr gut. In den Erstlingsschriften, vor allem in der Polemik gegen Wilamowitz, finden sich (weniger als gleichzeitig bei Nietzsche) einige kleine Manieriertheiten; das »als welche«, worauf Frau Magdalis hinweist, ist direkter Import aus Schopenhauer.

Bei Nietzsche fällt mir eben ein: sehn Sie sich doch mal das letzte Heft der Ilbergschen Jahrbücher an! Da orakelt R. M. Meyer (hartes oder weiches Ei? ich weiß nicht) über den »Zarathustra«. Gar nicht übel; er hat einen sehr guten Magen.

Seit dem Mondsee, wo ich ein paar höchst idyllische Tage verlebt habe, schweigt die Musik gänzlich — gern hätt' ich in Viareggio oder Seis »Magdalene am Klavier« durch die Saiten meistern hören. Hier zupft man höchstens Zither oder Gitarre (auch ich hab's versucht). Aber eine großartige musikalische Bekanntschaft hab' ich gemacht in »Musikdirektor« Kaiser, dessen opus 333 die Musik zum letzten Dreherschen Volksstück ist! Er »komponiert« unmittelbar über uns. — Grüßen Sie mein liebes Wean, fünfundzwanzig Jahr ist's her. Ihr herzlich ergebner O. Cr.

Harmloser Scherz treibt sein Spiel in dem Sonett, das mir Crusius am Neujahrstag 1908 schickte. Ich hatte tags zuvor die vierte Klasse des bayrischen Michaelsordens erhalten, eine »Auszeichnung«, zu der man in höheren Beamten- und namentlich in Gelehrtenkreisen nur mit satirischem Lächeln Glück zu wünschen pflegte, die aber die notwendige Voraussetzung für jede weitere Ordens- oder Titelverleihung bildete. Crusius war mit demselben Orden vor einem Jahr bedacht worden. Im heitersten Übermut sang er mich nun an:

Laß Dir, o Freund, die Bruderhände reichen!
In jenen Orden bist Du aufgenommen,
Der allen Biedern, Arbeitsamen, Frommen
Im Lande Bayern dient als hehres Zeichen!

Oh, laß uns nie vom rechten Pfade weichen!
Noch sind wir beide nicht sehr weit gekommen ...
Schon manchen sah ich, der vor uns geklommen,
Der dritten Klasse Gipfel kaum erreichen.

Der hohe Himmel allererster Sterne,
Auch er — erreichbar, aber ach! so ferne,
Zugänglich nur den wen'gen Exzellenzen!

Doch hoffen darf der Biedre ohne Grenzen.
Drum greif' ich mächtig heut' in meine Leier:
Auch wir sind von dem Stamm der Biedermayer.
(Biedermayer mit ay an der Widenmayerstraße).

Natürlich dankte ich ihm sogleich mit Versen ähnlichen Kalibers. Solche Reimereien flatterten bei verschiedenen Gelegenheiten zwischen uns hin und her. Ziemlich regelmäßig gaben die Geburtstage in unsern beiden Familien dazu Anlaß; aber auch allerhand nüchterne Dinge der Alltagsprosa zierten wir auf diese Weise lustig aus. So stellte ich im Sommer 1908, nachdem bei Konzertbesuchen und andern gemeinsamen Gängen bald Crusius für uns, bald ich für ihn mitbezahlt hatte, in gereimten Versen zusammen, was wir füreinander ausgelegt hatten und was er mir am Ende der doppelten Rechnung noch schuldig war. Mit diesem Betrag übersandte er mir am 2. Juli 1908 gleichfalls Verse, durch die er sich zugleich für den Abend nach einer Doktorprüfung, bei der wir beide beteiligt waren, zum Klavierspiel ansagte:

Dank, teurer Freund und Sänger! Mahnend zieht
Mir durch den Sinn Dein anmutvolles Lied
Mit seinen Doppelchören
Unausgeglichner Posten (gänzlich neu
Ist diese Gattung, darauf möcht' ich schwören).
Damit verflicht sich, streng und regeltreu,
Ein Fugenthema — immer muß ich's hören,
Wie es beinah' zur Höh', ein andrer Sisyphus,
Empor sich schwingt und nimmer kommt zum Schluß.
Hier hast Du endlich, was Du kreditiert,
Und wenn Herr List sich nicht zu sehr blamiert
Sowie Madame es gnädigst konzediert,
Wird so nach Sechs die Fuge durchgeführt.

Im September darauf waren meine Frau und ich einige Wochen mit Frau Crusius zusammen in Paris. Der in München zurückgebliebene Freund neckte uns durch manche launige Bemerkung über den »kakophonen Dreiklang der siebenten Stufe«, der hoffentlich zwischen uns dreien nicht allzuoft zu hören sei (wir vernahmen ihn nicht ein einziges Mal), über die »Vorhalte und brummenden Orgelpunkte«, die wohl auch in unsrer Harmonie nicht fehlten, über die Schwierigkeit des dreistimmigen Satzes und dergleichen.

Er selbst trat erst im Frühling wieder eine größere Reise an, zum Archäologenkongreß in Kairo. Er besuchte zuerst zu Ende März und Anfang April Oberägypten und hielt sich dann länger in Kairo selbst auf, wo er mit vielen gelehrten Bekannten, besonders mit seinem alten Freunde Thaddäus Zielinski aus Petersburg zusammentraf. Auch hier waren ihm die musikalischen Eindrücke vor allem wichtig. Auf einer Postkarte sandte er uns die Skizze eines »Cri de Caire«, nach der Melodie eines ägyptischen Aus-

rufers entworfen, die ihm fast wie ein Scherzomotiv für Bruckner vorkommen wollte. Überhaupt wich ihm Bruckner, dessen Werke er im vorausgehenden Winter unermüdlich durchstudiert hatte, auch unterwegs nicht aus dem Gedächtnis. Hocherfreut war er, als ihm meine Frau auf dem Blatt eines Briefbogens die Anfänge aller neun Symphonien des österreichischen Meisters überschickte. Ausführlich schrieb er über das alles am 14. April 1909 aus Kairo:

Seit Ihr Blatt da ist, v(erehrte) Freundin, hab' ich die schönste »Kammermusik«: ich versuche abends, wenn ich unter dem Mückennetz Schutz gefunden habe, die eine oder andre dieser Brucknerschen Musen aus dem Anfang und den Fragmenten in meinem Gedächtnis zu rekonstruieren. Ich kann feststellen, daß mir das, seltsamerweise, am besten bei der ersten und bei der neunten gelingt, obgleich wir die ja am seltensten gespielt haben: da stehen a l l e Sätze im wesentlichen vor mir; bei den andern Symphonien entgleise ich. Von der E-Dur schrieb meine Frau sehr befriedigt; nur hatte sie — wie ihr Nachbar! — den Eindruck, daß das Publikum sich sehr langsam erwärmt hätte. Hier ist in musikalischen Dingen Wüste und Wildnis. Die rassige Negermusik, mit tonisch oft kaum bestimmbaren Elementen, paßt famos in das ganze Bild, Mondschein, schwarze Ruderer auf dem Nil, Kataraktrauschen und Mückenschwirren ... Dann gibt's eine Kreuzung Arabisch + schottischer Dudelsack, das ist ganz toll. Das allerschlimmste sind die grassierenden Drehorgeln, Grammophone und ähnliche Marterinstrumente, um die, leider, Araber und Beduinen die schönsten Teppiche und Felle hingeben: es ist wie die Schnaps- und Opiumpest und ähnliche schöne Dinge, die mit der »Kultur« sich steigern oder eindringen. Aber ganz entschieden muß Richard Strauß einmal hierher: als Gegenstück zu Hugo Wolfs italienischer Serenade könnte er, und er allein, eine ägyptische Symphonie schreiben. Ich habe auch les cris de Caire notiert, Motive für die Hauptsätze ... Eben läßt sich unten im Hof auch noch ein Ziehharmonikaspieler hören, ein Italiano, wie es scheint; nach allem, was man sonst hört, eine Leistung ... Sie sehn, verwöhnt wird man hier nicht.

Sonst werden Sie beide ja allerlei von meiner Frau gehört haben. Eine unglaubliche Fülle von Eindrücken hat sich da aufgespeichert; ich freue mich, daß jetzt einige ruhigere Tage kommen, nach Schluß des Kongresses, wo ich endlich mein eigner Herr bin und auf meine Weise selig werden kann. Freilich, jetzt wäre eigentlich Kairo erst recht zu erobern; das ist für den, der nicht nur »Archäologe«, sondern sozusagen auch Mensch ist, ein »weites Feld«.

Zielinski zieht heut nachmittag nach Oberägypten und sendet Ihnen beiden die schönsten Grüße; so gern ich noch länger mit ihm zusammengewesen wäre — ich bin froh, daß ich nicht in der zweiten Aprilhälfte nach Assuan und Luksor muß; während der letzten Märztage war es schon tropisch genug. Das Schöne hier in Kairo ist vor allem die Möglichkeit, sich in der fremdesten und seltsamsten Umgebung völlig frei und sicher bewegen zu können: die Pazifikation des Landes, das ist ein wirkliches und großes Verdienst der Engländer, die sonst, nach unserm Maßstab, hier vielfach, des business wegen, wie die Vandalen gehaust haben und noch hausen. —

Ich sehe eben, daß ich fast unhöflich flüchtig geschrieben habe; meine Frau meinte, ich schriebe die Briefe wohl auf dem Eselrücken — verzeihn Sie gütigst! Die Hast und Hatz, in der ich bisher herummanövrierte, steigert die alte Untugend zum Laster — wie ich, Ihre und Freund Munckers Zeilen vor Augen, doppelt schwer empfinde. Ihr getreuer O. Cr.

Am 24. reisen wir von Alexandrien ab, sind Ende des Monats ein paar Tage in Venedig, **ferma in posta.**

Den Zurückgekehrten begrüßte ich mit einigen scherzhaften Versen. Umgehend antwortete er darauf am 1. (richtiger 2.) Mai 1909:

In die Frost- und Nebelsphäre
Bin ich wieder eingezogen,
Und als ob's November wäre,
Kommt der Schlackerschnee geflogen.
Arme Herchen, ohne Kleider
Holt ihr euch den Rheumatismus,
Und der Brockenalte, leider,
Bleibt bei dem Anachronismus.
Selbst im Zimmer fühl' ich eben
Leichtes Prickeln vorn im Rüssel —
Ja, da hilft kein Widerstreben,
Schon im Anzug ist der Pfnüssel.
In dem Schädel, schwer und öde,
Fast erfrieren die Gedanken,
Und ich fürchte, ziemlich blöde
Werd' ich heute zu Euch wanken,
Meiner Gattin treu zur Seiten,
Ach, von jenem nur ein Schatten,
Der durch »ungeheure Weiten«
Schritt und ritt ohne Ermatten.
Dank für Eure warmen Worte,
Dank voraus für warme Zimmer,
Warmen Tee und Keks und Torte.
Ganz der Eure heut und immer.

O. Cr.

Wachsendes Brot

Nach einem Lichtbilde von G. Gerndt in Hamburg

Kastanienhain bei Heidelberg

Getuschte Federzeichnung (Nationalgalerie in Berlin)

Carl Fohr

Zum Gedächtnis eines Malers der Romantik

Von Dr. Paul Ferdinand Schmidt

Im Jahre 1823 erschien ein schmales Büchlein von Philipp Dieffenbach, betitelt: »Das Leben des Malers Carl Fohr«, das, weil es vergriffen war, im vorvorigen Jahre zur Erinnerung an den hundertsten Todestag des Künstlers neu aufgelegt worden ist. Ein feines und lesenswertes Buch, von rührender Liebe diktiert und mit der anmutigen Anspruchslosigkeit der Biedermeierzeit geschrieben. Aber wer war der Maler, dem es gewidmet ist, und dessen frühen Tod im Tiber zu Rom am 29. Juni 1818 es ergreifend beklagte? Wer kennt diesen hochbegabten Jüngling heute noch außer den wenigen, die sich eingehender mit der Kunst der deutschen Romantik befaßt haben? In der Jahrhundert-Ausstellung zu Berlin 1906 waren zwei Gemälde von ihm zu sehen. Aber es sind nicht einmal diese einzigen von ihm erhaltenen Bilder, die uns seine Wesensart recht vermitteln können. Die reiche Hinterlassenschaft seiner Zeichnungen und Aquarelle ist in den Kupferstichkabinetten von Frankfurt, Berlin, Dresden, Darmstadt, Heidelberg zerstreut; und wie viele Kunstfreunde konnten sich um sie kümmern? So kommt es, daß einer der reichsten und formvollendetsten Landschaftskünstler der deutschen Romantik der Öffentlichkeit fast völlig unbekannt geblieben ist, und es wäre an der Zeit, ihn wenigstens in guten Wiedergaben dem deutschen Volke näherzubringen, wie das in der Tat im Anschluß an die Neuherausgabe von Dieffenbachs Fohr-Biographie beabsichtigt, aber durch die Ungunst der Zeiten noch immer hintangehalten ist.

Einen kleinen Beitrag zum Bilde von Carl Fohr, dem deutschen Romantiker der Landschaft, sollen diese Zeilen bringen. Sein Wesen erschöpfen können und wollen sie nicht; wer mehr über ihn wissen will, sei auf des Verfassers Vorwort zu der Neuausgabe von Dieffenbachs Buch verwiesen.

Fohr bildet mit Runge und Caspar David Friedrich den großen Dreiklang der ersten Blütezeit deutscher Landschaftskunst; alle drei dem Gedächtnis der Deutschen fast für ein Jahrhundert entschwunden, verdrängt von späteren Künstlern, deren Dasein sich besser bemerkbar machen konnte: gehören doch wenigstens Runge und Fohr zu den Frühgestor-

Pfarrhaus zu Gronau im Jahre 1814 Federzeichnung (Nationalgalerie in Berlin)

Hirschhorn am Neckar Aquarellierte Federzeichnung (Städelsches Institut in Frankfurt a. M.)

benen unter den Romantikern, die sich nicht vollenden durften, und deren hinterlassenes Werk daher wie ein Torso erscheint, da es zum größten Teil aus Fragmenten, Studien und Anfängen besteht, die nicht geeignet sind, zur Kenntnis weiter Kreise zu gelangen. Und doch entfaltet gerade das Fragmentarische solchen Schaffens für den Kenner des wahrhaft Künstlerischen die höchsten Reize; das Werden und Wachsen einer Künstlerpersönlichkeit erleben wir in ihnen aufs lebendigste selber mit, und mit Schmerz müssen wir uns in den Gedanken fügen, daß ein so vielversprechendes Genie vor seiner Vollendung in der ersten Blüte des Lebens von einem ungerechten Schicksal dahingerafft worden ist.

Während Runge und Friedrich, beide als Pommern, das schwerblütige norddeutsche Wesen auch in ihrer Kunst verkörpern, ja Friedrich gerade der norddeutschen Melancholie und der Poesie des Nebels in seinen schwermütigen Bildern zum Ausdruck verholfen hat, erwuchs in Fohr dem sonnigen Süden der Darsteller einer heiteren und elastischen Lebensbejahung.

Am 26. November 1795 in Heidelberg geboren, verbrachte Fohr seine Jugend in jener glücklichen Landschaft des Oberrheins, am Neckar und an der Bergstraße, die eine künstlerisch empfindende Seele von selber zu einem lebensfrischen Frohsinn führen. Trübe Tage blieben ihm nicht erspart; aber vor drückender Sorge bewahrte ihn vom ersten Erwachen seiner künstlerischen Begabung an die treue Sorge einiger höhergestellter Freunde, vor allem der Prinzessin Wilhelmine von Baden-Durlach, die ihm von 1813 an eine feinfühlige und liebevolle Gönnerin war; die ihm reizende Sommerreisen in den Schwarzwald, das Studium der Münchner Akademie und eine Tiroler Wanderung ermöglichte und ihn schließlich 1816 nach Rom schickte, dem Ziel seiner, der Sehnsucht aller damaligen deutschen Künstler, die allein in der ewigen Stadt

Pflanzenstudien (Akelei u. a.) Aquarellierte Bleistiftzeichnung (Städelsches Institut in Frankfurt a. M.)

Bei Innsbruck. 1815 Aquarellierte Federzeichnung (Städelsches Institut in Frankfurt a. M.)

glaubten ihre künstlerische Befriedigung und Vollendung finden zu können.

Dort hat er nicht ganz zwei Jahre gelebt und sich rasch zu der ihm bestimmten Voll-

Wolkenstudie Aquarellierte Federzeichnung (Städelsches Institut in Frankfurt a. M.)

Stadt am Alpenfluß (Trient?). 1815 Aquarellierte Federzeichnung (Nationalgalerie in Berlin)

endung entwickelt, unter der einsichtigen Leitung des »alten Koch«, des berühmten Originals und trefflichen Landschaftsmalers, der in den letzten Jahrzehnten bei uns endlich auch zu seinem verdienten Nachruhme gekommen ist. Mitten in der glänzenden Entwicklung, da er selbst, der Bescheidene, erst Zweiundzwanzigjährige, gestehen darf zu hoffen, demnächst den Meister Koch in seiner Landschaft übertreffen zu können, inmitten eines wachsen-

Römisches Brunnenhaus Federzeichnung (Städelsches Institut in Frankfurt a. M.)

Baumgruppe

Sepiatusche (Städelsches Institut in Frankfurt a. M.)

den Ruhmes und der nahen Aussicht, vom Kronprinz Ludwig von Bayern in seine neu aufblühende Kunststadt München an der Seite des großen Cornelius als führender Geist gezogen zu werden, setzt ein sinnloser Tod dem schönsten, beglückendsten Dasein ein Ende. Beim Baden im Tiber, an einem schönen Sommerabend, zog ihn der Strudel in die Tiefe, vor den Augen treuer Freunde, die ihn nicht retten konnten. Vielleicht aber darf es auch von ihm heißen: wen die Götter lieben, dem senden sie einen frühen Tod vom Himmel.

Als Knabe schon dem unwiderstehlichen Drange zum Zeichnen hingegeben, wozu ja die herrliche Umgebung seiner Vaterstadt Heidelberg ein Kind mit offenen Augen von selbst locken mußte, kam Fohr früh in den Unterricht eines alten Routiniers aus dem 18. Jahrhundert, bei dem er die schematische Auffassung der holländischen Schule erlernte; wo es weniger auf ein lebendiges Erfassen der Natur als auf die Korrektheit in der Wiedergabe der »Gründe« und des »Baumschlages« ankam, die nach uraltem Rezept, nach dem Vorbild der toten Holländer wie Saftleven und Ruysdael, ohne Gefühl auswendig gelernt wurde. Fohr aber, der das Sinnlose einer solchen Methode rasch einsah, suchte sich sehr bald davon zu befreien; selbständig, durch eignes Studium vor der Natur, wie er denn stets sein ganzes kurzes Leben hindurch sich selber das Beste und Eigenste zu verdanken

Oliven — Federzeichnung (Städelsches Institut in Frankfurt a. M.)

hat und nicht andern, weshalb ihn auch Dieffenbach mit Recht einen wahren »Zögling der Natur« nennt.

Man kann an den vielen Studienblättern, die sämtlich das Darmstädter Kupferstichkabinett beherbergt, stufenweise den Fortschritt zur Wahrheit der Naturbeobachtung erkennen; kann dann, als ihn Issel einst am Neckar zeichnend entdeckte und zum besseren Studium nach Darmstadt brachte, den wohltätigen Einfluß einer freieren Umgebung und ihrer Bildungsmöglichkeiten in dem Anwachsen seiner Stoffe und ihrer immer freieren Bewältigung beobachten, wie zur bloßen Landschaft das Figürliche tritt und dann der Schritt zum Historischen und Romantischen getan wird. Doch bleibt Fohr zeitlebens in erster Reihe Landschafter, und seine Figurenstudien dienen ihm nur dazu, die Gefilde seiner Phantasie zu beleben und ihren räumlichen Wert sinnfällig auszumessen. Das unterscheidet ihn vor allem von Koch, dessen Staffage eine maßgebende Bedeutung hat und für sich etwas Besonderes, eine historische Szene darstellt, deren Sinn in der heroischen Auffassung der Landschaft widerklingt; während bei Fohr die schön bewegten Gestalten seiner deutschen und römischen Landleute nichts sein wollen als ein Teil der Natur selber und von sich keine andre Historie berichten, als daß sie da sind und sich ihres Lebens freuen. Darum wirken Fohrs Landschaften, seien es Ölgemälde,

Rocca Canterano bei Subiaco — Aquarellierte Federzeichnung (Nationalgalerie in Berlin)

Aquarelle oder schlichte Federzeichnungen, stets so natürlich und unschuldig, so voll erquickender Harmonie auf uns wie die Natur selber. Obwohl sie das Gegenteil von naturalistisch, vielmehr mit Bedacht und gefühlter Rhythmik komponiert sind.

So gehören zu seinen reizvollsten Werken die Federzeichnungen aus der Umgebung von Baden-Baden, die er seiner Gönnerin Wilhelmine von Baden-Durlach verehrte, und die sich heute in Darmstadt befinden; voll inniger Zartheit der Empfindung und mit einem Gefühl für den Ausdruckswert der Linie, die echt deutsch ist und an unsre großen Meister des 16. Jahrhunderts erinnert. Fohr hat aber niemals in den Formen der alten Gotiker gearbeitet, obwohl er sie gut kannte. Das Gefühl für den plastischen Wert der Form und des Umrisses war ihm angeboren. Darum wirken auch seine Teilzeichnungen, vor allem seine Baumstudien, in dem unerhörten Reichtum der Durchbildung hinreißend als Schöpfungen einer liebenden Seele, die die ganze Natur umspannt und mit gleicher Andacht vor dem kleinen Gräschen weilt wie vor der Weltweite eines Alpentales oder der römischen Sabinerberge.

Dieses kosmische Gefühl läßt Fohr niemals in Kleinheit und Tüftelei verfallen, wie es anderseits ihn befähigt, die Größe einer Landschaft, wenn es erforderlich war, in wenigen Strichen zu umreißen, mit wenigen Farbenflächen charaktervoll darzustellen. Das zeigt er schon in vollendeter Meisterschaft bei den aquarellierten Federzeichnungen seiner Tiroler Reise von 1815, wo das Räumliche mit einer ganz erstaunlichen Sicherheit beherrscht ist und die Figuren sich als Bewegtes in den Rhythmus der Bodenwellen einordnen. Von der Schönheit der Farbe muß man sich vor den Originalen selbst überzeugen. Sie ist saftig und frisch und auf einen reinen Klang von grün und blau abgestimmt, ohne alle Buntheiten und Härten, die die Bilder seiner Zeitgenossen oft so schwer genießbar machen. Und dabei hat Fohr in dem Zeitraum von vielleicht vier Wochen während einer ununterbrochenen Wanderschaft über den Brenner nach Verona und Venedig und zurück über Salzburg nach München u. a. 70 große farbige Landschaftszeichnungen bewältigt. Freilich ist von diesen schönen Blättern kaum eins fertig geworden. Wie er ging und stand, hat er sie eingepackt, mitten in der Arbeit. Aber dies tut ihrer Einheitlichkeit und Schönheit keinen Abbruch; was fehlt, ergänzt man leicht. Ja, gerade die-

ses Fragmenthafte gibt eine Frische und Treffsicherheit des Augenblickes und seiner Stimmung, die hinreißend wirkt. Dabei ist hier nichts von dem Impressionistischen der Momentwirkung; die sorgfältige Zeichnung wird, nach dem innersten Bedürfnis des Künstlers, den großen Formen der Bergwelt mit überzeugender Treue gerecht.

Die stilistische Beschränkung seiner Zeit scheint wenig Einfluß auf Fohr ausgeübt zu haben. Von der Kinderkrankheit der romantischen Sentimentalität hat er sich sehr rasch befreit, und nur seine Figurenentwürfe, die nicht das Stärkste an ihm sind, behalten lange etwas Süßliches und Herkömmliches. Seine Landschaft aber steht jenseits aller Zeitbedingtheit. Sie ist nicht idyllisch noch heroisch, nicht klassizistisch und kaum romantisch zu nennen. Sie ist ein Gewächs reiner Anschauung, naiv und stark wie die Natur selbst. Er findet seine nächste künstlerische Verwandtschaft tatsächlich bei Dürer und Altdorfer. Natürlich gibt es auch bei ihm Vorläufer und künstlerische Ähnlichkeiten in der vorhergehenden und gleichzeitigen Kunst. Aber da er von Anfang an fest und unbeirrt seinen eignen Weg ging, so hat er seine jüngeren Zeitgenossen weit stärker beeinflußt, als auf ihn eingewirkt worden ist, und man kann ihn wohl als das Haupt der ersten romantischen Landschafter betrachten. Künstler wie Horny, Schnorr, Olivier und Ludwig Richter haben maßgebende Eindrücke von ihm empfangen.

In Rom ist seine Kunst wohl in Ruhe ausgereist. Er kam eigentlich schon als ein in sich Gefestigter dorthin, so jung er war. Vielleicht wäre es ihm später ergangen, wie es Ludwig Richter ergangen ist, der seine selbständige Art nicht in Italien fand, sondern viel später erst in Deutschland. In Öl begann er schon in München zu malen, aber die beiden einzigen Gemälde, die sich erhalten haben, stammen aus seinen letzten Jahren in Rom. Er durfte das von Passavant bestellte (und jetzt im Städelschen Institut in Frankfurt a. M. befindliche) »Tivoli« im Atelier und unter väterlicher Beihilfe von Jos. Anton Koch malen. Cornelius soll ihm die Figuren hineingesetzt haben. Was aber wichtiger ist: er hat hier und in seinem letzten, nicht beendeten Gemälde der »Romantischen Landschaft« mit einer rein malerischen Ausführung mindestens in einzelnen Teilen der Entwicklung der deutschen Kunst weit vorausgegriffen.

Denn diese Bilder sind nicht mehr heroische Landschaften, wie die des alten Koch: sie stammen noch aus seiner Schule, aber ihre Auffassung ist romantischer und zugleich treuer in der malerischen Andeutung der Materie. Das Beste, was die deutsche Romantik geben konnte, strahlt uns aus ihnen entgegen: eine feurige Naturliebe und eine klare Erkenntnis der Form, der raumbeschreibenden Linie; eine Durchgeistigung der Materie und ein sittlicher Ernst, der mit seinem Schwung über das bloß Gegenwärtige, zeitlich Bedingte auch in der Erdenschönheit hinausweist zu dem alten Ideal der Deutschen, der blauen Blume der Romantik.

Alte Veteranen bei einer Bestattung

Veteranen sah ich Leides tragen
Hinter einem schwarzen Totenwagen.

Einer trug die Fahne, rot vor Würde.
Ach, er schritt ganz schief von seiner Bürde.

Regen troff auf ihre hohen Hüte;
Doch sie lächelten in welker Güte.

Kalter Regen stürmte ohne Ende;
Doch sie ballten tapfer ihre Hände.

Horch — da schlugen Glocken an und sangen:
Wieder einer ist dahingegangen.

Und die Klänge klagten auf und sanken
Tief hinab in Herzen und Gedanken.

Schweigend blickte jeder vor sich nieder.
Einer hob sein Tüchlein an die Lider.

Und in aller Augen stieg ein Fragen:
Wann, wann fährst du wohl auf diesem Wagen?

Karl Lieblich

Schmückung der Braut im Wertheimer Spessart

Braut- und Jungfernkronen

Von G. S. Urff (Hanau)

Zum Schmuck einer Bauernbraut gehört so mancherlei, was die Stadtdame als Schmuck entschieden ablehnen würde. Sitte und Herkommen haben da so manches eigenartige Zierstück geschaffen, an dem man festhält durch die Jahrhunderte hindurch. Ganz besonders gilt dies für die Gegenden, wo die Volkstrachten noch heimisch sind. Da schreitet die Mode nur sehr langsam fort. Kleider und Schmuckstücke vererben sich von den Eltern auf Kinder und Kindeskinder. Wohl kommen neue Schmuckstücke hinzu, aber sie werden gewöhnlich genau nach den alten Mustern gearbeitet.

Das, was dem Bauernmädchen als ein hervorragender Schmuck gilt, entlockt vielleicht der vornehmen Bürgerstochter nur ein mitleidiges Lächeln. Aber wer will entscheiden, wer von beiden im Rechte ist? Der Geschmack ist bekanntlich höchst wandelbar. Es gab eine Zeit, da prunkten auch die Bürgerfrauen in ganz ähnlichen Gewändern und Zierstücken, wie sie die Volkstrachten noch heute aufweisen. So ist z. B. der »Stecker«, der den Zweck hatte, zwischen die beiden vorn weit auseinanderklaffenden Brustteile des Mieders eingesteckt zu werden, und der im 15. und 16. Jahrhundert nicht nur in ganz Deutschland, sondern auch in fast allen andern europäischen Ländern zu finden war, in der Volkstracht noch heute vorhanden, mag er auch jetzt den wenig schönen Namen »Brustlappen« führen.

Das vornehmste Prunkstück einer Bauernbraut ist in vielen Gegenden noch heute die **Brautkrone**. Dieses Zierstück kann auf eine lange Vergangenheit zurückblicken und verdient deshalb wohl, daß wir es uns etwas genauer ansehen.

Die Gestaltung der Kronen ist so mannigfaltig wie die Volkstracht selbst, so daß jedes auch noch so kleine Trachtengebiet seine besondere Form aufweist. Trotz der so verschiedenartigen Gestalt ist der Ursprung der gegenwärtig noch in Gebrauch befindlichen Kronen wahrscheinlich überall derselbe. Sie stammen vermutlich alle aus dem Slawischen und sind deshalb überall dort zu finden, wo sich in Deutschland der slawische Einfluß bemerkbar gemacht hat. Und das ist ja fast überall in Deutschland der Fall, bis in die entlegensten Schwarzwalddörfer hinein. Gerade hier nahmen die Kronen eine solch umfangreiche Form an, daß man ihnen mit Recht die Bezeichnung »Kübeleshäubchen« beilegte.

Mag so die gegenwärtige Form slawisch sein, so ist doch die Sitte, Jungfrauenkronen zu tragen, bestimmt schon im frühen Mittelalter in Deutschland üblich gewesen. Sie ist wahrscheinlich auf den Einfluß der Kirche zurückzuführen. Schon in

der Bibel ist ja von der »Krone der Jungfräulichkeit« die Rede. Die christliche Kirche schuf auf Grund dieser Bemerkung ein sinnfälliges Zeichen, das den unbescholtenen Jungfrauen als ein Ehrenzeichen gelten sollte. So ist der Brauch der Jungfrauenkronen in allen christlichen Ländern zu finden, er ist also international. Es gab eine Zeit, da gehörte die Krone zur Festkleidung eines jeden achtbaren jungen Mädchens. Noch heute finden sich im Schwarzwald einige Gemeinden, wo die jungen Mädchen allsonntäglich mit der Krone zur Kirche gehen. Hieraus erklärt sich auch der Brauch, daß in manchen Gemeinden, wo die Beschaffung der Krone für den einzelnen zu kostspielig werden würde, die Kirche Eigentümerin der Kronen ist und sie an die jungen Mädchen ausleiht.

Wie die kirchliche und die höfische Sitte, so ist auch die Sitte der Jungfrauenkronen zuerst vom Westen zu uns gekommen. Wir erkennen dies an der noch heute allgemein üblichen Bezeichnung »Schapel«. Dieses Wort, aus dem altfranzösischen »chapel« übernommen, entspricht dem neufranzösischen »chapeau« und stammt von dem mittellateinischen »capellus«, der Verkleinerungsform von »capa« = Mütze. Daß die Schapel schon im frühen Mittelalter in Deutschland gebräuchlich waren, lehrt uns der »Parzival« des

Mädchen mit Kübeleshäubchen bei St. Georgen im Schwarzwald

Mädchen mit Kübeleshäubchen bei St. Georgen im Schwarzwald

Wolfram von Eschenbach. Hier lesen wir (Buch V, Str. 232): »daz wâren juncfrouwen clâr / zwei schapel über blôziu hâr / blüemîn was ir gebende.« (Es waren herrliche Jungfrauen, zwei Schapel auf dem bloßen Haar, aus Blumen bestand ihr Kopfschmuck.) Die Jungfrauen trugen also das Schapel auf dem bloßen Haar. Damals kam es auch vor, daß Frauen ein Schapel trugen. Sie mußten es dann aber auf ihr »Gebende«, eine Art Haube, setzen. Selbst Männer schmückten sich wohl bei festlichen Gelegenheiten, besonders beim Tanz, mit dem Schapel.

Aus einer andern Stelle im »Parzival« ergibt sich noch genauer, was unter »Gebende« zu verstehen ist. Buch IV, Str. 202 lesen wir: »des morgens sie ir houbet bant«. Das heißt: sie umwand ihren Kopf mit Bändern, die zum Teil herunterhingen und vor dem Kinn zusammengebunden wurden. Das Küssen wurde dadurch wohl ziemlich erschwert. Bei der Begegnung des Königs Etzel mit Krimhild erfahren wir, daß sie erst ihre Bänder emporheben mußte, ehe die Zeremonie des Küssens vor sich gehen konnte. Durch das Gebende unterschied sich die Frau in ihrer Kleidung am auffälligsten von der Jungfrau. Zum letzten Male an ihrem Hochzeitstage durfte die Braut die Krone tragen. Auf feierliche Weise wurde ihr nach der Trauung die Krone abgenom-

Weißes Schapel aus dem badischen Kinzigtal

men und das Gebende aufgesetzt, wodurch sie in den Kreis der verheirateten Frauen aufgenommen wurde.

Auch die Sitte, das Haupthaar durch Haube und Bänder zu verhüllen, ist wahrscheinlich eine ursprünglich kirchliche Vorschrift. 1. Korinther 11, Vers 5 und 6 lesen wir: »Ein Weib, das da betet oder weissaget mit unbedecktem Haupt, die schändet ihr Haupt, denn es ist ebensoviel, als wäre sie beschoren. Will sie sich nicht bedecken, so schneide man ihr auch das Haar ab. Nun es aber übel steht, daß ein Weib verschnittene Haare habe oder beschoren sei, so laßt sie das Haupt bedecken.« Mögen wir heute diese Vorschrift nicht mehr verstehen, so ist sie doch da, und die alte Kirche hielt streng darauf, daß sie erfüllt wurde. In der Volkstracht kommt sie noch heute genau zur Durchführung. Die Bedeckung des Haupthaares ist meist eine so vollständige, daß auch nicht ein einziges Härlein unter der Haube sichtbar wird. Hier und da besteht sogar die Sitte, die Haare, die sich etwa vorwitzig unter der Haube hervordrängen sollten — auszureißen. Bei den Kranzjungfrauen waren die kirchlichen Vorschriften für die Haarbedeckung weniger streng. Trotzdem finden sich einzelne Trachtengebiete, in denen wenigstens die Stirnhaare durch breite bunte Bänder sorgfältig verdeckt werden, ehe den Mädchen die Krone aufgesetzt wird.

Das Schapel selbst besteht fast überall aus künstlichen Blumen, Flitter, Glaskugeln, Metallstückchen u. dgl. Die Ausführung aber ist sehr verschieden; auch Umfang und Gestalt wechseln sehr. Bald gleichen sie großen bunten Kübeln, wie die schon erwähnten »Kübeleshäubchen« der Schwarzwälderinnen bei St. Georgen, bald sind sie so klein, daß sie gleich einem Zierat auf der Haube befestigt werden. In den Schwarzwalddörfern hat fast jedes bessere junge Mädchen sein Schapel und ist nicht wenig stolz darauf. Zu dieser Krone gehört ein umfangreicher weißer Kragen in Form der alten »Mühlsteinkröse«, steif gestärkt und in viele kleine Falten gelegt. Das in zwei Zöpfe geflochtene Haar hängt lang über den Rücken herab. Glänzende Seidenbänder in lebhaften Farben sind in die Zöpfe eingeflochten. Vorn über der Schürze liegen lange silberne Ketten, mit Bändern behängt und mit kleinen blinkenden Spiegeln durchsetzt. Es ist dies noch ein Anklang an den früher allgemein gebräuchlichen Brautgürtel. Nach hinten fallen vom Schapel aus über den Nacken zahlreiche bunte Seidenbänder herab. Die meisten von ihnen sind in halber Länge wieder nach oben emporgenommen. Die Gutacher Krone ist nicht ganz so umfangreich. Für den geringeren Umfang entschädigt aber ein um so größerer »Hang« aus Bandschleifen und Perlen, der lang über den Rücken herunterfällt.

Mädchen mit Brautkrone im Wertheimer Spessart

Mädchen mit Jungfernkronen im Wertheimer Spessart

Auch bei dieser Tracht ist der Brautgürtel noch deutlich erkennbar.

Noch zierlicher als im Gutachtale wird der Schapel in dem nahen Kinzigtale getragen. Er wird kurz als »weißer Schapel« bezeichnet. Seinen schönsten Schmuck bilden die zahlreichen Glasperlen, von denen die bläulichen und weißen in der Überzahl sind.

Einen sehr imposanten »Kranz« finden wir auch im Spessart, in der früheren Grafschaft Wertheim. Es ist ein großer Aufbau aus künstlichen Blumen, Flittern usw., der mit breiten bunten Bändern um das Haar geschlungen und auf diese Weise befestigt wird. Nach hinten hängen die Bänder lang über den Rücken. Der Hals ist dicht umwunden mit schwarzen Wollschnüren, dem »Pudel«. Nicht nur die Braut, sondern sämtliche junge Mädchen tragen die gleiche Krone. Durch ihren Anzug ist die Braut von den Jungfern überhaupt nicht zu unterscheiden. Oft trägt die Braut das weiße Brusttuch über der Jacke, während bei den Mädchen die schwarze Jacke über das Tuch geknöpft wird. Doch ist dies nicht strenge Regel. Ein kleines, zierliches Schapel tragen die Mädchen im Kreise Kirchhain in Hessen. Sie setzen es nicht unmittelbar auf das Haar, sondern sie befestigen es seitwärts an der Haube. So gleicht es einem Krönchen, besteht es doch aus einem dreifachen Reifen aus Glasperlen und einem Büschel künstlicher Blumen, Federn, Flittern usw.

Junges Mädchen mit kleiner Jungfernkrone aus dem Kreise Kirchhain in Hessen

Etwas weiter nordwärts gelangen wir in die Schwalm, das gelobte Land aller Trachtenforscher und Volksfreunde, - denn dort scheinen Moden und Sitten um mindestens ein Jahrhundert hinter dem übrigen Deutschland zurückgeblieben zu sein. Es

Taufpatinnen mit Kronen im Amte Hüttenberg bei Gießen (Oberhessen)

ist in der Tat bewundernswert, mit welcher Zähigkeit der Schwälmer Bauer an den überlieferten Bräuchen festhält. Man hat ja wohl überall in der Schwalm Gelegenheit, dies festzustellen, aber doch nirgend so gut wie auf einer Schwälmer Hochzeit. Da finden sich Vorschriften und Bräuche, die ihren altheidnischen Ursprung noch unverkennbar an sich tragen. So ist es z. B. mit der Trauungszeit, die immer auf einen Sonntag um 11 Uhr vormittags festgesetzt wird, also zu der Zeit, da der Lichtgott seine Kraft am stärksten auf die Erde wirken läßt; so mit der Beglückwünschung des jungen Ehepaares, die immer unter freiem Himmel, und zwar an der Tür des Hochzeitshauses stattfindet; so mit dem Schnapsglase, das die junge Frau rücklings über die Schulter wirft, und aus dessen Scherben man eine glückliche Ehe voraussagt.

Die Schwälmer Braut trägt natürlich auch ein Schapel. Freilich nicht in einer Dauerform, die von einem jungen Mädchen auf das andre vererbt werden könnte, sondern der Schmuck wird für jede Braut besonders hergerichtet. Es gehört die ganze Engelsgeduld eines Schwälmer Bauernmädchens dazu, um die Prozedur des Brautschmuckes über sich ergehen zu lassen.

Wir hatten uns schon frühzeitig im Hochzeitshause eingefunden. Auf unsre Frage nach der Braut hieß es: »Sie wird angezogen.« Also ins Ankleidezimmer, das für jeden der Gäste offen stand! Da saß sie nun, die Königin des Tages, und ließ die Näherin schalten und walten. Gerade war die Ankleidefrau damit beschäftigt, lange und breite Seidenbänder (»Schnür«) zu einer Krone zusammenzufalten und in dem Haar auf dem Scheitel zu befestigen. Zu beiden Seiten der Krone wurden dicke Bandbüschel angeheftet. In die Mitte der Bandkrone kam noch ein Strauß von Glasperlen und Flittern, und dann wurde nach hinten der »Hang« angebracht. Auch dieser bestand aus vielen Einzelbändern, die genau nebeneinandergelegt und durch Stecknadeln festgeheftet wurden. Länger als zwei Stunden dauerte es, bis die Braut fertig eingekleidet war. Aber sie selbst fand es ganz in der Ordnung, und das Glück leuchtete ihr aus den Augen. Pünktlich um 11 Uhr ging dann der Zug zur Kirche. Alsbald nach der Rückkehr wurde der Braut das Schapel ohne viel Umstände abgenommen. Alle die vielen hundert Stecknadeln wurden wieder herausgezogen, und der ganze kunstvolle Aufbau löste sich in eine Reihe von Bändern auf, die, sorgfältig geglättet, in die Truhe gelegt wurden, um bei günstiger Gelegenheit wieder von neuem zur Zierde der Besitzerin ans Tageslicht geholt zu werden.

Bei den Schwälmer Brautmädchen ist das Schapel so ziemlich aus der Mode gekommen. Sie begnügen sich heute meist mit dem »Brett«, einem Nackenschmuck, ähnlich dem am Schapel angebrachten »Hang«, aber in lebhafteren Farben gehalten. Auch das »Brett« besteht aus einer Reihe

Die Schwälmer Braut wird geschapelt

bunter Bänder, die mit Stecknadeln nebeneinander geheftet werden, derart, daß sie nach unten breit auseinandergehen und ein stumpfwinkliges Dreieck bilden. Über den stumpfen Winkel hinaus ragt noch ein Halbrund, das mit Goldrosetten und Sternen verziert ist. Die Nähte der unteren Hälfte des »Brettes« werden mit Gold- und Silberbändern überdeckt. Getragen wird das »Brett« so, daß sich der untere, größere Teil zwischen den Schultern ausbreitet, während das kleinere Halbrund sich über den Hinterkopf legt. —

Eine ziemlich weite Reise nach Norden, durch Gebiete, in denen jede Spur einer Volkstracht

Gebretterte Schwälmerin auf einer Hochzeit

längst verschwunden ist, führt uns in ein hochinteressantes Trachtengebiet, das vormalige Fürstentum Schaumburg-Lippe. Namentlich in dem Ostteile des Ländchens hat sich alte Sitte und Tracht noch treu erhalten. Da darf auch die Brautkrone nicht fehlen. Der »Kranz« der Schaumburgerinnen ist ein walzenförmiges Gebilde von bunten Glaskugeln und künstlichen Blumen, kleinen Spiegeln und andern Zieraten von etwa 25 Zentimeter Höhe und gleicher Breite. Den oberen Abschluß bildet ein Boden aus rotem Tuch mit einer Stickerei in Form eines Sternes. Braut und Brautjungfern tragen die gleiche Krone. Die besondere Auszeichnung der Braut besteht nur in langen und breiten Seidenbändern, die von dem unteren Rande der Krone aus über Rücken und

Braut mit Brautjungfern im Bückeburgischen

Brust herabfallen. Die Bänder sind mit Goldfäden und Seide reich bestickt, auch kleine Spiegel sind in gewissen Abständen auf die Bänder aufgenäht; schwere Goldfransen bilden den Abschluß. Die Brautjungfern haben ähnliche Bänder, doch

Braut mit Brautjungfern im Bückeburgischen

sind sie am Schürzenbunde befestigt und fallen über die Schürze bis zum Rockrande hernieder. Die übrige Kleidung entspricht natürlich der schon in diesen Schmuckstücken zum Ausdruck gelangenden Farbenfreude. Da ist das mit kostbarer Seiden- und Metallstickerei versehene »Brüstchen«, das vorn auf das Mieder aufgesteckt wird, da ist die große, mit Blumenmustern bestickte Schürze, das mit Flittern und Seide benähte Schultertuch, der große, blendend weiße, in Falten gelegte Kragen, die goldgelb schimmernde Krallenkette mit mächtigem Silberschloß, das silberne Brustschild, da sind die perlengestrickten Vorärmel, nicht zu vergessen der leuchtend rote Rock und das buntfarbige Krallentuch, das hinten im Nacken an der Bernsteinkette befestigt wird. Alles genau nach Vorschrift und Herkommen.

Wie die Kleidung, so ist auch der ganze Verlauf einer bückeburgischen Hochzeit genau vorgezeichnet bis auf den Speisezettel, der noch dieselben Speisen aufweist, wie sie schon vor mehr als hundert Jahren auf die Festtafel gebracht wurden. Viele kostbare Speisen finden wir da vertreten, nur nicht die — Kartoffel. Uralt ist die feierliche Einholung der Braut, das Verhandeln mit dem Bräutigam, ob er seine Zukünftige auch gut behandeln werde und ihr vor allem gut zu essen geben wolle. Zunächst scheinen die Aussichten nicht sehr verlockend. »Trocken Brot und Wasser« melden die abgesandten Brautführer in den vor dem Hause haltenden Brautwagen zurück. Damit will sich die Braut nicht zufrieden geben. Sie droht umzukehren, falls nicht bessere Bedingungen erzielt werden. Schnell wenden die Botschafter ihre Pferde und unterrichten den Bräutigam von dem Eindruck seiner Antwort. Der Bräutigam verspricht nun allmählich mehr, aber immer noch nicht genug, bis sich endlich die Braut bei dem in Aussicht gestellten »Kuchen und Wein« zufrieden gibt und in das Gehöft, das ihre zukünftige Heimat sein soll, ihren Einzug hält.

Sicherlich ist auch in den übrigen deutschen Trachtengebieten die Brautkrone noch nicht gänzlich ausgestorben, doch scheint sie im allgemeinen recht selten geworden zu sein. Nicht mehr gebräuchlich ist sie in dem früher an Volkstrachten so reichen und wichtigen Altenburger Lande. Bei der wendischen Bevölkerung an der Spree und an der Oder ist sie gewiß noch zu finden, desgleichen in den nordöstlichen deutschen Ländern. Doch sind mir diese Trachtengebiete aus eigner Anschauung in neuester Zeit nicht bekannt, und ich kann deshalb über den gegenwärtigen Stand der alten Volksmode in jenen Gebieten nicht berichten.

Sämtliche diesem Aufsatz beigegebenen Abbildungen stammen aus allerneuester Zeit. Sie geben uns deshalb eine gute Vorstellung von der Art, wie die Brautkronen noch heute in Deutschland getragen werden.

Abend

Zwei Gedichte von Konrad Beste

Im Dorf

Der Herr ist groß und gut sind alle Stunden,
Jedoch der Abend, der auf Dörfern liegt,
Ist aus den Locken seiner Stirn gewunden,
Der Abend, drin der Tag sich wiegt.

Und sieh das Leuchten seiner goldnen Brauen,
Das Lächeln sieh um seinen fernen Mund,
Wenn jochgelöste Stiere aufwärtsschauen
Und Pferde neigen sich zum feuchten Grund.

Ein Singen kommt, daß es die Gassen weite,
Der Mädchen Lied wird mächtig wie ein Lob,
Da es die Luft vom letzten Hauch befreite
Des Schweißes, der den Tag durchwob.

Horch, zum Gesang wird jedes Hahnes Krähen,
Der Kühe Brüllen wird zur Kostbarkeit.
Vergessen ist das Ernten und das Mähen,
Die Felder und die Sensen liegen weit.

Und in den Häusern sind die Menschen leiser,
Die vor den Türen sitzen, werden mild,
Und werden voller Helle, werden weiser,
Da sie dich sahn, du aller Bilder Bild.

Denn du rinnst in den Herzen wie in Bächen
Und spendest dich als köstliches Getränk,
Und wer da hören kann, der hört dich sprechen:
»Sei wach, o Mensch, es reift ein groß' Geschenk!«

Im Garten

Noch küßt den müden Garten letztes Blau
Scheu durch der Kirschbaumzweige Dämmern —
Dann kommt des Abends stille Niederschau
Und ferner Grillen zartes Silberhämmern.

Der Tag rauscht nach in eines Kleides Klang,
Der große Mai läßt seine Herzen schlagen
In leiser Füße bangem Liebesgang,
Die in die Nacht viel stumme Fülle tragen.

Schwarz wird die Hecke, mächtig wie ein Wald,
Darin der Kindheit dunkle Wunder stehen,
Und im Liguster kannst du bald
Die schweren Falter taumeln sehen.

Die Nacht wird summen tausend Käfern gleich,
Und alle Büsche werden duldend ragen,
Bereit, der nahen Mainacht großes Reich
Auf ihrer Zweige schwankem Arm zu tragen.

Karl Neuß: Nachmittag an der Dievenow

Aufn. Karl Schwier, Weimar

Gartenmauer und Pavillon am Goethehaus in Weimar

Goethes Rosengarten

Von Ellen Mitzschke (Weimar)

Zwanzig Jahre wohne ich Goethes Garten gegenüber. Für mich ist er der Garten aller Gärten, und als ich ihn neulich einer Fremden von meinem Fenster aus mit Stolz zeigte, in sicherer Erwartung, einen Ausruf des Entzückens zu hören, und die kühle Antwort bekam: »Ach, das ist solch ein altmodischer Garten, wie es noch so viele gibt«, da war ich im Ernst beleidigt, denn solch einen Garten gibt es nur einmal in Weimar, nein, nicht nur in Weimar, sondern in der ganzen Welt! Einmal sagte auch ein wegemüder, bestaubter Erdensohn beim Anblick des Gartens: »Da baute wohl der alte Herr seinen Kohl?« Und dabei blühten die Rosen!

Der Garten ist mir ein geliebter Freund, der mich mit allem Schönen überschüttet. Wenn der Vorfrühling kühl und herb das neue Werden verkündet und es nach Erde riecht, wenn der Saft in die Büsche steigt und sich in den Bäumen rührt, wenn der Lenz unter der Erde erwacht, sich vor dem Aufstehen dehnt und räkelt, daß man meint zu sehen, wie die Erde sich bewegt, da blühen so süß und schüchtern die ersten Schneeglöckchen hervor. Sie stehen in kleinen Sträußen umher, weiß und frisch. Auf den Hecken öffnen sich runde Blütendöldchen, gelb, sonnenfarbig, zart wie gewobene Sterne; das sind die Herlitzenblüten, die ersten des Jahres.

Wie oft in vergangenen Jahren sah ich um diese Vorfrühlingszeit den nie vergessenen Großherzog Karl Alexander in dem Garten umhergehen, langsam und feierlich mit ehrfürchtigen Mienen! Er ließ sich einige Schneeglöckchen brechen und fuhr davon, die Blumen in der Hand. Der Wagen hielt am Pförtchen auf der Ackerwand.

Dieses Pförtchen! Welche Erinnerungen wachen da auf! Schon als kleines Kind in fernem Lande wußte ich von diesem Pförtchen. Mein Vater, ein glühender Goetheverehrer, erzählte, wie er als Primaner in Weimar eiligst an das Pförtchen gelaufen sei, um Goethe daraus hervortreten zu sehen. Selten sei es ihm gelungen, aber doch ein paarmal. Einmal hat er es sogar erreicht, durch eine Fürsprache hineinzugelangen in den geheiligten Garten, mit einem Freunde, und Goethe hat an die jungen Leute da ein paar Worte gerichtet. Mein Vater sagte, er habe vor Erwartung und Ehrfurcht gezittert, als der »Große« sich ihm nahte. Still ging er nachher von dannen; Goethe hatte zu ihm gesagt, er solle bei seinen Studien vor allen Dingen Fleiß und Ausdauer dransetzen. Eigentlich, ja eigentlich hatte mein Vater etwas ganz andres, er wußte selbst nicht was, erwartet, denn Fleiß und Ausdauer hatte ihm schon mancher empfohlen. Später, in seinen reifen Jahren verstand er den Meister ganz und gab seine Worte weiter. Als ich dann das erstemal als Kind nach Weimar kam und mit meinem Vater die Ackerwand entlang ging und wir an das Pförtchen

kamen, bat ich ihn: »Laß mich hier stehen wie du, und komm du aus der Pforte wie Goethe.« Da schüttelte er wehmütig lächelnd den Kopf und sagte: »Komm, wir wollen weitergehen«, und wir gingen in den Park. Weimar war für mich Märchenland. —

Horch! Es tönt aus dem Garten: die schwarzbeschwingte Frühlingsseele strömt Melodien aus. Wie ein Herold sitzt sie auf dem höchsten Zweig, und ihre Lieder quellen aus der jubelnd zitternden Kehle. Sei gegrüßt, klingendes Wunder, sangesfreudige Amsel! Die Finken schmettern, rufen, locken, die Meisen schwatzen den ganzen Tag, alle sind so lebendig, so neu. Dann stürmt es und braust, regnet und schneit, denn »lieblicher Frühling, du kommst!« Und eines Tags ist er da.

Das Gras ist grün, drin sitzt der Löwenzahn wie kleine Sonnen, die Blätter kommen heraus, über die Hecken ist ein grüner Schleier geworfen, und alle Tage wird es noch schöner. Der Buchsbaum, der die Wege einfaßt, ist truschelig und saftgrün, Königskerzen und Primeln wachen auf, es duftet so süß und sehnsuchtsvoll: die Veilchen blühen. Die Blutbuche am Hause flammt goldigrot auf, dann blüht der Birnbaum in schneeigen Dolden, und der ganze lebendige Garten singt das große Lied des Werdens, Wachsens und Blühens. Siegesgewiß verkündet der Lenz: »Ich mache alles neu!«

Frühlingswärme und Kühle, Sonnenschein, Regen und Frühlingsgewitter führen den Garten sacht hinüber in die Sommerzeit. Das ist sein Glanzpunkt. Flieder und Rotdorn haben den Zauber eingeleitet, Sommerblumen ihn verkündet. Der letzte blühende Baum schüttelt seine silberweißen Blätter auf die Ackerwand; er steht neben dem »Spukhäuschen« — so nennen wir den anmutigen steinernen Gartenpavillon. Da erzählte mir eine alte Frau, wenn man dies Gartenhaus beträte, sehe man »wahrhaft'gen Gott, 's ist wahr, Goethen selber! Gehen Sie ja nicht 'nein,« sagte sie warnend, »da spukt's.« — »Ach,« antwortete ich, »wenn ich dächte, ich bekäme dort wirklich Goethe zu sehen, ich ginge gleich hinein.« — »Haben Sie aber Courage!« sagte sie und ging kopfschüttelnd weiter.

Die Blütenblätter sind vom Winde verweht, und nun bricht das Wunder hervor: Goethes Rosengarten blüht, blüht, leuchtet, duftet! In langen Reihen stehen die hohen Büsche, alle überschüttet mit Rosen. Es sind keine seltenen Sorten in den verschiedensten Farben, nein, rosenrote Rosen sind's. Sie sitzen in den Büschen, sie hängen an den Ästen, sie thronen auf den Zweigen: es ist ein übermächtiges Blühen, eine Schönheitsoffenbarung. Die große, sich weit ausbreitende Akazie duftet, und an der Mauer auf den Holunderbäumen sitzen wie große Teller die flachen weißen Blütensträuße und hauchen mit den Rosen ihre Seelen aus. Vom Park herüber grüßen die blühenden Linden. Dazu ist das Gras im Garten geschnitten und aufgehäuft, und der Heuduft durchzieht die Luft, unser Haus ist ganz erfüllt von Wohlgerüchen. Kann es noch schöner werden?

Ja! — Die Sommernächte mit ihrem Zauber sind gekommen!

Von den nahen Parkwiesen steigen gespenstisch die Nebel auf, klettern und huschen über die Gartenmauer, schlängeln sich um die blühende Pracht wie Elfen im Reigentanz, der Mond strahlt und hebt das Irdische ins Überirdische: es ist märchenhaft. Ja, noch sind die Tage der Rosen!

In solchen Tagen sah ich die begeisterte Jugend, die zu den Festspielen des Schillerbundes kam, in Goethes Rosengarten umherwandeln zwischen den hohen, dichten Hecken und den Rosenwegen. Still, ehrfürchtig und voller Andacht pflückten sie sich von der Mauer eine Efeuranke zum ewigen Angedenken, wie sie meinten.

Auch viele Fremde ziehen dahin durch den Rosengarten, und wenn um diese Sommerzeit die Goethegesellschaft in Weimar tagt, wird der Garten viel bewandelt, viel bewundert.

Und die Amsel singt des Abends immer mächtiger, die Meisen fliegen zu mir herüber in die Stuben, die Finken gehen ernsthaft nickend spazieren, der Specht hämmert, die Rosen verblühen, verglühen. Der Höhepunkt ist überschritten. Die Sommerblümchen leuchten noch hier und da, sonst ist alles tiefgrün, vollblättrig, schattig. Die Hitze kriecht aus den Büschen und Hecken heraus, die breiten weißen Gartenbänke stehen im Schatten, die Birnen reifen, die Tage nehmen sacht ab.

Nun kommt der Herbst geschritten mit seiner farbenfreudigen Schar. Da stehen in Reihe und Glied königlich stolz die hohen Stockrosen, dazwischen runde Büsche von weißem Phlox, dort leuchten großköpfige Sonnenblumen, blaue Disteln stehen umher. Ganz leise fallen Blätter ins Gras, langsam und müde, und die Sonne vergoldet den Garten.

An solch einem schönen Herbsttag zog eine Schar aus aller Herren Ländern durch den Wundergarten. Es waren die Vertreter der Presse, die sich in der Hauptstadt des Reiches ein Stelldichein gaben und trotz beschränkter Zeit nach Weimar kamen, um die berühmten Stätten zu sehen. Aus dem Goethehaus strömten sie in den Garten — wohl selten hat man dort so viele verschiedene Sprachen gehört. Den Frauen der Pressemänner wurde eine besonders feine Aufmerksamkeit erwiesen: jeder wurde ein Blumensträußchen aus dem Garten überreicht. Wie wußten sie das zu schätzen, wie hegten sie ihr Andenken, wollten die Blumen trocknen und zum ewigen Angedenken aufbewahren! Ein Grieche trat besonders hervor; der loderte ordentlich vor Begeisterung, hat auch später in seiner Heimat viel über Weimar geschrieben. —

Mathilde von Freytag-Loringhoven: Das Goethehaus in Weimar von der Gartenseite

Herbststürme kommen, es gibt viel Laub herunterzuholen. Die Äste stöhnen, die Blätter wirbeln tanzend durch die Luft, die Wege sind wie mit Kupfer und Gold bestreut. Der Gemüsegarten, der vom Neubau bis zur Mauer reicht, wird abgeerntet; seine Pracht ist dahin. Wie war er schön und fruchtbar! — Pyramiden von feurig rotblühenden Bohnen, blaugrünem Kohl, Kräuter, Beerenbüsche voll glitzernder Frucht hat er hervorgebracht — ein wahrer Mustergarten —, nun ist's vorüber. Abends erglänzen die Fenster des Studiensaals in hellem Licht; dort werden Vorträge gehalten. Goethes Geist lebt weiter, strömt aus in die Gegenwart.

Die Amsel hat dem Sommer wehmütige Abschiedslieder gesungen, sie wird abgelöst durch ein rauschendes, brausendes Konzert — der Sturm tobt! In der Luft tönt es wie Orgelton, Trommeln, Pauken und grollender Donner, das kahle Geäst stöhnt, ächzt und wimmert wie klagende Harfen und Geigen, die letzten Blätter fegen raschelnd dahin. Und eines Tags liegt der lebensvolle Garten unter Schnee begraben, still und schön in tiefem Frieden, seiner Auferstehung entgegenschlafend.

Da predigt mein geliebter Freund, der Rosengarten, gewaltig wie der große Meister das alte, unvergängliche »Stirb und werde!«

Genesung

Mir wird das Herz so helle,
Ich kann nicht länger traurig sein,
Es liegt auf meiner Schwelle
Von früh bis spät der Sonnenschein.

Mich lockt bald nah, bald ferne
Den ganzen Tag der Kuckucksschrei,
Und ging der klare Tag vorbei,
Dann leuchten milde Sterne.

Ich glaub', ich könnte vergraben
Die lange tiefe Traurigkeit,
Und wieder Freude haben
Wie einst in meiner Kinderzeit.

Margarete Ihle

Am Strand

Von Walter Georgi

Die Woge

Die Wellen greifen werbend nach dem Strand
Mit Händen, die in Sehnsucht bitten,
Als ob sie unverstanden litten
Wie Frauen in des kalten Mannes Hand.

An seiner starren Stirn zerschellt die Kraft,
Die sich aus ihrer Seelen Tiefen
Entrang. Und ihre Stimmen riefen
Umsonst nach ihm aus ihres Schicksals Haft.

Es treibt die Woge ruhlos Tag und Nacht
Empor, die kühle Stirn zu küssen,
Bis sie an seinem stolzen Trotz erwacht.

Dann sinkt sie kraftlos ohne Mut zurück
Und weint, wie Frauen in den Kissen,
Um ihrer Wünsche unerfülltes Glück.

Strandfest

Der weite Strand von Menschen schwer
Und weißen Kleidern, die sich sonnen;
Vom heißen Mittagsglast umsponnen,
Ein Leuchten auf dem blanken Meer.

Entfachter Jubel loht empor
Mit hellen Rufen, bunten Fahnen,
Und Wünsche, die Erfüllung ahnen,
Umwerben ihres Schöpfers Ohr.

Ich stehe, ihrer Stimmen Feind,
An ihres Freudentempels Schwelle,
Und fühle doch in jeder Welle
Den Klang, der mich mit ihnen eint.

Mondnacht

Es tragen deine Silberflügel
Lautlos der Erde Traum und Schlaf,
Und wo dein milder Kuß sie traf,
Erglänzen Meer und Strand und Hügel.

Wie Harfen klingt es in den Felsen,
Löst sich vom weißen Klint ein Stein,
Und alle Wogen schlafen ein,
Eh' sie am Strand in Glanz zerschmelzen.

Du hast die Erde eingesponnen
In einen wesenlosen Raum
Und öffnest Tore ihrem Traum
In helle Welten ferner Sonnen.

Schloß Falkenstein

Durch Südharz und Unstruttal

Eine Sommerfahrt von Hildegard Dannenberg

Mit acht Zeichnungen von Prof. Otto Dannenberg

Hell strahlte die Julisonne auf die freundliche alte Askanierstadt Ballenstedt, als wir dort dem Berliner Bummelzug Lebewohl sagten. Vierzehn Tage wandern, mit guten Gefährten in unbekannten Landstreifen Entdeckerfreuden genießen, vierzehn Tage lang nur Auge sein, strahlendes, leuchtendes Auge aller Schönheit der Fahrt gegenüber, um dann endlich heimzukehren mit einem Schatz voll Sonne im Herzen, groß genug, um Herbst und Großstadtwinter damit zu durchstrahlen! Erst die Erinnerung beweist uns recht die Schönheit solcher Reise, wenn sie zurückbleibt als goldener Untergrund neuen Erlebens und Jahr für Jahr um so heller und wärmer uns leuchtet.

Aus der Ferne lockten die Kuppen der Südharzberge in dunklem Blau — da litt es uns nicht mehr in der winkligen Kleinstadt mit dem alten Schloß und seinem verträumten schattigen Park, das für uns als gute Brandenburger alte Erinnerungen an die markgräfliche Geschichte der Mark weckte. Von dieser Stammburg zog 1134 Albrecht der Bär aus in die Sandwüste im Norden und legte mit seiner Kulturarbeit am fremden Boden den Grund für eine reiche Entwicklung, für das Aufblühen Brandenburg-Preußens. Etwa zweihundert Jahre später aber wandelte unter den tausendjährigen Eichen des Schloßparks ein fürstlicher Knabe, Heinrich das Kind, und träumte von seinem künftigen Volk und Land zwischen Elbe und Oder, das er nie mit eignen Augen sehen sollte; mit ihm als dem Letzten seines Hauses sank in Ballenstedt die Hoffnung der Märker auf das askanische Markgrafengeschlecht ins Grab, und wilde, traurige Jahrzehnte voll Kriegslärm und Zerrissenheit folgten.

Aber das alles lockte uns nicht mehr — zum Falkenstein zog es uns hinauf mit Zaubergewalt! Auf einer rechten Wanderung durch deutsches Land reichen sich Gegenwart und Vergangenheit fast allerorts vertraut die Hände, und von den blühenden Waldwiesen und der leuchtenden Sommersonne ist's nicht weit zu den Zeugnissen der Vorzeit, die uns umgeben.

Waldwege voll träumender Nachmittagsstille, Lichtungen, von Löwenzahn und Fingerhut übersät, führen uns langsam aufwärts, ins Gebirge. Dann und wann ein Bachübergang, ein Klettern von Fels zu Fels, immer höher geht es hinauf. Weit und fern liegt die Ebene hinter uns, wenn wir, stehenbleibend, einmal den Blick wenden. Stundenlang ein stilles Wandern, als müßte sich ein jedes erst einfühlen in all das leuchtende Sommergrün, in das beredte Schweigen, das uns umgibt.

Am Spätnachmittag, nach mancher Kletterpartie, grüßt uns dann endlich die alte Stammburg der Asseburger Grafen, und wieder spricht Vergangenheit zu uns, von einer der schönsten deutschen Bergfesten. Sie hat ihr altes Gewand behalten bis heut; so schaute sie schon zur Zeit

der Sachsenkaiser ins Land und grüßte herüber nach Quedlinburg und Halberstadt, so sah sie Jahrhunderte später der Mönch von Wittenberg, als er hier in der Burgkapelle gepredigt hatte, und so zeichnete sie vor beinah hundert Jahren Ludwig Richter, der Maler mit den Romantiker- und Wandereraugen. Wir treten in den weiten Hof mit dem Ziehbrunnen und dem Galgen und freuen uns an diesem Stück Mittelalter, das, durch keine unkünstlerische Restaurierung verdorben, so unverfälscht seine deutliche Sprache redet: von Alltag und Feiertag, von Ritterhandwerk und Frauenarbeit, von ernsten Kämpfen und prächtigen Festen.

Der freundliche Kastellan zeigt uns Stuben und Kammern der Burg, und manch eine setzt sich in die kleine Fensternische im Frauengemach, schaut sinnend hinaus in die Berge und träumt einen Augenblick lang, hier Burgfräulein zu sein. Wir kommen in die Ritterzimmer und meinen noch, dort am Fenster Eyke von Repkow über sein Pergament gebückt zu sehen, das ein gewaltiges Rechts- und Volksbuch deutscher Zunge werden sollte: der Sachsenspiegel. Keine tiefere Einsamkeit konnte er für seine Arbeit finden als den stillen Frieden dieser Burg und der Wälder in ihrem Bannkreis.

Stolberg im Harz

Kapelle im Schloß Falkenstein

In den Frauengemächern erfreuen alte Spiegel und kostbare Stickereien unser entzücktes Auge, Zinnhumpen und -teller grüßen von den Schränken und Bilder längst Verstorbener von den Wänden. Aus der Burg geht's hinauf auf den Bergfried. Als wir oben sind, sehen wir den roten Sonnenball leuchtend hinter den Harzbergen versinken, bis es dunkler wird und kühler. Das Blau der Wälder geht über in ein tiefes Schwarz — und um uns wird Schweigen. Die Laute weht ein paar wehmütige Akkorde durch die Abendluft: **Ick sah mînen herrn vun valkensteen wohl öber die haide reiden.**

Unser Vorsatz, unten im Dorf die Nacht zu verbringen, wurde plötzlich aufgegeben; denn der Burgwart bot uns an, die große Scheune am Tor zu beziehen; dann könnten wir, meinte er, doch die Burg in Muße kennenlernen. Ich sehe noch die strahlenden Augen aller, als ich den Vorschlag berichtete. So ward uns dort oben eine köstliche Sommernacht zuteil, wie wohl wenigen Besuchern des Falkensteins. Jetzt erst lernten wir ihn wirklich kennen. Nun waren wir ja nicht mehr fremde Besucher, die ihm auf einige Stunden höflich und kühl gegenübertraten mit kritisch abwägendem Blick, jetzt waren wir seine Gäste geworden, kletterten bis in die verstecktesten Mauerwinkel, untersuchten des Ziehbrunnens Tiefe und fanden uns schließlich zum Reigentanz auf dem weiten Rasen

zusammen. Dann ward es stiller um uns, der Mond trat aus den Wolken und übergoß Burg und schweigende Wälder mit dem Zauberschein deutscher Sommernacht. Es war kühl geworden.

Am Morgen bei Sonnenaufgang heraus! Wie ein Märchen kam's uns vor, hier aufzuwachen. Noch einige frohe Stunden auf der Burg, und hinunter ging's ins Selketal, dessen schattige Kühle uns wohltuend entgegenströmte. Mittagsrast an der Selke — oh, der Pudding und die frischgepflückten Himbeeren haben geschmeckt! Dann ein Weilchen Ruhe — jede tut, was ihr am liebsten. Dort werden die Gänseblümchen und Bachnelken zum Kranz gewunden, hier entsteigt ein Buch der Rucksacktasche, und dort versucht jemand, ob man in der Selke auch baden kann wie daheim in der Havel und Nuthe. Freilich, ein bißchen steinig ist es hier, und an Schwimmen ist kein Gedanke — das kann man von einem Harzflüßlein im heißesten Sommer nicht verlangen.

Am Nachmittag geht es dann weiter, selkeaufwärts.

Zwei Tage Wandern durch dieses lieblichste der Harztäler, die laubwaldgekrönten Berge zu beiden Seiten, die Selke als muntere, ewig gesprächige Begleiterin. »Bald singend, bald fröhlich still« ziehen wir weiter, Mägdesprung und Alexisbad hinter uns lassend, dann wenden wir uns südlich über Silberhütte und den Auerberg nach Stolberg. Unterwegs grüßt uns der große Birnbaumer »Teich«, ein weiter See, den unsre märkischen Augen in der seenarmen Gebirgslandschaft mit doppelter Freude begrüßen. Ein Badenachmittag, an dem der See in seiner ganzen Ausdehnung erkundet wird — und dann den Rucksack auf, hinauf zum Auerberg! Wir sind auf einer der höchsten Kuppen des Südharzes und können bei klarem Sommerwetter nach allen Seiten Umschau halten; im Süden grüßt der Kyffhäuser und lockt uns schon heut herüber, nach Norden zu türmt sich der Brocken auf, und wir erkennen deutlich Turm und Gasthaus auf seinem Gipfel.

Der Kyffhäuser

Stolberg im Harz

Durch herrliche Himbeerschonungen, die einem das Weiterwandern schwer machen, geht es hinab ins Tal, nach Stolberg hinunter.

Es ist ein eigen Ding, wenn man liebe Gefährten bei der Hand nimmt und sie einen Blick tun läßt in das Land seiner Jugend. Denn um Stolberg herum ist für mich Jugendland, und meine schönsten Kindheitserinnerungen sind mit diesem Rothenburg des Südharzes aufs engste verknüpft. Hier tollte man, vierjährig, mit dem braunen Wirtsdackel um die Wette, sammelte leuchtendrote Hagebutten, Eicheln und glänzende Kastanien für den Kaufmannsladen daheim, zog mit Pferd-

Großer Hof der Burg Wendelstein

chen und Wagen glückstrahlend durch die Stadt oder ging im weißen Kleidchen am Sedantage stolz und würdevoll mit der Stadtjugend in langem Zuge nach der »Schweiz«. Da machte man Wagenfahrten nach dem Kyffhäuser oder holte von Berga-Kelbra den Großvater und die liebste Tante ab; da zog man mit Vater und Mutter in den Wald zu dem alten Ziegenhirten und durfte sein jüngstes Lämmchen in den Arm nehmen und streicheln.

Jahre später kam man wieder, auf einer Harzfahrt mit dem Vater, und die Gedanken eilten nach Berlin, zur Mutter und dem kleinen lustigen Schwesterlein, das mit seinen sechzehn Wochen so herzinnig lachen konnte. Damals wollten wir durch Stolberg nur hindurchwandern, aber Erinnerung hielt uns mit tausend Fäden fest, und aus einem Tage Rast wurde eine Woche. Liebe Orte suchten wir auf, fanden alte Bekannte wieder und kosteten das Stolberger Leben sogar bis auf sein — Sommertheater aus, in dem uns das Publikum fast mehr als die Schauspieler erfreute.

Und jetzt, wieder nach Jahren, an der Spitze der Gefährtinnen ins altvertraute Städtchen hinein! Es war noch Krieg, aber hier sah man nichts davon. Wie schon Anno 1902 klingelte morgens die stattliche braune Kuhherde über den Markt zum Tor hinaus, und wie damals empfingen uns die lieben alten Wirtsleute mit Freude. Als wir mit Laute und Gesang Einzug hielten, öffneten sich allenthalben die Fenster der alten Fachwerkhäuser, und jung und alt winkte Willkommen. Wir fühlten uns selbst als ein Stück dieser mittelalterlichen Stadt mit ihren Giebelhäusern und Steintreppen, ihren Wirtshausschildern und Sonnenuhren. Wer Freude hat an einer unverfälschten alten Stadt, der suche Stolberg auf, am besten im Herbst, wenn die Ahornalleen vor dem Städtchen in allen bunten Farben erglühen und die klare Herbstluft den Blick in die Ferne der Berge lenkt. Dann hinauf zur Lutherbuche am Abend, wenn friedlicher Rauch aus den Schornsteinen steigt und das Geläute den Einzug der heimkehrenden Kühe ankündet. Da liegt drüben das Schloß der Fürsten Stolberg-Stolberg, vom Park umgeben, und, in drei Tälern hinauflaufend, die Stadt selbst zwischen den Bergwänden. Der Marktplatz mit der Martinikirche, zu der steile Treppen emporführen, ist auch von oben leicht als Mittelpunkt zu erkennen; von ihm zweigen sich die drei Hauptstraßen ab, in sich geschlossene Stadtteile bildend. Wie wir heut, so hat vor vierhundert Jahren hier Luther gestanden, nachdem er zuvor in der Kirche unten Gottes

Der Dom zu Naumburg

Burg Wendelstein

Wort auf seine Art verkündet hatte, und sein naturliebendes Auge freute sich an der schönen Lage dieses Städtchens. Die Überlieferung berichtet, daß er es mit einer Taube verglich, die, den Kopf zwischen beiden Flügeln versteckt, in ihrem Neste sitzt.

Wer aber Eichendorffsche Romantik erleben will, der gehe abends bei Mondschein durch die Gassen der Stadt, merke auf, was ihm das plätschernde Wasser des Marktbrunnens erzählt, und träume dabei von vergangenen und kommenden Tagen in der schlafenden, verträumten Stadt.

Mondschein und Giebeldächer
In einer deutschen Stadt —
Ich weiß nicht, warum der Anblick
Mich stets ergriffen hat.

Wer die blaue Blume deutscher Städteromantik auf seinen Fahrten durch die Lande sucht, vergesse Stolberg nicht!

Am letzten Abend sehe ich noch alle in unserm Stübchen zusammen bei Grimmschen Märchen. Nie waren sie uns vertrauter als hier, und wir fühlten das Schicksal der Jungfrau Maleen wie unser eignes, als sie sang:

Brennettelbusch so klene,
Wat steist du hier allene?
Ick hef de Tyd geweten,
Da hef ick di ungesaden [ungebraten] eten.

Erst spät gingen wir danach zur Ruh, und im Traum lebten die Märchengestalten weiter in uns fort.

Am andern Morgen ging's zeitig zu Fuß nach Rottleberode und von dort nach einem erfrischenden Bad im See mit der Bahn nach Berga-Kelbra.

Nun begann der Weg ins Kyffhäusergebirge, über die Rothenburg, die Geibel besungen hat, auf vielfach gewundenen Pfaden endlich hinauf zum Denkmal. Der weite Rundblick ins Land hinein, in die garbengeschmückte Goldene Aue machte das Auge trunken und das Herz warm ob solcher Heimat.

O Vaterland, wie bist du schön
Mit deinen Saatenfeldern,
Mit deinen Tälern, deinen Höh'n
Und all den stolzen Wäldern!

Mich aber trieb's hinunter nach Frankenhausen, wo wir Post erwarteten. Mit einigen ging ich vor, wie ich dachte, geradeswegs auf unsre Poststation zu. Doch es sollte anders kommen. Dämmerung und Serpentinenwege verbündeten sich, uns einen Streich zu spielen, und am Abend erreichten wir wohl einen Ort, aber an Stelle der alten Frankensiedlung hielten wir in dem sagendurchwobenen Tilleda Einzug. Aus frühester Schulzeit her, vom Lesebuch, war mir der Name des Dorfes bekannt, dessen Einwohner mit dem Kyffhäuser in so mannigfachen Beziehungen gestanden hatten. Uns Verirrte umgaben denn auch bald ihre Nachkommen voller Teilnahme, bis schließlich eine Bauersfrau uns mit sich kommen hieß: »Ich habe einen Sohn in Leipzig in der Lehre, für den haben dort auch ein paar Wandervögel gesorgt — das will ich wieder gutmachen

an euch.« Und so sitzen wir fünf nach einiger Zeit in der traulichen Stube rund um den großen Tisch bei Landbrot und Kirschmus und lassen uns von Frau Gebhardt erzählen. Der Mann seit Ende 1914 in sibirischer Gefangenschaft, der eine Sohn in Leipzig, der andre, ein fünfzehnjähriger helläugiger Bursch, hält nun mit ihr die Wirtschaft in Ordnung. Wir haben tiefe Ehrfurcht empfunden vor dieser Frau, die hier so selbstverständlich und schlicht stille Heldentaten vollbrachte, und ihr »Gott mit uns!« ist mir der liebste Spruch in meinem Wanderbuch geworden. Noch vor wenigen Stunden einander unbekannt, fremd in Sitte, Herkunft und Bildung, wurden wir mit ihr vertraut über Alters- und Lebensunterschiede hinweg; denn das Reinmenschliche schlug die Brücke von Seele zu Seele. Diese Abendstunden in Tilleda und der Morgen darauf im Gärtlein unsrer Wirtin, dicht am Fuße des Kyffhäusers, sind mir unvergeßlich. Mit Stolz und sorgender Liebe des kleinen Besitzers, der sich ein König dünkt in seinen Grenzen, zeigte sie uns jede Blume, jedes Gemüsebeet, und wir freuten uns mit ihr über alles. Beim Abschied versprachen wir, ihren Bruder in Halle zu grüßen, und sie lud uns auf die nächste Martinsgans »im Frieden« ein — sie wird wohl stiller gefeiert worden sein, als wir alle damals dachten.

Und nun nach Frankenhausen, wo unser Nachtrupp schon am Abend angelangt und in der feinen neuen Turnhalle bei vollen »Liebesgabensendungen« aus der Heimat wohlversorgt war. Pakete von daheim und Briefe von der Wasserkante, wo man Tag für Tag auf der Karte unsern Spuren folgte. Und dann Ruhetag — jeder macht, was er will; denn am Abend wollen wir aufbrechen zum Nachtmarsch nach der Sachsenburg.

Beim Dunkelwerden endlich: Rucksack auf! Ein neues Element kommt in die Taschenlampe; noch einmal wird alles sorgfältig geprüft — dann: Aufbruch!

Nachtmarsch. Rings Dunkel um uns, nur unzählige Sterne uns zu Häupten. Wir gehen in einer Reihe hintereinander; vorn und hinten blitzt dann und wann die Lampe der »Führung« auf und beleuchtet die Karte und den kleinen Zug — weiter, weiter! Es gibt nichts Köstlicheres als solche Nachtwanderungen — sie sind unvergeßlich. Das Ohr schärft sich für die leisesten Töne im Reich der Natur, Alltägliches und Äußerliches versinkt vor dem Blick, und die Weite und Tiefe des durchwanderten Raumes erfüllt ehrfurchtgebietend die Brust:

> Deine Flügel ahnen kaum.
> Menschliche Gebärde —
> Ferner tanzt im Weltenraum
> Deine kleine Erde.

Man wird eins mit der Nacht, eins mit dem Weltenraum, in dem man schreitet, ein winziges Korn im Sande des Meeres der Ewigkeit.

Über die nebelgrauen Rohrwiesen ins Dunkel der Hainleite hinauf, erreichen wir die höchste der drei Sachsenburgen. Auf freiem Platze unterhalb der Ruine steigt unser Wachtfeuer empor, und die Müden legen sich, in Decken und Zeltbahnen gehüllt, darum. Waldvöglein wecken uns in der Morgendämmerung. Frohgemut nun hinunter zur Unstrut im Laufschritt! Wie freuen wir uns auf sie! Das erste Bad enttäuscht uns denn auch nicht. Kaum können wir gegen ihre ziemlich starke Strömung anschwimmen, und wir Kinder des märkischen Seenlandes lernen alle Reize des Gebirgsflusses an ihr kennen. Nach einigen Stunden Uferwanderung aber gehen wir landeinwärts, in die Kalkberge der Hohen Schrecke. Heiße Sonnenglut auf schattenlosen Randwegen voll Sand, dazu der Rucksack — es war kein Wunder, daß die Mittagsrast diesmal lang wurde, bis ich schließlich mit zweien vorausging, um noch in Wiehe einkaufen zu können. In der alten Geburtsstadt Rankes mußten wir erst den Herrn Stadtdiener aufsuchen, der die Brotkarten verwaltete. Nach einer guten Stunde kam er denn auch, aus seiner beschaulichen Gartenarbeit herausgerissen, mit uns in blitzender Uniform zum Rathaus, im vollen Bewußtsein seiner Würde als Stadtvertreter. Nun mit den Marken schnell zum Bäcker; denn schon war unser Nachtrupp heran.

Am andern Morgen geht's über die Unstrutwiesen hinauf zum Wendelstein, der schon weither auf seinem weißen Gipsfelsen uns entgegenleuchtet. Deutsche Geschichte umgibt uns auch hier wie im nahen Memleben, wo die Sachsenkaiser oft geweilt und Heinrich I. und Otto I. gestorben sind. Im Gegensatz zum Falkenstein aber ist die alte Kaiserpfalz an der Unstrut nur noch ein trauriger Schatten ihrer einstigen Herrlichkeit; nur spärliche, weitverstreute Mauerreste deuten auf die gewaltige Ausdehnung der Burg. Und doch läßt es sich in diesen alten Torbögen und Zinnen gut sitzen und weit ins Land hinaus träumen. Das haben wir denn auch getan, und an diesem Ort wurde uns Uhlands Lied vom Grafen Eberstein in Robert Kothes feiner Vertonung so recht vertraut, und froh schallte es über den Burghof:

> Zu Speier im Schlosse da hebt sich ein Klingen
> Mit Fackeln und Kerzen, mit Tanzen und Singen.
> Graf Eberstein führet den Reih'n
> Mit des Kaisers holdseligem Töchterlein.

Noch ein letztes Gedenken an den Sachsenkaiser Heinrich I., der so gern auf dieser seiner liebsten Burg gewesen und von dem die Sage das Sprüchlein zu melden weiß, das ein Wortspiel mit den Namen der umliegenden Ortschaften darstellt:

> Wie wohl mir steht allhier mein Leben,
> (Wiehe-Wohlmirstedt-Allerstedt-Memleben)
> Wenn ich mich wend' auf diesem Stein!
> (Wendelstein.)

Endlich geht's weiter über die Steinklöbe nach Groß-Wangen, wo wir einen Kahn auftreiben, der uns ein gut Stück unstrutabwärts bringt. Nun beginnt eine herrliche stundenlange Kahnfahrt, an Nebra und Rheinsdorf vorüber; an bergigen Ufern entlang, von Gesang und Laute begleitet, treibt unser Schifflein munter gen Kirchscheidungen. Viel zu früh scheint uns die schöne Reise beendet.

Am Abend erreichen wir Laucha, und Böllerschüsse melden uns den Fall von Warschau und Nowogeorgiewsk! Wo sind die Zeiten geblieben! Bei lieben Bekannten vergeht uns der Abend mit Erzählen und Gesang und einem abendlichen Bad in der hinten am Garten vorüberrauschenden Unstrut, von der wir am nächsten Tage Abschied nehmen, um die alte Feldzugsstraße Friedrichs des Großen über Roßbach nach Naumburg zu wandern.

Wieder wird ein Stück Kulturgeschichte um uns lebendig, die alte Landstraße beginnt zu sprechen. Weiß sie doch noch gut, wie Seydlitzens Kürassiere auf ihr entlangsausten, von den nachrückenden Bataillonen der Infanterie gefolgt. In ihrer Mitte aber auf dem Schimmel eine schlanke, zierliche Gestalt im blauen Rock, den Dreimaster auf dem scharfkantigen Kopf, den Stern auf der Brust: Friedrich der Einzige! Und wir sehen ein leuchtend blaues Auge herübergrüßen in die Reihe der Grenadiermützen und meinen fein scharfes „Guten Morgen, Kinder!“ zu hören. Ein Gedenkstein am Kreuzweg bezeichnet den Mittelpunkt der Schlacht, von der das Volkslied sang:

> Und wenn der große Friedrich kommt
> Und klopft nur auf die Hosen,
> So rennt die ganze Reichsarmee,
> Panduren und Franzosen. —

Zwei Ruhetage in Naumburg beschlossen die Fahrt, Tage, in denen wir Stadt und Umgebung durchstreiften. Saaleck, Rudelsburg, Schulpforta tauchten auf, und Nietzsches Gestalt machte die alte Fürstenschule doppelt ehrwürdig. Im Mittelpunkt unsrer Gedanken aber stand der Naumburger Dom, jenes prachtvolle romanische Bauwerk, das die edelsten altdeutschen Bildwerke birgt, die Stiftergestalten im Westchor. Leuchtend fiel die Sonne durch die bunten Scheiben ins Mittelschiff und bestrahlte das Haupt des überlebensgroßen Gekreuzigten, der über die beiden Lettnertüren segnend die Arme breitet, mit seinem Leib gleichsam den Mittelpfosten der Türen bildend. Unter seinem Arm traten wir in den Westchor; da grüßen Eckard und Uta auf der einen, Hermann und Regelindis auf der andern Seite zu uns herüber, Kinder vergangener Geschlechter, rührend schön in der ergreifenden Schlichtheit ihrer Formen und ihrem bewegten Mienenspiel.

So setzte die Kunst den Schlußstein unsrer Fahrt und durchleuchtete sie für immer in der Erinnerung mit ihrem Glanz.

Zum Ziele

Zwei Gedichte von Hans Much

Will keiner mit?

Wehmut hat heut den Weg bereitet,
Einen bunten Teppich drauf gebreitet.
Viel Rätselmuster stehn darin,
Sie zu betreten stockt der Sinn.

Wohin soll denn die Straße münden?
Jenseits der Not? Jenseits der Sünden?
Mein wahres Ich horcht auf und sinnt …
Der Grashalm schaukelt leis im Wind.

Der Weg zieht sich durch Wiesengräser,
Spätsonne füllt die Blütengläser.
Nun kommt der erste zage Schritt —
Wo bleibt ihr denn? Will keiner mit?

Erfüllt

Es füllen sich die Tage.
Ans Tor klopft leise Klage.
Nur zu! Ich bin bereit.
Sie spricht, das klingt so süße.
Sie bringt viel ferne Grüße,
Umspielt vom Hauch der Ewigkeit.

Ich lausche klar versonnen —
Es rauscht ein heller Bronnen,
Es fleht ein müdes Kind.
Viel Sternenlichter zittern.
Aufschluchzt es hinter Gittern …
In Nachtviolen spielt der Wind.

Das Reich der Frau

LVI

Therese aus dem Winckell

Ein Frauenleben aus der Dresdner Biedermeierzeit

Von Anna Brunnemann (Dresden)

Im Januar 1809 bemerkt Goethe in seinen Tag- und Jahresheften: »Auch ist nicht zu vergessen, daß im Laufe des Jahres Fräulein aus dem Winckell uns durch die mannigfachsten Talente zu ergötzen wußte.«

Wer war dieses Fräulein aus dem Winckell? Eine während der kurzen Glanzzeit ihres Daseins berühmte und rasch wieder vergessene Künstlerin, die, als letzte Vertreterin der Biedermeierzeit, neunzigjährig in Dresden starb. Wenn wir heute versuchen, ihre Persönlichkeit aus der Vergangenheit heraufzubeschwören, so geschieht es nicht allein um dieser selbst willen, denn sie war mehr Anempfinderin als selbständige Schöpferin, sondern weil sich in ihren Briefen der Geist der napoleonischen Zeit bis zu dessen sentimentalen Verstiegenheiten treulich widerspiegelt und sie somit wertvolle Beiträge zur kulturellen Erforschung dieser Epoche liefern.

Therese Emilie aus dem Winckell wurde am 20. Dezember 1784 zu Weißenfels als Tochter eines Oberstleutnants geboren und erhielt in Dresden, wohin sie mit ihrer Mutter übersiedelte, eine treffliche Erziehung, wobei der Schwerpunkt nicht, wie damals in ihren Kreisen üblich, nur auf die Pflege geselliger Talente gelegt wurde. Alte und neuere Sprachen bildeten neben dem Studium der Musik und Malerei ihre Hauptbeschäftigung. Der berühmte Bildnismaler Anton Graff unterstützte die begabte Schülerin auf wahrhaft väterliche Weise; Emich, der Harfenlehrer Marie Antoinettes, den die Revolution nach Dresden verschlagen hatte, unterwies sie in seiner Kunst. Wie vielseitig Therese gebildet war, erfahren wir aus den Briefen des Dichters und Musikschriftstellers Friedrich Rochlitz, der, durch gemeinsame musikalische Interessen mit ihr zusammengeführt, sich alsbald leidenschaftlich in sie verliebte, und dem es nach heißem Bemühen gelang, den Widerstand des Vaters zu brechen, so daß er Therese im Jahre 1800 seine Braut nennen durfte. Er rühmt Freunden gegenüber »das herrliche Mädchen, das gleichmäßig Virtuosin auf Klavier und Harfe, Malerin und ein durch sehr viel Wissenschaften gebildetes Frauenzimmer ist«.

Leider wurde die Verlobung bereits am Ende des Jahres wieder gelöst. Am 13. Dezember schreibt Rochlitz: »Therese war und ist gut, aber mit raffiniertesten Schelmen umgeben.« Der adelsstolzen Familie war diese Verbindung niemals willkommen gewesen, und auch des jungen Mädchens Empfindungen können als wahrhaft bräutliche nur in der Phantasie des enthusiastischen Verlobten gelebt haben; sie scheint diesen ohne besonderen Herzenskummer aufgegeben zu haben. Einige Jahre darauf (1806) begab sich Frau aus dem Winckell mit ihrer talentvollen Tochter zu deren weiterer Ausbildung nach Paris. Auf der Hinreise lernte sie den Herzog August von Gotha und Altenburg kennen, einen originellen Sonderling, die typische Verkörperung der gefühlvoll-überschwenglichen, ja verstiegenen Seite der beginnenden Romantik. Er stückelt aus fingierten Briefbruchstücken fragmentarische Romane zusammen; er schreibt u. a. einen »Kyllenion« oder »Ein Jahr in Arkadien«. Goethe, der einigemal mit ihm zusammenkam, urteilt also über ihn: »Des regierenden Herzogs darf ich nicht vergessen, der sich als problematisch darzustellen und unter einer gewissen weichlichen Form angenehm und widerwärtig zu sein liebte.«

Dieser wunderliche Fürst fühlt sich von dem schöngeistigen Mädchen seltsam angezogen — nicht ihre äußere Erscheinung hat es ihm angetan, denn Therese war kaum anmutig zu nennen. Sie, seinen seelischen Bedürfnissen verständnisvoll entgegenkommend, verspricht, mit ihm einen jener schwärmerisch überspannten Freundschaftsbünde einzugehen, die so kennzeichnend für eine Zeit sind, in der man sich aus der oft grausamen Wirklichkeit in eine erträumte Phantasiewelt zu retten suchte. Die in die Ferne Ziehende schreibt langatmige Briefe, die mit ebenso langatmigen Gefühlsergüssen beantwortet werden. Der Herzog ist der »teuerste Emil«, der mit seiner »angebeteten Emilie« von Seele zu Seele spricht. Theresens zweiten Namen verwendend und sich selbst den Zwillingsnamen beilegend, will er dadurch gleichsam symbolisch ein rein geschwisterliches Seelenverhältnis andeuten. Immerhin geht es nicht ohne süßlich-geschmacklose Liebeständeleien — allerdings nur briefliche — ab; doch der Herzog ist, zweimal vermählt, ein treuer Gatte, der der Freundin gelegentlich von den »engelhaften« Vorzügen seiner damaligen Gemahlin vorschwärmt. Trotz allen Überspanntheiten, zu denen sie der Herzog, der ein getreues Echo für seine Gefühlsschwelgereien verlangte, aufreizte, findet sich das kluge Mädchen weit sicherer auf der Erde zurecht als ihr fürstlicher Freund und weiß, abgesehen von den überschwenglichen Einleitungen und Briefschlüssen, manche Seite zu füllen mit lebendigen Eindrücken vom Kunst- und Musikleben der französischen Hauptstadt, von Gesellschaftsleben

und Volkscharakter, und diese Bemerkungen haben einen nicht zu unterschätzenden kulturgeschichtlichen Wert.

Sie lernt Paris unter den günstigsten Vorbedingungen kennen, denn Anton Graff hat sie an den großen Empiremaler David, der Herzog an den Bildhauer Houdon und den Philosophen Lalande empfohlen. Die Reichtümer der Museen entzücken sie. Baron de Dénon, der damalige Museumsdirektor, kommt der von David ihm Zugeführten aufs freundlichste entgegen und gestattet ihr, an Tagen zu kopieren, wo die Museen für die Allgemeinheit geschlossen sind. Ja, er stellt ihr sein eignes Atelier im Louvre zur Verfügung. Die Malerin Therese huldigt ganz der linienstrengen, farbenarmen pseudo-klassischen Kunst des Empire, für die sie begeistert eintritt.

Kritischer zeigt sie sich den musikalischen Darbietungen gegenüber, und uns ist dabei interessant zu hören, daß das Musikleben fernab vom klassizistischen Boden im Zeichen der ossianischen Bardenpoesie steht, wie sie einst einem Werther-Goethe so teuer war.

»In der Großen Oper«, so lautet der erste Bericht über einen Besuch dieses Musentempels, »riß mich bei ‚Ossian ou les Bardes' die Anordnung des Ganzen, der häufig eingeflochtene herrliche Tanz, kurz der Totaleindruck zur Bewunderung hin; empörend war mir aber Gesang und Spiel.« Therese tadelt die übertriebenen konvulsivischen Bewegungen; doch die Pariser »klatschten wütend, je mehr Lais, Lainez und Chéron übertrieben«. Als musikalische Leistung befriedigt sie weit mehr die Oper »Uthal« von Méhul, gleichfalls ein Bardenstück: »Anstatt der Violinen lauter Violen, um dem Ganzen eine düsterere, ossianischere Färbung zu verleihen.« In den Vordergrund des damaligen Operninteresses stellt man die Tänzer, vor allem den großen Vestris, der als Neger Domingo in einem Ballett »Paul et Virginie« alles zur Bewunderung hinreißt. Allerdings stehen auch damals schon die berühmten Concerts du Conservatoire auf einer bedeutenden künstlerischen Höhe; Therese rühmt, daß dort »deutsche Musik mit französischem Feuer« gegeben werde. Hinsichtlich der geselligen Musikpflege ist zumeist vom Harfenspiel die Rede, in dem sich Therese selbst bei dem hervorragenden Meister Nadermann vervollkommnet. Man »harft ossianisch«, von der Kaiserin Josephine an, deren wunderbare, künstlerisch-edle Pedalharfen die junge Fremde bewundern darf, bis zu den Töchtern der Aristokratie, die sich in den Salons hören lassen.

Therese aus dem Winckell

Das Pariser Leben befremdet ihre deutsche Gründlichkeit, ihren Ernst der Auffassung. »Keine pünktliche Ordnung, oberflächlich alles! Selbst der berüchtigte Schmutz Lutetiens! Mit flüchtigem Fuß kann man darüber hinweghüpfen, ohne ihn zu berühren, doch im höheren Sinn und bei Menschencharakteren, da lobe ich mir Höhen und Tiefen und werde mich schwerlich daran gewöhnen, mich je an solche flache Gemüter freundschaftlich anzuschließen.« Gesellschaftsleben und Volkstreiben stellt sie einmal mit treffsicherer Beobachtung des Wesentlichen einander gegenüber: »Die Fête de Tivoli«, schreibt sie, »war sehr belebt. Man muß dies sehen, um sich einen Begriff von der alles mit sich fortwirbelnden, tändelnden Fröhlichkeit dieses Volkes zu machen. Anstand und Sitte herrscht überall. Ich liebe diesen harmlosen, leichten Frohsinn der Nation weit mehr als den gezierten, anspruchsvollen Gesellschaftston, welchen man in höheren Kreisen findet. Der Witz, nach dem da alles jagt, scheint mir immer einer Nadel zu gleichen, die man, um sie recht pikant zu machen, an beiden Enden zuspitzt, ohne dabei zu bedenken, daß sie darüber den Kopf verliert.«

Der Herzog war ein fanatischer Verehrer Napoleons, und es fiel ihm leicht, seine enthusiastische Freundin mit zu begeistern; obschon die Eisenfaust dieses Herrschers gerade damals auf ihrem Heimatlande lag, ist sie von dessen Größe ergriffen, und den Eindruck, den Napoleon auf sie machte, hat sie in einem sehr sprechenden, menschlich echten Bilde festgehalten, das der Vergessenheit entrissen zu werden verdient: »Seit ich Ihnen zuletzt schrieb, sah ich den großen Kaiser. Im Hoftheater zu St. Cloud war mein Blick schon stundenlang auf seine Loge geheftet, als er endlich gegen neun Uhr erschien. Wie edel und ungesucht ist sein Anstand, welche sich selbst kaum bewußte Größe liegt in jeder seiner ausdrucksvollen Stellungen! Rasch, aber selten und darum eben be-

deutend sind seine Bewegungen. Er sieht viel wohler aus, als man ihn gewöhnlich schildert; die Energie seines Geistes ist zu groß, als daß die Riesenwerke, die er unternimmt, ihn körperlich anstrengen sollten. Ernst und forschend ist sein festgerichteter, durchdringender Blick; wenn er bisweilen dies sprechende Auge freundlich aufwärts wendet, dann spielt ein seelenvolles Lächeln um seine tiefbedeutenden Züge ... Niemand im ganzen Hause folgte so mit voller Seele dem Gang des Stückes — ,Britannicus' — als er. Er lebte es mit! Diese Gabe, sich auf das, was er seiner Aufmerksamkeit würdigt, so mit voller Energie zu konzentrieren, soll ihm ganz besonders eigen sein und über jedes seiner Gespräche einen unnennbaren Reiz verbreiten.«

Sehr stimmungsvoll schildert sie ferner einen Besuch in Malmaison, an einem jener lieblichen, durchsonnten Herbsttage, die über die alten Parke Freude und Wehmut zugleich ausgießen: »Alles erinnert hier an die mannigfaltigen geistvollen Beschäftigungen der hohen Bewohner.« Sie bewundert »die schöngeordnete Bibliothek«, erblickt Napoleons Feder und Schreibzeug und das Modell des Schiffes, »das ihn glücklich von Ägypten zurückführte«. Auch Ossian fehlt nicht; er ist vertreten durch das gleichnamige Gemälde Gérards. Das Schlafzimmer umschweben die Horen Raffaels.

Den Wunsch des Herzogs, ihm ein Bildnis Napoleons zu kopieren, erfüllt Therese gern. Sie wählt dazu nach langem Suchen endlich das Lefèvres, zu dem der Künstler bereitwillig das Original zur Verfügung stellt. Welch ein Korrespondieren hin und her über jede Einzelheit! Mit Zögern und Zagen wird das fertige Bildnis dem erwartungsvollen Freunde zugesandt. Doch dieser zeigt sich etwas enttäuscht; er hatte sich in seiner üppig wuchernden Phantasie etwas weit Außerordentlicheres vorgestellt.

Bei aller Bewunderung für Napoleon regt sich in Therese doch auch die deutsche Seele: »Noch ertönen die Straßen vom Siegesgeschrei,« schreibt sie einmal, »sowie langanhaltender Kanonendonner und Glockengeläute dieser Hauptstadt die neuerrungenen Lorbeeren des Unbesiegbaren verkünden. Da ich nicht Korsin sein kann, nicht Gallierin sein möchte und mich mehr Deutsche denn als bloße Sächsin fühle, so ist mir recht bange und wehe dabei.« Immer mehr besinnt sie sich auf ihr Deutschtum und fühlt sich besonders wohl in einer kleinen deutschen Kolonie, von der sie erzählt: »Auch die langentbehrten Freuden traulicher, zwangloser Geselligkeit genieße ich jetzt, da mehrere hier lebende Deutsche sich freundlich uns näherten. Vervollkommnet und bereichert an Kenntnissen hoffen wir alle, wieder einst in unser heißgeliebtes Mutterland zurückzukehren, und bilden unterdessen eine kleine Kolonie, die, verbündet gegen die alles verflachende kalte Außenwelt, sich vereint und ermuntert zum tätigen Fleiß, um so ein lebender Beweis zu sein, wie wahr des alten Meisters Sang ist:

> Herz zum Herzen hingelenkt,
> Geistes Aug' in Geist versenkt,
> Ist des Deutschen Sitt' und Art,
> Die noch nie gewandelt ward.
> Was in Kunst und Wissenschaft
> Fremder Himmel Hohes schafft,
> Wird von ihm alsbald erkannt,
> Wächst so mächt'ger seiner Hand,
> Eines ihm Verderben bringt,
> Wenn ihn fremde Sitte zwingt.«

Die Rückkehr aus Paris sollte rascher erfolgen, als die Winckells beabsichtigt hatten. Schwere Vermögensverluste nötigten Mutter und Tochter, den Studienaufenthalt abzubrechen; ja, man versuchte die Gaben der Tochter nutzbar zu machen und veranstaltete auf der Rückreise einige Konzerte. Im Oktober 1808 schreibt Achim von Arnim an seine Verlobte Bettine aus Heidelberg: »Ich hörte mit besonderer Andacht ein Fräulein Winckell harfenieren, die hier ein Konzert gab. Sie spielt in einem sehr edlen Stile, oft ossianisch, und malt in Ölfarben, wenigstens kopiert sie mit wahrer Fertigkeit, spricht viele Sprachen, kennt die Literaturen, ist dabei ohne alle Ansprüche munter und gar nicht häßlich, und, wie schändlich der Ruf mit Mädchen mit einigen wirklichen Talenten umgeht, sie ist mir von sehr braven Leuten als ein Scheusal erkünstelter moderner naseweiser Bildung ausgeschrien. Die Mutter hat ihr Vermögen verloren, und das Mädchen erhält sie jetzt und sich durch Konzerte und durch Kopieren ausgezeichneter Gemälde.«

Bettine entwickelte sofort ein warmes Interesse für die verarmte Künstlerin: »Bleibt Fräulein Winckell lange in Heidelberg?« fragt sie zurück. »Es ist mir leid, daß ich sie nicht kenne, gerade weil ich so verschiedenes Urteil von ihr gehört habe. Wie Du, so mein' ich: da sie einmal genötigt, um Mutter und sich zu ernähren, ihre Talente an Tag treten zu lassen, so konnte sie leicht verleumdet werden, um sie auf der andern Seite wieder ins Gleichgewicht mit den andern Damen zu bringen.«

Von Süddeutschland ging's nach Weimar, wo ein längerer Aufenthalt genommen wurde. Therese fand dort Herder nicht mehr, »den ehrwürdigen, silberlockigen heiligen Greis«, dem einst »ihre ganze Seele zugeflogen war«, und der selbst behauptete, nie habe ihn »ein Geschöpf so wunderbar gerührt und ergriffen«. Herders Tod hatte sie, als sie ihn in Paris erfuhr, tiefer erschüttert als der Verlust des eignen Vaters. (Oberstleutnant aus dem Winckell fiel in der Schlacht bei Jena.) Nunmehr entspinnt sich ein reger Verkehr mit Herders Witwe und Töchtern, wobei Therese warm »des Hohenpriesters echter Humanität« ge-

denkt, der ihr mehr als Vater war. Bei Goethe wird sie zu Tisch geladen und erfreut ihn am gleichen Abend auf einer Soiree bei Johanna Schopenhauer durch den Vortrag von Schillers »Taucher« und mimische Darbietungen. Am 12. Januar 1809 besucht Goethe ihr Konzert und empfängt am 15. den Abschiedsbesuch der beiden Damen.

Und von dieser Begegnung mit Goethe auch nicht die leiseste Andeutung in den Briefen Thereses! Nur eine klaffende Lücke in ihrem Briefwechsel mit dem Herzog! Der Herausgeber* bemüht sich nicht, diese irgendwie zu deuten. Ganz sicher sind Briefe über diese wertvollen Tage vorhanden gewesen, da die junge Künstlerin doch überaus mitteilsam war und über weit belanglosere Ereignisse ihres Lebens viel Ausführliches zu berichten weiß. Hat der Herzog, der zu Goethe niemals ein inneres Verhältnis fand, Briefe vernichtet? Sind Briefe — und zum Unglück gerade die von der Rückreise durch Thüringen — verlorengegangen? Als die Neunzigjährige aus dem Leben schied, nahm sich niemand die Mühe, ihrem schriftlichen Nachlaß pietätvoll nachzuforschen.** Hätte sie uns nur e i n so sprechendes Porträt von Goethe gezeichnet, wie es das Napoleons im Theater zu St. Cloud ist, so würde ein solcher Brief von unschätzbarem Werte sein.

Nach diesem Höhepunkt ihres Daseins galt es, viel Resignation zu üben. Die folgenden schweren Kriegsjahre sowie ihre Mittellosigkeit nötigten sie, durch Stundengeben (Musik- und Sprachstunden) ihren Lebensunterhalt zu verdienen. An Konzertreisen war nicht mehr zu denken. Bisweilen spielte sie auch aushilfsweise die Harfenpartien in der Dresdner Oper. Dresden erwählte sie zu dauerndem Aufenthalt und hat ihr idyllisches Heim im sogenannten Italienischen Dörfchen an der Elbe, das leider, wie so manches Stück Alt-Dresden, pietätloser Erneuerungssucht zum Opfer gefallen ist, erst mit dem Tode verlassen. Dieses Heim und die in dessen unmittelbarer Nähe gelegene Gemäldegalerie sind fortan ihr »irdischer Himmel«. Sie kopierte fleißig alte und neue Meister. In Ostrock, dem Sitz des Fürsten Karl Gablonsky, befindet sich ein ganzer Saal voll Kopien von ihrer Hand; ihre gewissenhafte Treue im Erfassen des Originals wurde allseitig gerühmt. Schon Anton Graff und später Lefèvre hatten ihr ja dieses Lob erteilt. Die völlige Veränderung ihrer wirtschaftlichen Lage verursachte ihr tiefe seelische Erschütterungen, zu denen sich auch schwere Krankheit gesellte. Ihre Herzensgüte, ihre rührende Bescheidenheit und ihre begeisterte Liebe zu den Künsten bewahrten sie vor Verbitterung und Mutlosigkeit. Nicht ohne Ergriffenheit lesen wir jedoch das Bekenntnis, das sie am 29. Mai 1810 dem fürstlichen Freunde macht: »Ich habe harte Kämpfe durchgekämpft, ich sah, daß ich Plänen und Hoffnungen entsagen muß, auf die ich ernst losgearbeitet habe und die das höchste Glück meines Lebens ausgemacht hätten. Sie waren so harmlos und edel, doch Gott und die Menschen begünstigten sie nicht; ich muß vernünftig sein und entsagen, da ich leider kein Mann bin, der kühn wagen darf. Ich ergebe mich, doch lebenslang trauern werde ich, daß mir die Art Künstlerlaufbahn nicht wird, die das Element meines Lebens wäre. Diesen tiefen inneren Schmerz abgerechnet, der immer den Hintergrund bilden wird, stehe ich jetzt an einem ziemlich heiteren Kapitel des Märchens meines Lebens. Die losen, wildverschlungenen Fäden der Vergangenheit verknüpfen sich doch hie und da zu einem harmonischen Ganzen ... Dies bedarf ich; ich kann nicht ,au jour la journée' leben. Ordnung, Regel, Plan, Beruf sind mir unentbehrlich. Ich wagte es, manche schwere Pflicht zu übernehmen, und gewann dadurch freieren Lebenssinn. Der stille Dienst der geliebten Künste entfernt mich vom Gewühl der Welt und schenkt mir jene unerläßlichen Bedingungen zum Glück: bestimmte emsige Tätigkeit, Zweck und Inhalt des Lebens. Nur dem kleinen Kreise, den ich ehre, will ich leben. In die engbeschränkte Lage, in die unvorhergesehene Unglücksfälle mich so plötzlich stürzten, lernte ich mich mit heiterer Ergebung finden; die Glücksgüter konnte das Schicksal mir rauben, nicht das Glück. Reiner, ungetrübter ging dies hervor, denn ohne zweifelnden Argwohn kann ich jetzt inniger mich der Achtung und Liebe freuen, die man nun dem armen schutzlosen Mädchen in reicherem Maße schenkt als sonst der wohlhabenden Erbin. Nicht ganz spurlos geht mein Dasein vorüber, denn in den Gemütern meiner Freunde und Zöglinge wird das fortleben, was doch mein wahres besseres Selbst ist, und dadurch löse ich sie ja wohl, die alte Schuld, die ich der Erde dafür habe, daß sie mich trägt und nährt.«

Auch den fürstlichen Freund sollte Therese verlieren. Nicht daran stieß er sich, daß die »angebetete Emilie« eine arme Lehrerin geworden war; aber er zeigte sich eifersüchtig gegen ihre neuen Freunde, besonders den Maler Gerhard von Kügelgen, der bald Thereses wärmster Beschützer werden sollte. Unausgesetzt schüttete er die Lauge seines von Goethe gerügten beißenden Spottes über Kügelgen aus. Bei einem Besuch in Dresden fand er den Weg nicht zu ihr, sandte ihr aber später eine Beschreibung dieses Aufenthaltes und seines Verkehrs bei Hofe. Sie bezwang sich und beantwortete dieses kränkende Schreiben. Ohne alle Ursache bricht der Herzog dann den Briefwechsel ab, besucht sie allerdings

* Wolf von Metzsch-Schilbach gab den »Briefwechsel eines deutschen Fürsten mit einer jungen Künstlerin« 1893 bei Siegismund in Berlin heraus.

** Ich selbst habe mich vergeblich um die Erforschung nachgelassener Briefe bemüht. A. B.

einmal im Mai 1816; die schriftlichen Ergüsse aber werden nie wieder aufgenommen.

Der kleine auserlesene Kreis, den Therese aus dem Winckell im Italienischen Dörfchen um sich versammelte, zählte u. a. Kügelgen und Friedrich Kind zu seinen Mitgliedern und ist eng mit einem Stück Kultur der Dresdner Biedermeierzeit verknüpft, wie wir sie aus Wilhelm von Kügelgens »Erinnerungen eines alten Mannes« kennen. Leider haben sich von ihr selbst keine Schilderungen dieses Kreises gefunden. Über ihre Mitwirkung an mehr oder weniger geschmackvollen Modeblättern und Taschenbüchern ist es besser, zu schweigen.

Allmählich wurde sie zu einem kuriosen Überbleibsel der Biedermeierzeit, deren preziöses Wesen sie in Kleidung und Manieren treulich bewahrte, als längst andre Sitten aufgekommen waren. Adolf Stern, der Dresdner Literarhistoriker, der noch persönlich mit ihr verkehrt hatte, nannte sie »eine Karikatur ihrer selbst«, verbot aber, daraus Schlüsse auf die einst jugendliche Erscheinung zu ziehen. Von andern wird ihre unversiegbare geistige Frische gerühmt. Drei Tage vor ihrem Tode erteilte die Neunzigjährige noch Unterricht; am 7. März 1867 ist sie ohne Krankheit sanft entschlafen.

Seltsam berührt, daß Goethe Freunden gegenüber bemerkt haben soll, Therese werde nicht alt werden, denn ihr lebhafter Geist sei zu stark für ihren zarten Körper. Dieser Voraussage zum Trotz hat gerade sie ein wunderbares Beispiel für den Sieg eines starken Geistes über einen schwachen Körper geliefert.

Das Schulhaus

Findet ihr nicht, daß in enge Gassen
Hinter ein lustig verschnörkeltes Tor,
Mit zwei Fliederbäumen davor,
Junge Mädel am besten passen?

Die Treppen müssen gewunden gehn,
Und unter dem würdigen Giebeldach
Müssen die Fenster hell und gemach
Auf die Gasse, den Platz und den Flieder sehn.

Und kommen dann aus dem alten Haus
Alle die lustigen Plauderzungen
Getollt, gehascht, gedrängt, gesprungen
Und schnäbeln und schnattern und reden weise
Und schwenken die Zöpfe und trällern leise
Und strömen davon in Saus und Braus —
Dann ist's, als husch' mit dem Sonnenblitz
Über des alten Hauses Runzeln
Leise, zärtlich ein Zwinkern, ein Schmunzeln.
Und der Flieder macht sich schlank und spitz
Und lauscht ihnen nach und nickt und blickt,
Bis die letzte Schleife, das letzte Lachen
Verweht — und alle ein Schläfchen machen.
Nur die Sonne — versteht sich! — wacht und rückt.
Doch der Platz und das Haus und der Fliederbaum
Stehen ernsthaft in Schlaf und Traum.

Dora Lotti

Erich Lamm: Im Schatten

Clara Viebig. Nach der neuesten Aufnahme von Brockdorff-Wagner in Wilmersdorf

Clara Viebig

Von Friedrich Düsel

Wem die Jahrzehnte andres als Stufen der Entwicklung und Reife sind, der wird gut tun, sich vor Gedenktagen zu hüten: sie würden ihm nur bitteren Trank kredenzen. Klopft aber an diesem 17. Juli der 60. Geburtstag, mit einem vollen Rosenstrauß von ihrer liebsten Freundin, der Natur, in der Hand, an Clara Viebigs Tür, so darf sie ihm freudigen Herzens und getrosten Mutes auftun. Denn ihr bisheriges Leben war nicht nur deshalb köstlich, weil es Mühe und Arbeit gewesen, sondern mehr noch, weil es nach dem Maße ihrer Begabung und dem Ziel ihres Strebens stetig emporgestiegen ist, weil jedes Jahrzehnt ihres dichterischen Schaffens — nach dem schönen Wort aus den »Wahlverwandtschaften« — seine eignen Hoffnungen und Aussichten, sein eignes Glück und Vollbringen hatte. Nicht als ein verschollenes Märchen mit dem Spruch »Es war einmal« kommt der Ruhm zu dieser Jubilarin, sondern als ein Gegenwarts- und Zukunftsbote: »Ich bin und werde sein!«

Vom Nahen und Engen ist die Rheinländerin ausgegangen, als sie um die Mitte der neunziger Jahre nacheinander ihre ersten Novellen- und Romanbücher schrieb. Es waren Heimatsgewächse, diese »Reinlandstöchter« und diese »Kinder der Eifel«, voll bodenständiger Kraft, voll Urwüchsigkeit und Frische, genährt von den erdhaften Stoffen, deren vulkanisch hervorbrechenden Naturgewalten hier mit einem damals noch seltenen Mut Widerhall gegeben wurde. Dennoch kann sich nur der Treppenwitz der rückschauenden Literaturgeschichte vermessen, schon aus solchen Anfängen den Aufstieg zu erkennen, der dieser Dichterin beschieden war. Der Roman war ungleich gearbeitet, mischte Eigenerlebtes sorg- und kunstlos mit Hergebrachtem, wußte die Überfülle seiner Handlung, seiner Konflikte und seiner durcheinanderlaufenden Schicksale nur mühsam und unvollkommen zu bändigen, streifte mit seiner ungerechten Verteilung von Licht und Schatten zuweilen an die Karikatur und konnte es nicht lassen, nach Wirkungen zu schielen, die ihm nicht taugten. Man hat der Dichterin später einmal nahegelegt, das Denkmal ihrer Jugend mit den Mitteln einer gereifteren Kunst umzuarbeiten. Dagegen aber hat sie sich mit Recht gesträubt: »Ich bedaure,« meint sie zehn Jahre später, »daß ich nicht als Meister vom Himmel gefallen bin. Aber was ich einmal geschrieben habe, das muß nun auch so bleiben. Welchen Wert hätte ein Werk, dem ich nach Jahren den Blütenstaub der Jugend abstreifte und dafür das strenge Kleid bewußten Besserkönnens anzöge?«

An die Novellen hätte ein solches Ansinnen wohl niemand gestellt. Ihr bescheidenerer Umfang verhalf ihnen von vornherein zu einer geschlosseneren Form und einem festeren Stil, und

das Elementare, das den mit scharfer Beobachtungsgabe gezeichneten meist bäuerlichen Gestalten eigen ist, hat es in der skizzenhaften Naturalistik leichter, sich auch elementar zu offenbaren. Außerdem half der Dichterin die Landschaft, gleichsam ein Stück ihrer selbst geworden, hier weit mehr als in dem Roman, der im zweiten Teil von Koblenz nach Berlin übersiedelt. Der Heimatduft, das »Bodegefährtle«, wie der Schwabe sagt, blieb überall um sie, hüllte Schwächen ihrer noch unfertigen Seelenkunde in einen barmherzigen Schleier und überhob sie der Aussprache mit einer Weltanschauung, die sich erst zu bilden begann. Was Clara Viebig aber schon jetzt mit beträchtlicher Kunst zu gestalten wußte, war der Liebesdrang und das Mutterschaftsgefühl des Weibes. Man hat es in der Form, wie es sich bei ihr ausprägt, damals, als der Naturalismus seine Blütezeit schon hinter sich hatte, manchmal roh gescholten. Und wirklich gibt es erotische und animalische Szenen bei ihr, die ein empfindliches Gemüt und einen zarten Geschmack verletzen können. Wenn man aber hinter die Schale nach dem seelischen Kern lugt, so entdeckt man fast überall etwas von jenem genovevahaften Glorienschein des Weibtums und der Mütterlichkeit, der die Bilder Segantinis umschwebt. Jedenfalls darf sich auch diese erste Sammlung eifelländischer Geschichten, ebenso wie die bald folgende »Vor Tau und Tag«, die im übrigen keinen wesentlich neuen Trieb ansetzte, von aller Frivolität und Lüsternheit freisprechen. Mit der unbändigen Kraft und der schonungslosen Wahrhaftigkeit verbinden sich ein tiefer Lebensernst und eine vollbewußte sittliche Verantwortlichkeit.

Schon in ihrem zweiten größeren Roman, den »Dilettanten des Lebens«, darf Clara Viebig es wagen, sich von ihrem Heimatboden zu lösen und ihren Fuß auf die Straßen und in die Künstlerwerkstätten Berlins zu setzen. Sie faßt nun schon die Zügel der Handlung fester, weiß mit wenigen Personen und einfachen Mitteln auszukommen, befleißigt sich eines gleichmäßigen Tons der Erzählung und bringt es zu strenger Geschlossenheit des Themas. »Dilettanten des Lebens« sind ihr jene glücklichen Unglücklichen, »die sich gleich dem flügellahmen Storch trotz der kalten Winterzeit nicht wollen in den warmen Stall sperren lassen, die immer nach den zuhöchst hangenden Früchten langen, auch wenn sie dabei vom Ast herabfallen«. Für diese großen Kinder, die mit den satten, selbstzufriedenen Lebenskünstlern nichts zu schaffen haben, galt es Sympathie zu werben, ohne einer schwächlichen Lebensauffassung Vorschub zu leisten. Vielmehr liegt der Nachdruck auf der Pflicht, sich sein eignes Schicksal zu zimmern, sein Ich zu bezwingen, um höheren Gemeinschaften zu genügen.

Ehe die Dichterin auf diesem zu tieferen Seelenfragen strebenden Romanwege weiterschritt, versuchte sie sich zweimal im Drama. Aber weder das Schauspel »Barbara Holzer«, mit nicht zu verachtender Kunst aus der Eifelnovelle »Die Schuldige« geballt, noch die im Posenschen spielende Komödie »Pharisäer«, aus Motiven der »Rheinlandstöchter« gespeist, konnte es zu einem nachhaltigen Bühnenerfolg bringen. In der Verkörperung der Bühne entartete manches, was in der erzählenden Form nur eben stark und kühn war, zu Gewagtheiten und Plumpheiten, und der Humor, mit dem in der Komödie die duckmäuserische Scheinheiligkeit und herzenskalte Heuchelei von reiner Menschlichkeit beschämt werden sollte, zersetzte sich in bittere Ironie und Satire. Nicht viel besser erging es zwei späteren dramatischen Versuchen. Die vier unter dem bezeichnenden Gesamttitel »Der Kampf um den Mann« (darunter als die stärksten »Die Bäuerin« und »Fräulein Freschbolzen«) vereinigten Einakter blieben in der Skizze stecken oder fielen ins Grelle, dem vieraktigen Schauspiel »Das letzte Glück«, einem in den Eifelboden verpflanzten Seitentrieb des Romans »Einer Mutter Sohn«, gebricht es an der triebkräftigen Einheit des Konflikts und dem festen dramatischen Zielpunkt.

An einen Markstein ihrer dichterischen Entwicklung führt uns Clara Viebigs zweiter großer Berliner Roman »Es lebe die Kunst«. Der Tragödie des Dilettantismus folgt die Tragödie der künstlerischen Berufung. Vieles in diesem Künstlerroman, der in dem Ringen um die Freiheit der Kunst das Ringen um die Freiheit der eignen Seele schildert, mag Selbstbekenntnis sein und durch die vorherrschende subjektive Stimmung den strengen Gesetzen künstlerischer Gestaltung widerstreiten; durch solche ins Feuer geworfene persönliche Gefühle ist aber zweifellos auch die Flamme, die ihn durchglüht, mächtig emporgetrieben worden. Der Weg, den Elisabeth Reinharz geht, ist der Weg des leidenschaftlichen Ringens um das wahre Wesen der Poesie: aus dem Schein und der Maske dringt sie in die inneren, geistigen Werte der Kunst vor, und schließlich macht das Muttergefühl sie stark genug, auch als Schöpferin den wahren Lohn und den rechten Wert in sich selbst zu suchen. Sobald sie erst die Nichtigkeiten des eitlen Salon- und Gesellschaftslebens durchschaut und das Glück im eignen Hause gefunden hat, wird sie auch zur wahrhaften Künstlerin: »Ich ringe nicht mehr nach Erfolg und Ruhm; jetzt weiß ich's: Friede, das ist die Kunst.« Noch überwiegt die Kampfstimmung und mit ihr eine bekennerhaft zur Schau getragene ästhetische Tendenz die kühle, schöpferische Sachlichkeit, aber wie in ihrer Heldin, so kündigt sich auch in der Dichterin selbst deutlich schon die Selbstbefreiung an, eine Selbstbefreiung, die den Stachel einer gleißenden verführerischen Großstadtschwärmerei aus dem Fleische zieht, um hinfort wieder — abermals in einem bedeutsamen Gleichlauf mit der

Heldin — der Heimat und ihren erdgeborenen Stoffen zu leben.

Die erste Station dieser Heimkehr ist der Eifelroman »Das Weiberdorf«. Immer einfacher, zielstrebiger und einheitlicher zu werden hatte die Dichterin versprochen. Sie hält Wort. Das Thema gehört gewiß zu den heikelsten, die es geben kann: in einem armen, den größten Teil des Jahres über von fast allen Männern entleerten Dorfe des engen vulkanischen Salmtales — Natur und Landschaft spielen wieder bedeutsam mit — artet die von harter Arbeit eher geschürte als gestillte Männernot in eine offene, regelrechte Weiberrevolte gegen die Obrigkeit aus, als plötzlich der Ruf »Die Mannsleit sein dao!« alle aufgewühlten Leidenschaften und Begierden in das Bett des ursprünglichsten aller menschlichen Triebe zurückdämmt. »Das waren nicht der Weiber viele mehr, das war nur ein Weib, das Weib! Jählings wandte es sich, alles vergessend, und stürzte in rasendem Lauf dem Manne entgegen.« Was noch zwanzig Jahre vorher unweigerlich der Witzelei verfallen wäre, wird hier derb und heftig, nicht ohne betonte Freude an der naturhaften Sinnlichkeit, aber auch mutig, stark und groß zu einem wuchtigen Menschheitsgebilde geknetet. Eine unverkennbare Schülerin Zolas hat ihrem Meister die Kunst abgelauscht, rein sinnliche Lebenselemente zu einer Symbolik von sozial-sittlichem Pathos zu erheben, in der das Einzelschicksal, ob nun gut oder böse, versinkt, aber erst, nachdem es der Idee ihre Gedanklichkeit genommen und dafür seine frische Farbe des Lebens geschenkt hat. Nicht allen ging gleich die Tapferkeit dieser geraden, unverstellten Naturhaftigkeit, das erbarmungsvolle Mitleid mit aller menschlichen Kreatur auf. Viele sahen nur die bête humaine. Katholische Zeitungen schalten das Buch einen blanken Skandal, von den linksrheinischen Kanzeln wurde dagegen gepredigt, auch die damals aufkommende Heimatkunstbewegung verleugnete es, und die Franzosen nannten es eher brutal als stark, eher zynisch als kühn. Unser künstlerisches Urteil kann das heute nicht mehr verwirren. Wie Hauptmanns »Fuhrmann Henschel« dieses vielseitigen Dichters bis heute stärkstes, weil stilvollstes und wesensechtestes Werk geblieben ist, so steht auch Clara Viebigs »Weiberdorf« dank seiner Ursprünglichkeit, Unerbittlichkeit und Wahrhaftigkeit noch jetzt im Kernpunkt ihres Schaffens.

Die Ehrenrettung des Triebhaften dämpfte sich zum sozialen Problem in dem zweibändigen Roman vom »Täglichen Brot«, der als ein ausgeprägt berlinisches Werk um die Jahrhundertwende zuerst in einer Berliner Hausfrauenzeitung erschien. Dort hat sich die Dichterin auch über ihre Absichten ausgesprochen: »Ich habe versucht, all den weiblichen Empfindungen nachzugehen, die keinen Ausdruck finden bei jenen armen Stummen, denen für einen andern Gedanken nicht Muße bleibt, kaum einmal Zeit zu einer andern Sorge als der ums tägliche Brot. Ich möchte zeigen, wie schwer das Dienen überhaupt ist, wie verantwortlich aber auch das Sichbedienenlassen. Vor allem aber möchte ich zum Ausdruck bringen, wie traurig das Leben im Grunde, in dem sich geistige und leibliche Armut paaren, und wie notwendig es für uns ist, alles zu verstehen, um vieles zu verzeihen.« Vieles, nicht alles. Dieses Weniger, das sich Clara Viebig gegenüber dem vielmißbrauchten Wort Frau von Staëls wahrt, hat sie vor der drohenden Gefahr geschützt, einen sozialen Tendenzroman zu schreiben. Sie klagt an, sie legt ihren Finger auf Wunden unsers — heute müssen wir wohl sagen: damaligen Gesellschaftslebens, aber sie wahrt die Gerechtigkeit und vergewaltigt nirgend die innere Wahrhaftigkeit. Ein Dienstbotenroman, aber keine schrankenlose Dienstbotenverherrlichung und Herrschaftsverdammung. Vor allem keine Heroisierung ihrer »Heldinnen«, der braven und arbeitsfreudigen, wenn auch tolpatschigen, plumpen und dummen Mine und der leichtlebigen, verschlagenen, trunksüchtigen, schließlich in eine Kneipe mit »Damenbedienung« untertauchenden Bertha. Jede führt ihr Eigenleben und behauptet doch das Typische ihres Standes. Ihr Kreuz-wende-dich findet die Geschichte in dem Schicksal Mines, die um ihres Kindes willen die Heirat mit einem völlig haltlosen und nichtsnutzigen jungen Menschen eingeht, um nun unter steten Sorgen für Mann und Kind um das »tägliche Brot« zu rackern. Aber sie geht darin nicht unter. Sie ringt sich durch, findet in einer Portierstelle das Glück, ihr Glück, und weist damit über den pessimistischen Regelzwang des Naturalismus befreiend hinaus. Als soziales Bekenntnis wurde dies Buch namentlich in der linksstehenden Presse laut gefeiert, während es doch zu seinem Ruhme vollauf genügt hätte, die menschlichen und künstlerischen Schönheiten hervorzuheben und das tiefe humane Mitgefühl zu preisen, das sich auch hier wieder aus der Verklärung der Mütterlichkeit seine Krone holt.

Reizvoll ist es, in der bald darauf erscheinenden Novellensammlung »Die Rosenkranzjungfrau« der kernigen Wurzel des Berliner Dienstbotenromans zu begegnen. Diese Studie »Roter Mohn« beweist mit andern, wie liebevoll sich die Dichterin mittlerweile in das Berliner Kleinleben versenkt hat. Nur selten einmal stiehlt sich noch, wie in den »Kleinen braunen Schuhen«, ein falscher sentimentaler Ton in die herbe Melodie von starker, fester Menschenliebe, die überall hervorklingt, gleichviel ob die Stoffe, wie die meisten, von der Warthe oder von der Spree oder von einer Insel am Nordseestrande stammen. »Natur ist immer verwandt, und Bauer ist Bauer, und Mensch ist Mensch.« Nur der Humor will sich nicht recht einstellen, selbst da nicht, wo die

Dichterin einen behaglichen Ausflug zu den Marschbauern macht.

Höheren Flug als alle bisherigen Bücher der Viebig nimmt der in Düsseldorf spielende Roman des Jahres 1902: »Die Wacht am Rhein«. Ihr erster historischer, befreit er sich doch sofort von aller Schablone des herkömmlichen Geschichtsromans. Den »Schlußband von Freytags Ahnen« hat ihn Berth. Litzmann genannt und damit trefflich seine Mischung aus streng geschichtlichen und frei menschlichen Motiven, aus historischer Treue und bedeutsamer Kulturschilderung gekennzeichnet. Historisch ist er in dem Sinne, wie Hauptmanns »Weber« ein historisches Schauspiel sind: ein Stück vaterländischer Geschichtsentwicklung, widergespiegelt in den Schicksalen einer kleinen Gemeinschaft, aber zurückstrahlend auf den großen Hintergrund der Zeit und des Volkes. Äußerlich bedient er sich der bequemen alten Form einer von der Wiege anhebenden Biographie, die zwei ältere Generationen düsseldorfischer »Börjer« umfaßt und im letzten Teil sogar noch eine vierte mitnehmen kann. Er reicht von 1835 bis in die siebziger Jahre und verknüpft auf Schritt und Tritt persönliches Wesen, Werden und Wirken mit der Art und den allmählichen Wandlungen einer ganzen Landschaft und Stadt, ja darüber hinaus mit dem Bau des Deutschen Reiches. Der Angelpunkt im Kleinen und Großen aber bildet der sich nur langsam und widerspenstig ausgleichende Gegensatz altpreußischer und rheinischer Art, das sich unter Schmerzen und Bitternissen vollziehende Hineinwachsen rheinischer Leichtlebigkeit und Genußfreudigkeit in den kategorischen Imperativ norddeutsch-protestantischer Pflichterfüllung, Gewissenhaftigkeit, Zucht und Treue gegen sich selbst. Dabei ergeben sich so weite Horizonte, daß jeder kleinliche Eindruck einer Familiengeschichte vor dem großen Gesamtbilde des deutschen Gedankens schwindet, so bunt und vielseitig die realistische Handlung auch mit Einzelzügen ausgestattet wird.

Diesem westdeutschen Zeitgemälde folgte schon nach zwei Jahren, nach einer abermaligen Einkehr in der Eifel, woher die Heimattreue den Roman »Vom Müller-Hannes«, die kraftstrotzende, aufrechte und sittlich vertiefte Geschichte eines wirtschaftlichen Zusammenbruchs, heimbrachte, ein Gegenstück aus der Ostmark. Nur daß jetzt der volle Atem der Gegenwart in die Segel strömte. Als die »Wacht am Rhein« erschien, konnte niemand ahnen, daß Volk und Boden, deren politische und menschliche Zusammenschweißung mit dem großen deutschen Vaterlande da geschildert wurde, noch einmal wieder den Krallen der westlichen Nachbarn preisgegeben sein würden; als das »Schlafende Heer« herauskam (1904), waren wir alle Zeugen des erbitterten Kultur- und Nationalitätenkampfes, der da in unsrer Ostmark zwischen Preußentum und Polentum hinter der Maske einer friedlichen Verständigung gekämpft wurde. Gewiß hat es der Dichterin ferngelegen, einen politischen Tendenz- oder gar Agitationsroman zu schreiben. Was sie gab, war ein Buch vaterländischer Sorge, das zum ernsten Nachdenken über diese für die Zukunft des Deutschtums brennend wichtige Frage anregen wollte, aber über dem Kampf der Rassen und Geister keinen Augenblick das Menschentum vergaß. Es war ein gut deutsches Buch, aber es schmetterte weder die Fanfare des Chauvinismus noch blies es auf der pazifistischen Schalmei zum kläglichen Rückzuge unsrer damals auf ihrem Höhepunkte stehenden Polenpolitik, die zugleich eine Sicherung gegen das Slawentum sein sollte. Das hinderte freilich nicht, daß dieser zu einer freskenhaften Sinnbildlichkeit aufsteigende Roman, der seinen Titel und sein Thema aus der alten, noch heute in Polen lebendigen Volkssage nahm, daß unter dem Lysa Gora ein großes Heer schlafe und auf die Stunde der Befreiung und Vergeltung hoffe, von den eignen Landsleuten der Dichterin bald als hakatistischer Werberuf, bald als ein matter und versöhnender Ausgleichsversuch verschrien wurde. Das Künstlerische wurde darüber fast vergessen. Und doch hatten hier — von kleinen Flüchtigkeiten abgesehen — die Beobachtungsgabe und die realistische Darstellungskunst der Verfasserin eine Höhe erklommen, die kaum noch zu überbieten war. Unter der Fülle von Gestalten, die kommen und gehen, prägt sich alsbald eine ganze Anzahl mit so scharfen Zügen in unsre Vorstellung, daß sie niemals wieder daraus verschwinden können. Und wie war die Warthelandschaft mit ihrer brot- und schicksalsträchtigen Stimmung gemeistert! Wie fein und doch fest gesponnen ist das Seelengewebe der Personen, besonders einiger auf polnischer Seite, des fanatischen Vikars allen andern voran!

Drei Heimatländer hat Clara Viebig, die in Trier geboren und in Düsseldorf und im Posenschen erzogen worden ist, für sich in Anspruch genommen und sie mit einer humoristischen Anleihe bei Fritz Reuter als ihre »Drei Brauten« bezeichnet: das Eifelgebiet an der Mosel, den Niederrhein und das Land an der Warthe. Eigentlich, setzte sie hinzu, seien es sogar vier; aber mit Berlin fühle sie sich — verheiratet. Jetzt, als angehende Fünfzigerin, war sie so weit, alle diese Landschaften künstlerisch zu beherrschen. Auch weiterhin kehrte sie von Zeit zu Zeit, wie in den Eifelgeschichten »Naturgewalten« (1905), bei dem düster-schreckhaften Winter, der sonnendurchglühten Sommeröde, dem großen Schweigen der ausgebrannten Krater und den sumpfdurchgurgelten Niederungen des Venns ein und ließ aus der menschgewordenen Mutter Erde von vulkanischen Gewalten durchschütterte Menschenschicksale aufsteigen. Aber mehr noch lockte sie in den nächsten Jahren jener geheimnisvolle Bereich der Seele,

Aus der Sächsischen Schweiz

Nach einem Lichtbilde von G. Gerndt in Hamburg

der sich schranken- und grenzenlos wie das Firmament über uns alle ausspannt und aus dem Segen und Gnade, Zorn und Verderben der überirdischen Mächte auf uns Sterbliche herniederquillt. Es ist dabei nicht immer ohne Entgleisungen abgegangen, und manchmal schien es wohl, als wolle dieses luftigere Gebiet sich an ihr rächen für die fast ungeteilte Liebe, die sie bisher der Erde und ihren derben Wirklichkeiten geschenkt hatte. Selbst ihre Ehe mit Berlin schien in diesen Jahren unglücklich werden zu wollen.

So fand denn auch der psychologisch-analytische Experimentalroman »Einer Mutter Sohn« (1906), worin sie mit mehr Mache als Poesie das Problem der »Ankindung« und damit eng zusammenhängend das der Blut- und Standesangleichung behandelte, mit seiner schattenhaften Schilderung des Berliner Lebens, seiner brüchigen Technik und nicht zuletzt seiner (gegen die Pflegeeltern gerichteten) verfehlten Fragestellung eine recht geteilte Aufnahme, und selbst wenn er gelobt wurde, klang der Wunsch und Rat durch, die Dichterin möge von diesen gewundenen Schleichwegen seelischer Problematik zurückkehren auf den natürlichen Boden ihrer Heimat, der westlichen oder der östlichen, wo die wahren Quellen ihrer schöpferischen Gemütskraft entspringen.

Aber auch dort zerbrachen ihr zunächst die empfindlichen Instrumente einer mystisch-kriminalistischen Psychologie unter den Händen. Ja, der polnisch-deutsche Haus- und Eheroman »Absolvo te«, ein einziger quälender, nervenerregender, Herz und Gemüt leer lassender Ringkampf der Geschlechter, auf die elementarste Grundlage, die — hier noch dazu schwüle — Sinnlichkeit gestellt, streifte mit seinen rohen Mitteln: Gift, Strick, Beil und wieder Gift beinahe an die Hintertreppenliteratur. Einzig und allein die schließlich durch entsagende und verzeihende Kindesliebe von all ihren Sünden losgesprochene Mütterlichkeit der Ehebrecherin und Giftmischerin wirft auch in diese blutrünstige Geschichte noch einen Schimmer jenes echt menschlichen Erbarmens, das dieser Dichterin schönstes Teil. Bezeichnenderweise wurde gerade dieser Roman, so scharfe Verurteilung er von religiösem Standpunkt aus fand, sofort ins Englische und Französische (»Pécheresse«) übersetzt.

Erst im nächsten Werk hatte die Dichterin wieder »heimgefunden« zu den starken Wurzeln ihrer Kraft, aber auch zu den Wipfeln ihrer ins Weite und Hohe hinausstrebenden Kunst. »Das Kreuz im Venn« ist ein Eifeler Heimatsroman, aber zugleich ein tieferlebtes deutsches Kultur- und Weltanschauungsbild, von ruhiger und sicherer Hand geformt, ein Werk der innigsten Heimat- und der regsamsten Menschenliebe. Wieder drängt sich uns vor dieser Fülle von Landschafts-, Menschen- und Kulturbeobachtungen die Erinnerung an Zola auf, der aus ähnlicher Sachfülle seine großen umfassenden Kultursymbole schuf, aber dies in die Wolken ragende Kreuz vom Niederrhein überschattet seine Pariser documents humains. Denn hier wird ein Sinnbild aufgerichtet, das das Irdische weit unter sich läßt. Erdenweh und Himmelssehnsucht, Weltliebe und Jenseitsdrang! Sie alle, die in diesem gestaltenreichen Buche auftreten, von dem armen kleinen Kretin Dores Huesgen bis zu dem markigen, unerschrockenen Bürgermeister von Heckenbroich und dem naturseligen Träumer Josef Schmölder, suchen nach einem Höheren, dem sie sich in Demut beugen können. Durch das ganze Buch hallt es von frommen Gesängen und inbrünstigen Gebeten. Dennoch wäre es eine ebensolche Torheit, der Dichterin daraus den Vorwurf pietistischer Kulturfeindlichkeit zu drechseln, wie es Verleumdung war, sie wegen ihres »Weiberdorfes« der Sinnlichkeit und Lüsternheit zu zeihen. Sie geht dort wie hier mit denen, die von ihrer Gestaltungskunst am meisten verlangen, mit den Bodenständigen und Ursprünglichen, mit den Gebundenen und Einfältigen, die noch beten und glauben können.

Clara Viebig im fünfzehnten Lebensjahre

Deshalb wohl ist auch der frauliche Hauch so stark in diesem Roman, und was in ihm publikumswillige Erzählerdiplomatie genannt wurde, könnte ebensogut Freude an Volkstümlichkeit und lebensvoller Wirkung heißen.

Wieder geht über eine Maupassantschen Einfluß verratende Novellensammlung (»Die heilige Einfalt«), durch die jetzt im Gegensatz zu manchen früheren ein aus aller Dumpfheit der Kreatur sich lösender Glaube, eine sieghafte Zuversicht, eine trostvolle Heiterkeit schwingt, der Weg zu zwei großen Berliner Zeit- und Kulturromanen. Der erste liefert, die Trilogie zu vollenden, das noch fehlende Mittelstück zu der »Wacht am Rhein« und dem »Schlafenden Heer«: eine Schilderung der Kindheits- und ersten Mannbarkeitsjahre des jungen Reiches, nicht innerhalb des Großstadtgetriebes selbst, sondern wie »Die vor den Toren« in Tempelhof die Gründerjahre erleben, dort, wo noch die letzten Bauernhöfe stehen, aber von Tag zu Tag mehr von dem unheimlich wachsenden Koloß zu Staub zermahlen werden. Zu Goldstaub, denn jedes Krümchen dieser Schollen verwandelt sich in Mammon, der seinerseits wieder Habgier, Untreue, Wurzellosigkeit und Verfall erzeugt. Wäre diese sich zur Tragödie des Bauernstandes, ja fast der Mark auswachsende Familiengeschichte sparsamer mit den Zeichen und Wundmalen des Verfalls, man könnte sie als eine Ergänzung zu dem »Büttnerbauern« von Polenz gelten lassen. So dichterisch wie die zugezogene Rheinländerin hatte jedenfalls noch niemand das dürre, öde Tempelhofer Feld gesehen, so seherisch es noch niemand zum atmenden Geschöpf und zum tragischen Wahrzeichen einer kranken Zeit gemacht. Wie der pathetische Verfasser von »La Terre« weiß auch seine märkische Schülerin jetzt nicht bloß einer ganzen Epoche den Puls zu fühlen, sondern auch große Massen zu bewegen und machtvolle Zeitbilder zu bauen, ohne daß die Künstlerin in ihr die Waffen an die Soziologin abzugeben brauchte.

Diese Massenseele, diese Zeit- und Gesellschaftsatmosphäre steigt auch aus dem zweiten Berliner Roman auf, den Clara Viebig vor dem Kriege schrieb. Vom Tempelhofer Feld ist sie jetzt durch das Hallische Tor in die Stadt geschritten; die Bauern haben sich in Bürger und Handwerker gewandelt, die Gründerjahre in die Tage vom Vormärz bis zu den Juliwochen von 1866. Also das Berlin der vorigen Generation, vor der großen Zuwanderung, wo es noch geborene Berliner gab. Der alte Fontane hätte seine Freude gehabt an dem alltäglichen Hantieren dieser bürgerlichen und spießbürgerlichen Menschen, und ein zukünftiger Freytag oder Lamprecht könnte an diesen bunten Bilderbogen vom Kartoffelkrieg bis zu Königgrätz ein lehrreiches Kulturdokument finden. Stärker als zuvor treten jetzt die simplen volkstümlichen Elemente in Clara Viebigs epischer Kunst hervor, aber auch »Das Eisen im Feuer« muß sich von ihr zu einem Sinnbild der Zeit und Gesittung hämmern lassen. Aus der roten Lohe des Schmiedefeuers taucht allmählich die Riesenerscheinung des Reichsschmiedes hervor, und sein Werk offenbart sich in großen Zügen nach seinen mannigfaltigen Spielungen, Wirkungen und Ausprägungen. Dabei ist der »Held« ein unbedingter Sinnen- und Körpermensch, ein mehr muskel- als geistbegabter Schmied vom Belleallliance-Platz, der wohl auf den Barrikaden stand, dessen preußisches Herz aber erst wieder Feuer fängt, als Bismarck die deutsche Politik auf den böhmischen Kriegsschauplatz kommandiert. Was dazwischen liegt, ist Alltag, Stillstand, behagliche Selbstgenügsamkeit, aber gerade in diesem ruhigen Wasserspiegel eines Tümpels weiß die Dichterin das Bild des Zeitcharakters aufzufangen. Man mag die geistigen Bewegungen vermissen, in bürgerlichem Sinne ist das Abbild nur desto echter.

Schon wie ein Zukunftsgesicht, wie eine Vorbedeutung auch heute erst halberwachter Sehnsucht mutet das Werk des Jahres 1915 an, dem kurz zuvor eine neue landschaftsbunte Novellensammlung aus der Eifel mit dem bezeichnenden Titel »Heimat« vorangegangen war: »Eine Handvoll Erde« ist der Roman der Berliner Laubenkolonisten, der Kleinsiedler am Rande der Großstadt, der bescheidenen Pioniere des großen zukunftsträchtigen Heimstättengedankens, als die hier nach zwanzig Jahren Mine und ihr Gatte Reschke aus dem »Täglichen Brot« auftreten. Wie in den Novellen war auch hier die Berührung mit dem Erdboden, seinem Fluch und seinem Segen unmittelbar mit dem Thema gegeben. Liebe und Leidenschaft, Hunger und Goldgier, Rast und Unrast, mutiger Kampf und stille Entsagung, beruhigtes Schaffen und hitziges Verlangen — was liegt nicht in diesem Thema? An den Wurzelstock alles menschlichen Werdens führt uns die Dichterin, hin zur deutschen Erde, zu unser aller Nährmutter. Aus ihr wächst jede Entwicklung, in ihr schlummern die Ewigkeitswerte aller Gesittung. Idealistisches Pathos gibt es freilich auch hier nicht. Die gerade dem kleinen Manne eingeborene Liebe zur Natur, zu einem bescheidenen Heim, zu einer Bretterbude mit Krautgarten und Fliederhecke wird mit einer realen Nüchternheit geschildert, die nach Rankischem Geschichtsrezept nur die Dinge selbst reden läßt. Dennoch spüren wir in dieser tönereichen Lebenssymphonie den heimlichen Schlag des Dichterherzens, und die Verbannung jeder Empfindsamkeit und Schönfärberei macht das Auge nur hellsichtiger für die Gefahr der Wurzellosigkeit, eins der drohendsten Probleme, die die Großstadt kennt. Wehmütiger und resignierter als sonst klingt diese Melodie des Lebens aus, als habe schon die Not und Trauer des Krieges ihren dunklen Ton dazugegeben: »Eine Handvoll Erde ist's, um die wir ringen.

wir mühen uns darum unser Leben lang: eine Handvoll Erde. Aber siehe, einzig die letzte, die uns deckt, macht uns ganz glücklich — sie allein! Und sie nur gehört uns ganz.«

Ist das nicht schon wie ein Vorklang des zwei Jahre darauf folgenden Kriegsromans »Die Töchter der Hekuba«, dem bisher letzten Werk Clara Viebigs? Kriegsroman? Die Bezeichnung könnte irreführen. Man darf nichts Militärisches oder Politisches, kein Pathos und keinen kriegerischen Heroismus, geschweige denn Hurrastimmung und Siegesfanfaren erwarten. Nicht einmal der Name Hindenburg kommt vor. Einzel- und Alltagsschicksale auch hier, durchtränkt von innerem Geschehen und reinmenschlicher Seelenhandlung. Eine Mutter, die selbst einen Sohn draußen hat, erbarmt sich der Leiden, Sorgen und Ängste ihrer Schwestern, wie sie sie in ihrer nächsten Nachbarschaft, einem Berliner Vorort, an Durchschnittsmenschen alltäglich beobachten und mitfühlen konnte; eine Frau erinnert an die ältesten und heiligsten Rechte ihres Geschlechts. Nicht von oben, von unten wird der Krieg angeschaut. Wohl verliert das grau in grau gemalte Bild dadurch an Größe, und es ist richtig, daß die Kummerseiten des Krieges allzusehr betont werden. Dafür wird die Spannweite des Gemäldes desto größer: »Da sind sie alle, ein ungezählter Chor klagender, trauernder, geschlagener Mütter. Sie raufen die Haare, sie schlagen die Brüste, ihr Wehgeheul steigt auf zum Himmel, gleich stark, gleich furchtbar, wie zu Zeiten der Hekuba.« Ja, auch die Schwestern, Geliebten, Bräute und jungen Frauen sind dabei. Ein geschlossener Roman konnte das Buch schon deshalb nicht werden, weil es mit unserm Friedensangebot von 1916 endet und noch die Hoffnung auf einen glücklichen Ausgang des Krieges nährt. Skizzenhaftigkeit kam damals, wo alles schwankte und so vieles trog, der Kunst näher als Fertigkeit. Und auch das gehört zum Kunstgefühl und außerdem zum inneren Stil dieser Dichterin, daß sie ihre Frauen zuerst für die geliebten Menschen zittern läßt und dann erst, durch sie und um ihretwillen, auch fürs Vaterland. Das Buch wurde noch während des Krieges in viele Sprachen übersetzt; nur die Franzosen waren roh genug, ihre ebenso billige wie gemeine Schadenfreude daran zu weiden: »Seht, so sieht es in Deutschland aus!«

Clara Viebig hat Größeres und Wertvolleres geschaffen als diesen »Roman aus unsrer Zeit« und wird es auch in Zukunft nicht schwer haben, ihn künstlerisch und menschlich zu überbieten. Aber es ist wahr, in ihm sammelt sich wie in einem Stauweiher des Gefühls vieles von ihrem Besten und Stärksten: das leidenschaftliche Triebleben aus dem »Weiberdorf«, die Mühe und Sorge aus dem »Täglichen Brot«, der tiefe Heimatsinn aus den Eifelnovellen und dem »Schlafenden Heer«, die bodenständige Kleinwelt aus den Berliner Kulturromanen »Vor den Toren« und »Eine Handvoll Erde«, ja selbst die echt rheinische Sorglosigkeit aus ihrem romanhaften Erstling. Solche Stauweiher sind aber nicht nur dazu da, altes Geschiebe zurückzuhalten und die Ausnagung der Runsen zu hemmen, damit der Wildbach weiter seinen freien Lauf habe, sie sollen auch neue lebendige Kraft sammeln für Ackerbau und Gewerbe, Verkehr und Gesundheit. So einer siebenden und sammelnden Talsperre scheint mir Clara Viebigs Leben und Schaffen in diesem Augenblick zu gleichen. Sie ist eine von den wenigen deutschen Schriftstellern, die den Naturalismus, als sie meinten, er habe seine Schuldigkeit getan, nicht schnöde gehen hießen, die sein rauhes Erstgeburtsrecht nicht hurtig um ein Linsengericht, sei es der Neuromantik, des Neuklassizismus oder gar des Expressionismus verschacherten. Sie ist sich und ihren ursprünglichen Gaben treu geblieben, aber sie ist mit den Erlebnissen der Zeit weitergeschritten und mit dem Wachstum der eignen Seele gereift, und so wird die große Flut, die über uns und die Welt gekommen, ihre Arche fahrbereit finden, um durch das rote Meer des Blutes und der Zerstörung zu neuen Ufern vorzubringen.

»Kommst du, mein Auge?« pflegte ihr einst in jungen Tagen aus seinem Sorgenstuhl der alte blinde Nachbar Meuser zuzurufen, wenn sie an seine Tür klopfte, um dem Hilflosen vorzulesen. Dieser Ruf wird auch von dem nun für sie anhebenden neuen Jahrzehnt an sie ergehen. Es gibt gerade jetzt vieles für sie zu sehen, zu gestalten, zu deuten. Möge sie dabei für sich selber oft den andern Ruf wiederholen, den sie als junges Ding in den blauen Himmel jauchzte, wenn sie mit dem schalkhaften lieben alten Onkel Mathieu in die Einsamkeit der heimatlichen Eifelberge hinaufstieg: »Ich bin so glücklich!«

Keine Blume ...

Keine Blume zum Abschied, kein Ring und kein stilles Buch.
Nur auf dem Perser zu Füßen ein tränendurchschluchztes Tuch ...
Blätter taumeln aus Bäumen, rostig und rauh.
Und haben doch einst gegrünt, uns gegrünt, selige Frau.
Blieb uns nichts als das Herz. Ein warmes gläsernes Haus,
Schützt es vor Wetter und Weh den brennenden Rosenstrauß.

Roland Marwitz

Aufn. Karl Baumann, Frankfurt a. M.

Szenenbild aus dem 2. Akt von Franz Schrekers »Schatzgräber« (Opernhaus in Frankfurt a. M.)

Musikalische Rundschau

Franz Schrekers »Schatzgräber«

Von Joachim Beck

Durch die »Gezeichneten« hatte der Österreicher Franz Schreker seine Mission als Bringer eines neuen Opernstils erwiesen. Das Werk ist an dieser Stelle gewürdigt worden: es war eine starke Handlung, gespannt von höchsten Lebensenergien, eine Geniearbeit von kühnstem Wurf, ein Bekenntnisstück von weittragender Bedeutung. Wer sich rückschauend mit dem Werdegange des Künstlers befaßte, konnte ein zwangläufiges Fortschreiten von fast beispielloser Konsequenz beobachten: die drei großen Opernwerke, die Schreker geschaffen hatte, sind Variationen eines nämlichen Urthemas. Der Weg, den der Meister nun entwicklungspsychologisch nehmen mußte, war für mein Gefühl genau vorauszusagen: es mußte der Weg vom Subjektiven zum Objektiven, vom Marsyatischen zum Apollinischen, der Weg zur technischen Meisterschaft und zur menschlichen Reife werden. Diese Entelechie, den Zustand der Wohlausgewogenheit von Wollen und Können hat der Tonkünstler im »Schatzgräber« erreicht. Was vordem noch fiebrig und krampfhaft an ihm war, löst sich jetzt in leuchtenden Gebilden. Sinnlichkeit ist noch immer die Triebkraft seiner Kunst, aber diese Sinnlichkeit hat sich wundervoll gesänftigt und beruhigt. In den »Gezeichneten« entzündete und verbrannte er sich an einem heißen Renaissancestoff; einmal mußte es jedoch geschehen, daß Schreker, der glühende Phantast, der im Innersten deutsche Mensch, ans Märchen geriet, wo er sich mehr lyrisch als dramatisch äußern konnte. Da dem seelischen Wandlungsprozeß bei ihm ein künstlerischer entspricht, da seine Objektivierungsfähigkeit, seine dichterische, bühnenmäßige und musikalische Bildnerkraft noch gewachsen scheint, so mußte aus dieser Berührung etwas Vollkommenes hervorgehen.

Bei Richard Wagner erscheint die Welt als Wille. Bei Schreker erscheint sie als Vorstellung. Alles bei ihm ist sinnlich, plastisch, greifbar. Selbst Pantomimisches wird noch Element und Bestandteil der Handlung.

Die Fabel? Das Wirtstöchterchen Els hat sich den schönheit- und glückspendenden Schmuck der Königin zu verschaffen gewußt. Die Königin verfällt ob des Verlustes in Gram. Des Königs Narr weiß, nur einer kann den Schmuck herbeischaffen: Elis, der Sänger, der Schatzgräber, der Künstler. Als Preis dafür, daß er Elis suchen und durch ihn den Schatz auffinden will, fordert er ein Weib. Els, die einen tierischen Landjunker heiraten soll, läßt diesen gleich zweien ihrer früheren Freier umbringen. Ihr Liebster Elis gerät in den Mordverdacht und soll hingerichtet werden. Da befreit ihn der Narr vom Galgen. Mit Hilfe seiner Wunderlaute soll der Sänger den Schmuck herbeizaubern; wenn es ihm gelingt, soll er frei sein. Um nicht als Schmuckdiebin erkannt zu werden, läßt ihm das Mädchen die Wunderlaute rauben. In ihrer Liebesnacht

bietet sie ihm dann freiwillig den Schatz der Königin, den er widerstrebend annimmt. Vor dem König wird die Verbrecherin entlarvt; Elis verläßt sie, der Narr fordert die Verfemte als Braut und zieht mit ihr ins Gebirge, wo sie krank dahinsiecht. Elis findet sie dort als Sterbende wieder und singt sie in den erlösenden Tod hinüber.

Die Idee? Ich wüßte sie nicht zu formulieren. Sehnsucht nach dem verlorenen Paradies ist der Grundzug der Schrekerschen Tondramatik. Der Schatz der Königin ist das Symbol der Freude, der Schönheit, nach der wir verlangen. Musikalisch ausgedrückt ist es das Wunder des Klanges, welches den Komponisten immer wieder bestürzt und in schöpferisches Erstaunen versetzt. Die Wunderlaute, die die Schätze gräbt, ist das Symbol der läuternden Macht gesegneten Künstler- und Menschentums. Schreker hatte, unter dem Einfluß Otto Weiningers, vordem eine Philosophie der Stärke, die Bejahung des Triebes gepredigt. Davon scheint er sich jetzt zu entfernen; der Wagnersche Gedanke der Liebeserlösung liegt nicht mehr weit. Freilich, ich sagte es schon: der Wille, das intendierende Bewußtsein fehlt bei diesem Musikerpoeten. Er sucht nur das Märchen. Und er schafft es, weil er das besitzt, woran es Strauß und Hofmannsthal gebricht: die Naivität. In dem Bezirk, worein er uns führt, verlieren alle rationalistischen Ausdeutungsversuche ihre Gültigkeit, und Goethe behält recht, der da sagt: »Je inkommensurabler und für den Verstand weniger faßbar eine poetische Produktion, desto besser.«

Im »Schatzgräber« ruht das Interesse nicht so sehr auf der Psychologie als auf den Begebenheiten; »triebhafte Mächte« sind am Werk und bestimmen den Handlungsverlauf stärker als die Antagonie der Charaktere. Alles ist Anschauung, Bewegung, Aktion. Man bewundere diese Szenenkunst, die Architektonik des Ganzen, die Gliederung und Staffelung der einzelnen Akte, die lautlose Mechanik des lückenlos ineinandergreifenden Episodenwerks, den Blick für das Bildmäßige und für die Bühnenwirkung, die Kraft, sich zu mächtigen Entladungen zusammenzuraffen, den Takt, die Aktschlüsse wieder sacht abzubauen! Dazu die feste und stilvolle Charakteristik der Haupt- und Nebenfiguren, die mit einem einzigen gütigen Schöpferblick umfaßt werden, als welcher die Totalität gewährleistet. König, Kanzler, Vogt, Junker, Wirt und Knecht sind mit zwei, drei Strichen erfaßt. Auch die eigentlichen Handlungsträger: der Sänger Elis, der blutende Narr, die teuflisch schöne, amoralisch verheerende Els verlassen, obschon scharf individualisiert, doch niemals das Märchenreich — wie denn im »Schatzgräber« überhaupt eine völlige Harmonie und Einheit von Kunstzweck und Kunstmitteln herrscht.

Die Eigenart der tondramatischen Grundidee wirkt sich gesetzmäßig in den Teilen aus. Wie der Märchenstoff die balladeske Handlungführung, die typisierende Menschengestaltung verlangte, so bestimmt er auch den volkstümlichen Charakter der Oper, die einfachere musikalische Struktur, die unversieglich fließende Diktion, das kleinere Ausmaß des Orchesterapparats, die veränderte Instrumentierungsweise. Mißt man die Kunst Schrekers ideell an der Richard Wagners, so mag die des Nachfahren leicht geringerwertig scheinen. In der Tat ist seine Weltanschauung der Weite und der Tiefe nach derjenigen des Baireuthers nicht vergleichbar. Aber man übersehe dabei nicht die Verschiedenartigkeit der Naturen, das ethisch geistige Moment bei Wagner und das Urmusikertum bei Schreker. Zudem hat Paul Bekker sehr recht, wenn er sagt, daß an die Oper als Gattung gedanklich weder zu hohe noch bühnen- und tonsinnlich zu niedrige Forderungen gestellt werden dürfen. Darum ist es vielleicht gerade das Verdienst des lebenden Meisters, daß er die Oper wieder zu ihrem Wesen zurückgeführt hat. Er überschätzt nicht die Deutsamkeit der Musiksprache. Er kennt ihre seelenkündende Macht, ihre Expressionskraft in der erotischen Region. Darüber hinaus empfindet er sie nicht so sehr als Ausdruck denn als Form, als etwas Unbegreifliches, etwas Göttliches, das in uns hineingesenkt ist und das ihn immer von neuem verwundert und begeistert. Unmöglich, etwa die dithyrambisch hochrauschende Zwischenmusik im dritten Akt inhaltlich vollständig zu definieren; dies Hauptstück der Oper kann und will nicht bloß als die künstlerische Übersetzung menschhafter und tatsächlicher Dinge, als Abschilderung einer Liebesnacht, eines physiologischen Vorgangs mit seinen seelischen Folgen aufgefaßt werden; es ist mehr und weniger als das, es ist Musik — absolute Musik, wie man sagt. Schreker möchte die Deutsamkeit der Musiksprache nicht überschätzen. Er weiß intuitiv, daß Menschen, Vorstellungen, Affekte durch den Ton nicht eindeutig und unirrtümlich determiniert werden können. Darum bekommen seine Personen keinen Paß, kein Leitmotiv mehr mit; nur für gewisse Gefühlsvorgänge scheint er gültige Tonsymbole anzuerkennen.

Daß uns dieser »Neutöner« das Musikmärchen in idealer Vollendung schenken konnte, hat eine doppelte Ursache. Unter den Heutigen hat keiner eine so zarte, verträumte Seele wie er. Dazu ist seine Gestaltungskunst, sein formales Gefühl, sein Instinkt für die Bühnen- und Klangwirkung jetzt auf den höchsten Punkt gediehen. Aus der Volkssage, aus dem Volkslied hat er einen funkelnden Schatz gegraben. Altdeutsche Embleme blinken hellauf, Märchenduft steigt berauschend hoch, es blüht wie ein Garten. Da gibt es, im Fortschritt gegen die »Gezeichneten«, keine toten Stellen, keine Exposition, nichts Rezitiertes, nichts Abgerissenes mehr. Aus der Stimmungsatmosphäre eines Aktes, einer Szene wird die einheitvolle,

komplexive tondramatische Form gewonnen. Aufenthaltlos geht es sogleich in die Musik hinein, die kontinuierlich abläuft, sanft von Auftritt zu Auftritt hinüberleitet und nur selten sprunghaft wechselt. Überhaupt ist der horizontale Drang des Komponisten ganz unverkennbar. Schreker musiziert im »Schatzgräber« vorwiegend linear; seine neue, zukunftweisende Melodik, die die Bande der tonalen wie der rhythmischen Einheit weiten möchte, erfordert einen freien Rubatovortrag, einen Interpretationsstil, der erst erobert werden will. Nur einem schlechten Ohre kann entgehen, daß die Harmonik des Wieners eine Vielfalt von Einzelstimmen ist. Allerdings soll auch der Klangmusiker in ihm keineswegs übersehen werden. Der dritte Akt mit seinen von fern herüberwehenden Nachtgesängen, den oszillierenden, geisternden Harmonien ist ein Muster dieser Eigenkunst. Das gegen früher verringerte Orchester kommt dank einer solistischen, vielfach zerlegenden Behandlungsweise zu zauberischen, dem metaphysischen Urklang zustrebenden Wirkungen und ist dabei doch von kristallener Transparenz. So werden denn die Singstimmen niemals zugedeckt und können dem Hörer das Wort in voller Deutlichkeit mitteilen. Der melodische Gedanke, der harmonische Zusammenklang wird sofort instrumental empfangen. Nichts steht auf dem Papier; alles klingt. Hier ist sublimste Kunstfertigkeit. Dabei wird mit der materialistischen Auffassung Richard Straußens gebrochen: immer steht der Einfall im Dienste des Ausdrucks. Man darf es aussprechen, daß die Synthese des Musikdramas mit der alten Oper vollzogen ist. Es gibt (auf einer neuen, höheren artistischen Stufe) nun wieder Arien, Liednummern balladenhaften, erzählenden, handlungtreibenden Inhalts, Ensembleszenen und große chorische Zusammenfassungen. In formgesetzlicher Hinsicht läßt sich, neben dem bereits Angedeuteten, ein Zwiefaches beobachten. Zunächst, in klarer Fortführung einer in den »Gezeichneten« vereinzelt erkennbaren Strebung, eine bewußte Rückkehr zur Tonart, ja zur Diatonik, zumal bei den Hauptthemen, an den bedeutsam schönsten Partien der Oper, ähnlich wie das Wagner in dem chromatischen »Tristan« beschreibt; dann aber, polar entgegengesetzt, an gewissen Ausdrucksstellen ein Beharren auf dem Wege der Tonalitätsdurchbrechung, als welche Schreker ja schon in dem vorzeichenlos notierten »Spielwerk« schroff vollzogen hatte. Merkwürdig, wie dies Frühwerk alle späteren Stilelemente und Eigenheiten bereits enthält! Die vagen Baßschrittmethoden, die Bevorzugung extremer Stärkegrade, die Kunst, Tonarten zusammenzulegen und ihre geheimen Verwandtschaften aufzuspüren: all das war damals entweder im Entwickeln begriffen oder schon voll ausgeprägt. Die Frage, inwieweit der Tonsetzer hier stilbildend wirken wird, die Frage, ob er im Mittelpunkt des heutigen Gesamtschaffens steht, oder ob er mehr einen exzentrischen, persönlich betonten Fall darstellt, kann heute allerdings noch nicht entschieden werden. Könnte sie's aber doch, so hinge von ihrer Beantwortung nicht die Wertbestimmung ab, denn im Künstlerischen ist das Beste unvererblich, und dieses Beste ist bei Franz Schreker: die (gegen früher noch bedeutend verstärkte) Herzkraft seiner Töne, der große, ruhige Atem seines Melos, die Deutschheit seines Empfindens, das seit dem vorausgegangenen Werk eine kaum begreifbare Veränderung durchgemacht hat.

Aufn. Karl Bauermann, Frankfurt a. M.

Herr Erik Wirl als Narr in Franz Schrekers »Schatzgräber« (Opernhaus in Frankfurt a. M.)

Um die Mustertechnik des dramaturgischen und musikalischen Gesamt- und Einzelakt-Baues zu zeigen, müßte man an den Aufriß des Ganzen wie der Teile gehen. Es waltet da der weiseste Kunstverstand ob. Man verfalle nicht in den Fehler, den oder jenen Aufzug dem dritten, dem Liebesakt, zuliebe zu opfern, weil dem der höchste emotionelle Gehalt innewohnt! Es ist geradezu ein Goethischer Zug bei Schreker, daß er, wenn man so sagen darf, im Oberflächlichen oberflächlich bleibt, daß er die dramatische Kurve stets im Auge behält. Dadurch gewinnt er das Augenmaß und die Perspektive für die »Höhepunkte«. Mit prächtigem Schwung leitet das schlanke, musikalisch so füllige Vorspiel in die Haupthandlung ein, die sofort energisch ansteigt, durch episodische Auftritte

reizvoll bewegt und retardiert wird und dann bald zu theatralisch wirksamen Explosionen führt. Was im ersten und zweiten Bild als Mattheit oder als Länge verspürt werden könnte, dient als Vorbereitung, als Steigerungsmoment. Die Hinrichtungsszene ruft gewaltigen Apparat: antike Zimbeln, tiefe Glocken, monodische Mönchchöre auf; alle Harmoniegesetze sind hier aufgehoben. Dann befreien quer gegeneinanderstehende Blechfanfaren von dem Spannungsdruck; schließlich fädelt sich der Aufzug in lichten E-Dur-Höhen fein aus. Es folgt der Liebesakt, das Kernstück, aus dem das Ganze geboren und um dessentwillen es geschrieben scheint. Nachdem der Aufzug mit dem volksmäßigen Schlummerlied »Schlaf, Elschen« rein lyrisch, stimmunghaft ausspannend begonnen hat, durchläuft er alle Gefühlsstufen von der Keuschheit bis zum Taumel, wieder zurück zu seliger Erschlaffung und zur Ernüchterung beim grauenden Morgen. Unvergleichlich, ohne rhetorische Übertreibung, ist das Liebesopferthema, das eine durchgehende, immer wieder verzaubernde Bedeutung gewinnt. Was Schreker in dem Akt konzeptionell, klangschönheitlich an Ausdruckskraft physischer und metaphysischer Vorgänge vollbracht hat, steht gleichwertig neben dem »Tristan«, der freilich aus dem erotischen Bereich noch ins Geistige wächst. Der vierte Aufzug, melodisch und rhythmisch von Volksliedelementen durchsetzt, ist mit seinen großen Ensemblegesängen ein richtiges Fest, froh und kräftig. Wenn Elis, der Freudenkünder, tannhäusergleich verflucht und Els vor ihm niedergesunken ist, wendet sich das Orchester dem Narren in wehvoller Charakteristik zu. Das Nachspiel, ein kindlich rührendes, an Gretchens Kerkerszene gemahnendes, schmerzlich müdes und dann heiter in den Himmel entführendes Tonstück, bildet den wunderbar apotheosenhaften Abklang des Ganzen.

Das Frankfurter Opernhaus hat das Werk musikalisch wie dramatisch in einer runden, durchgebildeten, hochachtunggebietenden Vorstellung zur Uraufführung gebracht. Doch müssen hier gerade die Mängel gekennzeichnet werden, damit sie anderwärts vermieden werden. Prinzipiell verfehlt ist die Sievertsche Ausstattung. Hätten wir den Bühnenmaler, der aus der Quelle der Musik zu schöpfen weiß, so würde er die Märchenoper neblig verdämmernd, in verglühenden Farben, gleichsam hinter einen Schleier inszenieren. Sievert hat etwas Undeutsches gegeben. Er hat kein Wunderland zu zaubern vermocht, sondern ist nur zu arabeskenhaften Flächenwirkungen gelangt. Der Spielordner Christian Krähmer ist den Massenauftritten nicht völlig gewachsen; dort war der dramatische Ausdruck und

Aufn. Karl Bauermann, Frankfurt a. M.
Frau Gentner-Fischer als Els in Franz Schrekers »Schatzgräber« (Opernhaus in Frankfurt a. M.)

die Raumgliederung mangelhaft. Sonst aber wurde, auch während der stummen Augenblicke, sinnvoll agiert, und von den zahlreichen Partien des personenreichen Stückes war keine einzige unzulänglich verkörpert. Schön-Elschen wird wohl stets besser imaginiert als leibhaft erscheinen. In der ersten Vorstellung gab Emma Holl, eine sich ganz verschenkende, verehrungswürdige Künstlerin, die Rolle: überzeugend in allem Kindhaften, groß in der Demut — aber an Faszination der Persönlichkeit, an mimisch-körperlicher Ausdrucksfähigkeit der Gentner-Fischer, der Heldin des zweiten Abends, nicht ebenbürtig. Von den Vertretern des Elis gebührt dem gesanglich sicheren, darstellerisch durchaus bemühten Herrn Gläser gegenüber Adolf Jäger der Vorzug; beiden fehlt freilich die Aura des Fremdartigen. Als Narr fiel Herr Eick Wirl durch Spieltemperament, Musikalität und deutliche Sprachbehandlung außerordentlich auf. Das prachtvolle Orchester stand einmal unter der Leitung Ludwig Rottenbergs, des hochverdienstlichen und bis heute feinfühligsten Schreker-Dirigenten, das andre Mal unter der noch rauschenderen und doch innerlich belebteren des Komponisten selbst.

Von Kunst und Künstlern

Paul Hoeniger: Nachtomnibus und Lesende Dame — Müller-Méla: Viktor Blüthgen — Richard Müller: Lilian Sanderson — Erich Lamm: Im Schatten — Edmund Moeller: Tänzerin — Therese von Mor: Kinder vom Lande — Karl Reuß: Nachmittag an der Dievenow — Adolf Gebhard: Garben — Zwei Naturaufnahmen: Wachsendes Brot und Aus der Sächsischen Schweiz — Hugo Vogels Wandgemälde »Prometheus«

Die beiden farbigen Kunstblätter nach Gemälden Paul Hoenigers zeigen den Berliner Maler, der in diesem Jahre die Mitte der Fünfziger überschritten hat und nun wohl als fertiger künstlerischer Charakter dasteht, von zwei für ihn und seine Entwicklung kennzeichnenden Seiten. Im »Nachtomnibus« begegnet uns eins jener zuerst in den neunziger Jahren auftauchenden kühnen und überraschenden Berliner Straßenbilder, die sich nicht mehr beim Architektonischen aufhalten, sondern die eigentümliche atmosphärische Stimmung der Großstadt, dies dunstig Verschleierte mit den aufreizenden bunten Lichtern, und damit zugleich ein Stück sozialen Lebens zu packen wissen; und auch das andre Blatt stellt nicht etwa eine beliebige irgendwo und -wann beobachtete »Lesende Dame« dar, sondern einen unverkennbaren Großstadttypus, wie sich schon in der lässigen und doch beherrschten Haltung verrät. Es sei keinem verwehrt, bei diesen beiden Bildern an Franz Skarbina zu denken, der Berliner Straßen- und Kaffeeleben in impressionistischer Auffassung als einer der ersten meisterlich gemalt hat; Hoenigers Selbständigkeit und Eigenart leidet unter diesem Vergleich nicht: denn beide ohnedies miteinander befreundete Künstler haben sich ihre Anregungen — von Menzels großem Vorbild abgesehen — in Paris geholt und sie dann nach eigner Auffassung und mit eignen Mitteln für sich fruchtbar gemacht. Zudem ist Hoeniger alsbald ganz andre Wege gegangen als Skarbina, indem er den Landschaftsmaler in sich entdeckte. Doch über diese seine neuere Entwicklung soll ein besonderer illustrierter Aufsatz berichten, der schon in Vorbereitung ist.

An der Spitze unsrer Bildnisblätter steht ein Altersbildnis Viktor Blüthgens von Müller-Méla. Wer den kurz vor Ostern d. J. verstorbenen menschlich wie literarisch gleich liebenswürdigen Dichter persönlich kannte, wird gewiß auch in diesem durchaus vor der Natur entstandenen Bilde den einen oder andern ihm besonders vertrauten und schätzenswerten Zug vermissen, denn Blüthgens Antlitz hatte sich bis ins Greisenalter die Jugendgabe bewahrt, Ernst und Schalkhaftigkeit blitzartig wechseln zu lassen. Sein reiches, innig durchwärmtes Phantasie- und Gedankenleben, wie es in seinen Gedichten, Kinderliedern, Märchen und Erzählungen vor uns ausgebreitet liegt, spiegelte sich auch auf seinem Antlitz wider, und wie dort Tiefsinn und Schelmerei dicht beieinander wohnen, so konnte auch der Mensch Viktor Blüthgen mit dem Munde schon scherzen und lächeln, während die Stirn noch von dem Abglanz eines hohen Gedankens überglänzt war. Wir müssen dankbar sein, wenn uns der bewegte Spiegel dieses Denkens und Empfindens so sauber aufbewahrt wird, wie es in Müller-Mélas redlichem Blatt geschieht, einem Werke, dem deshalb auch, wie wir hinzusetzen dürfen, die Anerkennung und Liebe der Witwe des Dichters, Frau Clara Blüthgens, nicht fehlt.

Die zwei Frauenbildnisse dieses Heftes sind in Auffassung und Technik so verschieden wie nur denkbar: Richard Müller in Dresden malt mit der Meisterschaft des Zeichners Lilian Sanderson (seine Frau) in »Staatstoilette«, wie der Besucher des Konzertsaals sie zu sehen gewohnt ist; der Wiener Erich Lamm, ein Schüler des Professors Knirr in München, verfährt in dem Bildnis der nachlässig in den Gartensessel geschmiegten jungen Dame von vornherein so durchaus malerisch-koloristisch, daß er das Blatt »Im Schatten« nennt, als käme es ihm weit weniger auf Porträttreue und Lebensähnlichkeit an als auf das Spiel der farbigen Lichter, die Sonne und Laubschatten auf dem molligen Weiß des Kleides hervorbringen.

Von dem Dresdner Bildhauer Edmund Moeller zeigen wir eine neue Plastik. Es ist kein expressionistisches Werk, diese »Tänzerin«, sonst müßte sie schlanker oder vielmehr dürrer und ihre Bewegung geschraubter sein. Aber sie entfernt sich doch auch schon beträchtlich weit von der Glätte, die ein Motiv dieser Art noch vor einem Jahrzehnt zu haben pflegte. Darin gerade besteht für uns der Wert solcher Künstler, die, wie Moeller, ihr eignes, vom Zeitgeschmack beratenes, aber nicht geknechtetes Schaffen haben, daß sie zwischen dem Heute und Gestern vermitteln, daß sie durch die schöpferische Tat beweisen, wie gut sich Kraft, Empfindungswahrheit und Schönheitsgefühl miteinander vertragen, ohne daß die Formen der Natur vergewaltigt werden.

Weshalb Therese von Mor ihr Ölbild »Kinder vom Lande« nennt, wird nicht jedem gleich einleuchten. Vielleicht weil die beiden Halbwüchsigen, die da so ernsthaft in ihr Bauspiel vertieft sind, so gesund und so kindlich aussehen, wie man das heutzutage bei Stadtkindern kaum noch findet. Jedenfalls hat dies aus der Umgebung von München stammende Bild »Rot auf den Wangen«, und selbst in unsrer Doppeltonwiedergabe spüren wir die frische, herzhafte Farbengebung, die dem Original eigen sein muß. Die Malerin hat bei Ludwig Herterich und Schmidt-Reutte in München, aber auch in Paris bei Lucien Simon und abermals bei Christian

Müller-Méla: Viktor Blüthgen

Landenberger in München eine tüchtige Schule durchgemacht, ehe sie, in ihrem Hauptberuf Bildnismalerin, nach Wien übersiedelte.

Die beiden farbigen Kunstblätter »Nachmittag an der Dievenow« und »Garben« kommen aus Mittel- und Niederdeutschland.

Auch wenn wir nach der künstlerischen Herkunft forschen, stoßen wir bei dem Braunschweiger Karl Neuß auf norddeutsche Schule: zunächst hat er in Kassel unter Professor Kolitz, mehr noch unter Carl Holzapfel studiert, der ihn die norddeutsche Flach- und Küstenlandschaft sehen lehrte, dann folgte er unter Hans Lichts Führung den Spuren der Brachtschule, die, wie selten eine, richtungweisend und fortwirkend gewesen ist für alles, was seit den neunziger Jahren an norddeutschen Landschaften gemalt worden ist. Die ihr eigentümliche große, fast auf dekorative Form gehende Auffassung, die sich gut mit einer gleichzeitigen stimmungsvollen und klangsatten Farbengebung verträgt, wir finden sie auch bei Neuß, und fast könnte man vor diesem Blatt sagen, das rote Segel sei zu stark betont in den Mittelpunkt des Bildes gesetzt, so daß das Landschaftliche, Fluß und Stadt, unter der Wucht dieses schweren Akzentes ein wenig zu kurz kommt. Wir werden aber bald andre Bilder von Neuß zeigen können, die solche Kompositionsschwächen schon überwunden haben.

Adolf Gebhard ist uns schon öfters begegnet, meistens mit Bildern, die uns, gleich seinen »Garben«, Licht, Luft und Himmelsglanz kosten lassen. Hier ist es, mehr noch als das gelbe Korn auf den Feldern, die flimmernd bewegte Wolkenbildung, die uns den hochsommerlichen Eindruck eines Juli- oder Augusttages erweckt, wo noch alles Ernte und Erfüllung scheint und doch schon ganz leise und heimlich irgendwo, wie das ferne Zirpen einer Grasmücke, der erste Seufzer des Herbstes durch die Luft zieht.

Wie weit hinter solchem Gemälde selbst die beste Photographie zurückbleibt, mag man an der wohlgelungenen, künstlerisch durchgeführten Aufnahme »Wachsendes Brot« von G. Gerndt ermessen, obgleich oder weil sie so »scharf« ist, daß man im Vordergrund jede Ähre glaubt unterscheiden zu können. Idyllischer oder genrehafter verhält sich das andre Blatt: »Aus der Sächsischen Schweiz«, und solchen Aufgaben wiederum ist das Lichtbild so vortrefflich gewachsen, daß es sich die Malerei ernstlich überlegen sollte,

»Prometheus«. Wandgemälde in der Ersten medizinischen Abteilung der Berliner Charité; gemalt von Professor Hugo Vogel

ob sie dies Feld naturalistischer Augenblicksschilderung nicht ganz der photographischen Platte überlassen will.

Hugo Vogels »Prometheus«, den wir hier leider nur stark verkleinert wiedergeben können, ist ein Wandgemälde von 19 m Breite und bedeckt seit einigen Monaten die ganze Stirnwand des Hörsaals der Ersten Medizinischen Klinik in der Berliner Charité. Ursprünglich aus freiem künstlerischem Antrieb geschaffen und schon vor dem Kriege auf der Brüsseler Ausstellung gezeigt, hat es sich für den Zweck, dem der damalige preußische Kultusminister von Trott zu Solz das Gemälde bestimmte, eine völlige Umgestaltung gefallen lassen müssen. Auch in der beherrschenden hellen Farbtönung, die sich dem lichten Raum des Saales möglichst harmonisch anpaßt. Die geistigen Beziehungen der Prometheussage zu der medizinischen Wissenschaft werden nicht jedem geläufig sein. So tat der Leiter der Klinik, Geh. Rat Prof. Dr. His, gut daran, in seiner bei der Einweihung des Gemäldes gehaltenen Begrüßungsrede darauf hinzuweisen, daß Prometheus es ist, der bei Äschylos als erster Sendbote der Heilkunst gepriesen wird. Doch zeigt Vogel den Sohn des Japetos nicht als Bereiter linder Salben und heilsamer Kräuter, sondern als Bringer des Feuers. Er hat, wie Herodot erzählt, den langen Stengel des markigen Riesenfenchels dem vorüberfahrenden Sonnenwagen genähert und ihn so in glostenden Brand gesetzt. Mit diesem Feuerzunder kommt er hernieder auf die Erde zu den Menschen, seinen Geschöpfen, und bald lodert der erste Holzstoß gen Himmel. Diesen Augenblick hat der Künstler festgehalten: auf dem Felsen steht der Titanensohn und schwingt den Feuerbrand, von rechts nahen sich die Menschen, Mütter, Greise und Männer, teils in entzückter Andacht die Hände erhebend, teils erschüttert zu Boden gesunken, entflammt und erschreckt von dem neuen Geschenk, in dem sie wohl den Segen, aber auch den Fluch und das Verderben ahnen. Die Farbengebung des Freskos ist sparsam: ein mattes Blau des Himmels, das Rot des Feuers, das Fleischgelb der überlebensgroßen Gestalten, darauf beschränkt sich Vogel, um desto stärker die Zeichnung und die Komposition wirken zu lassen. Die monumentale Kunst der Neuzeit — man denke an Hodler oder an Bühlers Freiburger Universitätsgemälde — geht andre Wege, gedankenkühnere und farbenreichere. Doch wer wird von einem Fünfundsechzigjährigen, der sich in ähnlichen Aufgaben oft versucht hat, erwarten, daß er den Jüngeren nachtastet. Innerhalb seines eignen Wollens und Könnens ist hier gewiß ein Höhepunkt erreicht worden, und die medizinische Fakultät der Berliner Universität hat diese Leistung dadurch öffentlich anerkannt, daß sie den Schöpfer des Prometheus-Bildes zum Ehrendoktor ernannte.

F. D.

Mädchengebet

Vater, gib mir Brot!
Gib mir auch rote Kirschen dazu!
Gib mir auch einen Sonnenstrahl
Zu meinem Mahl!
Auch bitt' ich um ein Paar Goldkäferschuh'
Und einen Schaukelstuhl
Für meine Nachmittagsruh'.
Gib mir auch einen Liebsten
Oder besser gleich zwei —
Für Sonntag und Werktag je einen!
Auch einen Gürtel aus Edelsteinen,
Ein Landhaus mit Park und einem See,
Pferde und ein seidenausgeschlagnes Coupé!
Vielleicht auch ein Luftschiff, nicht allzu groß,
Für kleine Landpartien bloß.
Schenk' mir auch einen hübschen Stern,
Von der lieben Erde nicht allzu fern,
Damit man sich
Freundnachbarlich
Mit Hans und Fritz unterhalten kann.
Vater, die »Ewige Ruh« zum Schluß,
Die mag ich nicht! Sie ist ein Mus
Für alte zahnlose Münder,
Die nicht mehr beißen können. Für Sünder,
Die zu träg' sind, weiter Buße zu tun.
Ich für meinen Teil, ich mag nicht ruhn,
Auch im Jenseits will ich nicht müßig gehn.
Schenk' mir, Vater, zu den Goldkäferschuh'n,
Den beiden Liebsten, dem Landhaus, dem Stern
Noch einen netten Leierkasten,
Mit dem ich im Jenseits das ewige Rasten
Harmonisch unterbrechen kann.
Und was besonders die Geister zieht,
Schenk' mir ein kleines hübsches Lied,
Das mitten aus deinem Herzen
In meines springt
Und die »Ewige Ruhe« fröhlich durchbringt.

Maria Janitschek

Literarische Rundschau

In Friedrich von Logaus bald nach Beendigung des Dreißigjährigen Krieges veröffentlichten Deutschen Sinngedichten, die so viel Strenges, aber auch so viel Tröstliches über den Verfall des Vaterlandes enthalten, daß uns manches dieser Epigramme wie eine Frucht unsrer Tage erscheinen will, stehen die Verse: Ob kühne Faust und blanker Degen / Gleich Würd' und Ruhm zu bringen pflegen, / So muß doch Würd' und Ruhm sich legen, / Stützt kluge Feder nicht den Degen. Diesen Spruch hätte **Generalfeldmarschall von Hindenburg** getrost als Motto vor sein Erinnerungsbuch »**Aus meinem Leben**« setzen können (Leipzig, S. Hirzel; geb. 40 *M*). Zwar gesteht er im Vorwort, daß diese Erinnerungen nicht aus einer persönlichen Neigung am Schreiben geflossen, sondern erst auf vielfache Bitten und Anregungen geschrieben worden seien, die von außen an ihn herantraten. Aber die Aufgabe fand einen Mann, der seine »kluge Feder« mit derselben Sicherheit, Ruhe, Überlegenheit und Meisterschaft führt, wie er seinen »blanken Degen« geführt hat, wenn anders wir unter der Meisterschaft des Schreibens in erster Linie die ausgeglichene, stilvolle Übereinstimmung zwischen Persönlichkeit und Ausdrucksweise verstehen. Eine »geistreiche«, eine »glänzende« oder gar »blendende« Feder würde in der Hand dieses Mannes nur lächerlich und peinlich wirken. Wenn auf irgendeinen, so trifft das Wort Fontanes, daß Geistreichsein für den Mann so gefährlich sei wie Schönsein und den Charakter ruiniere, auf den Soldaten und Feldherrn zu. Diesen Ton sachlicher Bescheidenheit und bescheidener Sachlichkeit vernehmen wir gleich aus dem knappen Vorwort: Nicht ein Geschichtswerk wolle er verfassen, sagt Hindenburg, sondern die Eindrücke wiedergeben, unter denen sein Leben sich vollzog, und die Gesichtspunkte klarlegen, nach denen er glaubte, denken und handeln zu müssen. Fern lag es ihm, eine Rechtfertigungs- oder Streitschrift zu verfassen, am fernsten aber war ihm der Gedanke an Selbstverherrlichung. Als Mensch habe er gedacht, gehandelt und geirrt. Und maßgebend in seinem Leben und Tun — also auch für sein Buch — war für ihn nicht der Beifall der Welt, sondern die eigne Überzeugung, die Pflicht und das Gewissen. Wie für diese Richtlinien, so hat auch schon für das darangeknüpfte Bekenntnis, daß diese Erinnerungsblätter wohl in der schwersten Zeit unsers Vaterlandes niedergeschrieben, aber doch nicht unter dem bitteren Druck der Hoffnungslosigkeit entstanden seien, dieses Mannes Tun und Verhalten nach dem Waffenstillstand Zeugnis abgelegt. Sein Blick bleibt auch weiterhin unerschütterlich vorwärts und aufwärts gerichtet.

Das Buch Hindenburgs kritisch, etwa gar nach »strategischen Maßstäben«, zu würdigen, dazu ist diese Stelle so wenig geeignet, wie der Referent sich dazu berufen fühlt. Nur ein paar allgemein menschlich-geistige Blickpunkte sollen angedeutet werden, um auch den zur Lektüre zu laden, der etwa meint, eine militärische Feder könne jetzt, nach dem unglücklichen Ausgang des Krieges, der Gegenwart nicht mehr viel zu sagen haben, und um den so gewonnenen Leser auf die feineren und leiseren Akzente aufmerksam zu machen, die, manchmal fast lautlos, diese im höchsten und reinsten Sinne sachliche und selbstlose Darstellung begleiten.

Schon das nimmt für den Verfasser ein, daß er so stilrein, so unbeirrt durch den »neuen demokratischen Zeitgeist« die straffen preußischen Formen des alten zuchtfreudigen Zeitalters auch in Äußerlichkeiten aufrechterhält. Sein Kaiser ist ihm auch als Kronen- und Thronloser noch sein Allerhöchster und Allergnädigster Kriegsherr, und nie und nirgends läßt er sich die geringste Kritik seiner Befehle oder seines Verhaltens entschlüpfen. Er bleibt als Mann, als Offizier und Persönlichkeit fest in sich geschlossen, durch die Rüstung seines Charakters dringt kein Windhauch dieser neuen, Throne und Autoritäten stürzenden Tage in sein festgefügtes hürnenes Selbst. Sein schönster Charakterschmuck ist das früh in ihm aufs zarteste ausgebildete Gewissen der Verantwortlichkeit, das in seinen späteren Jahren geläutert und veredelt wird durch den wissenden Ernst des alten erfahrenen Mannes. Was er als höchste Forderung für den Generalstabsoffizier aufstellt: die eigne Persönlichkeit und das individuelle Handeln vor der Öffentlichkeit zurücktreten zu lassen, diese Offizierstugend hat er sein ganzes Leben hindurch geübt, bis zum bitteren Abend, bis zur schmerzlichsten aller Selbstüberwindungen, die von einem siegreichen Feldherrn gefordert werden können. Er macht nicht viel Wesens davon. Er mag es sogar selbstverständlich und natürlich finden, das soll uns aber nicht hindern, es groß und schön zu nennen. Auch darin ist dies Buch so charakter- und stilvoll, daß es dieselbe strategische Logik, die Hindenburgs Feldzugspläne auszeichnet, auch in dem Aufbau und der Durchführung seiner literarischen Darstellung walten läßt. Nirgends ein Ausbiegen vor dem Lauf der Tatsachen, etwa zu Exkursen über diese oder jene am Wege liegende Frage, bei der der Verfasser es leicht hätte, seinen Geist, sein überlegenes Wissen, seine gewitzigte Erfahrung leuchten zu lassen. Nirgends verliert sich dies Buch in Einzelheiten; immer behält es das große Ganze im Auge; immer ist es der Oberfeldherr, der auf einem alle andern überragenden Standpunkte steht und die großen Zusammenhänge im Auge behält. Schon wenn man die Kapitelüberschriften verfolgt, sieht man sich

zu den entscheidenden Marksteinen und Wendepunkten geführt, und es ist das Siegel schönster und reifster Popularität, daß man hier alles das in vollendeter Übersichtlichkeit und Klarheit findet, was man erhofft und erwartet. Mit gedrungener Kürze werden die Jugend-, Kadetten- und ersten Offiziersjahre, selbst die Teilnahme an den Kriegen von 1866 und 1870 behandelt, frei von jeder anekdotischen oder selbstgenügsamen biographischen Abschweifung, mit dem festen Blick auf die große entscheidende Berufung dieses Lebens, die in den arbeits- und organisationsreichen vierzig Friedensjahren die gediegenste Vorbereitung erfährt, ohne daß aus all dieser ihrer selbst willen geleisteten Arbeit irgendwo ein kriegs- oder eroberungssüchtiger Zweck hervorschaute. Eins freilich lernt man als Zivilist aus diesem Buche erst verstehen und bewundern: den großen, stolzen Sinn der militärischen Kameradschaftlichkeit, dieses Verbundensein auf Tod und Leben, diese glühende Begeisterung für den Beruf, diese wie aus altgermanischer Zeit vererbte Gefolgstreue. Wie ordnet sich dem alles Persönliche schlicht und bescheiden unter — man lese nur die paar rührend einfachen Sätze, die Hindenburg seiner Frau und seiner Familie widmet —, wie gelassen werden mit ruhiger Handbewegung all die falschen Legendenbildungen beiseitegeräumt, die aus dem 1911 verabschiedeten Kommandierenden General einen Zurückgesetzten oder gar einen Märtyrer haben machen wollen. Mit ähnlicher, ich möchte sagen Herzensvornehmheit wird Österreich behandelt. Seine Schwächen werden nicht verschleiert, und unsre Diplomatie wird ernstlich gescholten, daß sie sich so rückhaltlos an den durch seine Nationalitätenkämpfe innerlich zerrütteten Staat kettete, aber wo sich nur dazu Gelegenheit bietet, wird auch die Tapferkeit des österreichisch-ungarischen Bundesgenossen anerkannt, werden ihm neidlos seine (oft nur mit deutscher Hilfe errungenen) Erfolge gegönnt.

Die Darstellung und Entwicklung der Schlachtpläne drängt überall auf größte Einfachheit. Ein Kind kann ihnen folgen. Dieser Feldherr kennt nicht den Ehrgeiz, seine strategischen Gedanken hinter Wolken zu verhüllen und sich und seine Kunst in eine Höhe zu schrauben, wohin der Verstand des Laien nicht mehr reicht. Und welche Gerechtigkeit gegen den Feind! Hindenburg denkt ihm seine Gedanken nach, »nicht um ihn anzuklagen, sondern um ihn zu verstehen«. Auch die Politiker, die ihm doch gewiß oft einen Strich durch die Rechnung gemacht haben, sucht er zu begreifen und zu entschuldigen. Er hat die Schwierigkeiten eines Koalitionskrieges am eignen Leibe erfahren — wie sollte er da den Leuten vom grünen Tisch ihre Fehler vorrechnen! Zudem fühlt er sich hier als Laie. Beschäftigung mit der reichen geschichtlichen Vergangenheit unsers Vaterlandes war ihm stets ein Bedürfnis, aber Betätigung innerhalb der Gegenwartspolitik widersprach seinen Neigungen, wie ihm am deutlichsten bei der Polenfrage zum Bewußtsein kam. Er macht kein Hehl daraus, daß er sich in seiner politischen Überzeugung stets am wohlsten fühlte in dem Schatten des Baumes, der in dem ethisch-politischen Boden der Epoche unsers großen greisen Kaisers wurzelte. Ein kraftvoll in sich geschlossener Staat im Sinne Bismarcks war die Welt, in der sich seine Gedanken am liebsten bewegten. Oft tritt seine edle freie Menschlichkeit gegen Freund und Feind ins Licht, wenn der Soldat in ihm sich auch gegen die nichtswürdige englische Aushungerungspolitik mit flammenden Worten des Zornes und der Verachtung empört.

Dies sind nur ein paar dürftige Lichter aus dem überall aufhellenden und klärenden Buche, das wie selten eins übereinstimmt mit der Persönlichkeit seines Schöpfers und deshalb so bezwingend wirkt, auch dann, wenn der Leser aus einer andern Erziehungs- und Anschauungswelt kommt. Es lesen und sich zu eigen machen ist Vaterlandspflicht und Vaterlandsdienst.

Im Mai d. J. ist Hermann Stegemann fünfzig geworden. Da wird es wohl Zeit, daß wir uns wieder auf den Romanschriftsteller in ihm besinnen, der fünf Jahre lang über dem Kriegsschriftsteller fast vergessen worden ist. Im Grunde war das freilich keine Verleugnung seines Wesens, denn die starken realistischen Züge, insbesondere der Blick für staatliche und wirtschaftliche Dinge, den Sinn für die großen Zusammenhänge und den Kulturgrund aller Erscheinungen, wir finden sie auch schon in seinen Romanen und Novellen, von denen die Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart jetzt eine Auswahl erscheinen läßt (geb. 90 *M*). Diese Auswahl ist nach des Dichters eignen Wünschen zusammengestellt, und so haben

wir in den sechs Bänden das beisammen, wodurch er selbst den ersten Abschnitt seines epischen Schaffens am besten vertreten sieht. Es folgt den Stationen seines Lebens: vom Mittelrhein ins Elsaß, von dort nach vielseitigen Wanderungen an den Oberrhein, um Schwarzwald und Bodensee, und endlich in die Schweiz, wo er sich als Nachfolger Widmanns am »Berner Bund« eine angesehene literarische Stellung gründete. Im elsässischen Volksleben wurzeln die die drei großen Romane »Die als Opfer fallen«, »Daniel Junt« und die »Krafft von Ilzach« sowie eine Reihe teils dramatisch bewegter, teils humoristisch getönter Novellen; der Schwarzwald bildet den landschaftlichen Hintergrund für die lieblichste und freudigste der Geschichten, die von dem tapferen »Theresle«, der Wirtin von Heiligenbronn; am Bodensee ist sein kerniger Willens- und Tatmensch Thomas Ringwald daheim; der seinerzeit so viel Aufsehen erregende Kampf um die Laufenburger Stromschnellen liefert das Grundmotiv für den »Gefesselten Strom«. All diesen Büchern ist nicht bloß eine außerordentliche Fülle des Lebens, der Konflikte und der Gestalten gemeinsam, sondern auch jenes kultur- und zeitbewußte Allgemeingefühl, das eine Erzählung erst zum Roman macht, das heißt zu einem epischen Kunstwerk, in dem sich ein Stück Welt spiegelt. Das Reinmenschliche, das Lyrische, das Psychologische, selbst die dramatische Belebtheit und die künstlerische Zucht der Darstellung teilt Stegemann mit manchem andern Erzähler; eigen und eigentümlich aber ist ihm die sich damit verbindende Kenntnis des öffentlichen Lebens, besonders all dessen, was Verwaltung, Technik und Gewerbe ausmacht. Doch »Kenntnis« ist zu wenig gesagt. Das könnte fürchten lassen, Stegemann trage zwischen den Zeilen wissenswerte Dinge lehrhaft vor, während seine Kunst gerade darin besteht, all sein Wissen und all seine Erfahrung in solchen Sachen mit der inneren Handlung zu verschweißen. Seine elsässischen Romane mögen uns heute mit Wehmut erfüllen, aber jetzt erst erkennen wir, wieviel Wahrheit, Ehrlichkeit und Sachlichkeit in diesen Büchern steckt, wie echt ihre Menschen sind und wie fest und sicher sie auf dem natürlichen Boden ihrer Heimat stehen. Die veränderte Zeit hat nichts darin Lügen gestraft, ihnen vielmehr den Stempel des Bleibenden, um nicht zu sagen des Klassischen aufgedrückt. Und was Stegemanns Kriegsgeschichte uns bewies, bekräftigen diese Bücher aufs neue: seine auf Tod und Leben besiegelte Zugehörigkeit zu unserm nationalen Glück oder Unglück, die ihm auch eine Stelle in unsern Herzen und seinen Werken einen Platz in unsern Hausbüchereien sichern sollte.

Das Buch der deutschen Kleinstadt — wahrlich, es hat sich die richtige Zeit für sein Erscheinen ausgesucht! Sein Weg zu unsern Herzen ist mit Sehnsucht nach all den guten, ach, lange so töricht verkannten Dingen gepflastert, die zu den Eigentümlichkeiten einer kleinen oder mittleren Stadt gehören. Stille, Naturnähe, geistige und seelische Sammlung, von materiellen Erwägungen ganz abgesehen — wann galten sie dem noch nicht der Oberflächenkultur verfallenen Menschen höher als heute? Freilich: um uns Wesen und Wert der so lange hochmütig mißachteten Kleinstadt wieder erkennen zu lassen, dazu bedarf es eines Führers. Nicht eines reklamehaft für den Zweck zurechtgemachten, sondern eines aus den Schätzen unsrer Dichtung und Literatur gewonnenen Geleites. Ludwig Bäte, selber ein feinsinniger Entdecker und Verkünder der Kleinstadtschönheit, und Kurt Meyer-Rotermund hababen uns diesen Führer in Gestalt eines hübschen, von Gerhard Wedepohl mit stimmungsvollen Federzeichnungen ausgestatteten Büchleins gegeben (Verlag Holzwarth in Rothenfelde; geb. 8½ ℳ), und dies »Buch der deutschen Kleinstadt« mit seinen Bildern, Skizzen, Schilderungen, Geschichten und Gedichten ist beides geworden: ein historisches Ehrendenkmal der kleinen deutschen Stadt und ein Wegweiser zu ihren heute noch lebendigen und fruchtbaren Vorzügen. Alte und neue Dichter — von Goethe bis zu Schlaf, Hesse und Enking — bekunden hier ihre Liebe zur deutschen Kleinstadt, ihre Liebe auch noch, wenn sie sich einmal etwas lustig

machen über spießbürgerliche Schwächen oder ihren derben Humor durch die krummen Gassen spazierenführen. Man fürchte nicht, in kleinselige Romantik eingesponnen zu werden. Arbeitsfreude, Gegenwartsbewußtsein, Wille zur Tatkraft sind auch hier zu Hause. Ja, man darf hoffen, ihrer an den Quellen des ursprünglichen Lebens eher teilhaftig zu werden als an den künstlichen Kanälen, die durch die Großstadt ziehen. Liest man so in diesem Buche, dann kann es aus einem Buche der Erholung auch zu einem Buche vaterländischer Erziehung und Gesundung werden.

Soviel auch schon dafür getan ist, noch immer sind uns die Göttersagen der Edda, auf denen doch, obgleich sie nordgermanischen Ursprungs sind, die frühesten Glaubensvorstellungen auch unsrer deutschen Ahnen beruhen, weniger vertraut als die griechische und römische Mythologie. Wird es der neuesten Bemühung, diese Schätze mythenbildender Urdichtung ins Volk zu tragen, dem Buche von Leopold Weber: Die Götter der Edda (München, Musarion-Verlag; geb. 14 M), gelingen, den Bann zu brechen? Zu wünschen wäre es ihm. Denn hier führt ein Dichter das Wort, ein Dichter, der sich mit wesensverwandter Andacht in die altehrwürdigen Zeugnisse vom Schauen und Glauben der Vorzeit eingelebt hat, der deshalb auch, fern von gelehrten Absichten, berufen erscheint, das Ewig-Lebendige aus dem Vergangenen herauszuholen, das in unsern Herzen weiterzuwirken vermag: das Seelisch-Ergreifende, die rauhe Gewalt des Empfindens, die ungebrochene Männlichkeit des Denkens. Da galt es zu sichten und zu sieben und aus den Goldkörnern ein neues Geschmeide zu schaffen. Es gehört Mut zu solchem Beginnen, aber Weber durfte eine solche freie Nach- oder auch Umdichtung der alten Überlieferungen wohl wagen, weil er ihren Kern, ihr Wesen, ihren Gehalt erfaßt hat und sich frei fühlt von der überheblichen Willkür, die sich vermißt, ohne begründeten Anlaß eignes Fabeln an die Stelle des alten Erbgutes zu setzen. Den Grundstock seiner Stabreimverdeutschung bildet die altnordische Sammlung der Edda, damit aber vereinigt er die schönsten Stücke und tiefsinnigsten Auffassungen der sogenannten Prosaedda des Snorri Sturluson aus dem 13. Jahrhundert und noch diese und jene Züge aus dem weiteren Kreise der Überlieferung. All diese Elemente faßt er dann zu einem einheitlich abgetönten Bilde zusammen, nachdem er eine kurze Darstellung der Göttersage (»Vom Ursprung und Ende der Welt«) und eine erläuternde Übersicht in erzählender Form (»Der Götter Geschlecht und ihre Gegner«) vorangeschickt hat. Über Zersplitterung und Zerfahrenheit der Gestaltung darf sich der Leser nun nicht mehr beklagen — möge das angestammte Erbe uns in dieser Form zum festen Besitztum werden!

War es nicht Alfred Musset, der gesagt hat, im Gasthausspiegel sei man niemals schön? »Die Dame im Spiegel«, nach der Felix Salten seine neueste Feuilleton- oder Plaudereisammlung betitelt (Berlin, Ullstein & Ko.), mag, wenn sie das Buch zunächst aufblättert und nun über »Elegante Frauen«, »Junge Frauen« und »Junge Mädchen«, über Ball und Tanzen liest, von dem Schreck befallen werden, es werde ihr da ein Gasthausspiegel vorgehalten. Denn — beim Spiegel der Venus! — schmeichelhaft ist das Bild nicht gerade, das ihr da zunächst entgegenblickt. Man sollte es einem Wiener Feuilletonisten, der oft seine Zärtlichkeit für alles Weibliche bewiesen hat, gar nicht zutrauen, was für Bosheiten er den Frauen und Mädchen sagt! Die wenigsten von ihnen verstünden wirklich etwas von Kleidern, die allerwenigsten, sich gut anzuziehen; mit Schmuck und Edelsteinen wüßten sie erst recht nicht umzugehen, wie sich denn bisher auch keine Frauenhand mit dem Juwelierhandwerk recht habe befreunden können. Das ist nun schon ein gelindes Unwahrheitchen, wie in Norddeutschland das Beispiel der Lüneburger Goldschmiedin Marga Jeß beweist. Und bald entdeckt man noch mehr derartige Verleumdungen in den Ketzereien, die Salten zum besten gibt. So, wenn er behauptet, nach der Odilon gäbe es keine Schauspielerin, die einen bestimmenden, vorbildenden Einfluß auf die Mode ausübe, und unsre jungen Mädchen fänden es heute noch angebracht, sich nach den Bildern von Botticelli oder den Rollen der Duse zu tragen. Das war einmal. Heute suchen sie ihre Toiletten- und Trachtenvorbilder in ganz andern Gesellschaftskreisen.

So ärgert man sich eine Weile in die schönen Seelen unsrer Weiblichkeit, um dann plötzlich zu merken, daß dies alles nur ein lever de rideau, ein Vorhanglüften, ein Fopp- und Neckspiel, in dessen Falten sich für die wahrhaft elegante Frau, das wahrhaft junge Mädchen nur desto artigere und süßere Schmeicheleien verstecken. Denn warum und wozu wird der enge Rock verulkt? Um der, die ihn zu tragen, die sich damit auf eine persönliche, freie und überlegene Weise auseinanderzusetzen versteht, eine desto tiefere Verbeugung zu machen. Diese Frau, meint Salten, wird immer die Frisur haben, die zu ihr paßt, immer den Hut, der zu ihr gehört, immer das Kleid, das sie schön macht. Sie wird niemals altmodisch aussehen, ab·r sie wird von jeder neuen Mode nur das auswählen, was mit ihrem Wesen in Einklang steht. Und so kann auch eine arme Frau wahrhaft elegant sein, ja uns vergessen machen, daß es überhaupt eine Armut gibt. »Man hat Beispiele, daß ein Bureaufräulein in seiner vollendeten, verzichtenden Einfachheit eine Prinzessin in den Schatten stellte.« Auch was Salten über die Verwandlung reizender junger Mädchen in abscheuliche junge Frauen beobachtet haben will, gereicht am Ende der ihrem Wesen treu bleibenden, weil fest in ihrem Selbst wurzelnden, zu desto höherem Ruhme. Feuilletonistenpech ist es freilich, daß gerade über diese eine gute, im Innersten reine, glückliche und kluge Frau Schweigen der bessere Teil der Federfertigkeit ist. Im Tanzen glaubt Salten einen besonders zuverlässigen, untrüglichen Spiegel nicht bloß des weiblichen, nein, des menschlichen Wesens und Charakters überhaupt entdeckt zu haben. Das ist gewiß eine ebenso anfechtbare Weisheit wie die andre, daß sich Maskenballgäste immer in die Kostüme stekken, die sie auch im Leben tragen möchten, und daß sie dabei die plumpsten Torheiten und Selbstentblößungen begingen. Aber es hört sich ihr hübsch zu, dieser Philosophie des Ballsaals, es läßt sich allerlei Amüsantes dabei denken, und das ist wohl der Zweck solcher »Causerie«. Der Ketzer und Ironiker verwandelt sich in einen frommen Gläubigen, wenn er von der Kindertanzstunde, aber sofort wieder in den bissigen Satiriker, wenn er von seinen Bekannten im Theater plaudert, von der Zuckerl lutschenden Dame, die sich Schiller und Blumenthal, Kainz und Treßler erst mit Eibischzelteln, mit Schokolade und Weinscharln mischen muß, von dem »Pardon«-Jüngling, der immer zu spät kommt und zu früh geht, von der feisten Baronin, die in Fausts Verse vom »vollen Mondenschein« mit noch vollerer Stimme hineinfragt: »Ist die Kielmannsegg noch nicht da?«

Damit wären dann eigentlich die weiblich allzuweiblichen Spiegelbilder erschöpft. Der Feuilletonist gleitet mit der Freiheit, die er meint, zu freieren Themen über: zur Anmut des Schenkens, dieser »Ansprachen und Briefe ohne Worte«, die den rechten Geber mehr noch beglücken als den rechten Empfänger, zum Kaufen, das die Blüte des Genusses im Wählen, Prüfen, Vorschmecken hat und, wenn es gescheit ist, auf das Abenteuerliche nicht verzichtet, zum Reichtum, der hier freilich viel zu äußerlich, zu oberflächlich gefaßt wird, ja sogar zu Esaus Linsengericht und Jakobs Ziegenfellen, zu den Bären, Wölfen und Kakadus in Schönbrunn und zu dem Falken, den man sich mal aus Aquileja mitgebracht hat, um ihn aus den Händen grausamer Italienerjungen zu befreien, dann aber der Freiheit zurückgibt, nach der der Minnesängervogel flügelschlagend so heiß verlangt. Ja, wir sind eben bei einem Feuilletonisten zu Gaste, und dies ehrsame Handwerk nennt sich nach den Blättern, die, wenn der Wind darüber geht, wahllos und bunt von den Zweigen fallen.

Gräfin Christine von Kalckreuth hat den stattlichen Quartband mit vielen Guasch- und Federzeichnungen ausgestattet. Die Federzeichnungen, von denen wir hier sechs Proben zeigen, sind in den Text eingestreut und holen sich die Motive unmittelbar aus den Ein- und Ausfällen des Verfassers; die farbigen Blätter, höchst delikat in Erfindung und Farbe, wandeln ihre eignen Wege, unbekümmert darum, ob vor dem Kapitel von der Kindertanzstunde eine kecke Toilettenszene steht, in dem über die Kunst des Kaufens ein maskierter Teufel mit Hörnern und Schweif eine Balldame in seine Arme nimmt, bei Isaak, Esau und Jakob die Pärchen zur Redoute gehen, oder zwischen den Affen von Schönbrunn einer noch im Bett liegenden Dame die Morgenschokolade serviert wird. So hat denn wohl die Kaprice des Wortes ihr Kapriccio an den Bildern gefunden. F. D.

Verschiedenes

Ein Konversationslexikon gehört heutzutage zu den »gefragtesten Artikeln« und ist fast so kostbar wie ein fettes Schwein oder ein gemästetes Kalb. Wer sofort ein neues auf den Markt werfen könnte — 25 Bände in Leder und Goldschnitt —, wäre ein gemachter Mann. Aber im Handumdrehen ist das nicht getan. Denn selbst die jüngste Ausgabe, also die des Meyerschen von 1912/13, verlangt nach den Umwälzungen, die uns die letzten sechs Jahre gebracht haben, eine gründliche Neubearbeitung, ja, aus wirtschaftlichen und technischen Gründen sogar einen ganz neuen Aufbau. Da heißt es sich in der Zwischenzeit mit einem Notbau begnügen. Das Bibliographische Institut hat dieses Gebot der Zeit schnell begriffen und Meyers Handlexikon in einer neuen (7.) Ausgabe erscheinen lassen: ein mittelstarker Band von 800 doppelspaltigen Seiten mit 75 000 Stichwörtern und 1700 Abbildungen, darunter auch Tafeln und Karten, in Ganzleinen gebunden für 48 M. Nur ein Meister in der lexikalischen Herstellungskunst wie das Bibliographische Institut konnte so schnell und so geschickt arbeiten. Denn hier ist selbstverständlich schon all das berücksichtigt, was uns die Gegenwart bis zum Versailler Frieden gebracht hat, und äußerste Vielseitigkeit paart sich mit vollendeter Übersichtlichkeit, Anschaulichkeit und Klarheit. Finden wir doch schon neben den Hauptereignissen des Weltkrieges die neue Wirtschaftsordnung, Sozialismus und Reichsverfassung, die »drohenden« Steuern, die durch vorzügliche Karten erläuterten neuen Länder- und Völkergruppierungen, knappe Angaben über altbewährte und neuerstandene militärische und politische Führer, kurz, die ganze Welt durch den Krieg und nach dem Kriege. Eine glückliche Neuerung ist die Behandlung der Abbildungen, die dadurch, daß sie unmittelbar zum Text gestellt sind, viel Wortkram ersparen.

*

Daniel Chodowieckis Künstlerfahrt nach Danzig (1773) ist noch heute eins der bedeutendsten und beredtesten Denkmale deutscher Kunst und Kultur des 18. Jahrhunderts. Die Skizzen selbst sind vor Jahrzehnten in einer neuen, aber recht kostspieligen Ausgabe bei Amsler & Ruthard erschienen, jedoch ohne das sie begleitende und erläuternde Tagebuch des Künstlers, das eigentlich dazugehört, soll man zum vollen Genuß und Verständnis dieser mit so geistvollem und graziösem Stift festgehaltenen Szenen kommen. Beides zusammen, Bilder und Text, empfangen wir jetzt in einem stattlichen Quartbande des Verlages Grethlein & Ko. in Leipzig (Preis 10 M). Ein neues Illustrationsverfahren sorgt dafür, daß die Nachbildungen der Tuschzeichnungen malerischer wirken, als es vor einem Menschenalter möglich war; ihre letzte Belebung erhalten sie aber erst aus den Aufzeichnungen des Künstlers, die Willibald Franke aus dem Französischen übertragen hat. Kaum je wieder ist das Volks-, Familien- und Gesellschaftsleben einer norddeutschen Stadt so echt, intim und doch künstlerisch festgehalten worden wie hier das Danziger vor 150 Jahren. Da uns jetzt alles, was Danzig heißt, doppelt wertvoll geworden ist, wird das Buch um einen Ehrenplatz in unsrer Hausbücherei nicht lange zu werben brauchen.

*

Lehrt uns Heimatliebe! Nie, solange wir ein deutsches Vaterland haben, hat dieser Ruf dringender an unser Herz geplopft als jetzt, wo der Friedensvertrag mit shylockhafter Grausamkeit so manches Stück Fleisch von unserm Leibe reißt, wo wir deshalb mit desto innigerer Liebe das halten und hegen wollen, was uns geblieben ist. Von wem aber könnten wir diese Liebe besser lernen als von den heimatlichen Dichtern, die unsre Landschaften und Volksstämme, Sitten und Gebräuche, Geschichte und Gegenwart mit dem Auge der Poesie gesehen und mit den Mitteln der Kunst dargestellt haben. So tun drei im Verlage von Friedrich Brandstetter in Leipzig erschienene neue Heimatbücher gut daran, vornehmlich die bodenständigen Dichter in Vers und Prosa sprechen zu lassen; es sind das: »Die Nordmark« (Schleswig-Holstein, Hamburg, Lübeck), herausgegeben von Joh. Schmarje und Joh. Hennigsen (3. Aufl., geb. 6,60 M); »Die rote Erde« (Westfalen, geb. 9,60 M), besorgt von Wilhelm Uhlmann-Bixterheide; und »Um Main und Donau« von Dr. Flor. Asanger und Dr. Karl d'Ester (geb. 12 M). Dem heimatnahen, mehr noch dem heimatfernen Leser, der Sehnsucht nach dem Lande seiner Jugend hat, seien diese mit Zeichnungen und Kunstbeilagen ausgestatteten Bücher als Gefährten guter Stunden empfohlen.

Herausgeber: Dr. Friedrich Düsel.

Schriftleitung: Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau (verantwortlich) und Georg Schmitz in Berlin-Steglitz. Vertreter der Schriftleitung in Wien: Dr. Richard Wengraf, Wien. In Deutsch-Österreich für die Herausgabe verantwortlich: Robert Mohr, Buchhändler in Wien I, Domgasse 4. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: Emil Fischer in Berlin-Friedenau. — Druck und Verlag von Georg Westermann in Braunschweig. — Nachdruck verboten

Einsendungen an die Schriftleitung von „Westermanns Monatshefte" in Berlin W 57, Bülowstraße 90.
Rücksendungen erfolgen nur, wenn das Postgeld dafür beiliegt.

Kurt Haase-Jastrow: Stilleben

Westermanns Monatshefte
Geleitet von Dr. Friedrich Düsel
Band: 128. II Aug. 1920

Frauenschuh

Novelle von Wilhelm Weigand

An einem strahlenden Junimorgen des Jahres 1797 ging der kurfürstliche Gobelinwirker André Chedeville auf der Terrasse seines Gartenschlößchens vor dem Schwabinger Tor in angeregter Unterhaltung mit einem hochgewachsenen, hageren alten Herrn auf und ab. Dieser trug eine grüne Jägeruniform mit gelben Aufschlägen, weiße Lederhosen und mächtige Stulpenstiefel, und auf seinen kaum gebeugten Rücken hing ein mächtiger Zopf herab, der wie eine Rute durch die Luft fuhr, wenn die Lustwandelnden militärisch kehrt machten, um den gleichen Weg zum zwanzigsten Male zu durchmessen. —

»Er hat mich also verstanden, Meister?« rief der Hagere, als er bemerkte, daß aus dem tiefer gelegenen Garten, wo die ersten Rosen auf schmalen, viereckigen Beeten blühten, eine kleine Dame mit trippelnden Schritten auf das Haus zukam. »Er wird sich aber mit seinen Gehilfen sputen müssen, wenn Er mit den Wandteppichen zur Hochzeit meines Neffen fertig werden will. Ich kann Ihm sagen: es hat mich einen hübschen Batzen gekostet, bis ich endlich in Mannheim einen Dessinateur gefunden habe, der es verstand, auf meine Intentionen einzugehen. Und vergesse Er mir nicht, den Lilienkranz um die Teppiche so schön zu machen, als Er nur kann; denn eine Lilie gehört zu der Geschichte, die mich veranlaßt hat, Ihm die Anfertigung meines Brautgeschenkes anzuvertrauen.«

»Der Herr Baron werden zufrieden sein,« sagte der Meister, indem er der zierlichen Erscheinung im grünseidenen Kleid, die nun die Treppe zur Terrasse emporstieg, glückselig zulächelte: es war seine Frau Marie-Anne, geborene Laporte, mit der ihn die zärtlichste Neigung verband. Er hatte es einst, als blutjunger Anfänger, abgelehnt, sich, wie die kurfürstliche Hofkammer es wünschte, mit einer »vermöglichen Persohn von Bairischer Nation« zu vermählen, und es durchgesetzt, daß er seine Landsmännin, welche gerade die Tochter des Grafen Max Preysing erzog, als Gattin in sein Stadthaus am Anger heimführen konnte. Die kleine Französin lebte mit dem kurfürstlichen Gobelinwirker in geradezu paradiesischer Ehe, und als sie später, durch Stundengeben, in die Lage kam, aus eignen Mitteln ein herrschaftliches Landhaus auf dem Festungswall, außerhalb des Schwabinger Tors, zu erwerben, pilgerte an schönen Sonntagen jung wie alt an dem Chedeville-Schlößl vorbei, um zu sehen, wie das glücklichste Paar der Stadt seine Rosen begoß und wohl auch hie und da einem armen Kinde ein paar davon schenkte.

Die zierliche Meisterin knickste, als sie vor

den beiden Herren stand, und sagte: »Darf ich mir erlauben, den Herrn Baron zu einem kleinen Imbiß in unsre Laube zu bitten? Der Herr Graf von Salern ist schon vor einer Viertelstunde vorgefahren und kann es gar nicht erwarten, bis er die Ehre hat, den Herrn Baron begrüßen zu dürfen.«

Der Hagere verbeugte sich wie ein Soldat, reichte der kleinen Französin den Arm und stieg mit kleinen Schritten, wie wenn er ein Spielzeug am Arm führte, in den Garten hinab. Vor der Laube, an deren Gitterwänden die schwerste Fülle weißer Kletterrosen blühte, trat ihnen ein Greis mit einem rosigen Puppengesicht in amarantfarbenem Samtrock entgegen und rief: »Schöne Seelen finden sich immer wieder zu Wasser und zu Land, Herr von Münchhausen. Es ist schon einige Zeit her, seitdem ich das letztemal das Pläsier hatte.«

Der Fremde grüßte militärisch und erwiderte: »Ich freue mich, den Herrn Grafen so wohl zu sehen. Wo hatte ich doch das letztemal das Vergnügen? Ach ja, j'y suis: es war im Vorzimmer meines königlichen Gönners, Friedrichs des Großen, als der Herr Graf wegen der bayrischen Erbfolge in diplomatischer Mission in Potsdam weilten. Oh, ich habe ein vortreffliches Gedächtnis und vergesse nie einen Menschen, den ich einmal in meinem Leben gesehen habe. Hat der Herr Graf noch immer das Komödiantenvolk unter sich?«

Der Graf erhob abwehrend seine Hände: »Das sind, Dieu soit loué, vergangene Zeiten. Ich habe mich wie ein Dachs in meine Höhle zurückgezogen, um von meinen Erinnerungen zu zehren. Aber was verschafft uns die Freude, den Herrn Baron hier in München zu sehen?«

»Oh, eine höchst merkwürdige Geschichte.« —

Da jedoch ein junges Mädchen ein silbernes Tablett mit Wein und Gebäck daherbrachte, brach der Freiherr ab und zog, mit einem lüsternen Seitenblick, die Nase hoch; denn es ging von der offenen Flasche ein herrlicher Duft wie von einer blühenden Berghalde aus. Die Herren setzten sich im Schatten der Laube um einen steinernen Tisch, auf dem eine Schale vollerblühter Teerosen leuchtete; Madame Marie-Anne schenkte mit zierlicher Geste ein, und die Gesellschaft ließ die geschliffenen Gläser zusammenklingen.

»Wäre es unbescheiden, wenn ich den Herrn Baron bitten würde, uns diese Geschichte zu erzählen?« fragte nun Madame Chedeville, indem sie sich neben ihren Gatten setzte und aus ihrem rosaseidenen Ridikül ein feines Spitzentüchlein hervorsuchte, um es für alle Fälle bereit zu haben. »Hoffentlich handelt es sich um eine Fee. Ich liebe die Feenmärchen über alles. Ich habe die Ehre, den Herrn Chevalier von Boufflers, dessen Märchen vollendete Grazie sind, persönlich zu kennen.«

»Es handelt sich in meinem Fall um etwas viel Schöneres, Madame,« entgegnete der Freiherr von Münchhausen, indem er sein Glas erhob und der Frau des Gobelinwirkers mit einer Verbeugung zutrank. »Ich weiß, daß ich in deutschen Landen im Rufe stehe, hie und da Dinge zu erzählen, wie sie nicht jedem Hans Stoffel begegnen; aber ich kann nur bitten, das, was ich die Ehre haben werde, Ihrer Diskretion anzuvertrauen, als eine durch und durch wahrheitsgetreue Geschichte zu betrachten, ohne die ich, auf alle Fälle, gar nicht in dieser scharmanten Laube bei einem wahren Prälatenwein säße. Nun, Schicksale sind Schicksale, und ich will übrigens gerne gestehen, daß ich manches von dem, was ich auf meinen wunderbaren Reisen zu Wasser und zu Lande erlebt habe, selbst unglaubwürdig finden würde, wenn es nicht mir zugestoßen wäre. Nur möchte ich, Madame, en passant, fragen, ob sie schon einmal darüber nachgedacht hat, warum die Hölle des giftigen Gibellinen Dante um soviel unterhaltender ist als sein Himmel? Ich bin kein Schöngeist, aber wenn ich mir ein Urteil erlauben darf, so rührt dies daher, daß wir alle, ob Poeten oder nicht, hier auf Erden schon in der Hölle gewesen sind, im Himmel aber nicht —«

»Ich bin jeden Tag, den Gott gibt, im Himmel,« rief die kleine Französin, indem sie ihren Gatten schelmisch anblinzelte und ihr Spitzentüchlein mit gespreizten Fingern auseinanderfaltete.

Der Freiherr verneigte sich und fuhr fort: »Madame gestattet mir zu bemerken, daß es verschiedene Himmel geben soll: sieben, wenn ich recht berichtet bin, obwohl ich mir nicht denken kann, wie man just auf diese Zahl gekommen ist. In den einzig richtigen Himmel, der über uns allen steht, bin nur ich bei lebendigem Leibe gekommen, und da Madame es zu wünschen scheint, bin ich gerne bereit, zu erzählen, wie und wann ich da hineingeraten

bin und was mir heute das ganz besondere Vergnügen verschafft, den Abend in der angenehmsten Gesellschaft der Welt zu verbringen.«

Der Graf von Salern nahm eine Prise Tabak aus einer mit Edelsteinen besetzten Dose, die, wie er bemerkte, von der Frau Marquise von Pompadour stammte, und setzte seine Theater- und Hofmiene auf; der Meister André Chedeville hob seine Hände ans Ohr, um keine Silbe der Erzählung zu verlieren, und Madame Marie-Anne legte zwei halberblühte Rosen in ihren Schoß. Der Freiherr von Münchhausen aber gönnte sich einen kräftigen Schluck des auserlesenen Rheinweins und ergriff wieder das Wort:

»Die Herrschaften kennen ja wohl die Abenteuer, die ich, als junger Springinsfeld, auf meiner ersten Reise nach Rußland erlebt habe, wo die Frau vom Hause den Gast allezeit mit einem Schnaps und einem Schmatz empfängt. Sie erinnern sich auch vielleicht, daß mir im Türkischen Feldzug, wo sich meine Husaren mit den unsterblichsten Lorbeeren bedeckten, eines Tags der Gedanke kam, auf einer Kanonenkugel in eine belagerte Festung hineinzureiten; und wie mir, mitten im Ritt, den mir bis heute noch keiner dieser jungen Tölpel und Prahlhänse nachgemacht hat, das Bedenken aufstieg, man könne mich in der ausgehungerten Festung vielleicht doch etwas allzu türkisch behandeln. Sie wissen auch, wie ich einfach auf halbem Weg den bekannten Rittwechsel vornahm, indem ich mir nichts dir nichts auf eine eben dahersausende Türkenkugel hinübersprang und auf diese gerade nicht alltägliche Manier wieder zu meinem Husarenkorps zurückgelangte, wo mich meine braven Schnauzbärte wie einen gloriosen Sieger empfingen. Die Geistesgegenwart ist eben alles, im Krieg sowohl als in der Liebe, die sich, meines Erachtens, von einem ewigen Kriege nur dadurch unterscheidet, daß in ihr der Unterliegende allein Sieger ist.«

»Der Herr ist Philosoph,« bemerkte die Hausfrau, indem sie eine Rose an ihr kleines Stumpfnäschen führte.

Der Baron nahm wieder einen Schluck und verneigte sich: »Ich darf wohl sagen, daß ich, als Kavalier der alten Schule, von sehr sanfter Gemütsart bin, was mich aber nicht hindert, hie und da doch, wenn mir jemand gar zu nahe tritt, aus dem Häuschen zu geraten. Leider gehört es ja zu den wenig beneidenswerten Schicksalen des Alters, mit der Jugend leben zu müssen, und wie und was die goldene und die ungoldene Jugend sind, wissen wir ja alle: dumm, frech, naseweis, unbarmherzig, unfruchtbar, aufgeregt, besserwisserisch, von allen Sprühteufeln Gottes geplagt und mit allen Hunden der Hölle gehetzt. Wenn ich jemals einen Jüngling treffen sollte, der nicht felsenfest daran glaubt, daß die Welt erst mit ihm begonnen hat, bin ich bereit, mich noch einmal an meinem eignen Zopf aus dem Sumpf zu ziehen, der übrigens, wie ich den Herrschaften verraten darf, ein ganz symbolischer Sumpf war; denn dieses Kunststück muß jeder Mensch auf Erden versuchen, wenn er des Glaubens ist, daß seine Heimat nicht auf der Erde sein kann, sondern über den Sternen, die man, wie die Welt läuft, nicht ungestraft in den Gassen vergessen darf.

Das Schönste an der Geschichte ist nur, daß auch die naseweiseste Jugend ganz gemächlich alt wird und in einem noch naseweiseren Nachwuchs ihren unbarmherzigen Richter findet. Und so spinnt sich die lieblichste Tragikomödie des Daseins ins Unendliche weiter; die Helden und Komödianten werden, nolens volens, mit der Zeit alle zu Zuschauern, und ihre Kritik des neuen Spiels ist nicht süß, sondern griesgrämlich bitter wie das Kräutlein Wermut, mit dem man in Italien einen gewissen Wein würzt, den ich zu meiner Zeit in Mailand sehr gerne getrunken habe.

Was nun mich angeht, so muß ich allerdings sagen, daß ich mich von solchen Altersbitterkeiten stets frei zu halten verstand, zumal es mir nie an superben Gelegenheiten fehlte, meine Abenteuer in einem Kreis wirklicher Kenner zum besten zu geben.

Also, pour venir au fait: im vergangenen Jahr saß ich wieder einmal mit einigen lieben Freunden bei einer Flasche Liebfrauenmilch, meinem Alterswein, und erzählte, wahrheitsgetreu, wie es meine Art ist, meinen Ritt auf der Kanonenkugel. Da kommt ein junges Herrchen daher, das wie ein Haarkräusler aussah und auf zehn Meilen nach Ambra duftete, rasselt mit seinen französischen Berlocken und Klunkern und rümpft die Nase und gibt mir zu verstehen, daß er mich, den Freiherrn von Münchhausen, für einen Aufschneider halte. Meine Herren, ich bin gewohnt, der Jugend viel nachzusehen; aber meine erste Regung war denn doch, dem halb-

flüggen Gimpel meinen erprobten Türkensäbel, ein Geschenk des Großherrn, durch den Leib zu rennen. Dann aber besann ich mich eines Besseren: da man, wie ich aus Erfahrung weiß, Ketzer und Ungläubige durch nichts andres als durch Tatsachen bekehren kann, machte ich nicht viel Federlesens und lud die ganze Gesellschaft auf den nächsten Tag in meinen Schloßhof nach Bodenwerder ein, damit sie mit eignen Augen sehen könne, wie man auf fliegenden Kanonenkugeln reitet. Es war ein ganz wunderbarer Pfingstmorgen, als mein alter Leibjäger Pfiff, der mich auf allen meinen Feldzügen begleitet hatte, die bronzene Kanone richtete, an deren Rückseite der Name der Gießerei in Damaskus und der Spruch aus dem Koran steht: ‚Sie lässet nichts übrig und nichts entwischen und versengt alles Fleisch.' Mit meinem Ritt verfolgte ich aber noch einen galanten Nebengedanken: ich gedachte nämlich, diesen Anlaß zu benützen, um meiner Base, der Frau Baronin von Wermelskirchen in Gotha, einen Pfingstbesuch zu machen, und da es zu den erprobten Grundsätzen meiner Liebes- und Herzensdiplomatie gehört, schöne Frauen niemals warten zu lassen, sprang ich im Hui auf die Kanonenkugel, als sie mit einem mächtigen Knall aus dem Loche herausfuhr, und schwenkte meinen Tressenhut galant zum Abschiedsgruß.

Aber, meine Herrschaften, unverhofft kommt oft: ich saß kaum auf dem sausenden Geschoß, als ich auch schon merkte, daß ich mich in einer andern Lage befand als vor der türkischen Festung, deren Name mir leider entfallen ist. Mein guter Pfiff hatte, weil der Hof meines väterlichen Schlosses wenig Raum bietet, den Lauf des Geschützes allzu steil in die Höhe gerichtet, und so nahm denn die Kugel ihren besonderen Weg und flog in rasendem Fluge weit und weiter von der Erde weg.

Ein Blick in die Tiefe unter meinen Füßen zeigte mir im raschen Wechsel der Landschaft die sinnbetäubende Geschwindigkeit des Fluges, dem ich preisgegeben war. Die sommerlichen Gefilde lagen eben noch, von silbernen Fäden und Schlangen durchzogen, grün und gelb im hellen Sonnenglanze da, und schon wandelten sie sich im Nu zu festen grauen Flecken, aus denen, ganz fern, ein schneeig leuchtendes Gipfelgewoge, die Alpen, und ein weithin blitzender Silbergürtel, das Mittelmeer, emportauchten. Dann wechselte auch dieser Anblick; ich bemerkte, wie noch einmal ein seltsam gelbes Licht die Erde zu meinen Füßen überfloß, wie diese erbleichend tief und tiefer sank, und nun fuhr ich auch schon in einem schwarzen Abgrund, unter einem Haufen großer und kleiner Sterne dahin, von denen mich leider, wie ich wahrheitsgetreu berichten muß, kein Engelein im Vorbeiflug grüßte.«

»Engel gibt es nur auf der Erde,« bemerkte Madame Marie-Anne leise, indem sie ihren Gatten verliebt anblinzelte.

»Versetzen Sie sich an meine Stelle: was sollte ich tun? Und was beginnen? Ich schloß meine Augen, um über das Ungeheuerliche meiner Lage nachzudenken und einen Entschluß zu fassen; doch ehe ich auf meinem blitzgeschwinden Geschoß dazu kommen konnte, weckte mich ein donnerähnlicher Hall aus meinen Gedanken. Ich wollte nach einem vorübersausenden Stern greifen, dessen heißes Wehen ich noch an meinen Schläfen spürte, um mich festzuhalten; aber der Schmerz, den ich plötzlich an meiner allerwertesten Rückseite empfand, belehrte mich, daß ich festen Boden unter mir hatte, und als ich meine Augen öffnete, wußte ich auch, was mir zugestoßen war: meine Kanonenkugel war an einem diamantenen Tor abgeprallt, und ich selbst saß davor auf einem ungepflasterten Weg, der mir sehr wenig betreten schien, und glotzte wie ein gefangener Hecht umher. Im nächsten Augenblick öffnete sich aber auch schon die glitzernde Pforte, und ein mächtiger glatzköpfiger Greis, dem sein silbern bereifter Bart bis auf den goldenen Gürtel herunterwallte, stand, mit den Augen dräuend, auf der Schwelle da. Er hielt einen mächtigen Schlüsselbund in der Hand, und ich vermutete sofort, daß er der heilige Petrus sei. Ein kurzer Blick in das unendliche Licht, das mir wie eine blendende Lohe aus der Toröffnung entgegenschlug, gab mir vollends die glücklichste Gewißheit über den Ort, wo ich mich befand, und ich dachte nur: Eh, mon ami, das hätte schlimmer ablaufen können!

‚So klopft man nicht an das Himmelstor,' sagte der würdige Himmelspförtner, als er mich auf meinen ledernen Reithosen vor dem Tore sitzen sah. ‚Aber da Sie es sind, Herr Baron, soll Ihnen für diesmal diese soldatische Manier hingehen. Stehen Sie auf und treten Sie ein, Verehrtester. Für alte blessierte Haudegen, die ihren Kampf auf Erden

ehrlich ausgefochten haben, findet sich immer ein Plätzchen in einer Ecke des himmlischen Paradieses.'

Ich weiß nicht, wie andre arme Sünder am Himmelstor anzuklopfen pflegen; ich für meinen Teil kann nur sagen, daß mein Kanonenschuß den ganzen Himmel in Bewegung gebracht hatte, und mein erster Eindruck war der, daß auch die größten Heiligen, von den gewöhnlichen Seligen gar nicht zu reden, noch sehr neugierige Leute sind. Ein buntscheckiger Haufe Himmelsvolk drängte sich innerhalb des Tores, als ich eintrat, und beguckte mich von oben bis unten: da standen junge Selige, die einen schneeweißen Lilienstengel in der Hand trugen und neugierig in die irdische Welt herniederlugten; da reckten junge Mütter in verzückter Erwartung die Hälse und spähten nach ihren Kindern aus, und ein paar frühverstorbene Bräute, die ich an ihrem halbwelken Kränzlein erkannte, lauschten auf den fernen Eilschritt eines geliebten Wanderers. Auch ein paar allerliebste Engelein lungerten blinzelnd herum und gähnten und strichen mit der Miene von Stutzern die Demantperlen des Paradiesesmorgens von ihren regenbogenfarbenen Flügeln herab. Auf ein paar männlichen Heiligengesichtern aber stand, wie ich nicht verhehlen will, ein Lächeln, das ich nur allzuwohl aus Erfahrung kenne: die heiligen Herrschaften hatten offenbar von meinen Abenteuern zu Wasser und zu Land gehört und versprachen sich nun in der himmlischen Ruhe des Paradieses schöne Tage; denn auch im Himmel weilen, wie ich der Gesellschaft wohl verraten darf, die Gedanken der Seligen noch gern bei den irdischen Dingen; ja, die eigentliche Hauptfreude dort oben besteht in der Gewißheit, daß man die goldenen Fäden, die hier im geheimen von einem Ding und Wesen zum andern gehen, deutlich sieht und sonach endlich alles seinen klaren Sinn und seine volle Bedeutung enthält, wie ein unendlich ausgesponnenes Musikstück, in dem auch die längsten, schneidendsten Dissonanzen nur dazu da sind, den Glanz der absoluten reinen Harmonie vorzubereiten und in triumphierendem Wohlklang zu offenbaren. Doch ich komme von meiner Erzählung ab, was, wie Madame mir glauben darf, sonst gar nicht meine Art zu sein pflegt.

Meine Herrschaften, je me flatte que j'ai eu toujours le sentiment des convenances, und bescheiden, wie ich von Haus aus bin, entzog ich mich nach einem Weilchen den Blicken des begeisterten Himmelsvolkes, indem ich mit dem heiligen Petrus einen Augenblick in die Torstube trat, wo der himmlische Schlüsselhalter auf Himmelspilger und Heilige wartet. Ich fand ein ganz nettes Altersstübchen, so heimlich wie wenn Albrecht Dürer es eingerichtet hätte: fein braun getäfelt, mit einem verschlossenen Bücherschränkchen, die Bibel, wie billig, auf dem Tisch und eine kleine Nische in der Wand daneben, wie man sie in der berühmten Reichsstadt Frankenthal über die Ehebetten einbaut, damit die ewig durstigen Weinsümpfe ihren Nachttrunk hineinstellen können: eine echt deutsche Sitte, die einen gesegneten Durst in dem alten Weinnest erhält. Ein junges blühendes Wesen wies mir lächelnd einen Polstersitz aus spanischem Leder in der Fensternische an, von wo aus der Bewohner dieser wirklich scharmanten Klause das Leben und Treiben am Tor beobachten mochte, und ich nahm mit Behagen auf diesem himmlischen Lästerbänklein Platz. Ich konnte mich nicht enthalten, dem hübschen Kinde, dem eine schwere Krone goldener Zöpfe um das jungfräulich reine Köpfchen lag, unter das Kinn zu greifen, und sie ließ es geschehen, ohne daß der zarteste Anhauch einer Röte über ihre pfirsichzarten Wangen lief. Da merkte ich denn an dieser reinen Seelenruhe, daß ich wirklich im Himmel war, und ließ einen tiefen Seufzer als Abschiedsgruß an die schöne Welt fahren.

Dem heiligen Petrus war ich übrigens, wie ich nicht ohne einiges Erstaunen bemerkte, durchaus kein Unbekannter, und wir gerieten alsbald in ein recht vertrauliches Gespräch, wie man sich's zwischen zwei älteren Herren nicht schöner denken kann. Der Himmelspförtner klagte seufzend, daß er seit einiger Zeit so wenig zu tun habe, und in der Tat bemerkte ich, daß den schweren Schlüssel, dessen Bart in das schönste Schloß der Schöpfung greift, ein zarter Rost verunzierte. Mein neuer Bekannter fragte mich auch en passant, ob ich Verwandte im Himmel habe, was ich jedoch, als Feind jeder Lüge, nicht unbedingt bejahen konnte; denn meine hochseligen Ahnen waren alle Jäger und Soldaten, und man weiß, daß diese mit Vorliebe die breite Heerstraße ziehen, von der es heißt, daß sie mit den besten Vorsätzen ge-

pflastert sei. Ich vermute, daß ich der erste Münchhausen bin, den der Zufall in den Himmel geführt hatte, und ich verweilte auch, wie ich ganz ehrlich gestehen will, nicht lange bei dieser heikeln Sache — car il faut laver son linge sale en famille —, sondern benutzte die Gelegenheit, um den Fürsten der Apostel ein wenig über die Lebensgewohnheiten im Himmel auszufragen und zu erfahren, in welchem Paradieseswinkel ein alter Weidmann von meinem Schlag am besten aufgehoben sei. Sankt Petrus aber klagte, zu meinem heimlichen Erstaunen, bitterlich, wie schwer es sei, selbst eingesessene und erprobte Heilige von ihren irdischen Angewohnheiten loszureißen: noch jüngst habe ich ein böses Ärgernis gegeben, weil sich eine Anzahl großer Heiliger und Propheten, unter denen sich leider auch der König David und einige andre Erzväter aus dem Alten Testament befanden, zu nahe bei den elftausend Jungfrauen aus Köln angesiedelt hätten. Das Getuschel darüber sei bei einigen andern weiblichen Heiligen in vorgerückteren Lebensjahren so stark geworden, daß sich der heilige Josef, der sich überhaupt im himmlischen Getriebe sehr nützlich mache, ins Mittel legen mußte, um das Ärgernis mit einem Machtwort aus dem Himmel zu schaffen. Das giftige Geraun und Gerede habe aber trotzdem noch lange fortgedauert, und noch immer werde der silberbärtige Psalmensänger von hundert Augen belauert, wenn er einen Spaziergang mache und mit seiner Geige oder seinem Saitenspiel zufällig in die Gegend gerate, wo die elftausend Jungfrauen auf seligen Inseln in ewig blühenden Rosenlauben hausen. Ich versicherte meinem heiligen Gastfreund auf Kavaliersehre, daß mir die elftausend Jungfrauen mit allem Zubehör ganz gleichgültig seien, weil ich, seit langem schon, die Gesellschaft alter Herren vorzuziehen pflegte und zunächst die Absicht hätte, dem heiligen Hubertus einen Besuch abzustatten. Sie kennen die Geschichte, meine Herrschaften, wie ich einst einem feisten Sechzehnender eine volle Ladung Kirschkerne auf das gekrönte Haupt pfefferte, und wie ich bald darauf das superbe Tier mit einem mächtigen Kirschbaum zwischen dem Geweih wiederfand, so daß ich mir meinen Wildbraten und die Kirschtunke dazu mit einem einzigen Kernschuß beschaffen konnte. Und Sie werden begreifen, daß ich gar zu gern von dem heiligen Weidmann und Patron aller Jäger selbst gehört hätte, wie es sich mit dem berühmten Kreuz verhalten habe, das er einst, auf einer Birsch, an der gleichen Stelle sah, wo meine Kirschkerne zu einem Fruchtbaum erwuchsen.

Als der heilige Petrus vernahm, wonach mir der Sinn stand, winkte er einem Engel, einem allerliebsten halbwüchsigen Bengelchen, das gerade auf den Fußspitzen durch das Fensterchen hereinlugte, und gab dem beflügelten Fant die nötigen Weisungen. Ich nahm Abschied von der liebreizenden Pförtnerin, versprach, mich bald wieder in der Torklause zu zeigen, und ging mit meinem etwas ungeduldigen Führer ganz gemächlich in das Paradies hinein.

Und während ich mit meinem Begleiter, der mein Erstaunen durch sein Schweigen ehrte, gemächlich dahinschritt, überkam mich zum erstenmal eine leise Ahnung des Himmelreiches. Alles um uns herum war eitel Licht und Ruhe und eine einzige lauschende Gegenwart; und doch sah alles aus, als wäre es nur der Abglanz einer Vergangenheit, die ihre gesamte Schönheit von ihrer früheren Trübe trägt. Wir gingen durch hochstämmige Haine, wo in der Dämmerung der silbernen Bäume die schlanken Wassersäulen mächtiger Springbrunnen das ewige Lied einer unbekannten Sehnsucht sangen, und wenn irgendeine einsame Verklärte aus dem Dunkel trat, um meinen Gruß zu erwidern, wurde das Lächeln auf ihrem Munde so strahlend, daß ein Leuchten von ihm ausging und den Glanz ringsumher noch tiefer machte. Wir kamen über weite smaragdne Wiesen, wo der beschwingte Fuß in dem wonnigen Schaum der weißen Sternblumen versank und ein schimmernder Schauer durch den unaussprechlich heiligen Frieden ging, wenn ein verwehter Lerchenlaut aus der Tiefe der Überhimmel herabfiel. Wir schritten an Hängen vorüber, wo selige Paare hingegossen lagen und, mit Rosenkränzen auf dem verklärten Haupte, wortlos strahlend in das unendliche Licht hineinblickten, in dem alle die Fernen verschwebten und vergingen.

Doch während wir immer tiefer und tiefer in den überwältigenden Glanz hineingerieten, hörte ich ganz nahe eine, wie ich sagen muß, ganz vortreffliche Musik: ich unterschied eine Geige, eine Viola d'Amour, ein Cello und einen Baß, die prächtig zusammen stimmten, und darüber erhob sich mit einemmal der Ton

eines Horns, wie wenn ein Jägerbursch seinem Schätzchen ein Ständchen brächte. Ich aber wurde ganz plötzlich von einer seltsamen, ich möchte sagen von einer irdischen Sehnsucht befallen und ging sofort mit langen Jägerschritten den Tönen nach. Ich sah denn auch bald in einem weißen Rundtempelchen, das offen auf dem Gipfel eines blühenden und glühenden Rosenhügels stand, vier ältere bezopfte Herren beisammensitzen, die eifrig vom Blatte spielten, das ihnen allerliebste Putten vor die himmlische Nase hielten. Das Horn aber blies ein Engel, und in der Mitte stand ein kleines Männchen in rotem Staatsrock und schwenkte in seiner frauenhaft kleinen rechten Hand das elfenbeinerne Stäbchen eines Kapellmeisters. Mein Begleiter erklärte mir, der Mann in der Mitte sei der berühmte Meister Wolfgang Amadeus Mozart, der erst vor kurzem in den Himmel eingegangen sei und gerade ein Quintett einstudiere, um der allerheiligsten Jungfrau Maria zum Gedächtnis des Tages, wo sie, für alle Zeit und Ewigkeit, dem Himmel geschenkt wurde, ein Ständchen nach seiner Fasson zu bringen und ihr dadurch seine besondere Verehrung zu bezeigen. Der berühmte Meister, mit dem ich einst, vor zehn Jahren, in Dresden, bei einem verehrten Freunde, dem Fürsten Beloselsky, zu Abend gespeist hatte, dirigierte mit geradezu himmlischem Eifer, und auch die seligen Musikanten waren offenbar mit ihrer ganzen Seele bei der Sache: die Töne der Geigen schnitten hauchzart und doch unsäglich klar in die strahlende Luft oder fielen leicht und rund wie reife Perlen von den Saiten, und aus dem zärtlichen Fluß der Melodie blühte eine solch verklärte Schönheit empor, daß ich ganz Ohr wurde und mich, was bei mir viel sagen will, der tönenden Gegenwart willenlos hingab. Unten um den Rosenhügel herum aber stand eine Menge atemlos lauschenden Volks herum, und als ich einige verstohlene Tränen recht irdischer Sehnsucht in den Augen einiger halbflügger Himmelsjungfräulein glänzen sah, dachte ich mir: Aha, der da oben und ihr da unten, ihr habt auch die vertrackte Erde noch in der Seele!

Nur eins störte mich an dem vortrefflichen Zusammenklang der Instrumente: das war der Hornbläser, dem die strenge Musiziererei offenbar nicht allzusehr am Herzen lag. Mir fiel dabei gleich das herrliche Horn ein, das ich meinem Bruder August Ferdinand bei meiner Rückkehr aus dem Türkenkrieg geschenkt hatte, und als der rosige Bengel wieder einmal mit wahrer Engelsunschuld Fis statt F oder so was Ähnliches blies und der Maestro vor Ungeduld mit seinem Fuße stampfte, konnte ich mich nicht mehr halten: ich fuhr die Treppe hinauf, nannte den musizierenden Herren meinen Namen und erbot mich, den himmlischen Künstlern ein Instrument zu verschaffen, wie es der besonderen Gelegenheit würdig wäre. Ich merkte es zu meiner größten Freude den Gesichtern der Herren sofort an, daß sie mich alle kannten. Herr von Mozart dankte mir in überströmender Liebenswürdigkeit, die mich lebhaft an meine Wiener Freunde erinnerte, zum voraus für mein Anerbieten und gab ein paar herumlungernden Engeln einen Wink, die Instrumente einzupacken und für heute Schluß zu machen. Ich bin, wie ich nicht leugnen will, von Natur aus ziemlich neugierig und nahm mir sofort vor, den weiland kaiserlichen Kammermusikus über die Musik im Himmel, über die Hallelujasänger, Waldhornbläser und Lautenzupfer gründlich auszufragen; aber der verehrte Maestro wich mir aus und entschuldigte sich damit, daß er seine Herren Kollegen, unter denen sich leider Gottes auch einige welsche Scharlatane befänden, noch nicht zu Gesicht bekommen habe, weil sie samt und sonders Kapellmeister des lieben Herrgotts werden wollten und deshalb bei gewissen Erzengeln herumdienerten und scharwenzten. Die Jungfrau Maria hingegen habe sich sehr holdselig und freundlich gezeigt, als er ihr seine Aufwartung machte, und als sie ihm die Spitze ihres goldenen Schuhes zum Küssen dargeboten, sei ihm die allerschönste Melodie seines Lebens eingefallen. Der selige Meister pfiff gleich ein paar Takte davon, die sich recht vielversprechend anhörten, und bemerkte sodann, da er gerade unterwegs sei, wolle er der heiligen Cäcilia seinen Besuch machen und sie bitten, ihm ein altrömisches Lied vorzusingen, damit er doch auch wisse, wie man im alten Rom musiziert habe. Ich erbot mich, ihn zu der Behausung seiner schönen Patronin zu begleiten, und so gingen wir denn selbander weiter in den Himmel hinein. Das war nun eigentlich ein spaßhafter Gang; alle Augenblicke griff der lächelnde k. k. Kammerkompositeur mit seinen kleinen weißen Händen in die Luft und sagte: ‚Spüren S' die Busserl net, die da 'rumfliegen? Jetzt hab'

ich schon wieder eins g'fangen! Das hat mir mein Herzensweiberl, die Stanzi-Marili, nachg'schickt!' Einmal holte er vergnügt lachend zu einem jähen Schlage aus und rief: ‚Fang! Fang! Jetzt hab' ich dem Salieri in Wien eine Mucken auf der welschen Backen zusammenbatscht. Wird der eine Freud haben!' Dann sang er trällernd vor sich hin: ‚Der Himmel ist sternvoll, drum sing' ich nicht aus Moll,' und endlich vertraute er mir, sub rosa, an, eins habe er schon herausgebracht: daß nämlich die ganze Sternenwelt, in die man von da oben wie in einen bodenlosen Abgrund hineinblicke, nichts andres als eine einzige, etwas los gebaute Fuge sei; man müsse jedoch ein feines Ohr haben, um ihren dröhnenden Gang zu vernehmen, und er selbst fange kaum an, das ungeheure erste Thema zu begreifen. Daß es mir auf einem solchen Gang durch den Himmel und bei solchen Gesprächen nicht gelingen wollte, auch nur ein Wort über die von mir sehr geschätzte eigne Kunst des Herrn Kammermusikus zu reden, wird den Herrschaften nicht allzu verwunderlich erscheinen. Ich versprach also dem scharmanten Herrn von Mozart, eh wir schieden, noch einmal, mein Horn für die geplante Aufführung am Himmelfahrtstage der heiligsten Gottesmutter zur Stelle zu schaffen, und begab mich stracks zu Sankt Peter zurück, um mit ihm zu beraten, wie ich das irdische Instrument am raschesten und bequemsten in den Himmel schmuggeln könnte.

Der Himmelspförtner befand sich jedoch, als ich bei ihm anlangte, nicht in der allerbesten Laune: der heilige Josef hatte ihm kurz zuvor just wieder allerlei Geschichten von dem ewigjungen Sängerkönig David erzählt, und als ich dem Apostelfürsten, rasch wie ich bin, meinen Plan und mein Anliegen vortrug, runzelte er mißmutig seine Brauen. Er wollte durchaus nichts von einer Spazierfahrt auf die lumpige Erde wissen, wo man auch heute noch die Gottessöhne und Heiligen kreuzige, und brummte zu guter Letzt auch noch in seinen silbergrauen Mosesbart, ich wisse allem Anschein nach nicht, daß Himmelszeit und Erdenzeit zwei ganz verschiedene Dinge seien; denn Augenblicke im Paradiese seien Jahre auf der Erde, und vielleicht liege mein herrliches Waldhorn, über das er ja nichts sagen wolle, längst zerbeult und zerstoßen in irgendeinem lumpigen Tröblerladen, oder ein versoffener Dorfmusikant habe es erstanden und spiele darauf, in Spelunken oder Bauernschenken, Rüpeltänze und Gassenhauer. Auch wunderte es ihn, daß ich so gar kein Verlangen zeigte, unsern lieben Herrgott von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Ich warf nur einen raschen Blick nach Osten, wo ein Vorhang aus lebendigen, feurigen Sonnen meine Augen blendete und ein Getöse wie von einem funkelnden Gewitter aus Sternenhaufen die Himmel durchwaltete, und erklärte hierauf dem heiligen Pararadiesespförtner in aller Seelenruhe, daß mir weiland auf Erden schon das Verlangen der Frommen, allzu nah an Gott heranzukommen, fast anstößig erschienen sei; mir habe es immer genügt, Gott in meiner Brust zu fühlen, und seine Verhüllung in den Tiefen des Weltalls sei mir nie ein Vorwand gewesen, ihn zu leugnen, sondern ein Grund, mich erst recht für einen bescheidenen Rechtgläubigen zu halten und mich in aller Demut als Mensch und Kavalier zu fühlen. Und dann kam ich wieder auf mein englisches Horn zurück; denn, meine Herrschaften, ich bin immer der Meinung gewesen, daß man ein gegebenes Versprechen, coûte que coûte, auch halten müsse. Als mein neuer Freund merkte, daß es ihm nicht gelingen würde, mich von meinem Vorhaben abzubringen, rasselte er mit seinem Schlüsselbund und gab einem Engel, der gerade vor dem Tore eine geknickte Feder aus seinem linken Flügel zog, den Befehl, eine vorüberziehende Wolke vor das Himmelstor zu schieben. Ich versprach dem Apostelfürsten, so bald als möglich wieder zurückzukommen, und setzte mich ohne Verzug auf den Rand des luftigen Gefährtes: zwei scharmante kleine Engelchen stießen es mit ihren rosigen Händchen in den dunklen Weltenraum hinaus, es sank wie eine Feder, und in kürzester Zeit schon befand ich mich wieder in Erdnähe.

Ich ließ mich, um meine Verwandten nicht zu erschrecken, ein halbes Stündchen von dem Stammschloß meines Bruders August Ferdinand entfernt auf einer ungemähten Wiese nieder und begann behaglich, als wäre nichts geschehen, auf die wohlbekannten Türme zuzuschlendern, die aus den lichtgrünen Wipfelmassen eines englischen Parks vor mir auftauchten. Ich merkte aber schon beim ersten Schritt, daß ich aus dem Himmel kam; denn meine Jägeraugen, von meinen Ohren gar nicht zu reden, waren plötzlich für tausend Dinge offen, die ich früher nicht bemerkt hatte,

Emil Kreidolf: Gänseblümchentee

Aus der Kreidolf-Mappe (Verlag von Georg D. W. Callwey in München)

und ich verstand mit einmal den Satz, daß wir durch die Augen selig werden sollen, jählings in seiner ganzen Herrlichkeit und Tiefe. In spielend leisem Wehen ging die würzige Luft über den Kornfeldern, deren gilbende Wogen in silbernem Geglänz und Geglitzer fernhin verschwammen. Wenn ein verwehter Lerchenlaut aus den blauen Lüften niederfiel, wurde die sommerlich atmende Stille um mich her nur noch tiefer, und das Gebrumm und Gesumm einer Hummel, die an einer blauen Glockenblume hing und Honig sog, klang wie ein verstiebender Hauch des Getöns, das mir vom Himmel her noch in der Seele lag. So verband eine unsichtbare Woge der Töne diese Sonntagsruhe — denn am weithin wallenden Geläut der Kirchenglocken merkte ich, daß auf Erden Sonntag war — mit der Himmelsstille in und über mir, und ich ging wirklich weltverzückt und weltverloren auf unsrer Erde einher. Auf den frischgeackerten Schollen, deren fettig braune Bruchflächen da und dort zwischen der grünen Woge der Felder aufglänzten, lag noch der letzte Duft des Morgentaues, und das Geraschel einer Feldmaus, das Schwirren eines Vogels, der Taumelflug eines Schmetterlings waren nur Noten in dem wunderbaren Zusammenklang eines einzigen Gefühls, in dem ich einherschritt, so daß ich alle Dinge um mich her wie in einem neuen Stand der Unschuld sah und doch wie in einem seltsamen Traum meinem Ziel entgegenschritt.

Vor dem Schlosse, das wie ausgestorben in dem Sonnenglitzerglanz der Frühe dalag, blieb ich noch einen Augenblick stehen, um meinen irdischen Erinnerungen nachzuhängen; doch das Gefühl der übernommenen Pflicht ließ mich nicht lange dabei verweilen, und so betrat ich ohne weiteres den alten Hof, wo ich an einer altersgrünen Kanone, einem famosen Beutestück, das ich einst meinem Bruder verehrt hatte, vier Pferde angebunden stehen sah. Ich dachte: Alle Wetter, mein Herr Neffe hat Besuch!, und machte mich gleich, nicht ohne eine Regung der Unlust, auf ein paar trinkfeste Landjunker vom bekannten Schlage gefaßt. Da hörte ich aber, wie aus einem Fenster ein perlklares Frauenlachen herabfiel, und, parole d'honneur, ich wäre mit einem Satz durch das Fenster hineingesprengt, um mich auf meine Art zu präsentieren; aber im Himmel wird man, ohne es zu wollen, zahm wie ein Heiliger, und so ging ich denn ganz manierlich die Wendeltreppe hinauf und betrat, da niemand zur Stelle war, um mich zu melden, das Zimmer, wo ich meinen leibhaftigen Neffen, einen hübschen, gutgewachsenen Burschen in der Mitte der Zwanziger, in Gesellschaft von vier Frauenzimmern fand: es waren drei junge Damen von feinem, schlankem Wuchs, in englischem Reitgewand und einen französischen Tressenhut auf dem Köpfchen, nebst einer spindelbürren Gesellschafterin, die auf einem grünseidenen Sofa in der Ecke an einem fast geleerten Spitzglas nippte. Ich ließ meine Augen einen Augenblick auf den Schönen verweilen, während ich mir dachte: Alle Wetter, die drei Hexen da stehen den Himmelsjungfrauen in keiner Weise nach!, und trat dann mit der Hand auf dem Herzen näher. Ich glaubte, mein Eintritt müßte einiges Aufsehen bei der lustigen Gesellschaft erregen; allein — da haben Sie die Jugend! — weder mein holder Neffe noch die drei Schönen zeigten irgendwelche Überraschung, als ich ihnen, nach der ersten Begrüßung, den Zweck meines Besuches erklärte; sie lächelten nur vor sich hin, und ich müßte lügen, wenn ich behaupten wollte, daß mir dieses Lächeln, das ich schon von andern Gesichtern her nur allzu gut kannte, gerade besonders behagt hätte. Ich ließ mich indessen durch dieses durchsichtige Mienenspiel nicht außer Fassung bringen, sondern dachte nur: Lächelt nur, meine lieben Grünschnäbel! Es liegt mir nichts daran, daß ihr etwa meint, ich käme aus einem musikalischen Zirkel, wo sich drei oder vier gichtische Herren an dem ewigen Frühling der Musik erfreuen und vielleicht Gelüst nach einem guten Instrument empfinden! Ich habe was andres auf dem Herzen, und qui vivra verra! Und damit Punktum! Die Damen standen übrigens im Begriff, Abschied zu nehmen, und legten ihre rosigen Fingerspitzen mit jener Anmut, wie ich sie nur an ein paar mitteldeutschen Höfen, in meiner Jugend, kennengelernt hatte, in meine Manneshand. Nur die eine von ihnen — ich erfuhr später, daß sie Irene hieß — drehte sich auf der Schwelle wie zögernd nach uns um, und das Lächeln und der Blick, mit dem sie uns noch einmal grüßte, tauchte mein altes Sünderherz in die Flut eines lange nachwirkenden Glanzes.

Ich folgte übrigens der Gesellschaft in den Hof, wo die vier hübsch aufgezäumten Damen-

gäule ohne Reitknecht an meiner Kanone standen. Die Mädchen schüttelten mir, als ich mich zum Abschiedskuß auf ihre Fingerspitzen niederbeugen wollte, noch einmal die Hand mit solcher Herzlichkeit, daß ich junge Männerhände zu fassen glaubte, und dann ritten sie mit ihrer Gesellschafterin in hellem Galopp davon und ließen mich mit meinem werten Herrn Neffen allein. Das letzte, was ich von ihnen zu hören bekam, war wieder ein perlendes Lachen, und ich mußte mir sagen: A la bonne heure, dieses Glockenspiel lasse ich mir gefallen. So was gibt es denn doch im Himmel nicht!

Wenn ich früher, in meiner Sünden Maienblüte, eine schöne Frau herzhaft lachen oder kichern hörte, pflegte ich mich — Madame me le pardonnera — unwillkürlich umzudrehen, um zu sehen, ob sich der bekannte Hinkefuß nicht in der Nähe zeigte; allein, was man zu tun habe, wenn man das Gelächter dreier fliehender Schönen zu gleicher Zeit zu hören bekommt, das war mir, trotzdem ich aus dem Himmel kam, nicht bekannt. Ich sollte es bald genug erfahren.

Der grüne junge Mann an meiner Seite, der meinem frühverstorbenen Bruder, einer goldenen Mannesseele, gar nicht übel glich und auch unsre Familiennase ziemlich hoch trug, erzählte mir zunächst, daß die drei rüstigen Reiterinnen seine Basen, von seiner seligen Mutter her, seien. Sie wohnten drei Wegstunden entfernt, auf Schloß Ried, und seien eigens herübergeritten, um ihm zu seinem vierundzwanzigsten Geburtstag zu gratulieren. Nun war das schillernde Gevögel auf und davon, und nur drei kleine Sträuße Frauenschuh, die geschwisterlich nebeneinander auf dem Tische lagen, erinnerten noch an den Besuch der Grazien, deren Blick mich an ein französisches Sprichwort erinnerte, in dem das lustigste Volk der Welt behauptet, wenn Feuer im Hause sei, merke man es zuerst am Fenster. Die drei goldgelben Sträuße aber weckten in mir das Bild einer sonnigen Halde, wo ich, in meiner Jugend, meiner Mutter alljährlich einen Strauß dieser seltsamen Blumen zu suchen pflegte, die man in Frankreich sabots de Vénus heißt. Mir wurde bei dem Gedanken an die erloschene Zeit weich ums Herz, und ich nahm einen der Sträuße in die Hand, um den leisen, zarten Duft der hängenden Blüten mit nachdenklicher Kennernase einzuziehen. Da bemerkte ich plötzlich, daß in einem der schühchenartigen Becher ein ganz winziges Papierröllchen steckte. Ich nehme es heraus, ich mache es auf und lese die in kaum sichtbarer Schrift hingekritzelten Worte: Ich hab' dich lieb!

Nun hätten Sie aber meinen teuren Neffen sehen sollen: er wurde mit einmal ganz aufgeregt und griff hastig nach dem Fetzchen, um zu sehen, ob diese verflixten Worte auch wirklich und wahrhaftig dastünden; auf meine Frage aber, wer das geschrieben haben könne, blieb er sofort stumm wie ein richtiger Ochs vorm Berge stehen. Mir aber standen die paar Menschenmöglichkeiten, die da im Spiel sein konnten, sofort vor der Seele: entweder hatten sich die drei Mädchen gemeinsam einen Scherz mit dem guten Jungen erlaubt; oder eine einzige hatte es, ohne Mitwissen der zwei andern, getan, und das wollte besagen, daß da, ganz im stillen, eine wirkliche Neigung in einem Herzen erblüht war, und der Glückliche, dem sie galt, nicht die leiseste Ahnung davon besaß. Dann aber erhob sich sofort die Frage: Wer war die Holde, die sich nicht gescheut hatte, ihr neckisches Geheimnis einem solchen Blumenbecher, und damit dem lieben Zufall, anzuvertrauen?

Meine Herrschaften, die kundigen Thebaner, denen die bekannte Sphinx ihre Rätsel vorlegte, befanden sich in einer weit bequemeren Lage als wir zwei Münchhausen: sie hatten es nur mit einem einzigen Ungeheuer zu tun, während wir drei davon, und noch dazu von den allerreizendsten, vor uns sahen; denn ich habe, Madame darf es mir glauben, ein scharfes Auge für schöne, tüchtige Frauenzimmer, und so ahnte ich sofort, daß uns dieser duftende Frauenschuh mit seiner Liebesbotschaft eine harte Nuß zu knacken gebe. Ich hatte natürlich, wie Sie sich wohl denken können, die Sache meines Neffen sofort zu meiner eignen gemacht und beschlossen, meine Rückkehr in den Himmel um ein Endchen Zeit hinauszuschieben und, wenn möglich, ein Glück zu stiften, von dem man sagen sollte, daß es die Verpflanzung eines sicheren Stückchens Himmel auf die Erde bedeutete; denn die Ehe soll, meiner bescheidenen Junggesellenmeinung nach, nichts andres sein als ein verschlossener Liebesgarten, wo zwei Menschen in Sehnen und Sorgen der himmlischen Verklärung entgegenblühen und -reifen.«

Madame Marie-Anne führte ihr Spitzentüchlein an die Augen, und der Graf von

Salern ließ ein kurzes Schnalzen mit der Zunge hören. Der Erzähler ließ sich indessen nicht aufhalten: »Ich fragte also meinen Windhund — alle Neffen gehören, wie der Herr Graf mir bestätigen wird, mehr oder minder dieser Gattung an —, ob er nicht einer der drei Demoisellen besondere Aufmerksamkeit erwiesen oder gar, nach der Art aller jungen Leute, regelrecht die Cour geschnitten habe. Er verneinte dies aber mit aller Entschiedenheit, und diese unbegreifliche Gleichgültigkeit vor solcher Anmut, deren Lachen mir noch wie ein Hall aus dem Himmel in der Seele nachtönte, machte die Frage nach der Schreiberin des zarten Geständnisses noch heikler und schwieriger; denn eine plumpe Aufmerksamkeit oder irgendeine ungeschickte Anspielung konnte an die Unrechte geraten, in einem unbeschriebenen Frauenherzen ein kleines Flackerfeuerlein entzünden und den ganzen bösen Fall bis ins Unendliche verschlimmern. Und was dann?«

Hier unterbrach ein helles, feines Gelächter den Erzähler; die kleine Madame Chebeville lachte, daß ihr die Tränen kamen, und sagte dann: »Ich bitte den Herrn Baron um Verzeihung; aber man sieht, daß Sie ein Mann sind. Eine Frau hätte das Geheimnis an einem Blick der Demoiselles erraten. Wenn Sie noch immer im Dunkeln tappen, bin ich gern bereit, den Herren auf die Spur zu helfen.«

Der Freiherr von Münchhausen nahm wieder einen Schluck, ehe er antwortete: »Madame ist zu liebenswürdig; aber auf Liebespfaden lassen wir Männer uns nicht immer gern leiten. Ich bin von Haus aus etwas eigensinnig, und die Herren werden wohl verstehen, warum ich meine Spur still für mich verfolgte.«

»Haben Sie nie für ein paar Flammen zugleich geglüht, Herr Baron?« fragte zwinkernd der Graf von Salern. »Ich kannte ein paar Hofdamen unsers seligen Fürsten —«

»Sie erzählen uns diese Geschichte später, Herr Graf,« unterbrach ihn die Meisterin Chebeville, indem sie ihrem Gatten, der nach ein paar Gassenbuben am Gittertor guckte, einen kleinen Stoß versetzte.

Der Freiherr aber fuhr fort: »Es heißt: La nuit porte conseil. Ich beschlief mir also den Fall und ließ mir am nächsten Morgen in aller Seelenruhe das englische Horn zeigen, das doch eigentlich Schuld daran trug, daß ich aus dem Himmel in dieses Irrgärtlein irdischer Liebe oder eines galanten Spaßes geraten war. Das prächtige Instrument hing verstaubt und unter Spinnweben in der Waffenkammer meines seligen Bruders, und als ich es in die Hand nahm, überschlug die Erinnerung an ein paar herrliche Ritte zwischen Tau und Tag durch maiengrünen Buchenwald wie eine warme Woge mein altes Jägerherz. Dann stahl sich der Nachglanz des Lächelns, das mich am Tage vorher von einer Schwelle aus gegrüßt hatte, wie ein verträumter Sonnenstrahl dazwischen, und ich beschloß, das glänzende Horn einstweilen nur in Verwahrung zu nehmen und den Verlauf der Dinge gelassen wie ein alter König abzuwarten. Auch während des Mittagessens, bei dem mein Herr Neffe, zu meiner Freude, einen echt Münchhäuser Appetit entwickelte, wollte mir die kribblige Sache nicht aus dem Kopfe gehen; allein, wie ich sie mir auch zurechtlegte, ich kam und kam zu keiner Klarheit. Ich beschloß, einen Gang durch die Gärten und das Schloß zu machen; aber ich wurde dabei nicht weiser, sondern nur nachdenklicher gestimmt. Mein Neffe tat auch nicht das geringste, um mir auf eine glückliche Jägerspur zu helfen: er ging zwar auf alle meine Fragen mit einer geradezu himmlischen Gelassenheit ein, etwa wie ein glücklicher Infant, dessen altes Königreich keine Geschichte hat; aber dies machte mich nicht gescheiter. Ich tat übrigens bei diesem Gang meine Augen tüchtig auf, und was ich sah, ließ kein rechtes Behagen in mir aufkommen: mein teurer Neveu schien mir, nach allem, was ich da sah, kein besonderer Landwirt zu sein. Die Pferde, die einst ich aus dem türkischen Feldzuge heimgebracht hatte, waren, beim Barte Mohammeds, aus einem andern Geblüt gewesen als die Gäule, die in dem muffigen Stall beisammenstanden, und als wir in die Scheuern traten, kam uns ein rothaariges, schielendes Individuum, der Herr Intendant, entgegen, dessen Kratzfuß mir nun schon gar nicht gefallen wollte. Ich dachte mir, den würde ich, als mein eigner Schloßherr, keinen Tag in meinem Hause dulden; denn ein Junker muß auf präsentable Leute sehen und sie halten, selbst wenn er weiß, daß sie ihn, wie's der Welt Lauf ist, bestehlen. Ich selbst bin mit dem größten Spitzbuben von Intendanten, meinem Mosjö Knoblauch, vortrefflich ausgekommen, weil der Kerl fühlte, daß

ich mit der Kanaille umzugehen weiß. Und zum Wesen der Vornehmheit gehört es nun einmal, daß arm und reich sie auszubeuten sucht. Der Verwalter meines Neffen, ein rothaariger Gauner, der meinem Intendanten so ähnlich sah wie ein Affe dem Apoll, mißfiel mir auf den ersten Blick ganz gründlich, und als ich dann den Schloßgarten betrat und sah, daß da das wüsteste Unkraut an allen Ecken und Enden durcheinander wucherte, dachte ich mir: So darf das hier nicht weitergehen! Dem Windhund fehlt eine Frau, und zwar eine, die nicht ohne Blumen leben kann!

Während meines Rundganges gelangte ich indessen zu einem festen Entschluß: ich nahm mir vor, gleich am Nachmittag nach Schloß Ried zu den Damen hinüberzureiten, und da ich noch von meiner russischen Reise her wußte, wie man mit dem Geschlecht umgehen muß, gedachte ich den drei Holden ohne Säumen auf die entzückenden Knusperzähnchen zu fühlen und mir, auf alle Fälle, keinen blauen Dunst vormachen zu lassen. Meinem Herrn Neffen, dem die Geschichte, wie ich wohl bemerkte, doch nachging, trug ich auf, mich am Abend abzuholen, und wenn mein Plan gelang, konnte er sofort eine entzückende Braut in Empfang nehmen, auf deren Eintritt in das Schloß ich mich schon in dem Gedanken freute, daß ich selbst diesen irdischen Spielereien im Grunde doch enthoben war und gleichsam als halber Heiliger über diesem blumigen Handel schwebte.

Als ich gegen Abend durch das sommerliche Gefilde dahinritt, stellte ich mir lebhaft vor, wie ein kleines Liebesflämmchen auch andre wünschenswerte Tugenden in dem Herzen des zufriedenen Jünglings Clemens entzünden müßte: denn der gutgenährte, saubere Hansdampf wußte offenbar noch nicht, was das heilige Feuer heißt und warum man es, bon gré mal gré, im Leibe haben muß, wenn man es zu etwas bringen will, und wäre es nur zu einem Glück, wie es in den Weiberchen so gern an knisternden Kaminen träumt. Dann aber nahm der unsägliche Friede über dem sommerlich atmenden Lande all meine Sinne gefangen, und leise wie ein Dieb stahl sich der Gedanke in mein Herz, daß der Himmel eigentlich doch nichts weiter als die ewige Verklärung der Erde sei. Mir selbst war mein einstiges Erdenleben mitsamt den unbegreiflichsten Erlebnissen zu Wasser und zu Land schon halb und halb zum Traum geworden, und die Menschen, die damals wohl in der ganzen Glut und Flut des Lebens neben mir einherschritten, erschienen mir wie teure dünne Schatten und ihre Wirklichkeit nicht größer als der Wirbel der zahllosen Lerchen, deren silbernes Getriller wie ein überirdischer Hauch in der abendlichen Stille verging.

Auf Schloß Ried wurde ich von den drei Grazien wie ein seltener Gast empfangen und in das Zimmer geleitet, wo sich die Mädchen tagsüber aufhielten. Die Frau Mama hatte ihre Vapeurs und ließ sagen, daß sie sich ein andermal zeigen werde. Dafür überhäuften mich die Töchter mit solch ausgesuchten Liebenswürdigkeiten, daß ich einen Augenblick meinen konnte, mir, nicht meinem Taps von Neffen, gelte die heimliche Liebeserklärung in dem Frauenschuh. Die drei Grazien hatten, wie ich sofort merkte, von meinen sämtlichen Reisen zu Wasser und zu Lande gehört, und ich konnte ihnen gar nicht genugtun im Erzählen: immer wieder mußte ich meine bekannten Abenteuer zum besten geben, und immer wieder fand ich Gelegenheit, die Feinheit ihres Urteils zu bewundern. Dabei saßen die Damen wie geputzte Prinzessinnen in ihren Kleidern aus gestreiftem Seidenstoff da, und wenn ich auf meinen Fahrten in eine besonders gefährliche Lage kam, fuhren entzückende Füßchen vor und fuhren hin und her, als wollten sie sagen: Das ist ja unerhört! Das ist ja ganz unmöglich! Ich gehöre jedoch nicht zu den zahlreichen Reisenden, die mehr behaupten, als, genau genommen, wahr sein kann und wahr sein darf, und die drei Schönen zeigten sich denn auch sehr dankbar dafür, daß ich ihnen alles mundgerecht machte und nichts verschwieg. Nur einmal hätten mich die zappelnden Füßchen fast außer Fassung gebracht: dies war der Augenblick, da ich ihnen meine Gefangenschaft bei Seiner Herrlichkeit dem Sultan Mahmud I. schilderte. Das eine Füßchen erinnerte mich nämlich lebhaft an den goldenen Pantoffel meiner Gönnerin, der Prinzessin Nadje, und fast wäre ich in Versuchung geraten, aus meiner türkischen Liebesschule zu plaudern. Schon lag mir das erste Wort auf der Lippe, als Irene auf mich zugelaufen kam und lachend sagte: ‚Der oberste Knopf an Ihrem Reitrock sitzt nicht fest!' Und schon hatte sie den Knopf abgedreht, und schon begannen ihre geschickten

Finger den goldenen Faden, mit dem er umsponnen war, abzuwickeln. Und dazu rief sie: ‚Das Gold ist echt. Ottilie wird Ihnen ein Souvenir daraus sticken: einen Paradiesvogel mit einem ellenlangen Schwanz über einem himmelblauen Meer. Oder belieben der Herr Baron ein andres Tier auf purer Seide? Einen Gockel? Oder einen Pfau mit einem Rad?' Dabei blinzelte sie mich mit ihren frommen Augen schelmisch an, und dieses Spiel gab mir zu denken, insofern es mich wieder an die ungeschriebenen Pflichten eines Kavaliers und an unser Blumengeheimnis erinnerte.

Wenn es mir wenigstens gelungen wäre, den jungen Demoisellen der Reihe nach unter vier Augen auf den Zahn zu fühlen! Aber die drei Grazien wichen einander nicht von der Seite und glichen auch hierin ihren antiken Schwestern, von denen, wie ich zu bemerken bitte, die heidnische Mythologie wohl nur deshalb kein einziges galantes Stückchen von olympischer Färbung zu berichten weiß, weil die himmlischen Luderchen immer wie drei Rosen auf einem Zweig aneinanderhingen. Die Frauenzimmer wissen sehr wohl, welchen Schutz ein solcher lebendiger Ring gewährt und wie leicht seine Glieder dahin und dorthin auseinanderrollen, wenn sich erst einmal das erste aus dem Gefüge löst. Unter solchen Gedanken geriet ich allmählich und fast ohne es zu wollen in jenen Zustand gesättigter innerer Heiterkeit, den nur wir älteren Leute kennen: mir war es, als säße ich noch als verliebter Page zu Füßen der göttlichen Prinzessin Dorothea von Sachsen-Gotha, und der leise Ambraduft der Erinnerung weckte ein erloschenes Gezwitscher und Gelächter nach dem andern in meiner Seele wieder auf.

Allein diese drei Mädchen, von denen der reinste Glanz unberührter Jugend ausging, stammten aus einer andern Zeit: sie waren freier, schöner, gesunder, klarer in Wuchs und Wesen; und wenn ich daran dachte, daß die Vervollkommnung der Weiber so fortschreiten könnte, überschlich mich, wahrhaftiger Gott, eine Höllenangst für unsre ungeborenen Neffen und Urenkel. Nur einmal kam etwas wie ein gelinder Seelenaufruhr in die drei lauschenden Herzchen, als ich die Geschichte meines Gewaltrittes Anno 1757 nach Gotha, an der Seite meines unvergeßlichen Freundes, des Generals Seydlitz, erzählte. Die Herrschaften gestatten, daß ich sie kurz wiederhole.

Wir wußten, daß der Marschall Prinz Soubise, der Gotha mit 8000 Mann okkupiert hatte, sich da schon als ausbündiger Sieger gebärdete, und brachen mit zwei Regimentern los, um den Herren Franzosen die Suppe zu versalzen: ein Sturm auf schäumenden Gäulen, den Pallasch in der behandschuhten Hand, den Tressenhut tief in den Nacken gedrückt, so preschten wir, ventre à terre, in die Stadt, wo wir aber keinen feindlichen Husaren mehr fanden: die Kerle hatten Wind bekommen und waren ausgerissen. Madame weiß, daß wir Offiziere uns damals auf dem herzoglichen Schlosse zu einem famosen Festmahl setzen konnten, das nicht für uns gekocht war; aber daß ich um dieses Mahl und zu einer unvergeßlichen Erinnerung kam, wissen nur meine vertrautesten Freunde, und dies ging so zu. Als wir Offiziers lachend abgesessen waren und die Schloßtreppe hinaufstürmten, um den gedeckten Tisch zu okkupieren, warf sich uns ein jammernder Schwarm von geschminkten Türken und Türkinnen in Turbanen und seidenen Gewändern und Reifröcken entgegen: es war die Schauspielgesellschaft Favart, die den welschen Gästen nach dem Souper des Herrn von Voltaire tränenselige ‚Zaïre' vorspielen sollte. Die Damen und Herren dieser Komödiantentruppe benahmen sich, wie ich nicht verschweigen darf, nicht gerade heldenhaft. Mir machte besonders eine junge schwarzäugige Türkin zu schaffen, die sich wie verzweifelt an meinen Arm klammerte und heulte und wie eine Heroine schrie: ‚Mon Dieu! Mon Dieu, qu'allons nous devenir! Je me meurs! Je suis morte! Mais mon amant nous vengera tous!' Dieser rachebürstige Geliebte war aber niemand anders als der Prinz de Soubise, und zum sichtbaren Zeichen dessen trug die ‚belle éplorée' einen Hut, wie ich ihn noch nie zu Gesicht bekommen hatte, auf ihrem Köpfchen: auf dem mehrstöckigen Bauwerk stand, oben in der Mitte, das Konterfei des Marschalls als kleines, wohlausstaffiertes Püppchen mit Hut und Degen, und rechts und links von dem Marssohn saßen zwei winzige Ammen und gaben sich mit ungezügeltem Eifer der Stillung zweier Ebenbilder des galanten Paschas hin. Ich nahm im Anblick dieser ersprießlichen Tätigkeit, die auf Zwillinge schließen ließ, mein Französisch zusammen und sagte: ‚Je vous fais mon compliment, Madame. Votre chapeau est une

merveille qui me prouve que l'amour n'a pas hésité entre le myrte et le laurier. Ne craignez rien' und so weiter und so weiter. Die Schöne hörte auch, als sie mein teutonisches Geraspel vernahm, sofort zu flennen auf, und ich versprach ihr auf eigne Faust, sie sofort ohne Schaden an Leib und Seele dem galanten Prinzen und Vater nachsenden zu lassen. Ich gab meinem Leibhusaren Pfiff den Befehl, einen Wagen für das Komödiantenvolk zu beschaffen, und es gelang mir auch, die heulende Untröstliche endlich vollends zur Vernunft zu bringen. Ja, als sie merkte, daß sie es mit einem ‚galant homme' zu tun hatte, machte sie plötzlich ganz kuriose Augen und schien nicht übel Lust zu haben, noch allerlei andre tröstliche Dinge von mir zu hören und zu erfahren. Allein, so gern ich es im allgemeinen sehe, wenn eine schelmische Hand Rosen und Lorbeer zu einer Krone bindet, so schien mir doch der Augenblick nicht geeignet, gewisse sentiments zu pflegen. Ich übergab die schöne Theatertürkin einer alten verrunzelten Zofe, deren echt französischer Schnurrbart mir das heiligste Vertrauen einflößte, daß sie die Jonction mit dem galanten Marschall auch richtig vollbringen würde, und betrat als letzter den Festsaal, wo ich alle Plätze schon besetzt fand und der gallische Festwein in vollen Kelchen perlte.

‚Da haben wir ihn ja! Unser Baron wird unser Siegesbote sein und Seiner Majestät unsern Coup melden,' rief mir ce cher Seydlitz entgegen, als er mich erblickte. Da fuhren die überschäumenden Champagnerkelche in die Höhe; ‚Vivat Fridericus Rex!' schrie ich dazwischen, riß einem rotröckigen Lakaien das Glas aus der Hand, leerte es bis auf die Neige und schmetterte es an die Wand und stürmte hinaus zu meinem Gaul, dem der Schweiß noch in schweren Flocken am Leibe hing. Ich habe es noch in keiner Weltgeschichte verzeichnet gefunden, daß ich es war, der damals dem großen Friedrich den lustigen Überfall auf Gotha melden durfte; aber mich tröstet das Bewußtsein, daß mich der große König von diesem Tage an mit ausgesuchter Hochachtung behandelte und mich stets zur Tafel zog, wenn ich, nach dem langen Kriege, in Potsdam vorsprach, um dem gekrönten Philosophen meine Aufwartung zu machen.

Doch, pour revenir à nos moutons, ich genoß den Abend mit meinen drei Schönen wie ein eigens für mich bereitetes Fest, und, ma foi, nicht ein einziges Mal überschlich mich der mahnende Gedanke an den Himmel, wo sie auf mein Horn warteten. Daß ich dessen Ablieferung vergessen konnte, werden mir die Damen, falls sie von meinen Abenteuern hören, verzeihen, besonders wenn ich ihnen gestehe, daß ich ihnen selbst sehr viel verziehen habe.

Aurora, die älteste der drei verschlagenen Sphinxe, besaß den schönsten runden Arm, den ich je gesehen hatte: ich merkte das, als Irene sie bat, mir doch auf dem Spinett ein altniederländisches Stückchen vorzuspielen. Die Schöne schien an dieser Aufforderung keinen sonderlichen Gefallen zu finden; sie bemerkte, sie sei etwas außer Übung geraten, ließ sich aber, auf meine Bitten hin, doch bewegen, vor dem Instrument Platz zu nehmen. Ich muß gestehen, daß ich früher auch der Meinung eines allzu bekannten Königs gewesen war, die Musik, sofern sie Frauen treiben, sei der Lärm, der am teuersten zu stehen komme; aber hier sang eine ruhige Meisterschaft aus dem seelenvollen alten Instrument, und nur der etwas mürrische Ernst des ruhigen, schönen Gesichts verriet, daß die Spielende nicht mit ganzer Seele bei ihrer Sache war.

Irene, die zweite Hexe, war beim Beginn des Spiels hinausgegangen, und ich erfuhr erst beim Abendessen, daß sie in der Küche gewirtschaftet hatte, um einige meiner Leibgerichte, darunter türkischen Pilaw, mit eignen Händen zu bereiten. Das Essen schmeckte denn auch vortrefflich, und ein angenehm duftendes Rheinweinchen leichterer Art, so was wie ein halber Frauenwein, bewies mir, daß die drei Donnersgrazien eine meiner liebenswürdigen Schwächen erraten hatten. En somme, ich hatte eine zweite Künstlerschaft zu verehren, die mich an die Zeit erinnerte, da die löbliche Kochkunst noch als ausgemachte Hofkunst galt und der berühmte Koch Vatel, de la meilleur noblesse de cuisine, Selbstmord mit dem Degen beging, weil ihm eine sauce béarnaise mißlungen war. Als wir dann später in der warmen Dämmerung auf der Terrasse vor dem Schlosse beieinandersaßen und plauderten, setzte sich Ottilie, die dritte der Schwestern, die nur selten ein Wort einfließen ließ, aber das bezauberndste Lächeln und den reizendsten herzförmigen Mund besaß, abseits an einen Rahmen und

stickte beim Schein einer Lampe Blumen und Vögel in eine weißseidene Decke: es sollte, wie sie sagte, ein Geschenk für eine Freundin geben, die demnächst Hochzeit zu machen gedenke. Das Wort Hochzeit erinnerte mich wieder an den heimlichen Zweck meines Besuches, und angefeuert von dem delikaten Weinchen, gedachte ich, als alter Frauenkenner, einen Meisterzug zu tun, durch den ich nun endlich die Holde, die ihre Liebe zu Clemens der Blüte eines Frauenschuhs anvertraut hatte, wie ein Reh aus seinem Versteck aufzuscheuchen hoffte.

So warf ich denn, ganz nachlässig, die Bemerkung hin, daß wohl auch auf Schloß Münchhausen bald eine junge Herrin einziehen werde. Ich faßte dabei meine drei Schönen scharf ins Auge, um zu ersehen, ob nicht ein jähes Erblassen die Liebende verraten würde; doch kein Zucken der gesenkten Wimpern verriet, daß in einem der drei Mädchenherzen irgend etwas Ängstliches vorging. Ich überlegte nun hin und her, wie ich es anfangen sollte, um da einen kleinen verräterischen Aufruhr hervorzurufen; aber mein Ingrimm ließ mich, das erstemal in meinem Leben, vollständig im Stich, und ich begann zu ahnen, daß ich da, auf alle Fälle, in einem sehr unsicheren Abenteuer festsaß, aus dem ich mich nicht an meinem Zopf, sondern höchstens mit meinem Kopf herausziehen konnte.

Die drei Wettergrazien zeigten auch sonst nicht das mindeste Interesse, zu erfahren, wer die neue Herrin auf Münchhausen sein könne, und so war ich mit meinem ausgeklügelten Liebeslatein auch gleich zu Ende. Auch die Dazwischenkunft meines Neffen, der ziemlich spät auf seinem Fuchsen angeritten kam und in eigentümlicher Befangenheit vor die drei Demoisellen hintrat, brachte mir kein Licht in das amouröse Dunkel. Ich sah, wie die Blicke des jungen Herrn verstohlen von einer Schönen zur andern wanderten, während seine Hand mit einem Ring, einer goldenen Schlange, spielte, den er am kleinen Finger der linken Hand trug. Ich kannte dieses kostbare und ängstlich gehütete Erbstück wohl; es galt und gilt heute noch als der Talisman der Familie und soll eigentlich an keiner Männerhand, sondern an der Hand der Frau glänzen, in deren Herz das Schicksal unsers Hauses ruht. Nur wenn dieses Schicksal ganz auf Männeraugen steht, pflegt ihn der Majoratsherr so lange zu tragen, bis er in die Lage kommt, ihn am Tage seiner Verlobung der glücklichen Braut an den Finger zu streifen.

Die drei scharmantesten aller Duckmäuserinnen, in deren Mitte ich selbst wie ein gezähmter Pascha mit drei Roßschweifen dasaß, behandelten meinen jungen Windhund mit ganz ausgesuchter Liebenswürdigkeit, gerade wie wenn sie alle drei unsterblich in ihn verliebt wären, es aber doch nicht merken lassen wollten. Das war mir aber denn doch entschieden zuviel, denn ich kann aus meiner eignen Erfahrung bestätigen, daß ein embarras de richesse in der Liebe nur sehr, sehr selten eine ergötzliche oder wünschenswerte Sache ist. Wenn das Gespräch die Menschen und Dinge der Umgebung streifte, bekam ich Gelegenheit, die kluge, feine Sinnesart der Mädchen zu bewundern. Manchmal warfen sie auch, wenn es sich um irgendeinen Nachbarn oder Narren handelte, ein scharfes oder bissiges Wort ins Gespräch, und das gefiel mir im Grunde meines Herzens auch nicht schlecht; denn Frauenzungen müssen, von Rechts wegen, spitz geschliffen sein. Nur Irene, die zweite Grazie, verhielt sich still und stand auch nach einer Weile auf, um, wie sie sagte, Haushaltungssachen mit der Köchin zu bereden. Sie ging, still vor sich hin lächelnd, mit langsamen Schritten hinaus und ließ sich erst wieder sehen, als der schlitzäugige Verwalter unsre beiden Gäule vorführte. —

Ich sprach kein Wort, als wir Münchhäuser durch die mondlose Sommernacht heimwärts ritten, sondern ließ das Gehörte und Geschaute in mir nachwirken; aber im stillen hatte ich mir schon jetzt vorgenommen, erst dann wieder an das diamantene Himmelstor zu pochen, wenn das Mysterium des Frauenschuhs in einem Münchhäuser Hochzeitsgeläute heller Tag geworden war: mochte der Bengel von Engel in dem der Himmelsmutter gewidmeten Quintett des Herrn von Mozart noch so falsch spielen, ich hatte für den Augenblick Wichtigeres zu tun, als für die fleckenlose Güte himmlischer Kammermusik Sorge zu tragen. Wenn ich mir aber im einzelnen vorzustellen suchte, wie ich von heut auf morgen Licht in dieses reizende Herzensgeheimnis bringen wollte, ließ mich meine Phantasie, von der ich, wie Sie mir zugeben werden, in schwierigen Lagen das Außerordentlichste verlangen durfte, gänzlich im Stich. Ich suchte in allen Winkeln meines vortrefflichen Gedächtnisses nach den Mari-

men und Grundsätzen, denen ich zur Zeit, da ich selber noch auf den ausgetretenen Schleichwegen der Liebe ging, manches Glück und manche Enttäuschung verdankte; aber hier schien mir meine ganze Weisheit übel am Platze zu sein: denn diese Gelassenheit selbstsicherster Schönheit fürchtete offenbar gar nichts von einem Angriff, sondern blickte mit unbeirrbar lachenden Augen in die Welt, wie ein offener Garten, dessen Rosen und Lilien vor aller Augen dastehen und blühen. —

Zuletzt blieb mir in Gedanken kein andrer Ausweg übrig, als das Dreieck der Grazien möglichst rasch mit Jägerschlauheit zu sprengen und die lachenden Feindinnen einzeln aufs Korn zu nehmen; denn daß sich die drei Damen einen gemeinsamen Scherz geleistet hatten, schien mir jetzt ganz und gar nicht zu ihrer selbständigen feinen Art zu passen.

Mit diesen Gedanken ging ich zu Bette, konnte aber, in webenden Gedanken, lange nicht einschlafen. Als ich am nächsten Tage etwas spät, wie es sonst nicht meine Art ist, zum Frühstück kam, sah ich, wie ein hübsches schwarzhaariges Mädchen mit verweinten Augen im Hofe in ein Chaischen stieg: es war das Stubenjüngferchen, eine karfunkeläugige, appetitliche Französin, der Clemens am frühen Morgen den Laufpaß gegeben hatte. Große Ursachen, kleine Wirkungen, dachte ich mir, während ich mit dem Windhund beim englischen Frühstück saß und ihn über seine Jagdgrundsätze ausholte. Na, ich will mich nicht loben; aber ich hätte niemals einen meiner weltberühmten Kernschüsse getan, wenn ich mit solchen Maximen nach dem unheiligen Rußland gegangen wäre. Dann ließ ich meinen Braunen satteln und ritt in die Stadt, wo ich bei einem Marchand de musique einen Pack alter Tanzweisen, Rigodons, Menuette, Gaillarden und so weiter für die schöne Aurora zusammenkaufte. Aus einigen Anzeichen glaubte ich entnehmen zu können, daß sie sehr wohl fähig war, ein solches Bekenntnis in den Blumenkelch zu stecken; sie schien mir die entschlossenste der drei Schwestern zu sein, und auch ihr wundervolles Spiel, das sie so widerwillig übte, lag mir seither wie eine himmlische Verlockung oder Verheißung im Ohr. Ich verfehlte auch nicht, meinem Neffen die Nase auf diese erfreulichen Tatsachen zu stoßen, als ich ihm das Paket mit meinen schönsten Grüßen übergab, damit er es eigenhändig nach Ried hinüberbringe.

Der Edle blieb lange aus; er kam erst zum Abendessen heim und verhielt sich auffallend schweigsam. Da ich jedoch ganz andern Herren schon die Würmer aus der Nase gezogen habe, bekam ich bald heraus, daß er nun selber glaubte, Aurora habe das verflixte Zetelchen in den Frauenschuh geschoben. Das war nun Wasser auf meine Mühle, und ich strich die Vortrefflichkeit der jungen Schönen auf eine Art heraus, wie sie nur einem Ahnherrn erlaubt ist, der sich eigens aus dem Himmel herbemüht hat, um eine vertrackte Geschichte einzurenken. Der etwas indolente Bursche fing auch beim Essen zusehends mehr und mehr Feuer, und schon sah ich ihn im Geiste hoch zu Roß als glücklichen Bräutigam aus Ried heimkehren.

Am nächsten Morgen war er gerade im Begriff, zu Pferd zu steigen, als die zweite Schöne, Irene, durch das Tor dahergeritten kam, und zwar, zu meinem Erstaunen, mutterseelenallein. Sie saß, wie ich gestehen muß, wie eine leibhaftige Fürstin oder Fee zu Pferd; der frische Wind hatte ihre fein gerundeten Wangen gerötet und in ihren Augen, deren Bläue manchmal schwarz anmutete, ein Licht angezündet, das ihr ganzes schönes klares Gesicht verklärte. Sie war, wie sie sofort erklärte, nur gekommen, um bei Clemens die Zeichnung einer berühmten Gartenanlage in dem Werke eines französischen Gartenarchitekten einzusehen. Der Gute machte sich sofort daran, ihr das Werk aus der Bibliothek zu holen; er breitete die Stiche und Pläne sorgsam auf einem Tische aus und wurde, während er den Grundriß der Anlage erklärte, auf seine Art ganz lebendig. Irene war, wie ich bemerken konnte, mit ganzer Seele bei der Sache und hob nur von Zeit zu Zeit die klaren Augen, um ihn mit einem vollen Blicke anzusehen. Das ganze Wesen dieses Mädchens atmete eine wunderbare Ruhe, bei der es einem ganz wohl ums Herz wurde, weil man fühlte, daß sie nicht der Kälte eines gewöhnlichen Herzens entsprang, sondern voll des quellendsten, reinsten, herrlichsten Lebens war. Als sie alles wußte, was sie zu wissen wünschte, ließ sie sich von Clemens in den Sattel heben und erlaubte ihm, sie zu Pferd ein Stück Wegs zu begleiten. Nun aber denken Sie sich: als der Bursche zurückkam, gestand er mir, ganz kleinlaut, er glaube nun, daß er nicht Aurora, sondern Irene liebe, weil er annehme, daß sie das reizende Ge-

Aufn. Hermann Boll, Berlin

Fritz Rhein:
Bildnis von Max von Schillings, dem Direktor des Berliner Opernhauses

ständnis in den Frauenschuh gelegt habe. Das ging mir aber denn doch über die Hutschnur, und ich suchte ihm, aus lauter Ärger, klarzumachen, daß es nur Ottilie, die dritte der Schwestern, sein könne, die ihr Herzchen an ihn verloren habe; denn sie hantiere den ganzen Tag mit Blumen und goldenen Fäden, mit denen man noch ganz andre Lümmel als ihn einfangen könne. Der Taps hörte mich mit einer Ruhe an, von der ich immer noch nicht wußte, ob sie die Blasiertheit eines petit-maitre oder die Gelassenheit eines schönen Gemüts sub rosa war, und gestand mir zuletzt ganz ehrlich, daß ihm auch Ottilie sehr gut gefalle: sie sei die Sanfteste und, wenn sie lächle, die Schönste von den Dreien. Das war mir denn aber doch zu stark! Ich bin, trotzdem ich das Schwabenalter hinter mir habe, manchmal sehr hitzig und fuhr nun auf: ‚Wir sind nicht in der Türkei, mein Bester, und ich kann dir mit bestem Gewissen sagen, daß es nicht wenig Türken gibt, die zu Tod froh wären, wenn sie in der Christenheit lebten, wo die Vielweiberei zwar nur mehr in mehr oder minder gemilderten Formen besteht, aber doch auch ihre Opfer fordert. Oder glaubst du, daß alle drei Damen einen Narren an dir gefressen haben?‘

Doch der muffige Windhund gab mir gar keine Antwort, sondern begnügte sich, mit jener Miene verstockter Selbstverständlichkeit und Selbstzufriedenheit vor sich hinzulächeln, die mich, so alt ich auch bin, aus aller contenance bringen kann. Ich fragte ihn weiter, ob er am Ende gar jeder einzelnen der drei Flammen etwas von seiner angeblichen Neigung gezeigt habe, und als er dies mürrisch bejahte, fuhr ich los: ‚So! Da haben wir die Bescherung! Da sitzen nun alle drei mit unserm Liebeskarren im Dreck, und an mir ist's, zuzusehen, wie wir ihn auf trockenes Land oder in einen Liebesgarten à l'allemande hineinbringen!‘ Ich bin nicht sicher, ob ich nicht bei dieser Auseinandersetzung wie ein Pandurenoberst geflucht habe; aber eins war mir unabweislich klar: daß Clemens seine Sache verpatzt hatte und nicht der Mann war, den verfilzten Liebesknäuel selbst zu entwirren. Es war seltsam: dieser gesunde Junge mit seinen herrlichen scharfen Augen, denen kein Wild im Dickicht, kein Lerchennest im Korn, kein Habicht im Kreisen entging, war blind, wenn es sich darum handelte, in den Zügen oder Mundwinkeln der Menschen zu lesen. Daß er vollends imstande gewesen wäre, das heimliche Wetterleuchten des Lustspiels, das da in einem schalkhaften Frauenherzen lachte, auf einem Gesicht wahrzunehmen oder zu deuten, durfte ich gar nicht hoffen: war ich doch mit meinem Latein auch nicht weit gekommen!

Da beschloß ich, faute de mieux, meine Erfahrungsgrundsätze in Liebessachen an den Tölpel preiszugeben —«

»Oh, Herr Baron, da verzeihen Sie, daß ich mich verziehe. Das ist nichts für meine Ohren,« lachte die Schloßfrau Marie-Anne Chedeville, indem sie ihr Spitzentüchlein zweien Mädchen mit Riegelhauben entgegenschwenkte, die schüchtern auf der Gartentreppe standen. »Dort steht Besuch, dem ich gern ein Täßchen Schokolade anbieten möchte: die Töchter unsers Bäckers. Die mignonnes kommen wie gerufen; denn wenn Männer ihre Erfahrungen austauschen, kommen wir armen Frauen immer schlecht weg.« Und sie lief, leicht wie ein junges Mädchen, auf die beiden Gäste zu und nahm sie mütterlich beim Arm, um sie in das Schlößchen zu führen.

Der Freiherr von Münchhausen sah ihr lächelnd nach und wandte sich, indem er sein Glas erhob, an den Meister André: »Sie gestatten, daß ich auf das lachende Glück dieses Hauses trinke. Doch Madame hätte wahrhaftig gar nicht nötig gehabt, sich in die Arme zweier Kinder zu flüchten; denn als ich im Begriffe stand, mein Herz vor meinem Neffen auszuschütten, merkte ich zweierlei: erstens, daß ich auf dem schönsten Wege war, einen unschönen Verrat an meinen Erinnerungen zu begehen, und zweitens, daß mich, zu allem Überfluß, der tapsige Bursche gar nicht verstehen konnte: denn kein Mensch, und wäre er der klügste Mann von der Welt, kann seine Erfahrungen einem andern schenken oder verkaufen. Und das ist, bei Licht betrachtet, gut so: denn wenn es sich anders verhielte, stünde die wirrsälige Jugend nicht als das ewig strahlende Wunderland des Glückes vor uns, wenn wir alternd die Blicke rückwärts lenken und über allem Vergangenen den Purpurduft begehrter und versagter Dinge immer tiefer aufglühen sehen. Und wer könnte sich vermessen, etwas Sicheres über das Weib, das Geschöpf des Mannes, zu sagen: über das fließende Element, das lächerlichste, das tragischste, das herrlichste und traurigste Ding von der Welt, dessen Wesen uns, entre nous,

erst einigermaßen klar wird, wenn wir uns den Fünfzigern nähern. Das Ergebnis solchen Denkens ist allerdings, um die Wahrheit zu gestehen, nur die Erkenntnis, daß die Weiber Weiber bleiben, und daß man ein Element nicht in Männersprüche fassen kann; denn als ein unfaßbares Element sind mir von jeher diese wetterwendisch lachenden Wesen erschienen, ohne die doch unsre bittere Erde des süßesten Reizes entbehrte. Ich will den Herren übrigens nicht verhehlen, daß mich, als ich so vor meinem Neffen stand, eine wundersame Rührung über mein eignes Wissen vom Weibe überkam, während zugleich ein paar leichte, wonnige Schatten, denen ich einen gerührten Gruß nachschickte, vor meinen Augen vorbeihuschten. Aber daß die Jugend es nicht weiß, welche Aventüren das Leben in seinem Schoße birgt, ist nun einmal ihr Fluch und, wie man's nimmt, auch ihr Glück hienieden. Ich ließ indessen von diesen Stimmungen, die wie eine leichte Wolkentrübung über mein Gemüt wegzogen, nichts merken, sondern fluchte wie ein eingefleischter Türke und sagte meinem Herrn Neffen auf gut deutsch, wie man zu meiner Zeit über solche Amouren in der Mehrzahl dachte. Der Gute hörte mich auch ganz ernsthaft an; allein was das verwünschte Geheimnis betraf, so waren wir beide, Onkel und Neffe, so gescheit oder so dumm wie zuvor. —

Sooft auch Clemens nach Ried hinüberritt, stets kam er auch schwankend und in Ungewißheit heim: bald war es Aurora, bald Irene, bald Ottilie, die den Sieg für einen Tag davontrug, und bald schien es mir, als hätten es die entzückenden Racker geradezu darauf angelegt, den guten Clemens nicht zur Ruhe kommen zu lassen, indem eine nach der andern ihr besonderes Frauenwesen hervorkehrte. Die Herren kennen ja die Geschichte von der berühmten Penelope, die, wenn wir dem guten Homer glauben dürfen, ein ganz alertes Frauenzimmer gewesen sein muß; aber daß auch ein verliebter Tölpel zu einer traurigen Penelope ohne Spindel und Faden herabsinken könne, das hätte ich mir, Himmelschockschwerenot! weder in Rußland noch in der Türkei träumen lassen; denn das Schlimmste für mich bestand darin, daß ich dem Tolpatsch jedesmal recht geben und sozusagen mit seinen jüngeren Augen sehen mußte. Auch die Mutter der drei heimtückischen Sphinxe, in der ich eine ganz angenehme Frau entre deux âges kennenlernte, konnte mir, als ich behutsam auf den Busch klopfte, keinen Wink geben, wie es eigentlich mit dem Herzen ihrer drei Töchter bestellt sei. Sie schien sich auch keine Sorge darüber zu machen; sie ließ sie nach Belieben schalten und walten, was ich, nebenbei bemerkt, für eine besondere Klugheit halte; denn die Weiberchen haben, wenn sie es auch unter allerlei Getue zu verbergen suchen, eine feine Nase für alle Dinge, die auf der Erde spielen und nichts mit den Sternen zu tun haben. Im übrigen erwies sich die Frau Baronin von Ried als die vortrefflichste aller Zuhörerinnen, und sie machte mich fast eitel, indem sie die Feinheiten meiner Erzählweise mit einer Liebenswürdigkeit unterstrich, wie man sie, unter uns gesagt, nur an Höfen lernt und übt. Während ich aber in aller Bescheidenheit meinen Erinnerungen nachging und der Nachsommer auf dem Gesicht meiner Zuhörerinnen behaglich glühte, liefen meine Gedanken auf Seitenpfaden unaufhörlich neben den drei Mädchen her, und ich wurde nicht müde, an ihrem Bild herumzubosseln und sie in meiner Phantasie mit diesem oder jenem Mann zu vermählen; und alles dies tat ich doch nur, um endlich einen Schimmer von Licht in das verfluchte Dunkel zu bringen.

Die dunkelblonde Aurora sprach am liebsten mit mir über meinen türkischen Feldzug oder über Hunde und Reitpferde von Geblüt; sie schien mir, wenn sie so neben mir stand und an meine Höhe heranreichte, für einen richtigen Fürsten geschaffen, der ein junges Königreich wie ein störrisches Roß zu meistern hätte. Solche Frauen haben, und die Herren werden mir nicht widersprechen, bei aller Anmut ein männliches Element in ihrer Seele, und ihr kühles Auge sieht die Dinge, wie sie sind und ohne die Verschleierungen, die wir Männer denn doch im Grunde mehr oder minder lieben.

Irene, deren blaßblonde Haare wie gesponnene Seide glänzten, interessierte sich, zu meinem Erstaunen, sehr lebhaft für türkische Gerichte, die ja auch in ihrer Art ganz vortrefflich sind. Ich sah sie, ganz Glück und Güte, in einem schönen Landhaus walten, obwohl gerade sie ein wechselndes Wesen zeigte; denn zuweilen brach aus dieser lieblichen Ruhe, die mit den sanftesten und heitersten Augen in die Welt blickte, jählings ein quellendes Leben hervor. Sie setzte manch-

mal, wenn sie mit gesenkten Blicken vor mir stand, den reizenden Fuß vor, wie wenn sie tanzen wollte, und in ihrer kindlich zarten Stimme lag ein Beben, das mich alten Knaben mit einer seltsamen Zärtlichkeit erfüllte. Ich gab mir, wenn sie mich offen ansah, selbst eine langohrige Titulatur und flüchtete mich zu Ottilie, um dem Spiel ihrer schlanken Finger bei der Arbeit am Stickrahmen zuzuschauen. Und bei ihr genoß ich mit Entzücken jene Art weiblicher Vernunft, die nicht ins Ungemessene strebt, aber alle nahen Dinge mit der Klarheit angeborener Anmut und Milde sieht. Ich mußte noch einmal auf die bucklige Erde kommen, um zu lernen, was ein dreifaches Frauenräuschlein ist, und zuweilen dachte ich mir: Wie schön wäre das gewesen, wenn sich auch in deiner Jugend solch ein dreigestirntes Glück um dich herum bewegt hätte!

Im übrigen kam ich nur ganz selten in die Lage, diesen lachenden Zauber zu genießen; denn die drei Damen hatten es ganz offenbar darauf abgesehen, mich nie mit einer andern ihrer Schwestern allein zu lassen, und kaum hatte ich mit der einen ein Gespräch angeknüpft, als auch schon eine andre oder gar alle zwei auf leichten Schuhen hinzutraten, um mit der strahlendsten Unbefangenheit zuzuhören.

Während sich aber diese heillose Geschichte in eine himmlisch-höllische Länge zog, ging mit meinem guten Junker Clemens ganz im stillen eine Veränderung vor. Vor allem war er jetzt häufiger auf dem Feld zu finden: wenn ich im Gold der Herbstsonne über unsre Gründe ging, sah ich ihn manchmal mit seinen Hunden über die Stoppeln gehen oder zu Pferd dahinfliegen, und seine schlanke, kräftige Gestalt hob sich nicht uneben gegen den herbstlichen Himmel ab, der es augenscheinlich darauf abgesehen hatte, auch mir den Glanz der heimischen Erde noch einmal gründlich zu offenbaren. Zuweilen aber war er auch seltsam gereizt, so daß ich mir dachte: Es ist höchste Zeit, daß du endlich herausbringst, wer dich liebt oder wen du liebst! Sonst setzt es noch eine Dummheit, und Dummheiten können einen Mann unter Umständen tiefer herunterbringen als der Suff oder die Karten! Doch die Schicksale, an die uns geheime Fäden fesseln, gehen ihren Gang, ohne sich um unser Fühlen und Wähnen zu kümmern, und dies sollten auch wir erfahren.

In einer wunderschönen Oktobernacht wurde ich durch den Ruf Feuerjo aus meinem ersten Schlaf geweckt. Hinter dem Schlosse schlugen die hellen Flammen aus den Fenstern des Gesindehauses heraus, und die Feuersbrunst drohte die gesamten Wirtschaftsgebäude zu ergreifen. Indessen gelang es, den Brand, der in der Stube des besoffenen Intendanten ausgekommen war, mit Hilfe der Bauern doch auf seinen Herd zu beschränken. Clemens benutzte diese Gelegenheit, dem lieblichen Quartalssäufer in meiner Gegenwart zu kündigen. Der Halunke nahm seine Entlassung mit tückischem Gesicht hin, ohne ein Wort zu entgegnen. Am Tage nach dem Brande, um die Zeit der Dämmerung, kam er jedoch, sternhagelvoll, in das Schloß zurück und verlangte Clemens zu sprechen. Wir gingen gerade — es war ein warmer, milder Tag — im Garten auf und ab, als der Mensch an uns herantrat und im aufgeregten Zustand sein Gehalt verlangte, da er noch in der Nacht abreisen wolle, um Dienste in Frankreich zu nehmen, wo man nicht viel Federlesens mit den Herrschaften mache. Clemens bedeutete ihm in scharfer Weise, er sei besoffen; er möge sich trollen und am Morgen seine Abrechnung verlangen. Der Halunke lallte etwas von einer Französin, und als Clemens drohend auf ihn zutrat, erhob er seine Hand zum Schlage. Doch wie der Blitz packte Clemens den Faquin und zwang ihn nach kurzem Ringen in die Knie, worauf ein paar Leute herbeieilten und den Spitzbuben kurzerhand mit ihren Fußspitzen zum Tor hinaus beförderten. Als wir uns dann, noch aufgeregt von dem Vorgefallenen, zu Tische setzen wollten, bemerkte Clemens plötzlich, daß ihm der Ring, der Talisman unsers Hauses, fehlte. Hatte er ihn im Ringen abgestreift? Oder früher schon verloren? Wir ließen das Essen stehen und liefen spornstreichs in den Garten, um beim Lichte einiger Laternen die Stelle abzusuchen, wo Clemens mit dem Halunken zusammengeraten war; aber nichts war zu finden. Wir schickten einige Knechte weg, um den Verwalter abzufassen und zur Stelle zu bringen; sie kehrten unverrichteter Sache zurück. Eine Anzeige beim Gericht half nichts; der Mann blieb verschwunden und das Kleinod verloren. Es war aber, als ob mit dem Verluste zugleich ein Schatten auf das Schloß gefallen wäre, zumal sich auch die drei Grazien nur noch ganz selten sehen ließen. Und

als eines Tags ein paar Zeilen von Irenens Hand an mich die Nachricht brachten, daß sie nach Mannheim zu fahren gedächten, um den Winter bei ihrem Onkel, dem Hofmarschall von Bletzenstein, zu verbringen, schien es auch mir, als ob das Licht aus der Gegend verschwunden wäre. Einen Augenblick dachte ich daran, die ganze Geschichte zum Teufel fahren zu lassen und mit meinem englischen Horn, das schon in meinem Zimmer bereitlag, auf dem erprobten Wege in den Himmel zurückzukehren, wo man gewiß mit Ungeduld meiner wartete; doch entsann ich mich noch zur rechten Zeit meines Kavalierschwures, dies nicht eher zu tun, als bis mein Neffe glücklich beweibt und die Dauer unsers Blutes verbürgt wäe, und — blieb.

In der unsicheren Gemütsverfassung, die mich aber nun nicht wenig bedrückte, kam ich so weit auf den Hund, daß ich, Gott verzeih mir, zur Feder griff, um einem besseren Geschlecht meine wunderbaren Reisen zu Wasser und zu Lande, meine Feldzüge und sonstigen Abenteuer noch einmal zu erzählen. Ich weiß sehr wohl, daß in Zukunft der und jener Biedermann sagen wird, ich hätte manchmal doch gelogen; diesen infamen Insinuationen gegenüber habe ich mich stets in den Mantel meiner Kavalierswürde gehüllt und bei mir selbst gedacht: Was wahr ist, bleibt wahr, auch wenn es wie eine Lüge aussieht. Punktum! Und überhaupt: Was ist eine Lüge? Und, Hand aufs Herz, was wäre die sogenannte Menschheit ohne Lügen? Man nehme ihr ihre Lügen, und die Erde ist im Hui so arm wie ein kahles Vorgebirge, wo, wie auf Gibraltar, ein paar verkümmerte Schwanzaffen herumklettern und sich jeden Bissen mißgönnen.

Im übrigen will ich den Herren gestehen, daß ich an dem platten Schreiberhandwerk nicht das geringste Vergnügen fand, und wenn ich, mit der Feder in der Hand, in meinem Turmgemach saß, dachte ich mir zuweilen, was wohl die Prinzessin Nadje oder gar der Großtürke sagen würde, wenn sie mich so sitzen sähen. Ich bin zwar immer der Meinung gewesen, daß Pferde, Hunde, Reisen und Kriege einem Edelmann besser anstehen als die Kapriolen französischer Schöngeister oder ein bißchen muffiges Griechisch und Latein; aber vor meinen weißen Blättern verstaubten Papiers konnte ich mich doch nicht enthalten zu seufzen: O tempora, o mores!

Am liebsten saß ich an schönen warmen Herbsttagen auf einer Anhöhe hinter dem Schloß und blickte in die Gegend hinaus. Unmittelbar zu meinen Füßen, in nächster Tiefe, lag ein kleiner runder Teich, und wenn ich sah, wie das schwere Gold des Abends aus der glühenden Tiefe emporbrannte und ein Schauer die nach bitterer Erde duftende schweigende Oktoberluft ging, da schlich sich ein seltsames Sehnen in mein altes Soldatenherz: da merkte ich, daß ich der Erde nur noch halb angehörte, und dies zwiespältige Gefühl war Weh und Glück zugleich. Vielleicht haben es die Herren schon gemerkt, daß ich doch nicht mehr ganz der gleiche bin, als den mich meine Freunde aus meinen authentischen Abenteuern kennen. Dieser dunkle Parksee, den uralte purpurgelbe Linden umflammten, kam mir in der Dämmerung zuweilen wie ein geheimnisvolles Weltauge vor, in dem sich alle Dinge spiegelten und das Wesen der Welt so durchsichtig wurde wie ein fleckenloser Kristall, aus dem eine Seherin mit offener Seele Gesichte liest. Ein grauer Spinnwebfaden, der, von einem Lüftchen getragen, daherkam und sich an meine welke Hand heftete, verband mich mit allen Fernen und Sternen, und das verspätete Gesumm und Gebrumm einer Hummel war mir die reinste Musik der Welt, in der ich jäh erschauernd unterging und alle ursächlichen Rhythmen des Herzschlages dieses buckligen Sterns fühlte. Das kam aus urewigen Tiefen her und zog in urewige Tiefen hin, wie der funkelnde Schwall einer allmächtigen Sternenwoge, und nahm mich mit und löschte mich aus und machte mich doch, allfühlend, zu dem, der ich heimlich und wesentlich bin. Und der Ton wurde Licht und der Duft Ton, und auf diesen selig ineinanderwebenden Allwellen, die mich wie eine allmächtig auf mich eindringende Geisterflut umzitterten, zog ein leichtes Schiff dahin, in dem ich selbst mit meinen drei Kummergrazien saß und die Perlenflut des Sternenschaums in unsterbliche Becher schöpfte, daraus wir alle das Feuer ewiger Jugend tranken. Und ich fühlte, daß Himmel und Erde, mitsamt den Sternen, den schönen Rätseln Gottes, eins waren und so unmerklich leise ineinander übergingen, wie eine Morgendämmerung in den Tag übergeht: noch ist es Nacht, und schon sind alle Schauer der Frühe wach, und der Atem der Welt ist voll von *einer* Göttlichkeit, die alles von sich

stößt und alles wieder, allewig webend, zurückspinnt in ihre gottseligen Schleier.

In dieser von Schauern überhauchten Herbststimmung fand ich eines Tags einen spinnwebleichten Schleier, in den ganz feine goldene Sternchen gewoben waren, auf der Bank liegen, wo ich diesen Stimmungen und Gesichten nachhing. Ich ließ das weiche Gewebe, das so fein und zart war, daß man es durch einen Trauring hätte ziehen können, wie eine Welle aus gewobenem Licht durch meine Finger gleiten und dachte: Wem mag der Schleier gehört haben? Und wer hat ihn, als Zeichen seiner Nähe oder Gruß einer Seele dagelassen? — Und meine Gedanken spannen sich weiter und fühlten nur eins: Himmel hier und Himmel dort — ein Sehnen ist alles, und selbst der Glanz des Himmels ist nichts als ein Schleier, der ahnenden Herzen Unsagbares verhüllt und verkündet. Das feine Gespinst aber nahm ich mit in mein Turmgemach und deckte es nachdenklich über mein Horn, so daß ich dessen Glanz nur noch gedämpft gewahrte, wenn mein Blick darauffiel; denn zuweilen empfand ich doch Gewissensbisse darüber, daß ich die Erfüllung meines Versprechens in solcher Weise hinauszog. Meinem Herrn Neffen aber, der die Sache allmählich von einer andern Seite nahm und beim Speisen mit gewagten Sprüchen und Meinungen um sich warf, die er sich in der Stadt holte, wo ein Regiment Husaren lag und, wie billig, auf seine Weise in den vergänglichen Weiberhimmel der Erde hineinritt, sagte ich nichts von meinem Fund. Einigemal kam er sogar, wie ich nicht verschweigen möchte, ziemlich angesäuselt heim, und dann dampfte er von jener Weisheit, wie sie gern aus leeren Bechern duftet und nicht immer lieblich riecht; aber da ich die wuchernden Gemütsbrennesseln, die man mit Wein begießt, sehr wohl von meinen Kriegsjahren her kenne, ließ ich diesen Saus ruhig versausen, ohne meine gelassene Stimmung zu verlieren. Da Clemens ohnehin eine ziemlich weiche und reinliche Natur ist, machte ihm das Trinken und weiberfresserische Getue auf die Dauer auch wirklich keinen Spaß, und ich hörte selbst aus den kühnsten Bramarbasaden jenes zärtliche Seelengeläute heraus, das keine Kennerohren täuscht: denn, meine Herschaften, wenn auf Erden irgend etwas, sei es nun ein Herz oder ein Schmerz, einen Laut von sich gibt, schwingen immer Nebentöne mit, und diese sind, parbleu, wahrer als der grobe Allerweltslaut, dem sich kein Ohr verschließen kann. Nur muß man, meine Herren, mit dem sechsten Sinn für diese heimlichen Töne geboren werden oder, wie ich, im Himmel gewesen sein, wo Duft, Klang und Schimmer nichts andres scheinen und sind, als die ewig fließenden Hüllen und Gewänder eines Unaussprechlichen.

Im übrigen bitte ich die Herren, zu glauben, daß meine Gemütsverfassung nicht allzeit rosig war, und es gab genug Tage, wo mich zwar keine Langeweile zwackte, aber das Gefühl einer heimlich bohrenden Öde doch nicht von mir weichen wollte. Daß ich in einem freudelosen, öden Hause saß, verriet mir jeder Schritt und Tritt, den ich machte: in den toten Gemächern, wo es nach der alten Zeit duftete, hingen in allen Ecken die schönsten Spinnweben, und ich überraschte mich manchmal auf dem Gedanken, ein solches Tierchen, das seine gewobene Welt wie eine tüchtige Hausfrau meistert und wie der Fleisch gewordene Welthunger auf der Lauer liegt, zu zähmen und in den Himmel mitzunehmen, um es dem heiligen Petrus in seinem Wartestübchen zu schenken. Dann ließ ich wieder die Spinnen Spinnen sein und lebte mit der Erwartung eines Unausbleiblichen in den Tag hinein. In der Silvesternacht aber hatte ich einen seltsamen Traum: ich lag in meinem Bette und fühlte plötzlich, wie tausend Schuhe, eine schwarze Wolke oder ein unaufhaltsames Meer von Frauenschuhen auf mich zuschwammen. Ich meinte, ich müßte Hilfe schreien; aber die Wolke löste sich auf, wie wenn jemand Fäden daran wegspänne, und die Schuhe begannen nach allen Himmelsrichtungen auseinanderzulaufen. Sie liefen, als ob eine unsichtbare Gestalt in jedem Paare ginge, dahin und dorthin, und ich fand gar nichts Merkwürdiges darin, daß sie an unsichtbaren Treppen stolperten oder steile Felspfade hinaufhuschten. Über den laufenden Schuhen, unter denen ich die seltsamsten Paare sah: feine schmale Seidenschühchen für rosige Elfenfüße, grobe genagelte Bauernschuhe, Reitstiefel, türkische Schnabelschuhe und andres Schuhzeug aus aller Herren Ländern, webte ein seltsamer Lärm. Anfangs war es, als ob tausend leichte und grobe Stimmen kicherten und lachten, wie man auf einem Fest oder einer Kirmes schnattert und lacht; dann ging das Getos und Gelächter allmählich in ein

Geseufz und Gestöhne über, und es war mir, als ob der Jammer der ganzen Welt über den hastenden und laufenden Schuhen mitliefe, weiter und weiter über die Erde dahin, vor Türen und Tore, vor Hütten und Paläste, vor Richterstühle und Throne. Und je weiter die Schuhe liefen, desto lauter wurde der dumpfe, brausende Aufruhr, den ich mir nicht deuten konnte. Ich wollte schreien: Lauft ans Himmelstor! Ans Himmelstor! Aber meine Stimme hatte jeden Klang verloren, und das da und dorthin wallende Jammergetöse nahm erst ein Ende, als im Allraum ein funkelndes Sternengewitter aufzog und die wandernde Klage mitsamt den hastenden Schuhen in seinen Donner aufnahm. In der eintretenden Stille aber, die sich fast wie ein neuer Schrekken auf meine röchelnde Brust legte, sah ich plötzlich, wie zwei feine Frauenschuhe vor mir in der Luft tanzten: es waren weiße Atlasschuhe, nicht zu groß und nicht zu klein, und der Fuß, für den sie gemacht waren, konnte recht wohl marmorne Königstreppen steigen oder auch durch blühende Wiesen oder mit ein paar schnellen Hunden über Stoppeläcker wandern. Ich sah den merkwürdigen Pas de deux halbwach mit weiten Augen zu und griff erst nach den Schuhen, als sie sich immer tiefer herabsenkten und Miene machten, auf meinem Nasenspitzchen herumzutanzen; doch ich faßte in leere Luft, und das Geräusch, das die einheizende Magd im Ofen machte, zeigte mir, daß alles ein Traum gewesen war, dessen Deutung mir einiges Kopfzerbrechen machte.

Es ist ein eigen Ding um die Einsamkeit zweier Männer, die mit einem Gedanken leben und sich scheuen, davon zu sprechen, weil er zuviel des Dunkeln in sich birgt. Wenn ich nicht bei einem guten Feuer saß, schritt ich mit meinem Gewehr durch die verschneiten Wälder und sah ohne jegliche Mordlust die Spuren des Wildes und feiner Vogelfüße auf die alles umhüllende weiße Decke geprägt. Ich hörte es in den Forsten donnern und krachen, wenn ein warmer Wind durch die schwer vereisten Bäume lief; ich fühlte meine Wangen brennen, wenn der Sturm aus Süden daherfegte und die bläulichen Schatten auf den Hängen der fernen Hügel tief und tiefer färbte. Als die ersten Wetterschauer des Frühlings in jagender Helle über das Land zogen, wurde ich wieder, wie im Sommer zuvor, ganz Aug' und Ohr. Wenn ich im Wehen der ersten Frühlingstage einherging und der braune, saftige Boden schwer unter mir dampfte und die hellen Rufe der Vögel aus dem nackten Gezweig oder der lichtesten Bläue niederfielen, da lebte und webte ich in einem Unaussprechlichen. Die ersten Kätzchen an den Weiden oder Haselbüschen schienen wie das reinste Gold der Erde zu glänzen, und Nähe und Ferne waren eins in dem Hauche der Sehnsucht, der jetzt den Duft eines verborgenen Veilchens vorüberführte und nun in einem unsäglichen Lauschen hinzusterben schien, das sich weich und wonnig in das Herz stahl und nur in dem Quellgeriesel der atmenden Nächte eine Stimme bekam. Noch einmal mußte ich, nach der goldsatten Ruhe des Herbstes, die ganze selige Erdenunrast spüren, die alle Sterne in der Brust zu tragen glaubt und doch, bei allem Reichtum, so arm ist, weil sie den Dingen doch nichts von ihrem Überfluß zu schenken vermag. Aber eins wurde mir bei dieser Unrast klar: das Leben Gottes ist nichts andres als Gefühl, und alles, was da als Duft und Ton vergeht, nichts weiter als das Versprechen eines Wunderbaren, in dem wir, willenlos-willig, wie auf einer sinkenden Woge dahintreiben.

Indessen kamen, an einem strahlenden Maiennachmittag, auch unsre drei unzertrennlichen Grazien aus Ried mit ihrer spitznasigen dame de compagnie wieder angefahren, und ich begrüßte sie mit der Herzlichkeit eines Kenners, dem die lebendige Schönheit auf zwei feinen Frauenfüßchen doch das Höchste der Erde bleibt. Nur mein Herr Neffe verhielt sich schweigsam und sah, zu meinem Erstaunen, mit einer kaum verhüllten Verbissenheit auf die drei Schönen. Ich fand sie alle drei noch reizender geworden, obwohl ich mir bei näherem Zusehen gestehen mußte, daß sie mich etwas fremd anmuteten; denn meine Phantasie, die mir ja manchen Streich im Leben gespielt hat, war an den stillen Wintertagen nicht müßig gewesen und hatte während des Winters an dem Bilde der drei Schönen mit jener Liebe herumgebosselt, die dem Urbild nicht immer zum Vorteil gereicht. Etwas Ungewöhnliches sprach mich aus den verschlossenen Zügen der drei Frauengesichter an, und als ich die Miene meines Neffen gewahrte, überlegte ich sofort, wie ich das herabgebrannte Feuerchen in dem jungen Menschen wieder zu heller Lohe an-

fachen könnte. Doch die drei Frauenzimmerchen, in deren Augen ein so seltsames Glimmen irrlichterte, ließen mir gar keine Zeit, meine Hilfstruppen zu prüfen und eine Attacke zu wagen. Aurora fragte, wie es den Pferden gegangen sei, und ließ sich von einem Knecht nach dem Stall führen. Irene wünschte sich im Garten umzusehen und ging, leise vor sich hinsingend, auf das große Gittertor zu, über dessen Pfosten schwere Trauben frisch erblühten Flieders hingen. Ottilie winkte ihren Schwestern mit der Hand nach und erkundigte sich, ob der alte flämische Wandteppich, auf dem der heilige Kriegsmann Martinus seinen Mantel in zwei Hälften teilt, um einen Bettler zu bekleiden, noch in dem Waffensaal oben hinge; und als Clemens bejahte, blinzelte sie ihn an und sagte, sie wolle nachher noch die schöne Aussicht von der Turmwarte aus genießen. Und weg war auch sie, und wir zwei Münchhäuser standen wie weiland der Esel Buridans da, ohne daß uns ein Heubündel nach rechts oder links oder geradeaus zog. Ich fragte mich vergebens, was wohl in dem Gemüte meines guten Clemens vorgehen mochte; ich fühlte, ich wußte nur eins: daß der Ring der Grazien gesprengt war und jede nun auf ihren eignen Füßen ihrem Schicksal entgegen- oder davonlief. Doch was sollte ich beginnen? Sollte ich im Stall unsre Mähren loben? Oder vom Turm aus nach dem Mond am hellen Tag Ausschau halten? Oder —? Da hörte ich, wie ein leises Singen über die Gartenmauer her in den Schloßhof drang, und da mir, wie den richtigen Straßenphilosophen, beim Gehen stets die allerbesten und verwegensten Gedanken kommen, ließ ich meinen Herrn Neffen im Hofe stehen und ging meiner Münchhäuser Nase nach, geradeswegs in den Garten. Da bemerkte ich schon vom Tor aus, wie eine gebückte weibliche Gestalt eifrig auf einem Beet herumhantierte: es war, wie ich, nähertretend, bemerkte, Irene, die das Gras und Unkraut hastig herausriß und sich so eifrig wie eine Magd abmühte. Als sie meine Schritte vernahm, richtete sie sich jäh auf, und nun sah ich, daß an ihrer Wange ein zartes Rot siegreich wie eine Woge hellen Purpurs emporstieg. ‚Ich habe nur das Lilienbeet gesäubert; die Blumen ersticken da,' sagte sie leise, indem sie mich mit warmen Augen ansah und dann plötzlich, wie versonnen, vor sich hinlächelte.

‚Versteht Sie sich denn wirklich auf die Gartenkunst?' fragte ich, indem ich auf ihren rechten Schuh niederblickte, über dessen Spitze just ein winziges rotes Marienkäferchen lief. Doch das schöne Kind gab mir keine Antwort; ich bemerkte nur, wie ihre Wange plötzlich leicht erblaßte, wie sie mit ihren Augen auf den Boden starrte, und als ich, befremdet, ganz nahe an sie herantrat, deutete sie mit dem rechten Zeigefinger auf einen dicken Blumenstengel in vollem Schuß, an dem, wie ich nun auch bemerkte, etwas Blasses zu uns empor glänzte. Als ich mich nun gleichfalls niederbeugte, um zu erspähen, was da eigentlich glitzerte, gewahrte ich, daß unser Familienring, den Clemens bei seinem Gebalge mit dem versoffenen Intendanten verloren hatte, wie ein dünnes Geschmeide um den empordringenden Schaft herumgegossen lag. Was war geschehen? Hatte ihn die gnädig gesinnte Glücks- oder Liebesgöttin um den Lilienschaft herumgelegt? Oder war er, zu einem heimlichen Wunder, an die Stelle gefallen, wo der Stengel aus der gelockerten Erde schießen und das vermißte Juwel als Glücksbote in die Helle des Tages emportragen mußte, damit es zwei schöne Mädchenaugen fänden?

Ich gestehe, daß ich in tiefer Ergriffenheit auf das alte Familienkleinod niederstarrte, dessen Glanz mich wie eine unerwartete Verheißung anlachte.

‚Es ist eine Goldbandlilie,' sagte Irene leise, und als ich fragte: ‚Gibt es auch Unterschiede zwischen Lilien?', da lächelte sie wie aus seltsamer Versonnenheit heraus, und ihre Antwort klang traurig: ‚Manchmal geben die Blumen doch ihr Geheimnis heraus!'

Da gab es mir einen Schlag: ich wußte mit einemmal, mit voller Seelensicherheit, wer das winzige Liebesgeständnis, unser Sorgenquellchen, geschrieben und in die Frauenschuhblüte gesteckt hatte. Irene selbst schien zu fühlen, daß es nun kein Versteckspiel mehr gab; sie sagte, um abzulenken: ‚Das ist ja der Ring, den Clemens vorigen Herbst verloren hat,' und bückte sich, um das Kleinod mit zitternden Fingern aus seiner Haft zu lösen. Ich aber empfand die Tatsache, daß ich schon im Himmel gewesen war und ein bißchen Himmelzeit mit meiner Zunge geschmeckt hatte, in einem jähen Gefühle: mir war es, als glühte rings der ganze Garten in seiner ganzen Tiefe wie ein einziger Blumenkorb voll lauter schwe-

rer Lilien um mich her auf, und aus all den schneeweißen gesenkten Bechern fiel und tönte ein leises Geläute, das mich wie einen Ertrinkenden in eine Tiefe unendlichen Wohllauts zog.

Doch nur einen Himmels-Erdenaugenblick dauerte das Gesicht: vor mir stand eine schönnere Wirklichkeit mit pochendem Herzen, und ich war, beim Großtürken, nicht gesonnen, den Paradiesvogel noch einmal entwischen zu lassen: ‚Du hast also das entzückende Liebesbriefchen, das uns so viel Sorgen machte, in den Frauenschuh gesteckt?' fragte ich mit leiser Stimme. ‚Und du hast auch den Schleier, als Abschiedsgruß, zurückgelassen, ehe du nach Mannheim gingst?' fuhr ich fort: ‚Na, du wirst ein echtes Weib, du kannst dich nicht übel verstellen.'

Die erschreckte Schöne machte zwei Schritte, als ob sie mir enteilen wollte, während die Röte auf ihren Wangen zum flammenden Purpur wurde. ‚Es war ein Scherz,' sagte sie, ganz hilflos, während sie in glühender Verwirrung den Blick erhob und mich flehend ansah. Ich aber machte einen Schritt auf Irene zu, und in der nächsten Sekunde hielt ich sie in meinen Armen und drückte ihr einen herzhaften Kuß auf den Mund, dem ich, da es in einem hinging, gleich noch ein paar folgen ließ. Und obwohl man, meine Herren, einen Kuß niemals mit einem andern vergleichen soll, so darf ich doch sagen, daß sie zu den süßesten gehörten, die ich je auf einem blühenden Frauenmund gepflückt hatte.

‚So hat er es doch gemerkt?' fragte die abwehrend Erglühende, als ich mich, aber vergebens, ein zweites Mal anschickte, von meinem Altersrecht Gebrauch zu machen. Ich hätte nun sagen können, daß nicht Clemens, sondern ich der Entdecker des Scherzes gewesen sei; aber man wird es verstehen, daß ich es vorzog, die Sache im Dunkel zu lassen. Ich steckte der Fragenden mit zitternder Hand den Ring, an dem ein bißchen feuchte Frühlingserde klebte, an den Finger und nahm sie nur rasch am Arm, um mit ihr ins Schloß zu eilen. Im Schloßhof war keine Spur von Clemens zu erspähen, und schon wollte eine Ahnung nahen Unheils mein Jägerherz beschleichen. Da hörte ich, von der Türschwelle aus, wie jemand die Treppe hinanstieg; ich flog empor, ich erwischte die Hand des Burschen und legte Irenens feines Händchen, an dem noch die Spuren ihrer Gartenarbeit zu sehen waren, in die seine. Sie wollte sie zurückziehen; aber Clemens besaß doch Mut genug, sie festzuhalten, und so blieben denn die beiden voll jener verlegenen Seligkeit, die seit Paradieseszeiten stumm ist, voreinander stehen und blickten zu Boden. Ich sah nur noch, wie das gleiche Lächeln, aus der gleichen Urheimat der Seelen, um den Mund der beiden lieben Menschen erquoll, und machte dem Paare eine Verbeugung, wie ich sie nicht vor einem großen Mann und König gemacht hatte, als ich als lachender Siegesbote vor ihn trat. Ich bitte mir aber zu glauben, daß die gleiche Ehrfurcht darin war, die mich damals im Vorzimmer Friedrichs des Großen befangen hielt; denn die Majestät des Glückes ist fast so groß wie die des Unglücks, wenn es eine feine Seele trifft.«

Der Erzähler hielt inne und blickte versonnen vor sich hin. In diesem Augenblick kam die zierliche Frau Marie-Anne Chedeville wieder dahergetrippelt; ihre Augen glänzten, als sie sagte: »Ich bin wohl um den besten Teil Ihrer Geschichte gekommen, Herr Baron. Ich hoffe aber, Ihr Herr Neffe weiß schon, daß die Demoiselle Irene ihn in ihr armes Herzl geschlossen hat.«

»Wieso wissen Sie denn das, Madame?« fragte der Freiherr, indem er seine Brauen hochzog.

»Man muß ein Mann sein, um das nicht gemerkt zu haben. Ein Mädchen, das sich auf der Schwelle noch einmal umkehrt, läßt immer ein Geheimnis hinter sich. Es gibt also eine Hochzeit?«

»Zu dienen, Madame. Wie Sie mich hier sehen, bin ich gekommen, um das Hochzeitsgeschenk, vier Wandteppiche, für ein hohes, helles Frauengemach bei Ihrem Herrn Gemahl zu bestellen, von dem ich mir, offen gestanden, ein Meisterwerk erwarte. Als ich mit Sicherheit wußte, daß das sommerliche Glücksschiff derer von Münchhausen in sicherer Hut im Hafen lag, litt es mich nicht länger mehr bei meinem Neffen, zumal ältere Leute meist doch nur als Störenfriede jungen Glückes gelten und, wie ich gestehen will, meist auch sind. Selbst der Gedanke, daß es doch ein verteufelt schöner Anblick sein müßte, die beiden andern schönen Schwestern als Kränzeldamen neben der stillen Braut sitzen zu sehen, konnte mich, allen Bitten zum Trotz, nicht bewegen, bis zur Hochzeit zu bleiben, die im Herbst stattfinden soll. Zudem drückte mich

Aufn. Adolf Quidde, Berlin

Fritz Rhein: Dame mit Schleier

der Gedanke, daß der Meister Wolfgang Amadeus Mozart vielleicht auf mein englisches Horn warte, mit jedem Tag ärger, obwohl mir der heilige Petrus ja beim Abschied hoch und teuer versichert hatte, ein Jahr auf Erden sei nur ein Augenblick im Himmel. Allein die Erinnerung an mein schönstes Abenteuer soll in Deutschland nicht verloren gehen und auch dem glücklichen Paare stets vor Augen stehen, und dies ist, um die Wahrheit zu sagen, der eigentliche Grund, warum ich zu dem Meister André gekommen bin, daß er mir die Geschichte von dem Liebesgeständnis in der Blüte des Frauenschuhs in vier Meisterwerke verwebe.

Erstes Stück: Die Abfahrt auf der Kanone.
Zweites Stück: Der Spaziergang auf der Himmelswiese.
Drittes Stück: Der Fund des Ringes.
Viertes Stück: Die Hochzeit des jüngsten Münchhausen.

Ich freue mich, daß die beigebrachten Entwürfe die Billigung des Meisters gefunden haben, und wenn Madame die Güte haben will, dem Herrn Gemahl und seinen Gehilfen hier und da ein bißchen auf die Finger zu sehen, so dürfen meine Kinder auf etwas Köstliches hoffen. Ich werde dafür dem hochseligen Meister des Don Giovanni erzählen, daß ich auf Erden das Glück hatte, Philemon und Baucis in leibhaftiger Gestalt zu sehen, und wenn er, was kaum anzunehmen ist, da oben nicht andern Sinnes wird, hoffe ich die Herrschaften eines Tags mit einer ganz besonderen Empfangsmusik am Himmelstor begrüßen zu können, damit sie gleich zu Beginn der ewigen Seligkeit wissen, auf welchen Ton das Leben im Himmel gestimmt ist. Ich selbst gedenke morgen vom Schwabinger Tor aus die Heimreise nach meiner letzten Heimat auf einer Kanonenkugel anzutreten, und es ist mein Wunsch, daß möglichst viele Zuschauer dieser Abfahrt anwohnen, damit nicht irgendein windiger Zeitungsschreiber in seinem Kohlblatt behaupten kann, ich, der Freiherr von Münchhausen, habe wieder einmal gelogen.«

Anrufung

Was hat mein Leben ausgemacht?
Ein Angesicht, das ganz verschwamm
Zu seligem Lächeln in des Haares Nacht.
Im Alpenglühn ein Steig von Klamm zu Klamm —
Mehr hast du uns nicht zugedacht,
O Herr!

Wohl hat die Welt auf mir gespielt:
Ich kreiste mit den Winden, jedem Strom,
Im Wirbel der Planeten — und was dies enthielt,
Enthielt auch ich, im Tanz der Sonnen ein Atom —
So schien's, so war's gefühlt, gefühlt,
O Herr!

Doch ob das ist, was ist für unser Blut —
Warum enthüllst du nicht dein Angesicht?
Ich kann nicht sagen: Deine Welt ist gut!
Denn ewig kämpft der Abgrund mit dem Licht.
Was nützt hineinzusehnen, was der Staub nicht tut.
Herr, Herr!

Ich finde dich nur in der Einsamkeit.
Doch Einsamkeit ist nichts als Tod,
Wenn alle Inbrunst nach Gemeinschaft schreit,
Und den ich Bruder nennen will, von jener Flamme loht,
Die mich vernichtet und mit dir entzweit,
O Herr!

Leo Sternberg

Aus Freundesbriefen von Otto Crusius

Mitgeteilt von Franz Muncker

II (Schluß)

Ein Jahr harter Berufsarbeit, bei der aber die Pflege von Musik und Literatur nicht vergessen wurde, löste die Genüsse der ägyptischen Wochen ab. Wiederholt mußte Crusius kleine Dienstreisen antreten, um bayrische Gymnasien prüfend zu besichtigen. Von einem solchen mehrtägigen Ausflug brachte er im März 1910 den Keim einer schweren Krankheit mit, die erst, als er schon geraume Zeit gefährlich daniederlag, als Scharlach erkannt wurde. Weit über einen Monat hatte er zu tun, bis er sich langsam und allmählich wieder erholte. Im April, als er noch an das Bett gefesselt und ziemlich matt war, sandte ihm meine Frau als verspäteten Ostergruß ein Körbchen mit Eiern. Er dankte dafür mit einer Reihe von Gedichten, die er verschiedenen Mustern aus der deutschen Lyrik der letzten Jahrhunderte nachbildete. Nicht nur liebenswürdigen Humor bewies er in diesen Versuchen, sondern auch ein merkwürdiges Geschick, sich in den Geschmack der Anakreontiker, des alten Goethe, eines Voß, Heine, Mörike, Fritz Reuter, Klaus Groth, Scheffel einzuleben und ihre Töne nachzuahmen. Mit allem Grunde tat er sich auf diese Leistung noch nach Jahren etwas zugute. Die Verse diktierte er seiner Frau; er selbst konnte nur wenige Zeilen in Prosa mühsam darunterkritzeln.

Dank in allerlei Gestalten

Das erste Ei.

An Demoiselle M., da sie mir ein Körbchen mit bunten Eiern verehrte.

Chloris spielte mit Damötas
Blindekuh; sie mußt' ihn küssen.
Doch es sträubte sich das Mädchen:
»Lieber lös' ich Kuß durch Gabe.«
Und sie sandte dem Damötas —
Ostern war es — bunte Eier,
Scherzend nach der Väter Sitte.
Ei, wie freute sich der Knabe,
Hegte all' die bunten Eier
Heimlich in der stillen Kammer,
Wußte nicht, daß einen Dämon
Nächtens er mit ihnen hegte.
Denn aus einem dieser Eier
Schlüpfte einst beim Mondenscheine
Leis' ein pfeilbewehrtes Knäblein,
Trat heran und zielte sicher,
Just ins Herz, und flog von bannen.

Das ander Ei.

Mariannen als Danksagung für anmutigsten Ostergruß.

Symbol des Lebens, schaudernd blick' ich hin:
Der Kosmos selbst ins Engste umgestaltet!
Die eh'rne Sphäre, die das All umwaltet,
Zuerst, die Schale; farblos, flüssig drin

Der Äther rings — das Weiße deut' ich ihn —,
Ein güldner Kern inmitten eingeschaltet.
O Götterkraft, die endlos sich entfaltet,
Ob dich die Henne nach des Dämon Sinn

Bebrütet, ob ich selbst dich kühn entschlossen
Dem eignen Mikrokosmos zugeselle!
Es sei darum! — Schon ist der Strom entflossen

In doppelfarbig-gleitefroher Welle,
Frisch wie am ersten Tage. Also sei
Symbol der Lebenswunder mir dein Ei.

Das dritte Ei.

Gegrüßt mir, Freundin, die du in Zärtlichkeit
Des Biedern dachtest, welchen der Moira Grimm
Vom Leben fern und Osterfreuden
An den Matratzenkerker fesselt.

Wie einst der Priester unter dem Bakchenschwarm
In weidner Kista heilige Schätze trug,
Ein Grau'n dem ungeweihten Auge,
Aber ein Segen dem Thyrsosträger:

So kam dein Körbchen, sinnig als Nest gefügt,
O Ernestine, schlichtes Mysterium —
Blitzblanke Eier, Nägelblümchen,
Bürgen des ewig erneuten Lebens.

Das vierte Ei.

Leise zieht durch mein Gemüt
Stilles Deingedenken.
Wer im Bett die Gaben sieht,
Denkt: Wie schön ist Schenken!

Ostereier, Blumenstrauß:
Ach, die Welt ist süße!
Könnt' ich nur, ich brächt' ins Haus
Selbst dir meine Grüße.

Das fünfte Ei.

An mein Rickele in Urach.

Daß schwäb'sche Hasen Eier legen,
Bezweifelt ein Präzeptor nur;
Allein in einem Nest ein solcher Segen —
Das geht doch wider die Natur.

Ein Land nur gibt's, das solche Nester sieht:
Mein Land Orplid.

Das sechste Ei.
An Luischen.

Wat segg' ek nau to dine Eier?
Ek glöw', da kost' dat Stück en Dreier!
Nu sup' ek Rotspohn nich un Bier,
Ne, Eier, Eier sup' ek hier.
Glik hevw' ek alle utesopen,
Un neines hevw' ek dorbi dropen,
Dat mal en beten däte stinken —
En »Lüttjen« bruk' ek dorbi nich to drinken!

Das siebente Ei.
An Lotte Hegewisch.

Up minen Disch wat is denn dit?
So Bläunkens rot und Eiers witt
In so en mojen, lütten Spind —
»Je ja, dat schickt din Patenkind.«
I, kik mal an. Min säute Dirn,
Mi steckt en Rimel in min Hirn.
Wi het' he glik? Ek schenk' en di,
Din Mobder seggt di mehr dorbi:
Bläunkens und Appel schin' so rot —
Wer hüt' se vor de Dief?
Un lütte Deern, glik sin se groot —
Wer hüt' se vor de Lief?

Das achte Ei.
Meiner Base in Karlsruh als Habedank.

Das ist im Leben lieblich eingerichtet,
Daß bei den Dornen gleich die Rosen stehn,
Und ist man auch zerschlagen und zernichtet,
Zum Schlusse kommt ein frohes Auferstehn.
In deinen Ostereiern konnt' ich's lesen,
Es blinkte drin ein goldner Lebensschein,
Und alle, alle sind sie schön gewesen —
Gern denk' ich ihrer, gern gedenk' ich dein.

Sie sehen, l(iebe) Fr(eundin), »hei lewet noch« (Sie müssen doch noch Plattdeutsch lernen!). Ich habe Ihnen nun in so viel Stilen und Formen meine Sprüche getan, daß ich als immer noch bettlägeriger Lazarus nur diese wenigen Worte eigenhändig darunterseتzen möchte — schön Dank ok! Ihr O. Cr.

Wieder genesen, aber noch einiger Schonung bedürftig und besonders im Essen und Trinken noch zur Vorsicht genötigt, reiste Crusius als Vertreter der bayrischen Akademie der Wissenschaften im Mai 1910 zu den Sitzungen der internationalen Vereinigung der Akademien nach Rom. Seine Erholung suchte er auch hier vornehmlich in musikalischen Kreisen. Daß die amtlichen Verhandlungen die erste Woche fast ganz in Anspruch nahmen und ihn kaum zu einem künstlerischen Genuß kommen ließen, empfand er als »Tantalidenlos«. So schrieb er uns unter anderm am 13. Mai:

Liebe Freunde, endlich scheint mir italienische Sonne nach kalten, grauen Tagen, und die »Arbeiten« nähern sich dem Ende — nun hoff' ich noch auf ein paar Ruhetage; aber wie lange darf ich bleiben? ...

Ich habe in einem Tage von durchschnittlich achtzehn Aktionsstunden manches Interessante erlebt. Vorgestern war ich in später Stunde im sogenannten »Künstlerverein« und habe dem alten Herrn Davison (Sie kennen ihn wohl auch?) Hugo Wolf begleitet, das erstemal, daß ich in Rom gute deutsche Lieder hörte. Schwer wird mir's, mich bei den vielen Anfechtungen auf meiner schmalen Kost zu halten: ein ideales Futter ist eine frittura con carcioffi und cervello! Leider fangen die Abendgesellschaften um zehn Uhr an, noch später als bei Munckers! ...

Ein paar Tage danach berichtete er erfreut von guter, Mozartischer Musik, die er bei dem Schriftsteller Friedrich Spiro erlebt habe.

Auch in München konnte er sich der Pflege der Musik nicht so hingeben, wie er wünschte. Zu seinen übrigen Berufsarbeiten kamen jetzt noch die Dekanatsgeschäfte, die ihm in diesem Jahre oblagen. Eine neue Aufgabe erwuchs ihm durch den Tod des befreundeten württembergischen Schulmannes Ernst Holzer, der die philologischen Schriften Nietzsches herauszugeben begonnen hatte; die Vollendung der Arbeit fiel nun ihm zu. Dennoch fehlte er natürlich nicht in dem Festkonzert der Ausstellung vom 28. Juni, wo Richard Strauß mehrere seiner älteren und neueren Orchesterwerke vorführte. Zwei Tage vorher, am 26. Juni 1910, schrieb er meiner Frau:

Auf heute nachmittag hat sich Frau Förster-Nietzsche bei mir angesagt, um allerlei Literarisches zu besprechen; ich habe Ihnen wohl erzählt, l(iebe) Fr(eundin), daß ich da Holzers Erbschaft antreten mußte — mit Vorbehalt. Immerhin kann das eine sehr lange Sitzung werden, und auf unsre musikalischen Orgien muß ich wohl verzichten. Ich habe übrigens auch den Eindruck, als ob nicht nur meine Finger, sondern auch meine Auffassungsfähigkeit die letzten Male besonders miserabel gewesen wären und als ob ich Sie mit solchen Stümpereien eigentlich nicht quälen dürfte. Das ist wohl in der Hauptsache die ekelhafte Gschaftlhuberei (Dekanat + Schulrat usw.), die mich wirklich ganz stumpfsinnig macht. Auf Wiedersehen also am Dienstag abend — wo ich freilich in besonders ramponierter Verfassung sein werde, denn es geht eine eben angekündigte schwere Sitzung vorher — nun, für die »Domestica« wird's langen. ...

Diese Menge unerquicklicher Arbeiten nahm den ganzen Sommer hindurch nicht ab. Noch im August, als er sich schon seit mehreren Tagen

der Ferien erfreuen sollte, saß er über der Durchsicht zahlreicher, für die philologischen Lehramtsprüfungen eingereichter Abhandlungen, deren von Schulschnitzern strotzendes Latein auch seinen eben aus dem Gymnasium entlassenen Sohn zum Lachen brachte. Meine Frau und ich befanden uns auf einer Reise nach England und Schottland. Dorthin sandte er uns (am 9. August 1910) den Schluß einer mittelmäßigen Novelle von Alexander Castel, deren letzte Abschnitte erst, nachdem wir München verlassen hatten, nach und nach in den »Neuesten Nachrichten« erschienen (»Mabel«). Den unbefriedigenden Ausgang der Geschichte geißelte er in folgenden Versen:

Hier ist der Schluß der holden Mabel.
Erbaulich find' ich sehr die Fabel.
Die Tugend siegt; der ethische Nihilist,
Der wohl aus Maupassant entsprungen ist,
Fährt stinkend abi —
Doch wo bleibt Gaby?

Nach Edinburg schickte er uns am 16. August Grüße aus Schliersee, wo er nun endlich, auf seine Weise, die Ferien genoß, in der Hauptsache, indem er sich mit Eifer der Lektüre neuester Dichtungen hingab:

Jetzt plätschere ich in modernem Fahrwasser: Hofmannsthal, Rudolf Alex. Schröder, Stefan George. Es ist ein förmliches Wiederaufsteigen von Großvaterstimmungen, am meisten bei Schröder, der als Übersetzer wirklich gut ist; auch von R. Borchardt hab' ich jetzt Besseres gelesen. Na, Sie sind ja fern von Papier und »Literatur« und singen highland-songs, gehen wohl auch auf den Pfaden von Robert Burns, meinem alten Liebling. Daz iuwer min engel hüete!

Aus diesem behaglich-ruhigen Treiben riß ihn im September eine Fahrt nach Verona und Venedig, zu der er sich ganz plötzlich, wie es seine Art war, entschloß, um seine Frau wenigstens einen raschen Blick in italienische Schönheit und Kunst tun zu lassen. Es waren zehn Tage ungetrübten Glücks, reich an wundervollen Eindrücken.

Auf einer andern kurzen Reise, die er einige Wochen danach in amtlicher Eigenschaft machen mußte, regte sich die Liebe zu unsrer deutschen Dichtung besonders kräftig. In einer — übrigens ziemlich heiteren — »Ansbacher Elegie« vom 21. Oktober 1910 ließ er Wolfram von Eschenbach und Püterich von Reichertshausen, Uz und Platen aufmarschieren, reihte ihnen, wie es eben der Reim zu erfordern schien, andre mittelalterliche und neuere Sänger an und schloß mit dem Ausruf:

Bei unsern Brudersternen,
Wär's nicht zu spät, ich wünschte umzulernen!

Er blieb aber auch seinen alten Griechen und Römern gern treu. Das war recht hübsch aus den Versen zu ersehen, die er mir zum 4. Dezember 1910 sandte. Ihnen lag Georg Treus Schrift über hellenische Stimmungen in der Bildhauerei von einst und jetzt bei als erstes Heft der von Crusius, Immisch und Zielinski herausgegebenen Sammlung »Das Erbe der Alten«.

Dies Heftchen bringt die Leipz'ger Post mir eben,
Just an dem Tag, der Dich der Welt gegeben!
So nimm es als bescheidnes Angebinde
Und stell' es kalt in Eurem Bücherspinde!
Dann denkst Du wohl, wie im Petron Du las'st:
Vinum dominicum ministrantis gratiast —
Der Winzer reicht, der Schenke will den Dank.
Nun, wohl bekomme Dir der Trank!

Der Dezember war unser aller Geburtsmonat: ich ging voran, Crusius und seine Frau folgten, meine Frau schloß die Reihe. Darauf beziehen sich die Glückwünsche, die er ihr am 27. Dezember 1910 darbrachte, nicht in der heitersten Stimmung; denn wenige Tage vorher war seine Schwiegermutter gestorben, und seine Frau war zur Leichenfeier nach Leipzig gereist. Wir empfanden die Trauer, die gerade die Weihnachtstage den Freunden verdüsterte, aufrichtig mit; fühlten wir doch unsre Geistes- und Herzensgemeinschaft in den letzten Jahren immer inniger werden: seit einigen Wochen verband uns alle vier untereinander auch das brüderliche Du. Als Geburtstagsgabe schenkte Crusius meiner Frau die photographische Nachbildung einer Federzeichnung von Hans Thoma, deren Original sich in seinem Besitz befand. Das Bildchen stellte eine nackte Frau dar, die sich zu einem auf der Erde sitzenden geflügelten Knäbchen herabbeugt, bereit, es emporzuheben. Dazu schrieb er:

Wie ich mich zu erinnern glaube, l(iebe) Fr(eundin), bist Du als ein rechtes Weihnachtskind, ein paar Tage später als ich und wir alle, vom Himmel hoch gekommen, hast also das Ziel, dem wir uns nur nähern, wirklich erreicht. Da möchten wir heute doch nicht ganz fehlen, wenn wir auch nicht so heiter mitfeiern können wie voriges Jahr. Das mitfolgende kleine Gedenkzeichen nimm, bitte, freundlich auf. Du weißt ja, wo das Original hängt; Nachbildungen gibt's nur ein Vierteldutzend. Um jedes Bild, wie um jede Melodie, liegen ungezählte Gedankenassoziationen: ich z. B. sehe heut' in dem unbeholfnen kleinen Burschen, der so platt am Boden sitzt, meinen halbverkümmerten Musiksinn, dem Du so freundlich aufgeholfen hast. Meine Frau, die Deiner noch bei der Abreise gedachte, erwart' ich bald zurück.

Mit herzlichen Grüßen an Euch beide

Euer O. Cr.

Der nächste Frühling brachte ihm eine Reise nach Brüssel, London und Dublin, wo ihn im Trinity College die Verleihung des Ehrendoktors erwartete. Besonders in London schwelgte er im Anblick all des Neuen, das er in der Stadt und in den Museen fand. Die heißen Sommerferien 1911 verlebte er mit den Seinen in idyllischer Beschaulichkeit zu Oberammergau; Ruederers Nähe bot ihm da manche erfrischende Anregung.

Wieder in die Ferne entführte ihn der April 1912, zum Orientalistenkongreß nach Athen. Auch hier verlieh ihm die Universität die Würde eines Ehrendoktors. Gegen die leicht ironischen Verse, die ich ihm bei diesem Anlaß widmete, verteidigte er sich (am 25. April 1912) anmutig und humorvoll:

> ... Glaub' es mir, ganz ohne Ahnen
> Zog ich auf den Meeresbahnen,
> Und den hochgelahrten Herrn
> Blieb ich stets nach Kräften fern.
> Auch in jener Schicksalsstunde,
> Die mir schlug die Ehrenwunde,
> Schlenderte ich ganz allein,
> Froh im Frühlingssonnenschein,
> An dem Hang der Akropolis,
> Wo mir's ganz besonders wohl is.
> Andre hörten in den Hallen
> Stattlich ihren Namen schallen;
> Aber ich in sonniger Stille
> Hörte auf das Lied der Grille,
> Auf des Esels Brunst-Ja'n,
> Auf den Syrinxklang des Pan,
> Auf den Aolston der Winde. –
> Wie die Jungfer einst zum Kinde,
> Kam ich zu dem neuen Zopf,
> Ich und mancher andre Tropf.

Von Athen aus besuchte er auf einem längeren Ausflug Delphi und verschiedene Orte von Argolis. Entzückt schrieb er uns von Delphi am 16. April 1912:

Das war doch wohl das Schönste der ganzen Reise, der Abend in Itea (wo wir im »Grand Hôtel« [!] übernachteten) und der Aufstieg nach Delphi durch den prachtvollen Ölbaumhain, der schließlich allerdings elend heiß wurde. Vom Fenster meines Zimmers Blick über Berge und Meer — auch hier klang mir Bruckners Es-Dur ins Ohr. Eben ziehen die Kühe und Lämmer mit Läuten und Brüllen heim. Alles heroisch-idyllisch.

Euer Δελφοπλεύστης

[Delphopleustes = Delphifahrer].

Auch nach der Rückkehr in die griechische Hauptstadt berichtete er (am 24. April) hochbefriedigt von der wunderschön gelungenen »Rucksackfahrt«. Doch wanderten seine Gedanken nun auch fleißig zurück nach München, wohin er die Heimreise alsbald antreten wollte. Wir hatten ihm von der ausgezeichneten Wiedergabe der Straußischen »Salome« durch Edith Walker und von der trefflichen Aufführung von Ruederers »Fahnenweihe« im Residenztheater, auch von den unliebsamen Vorkommnissen bei den Proben erzählt, die fast eine Gefahr für die Vorstellung selbst geworden wären. Auch darauf spielte seine Antwort an, und von dem einen Stück Ruederers kam er unmerklich auf das andre, das mit Unrecht vielgetadelte »Wolkenkuckucksheim«, zu sprechen.

... Zur »Salome« hab' ich trotz allem keine Sehnsucht. Dann lieber gleich »Elektra«; die wilde Unmusik vermittelt etwas von der Urweltsstimmung, die in der finstern alten Sage lebt. Wir haben Tiryns und Mykene bei schwerem Föhnsturm und fliegenden schwarzen Wolken gesehen, Nauplia und Argos bei gleißendem schwülem Sonnenlicht: es wäre etwas für Richard gewesen; b e i d e »Beleuchtungen« hätt' er brauchen können.

In die »Fahnenweihe« muß ich also allein ziehen; ich freue mich darauf nach Euern Berichten. Höfer ist ein so vorzüglicher Schauspieler: wie sich Ruederer mit d e m »derkriagn« konnte! Bei meinen Aristophanesvisionen auf dem »morgendlichen« Akropolisfelsen, wenn Hähne krähten, Nachtigallen sangen, Schwalben zwitscherten und ein Esel heraufbrüllte in seiner Frühlingssehnsucht, mußt' ich an »Wolkenkuckucksheim« denken: es ist so viel Gelungenes darin, daß man meinen sollte, mit ein paar Strichen und Retuschen wär's wieder lebendig zu machen. Aber für Striche und Retuschen ist wohl Goethe zu haben, nicht aber Joseph Ruederer. ...

Meine Wandertage sind wirklich »Glück ohne Reue«; trotz der stärksten Temperaturgegensätze und Kulturunterschiede, die wir durchleben mußten, ist uns alles »zum Wohlsein gediehen«. Mein Begleiter war der Berliner Sanskritist Lüders mit Frau; das Trio paßte gut zusammen, es sind Leute von Temperament und Empfänglichkeit, Bekannte von Wölfflin.

Na, ich werde das ja, hoffentlich, wenige Tage, nachdem Ihr diese Zeilen erhalten habt, Euch alles erzählen können. W e n n ich hier — von meinen »Teuren« abgesehen — etwas vermisse, ist es gute Musik: alle Flügel und Pianinos sind verstimmt. Halt, einmal wurde in der deutschen Philadelphia sehr schön ein Haydnsches Quartett gespielt, von Deutschen; das Cello strich ein alter Schüler von mir. In Olympia blasen die Hirten seltsame Mollphrasen auf selbstgeschnittenen Rohrpfeifen: ich habe ein solches Instrument für 20 Lepta erstanden, versuche aber vergebens, ihm die Töne zu entlocken. Hoffentlich gelingt es auf dem Klavizimbel demnächst etwas besser

Deinem gehorsamen Otto Krause.

Im September 1912 beging die Thomasschule in Leipzig, an der Crusius einst Gymnasiallehrer

gewesen war, das Fest ihres siebenhundertjährigen Bestehens. Gern nahm er an der Feier teil, hing den Erinnerungen an vergangene Zeiten nach und freute sich besonders über die Aufführung des alten Singspiels »Die Jagd« von Christian Felix Weiße mit der Musik Johann Adam Hillers. Am 27. September schrieb er uns (mit allerlei scherzhaften Anspielungen auf die Leipziger, aber auch auf die Münchner Redeweise):

Liebe Freunde, schönste Grüße aus der Stadt Bachs, Wagners, Leibnizens und — Mendelssohns. Die »Antigone« führten die braven Thomaner, alte und jüngre, mit der Musik von Felix auf, der hier doch gar zu infelix war — etwas so Unzulängliches wie diese Vertonung von »Viel Gewaltiges« und »Eros allzeit Sieger« ist ja nie Ereignis geworden. Aber ein Hillersches Singspiel »Die Jagd« haben die Alumnen (von Sexta bis Prima!) so entzückend lebendig und frisch hingestellt, daß ich mich — weeß Kneppchen — ähnlich froh und »restlos« befriedigt fühlte wie — in den »Meistersingern«. Das Ganze hatte etwas seltsam Traumhaftes, wie so ein älterer Biedermann nach dem andern kam und behauptete, von mir vor 26 oder 28 Jahren pädagogisch mißhandelt zu sein. Nette Leute darunter. Jetzt geht's noch nach Weimar. Wetter dauernd Sau und grau; aber mir Sachsen sin d o c h helle.

Euer O. Grusius mit dem harten G.

Zurück reiste er auf dem Umweg über Weimar. Hier erfuhr er, daß meine Schwiegermutter Emilie Kaula plötzlich ohne vorhergehende Krankheit einem Herzschlag erlegen war. In hohem Alter war sie bis zuletzt frisch und tätig gewesen, in ihrem Beruf als Gesangslehrerin seit langen Jahren zu gemeinsamer Arbeit mit meiner Frau verbunden. In herzlicher Wärme sprach uns der Freund (am 1. Oktober) seine Teilnahme aus; die Erinnerung an den Tod der eignen Mutter erwachte neu in ihm.

Liebe Freunde!

Wenigstens in Gedanken kann ich an diesem schweren Tage bei Euch sein. Während ich hier an die heiligen Gräber und Erinnerungsstätten schreite, wird sich das freundliche Bild Eurer Mutter unter den Gestalten zeigen, die ich verehre.

Ich hab' es Dir ja oft gestanden, liebe Magda, wie gern ich die ewig junge alte Frau hatte — mir erschien sie immer wie eine erlesene »Frohnatur«, trotz aller Schicksale und Arbeitsmühen froh und frohmachend, gleich der Frau Aja, von deren Reliquien ich eben zurückkomme.

Nach allem, was meine Frau mir schreibt, war der Tod für die Heimgegangene ohne Schmerz und Schrecknis. Kein Sterben, sondern eine schnelle Entrückung, wie bei den alten Götterlieblingen. Es hat etwas Tröstliches für uns Nachlebende, daß man s o alt sein und so dahingehen kann wie Deine Mutter.

Ich vergesse diesen Augenblick nie, wie die Hand, die mich bis in die Vierziger hinein geführt und begleitet hatte, sich mir entzog. Und wie eng war Dein Dasein mit dem Deiner Mutter verbunden, der Du Arbeitsgenossin sein und bleiben konntest bis an den letzten Tag.

In herzlicher Freundschaft Euer O. Crusius.

Dem ernsten Briefe folgten wieder heiterere Worte in Prosa oder Versen bei verschiedenen Anlässen. Namentlich von seinen Ausflügen in das geliebte Isartal, in das er in den nächsten Jahren ungemein oft, zeitweise fast Woche für Woche auf einige Tage entwich, sandte er im Frühling 1913 manchen launigen Gruß zugleich mit den Korrekturbogen seiner Schrift zur Geschichte der Fabel, die ich auf seinen Wunsch durchsah. Im Mai berichtete er kurz über Petersburger Erlebnisse während der Sitzungen der internationalen Vereinigung der Akademien.

Im August begleitete uns, wie schon das Jahr zuvor, Frau Crusius ein paar Wochen in die Tiroler Alpen. Ohne sie setzten wir dann unsre Reise nach Venedig, Triest und Abbazia fort und fuhren endlich auf einem englischen Schiff von Fiume nach Gibraltar, um die wichtigsten Städte Südspaniens kennen zu lernen. Von diesem Reiseplan war natürlich schon vorher die Rede. Wir malten dem Freunde aus, wie schön sich eine solche Fahrt für uns alle gestalten würde, wenn er sich zur Teilnahme entschlösse. Darauf antwortete der in München bei den Kindern und den beiden Dienstmädchen Zurückgebliebene am 3. August mit übermütigen Scherzen, die nebenher auch die Abneigung meiner Frau gegen seinen Lieblingsausdruck »mein alter Adam« trafen.

Meine lieben Freunde, vor allem dank' ich, nächst dem lieben Gott oder Diespiter, der für diesen ewig blauen Himmel so freundlich sorgt, Euch beiden: denn mein Astralleib schwebt neben meinem Weibe, und alles, was sie durch und mit Euch Schönes erlebt, kommt durch die dergestalt vermittelte Fernwirkung auch mir zugute.

Ach ja:

Ins Land des Don Giovanni,
Fern von Lina und Fanny,
Mit Franz und Magdalenichen,
Was wär' das für ein Plänichen!

Aber mein alter Adam (ich weiß wohl, daß Du ihn, l(iebe) Magdalis, nicht leiden kannst), mein alter Adam behauptet, er sei erst Pfingsten zwischen München, Petersburg und Moskau herumgehetzt, das spüre er noch in den Knochen. Auch müsse er, was er so oft in Trägheit und Sündenlust an guten Werken versäumt habe, endlich nachholen. Die letzten Tage hat er sich übrigens wieder mit Komödianten und Musikanten herum-

getrieben. Ich muß ihn endlich etwas kürzer halten. — Ohne Scherz, vielen Dank für Deinen l(ieben) Brief. Vielleicht machen wir doch einmal so eine himmelblaue Fahrt als Quartett; dies Jahr wär's über unsre Kraft. Euer pausierender Kontrabassist.

In verwandtem Tone schrieb er am 5. September von dem »Wechselspiel von grauem Nebel und glühenden Sonnenuntergängen«, den Genüssen des Bades und den »wundervollen Sonnentagen«, die er mit seiner Familie zu Herrsching am Ammersee erlebte. Doch unterbrachen das fröhliche Geplauder auch ernste, grollende Klänge beim Gedanken an den Tod unsers jungen, hochbegabten Kollegen August Lütjens, der in den Bergen abgestürzt war.

... Ihr werdet eben auf Gebel-al-Tarik zuschweben und damit die Säulen des Herakles erreichen — möge sich Spanien als Hesperide erweisen, die Euch güldene Äpfel der Schönheit und des Lebens darbietet! Wenn ich Marées wäre, würde ich das zeichnen; da ich's aber nicht bin, wünsch' ich Euch neben der schönsten Wirklichkeit holde Traumbilder für die gefürchteten Nächte, wo die Zanzaren schwirren und die südliche Bett-Fauna sich regen könnte. In der Nähe von Sagunt wenigstens soll's nicht immer ganz echt sein in diesem puncto ...

Der arme Lütjens! Dabei sprachen seine Bergsteigvereinsbrüder vom »schönen Tode für ihre Ideale«. Das hat mich empört — ja, ein Arzt, der einer Seuche zum Opfer fällt, oder ein Soldat vor dem Feind ... na, ich will nicht schimpfen.

Habt Dank für Eure Epistel an die Korinther — denn wahrlich, wir leben hier fauler als Ihr, die Ihr Paulus gleich die Stätten des Mittelmeers durchkreuzt, in fleischlichen Lüsten, gleich den Tieren Epikurs. Oh!

Im nächsten Sommer, 1914, machte der Ausbruch des Krieges alle Reisepläne zunichte. Die gewaltige Erregung der Zeit ergriff Crusius mächtiger als die meisten um ihn und drängte ihn geradezu, sein Hoffen und Bangen künstlerisch auszusprechen. Gedicht auf Gedicht entstand in kurzer Zeit; zu mehreren von ihnen fand er kraftvolle, klangschöne Melodien. Und während er bisher seine poetischen und musikalischen Entwürfe streng im Pulte verschlossen gehalten hatte, trat er jetzt mit seinen Versuchen keck vor die Öffentlichkeit und eroberte sich Erfolge, die ihn von ganzem Herzen freuten. Zunächst aber war er besonders bei der musikalischen Arbeit etwas ängstlich. Die neu entstandenen Kompositionen brachte er regelmäßig meiner Frau mit der Bitte, sie auf ihre Richtigkeit, Güte, Sing- und Spielbarkeit zu prüfen. Dankbar nahm er hier jede kritische Bemerkung auf und konnte sich in der sorgsamen Durchfeilung seiner Entwürfe nicht leicht genugtun. Den stärksten Beifall errangen alsbald das vortrefflich-volkstümliche »Reservistenlied«, als Chorgesang gedacht, und das zum Einzelvortrag bestimmte Lied »Die deutsche Glocke«, das er selbst unter den Gebilden seiner Muse besonders liebte. Daß er es gleichwohl nicht selbstgefällig überschätzte, zeigen die Verse, mit denen er zu Weihnachten 1914 einen Abdruck davon nebst dem Adagio aus dem Streichquintett Bruckners meiner Frau überreichte:

Die deutsche Glocke zog ich bieder;
Ich zieh' sie auch im neuen Jahr
Und bringe, Königin der Lieder,
Sie nochmals Dir als Gabe dar.

Ich weiß, sie könnte voller tönen,
Und ihr Metall könnt' edler sein;
Drum klinge noch: Dich zu versöhnen,
Ein Weiheklang von Bruckner drein.

Einen bedeutenden Zuwachs erfuhr die amtliche Tätigkeit unsers Freundes im Frühling 1915 durch seine Ernennung zum Präsidenten der bayrischen Akademie der Wissenschaften. Wenige Tage nach dem Tode seines Vorgängers, des von uns allen geliebten und verehrten Karl Theodor v. Heigel, suchte ihn Ministerialrat Winterstein auf, um ihn zur Übernahme der erledigten Stelle zu bewegen. Am 30. März überraschte er uns mit der Nachricht von seiner Ernennung:

Lieben Freunde, Ihr sollt die ersten sein, denen ich's schreibe; es hilft ja doch nichts. Am Sonntag kam die erste Anfrage vom Ministerium durch Winterstein: ich habe, ernsthaft, bei einer Besprechung auf würdigere und ältere Kandidaten hingewiesen, aber nicht schlechtweg gestreikt. Eben erhalt' ich die Mitteilung, daß ich zum — Präsidenten ernannt bin. Ihr könnt Euch denken, daß ich der Sache mit gemischten Gefühlen gegenüberstehe: hoffentlich gelingt mir's, mich drauf einzustellen! Mit der Niederschrift meiner opera musica, liebe Magda, wird's nun vorläufig vorbei sein. Euer O. Cr.

Die künstlerische Schaffenslust erlitt übrigens durch die Pflichten des neuen Amtes keine Einbuße, so gewissenhaft es Crusius auch mit diesen nahm. Eher gab er einige andre Nebenbeschäftigungen preis, die ihm Zeit kosteten und weniger Freude machten. Doch sagte er sich auch von ihnen schwer los, zumal wenn sie in einem gewissen Zusammenhang mit dem öffentlichen Leben standen. Erleichtert wurde ihm nunmehr der Verkehr mit der Außenwelt, indem von Amts wegen seine Wohnung an die Fernsprechleitung angeschlossen wurde. Er benutzte die neue Einrichtung bald sehr eifrig, auch zur Aussprache mit

uns. Die brieflichen Mitteilungen wurden demgemäß von jetzt an selten; zu ihnen griff er fast nur bei besonders festlichen Gelegenheiten und wenn eine Reise uns trennte. So widmete er uns zur silbernen Hochzeit im August 1915 folgende Verse, unter die er die Zahl 25 setzte und zwei von demselben Pfeil durchbohrte Herzen zeichnete:

Biedermeyer
greift in seine Silberleier:

Die Freude hat die grüne Festgirlande
Von IHM zu IHR im Lebensmai gewunden,
Die Liebe auch mit rosenrotem Bande
SEIN Herz und IHRES jugendfroh verbunden.

Und Lebensmonde kamen, Monde schwanden;
Dankbar für holde Gaben grüßt IHR jeden,
Und stärker noch als Bänder und Girlanden
Spinnt nun der schönste Herbst die Silberfäden.

In ähnlicher Weise begrüßte er im Dezember unsre Geburtstage mit heiteren Reimen. Das Jahr darauf erinnerte ihn seine Frau einen Tag zu spät an meinen Geburtstag; da schrieb er mir am 5. Dezember 1916:

Auf Frauen sollst du nimmer dich verlassen —
Die meine war mir Laura und Beatrix,
War mir G e d ä c h t n i s, M u s e, N o m e n c l a t r i x —
Kaum weiß ich mich zu fassen —
Sie hat mich gestern schnöd' im Stich gelassen.
Gratulor!

Der nämliche übermütige Ton erklang aus den Versen, mit denen er am 27. Dezember 1916 eins seiner Lieder, das eben im Druck erschienen war, meiner Frau als Geburtstagsgruß sandte:

O Du trefflichste der Frauen,
Am Piano wie im Kochen,
Nimm, die einst ich hingehauen,
Töne, säuberlich gestochen.

Laß Dein Auge gnädig schauen
Auf das Lied, das ich verbrochen,
Oder sag' mir im Vertrauen:
»Nicht gehau'n und nicht gestochen.«

In den nächsten Monaten bereitete ihm die herzliche Aufnahme, die die Sammlung seiner Gedichte bei Freunden und Fremden fand, lebhafte Freude. Während er aber solchen künstlerischen Ruhm dankbar genoß, wollte er von einer persönlichen Feier, die seine Schüler für seinen sechzigsten Geburtstag vorhatten, nichts hören. So kam ihm die Einladung zur Teilnahme an Hochschulkursen, die im Dezember 1917 für unsre Feldgrauen in Nordfrankreich stattfinden sollten, sehr erwünscht. Er verweilte auf der Rückreise noch den einen und andern Tag in Belgien, nur um am 20. Dezember noch fern von München sein zu können. Nichtsdestoweniger erwarteten ihn hier Stöße von Glückwünschen, und bis er für alle gedankt hatte, vergingen Wochen.

Im Frühling 1918 unterzog er sich einer an sich ungefährlichen Operation; doch dauerte es ziemlich lange, bis er aus der Heilanstalt völlig genesen nach Hause entlassen werden konnte. Für einige Süßigkeiten, die ihm meine Frau ans Krankenbett schickte, dankte er in anmutigen Versen. Nur langsam erholte er sich im Laufe des Sommers wieder zur alten Kraft und Frische. Gerade deshalb wünschten wir, daß er einige Wochen auf dem Lande von aller regelrechten Arbeit ausspannen möge. Aber in der Ungewißheit und Aufregung über die Ereignisse jedes Tages war er zu keinem Urlaub zu bewegen. Dann kam der Zusammenbruch Deutschlands, der Abschluß des Waffenstillstandes, die allmähliche Rückkehr unsrer Truppen. Auf Crusius lastete das Unglück unsers Volkes schwer. Mit bitterem Groll sprach er von allem, was dazu geführt hatte und nun daraus folgen mußte. So waren auch die Zeilen, die er mir diesmal zum Geburtstag (am 4. Dezember 1918, zugleich mit etwas Gebäck seiner Frau) sandte, ernster gehalten als je zuvor, obgleich nun doch schon einer seiner Söhne vom Felde heimgekehrt war.

Lieber Freund, wann wird die Zeit wiederkommen, daß wir uns in diesen Dezembertagen anjodeln wie einst! Aber wir dachten Deiner heut' früh beim Lampenschimmer, wo wir nun wenigstens zu dritt wieder beisammensaßen. Auch in der Universität fanden sich (in meinem spärlichen Kolleg) alte Schüler wieder ein — man kann doch wieder an den Zukunftsaufbau denken. Und zwischen uns ist's nicht nur beim alten geblieben; ich denke, wir wachsen, s e n e s dum sumus, nur enger zusammen, einschließlich unsrer jüngeren Hälften. Die meine spricht zu Dir auch noch in einer stummen Sprache. Dein alter O. Cr.

Es war der letzte Brief, den wir von ihm empfingen. In den nächsten Wochen kam er noch mehrmals zu uns herüber, zuletzt am 27. Dezember, dem Geburtstag meiner Frau. Da plauderte er in sprudelnder Lebhaftigkeit über alles mögliche, stritt hartnäckig für seine Ansicht über einzelne Rollen und Szenen in Grabbes »Hannibal«, den er vor kurzem im Münchner Nationaltheater gesehen hatte, regte in seiner frischen Weise alle Anwesenden auf das heiterste an. Zwei Tage danach standen wir tieferschüttert am Totenbett des eben Entschlafenen, unsers besten Freundes.

Hans Bremer: Sonnenflecke

Karl von Fellner: Gevatter Tod (1. Bild)

Das neue Bühnenbild

Zu Entwürfen von Hermann Krehan

Von Dr. Friedrich Volland

Die neue Zeit tastet nach neuen Formen — überall, auf allen Gebieten unsrer gewaltig bewegten Kulturgemeinschaft, vom Staatsgedanken bis zur Kunst; aufgewühlt bis zum Bodensatze drängt ein erschüttertes Volk in unklarer Masse auf neuen Pfaden hinter neuer Führerschaft zum Licht. Wir erleben und durchleben Absonderliches; zwischen unerhörten Steigerungen und Niedergängen jeglicher Lebensäußerung pendelt unser kritisches Empfinden, ein Spielball von Eindrücken, auf deren überwältigende und sich ständig überbietende phantastische Folge sich unser gehetztes und in den Grenzen des Faßlichen gedrilltes Hirn noch nicht endgültig einzustellen vermochte. So vielseitig diese neuen Richtungen, Ideen und Verkörperungen sind, so wenig sie alle und ohne weiteres dem beharrlichen Geschmacke genießbar erscheinen, allerwärts sehen wir eine Rückkehr zur Ursprünglichkeit, einen Hang zur Auflösung in Elemente, zur Vereinfachung in der jeweiligen Grundform. Auch erzieht die Not der Zeit zu bewußtem Verzicht auf äußere und innere Dinge. Hier ringt der Zwang zur Sparsamkeit mit dem Bedürfnis nach Verfeinerung und löst letzten Endes den Zwiespalt in praktischer Vereinfachung.

Auf die bildenden Künste muß dieser im Zeichen eines sich ordnenden Chaos stehende Urbeginn einer neuen Epoche in mannigfachen Schattierungen abfärben. Denn stets ist die darstellende Kunst der empfindliche Ausdruck der hunderterlei Zuckungen der Umwelt. So sehen wir u. a. auch hier den ausgeprägten Hang, mit primitiven, ja naiven Mitteln künstlerische Wirkungen zu erzielen — als rettungslose Entgleisung im Dadaismus, als zielbewußte Bewegung im Expressionismus. Dieser, mit seinen ersten Ansätzen bereits ahnungsvoll in den Auftakt des jetzigen Sabbats zurückreichend, hat seinen Weg gemacht und seine Berechtigung als Kunstrichtung durchgesetzt.

Neuerdings hat man den Expressionismus — wohl gleichfalls im Sparsamkeitsdrange — auch in den Dienst der Theaterkunst (im weiteren Sinne) gestellt, indem man expressionistische Bühnenbilder schuf. Ob er hier als der geborene Träger dieses Kunstzweiges erscheint, mag auf den ersten Blick zweifelhaft sein, zumal dann, wenn er die Besonderheiten seiner Ausdrucksweise noch ausdrücklich betont. Ganz anders, sofern er seine Mittel, seine Wirkungen und die Anforderungen, die seine Technik an den schaffenden Künstler stellt, zweckentsprechend auf die Eigenart der zu behandelnden Stoffe umzustellen vermag. Denn immer hat der Szenenbildner im Auge zu behalten, daß er nicht freiherrlich seinen Stimmungen und Schöpfertrieben folgen darf, sondern im Dienste einer Dichtung steht, deren Stimmung und Milieu er Rahmen und bildhaften Abglanz zu schaffen hat. Dem expressionistischen Bildner bieten sich hier gewisse Hemmungen, die er zu überwinden hat. Gelingt ihm dies, mit andern Worten: gelingt es ihm, seinen expressionistischen Drang seiner Aufgabe gefügig zu machen, so kann allerdings das expressionistische Bühnenbild das Vollkommenste darstellen, was auf diesem Gebiete zu erreichen ist.

Daß dies sehr wohl möglich, zeigen die hier wiedergegebenen acht Entwürfe Hermann Krehans. Hier sind Bühnenbilder mit stark expressionistischem Einschlag, und hier sind Bühnenbilder, die in Sinn-

Karl von Fellner: Gevatter Tod (3. Bild)

fälligkeit und Anpassungsvermögen — bei Wahrung aller Eigenart — Hervorragendes bieten. Sie gelangen dem Maler Krehan gleicherart wie dem Schauspieler, Architekten und Regisseur Krehan. Und ich möchte annehmen, daß diese glückliche Vereinigung in ein und derselben Person den Künstler für seine in sich geschlossene Arbeit befähigte.

Die expressionistische Kunst ist sparsam mit der Materie, verschwenderisch mit Energien. Der Sinn des Betrachters soll in dem expressionistischen Bild nicht ausruhen, sondern gezwungen werden, sich in Stoff, Stimmung und Geist des Dargestellten zu vertiefen. Hieraus folgt zunächst, daß das expressionistische Bild den Beschauer zur Verinnerlichung zwingt, zum andern, daß der expressionistische Künstler das Milieu,

Mascagni: Cavalleria rusticana

Georg Kaiser: Bürger von Calais (II. Akt)

aus dem er schöpft, man möchte sagen handwerksmäßig beherrschen muß. Denn die seinem Bilde innewohnende suggestive Kraft, die unter Verzicht auf äußeres Rankenwerk sich nur im Notwendigsten und Kennzeichnendsten auslebt, kann lediglich aus der restlosen technischen Erfassung und geistigen Zerkleinerung des Stoffes erwachsen. Dies auf das Bühnenbild übertragen, läßt unschwer erkennen, daß das expressionistische Bühnenbild in der erforderlichen Zweckunterordnung und in befugter Hand Ideales zu bieten vermag. Wie schon betont, ist es Zweck und Aufgabe des Bühnenbildes, einer Dichtung (im weiteren Sinne) bildhaften Ausdruck zu verleihen. Niemals soll das Bühnenbild für sich allein stehen und wirken wollen, sondern stets soll es der aus Sinn, Zeitgeist, Stimmung und Spannung des Stückes heraus geborene sichtbare und sichtliche Träger einer Summe von Unwägbarkeiten sein, die dem Auge und dem Gefühl des Zuschauers zu vermitteln sind. Je besser das Bühnenbild dies versteht, je inniger es aus der jeweiligen Szene herauswächst und je bewußter es sich jeglichem Selbstzweck fernhält, um so höher ist es zu bewerten. Der expressionistisch geschulte Blick des Szenenbildners, seine Fähigkeit, das Bezeichnende zu erfassen, und seine Methode, möglichst nur dieses bildlich zu verwerten, bedeuten hier ganz unschätzbare Vorzüge. Sein Bild fesselt den Zuschauer an die

Georg Kaiser: Bürger von Calais (III. Akt)

Handlung, rückt sie ihm — gleichsam konzentriert — näher, leitet ihn zum eindringlicheren Verständnis und zwingt ihn letzten Endes zur Vertiefung in die Dichtung. Mehr soll das Bühnenbild nicht, und mehr kann es nicht; es hat in diesen Erfordernissen wie Möglichkeiten das Höchste seiner Kunstgattung erreicht. Nur tiefstes, nachdenklichstes und verständnisinnigstes Versenken und Aufgehen kann mit solchem Gewinn aus dem zu verarbeitenden Stoff vor den Zuschauer treten. Das aber ist bewußte Schulung des Expressionismus.

Von den Krehanschen Entwürfen sind hier besonders die Bilder zu den »Bürgern von Calais«, zu »Gas« und zum »Geschlecht« hervorzuheben. Diese vier Bühnenbilder zeigen bereits auf der Fläche eine Verkörperung von Summe und Auslese jeweiliger dramatischer Spannungen, wie sie treffender, bei allem Inhaltsreichtum einfacher und darum bühnenbildlicher nicht erfaßt werden konnten. Bühnenbild und Dichtung ergänzen sich hier derart oder schmelzen zu einer solchen Einheit zusammen, daß in gleicher Weise das Bühnenbild zur Dichtung wie die Dichtung zum Bühnenbild erdacht werden könnte. Es stehen sich hier zwei Kunstwerte gegenüber, die in andern Ausdrucksformen dasselbe sagen und demgemäß restlos harmonieren. Schlaglichtartig empfängt der Zuschauer die Grund- und Leitmotive der jeweiligen dramatischen oder lyrischen Schwingungen, die von den dichterischen Vorgängen ausgehen oder sich in ihnen verhalten.

So ist z. B. das Szenarium im II. Teil (II. Akt) der »Bürger von Calais« ganz auf das Abendmahlhaftige gestellt, womit knappumrissen das Wesentliche getroffen wird. Die zur freiwilligen Sühne bereiten Geiseln der Stadt Calais — sechs waren vom Belagerer gefordert — losen um Tod und Leben des überzähligen Siebenten. Aufopferungsfreudigkeit, Todesergebenheit, Nächstenliebe und Glauben, aber auch Mißtrauen, Zweifel und Lebenslust, kurz Gipfelungen menschlicher Schwächen und Tugenden sind hier um die führende Persönlichkeit Eustache de St.-Pierres im engsten Konflikt zusammengedrängt, verklärt durch das Überirdische des Zweckes und das Heilige der Handlung. Krehans Kunst faßt die auseinanderstrebenden wie die zusammenströmenden Kräfte der Szene in ein Bild, das kraft seiner schemenhaften Anlehnung an Leonardos »Abendmahl« in unbewußter Ausschöpfung ähnlicher Stimmung den Zuschauer mitten hinein in die dramatische Handlung führt und dort sein Verständnis ebenso trägt wie seine Phantasie weiterleitet.

Nathan der Weise (Schachszene)

Die gleiche Wirkung erreicht der Künstler in dem zweiten Szenenbild (III. Akt). Eustache de St. Pierre ist den freiwilligen Opfertod — logische Fortsetzung des Abendmahlsszenariums — zur Gewissensentlastung seiner sechs Leidensgefährten gestorben, wäh-

rend ihn menschliche Niedertracht als Feigling lästerte; Großmut des Siegers schenkt den sechs andern an der Bahre des Toten das Leben. Majestät des Todes, Entsühnung, Erlösung und Unsterblichkeit sind hier die Sockelsteine des dramatischen Aufbaues. Krehan löst seine Aufgabe wiederum, indem er biblischen Grundtönen nachschürft. Das gesamte, von der Szene verlangte Kirchenmotiv erscheint gleichsam gekrönt durch die schattenhaft angedeutete gewaltige Figur des gekreuzigten Erlösers, mit dieser Versinnbildlichung des Heilandgedankens die beherrschende Kuppel der dramatischen Steigerung treffend. Demütig, in scheuer Ehrfurcht neigen sich Figuren sowohl wie Architektonik zum Bewußtsein ihrer Bedeutungslosigkeit vor diesem Symbol jeglicher Überwindung. Alles ist gedämpft, in verschwimmendes Halbdunkel getaucht, lediglich die geöffnete Kirchenpforte erstrahlt im hellsten, zusammengedrängten, von innen heraus dringenden Licht, den Weg zu dessen unendlicher Fülle, in die Unsterblichkeit weisend. Symbolik, die dem Zuschauer keine Rätsel aufgibt, sondern ihn in ihrer Anschaulichkeit und Tiefe gefangennimmt und dem Dichter zuführt.

Auch im Bühnenbild zu v. Unruhs »Geschlecht« verwendet Krehan, der Tendenz des Stückes entsprechend, symbolistische Akzente, ohne sich im Geheimnisvollen zu verlieren. Mit den einfachsten Mitteln bringt er dem Zuschauer Ort und Stimmungssphäre der Handlung nahe. Die Szene verlangt einen auf Bergesgipfel gelegenen Friedhof, vor und in dessen Mauern das Widerspiel zwischen Mutterideal und Kriegsrealität zum Austrag gelangt. Das zeitlose Stück fordert möglichste Loslösung vom Konkreten; gleichsam nur Elementarstes, stilisiertes Urwesen ist zu zeigen. Der Krehanschen Gestaltungsgabe mußte dieser Vorwurf ganz besonders liegen; seine Schöpfung ist ebenso Bühnenbild wie Gemälde. Mit peinvoller Eindringlichkeit empfindet der Zuschauer die hungernde und dennoch mit Konfliktsstoff gesättigte Öde der Stätte; lediglich Farbe und Linienführung zwingen in diesen Bann. Die Embleme des Friedhofs, Mauer und Kreuz, sind ebenso einfach wie hauptsächlich herausgearbeitet; das schiefe, die Mauer überragende Kreuz, ganz offenbar ein unbewußt festgehaltenes Kriegsmotiv, ist mit instinktiver Treffsicherheit gerade in dieses Stück gestellt. Die — nach Fabel und Ideengang — erforderliche Absonderung der beiden Frauengestalten (Mut-

Georg Kaiser: Gas (I. Akt)

Fritz von Unruh: Ein Geschlecht

ter und Tochter) ist überzeugend durch die bestimmte, sich auch in der Unterbrechung fortsetzende Umrißzeichnung der schweren Mauerfront erreicht. Auch die Lage des Friedhofs auf einem Bergesgipfel wird dem Zuschauer mit zwingender Notwendigkeit verdeutlicht; in allen senkrecht führenden Linien drückt sich aufwärtssteigend das Streben einer Verjüngung nach oben aus, am wirksamsten durch die schrägen Stützpfeiler der Mauer in Weiterführung des Kuppenrisses betont. Hier unterstützten und beeinflußten Sinn und Gesetzmäßigkeit der Architektonik freiwirkende reine Malkunst, wie ja überhaupt die Entwürfe Krehans strengste architektonische Schulung mit dem sicheren Gefühl für Farben- und Lichtwirkung paaren und dieser schöpferischen Vereinigung in Verbindung mit der Fähigkeit, sie regiegerecht anzuwenden, ihre ausgesprochene Bühnenbildhaftigkeit verdanken.

Besonders tritt diese architektonische Inspiration in den Entwürfen zu Georg Kaisers »Gas«, zur »Cavalleria rusticana« und dem mehr skizzenhaften, aber scharf sitzenden Versuch zu »Nathan dem Weisen« hervor. Der Entwurf zu »Gas« (I. Akt) ist im übrigen ein kleines Kabinettstück expressionistischer Szenenbildnerei. Der Geist des Stückes ist — auch für den Szenenausschnitt — restlos in seiner Gesamtheit erfaßt und in knappester Gegenständlichkeit auf Fläche und Raum übertragen. Das Überdimensionale, das die Auswirkungen dieses Schauspiels kennzeichnet, findet in Krehans Bühnenbild elementaren Ausdruck. Milliardenatmosphäre, Riesenunternehmen, märchenhafte Energien, mit einem Wort: Titanenhaftes mit seinen unbegrenzten Möglichkeiten von Segnung und Unheil atmet und verhält seinen Atem in diesem grotesk einfachen und kompliziert gewaltigen Raume, der sich mit seinem Ausblick auf die keuchenden Luftschächte unerhörter Krafterzeugung dem Künstler als »Arbeitszimmer« aus der Dichtung offenbarte. Empfinden mochte diese Maße und Verhältnisse wohl jedes phantasiebegabte Hirn; sie festhalten und dem Auge als mögliche Konstruktion verwirklichen konnte nur expressionistische und architektonische Kunst.

Geschlossen auf letzterer beruhen Idee und Wirkung des Szenenbildes zur »Cavalleria rusticana«. Hier war ein Szenarium zu schaffen, das einmal südliches Kolorit tragen mußte und zum andern eine geeignete Walstatt für den Kampf der Bauern abzugeben hatte. Beide Erfordernisse löst Krehan auf architektonischem Wege. Links die Osteria, rechts die Kirche sind typische ländliche Baulichkeiten des Südens, ebenso die abgrenzenden Mauern des Hintergrundes in ihrer lässig-gefälligen Anordnung. Auch die schmale, ausgetretene Mauertreppe, über

welche Lola aus sonnigstem Lichte in den Schatten der Osteria herabtänzeln wird, ist sprechendes Requisit südlicher Kleinbauerei. Die gesamte Gruppierung verkörpert ferner den Begriff der Unentrinnbarkeit, der geschlossenen Arena, die die Leidenschaften zusammenbrängt, gegeneinanderzwingt und den Kampf der Szene in allen Phasen festhält. Knapp und prägnant sind wiederum die tragenden Kennzeichen der dichterischen Begebenheit erkannt und in einfachster Form festgehalten; selbst die sonst so üppig zwischen südlichen Kulissen wuchernde Zypresse fehlt.

Die beiden Bilder zu Karl v. Fellners »Gevatter Tod« in ihrer naiven und stilsicheren Lyrik, mit sicherem Gefühl aus dem balladesken Inhalt des Stückes geschöpft, mögen die bunte Reihe schließen. Ganz auf den farbigen Holzschnitt anfangs des 16. Jahrhunderts abgestimmt, geben sie harmonisch Zeit- und Stimmungston der Handlung und geleiten den Zuschauer mit unmerklichem Zwang in den Bann des Märchenhaften der Dichtung. Krehans mehr dem Epischen und Wuchtigen zuneigende Bildnerkraft wußte sich hier mit feinem Verständnis auf das Empfindliche des lyrischen Stoffes einzustellen. So führen diese beiden sauber getönten Bildchen noch einmal mitten hinein in die bühnenbildnerische Werkstatt, in der nur ein Künstler schaffen kann, der gleichgestimmt im Werk des Dichters aufgeht, um der eignen Schöpfung kraft andrer Fähigkeiten künstlerische Form zu verleihen.

Die Stunde Sauls

Der Knabe David nahm
Von der Wand das Saitenspiel,
Wenn Gram
Sauls große Seele befiel.
Wenn dann der König Saul irre mit dunklen Schatten stritt,
Über die Leier die weiße Hand des Knaben glitt.

„Warum, Jehova, o ewiger Zebaoth,
Plagst du die Seele mit dieser trüben Not,
Sträubst mir das Herz in Haß und Widerspruch,
Wandelst Gebet in meinem Munde zu bösem Fluch?"

König Saul stützt schwer das Haupt und stöhnt,
Unter den Fingern Davids die goldene Zimbel tönt.

„Wer zu Sternen sich reckt, ist immer von Wolken umweht.
Heiter lebt nur, der bescheiden im Grunde geht.
Ihn verhüllt nie die Wolke, die deine Stirn umstrich.
Bist du nicht Saul, eines Hauptes höher denn alle um dich?"

Davids helle Hand tanzt munter mit jedem Klang.
König Saul springt das Herz schier vor wehem Drang.

„Mach' mich bescheidener, Herr! Beug' meinen hohen Mut!
Nicht will ich König sein, nur Mensch und weise und gut.
Scheuch' das Gewölk von der Stirn! Mir taugen die Sterne nicht.
Hebe auf Saul wieder gnädig dein Angesicht."

David schlägt das Spiel zu immer höherem Schall.
König Saul lauscht versunken dem jubelnden Widerhall.

„Saul, deine Stunde nimmt dir kein Gott von der Brust,
Weil du damit deine Krone bezahlen mußt.
Bist du größer als andre, sei es in Schmerzen auch hier.
Deine Stunde gehört wie deine Seele zu dir."

König Saul warf den Speer mit starker Hand,
Daß er zitternd neben den schwarzen Locken Davids stand.
Als dann des Knaben Spiel in jähem Wimmern zerstob,
War es wieder Saul, der König, der sich zu Sternen hob.

Karl Bröger

Die Exzellenz und ihr Sohn

Eine Novelle von Friedrich Fromm

Die Zeitungen werden sagen, daß ich in einem Anfall von Geistesverwirrung gehandelt habe. —

Was sollten sie auch sagen? —

Welchen Anlaß sonst konnte ein Mann wie ich zu solchem Schritte haben?

Ich bin in verhältnismäßig jungen Jahren Direktor eines Gymnasiums und habe eine glänzende Laufbahn vor mir, die mich, wo nicht auf Ministersessel selbst, so doch wenigstens in das Ministerium führen würde.

Ich erfreue mich bei meinen Vorgesetzten des besten Ansehens und bin bei meinen Schülern beliebt.

Zudem lebe ich in geordneten finanziellen Verhältnissen und habe weder berufliche noch sonstige Verstimmungen erlebt.

Auf meinem Namen lastet nicht der leiseste Schatten, und auch eine Liebesangelegenheit ist nicht nachweisbar.

Ich muß es also in augenblicklicher Geistesstörung getan haben. —

Wenn die Zeitungen den wahren Grund meiner Tat wüßten, so würden sie meine »Affäre« — leider werde ich eine Affäre geben — unter der Überschrift »Selbstmord aus unglücklicher Liebe« veröffentlichen.

Denn dies wäre die Formel für meine Tat.

Noch jetzt, wo ich zum Sterben fest entschlossen bin und den Revolver vor mir liegen habe, zuckt mir ein Lächeln um die Lippen. Ein verliebter Schulmeister hat immer etwas Komisches an sich, ein unglücklich verliebter Gymnasialdirektor aber ist der Gipfel der Komik.

Doch ist es nicht die Lächerlichkeit, die mich tötet. —

Der Tod steht hinter mir und wartet, daß ich ihm in die Arme sinke. Ich fühle, wie er über meine Schulter mit den leeren Augenhöhlen auf das Papier schielt, und deshalb will ich mir und ihm hier Rechenschaft ablegen, ob es zu vermessen war, ihn vorzeitig und eigenmächtig zu beschwören. —

Ich bin seit zehn Jahren Gymnasiallehrer und seit dreien auch Direktor. Mir ist mancher Schüler durch die Hände gegangen, und ich habe das Gefühl, daß ich im großen ganzen an jedem meine Pflicht getan habe, um so mehr, als mich niemals Liebes- oder andre Interessen meinem Berufe untreu gemacht haben. In den Ferien empfange ich öfters die Besuche früherer Schüler, und diese beweisen mir, daß ich ihnen als Jungen die Schulzeit nicht schwerer gemacht und nicht mehr verbittert habe, als es im Interesse ihrer Zukunft unbedingt nötig war. —

Das letzte Schuljahr fand mich nach wohlangewandten Ferien in außerordentlicher Frische und Arbeitskraft, und meine neuen Primaner und ich waren bald gute Freunde. Wer nicht Schulmann ist, wird kaum verstehen, welcher Reiz in der Beobachtung liegt, wie bald nach Beginn eines neuen Schuljahres aus der anfänglich verwirrenden Menge gleichartiger Köpfe sich einzelne herausheben, und wie die im Anfang dreißigfache Wiederholung des typischen Schülers täglich mehr zugunsten von dreißig verschiedenen, immer schärfer sich abzeichnenden Einzelpersönlichkeiten verblaßt. Es ist, als ob man in eine fremde Stadt käme, deren Gassen dem Reisenden nur Himmelsrichtungen und Verbindungsmöglichkeiten bedeuten, die aber für den täglich heimischer Werdenden Gesicht und Sprache bekommen. Als das dritte Quartal sich seinem Ende zuneigte und die Weihnachtsferien den Primanern und mir durch die Köpfe spukten, begab es sich, daß ich in der griechischen Stunde an einen Schüler, der nach meiner Meinung sich in nichts aus der Menge gelöst hatte, eine Frage richtete und statt der erwarteten Antwort die Entgegnung erhielt: »Ich bedaure, Herr Direktor, ich war nicht aufmerksam.«

Ich fühlte, wie ich erblaßte und mir für einige Sekunden die Sprache verschlagen war. Die andern jungen Leute starrten mich an, wie ich die vermeintliche Frechheit aufnehmen würde. Aber nicht das vielleicht Ungehörige in dem Betragen des Schülers griff mich so an, denn die Entschuldigung wurde in durchaus höflichem Tone gegeben; vielmehr rückte die kleine Episode wie der Strahl einer Blendlaterne allerlei mir selbst unbemerkt gebliebene Vorgänge meines eignen Innenlebens in helle Beleuchtung.

Am Nachmittag des vorhergehenden Tages hatte ich in dem Halbwachen der winterlichen Dämmerstunde den Gang der heutigen Lektion entworfen, hatte gelegentlich entgegen meiner sonstigen Gewohnheit einzelne Fragen geformt und sie in der Einbildung einzelnen Schülern der Prima zur Beantwortung vorgelegt. Da gab mir jemand wie am nächsten Vormittage zur Antwort: »Ich bedaure, Herr Direktor, ich war nicht aufmerksam.«

Ich hatte während des Unterrichtens die vorbereitende Träumerei der Dämmerstunde völlig

Hans Bremer: Bauerndiele

vergessen. Erst die wörtliche Wiederholung der gestern gehörten Entschuldigung rief sie mir wieder ins Bewußtsein, und mit unheimlicher Sicherheit erinnerte ich mich, daß der nämliche Schüler mir wortgetreu gestern ebenso geantwortet hatte, und zwar, obwohl ich sonst keineswegs meiner Vorbereitung entsprechend gefragt hatte, auf die wörtlich der gestrigen entsprechende Frage.

Gleichzeitig aber wurde ich mir bewußt, daß er längst nicht mehr in der Menge der nur halb Bekannten unterging, sondern sehr deutlich im scharfen Lichte des Vordergrundes stand.

Ich brach die Stunde vorzeitig ab in einem Zustande unglaublicher Verwirrung. —

Den langen Nachmittag verlor ich dieses Erlebnis nicht aus meinen Gedanken.

Als die Uhr die nämliche Stunde wies wie bei meiner gestrigen Träumerei, wurde mir der Besuch des jungen Mannes gemeldet. Er kam vermutlich, um sich wegen seines unpassenden Betragens, wie er meinen mußte, zu entschuldigen. Konnte er doch nicht ahnen, daß es einer dunklen Hand gefiel, Schicksalsfäden zwischen mir und ihm zu spinnen.

Ich ließ mich verleugnen, da ich nicht die Kraft fühlte, ihm gegenüberzutreten. Er ging, und als ich die Tür hinter ihm ins Schloß fallen hörte, war meine Bewegung so stark, daß ich ihn am liebsten wieder zurückgerufen hätte.

Die Weihnachtsferien unterbrachen die Folge unsrer Stunden. Ich pflege sonst in den Feiertagen meine Heimat zu besuchen. Diesmal schrieb ich aber meiner alten Mutter, in diesem Jahre möge sie zu mir kommen. Ich redete mir ein, daß es die alte Frau freuen müsse, meinen Wirkungskreis kennenzulernen, und wußte doch, daß ich mit diesem fadenscheinigen Vorwande nur den wahren Grund meines Hierbleibens vor mir selbst zu verhüllen strebte.

Meine Mutter kam kurz vor dem Feste, und die Beschäftigung mit ihr lenkte mich ein wenig von meinen Einbildungen ab.

Denn an meiner Mutter hing ich mit schwärmerischer Verehrung. Schon als ich selber noch Primaner war, scherzte sie: »Schade, daß ich kein Burgfräulein bin, du würdest dich gut zu meinem Pagen eignen.«

Wie ein Page stand ich übrigens zeitlebens — ich darf das Wort gebrauchen, weil ich morgen nicht mehr bin — den wenigen Frauen gegenüber, die meinen Lebensweg gekreuzt haben: in wunschloser Dienstfertigkeit.

Ich war nicht imstande, einer Frau eine Bitte abzuschlagen.

Daher war es für mich ein strenger Befehl, als meine Mutter am Vorabend des Festes mein Wohnzimmer betrat und so ganz beiläufig fragte: »Hast du noch keinen Baum besorgt?«

Mir war nicht nach Weihnachten zumute, aber nun stand nach wenigen Stunden eine krause Tanne im Zimmer, ich bohrte Leuchter ein, bald prasselten einige Zweige im Ofen und verbreiteten Weihnachtsduft. Als aus dem Koffer meiner Mutter nun gar die alten Gold- und Silberkugeln zum Vorschein kamen, die sie mir zur Überraschung mitgebracht hatte, da war alles wie vor zwanzig Jahren. Denn so lange war es her, daß ich meiner Mutter den Ausputz des Weihnachtsbaumes abgenommen habe. Meine Gedanken gingen die beiden Jahrzehnte zurück, und auch meine unruhige Seele hielt Weihnachtsandacht.

Meine Mutter wollte mir eine Freude machen und sprach mehr als sonst von Dingen meines Berufes. Wir gingen über den verschneiten Markt ins Gymnasium hinüber, ich zeigte ihr Aula und Zeichensaal, den Physiksaal mit seinen aufgetreppten Sitzen, und dann wollte sie auch meine Prima sehen. Sie betrachtete die leeren Bänke und die zerschnitzten Pulte mit einer Anteilnahme, als wenn sie wüßte, wieviel Leben und Liebe sie mir bargen.

Und obwohl es für sie nur inhaltlose Klänge waren, ich konnte nicht anders, ich mußte ihr sagen: »Dort sitzt Riegel, aus dem vielleicht ein Dichter wird, dort Rehbein, der künftige Kommerzienrat, und dort sitzt Konrad Weber.« Und dabei hatte ich einen Geschmack auf der Zunge wie von einem Lebenselixier.

»Was wird aus dem werden?« wollte meine Mutter wissen. Aber ich konnte es nicht sagen.

In meinem Amtszimmer setzte sie sich in dieselbe Ecke des alten Ledersofas, in der alle Mütter zu sitzen pflegen, wenn sie mich besuchen, und dann fragte sie genau so wie jene Mütter: »Und nun, Herr Direktor, wie sind Sie mit meinem Sohne zufrieden?«

Ich lachte herzlich und meinte mit höflicher Verbeugung: »Da müßten gnädige Frau eigentlich meine Schüler fragen.«

»Das solltest du tun,« erwiderte sie nun wieder ernst. »Dazu sind die Primaner alt genug. Die könnten auch ihren Lehrern eine Zensur schreiben.«

»Weißt du noch,« scherzte ich weiter, »was du immer sagtest, wenn ich dir meine Zensuren brachte? Wenn ich dir eine schreiben sollte, die sähe anders aus.«

»Das habe ich gesagt? Ich weiß es heute nicht mehr. Aber möglich ist's. Denn ich mußte verhüten, daß du mir zu früh über den Kopf wuchsest. Und jetzt muß ich denken,« schloß sie mit einem Seufzer, »wie sich dein Vater freuen würde, wenn er deinen Weg hätte sehen können.«

Arme Mutter, es war doch wohl besser, daß er so früh von der Erde ging! So blieb es ihm erspart, zu sehen, wie man seinen Sohn an der Mauer einscharrte. Ich wollte, ich könnte es auch dir ersparen. Aber ich kann nicht mehr.

Ich muß gestehen, daß ich selten an meinen Vater denke. Ich habe ihn kaum gekannt. Aus

Pietät habe ich sein Bild auf dem Schreibtische, aber das ist mir mehr die Photographie des Regierungsrats Nagelschmidt als das Bild meines Vaters.

So kam Heiligabend heran. Mit Erstaunen gewahrte ich drei Teller mit Backwerk und Äpfeln unter dem Baum. »Wem gehört d e r, Mutter?« fragte ich. »Kannst du das nicht raten?« fragte sie zurück, und der Schalk blitzte ihr aus den Augen. »Eigentlich müßte es noch einer mehr sein. Alt genug wärst du dazu. Als sie meinen verständnislosen Blick bemerkte, erklärte sie sich: »Der ist für meine Schwiegertochter, und der andre, der noch nicht dasteht, der wäre für meinen Enkel. Nun, ich hoffe, nächste Weihnachten den einen Teller und übernächste den andern.«

Was sollte ich ihr darauf antworten? Sollte ich ihr sagen, daß ihr Enkel schon lange geboren, schon achtzehnjährig war und Flaum auf der Lippe trug?

Oder war es nicht ihr Enkel? Waren das Vatergefühle, die mich für ihn bewegten?

Sollte ich ihr davon sprechen?

Weil ich es nicht konnte, begnügte ich mich hinzuwerfen: »Du scheinst mich gern unterm Pantoffel sehen zu wollen.«

»O nein,« fiel sie mir ins Wort, »aber zu deiner Härte gehört ein weicherer Mensch. Der fehlt dir.«

Wie recht sie hatte! Wenn ich damals den Mut gehabt hätte, zu antworten: »Wenn aber einer so hart ist, daß er schon den Mann als weicher empfindet, darf der noch ein Weib nehmen, darf der Kinder zeugen, die vielleicht schlimmer als er entarten?« — wenn ich den Mut gehabt hätte, dann würde die alte Frau die Neuigkeit von morgen früh nicht unvorbereitet treffen.

Aber wie immer, wenn ein Gefühl in mir aufwallt, schloß sich das Gatter der Zähne fester zusammen, und unser Gespräch verlief ergebnislos.

Aber in der Frühe des ersten Feiertages tat ich etwas sehr Albernes, und noch bei der Erinnerung fühle ich, wie ich rot werde.

Ich nahm aus meiner Brieftasche Konrads Bild und barg es unter den Pfefferkuchen auf dem Grunde des dritten Tellers.

Woher ich das Bild habe?

Ich sah es vor wenigen Wochen im Schaukasten des einzigen Photographen hängen, der in unsrer Kleinstadt ein Menschenantlitz ohne Entstellung wiedergeben kann. Der mochte sich über mein Anliegen gewundert haben, aber bei zehntausend Seelen ist ein Gymnasialdirektor immerhin eine Persönlichkeit, der man schon eine Schrulle nachsehen muß. Zudem wollte er es nicht bezahlt haben, sondern machte sich, wie er mir sagte, im Gegenteil eine Ehre daraus, es mir zu schenken.

So kann ich mir nun einbilden, daß es mir der gegeben hat, den es darstellt. Ich habe ihn während der Ferien nur zweimal flüchtig auf der Straße gesehen, aber diese beiden Nachmittage, an denen ich seinen Gruß erwidern konnte, waren mir die beiden wirklichen Feiertage dieser Festferien.

Bald nach Neujahr reiste meine Mutter ab, und nun löste ich das Bild meines Vaters aus dem Rahmen und setzte das Konrads an seine Stelle. Mir kam der alte Bibelvers in den Sinn: Also wird ein Mann Vater und Mutter verlassen und an seinem Weibe hangen. Und mit bitterem Lächeln fragte ich zum Winterhimmel hinauf: Muß es immer ein Weib sein?

Der Unterricht begann wieder, und hatte ich bisher geflissentlich vermieden, Konrad zu fragen, so konnte ich mich jetzt damit schwer genugtun. Immerhin hatte mich die Pädagogik so weit in ihrem Bann, daß ich ihn nicht augenfällig bevorzugte. Mein Unterricht war jetzt eher besser als schlechter geworden. Er war im Griechischen ein schlechter Schüler —, mein Kollege Vieweg, der Neuphilologe, lobte ihn über den grünen Klee —, und so war es möglich, mich mit ihm häufig zu beschäftigen. Mit Entsetzen sah ich den Ostertermin näher rücken, zu dem die Reifeprüfung mir ihn mit Sicherheit entführen würde. Denn daß er trotz der schlechten Note im Griechischen nicht übel bestehen würde, war zu erwarten. Ich muß mir übrigens angesichts des nahen Todes selbst das Zeugnis ausstellen, daß ich mich lebenslang bemüht habe, meinen Schülern peinlich gerecht zu werden. Niemals hat mich die Versuchung angewandelt, Konrads schlechte Arbeiten besser zu finden, als sie waren, nur weil er mir lieber war als andre.

Noch in den Januarwochen führte ich nach reiflicher Überlegung den Einfall meiner Mutter wegen der Zensuren aus. Ganz unvermittelt ordnete ich gegen Ende einer Lehrstunde an: »Nehmen Sie jeder einen Zettel vor, schreiben Sie Ihren Namen auf«, und als es geschehen war und aller Augen neugierig auf mir ruhten, verlangte ich: »Nun schreibe jeder von Ihnen auf, wie er sein Reifezeugnis verdient zu haben glaubt.«

Allgemeine Verblüffung lag auf allen Gesichtern.

»Aber, Herr Direktor,« wagte sich der Primus schüchtern hervor, »das können wir doch nicht.«

»Im Gegenteil,« beharrte ich, »das kann niemand besser als Sie.«

Da entschlossen sie sich zögernd zu dem ungewohnten Werk.

Dann ließ ich die ausgefüllten Zettel einsammeln, und als die Primaner schon wieder zum Homer greifen wollten, fuhr ich fort: »Nun nehmen Sie noch einen Zettel, aber andres Papier. Schreiben Sie Ihren Namen nicht auf. Sie dürfen Ihre Schrift verstellen, stenographieren, griechische Buchstaben wählen, ganz wie Sie wollen.«

Blank vor Erwartung waren dreißig Augenpaare auf mich gerichtet.

»So,« sagte ich so kühl wie möglich, »nun schreiben Sie mir mal ein Zeugnis.«

Man hätte die Jugend in diesem Augenblick photographieren sollen. Die Verblüffung war grenzenlos.

»Bitte,« nötigte ich. »Ich gebe zehn Minuten Zeit.«

Dann verschanzte ich mich hinter einer großen Zeitung, die ich mir deshalb eingesteckt hatte, und als die zehn Minuten verstrichen waren, ließ ich die Blätter zusammenfalten und vom Klassenersten einsammeln. Mit Sorgfalt barg ich beide Häuflein Zettel in meiner Brieftasche und unterrichtete die etwas unaufmerksam gewordene Schar bis zum Glockenzeichen.

In meinem Amtszimmer las ich langsam und bedächtig zuerst die Zeugnisentwürfe, die sich die Schüler selbst geschrieben hatten. Ich war sehr erstaunt, wie zutreffend die meisten sich selbst beurteilten. Wer mich beobachtet hätte, würde mich für einen Pagoden gehalten haben, so oft nickte ich beifällig mit dem Kopfe. Einer oder zwei litten offensichtlich an Überschätzung des eignen Könnens, einige andre bewerteten sich zu niedrig mit falscher, vielleicht auch nicht ganz ehrlicher Bescheidenheit.

Dann griff ich zu dem zweiten Häuflein Zettel, und nun durchlebte ich die schönste halbe Stunde meines Schulmeisterlebens. Einige wenige hatten mich daneben begriffen und gaben mir schriftlich, daß ich in den alten Sprachen entschieden »vorzüglich« verdiene; aber die Mehrzahl hatte mich verstanden, daß mir an ihrem aufrichtigen Urteil über den Menschen, den Erzieher, den Pädagogen gelegen war. Es waren viel liebe und warme Worte, die da in verstellter Schrift auf die Zettel gekritzelt waren. Nur sehr wenige habe ich an der Handschrift erkannt, obwohl ich bei manchem gern gewußt hätte, wer sein Urheber war.

Welches vor allem war der Zettel Konrads? Ich entfaltete schon den vorletzten. Das war er.

Da stand in ganz unverstellter Schrift: »Ich schätze Herrn Direktor Ulrich Nagelschmidt hoch. Aber er haßt mich. Warum, weiß ich nicht. Weil ich sein Griechisch nicht kann? Andre sind schlechter als ich. Weil ich ihm einmal eine ungehörige Antwort gegeben habe? Er wollte meine Entschuldigung nicht hören. Hätte er mich höher geachtet, wenn ich in dem Augenblick gelogen hätte? Also warum?«

Und damit niemand an seinem Mute zweifle, hatte er gegen meinen Wunsch seinen vollen Namen daruntergesetzt: Konrad Weber.

Wie lange ich mit diesem Zettel in der Hand gesessen habe, ich weiß es nicht. In mir war ein großer Aufschrei lebendig: Nein, er liebt dich.

Wenn ich bisher um mein Gefühl herumgegangen war, ohne den Mut, ihm ins Antlitz zu sehen, jetzt konnte ich es nicht mehr, jetzt wußte ich, wie ich es nennen mußte.

Es hatte einer Gewalt jenseits des Menschen gefallen, eine Liebe in mein Herz zu pflanzen, die anders war als die Liebe um der Zeugung willen, wunschloser als die Liebe zum Weibe und beglückender als die zu einem Sohne. Er aber war das Opfer dieser Liebe, die ihn quälte, und weil er sie nicht begriff, deutete er sie als Haß. Ich mußte Aufklärung schaffen um jeden Preis.

Aber was alles stand zwischen Ulrich Nagelschmidt und Konrad Weber? — Das Alter, die soziale Stellung, die Autorität, alle die Götzen, mit denen eine Generation den Besitz gegen den Ansturm der nächsten verteidigt, alle waren gegen mich. In mir war es grau wie der Januartag, der draußen zur Rüste ging.

Sehr spät kam ich an diesem Tage in meine Wohnung, wo Barbara, meine Wirtschafterin, sich um ihr verbratenes Mittagessen härmte. Nur um sie nicht noch mehr zu kränken, würgte ich einige Bissen hinunter. Noch ehe ich mich zu Tische setzte, steckte ich Konrads Blatt in den Rahmen seines Bildes auf meinem Schreibtisch und hielt dann lange Zwiesprache mit ihm.

Aber diese Aussprache mit der toten Papptafel brachte mich nicht weiter. Ich mußte ihn selber hier haben und zu seiner blühenden Jugend reden statt zu seinem toten Abbild. Tagelang zerbrach ich mir den Kopf nach einer Möglichkeit. Im Unterricht gab ich mir Mühe, ihn weder zu vernachlässigen noch zu bevorzugen; aber oft bemerkte ich, wie seine Augen in meinen Zügen nach einer Antwort auf seine Frage suchten.

Was hätte ich darum gegeben, wenn er wieder wie vor Monaten an meine Tür geklopft hätte! Aber er kam nicht. Er wartete, und er hatte recht. Das Reden war jetzt an mir.

So kam Aschermittwoch heran. In unserm Nest schlägt die Fastnachtslust fast südliche Wellen, und es wunderte mich nicht, daß am folgenden Tage die Leistungen meiner Primaner erheblich schlechter waren als sonst.

Das war alle Jahre so, und noch im vorigen Jahre bin ich mit einem Scherz darüber hinweggegangen. Diesmal aber hielt ich ihnen eine große Rede von wahrer Männlichkeit, die das Vergnügen nie so weit treiben dürfe, daß am andern Tage die Arbeit darunter leide. Mein Gott, das war ja sehr richtig, aber sehr philiströs war es auch.

Konrad war an dem Morgen besonders schlecht aufgelegt. Gott sei Dank, hätte ich beinah geschrieben, denn nun hatte ich die Gelegenheit, nach der ich seit Wochen dürstete.

»Weber,« sagte ich daher mit gemachter Kälte, »Sie werden diese Übersetzung noch einmal machen und sie mir heute nachmittag um vier Uhr im Amtszimmer vorlegen.«

Draußen auf dem Gang aber rief ich mir den

Schuldiener und sagte: »Haase, wenn heute nachmittag jemand nach mir fragt, so schicken Sie ihn in meine Wohnung.«

Denn in der Nüchternheit meines Amtszimmers wollte ich ihn nicht haben. Meine vier Wände, meine geliebte Studierstube sollte mich ansehen, wenn ich mich anschickte, das schicksalsschwerste Wort meines Lebens zu sprechen.

Wirklich läutete um ein Viertel auf fünf die Eingangsglocke, und als Barbara bedächtig den Gang hinuntergeschlurft war und öffnete, erkannte ich die geliebte Stimme.

»Herr Direktor, ein Primaner wünscht Sie zu sprechen,« meldete Barbara.

»Ich lasse bitten,« sagte ich so höflich, als ob der Minister selber käme, und dann stand er im Zimmer.

Er hatte sehr sorgfältig Toilette gemacht. Er wollte also die Aufklärung erzwingen und hatte sich auf seine Weise gewappnet.

Ich nahm das Heft entgegen, das er mir mit höflicher, aber nicht unterwürfiger Verbeugung überreichte, und bot ihm meinen bequemsten Sessel an.

»Ich kann stehen, Herr Direktor,« gab er zur Antwort.

So erregt ich auch war — daß in seiner Arbeit noch Fehler waren, das sah ich doch.

An diese klammerte ich mich, um den geliebten schweren Augenblick noch einige Atemzüge hinauszuschieben.

Hätte ich doch in diesem Augenblick den Altphilologen ausziehen können!

Aber ich war ganz Gymnasialdirektor, als ich sagte: »Mein lieber junger Freund, Sie scheinen freiwillig nicht sorgfältig arbeiten zu wollen. Dann muß ich Sie zwingen. Bitte, hier ist Tinte und Feder, setzen Sie sich an meinen Schreibtisch und machen Sie Ihre Arbeit noch einmal.«

Mit einer grenzenlosen Bitterkeit sah er mich an, aber er gehorchte ohne Widerrede. Ich fühlte, jetzt haßte er mich so, wie er sich von mir gehaßt glaubte. Wenn er jetzt die Feder niederlegen würde, dann mußte ich sprechen. Die Auseinandersetzung lag in der Luft, das fühlte ich, und er fühlte es auch.

Eine Viertelstunde aber hatte ich noch Frist und genoß die Freude, den geliebten Menschen an meinem Schreibtisch sitzen zu sehen.

Aber was kann sich in einer Viertelstunde alles ereignen!

Hätte mich in dieser Viertelstunde ein Herzschlag hinweggerafft, wahrhaftig, so phrasenhaft es klingt: ich wär' gestorben als ein Glücklicher. Aber kein ungewöhnliches Geschick, der hundsgemeine Alltag war's, der mir mein Glück morden sollte.

Wieder ging die Glocke, und ehe ich Barbara zurufen konnte, daß ich für niemand zu sprechen wäre, hatte sie schon geöffnet und ließ meinen Amtsbruder, den Direktor der Höheren Töchterschule, über die Schwelle.

»Ohne Förmlichkeit, Herr Kollege,« führte der sich ein, »nur auf zwei Worte.«

Aber außer mir vor Wut, herrschte ich Barbara an: »Bitte, nebenan!«, die nun den ganz verdutzten Töchterschuldirektor in mein Empfangszimmer dirigierte.

»Lassen Sie sich nicht stören,« rief ich Konrad zu, »ich bin gleich wieder da.« Aber aus den zwei Worten des Kollegen wurde eine halbe Stunde, und als ich wieder in mein Arbeitszimmer zurückkehrte, war es dunkel und leer.

Ich tastete wie ein Trunkener die Wand ab nach dem Lichtschalter, und als die Schreibtischlampe wieder aufflammte, taumelte ich wie unter einem gewaltigen Schlage.

Sein Bild und der Zettel waren fort.

Höhnisch grinste das leere Glas mich an. —

Das war vor drei Tagen, und heute sitze ich selber an diesem Schreibtisch, das Bild steckt wieder im Rahmen, der Zettel steckt wieder daran, und so soll es bleiben, bis man mich morgen früh finden wird.

Aber die ihr mich finden werdet, und die ihr diese Blätter finden werdet, euch bitte ich, mir beides mitzugeben.

Seit drei Tagen weiß ich, daß ich sterben muß. —

Daß ich die Nacht, die nun kam, überlebte, ist mir unfaßbar. Aber die Lebenskraft ist stärker als alle seelischen Erschütterungen.

Am nächsten Morgen hatte ich noch die Klinke zu meiner Prima in der Hand und doch schon gesehen, daß Konrads Platz leer war. Mein Primus stand auf und meldete, wie ich es liebte, in streng alphabetischer Reihenfolge: »Es fehlen Scholtz, Voigt, Weber.« Ich tat, als wenn ich es überhörte, aber mit meinen Wiederholungsfragen pirschte ich mich Mann nach Mann in die Nähe des leeren Platzes, bis es ganz natürlich schien, daß ich erstaunt fragen konnte: »Wo ist Weber?«

»Ist von Professor Vieweg nach Hause geschickt worden, weil er Fieber hatte.« Der Racker! sagte ich mir. Er hatte also dem guten alten Vieweg eine Komödie vorgespielt, um mir aus dem Wege gehen zu können, und der hatte natürlich seinem Augapfel aufs Wort geglaubt.

Nach der Stunde wollte ich in meinem Amtszimmer eben das Telephon von der Gabel nehmen, um zu hören, ob er tatsächlich zu Hause war, da schrillte die Glocke, und das Hafenkommando meldete sich. Ich lauschte atemlos. Der Hafenmeister glaubte mir mitteilen zu müssen, was soeben geschehen sei. Der Sohn vom Stadtrat Weber sei vor einer Stunde zum Gondelhafen gekommen und habe ein Boot verlangt. Er, der Hafenmeister, habe es ihm erst nicht geben wollen, weil ein Föhn im Anzuge war, aber der

junge Mann habe so gebettelt und gesagt, ich, der Direktor, schicke ihn, er solle sich seine Kopfschmerzen ausrudern. Zudem kenne er den jungen Weber als guten Ruderer, darum habe er nachgegeben. Aber er habe das Boot von der Mole aus beobachtet. Der Sturm sei schneller, als man hätte denken sollen, heraufgekommen, und das Boot sei richtig gekentert. Zum Glück habe das städtische Motorboot noch unter Dampf gelegen, und er sei mit dem Kapitän schleunigst hinausgefahren. Gerettet sei er. Aber er habe schon das Bewußtsein verloren. Als sie ihn an Land gebracht hatten, sei gerade der Doktor Armbruster vorbeigekommen, der Webersche Hausarzt, und hätte bestimmt, daß sie ihn nach Hause bringen sollten. Ich hatte den Hörer noch immer am Ohr, obwohl die Stimme des Hafenmeisters schon lange verstummt war. Erst als das Amt fragte: »Sprechen Sie noch?«, ließ ich ihn auf die Gabel fallen.

Wie von Furien gehetzt, eilte ich dahin. Der Frühlingssturm tobte draußen, ich fühlte ihn nicht. Ich rannte durch die Gassen und prallte wenige Häuser vor Konrads Elternhaus auf den alten Doktor Armbruster, der auch mein Hausarzt geworden wäre, wenn ich je am eignen Leibe erfahren hätte, was Krankheit sei.

»Ich wollte eben zu Ihnen, Herr Direktor,« begann der in seiner ruhigen Art.

»Ich weiß alles,« stieß ich hervor. »Vom Hafenmeister. Wie geht es?«

»Gut und schlimm,« belehrte er mich. »Die paar Mundvoll Wasser, die er geschluckt hat, die bringen ihn nicht um. Und der Schnupfen, der noch kommen wird, auch nicht. Aber er muß eine schwere seelische Erschütterung durchgemacht haben. Denn er liegt im hitzigsten Fieber. Ich möchte für nichts einstehen.«

»Ich will zu ihm,« stöhnte ich.

»Das ist ausgeschlossen,« behauptete der Arzt. »Sie vermehren nur die Unruhe der Eltern, so aufgeregt wie Sie sind. Ich sage Ihnen heute abend durchs Telephon Bescheid. — Überhaupt,« wechselte er die Tonart, »Sie gefallen mir schon lange nicht mehr.« Er nahm meinen Puls. »Sie fiebern auch. Ich wollte es Ihnen schon zu Weihnachten sagen. Sie sollten ein paar Wochen ausspannen. Machen Sie Ihr Gymnasium zu und fahren Sie an den Luganer See. Sie haben es nötiger, als Sie denken.«

Er brachte mich bis vor meine Wohnung. Oben bestellte mir Barbara: »Der junge Mann von gestern war wieder da und hat etwas abgegeben.«

Auf dem Schreibtisch lag ein Umschlag mit einer Aufschrift von seiner Hand: Herrn Ulrich Nagelschmidt. »Direktor« hatte er weggelassen.

Er ging fast in Fetzen unter meinen Händen. Sein Bild lag darin und der Zettel, aber keine Zeile von ihm, kein Wort.

Erst als ich den Umschlag umkehrte, fielen ein paar frühe Veilchen heraus.

Diesen Brief hatte er abgegeben, ehe er zum Hafen ging.

Hatte er sterben wollen?

Als ein gebürtiges Strandkind mußte er wissen, daß sich mit dem Föhn nicht spaßen ließ.

Ich konnte ihn nicht fragen, ob er den Tod gesucht hatte, aber er sollte nicht allein über die Schwelle gehen. Wenn er zu den Schatten hinabstieg, dann nahm er mich mit. Konnten wir nicht gemeinsam leben, so konnte doch, was an uns sterblich war, auf dem gleichen Gottesacker ruhen, er in seiner Familiengruft, ich dort, wo die Mauer ihren Schatten warf. —

Am Abend meldete sich Armbruster am Fernsprecher. »Haben Sie Hoffnung?« fragte ich, und die Stimme im Hörer sagte: »Den Eltern sage ich natürlich ‚ja', aber, offen gestanden, ich habe keine, aber es kann noch tagelang dauern.«

Das war vorgestern.

Heute nachmittag aber sagte die Stimme: »Er wird die Mitternacht nicht überleben.«

Dann also ich auch nicht.

Um Mitternacht werde ich mein Dasein auslöschen.

Der Mörder gibt seinem Opfer das Geleit. —

Ich schreibe an diesen Blättern seit der Dämmerung. Wenige Minuten fehlen noch an Mitternacht. Der Tod steht schon wartend auf meinem Sessel.

Daß er auf diesem Stuhl gesessen, das war sein Tod.

Ich will mich nicht weiß brennen. Urteilt milde, wenn ihr diese Blätter lest.

Wie ist der Revolver kalt!

Die Domuhr hebt zu schlagen an.

Mitternacht ...

*

Wie das Papier gelb geworden ist in den dreißig Jahren!

So gelb und brüchig ist selbst meine Haut noch nicht, obwohl ich beinah ein Siebziger bin.

Ein Menschenalter haben diese Blätter zutiefst in meinem Schreibtische gelegen, und das Leben ist über sie weitergegangen. Aber heute drängt es mich, sie hervorzusuchen und diese Aufzeichnungen zu vollenden.

Wenn auf diesen vergilbten Blättern eine Dichtung stünde, dann müßte sie zu Ende sein.

Aber das Leben ist kein Dichter. Es arbeitet nach ganz andern Gesetzen als alle Dichtung, und es dichtet viel berauschender und reicher als der Mensch am Schreibtisch. Das Leben sollten die Dichter preisen, immer das Leben.

Aber das will ich den Dichtern überlassen. Ich will nur berichten, warum ich in jener Nacht *nicht* starb.

Weil Konrad auch nicht starb, das ist die Antwort.

Ich habe heute Muße, es zu erzählen. Denn ich bin heute in den Ruhestand getreten.

Ich habe es weit gebracht im Leben. Minister bin ich zwar nicht geworden. Denn unser kleiner Staat hat keinen eignen Schulminister. Aber wenn wir einen hätten, dann hieße er Ulrich Nagelschmidt.

Bis heute. Von morgen an hieße er Konrad Weber.

Wie das so kam?

Wenn es nicht wie ein schlechter Witz klänge, so würde ich sagen: Durchs Telephon. Aber man soll dem Leben nicht vorwerfen, daß es schlechte Witze mache.

Doch ich will erzählen. Als ich die Kälte des Eisens schon an der Schläfe fühlte, da schrillte die Fernsprecherglocke auf meinem Schreibtisch, und wie wir modernen Menschen einmal sind, selbst wenn wir uns schon zum Sterben angeschickt haben, und es ruft noch einmal im Telephon, so nehmen wir erst noch einmal den Hörer ab, und der Tod muß warten.

In meinem Hörer aber war eine Stimme, die nicht des Arztes Stimme war, überhaupt keines Menschen Stimme, und die sagte mir, daß Konrad in seinen Phantasien immer meinen Namen nenne und daß es zu Gutem führen könne, wenn ich sofort käme.

Ich flog durch die nächtliche Stadt, und nach wenigen Minuten hämmerte ich an das Haustor seines Elternhauses. Im Gange kam mir Armbruster entgegen und sagte verwundert: »Ich habe Sie nicht gerufen. Aber weil Sie nun da sind —« Und er ließ mich in das Krankenzimmer. Die Eltern nickten mir durch Tränen zu, und auf dem Bette vor mir lag, den ich hingemordet hatte. Doch er lebte noch.

Da durchströmte eine ungeheure Willenskraft alle meine Adern, und alle meine Kräfte vereinten sich in dem einen Gedanken: Er darf nicht sterben!

Ich nahm seine Hand und hielt sie in der meinen, zum erstenmal im Leben, und hielt sie stundenlang. Und meine Kräfte flossen aus meiner Hand in seinen Körper über.

Eine ganze Nacht rang ich mit dem Geiste der Krankheit wie Jakob mit dem Engel, und auch ich siegte.

Als der Märzmorgen graute, war er gerettet.

Bis er genesen war, das dauerte noch wochenlang. Aber als die Ostern ins Land zogen, war er wieder gesund, und wir fuhren auf zwei wundervolle Wochen an den Luganer See, wo die Mandeln blühten und die Veilchen ebenso süß dufteten wie die ersten Seeveilchen an seinem Bilde.

Wir wohnten in verschiedenen Gasthöfen, aber den ganzen Tag waren wir zusammen, bald auf dem See, bald auf den Bergen.

Was wir in diesen Tagen einander gesagt haben, das ist mir eine so kostbare Erinnerung, daß ich sie selbst mit diesen Blättern nicht teilen möchte.

Von seinem künftigen Berufe sprachen wir einmal. Was er werden wolle, fragte ich. »Ein Nagelschmidt,« war seine Antwort. »O weh,« lachte ich, »mit dem Griechisch?« — »Damit natürlich nicht, aber mit neueren Sprachen. Und kommt es überhaupt auf das Mittel an, mit dem einer wirkt? Ist's nicht die Hauptsache: ein Mann und ein Charakter? Und wenn es sein kann: ein Erzieher, an den die Schüler mit Freude denken und nicht mit Groll?«

Er ist ein Nagelschmidt geworden, wenn er auch weicher als ich war. Fürs erste hat es ihn noch ein Jahr Schulbank gekostet, denn seine Klassengefährten waren schon diese Ostern zur Universität gezogen, als er noch im Fieber lag. Aber als er als strahlender Mulus vom See weg nach Norden zog, in die altehrwürdige Universitätsstadt am Fluß und Berg, da berief man mich an das Gymnasium der Hauptstadt, die keine halbe Stunde von jenem Flusse abliegt. Wir haben einander nie aus den Augen verloren, ich habe seine ersten Versuche überwacht und meine Hände über ihn gehalten. Heute habe ich ihm im Ministerium das Zepter der höchsten Herrschaft unsers Staates übergeben, der Altphilologe zwar an den Neuphilologen, der Ältere an den Jüngeren, aber der Freund an den Freund. Er wird mein Erbe gut verwalten.

Heute schreibe ich auch nieder, so gut ich es weiß, warum die Natur jene Liebe in mich legte, die beinahe zum Tode führte. Sie hat mir den Wunsch nach leiblichen Kindern versagt, weil sie wollte, daß ich geistige Kinder zeuge in größerer Zahl, als einem Vater Leibeserben gegeben werden. Konrad Weber, die Exzellenz von heute, ist nur einer meiner Söhne, wenn auch mein Erstgeborener. Ich bin vielen Stern und Leuchte geworden.

Warum aber versagte sie mir die Sinne nicht völlig? Sie wird wissen, was sie tut. Nur wer das Tal der Anfechtung durchwandert hat, erklimmt die Höhe. Der Mensch erwirbt nichts Dauerndes ohne Kampf. Wir müssen alle kämpfen, ehe wir den Weg nach Hause finden.

Ich stehe an der Schwelle meines siebenten Jahrzehnts. Und wenn es köstlich gewesen ist, sagt der Psalmist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen. Und, so füge ich hinzu, minder hart als er: viel Liebe, die sich zur Güte verklärt hat.

Wie der Bienenstaat sich entwickelte

Von Carl W. Neumann

Sie sind schon ein ehrwürdig altes Geschlecht, unsre Honigbienen, älter, viel älter als das Menschengeschlecht. Die Wurzeln ihres Stammbaumes reichen, sofern sich die Deutung der spärlichen Funde fossiler Insekten als richtig erweist, bis etwa zur Mitte der Kreide, bis in die Tage der Herrschaft der Saurier also, die damals erst langsam den werdenden Säugetieren und Vögeln das Lebensfeld räumten. Im alten versunkenen Bernsteinwalde sowohl wie im Dickicht der Braunkohlenforste flog das summende Immenvolk in bedeutendem Artenreichtum von Blüte zu Blüte, und als gegen Ende der Tertiärzeit der Mensch noch dabei war, die letzten Hüllen seiner tierischen Herkunft entschlossen abzustreifen, stand die Gemeinschaft der Honigbienen schon längst auf der Höhe ihrer heutigen staatlichen Organisation.

Im Eilzugtempo muß sich das Wundergefüge entwickelt haben, jene merkwürdige soziale Genossenschaft, die unsre Haustier gewordenen Bienenstock-Insassen von ihren solitären, d. h. einsam lebenden Vorfahren ebenso abgrundtief scheidet, wie eine moderne Kulturstadt verschieden ist von der schmutzigen Höhle des halb noch im Tierreiche fußenden Urmenschen. Und doch sind wir, wie dem Geheimnis des menschlichen Aufstiegs von Stufe zu Stufe, auch dem so viel weiter zurückliegenden Rätsel des Bienenstaat-Werdeganges dank dem vortrefflichen Spezialforscher H. von Buttel-Reepen hart auf der Spur.

Übereinstimmend gelten im Urteil der Sachkenner die G r a b w e s p e n als Stammütter unsrer Honigbienen, das sind jene flinken, lebhaften Raubinsekten, die wir an heißen Sommertagen besonders in trockenen, sandigen Gegenden auf die verschiedensten Kerbtiere Jagd machen sehen. Während die einen auf allerlei Fliegen und Käfer fahnden oder widerstandslos ihrem Schicksal sich fügende Schmetterlingsraupen als Beute erwählen, stürzen sich andre in Tigersprüngen auf kräftige, wehrhafte Heuschrecken und Feldgrillen, ja selbst auf große und giftige Spinnen, deren Überwältigung ebensoviel Mut wie Gewandtheit erfordert. Alle aber gleichen sich in der Gewohnheit, ihre Opfer durch Stiche zu lähmen und in eine Höhle zu schleppen, die sie entweder selbst in der Erde ausscharren oder in Form eines hohlen Stengels, eines verlassenen Käferbohrganges oder dergleichen fertig vorfinden. Die Grabwespen selbst sind nicht etwa erpicht auf die eingetragenen Kerbtier- und Spinnenbraten, sondern ziehen es vor, sich nach Art echter Bienen vom Blütenpollen und Nektar der Blumen zu nähren. Sie sorgen nur für ihre künftige Brut, denn die Räuberhöhlen sind Larvenkammern, in denen sich die Grabwespen-Nachkommenschaft entwickelt. Das Muttertier legt ein Ei auf das gleichsam narkotisierte Beuteinsekt, das sich im Starrkrampf viel länger frisch hält, als wenn es getötet wäre, verschließt dann den Eingang zur Höhle und überläßt es der Larve, sich durch den lebendigen Fleischvorrat langsam hindurchzufressen.

Derartig rauhe Sitten sind in den Kinderstuben unsrer Honigbiene nicht üblich. Auch bei ihren ungeselligen nahen und fernen Verwandten ist dergleichen nicht mehr gebräuchlich. Die Urbienen selbst, die den Grabwespen äußerlich noch zum Verwechseln gleichen, versorgen die Brut schon mit Honig und Blütenpollen, der kräftigeren, stickstoffhaltigen Zukost. Wenn also Grabwespenarten die Bienenstammütter gewesen sein sollen, so muß sich bei ihnen zunächst in der Jugendernährung ein gründlicher Wandel vollzogen haben, ein Übergang von der tierischen Kost zur durchaus vegetarischen Lebensweise.

Sammelhaare zum Einheimsen von Blütenstaub fehlen den Grabwespen völlig. Sie mangeln aber auch noch den niedrigsten, meistens noch ganz nackten Bienen, die trotzdem die Brut vegetarisch versorgen. Das Urbienen-Weibchen ersetzt eben die ihr noch fehlenden Sammelwerkzeuge auf einfachste Art durch den Magen, indem es die mühsam mit Hilfe der Kiefern zusammengeschabten Pollenkörnchen hinunterschluckt, um sie später zugleich mit dem aufgenommenen Blütenhonig als Larvenfutter wieder von sich zu geben. Zu dieser vereinfachten Weise der Kinderernährung bekehrten sich offenbar einst auch die Grabwespen-Vorfahren unsrer Honigbiene, nachdem sich die mancherlei heute noch üblichen Fütterungsmethoden ihres Verwandtschaftskreises als mehr oder weniger unvollkommen, beschwerlich und langwierig herausgestellt hatten. Sind doch die Wespen fast samt und sonders erklärte Freunde von Süßigkeiten, und hat doch sogar diese Süßmäuligkeit schon vereinzelte solitäre Faltenwespen dazu getrieben, den Bienen gleich ihre Larvenstuben mit Honig anstatt mit tierischer Kost zu versorgen. Wie leicht es den Grabwespen übrigens wird, den genossenen Nektar und Pollen wieder auszuwürgen, beweist uns der Augenschein an Gefangenen. Man braucht nur die Wespe ein wenig zwischen den Fingern zappeln zu lassen, und augenblicklich erscheint vor dem Munde ein Tröpfchen Honigseim.

Solch eine völlig dem Vegetarismus verschriebene Grabwespe brauchte sich kaum noch in ihrer Organisation und in ihren Gewohnheiten zu ändern, um den auf niedriger Stufe verharrenden Bienen zu gleichen. Am wenigsten in der Methode des Nesthöhlenbaues, der selbst bei sonst

wesentlich besser für ihren Lebenszweck ausgerüsteten Einzelbienen im Grunde die alte geblieben ist. Ganz grabwespenartig legt beispielsweise die zierliche, auf schwarzem Grunde hübsch gelbgrau behaarte Mohnbiene (Osmia papaveris) ihre flaschenförmige Nestzelle im Erdboden an. Daß sie die Kinderstube des weiteren austapeziert mit leuchtend roten Ausschnitten aus den Blütenblättern des Klatschmohns, bevor sie ein Futterpaketchen aus Pollen und Nektar einer andern Freundin unsrer Getreidefelder, der blauen Kornblume nämlich, sowie ein Ei darin niederlegt, macht zwar die Biene besonders anziehend für den Naturfreund, nimmt aber sonst ihrem Bau ganz und gar nichts von seiner grundsätzlichen Ähnlichkeit mit der Grabwespen-Räuberhöhle. Einen Fortschritt bedeuten dagegen die ebenfalls innen mit Blattstücken austapezierten Larvenkammern der weitverbreiteten Blattschneiderbienen (Megachile), insofern die Baukünstlerinnen es nicht mehr bei einer einzelnen Zelle bewenden lassen, sondern gleich eine Reihe von Kindergemächern aneinanderfügen, deren jedes mit Nahrungsvorrat versehen und mit einem Eichen beschickt wird. Die Rosenbiene z. B., die ihre Nestwände immer mit Rosenblättern auskleidet, treibt einen längeren röhrenförmigen Stollen in die Erde und baut dahinein eine Anzahl durch kreisrunde Rosenblattschichten gesonderte Zellen, deren jede mit ihrem abgerundeten unteren Ende dem flachen Deckel der nächsten sich anfügt. Auch andre solitäre Bienenarten verfertigen dergleichen Reihenbauten, benutzen dazu aber meist hohle Pflanzenstengel, Gewinde leerer Schneckenhäuser, Larvengänge verfaulter Baumstümpfe und sonstige gute Gelegenheiten. Ein Weibchen von Osmia bicolor fand sogar eine Flöte, die zufällig in einer Gartenlaube liegengeblieben war, zum Nestbau geeignet und baute geschwind zehn Zellen hinein.

Zuweilen gefallen sich nun aber einsame Wespen- und Bienenwitwen (die Männer gehen sehr bald nach der Hochzeit zugrunde) in einem engen Zusammenschluß ihrer Nester zu kleineren oder größeren Kolonien, und das führt uns an eine neue Station in der Richtung zum echten Insektenstaat. Das erste schüchterne Heraufdämmern gesellschaftlicher Instinkte kündigt sich an. Dem Wort »solitär« stellt sich hart an die Seite das mächtigere »sozial«. Häufig ist die Vereinigung zahlreicher nistender Weibchen derselben Art freilich nur eine Folge der günstig gelegenen Örtlichkeit. Nichts deutet auf ein Gefühl der Zusammengehörigkeit bei den Nachbarn, die sich im Gegenteil heftig bekämpfen, sobald sie beim Ein- und Ausfliegen zufällig zusammenstoßen. Bei einzelnen Arten jedoch sind entschiedene Ansätze zur sozialen Gemeinschaft vorhanden, obgleich jeder Haushalt der Kolonie auf sich selber gestellt ist und keine Neströhre mit der benachbarten in Zusammenhang steht. Es herrscht eine Art Korpsgeist unter den Ansiedlerinnen, ein ausgesprochenes Solidaritätsgefühl, das sich bei Erdbienen (Andrena) und Pelzbienen (Anthophora) in der gemeinsamen Abwehr von Störenfrieden zu äußern pflegt. Was es bedeutet, eine in Löß- oder Lehmwänden angesiedelte, mitunter aus mehreren tausend Köpfen bestehende Gemeinde dieser sonst ziemlich friedlichen Honigträger zu stören, das hat bereits mancher Beobachter zu seinem Schrecken erfahren. Mit wildem Summen fallen die Bienen wie losgelassene Teufelchen über den Angreifer her, verfolgen ihn, wenn er sein Heil in der Flucht sucht, und lassen ihn nicht ohne schlimmen Denkzettel von dannen. Noch deutlicher tritt der Sozialinstinkt bei der nordamerikanischen Grabwespe Bembex spinolae zutage, die G. und E. Peckham in ihrem Leben und Treiben studierten. Nicht genug, daß die einzelnen Wespen der Kolonie sich bei ernster Beunruhigung solidarisch dem Unruhestifter entgegenwerfen, sie pflegen auch sonst stets in Schwärmen zu arbeiten, begeben sich alle zu gleicher Zeit auf die Jagd und kommen zusammen von ihrer Streife mit Beute nach Hause. Wieder andre Wespen- und Bienenarten verraten den Trieb zur Geselligkeit durch gemeinsames Ausruhen während der heißen Mittags- und kühlen Nachtstunden, indem sie sich reihenweise hintereinander auf Baumzweige setzen oder gleich Schwarmbienen klumpenartig an Büsche hängen, und abermals andre äußern ihr soziales Gefühl durch ein truppweises Überwintern in ausgenagten dürren Brombeerstengeln, in Erdröhren oder andern vor Wind und Wetter geschützten Unterkunftsstätten. Entweder harren in solchen Winterverstecken Männlein und Weiblein in Eintracht der Liebesfeier im Frühling entgegen, oder der Zufluchtsort ist ein Witwenheim, dessen Insassen schon in den Herbsttagen Hochzeit machten, das Nistgeschäft aber nicht mehr erledigen konnten. Der neue Lenz soll erst dazu Gelegenheit bringen.

Dieser letztere Fall der gemeinsamen Überwinterung weiblicher, und zwar befruchteter Einsiedlerbienen in eigens geschaffenen Erdröhren, wie ihn die Schmalbienengattung Halictus uns vorführt, ist nun in stammesgeschichtlicher Hinsicht besonders bedeutungsvoll. Bevor der Hereinbruch der kalten Jahreszeit die vereinsamten Schmalbienenwitwen endgültig an ihre unterirdischen Winterquartiere fesselt, verlassen sie diese noch mehrfach an sonnigen Tagen zu Nahrungsausflügen, kehren aber stets wieder in die Behausung zurück. Das Gleiche geschieht auch im Frühling, wo kühlere Nächte die tagsüber eifrig sich tummelnden Bienen noch wieder in ihre Erdröhre scheuchen. Allmählich wird's aber in der Natur immer wärmer, und immer neue bunte Blumen schlagen ihre lächelnden Lichtaugen auf. Den Blüten des Huflattichs, des Löwenzahns und der Frühlingstraube, die anfangs mit Vorliebe auf-

gesucht werden, gesellen sich immer mehr lockende und ergiebige Futterquellen, und das Schwelgen und Schmausen in Nektar und Pollen läßt allgemach bei den Bienen die Lege- und Mutterinstinkte erwachen. Zur Anknüpfung etwaiger ablenkender Liebesabenteuer fehlt jeder Trieb, weil die Hochzeit im Herbst bereits stattfand. Es gilt also jetzt mit dem Nestbau den Anfang zu machen, und was liegt da näher, als daß sich die Schmalbienenweibchen des alten vertrauten Gemeinsamkeitstunnels erinnern, in dem sie den Winter verbrachten? Ist er geeignet zur Nestanlage, so wird er auch weiterhin beibehalten, und flugs heben alle die Weibchen an, von verschiedenen Stellen der Röhre aus seitliche Zellnischen auszugraben, Larvennahrung herbeizuschleppen und Eier zu legen. Was so entsteht, ist ein Zweignestbau, eine bäumchenartig verästelte Anlage, wie wir bisher sie nicht kennenlernten. Wohl baut auch jedes Halictus-Weibchen für sich an der eignen Zelle, wie es der Brauch bei den Einsiedlerbienen so vorschreibt, grundsätzlich neu aber ist der gemeinsame Flugkanal dieser Nestkolonie, der das Gesellschaftsgefühl der Beteiligten steigert. Die Bienen müssen einander ausweichen, wenn sie mit Pollen beladen von ihren Ausflügen heimkommen, lernen einander auch bis zu gewissem Grade erkennen und müssen ihr eignes Nest vom benachbarten gut unterscheiden. So knüpfen sich unwillkürlich Beziehungen an von intimerer Art, als sie uns bei den Lehm- oder Lößkolonisten begegneten.

Immerhin: bis ins Wunderland eines Bienenstockes, der fortwährend neu aus sich selber entsteht, weil ein vom Männchen befruchtetes Weibchen, die Königin oder der Weisel, immer nur Eier legt, während Tausende von begattungsunfähigen Arbeitsbienen sowohl das Sammeln von Honig und Pollen wie die Pflege und Aufzucht der Kinder besorgen, ist auch von hier aus der Weg noch weit. Kein noch so loses genetisches Band schließt die Nestkolonisten zusammen. Das Muttertier stirbt, ohne je zu erleben, was aus seinem Ei sich entwickelt, das es in blindem Instinkt auf das Pollenpaket in die Nestzelle legte, und nicht einmal andeutungsweise entsteht das Gebilde, das einzig den Staat aus sich wachsen läßt: die Familie. Solange sich Mutter und Kinder nicht kennenlernten, war für die Bienen der Fortschritt zur »Höhenkultur« des auf Arbeitsteilung begründeten Staates unmöglich. Wie aber fanden sie aus ihrem Einsiedlerdasein heraus den bedeutsamen Weg zur Familienbildung?

Abermals ist's eine lebende Art, die uns die schon in aschgrauer Vorzeit erklommene Stufe noch vorführt, eine Halictusgattung, die viergürtlige Schmalbiene Halictus quadricinctus (so getauft um der weißlichen Querbinden willen, die sich wie Gürtel um ihren dunklen Hinterleib legen), bei der wir den engen Kontakt zwischen Mutter und Kind auf sehr einfache Weise sich anbahnen sehen. Zunächst gräbt das Weibchen im lehmigen Erdboden einen ungefähr zehn Zentimeter tiefen Schacht aus und legt dann am Grunde der Röhre eine kuchenförmige Wabe an, die bis zwei Dutzend sauber geglättete, durch Zusatz von Speichel gefestigte Zellen vereinigt. Nach dieser Arbeit räumt es in der Umgebung des Zellenbaues mühsam die Erde beiseite, daß die Wabe fast frei im Gewölbe ruht, nur gestützt durch vereinzelte, ganz dünne Lehmpfeilerchen, und erreicht so gewichtige sanitäre Vorteile. Von allen Seiten kann dank der beschwerlichen Arbeit der Bienenmutter die Luft um die Nestzellen streichen, und den gefährlichsten Feinden ihrer Nachkommenschaft, den zudringlichen Schimmelpilzen, ist damit die Möglichkeit, sich zu entwickeln, genommen. In diesem hervorragend zweckmäßig angelegten Gewölbe vollzieht sich nun auch der bedeutsame erste Schritt zur Familienbildung. Das Weibchen, das gleich nach der Fertigstellung die einzelnen Kinderstuben mit Nahrungsvorrat und Eiern versorgt, ist meist noch beim Ausbau des großen Hohlraumes oder der letzten Zellen beschäftigt, wenn schon die ersten fertig entwickelten Sprößlinge ihre Wiegen verlassen, so daß hier das gegenseitige »Kennenlernen« von Mutter und Kindern zur Tatsache wird. Da obendrein alle weiblichen Nachkommen dieser Halictusart ihrem Elternhaus längere Zeit treue Anhänglichkeit zu bewahren pflegen, so findet man in dem Gewölbe stets gleichzeitig mehrere Weibchen, die ihre Blutsverwandtschaft durch den gemeinsamen Schutz ihres Nestes vor allerlei bösem Schmarotzergesindel bekräftigen.

Ein kleiner Ruck noch, so möchte man glauben, und auch der Anfang der Staatenbildung sei damit gegeben. Wenn sich die Mutterbiene und die Gesamtheit der Kinder entschlössen, einträchtiglich in der Erdhöhle beisammenzubleiben und diese durch Ausbau und Anbau dem Wachstum ihrer Gemeinde entsprechend auszugestalten, was fehlte alsdann noch zur echten, vollendeten Kolonie, wie die Bienengesellschaft im Stock sie verkörpert? Nun denn: es fehlte das »dritte Geschlecht« in Gestalt jener vorher schon einmal erwähnten begattungsunfähigen Arbeitsbienen, an deren Gegenwart oder Abwesenheit wir ausschließlich den sozialen Staat von der bloßen Vereinigung mehrerer Bienen im selben Nest unterscheiden.

Um das und das Folgende recht zu verstehen, muß erst etwas Wichtiges eingefügt werden, die Tatsache nämlich, daß sich in der Welt der Insekten die Fortpflanzung nicht auf die übliche Dreiheit Vater, Mutter und Kind zu beschränken braucht, sondern daß auch ein einzelnes Weibchen für sich, ohne männliches Zutun, Fortpflanzungsfähigkeit aufweisen kann. Es ist das berühmte, jahrzehntelang heftig umstrittene Lebenswunder der Parthenogenesis oder Jung-

frauenzeugung, das erstmals bei Blattläusen festgestellt wurde und das uns jetzt hier auch zum vollen Verständnis der verwickelten Fragen des Bienenstaatwerdens den Schlüssel liefert.

Bei manchen Insekten entstehen aus unbefruchteten Eiern stets Nachkommen ein und desselben Geschlechts, doch gibt es auch Arten, die gleichzeitig beide Geschlechter im Wege der Parthenogenesis zeugen. Bei unsern Honigbienen hat sich ein festes Gesetz dahin ausgebildet, daß aus befruchteten Eiern immer nur Weibchen, aus unbefruchteten immer nur Männchen oder Drohnen hervorgehen, und zwar hat die Königin es in der Macht, ganz nach Belieben befruchtete oder unbefruchtete Eier zu legen. Einmal in ihrem Leben nur wird sie begattet, am Tage des fröhlichen Hochzeitsfluges, und der bei dieser Gelegenheit heimgebrachte Spermavorrat bleibt jahrelang in ihrer Samentasche lebendig. Jedesmal, wenn ein Ei durch den Eileiter schlüpft, das ein Weibchen ergeben soll, wird eine kleine Portion dieser Samenreserve darübergegossen, während beim Drohnenei eine listige Muskeleinrichtung ebenso prompt die Befruchtung verhindert. Es bleibt aber nie im normalen Staat bei dem einfachen Schema von Männchen und Weibchen. Es gibt, wie gesagt, noch die überaus wichtigen Arbeitsbienen, die zwar unter Umständen auch wieder parthenogenetisch zur Reife gelangende Eier legen, im Körperbau aber kleiner sind als die Königin, verkümmerte Geschlechtsorgane besitzen und deswegen allezeit jungfräulich bleiben. Das ganze Dasein dieser armen Vestalinnen erschöpft sich im Dienste der Staatswohlfahrt, in der Bautätigkeit am gemeinsamen Hause, im Sammeln von Nahrung für dessen Bewohner, in der Pflege und Aufzucht der Bienenbrut.

Woher entstammt diese seltsame Jungferngemeinschaft? Hat jene Zaubertasche der Königin gar noch die Sonderveranlagung, die Masse mit Sperma gesegneter Eier für sich wieder dergestalt zu beeinflussen, daß daraus heute befruchtungsfähige Mutterbienen und morgen begattungsunfähige Krüppelweibchen entschlüpfen müssen? Einfacher als wir vermuten ist diesmal die Antwort. Soll eine Bienenlarve zum künftigen Staatsoberhaupt sich entwickeln, so wird sie von den sie umgebenden Zofen vom ersten Tag ihres Lebens an mit sogenannter Königinnenspeise versehen, d. h. mit einem besonders dicken und kleisterigen Futterbrei, der sich durch höheren Eiweißgehalt vor der sonstigen Kinderkost auszeichnet. Vorbedingung für solche frugale Ernährung ist einzig, daß die betreffende Larve in einer eigens für sie eingerichteten Kinderstube zur Welt kommt, in einer Weisel- oder Königinnenwiege, die größer und rundlicher als die andern Zellen.

Bei jenen einsiedlerischen Halictusarten, die uns zum erstenmal den Kontakt zwischen Mutter und Kind in der Bienenwelt zeigten, besteht nun noch nirgends solch Krüppelgeschlecht in Gestalt unbefruchteter Arbeiterweibchen. Was wir dagegen bei einzelnen Arten auch dort bereits finden, das ist jenes Wunder der Parthenogenesis unsrer Honigbienen, nur mit dem Unterschiede, daß deren unverbrüchliches Zeugungsgesetz: befruchtete Eier ergeben Weibchen, unbefruchtete Männchen, im Reich der Halictus nicht Gültigkeit hat. Vollkommen klar sind die Dinge bei diesen Einsiedlerbienen zur Stunde noch gar nicht ermittelt worden, indessen scheint so viel nach Fabres Beobachtung sicher, daß wir bei mehreren Arten der Gattung Halictus im Laufe des Jahres mit drei verschiedenen Generationen zu rechnen haben. Die Frühlingsgeneration besteht aus den überwinterten Stammüttern, deren Hochzeit im Herbste schon stattfand. Die Sommergeneration, die von diesen erzeugt wird, ist abermals ausschließlich weiblich, und erst die dritte, von jungfräulichen Müttern, also parthenogenetisch ins Lebens gerufene Herbstgeneration setzt sich wieder aus Männchen und Weibchen zusammen.

Angenommen nun, es errichtete solch eine glücklich durch alle Winterstürme hindurchgerettete Halictus-Stammutter einmal ein Nest mit sehr zahlreichen Zellen, wobei ihr die Gunst eines warmen, beständigen Klimas zustatten käme, so ließe sich leicht etwa folgende Weiterentwicklung der Sachlage denken. Während die emsige Stammmutter immer noch Zelle an Zelle fügt, ihre jüngeren Larven füttert und so von der Arbeit beinah erdrückt wird, entschlüpfen von Tag zu Tag immer mehr fix und fertig entwickelte Bienenjungfrauen, die sämtlich dem Ort der Geburt pietätvolle Treue bewahren. Was sollte sie außer dem Nahrungsbedürfnis auch forttreiben von ihrer Heimatstätte? Liebesgefühle, wie sie die Quadricinctus-Töchter noch kannten, gewiß nicht, denn die Natur hat die Art, die wir hier unterstellen, ja schon in Anbetracht eines gänzlichen Mangels an Freiersmännern mit dem Talent einer Artvermehrung auch ohne diese begnadet. Sie werden also zwar fortschwärmen und Blumen besuchen, jedoch von den Ausflügen stets wieder in ihre mütterliche Behausung zurückkehren. Dagegen werden an Stelle der mangelnden Geschlechtsgefühle bei ihnen vermutlich sehr früh vor den offenen Zellen im Heimatsnest die ererbten Instinkte der Brutpflege erwachen, zunächst der Fütterungsinstinkt, dann der Bauinstinkt und zuletzt auch der Legeinstinkt. Sie werden also mit einem Wort der geplagten Mutter zur Hand gehen, an ihren Mühen und Sorgen teilnehmen, indem sie sich ganz besonders der Pflege ihrer jüngeren Geschwister widmen, und schließlich auch selbständig neben ihr in dem gleichen Nest ihren Legeinstinkten gehorchen. Parthenogenetisch natürlich. Und zwar werden aus diesen jungfräulichen Eiern entweder »noch« Männchen und Weibchen oder »schon« ausschließlich Männchen hervor-

gehen. Was so (hypothetisch!) zustande gekommen, ist dann zwar noch nicht ganz der Bienenstaat selbst, den wir suchen, wohl aber eine wichtige Vorstufe zu ihm, und zwar eine jetzt wieder wirklich vorhandene, nicht bloß vermutete Übergangsstufe, die Stufe der Hummel (Bombus).

Verfolgen wir einmal den Lebensgang jener hübschen und rundlichen Brummelchen, die wir an sonnigen Frühlingstagen die ersten Lenzblumen umschwirren und ihre langen Saugerüssel bald hier, bald da in die duftenden Kelche versenken sehen. Es sind ausnahmslos Weibchen, was sich da tummelt, befruchtete und verwitwete Hummelköniginnen, die irgendwo in geschützten Asylen einsam oder gesellig den Winter verträumten und jetzt eine Zeitlang ein lustiges, sorgloses Leben führen. Bald aber sucht jede Witwe auf eigne Hand einen passenden Fleck für die Nestanlage, ein verlassenes Mäuseloch, eine Höhlung im Wurzelwerk alter Bäume, kurz eine wettergeschützte Vertiefung im Erdboden, baut eine flache und offene Zelle hinein, versieht sie in üblicher Weise mit Larvenfutter, legt eine Anzahl von Eiern auf dieses (nicht bloß ein einzelnes Ei also wie jene vorher betrachteten Einsiedlerbienen) und schließt dann die Zelle nach oben zu vollständig ab. Der ersten Wiege gesellt sich die zweite, der zweiten die dritte, und so geht es fort ohne Ruhe und Rast. Alles durchaus nach dem Schema Halictus, nur daß zum Zellenbau jetzt bei der Hummel schon ganz wie im Bienenstaat Wachs zur Verwendung kommt, das Erzeugnis besonderer Hinterleibsdrüsen der Mutterweibchen. Auch in der Fütterungsart ihrer Jungen verschmäht unsre sorgliche Hummelmutter insofern die üblichen Sitten der Einsambienen, als sie nach etlichen Tagen die verschlossenen Kinderstuben von neuem zum Zwecke des Nachfütterns öffnet. Die manchmal halbdutzend- und dutzendweise in den einzelnen Zellen entstehenden Larven benötigen einen beträchtlichen Vorrat an Nahrungsmitteln, wenn nicht bei dem obendrein unter ihnen entbrennenden Daseinskampfe ein hoher Prozentsatz verenden soll. Trotz solcher mehrfachen Neuverproviantierung der Kindergemächer reicht aber die Kost doch bei weitem nicht aus. Was da zu Anfang im Hummelnest ausschlüpft, sind ausnahmslos Weibchen, die ihrer Mutter zwar körperlich vollkommen gleichen, indessen an Größe erheblich zurückbleiben hinter dem stolzen Normalmaß ihrer Erzeugerin. Sie sind kein verkrüppeltes drittes Geschlecht wie die armen Vestalinnen unsrer Bienenstöcke, sondern nur schwächlich gebliebene Sorgenkinder, die in der ersten Zeit ihres Lebens im Zwang der Verhältnisse etwas vernachlässigt wurden. Die vielgeplagte Stammutter tat, was sie konnte, die Fülle der Arbeit aber, die auf der emsigen Schaffnerin ruhte, ging über ihre Kraft.

Jetzt, in den Kindern, wächst Hilfe heran. Was wir bei Halictus noch bloß hypothetisch, als Denkmöglichkeit nur in Rechnung stellten, ist hier bei den Hummeln bereits zum Ereignis geworden. Die jungen zwerghaften »Hilfsweibchen« schwärmen nicht aus, um in Sonne und Lenzluft bald Hochzeit zu machen und eigne Haushalte einzurichten, sondern beginnen alsbald ihrer schier sich zerreißenden Stammhalterin an die Hand zu gehen. Männer sind ja auch einstweilen gar nicht vorhanden, und was etwa wirklich an brünstiger Lust in den Zwergweibchen lebte, erstirbt daher schon vor dem Regewerden. Um so mehr werden all die ererbten Instinkte der Brutpflege in ihnen wachgerufen: sie beginnen nicht nur Bauarbeiten im Nest zu erledigen und Blütenhonig heranzuschaffen, sondern sie füttern fortan auch die Königin und deren weitere Nachkommenschaft. Je mehr die Zahl dieser Helferinnen wächst, desto besser wird die Ernährung und Pflege der Brut. Die Königin selbst kann sich ganz und gar auf die Eiererzeugung beschränken, und zwar kann sie jetzt, wo genügend Brutzellen da sind, die Eier in jede beliebige leere Wiege legen, weil ja die Brut schon von Anfang an reichlich gefüttert wird. Dank all den fleißigen Helferinnen kommt sogar bald für den Staat jene Zeit goldenen Überflusses, da Vorräte für etwa einsetzende Regenwochen in leeren Kokons oder eigens aus Wachs und Harz gefertigten »Honigtöpfen« aufgespeichert werden.

Natürlich bleibt das nicht ohne Einfluß auf die entstehende Nachkommenschaft. Die neu heranwachsenden Töchter werden im Laufe des Sommers größer und größer, bis sie zuletzt die Statur ihrer Königin aufweisen und nun als durchaus normale Hummelweibchen auch ihrerseits mit dem Eierlegen beginnen. Auf Liebesfahrten verzichten sie einstweilen gleich ihren älteren Kümmerschwestern, obwohl sie natürlich zum Heiraten taugen; sie besitzen die Gabe der parthenogenetischen Zeugung und brauchen daher keine Männergemeinschaft. Freilich: das Bienengesetz, daß befruchtete Eier stets Weibchen und unbefruchtete Männchen ergeben, besteht auch im Staate der Hummel bereits, unbeschadet der Tatsache, daß unsre Hummelkönigin zunächst immer Weibchen ins Leben ruft. Die Fähigkeit zur Erzeugung auch männlicher Nachkommen wohnt ihr von Anfang an inne, doch macht sie davon erst Gebrauch, wenn der Sommer sich wendet und ihr Samenvorrat zur Neige geht. Die unbegatteten Töchter vermögen ganz folgerichtig nur Drohneneier hervorzubringen, aber immerhin helfen auch sie nunmehr mit, das Gewimmel im Nest zu vergrößern. Je mehr es auf den Herbst zugeht, desto mehr zeugungsfähige Nachkommen beiderlei Geschlechts werden geboren, bis auf die Blüte des Hummelstaates dann ein Niedergang folgt. Die zu keinerlei Arbeit geschickten Drohnen faulenzen eine Weile im Neste herum, treiben tagsüber mehr und mehr in der Blütenwelt ein Genießer- und Bummelleben, knüpfen mit honigsuchenden reifen Weib-

chen galante Liebesabenteuer an und kehren schließlich überhaupt nicht mehr in ihr Heim zurück. Glockenblumen und ähnliche Schlupfwinkel bilden ihr Nachtasyl, bis sie die herbstliche Kühle darin überrascht und ihr Leben beendet. Ein ähnliches Schicksal ereilt auch die Nestinsassen vor Anbruch des Herbstes. Einsam wird's in der Blumenwelt. Immer mehr Honigquellen versiegen, und immer fühlbarer wird der Nahrungsmangel. Die Lebenskraft der Königin ist am Ende, die Hilfsweibchen werden matter und matter, und nach und nach geht zugleich mit dem Sommer die ganze Gemeinschaft zugrunde. Nur eine Anzahl befruchteter großer Weibchen rettet sich im geschützten Versteck durch die Wintersnot, um das fröhliche Spiel im Lenz wieder frisch zu beginnen.

Der Hummelstaat also ist noch »auf Zeit« gegründet. Von einem solitären befruchteten Weibchen ins Leben gerufen, dauert er nur einen Sommer lang und ist dementsprechend auch wesentlich individuenärmer als der immerwährende Bienenstaat. Mehr als drei- bis vierhundert Insassen beherbergt kein Hummelnest. Die charakteristische Eigentümlichkeit des Bienenstaates, daß sich der alten, eierlegenden Königin und geschlechtsreifen Männchen und Weibchen noch sozial mit der Königin zusammenwirkende Helferinnen gesellen, ist aber auch schon bei ihm in der Grundlage gegeben. Vieles im Leben der Hummeln gemahnt noch an die Solitären, vor allem der Anfang des Zellenbaues und die Brutversorgung, solange das Mutterweibchen allein steht. Die spätere Eierablage in leere Zellen, die erst nach Erscheinen der Larve mit Futter beschickt werden, zeigt uns dagegen schon die Methode der Honigbienen.

Es wird aber auch noch aus andern Gründen wahrscheinlich, daß wir tatsächlich im langsamen Werdegang einer Hummelkolonie das ungefähre Schattenbild der stammesgeschichtlichen Staatenentwicklung vor Augen haben, denn auch als Ganzes pendelt er heute noch je nach der Ortsgunst bald mehr nach der Seite der Solitärbienen, bald mehr in der Richtung auf höhere soziale Formen. In den nordischen Ländern der Mitternachtssonne, wo die wenigen Sommerwochen nicht ausreichen zur Staatengründung, kehrten die Hummeln (z. B. Bombus kirbyellus) gezwungenermaßen zur Lebensweise der Einzelbienen zurück und beherbergen keinerlei Hilfsweibchen in ihren Bauten. In Südeuropa dagegen nimmt auch im Winter das Leben der Hummeln (B. xanthopus) ungestört seinen Fortgang, doch kommt es auch dort nicht zum Dauerstaat, weil wieder die heiße, blumenarme Sommerzeit eine unüberschreitbare Schranke bildet. Wo aber (wie im tropischen Südamerika) jahraus, jahrein eine unverändert üppige Vegetation die Gewähr für dauernde Existenzmöglichkeit des Sozialkörpers bietet, da ist in der Tat der Hummelstaat dauernd. War das soziale Insekten-Gemeinwesen erst einmal vorhanden, so konnte bei günstigen Klima- und Nahrungsverhältnissen nichts seine Fortdauer hindern.

Aber auch innerhalb des als Ganzes gegebenen Staatsgefüges mußte alsbald eine Weiterentwicklung der Arbeitsteilung zu immer vollkommeneren Stufen einsetzen. Zunächst wurde bei überwinternden Völkern die Königin völlig entlastet vom Zellenbau und vom Nahrungssammeln und konnte sich gleich im beginnenden Frühling dem Legegeschäft wieder widmen. Die Bauarbeit und die Kinderpflege besorgten sofort ihre Helferinnen. Sorgsam betreut und gefüttert als wichtigstes Glied der Gemeinschaft, brauchte sie außer zum Hochzeitsfluge das Nest überhaupt nicht zu verlassen, war also weniger als alle andern Bürger des Staates umdräut von Gefahren und mußte so schließlich von selbst immer langlebiger werden, je mehr alles Wachsen und Blühen des Volkes von ihr abhing. (Die Bienenkönigin bringt es bekanntlich auf fünf Jahre Lebenszeit.) Zugleich aber ward auch der Dauerstaat sehr viel kopfreicher als ein der Zeit nach begrenztes Gemeinwesen, und damit nahm für die Nestinsassen die Arbeit im Dienste des Volkswohles zu. In demselben Maße, wie die Königin mehr und mehr zur bloßen Eierlegemaschine herabsank, trat bei den Hilfsweibchen der Geschlechtsinstinkt in den Hintergrund auf Kosten der bedeutsameren Wohlfahrtsinstinkte.

Bei den Hummeln unterschieden sich die Weibchen, die wegen mangelnder Hochzeitsgelegenheit nicht befruchtet wurden, durchaus nur der Größe nach von der Königinmutter. Auf der nächsthöheren Stufe der Meliponen, der stachellosen Bienen der tropischen Länder, ist aber schon ein beträchtlicher Teil dieser »Hilfsweibchen« völlig steril, also zu typischen Arbeitsbienen geworden, die überhaupt nicht mehr lieben können, weil sie auch körperlich schon entartet sind. In diesen degenerierten Geschöpfen, die gleichwohl alle sozialen Instinkte in sich vereinen, tritt also erstmalig wirklich das »dritte Geschlecht« auf den Plan, das in den Stöcken unsrer heimischen Honigbienen die große Masse der Bevölkerung bildet. Von dieser Stufe der Meliponen aus ist's nur ein kleiner Schritt noch zum Höhepunkte der Arbeitsteilung. Wir brauchen uns nur die Entwicklung in der Weise fortgeschritten zu denken, daß ausnahmslos sämtliche Arbeitsbienen geschlechtlich verkümmerten, also begattungsunfähig wurden, weil die zur langlebigen Eierlegemaschine gestempelte Königin ausreichend für die Vermehrung der Staatsbürger sorgte, und daß aus dem gleichen Grunde die Vestalinnen endgültig aufhörten, neben der Königin parthenogenetisch Drohneneier zu produzieren. Das wäre dann wirklich der Staat auf dem Gipfel der Arbeitsteilung, das Ziel unsers Weges vom Grabwespen-Raubnest zum Bienenstock.

Der Untergang des Abendlandes

Zur Philosophie Oswald Spenglers

Von Dr. Georg Eschenhagen (Heidelberg)

Ein außerordentlich kühner Wurf ist Spenglers rasch berühmt gewordener »Untergang des Abendlandes« (München, C. H. Beck). Wen diese Gedankenwelt in ihren Bann gezogen hat, den läßt sie so bald nicht wieder los; auch der Gegner muß zugestehen, daß die Beachtung, die der neue Autor so rasch gefunden hat, wohlverdient ist. Ein vorläufiger Versuch eines neuen Weltbildes liegt vor, der nicht allein nach jenen Sätzen zu beurteilen ist, die sein Schöpfer aufstellt, sondern auch nach den Gedanken, die er in einem urteilsfähigen Leser auslöst. Ein namhafter Historiker, dessen praktische Erfahrung dies Urteil besonders gewichtig erscheinen läßt, schrieb mir vor kurzem: »Wer ist eigentlich Oswald Spengler? Wie alt ist er, und welchen Bildungsgang hat er? Ich bewundre sein Wissen, seine Kombinationsfähigheit, den offenen Blick für alle Dinge und — seinen Mut, den sachlichen und literarischen! Solche praktische Anwendung der Geschichte bedeutet erst wirkliche geschichtliche Arbeit, alles andre ist Kärrnerdienst. Als Politiker habe ich seit langem ähnliche Anwendung des Erforschten an Beispielen gelehrt, aber die wenigsten verstehen überhaupt, was man will!«

Geboren wurde Oswald Spengler am 29. Mai 1880 in Blankenburg am Harz, seine Schulbildung erhielt er auf der Latina, dem humanistischen Gymnasium der Franckeschen Stiftungen in Halle. Nach Abschluß des Studiums der Mathematik und der Naturwissenschaften war er einige Jahre als Oberlehrer am Heinrich-Hertz-Realgymnasium in Hamburg tätig; seit 1911 weilt er in München.

Umfassender Blick für den Sinn der Welt und unmittelbares Erleben der Wirklichkeit ist Spenglers Leitsatz. Ganze Kulturepochen übersieht er mit einem Blick und sucht in ihnen die organische Einheit; mit jeder solcher Einheit spricht er in ihrer, nur ihr eigentümlichen Sprache. Einzelheiten, die ihm nebensächlich erscheinen, beachtet er nicht. Auswahl und Verwertung der wichtigen Dinge ist hier das Werk eines Eignen, der aus dem vollen schöpft. Abneigung gegen wissenschaftliche Kleinarbeit nur um ihrer selbst willen ist gepaart mit Nachdenken über die großen, grundlegend erscheinenden Ideen. Bei aller Vielseitigkeit geht das Streben nicht auf Umfang des Wissens, sondern auf Tiefe, Gehalt und Klarheit.

Ein mathematisches Weltbild beherrscht diese Kulturvorstellungen: nicht eine Mathematik, sondern verschiedene, streng voneinander zu trennende Mathematiken, die jede ihre eigne Seele haben, werden unterschieden. In jeder Epoche sprechen Mathematik und alle Künste und Schöpfungen des tätigen Lebens die gleiche Sprache. Leichter zu begreifen sind Zusammenhänge zwischen Mathematik und Baukunst oder Musik; immer schwieriger wird das Folgen bis zu den letzten Möglichkeiten des Seelischen hinauf. Jede Zeit hat ihre eigne Formensprache, die Spengler mit dem mathematischen Schlüssel erschließt. Eine Kulturphilosophie liegt vor, deren Grundgedanken das strenge Gesetz der Vergänglichkeit atmen; bleibende Werte werden nicht anerkannt. Eine naive und ursprüngliche Auffassung der Dinge soll ihr innerstes Wesen erschließen.

Bei seinen Grundbegriffen geht Spengler von Goethe aus. Wissenschaft und Gefühl reichen sich die Hand, um ein der Wirklichkeit entsprechendes Weltbild entstehen zu lassen. Die letzten Elemente des Bewußtseins sind das Werden und das Gewordene, zwei Urtatsachen des Bewußtseins, sind das Eigne und das Fremde. Seele und Welt sind zwei Gegensätze, die das menschliche Bewußtsein erkennt in Abständen vom mythischen Dämmern des primitiven Menschen und des Kindes bis zum klarsten Wachen des kantischen und napoleonischen Menschen.

Das Leben erhält bei Anwendung dieser Begriffe auf das Bewußtsein einen dem Werden verwandten Sinn, und der Tod tritt in Beziehung zum Gewordenen, Starren. Seele als Mögliches und Welt als Wirkliches lassen das Leben als Verwirklichung des Möglichen erscheinen. Die Richtung (Nichtumkehrbarkeit) schafft aus dem Leben die Zeit, aus dem Möglichen die Zukunft und aus dem Verwirklichten die Vergangenheit. Zwischen beiden letzteren liegt die Verwirklichung, die Gegenwart. Geschichte und Natur schließen einander nicht aus, sondern bedeuten nur Abstufungen, die den unteilbaren Eindruck des möglichen einheitlichen Weltbildes gestaltend beherrschen, je nachdem die eine oder andre Stufe der Skala, die zwischen beiden liegt (Gesamtheit des Bewußten, Werden und Gewordenes, Leben und Erlebtes), vorherrscht. Die Außenwelt wird also zwischen den beiden Extremen der rein organischen und der rein mechanischen Weltanschauung erlebt. Wirkliches Wissen von Geschichte und Natur in Beziehung auf das eigne Dasein sich zu verschaffen, ermöglicht die Kultur. Für Seele und Welt gibt es mögliche Kultur als Idee des Daseins und wirkliche Kultur als das körperlich Faßliche dieser Idee. Geschichte, eng verwandt mit Leben und Werden, ist die Verwirklichung möglicher Kultur. So sehr man sich bemühen

mag, diesen Grundbegriffen nahezukommen, auch Spengler gibt zu, daß es völlig erklärende Mitteilbarkeit der letzten Geheimnisse nicht gibt, sie müssen gefühlt und erlebt werden. Er unterscheidet Erleben und Erkennen; ersteres gipfelt in Goethes »exakter sinnlicher Phantasie«, letzteres in den reinen Verstandeswissenschaften. Erkenntnismittel sind dort das Symbol, hier das Gesetz.

Überaus scharfsinnig sind die Scheidungen der Begriffe Kultur und Zivilisation. Beide bedeuten ein strenges organisches Nacheinander und sind durch die Schicksalsidee miteinander verknüpft. Zivilisation ist das unausbleibliche Schicksal einer jeden Kultur, sie ist ein Abschluß, der dem Werden folgt als das Gewordene, dem Leben als der Tod, der Entwicklung als die Starrheit. Zivilisationen sind von allen Kulturen als unwiderrufliches Ende erreicht worden. Symbole dienen als Hilfsmittel des Erkennens, ob das Stadium der Kultur noch vorliegt, oder ob das der Zivilisation bereits erreicht ist. Entsprechend der Trennung, die zwischen den einzelnen Mathematiken gemacht wird, derart daß jede Einwirkung der einen auf die andre als unmöglich abgelehnt wird, führt Spengler auch dieselbe strenge Scheidung zwischen den einzelnen Kulturen durch, indem er jede auf ihrer Mathematik aufbaut. Jede hat ungefähr die Lebensdauer von etwa 1000 Jahren, verfällt dem Schicksal ihrer Zivilisation, um dann aus dem Dasein zu scheiden.

In diesen seinen geschichtsphilosophischen Grundsätzen hat Spengler ungefähr alle Schwierigkeiten des Erkennens berührt, welche die Gemüter in den letzten Jahrzehnten bewegten und entzweiten. Da einstweilen in einem ersten Bande nur der Anfang dieser neuen Weltanschauung vorliegt, so muß das abschließende Urteil noch hinausgeschoben werden. Die Tatsache liegt vor, daß es dem Verfasser gelungen ist, für manche Fragen eine geradezu verblüffende Lösung zu finden und Urteile von unbestrittener Richtigkeit zu fällen. Spengler hat meist auf dem Wege der Anschauung Neues und Brauchbares für die Praxis des Lebens gefunden; die Theorie muß sich jetzt bemühen, dies zu erklären, seine Erfolge verständlich zu machen und sie vor Irrwegen zu bewahren.

Spenglers Buch entstand aus der Absicht, 1911 einige politische Erscheinungen der Gegenwart zu erklären. Das Studium einiger Jahre erweiterte sich zu dem des ganzen Jahrhunderts und darüber hinaus zu dem der Weltgeschichte überhaupt. Da die mathematische Betrachtungsweise tief in den Aufbau des Ganzen hineingreift, so würde eine, meines Wissens noch nicht geschehene, Kritik eines berufenen Fachmannes die Stellungnahme zu den einzelnen Zahlenwelten als Seelen der jeweiligen Mathematiken sehr erleichtern und außerordentliche Förderung der allgemeinen Wertung des Ganzen herbeiführen.

Richtungbestimmendes Forschungsmittel ist die Intuition, der Drang zum unmittelbaren Erlebnis. Das Streben nach Anschaulichkeit führte Spengler dazu, den Gegensatz zwischen Naturwissenschaften und Kulturwissenschaften in seiner Weise zu überbrücken. Die Welt als Geschichte wird ebenso Erscheinung wie die Welt als Natur. Eine Morphologie der Weltgeschichte gibt Mittel des Erkennens in die Hand: an den einzelnen Geschehnissen, die als Symbole gefaßt werden müssen, erkennt man den augenblicklichen Stand. Die vorliegenden Tatsachen muß man ihres äußerlichen Gewandes, das nur durch die jeweiligen Zeitumstände bedingt ist, entkleiden und den tieferen Sinn, der ihm zugrunde liegt, zu ergründen suchen. Elsaß und Lothringen haben symbolisch die gleiche Geltung wie die Thermopylen, Alcibiades bedeutet in dieser Morphologie dasselbe wie Napoleon. So kommen wir zur historisch-relativen Erkenntnisweise, nach der alle Resultate nur Ausdruck eines und nur dieses einen Daseins sind. Darüber hinaus muß der Denker unsrer Tage dann nach den Weltanschauungen suchen, die die Menschen andrer Kulturen aus sich heraus ausgesprochen haben. Die schwierige Aufgabe des Historikers, der immer auch Philosoph sein muß, besteht darin, alle Geschehnisse aus ihrer Zeit heraus zu verstehen und seine Schilderung dann in einer uns heute geläufigen und verständlichen Sprache zu geben.

Die Erscheinungen andrer Kulturen reden andre Sprachen, für andre Menschen gibt es andre Wahrheiten, die für den weltgeschichtlichen Denker entweder alle gültig sind oder gar nicht. Nachfühlen, Anschauen und Vergleichen, Goethes »exakte sinnliche Phantasie«, das sind für Spengler Mittel der Geschichtsforschung. Die antike Kultur als in sich abgeschlossenes Phänomen, als Körper und Ausdruck der antiken Seele stellt er neben die ägyptische, indische, babylonische, chinesische und abendländische und sucht das Typische in den wechselnden Geschicken dieser großen Individuen, das Notwendige in der unbändigen Fülle des Zufälligen, und das Bild der Weltgeschichte entfaltet sich vor ihm. Es liegt also das Gesetz der Tatsachen eingebettet in die einmaligen, nie wiederkehrenden großen Kulturgesamtheiten.

Unsre augenblickliche Epoche innerhalb der abendländischen Gesamtkultur ist für Spengler ein biographischer Abschnitt, dessen Sinn er, wenn auch in andrer Gestalt, in jeder Kultur ausgesprochen sieht. Und zwar ist der Untergang des Abendlandes ein Problem der Zivilisation. Das Gesetz jeder Zivilisation vollzieht sich im Abbau anorganisch gewordener, erstorbener Formen.

Wie in der entsprechenden Zeit der Antike, so fallen auch jetzt bei uns die großen geistigen Entscheidungen in den Zentralen einiger Weltstädte.

Es sind für Spengler Symbole ersten Ranges, daß in Rom, wo um 60 v. Chr. der Triumvir Crassus der erste Bauplatzspekulant war, das auf allen Inschriften prangende römische Volk, vor dem Gallier, Griechen, Parther, Syrer in der Ferne zitterten, in ungeheurem Elend in den vielstöckigen Mietskasernen lichtloser Vorstädte hauste und die Erfolge der militärischen Expansion mit Gleichgültigkeit oder einer Art von sportlichem Interesse aufnahm; daß manche der großen Familien des Uradels, Nachkommen der Sieger über die Kelten, Samniter und Hannibal, weil sie sich an der wüsten Spekulation nicht beteiligten, ihre Stammhäuser aufgeben und armselige Mietwohnungen beziehen mußten; daß, während sich längs der Via Appia die noch heute bewunderten Grabmäler der Finanzgrößen Roms erhoben, die Leichen des Volkes zusammen mit Tierkadavern und Großstadtkehricht in ein grauenhaftes Massengrab geworfen wurden, bis man unter Augustus, um Seuchen zu verhüten, die Stelle zuschüttete, auf der Mäcenas dann seinen berühmten Park anlegte; daß in dem entvölkerten Athen, das von Fremdenbesuch und von den Stiftungen reicher Ausländer (wie des Judenkönigs Herodes) lebte, der Reisepöbel allzu rasch reich gewordener Römer die Werke der perikleischen Zeit begaffte, von denen er so wenig verstand wie die amerikanischen Besucher der Sixtinischen Kapelle von Michelangelo, nachdem man alle beweglichen Kunstwerke fortgeschleppt oder zu phantastischen Modepreisen angekauft und dafür kolossale und anmaßende Römerbauten neben die tiefen und bescheidenen Werke der alten Zeit gesetzt hatte. Alle diese Dinge hat der Historiker weder zu loben noch zu tadeln, sondern morphologisch abzuwägen: wer zu sehen gelernt hat, erkennt die Idee.

Wer wollte leugnen, daß sich hier ein großer, alles umfassender Blick zeigt! Von hier aus werden die Gesichtspunkte verständlich, nach denen Spengler bei der Auswahl seines Stoffes verfährt. Wissenschaftliche Kleinarbeit nur um ihrer selbst willen kann ihn bei seinen Forschungen nicht weiterbringen. Seine Einzelforschungen müssen ein seiner Weltanschauung harmonisches Weltbild ergeben. Neben dem großen Blick auf Kulturgesamtheiten finden wir Einzeluntersuchungen, die in den Dienst dieses Endzweckes gestellt sind. Neben dem Studium der Antike, Ägyptens, Indiens und des gesamten Abendlandes stehen Einzelforschungen über Zeitmessungen der Griechen, Stein- und Holzbau der Hellenen und die verschiedenen Arten der Totenbestattung bei den Ägyptern, Griechen und den Völkern des Abendlandes. Die Zukunft des Abendlandes erscheint, so betrachtet, nicht in uferloser Ungewißheit, sondern als ein in Hinsicht auf Form und Dauer streng begrenztes und unausweichlich bestimmtes Einzelphänomen, das sich übersehen und in wesentlichen Zügen berechnen läßt.

Diese vergleichende historische Morphologie führt Spengler zur philosophischen Skepsis. Als Ausdruck unsers abendländischen Seelentums will er diese Skepsis durch und durch historisch fassen, im Gegensatz zum antiken Skeptizismus, der aus seinem Seelentum heraus ahistorisch ist. Der griechische Skeptiker zweifelt, indem er einfach nein sagt, der abendländische betrachtet alles relativ als geschichtliches Phänomen und sieht Geschichte der Philosophie als letztes ernsthaftes Thema der Philosophie an.

Diese Gedankengänge zeigen den Eignen. Wohl gibt es genug Anklänge an andre philosophische Systeme und Gedankenreihen, doch wird man Spengler restlos nirgends unterbringen können. Selbständige Persönlichkeit kann ihm nicht bestritten werden. Für Forscher, die seinen Wegen eingehender nachspüren wollen, sei darauf hingewiesen, daß unser neuer Philosoph sich nach Abschluß seiner Studien den dunklen Heraklit zum Prüfstein erwählte. Mancherlei Aufschlüsse erhält man von hier aus über die Wege des Werdenden, die über Naturalismus, Energetik und Emotionalismus zum heutigen Stande führen.

Neue aufsehenerregende Gedanken pflegen neben Beifall auch Widerspruch hervorzurufen. Dieses Schicksal ist Oswald Spengler nicht erspart geblieben. Da Weltanschauung Sache der Persönlichkeit ist, so gibt es heute auch philosophisch-wissenschaftlich mehr als eine Weltanschauung. Man hat behauptet, daß die neue Betrachtungsweise zum Historismus und Relativismus führen werde, die alle Werte nur als Entwicklungsprodukte von rein geschichtlicher Geltung hinnehmen und, nimmt man noch die Vorhersage vom Tode unsrer Welt hinzu, schlaffe Kraftlosigkeit, Pessimismus und Quietismus erzeugen. So weit ist es hoffentlich mit unserm Volke noch nicht gekommen, daß es schon bei der Erwähnung von Tod und Untergang entmutigt die Hände in den Schoß legt! Spenglers Absichten gehen dahin, zu einer nüchternen Beurteilung der Tatsachen und Möglichkeiten, die uns seiner Ansicht nach noch bevorstehen, hinzuleiten. In einer Auseinandersetzung über diesen Punkt betonte er mir gegenüber besonders lebhaft das Mißverständnis, das hier vorliege: »Genau ebenso ist vor dreißig Jahren versichert worden, daß die Lektüre von Nietzsches Zarathustra zur Überfüllung der Zuchthäuser führen würde,« äußerte er. Auch wies er auf seine kleine spätere Schrift »Preußentum und Sozialismus« (ebenda) hin, in der er pessimistische und quietistische Lebensauffassung als Feigheit gekennzeichnet habe.

Widerspruch erheben möchte man gegen die manchmal sehr absprechende Art, in der über unsern heutigen wissenschaftlichen Betrieb geurteilt wird. Um durch die Beispiele, die man hier zahlreich anführen könnte, nicht in unnötige Verwir-

rung zu geraten, wird man gut tun, sich an Spenglers eigne Worte zu halten, nach denen sein neues Weltbild keinen Angriff auf das bisher durch die Wissenschaft Erreichte bezweckt, sondern alles Geleistete bestätigen will. Mit diesem Leitsatz wird man gut fahren und gelegentliche überscharfe Ausdrücke der Entdeckerfreude über so viele neue und wirklich hervorragende Ergebnisse zugute halten und sie nehmen als das, was sie sind: Spannungsausgleich einer ungemein starken, mit den letzten Rätseln des Lebens ringenden Persönlichkeit. Hinsichtlich der strengen Trennung, die Spengler bei den einzelnen Kulturepochen eintreten läßt, kann man geteilter Meinung sein. Folgt man des Autors eignem Begriff von Kultur, nach der diese das Wissen von Geschichte und Natur in Beziehung auf das eigne Dasein verschafft, so muß natürlich jede Kulturepoche etwas durchaus Abgeschlossenes mit eigner Kulturpsychologie darstellen. Verfolgt man jedoch die Entwicklungen weiter über die Einzelpersönlichkeiten hinaus — und Spengler tut dies doch auch! —, dann kann man sich des Eindrucks von gegenseitigen Beeinflussungen, wie sie z. B. in Renaissancen zutage treten, nicht erwehren.

Meist empfiehlt es sich, Spenglers Gedanken nicht mit aller logischer Schärfe bis zu den letzten Folgerungen durchzuführen. Die Wege jedes Begreifens dürfen ja nicht allein normativ kritische, sondern müssen auch deskriptiv genetische sein. So würde das in der Hauptsache doch naturwissenschaftlich gerichtete Weltbild unwahr, wenn wir die Vergleiche vom Leben und Sterben der Kulturen, die sehr oft nur bildlich gemeint sind, bis zu den sinnlichsten Wirklichkeiten des animalischen Lebens hinauf uns vorstellen.

Eine Untersuchung über die Quellen, aus denen Spengler geschöpft, ist deshalb nicht allzu gewinnbringend, weil es heute wohl kaum einen Gedanken gibt, dem man nicht irgendwo, und sei es auch nur in seinen Anfängen, begegnen kann. Die Art der eignen weiteren Ausführungen dieses Autors muß maßgebend für die Beurteilung sein.

Von diesem Gesichtspunkt aus kann man vielleicht im Spenglerschen Schaffen das Eigne vom Übernommenen scheiden und ersteres höher bewerten. Der Versuch, »Geschichte vorauszubestimmen«, gab dem Buch den Titel. Hierbei ist der Verfasser durchaus empfangend, denn solcher Blick in die Zukunft war schon das Ziel mancher. Spengler selbst fühlt auch, daß ihn hier eine untergeordnete Frage beschäftigt. Sein Hauptthema umfaßt alle großen Fragen des Seins, wo er durchaus schöpferisch vorgeht. Bedenkt man, daß nicht der Blick in die Zukunft, sondern das Einstellen des einzelnen Menschen auf diese Zukunft Zweck aller Untersuchungen ist, dann rückt die Sensation der Prophezeiung von selbst in den Hintergrund. So wie er ist, müssen wir den neuen Philosophen nehmen, froh über das, was er bietet. Eine Philosophie im heutigen wissenschaftlichen Sinne liegt vielleicht noch nicht vor. »Der Untergang des Abendlandes« ist weniger ein streng durchgeführtes System als vielmehr eine aneinandergefügte Reihe von einzelnen Gedankengängen, die der Theorie und der Praxis angehören. Hier zu entwirren, wo Verwirrtes erscheint, ist ein scharfer Prüfstein für die Urteilsfähigkeit des Lesers. Auch Spenglers Meister, Goethe, wird ja den Philosophen im streng wissenschaftlichen Sinne nicht hinzugerechnet. Und doch sind Goethes Gedanken allesamt Bruchstücke einer großen Konfession, Bruchstücke, an denen kein Fachphilosoph vorübergehen wird.

Sommermorgen

Wir gingen durch das reife Feld,
In schweren Wogen schwang das Korn,
Und drüber sang in blauer Welt
Die Lerche, erdentagverlor'n.

Wir schritten still, wir schritten leis
Auf schmalem, grünem Pfade,
Kein Wind bewegte Halm und Reis,
Und alles stand in Gnade.

Da plötzlich schwieg das Lerchenlied,
Ich faßte deine Hand;
Zwei Herzen waren aufgeblüht
In Sang und Sonnenbrand.

Ludwig Bäte

Constantin Gerhardinger: Stilleben

Marktbuden vor einer Kirche

Constantin Gerhardinger

Von Richard Braungart

Das geflügelte Wort des Hippokrates: »Die Kunst ist lang, und das Leben ist kurz«, findet sich im Prolog zum »Wallenstein« in einer Umformung, die allerdings einen ganz andern Sinn hat, wenn auch die ursprüngliche Art der Antithese beibehalten ist. »Ernst ist das Leben und heiter die Kunst« sagt Schiller, und er meint damit gewiß nicht — was die meisten nie aufhören zu glauben —, daß die Kunst, sei es nun ihre Ausübung oder das fertige Kunstwerk, nur eine Tändelei für müßige Stunden sei. Schiller wußte so gut wie jeder, der tiefer sieht, daß Kunst, wenn sie diesen Namen verdienen will, besonders auch im Handwerklichen verteufelt ernst genommen werden muß. Die Wirkung freilich, die von dem mit Ernst geschaffenen, echten Kunstwerk ausgeht, ist immer heiter; denn es hebt den Betrachter in Sphären, in denen aller kleinliche Haber schweigt und ewige Helle das feindliche Dunkel besiegt.

Man wird von einem beträchtlichen Teil der neuesten Kunst nicht behaupten können, daß sie diese ideale Forderung auch nur in bescheidenem Maße erfülle. Das heißt, behaupten kann man es wohl, und es vergeht auch kein Tag, an dem das nicht geschieht. Aber wer seinem Instinkt und Urteil mehr vertraut als unbewiesenen und unbeweisbaren Behauptungen, der weiß, daß diese jüngste Kunst weit davon entfernt ist, heiter im Sinne des Wortes von Schiller oder eines andern von ähnlicher Grundbedeutung zu sein. Sie dankt ihr fragwürdiges Dasein Anregungen melancholischer oder grotesker, satirischer oder brutal erotischer, jedenfalls aber zumeist pessimistischer Natur. Wo wären da Möglichkeiten für heitere Wirkungen, es seien denn unfreiwillige, gegeben? Nur eins wäre noch denkbar: daß die Generation von heute etwas grundsätzlich andres unter Heiterkeit (Freude) versteht, als man es bisher gewohnt war. Man müßte sich in diesem Falle erst über die Grundbegriffe verständigen. Mir allerdings will es oft scheinen, als hätte ein ansehnlicher Teil unsrer Künstlerjugend jeden Sinn für unbeschwerte Freude am Kunstwerk selbst oder am Hervorbringen eines solchen verloren. Wahrscheinlich hat sie ihn überhaupt nie besessen. Und man muß sich deshalb nicht darüber wundern, wenn ihre Arbeiten so ziemlich alles vermissen lassen, was der naive Kunstbetrachter von heute in Werken der Kunst sucht und zu finden hofft.

Jahrmarkt

Die Lage wäre in der Tat trostlos, wenn es nicht, trotz allem, immer noch genug jüngere Künstler gäbe, die von der Seuche des kannibalischen Primitivismus nicht angesteckt sind und unbekümmert um Lob oder Tadel der Radikalen so malen, wie ein gesunder, unverbildeter Mensch auch heute noch malen kann, ohne sich schämen zu müssen. Im Gegenteil: die angebliche Rückständigkeit dieser Künstler ist nicht nur keine Schande, sie ist vielmehr ein Verdienst, für das wir ihnen gar nicht genug danken können. Sind sie es doch, die dafür sorgen, daß die durch Jahrhunderte lückenlos fortgeführte Tradition keine Unterbrechung auf längere oder kürzere Zeit erleidet; und wenn das Wissen vom Malen (im ausgeprägtesten Sinne des Wortes) auch kommenden Geschlechtern in voller Frische und Gegenwärtigkeit überliefert werden kann, so hat diese Jugend ein besonders großes Verdienst daran. Finden wir doch überall in Deutschland, sogar in ziemlich gleichmäßiger Kräfteverteilung, solche Künstler oder gar Künstlergruppen. Vielleicht nirgends aber sind die Vorbedingungen für das Gedeihen dieses echtesten und ursprünglichsten Malertums so günstig wie in München, wo das über ganz Deutschland und darüber hinaus wirksam gewesene Beispiel der Leibl-Trübner-Gruppe noch unvergessen ist. Man hat in München, zumal in engeren Zirkeln, nie aufgehört, diese großen Vorbilder nach Möglichkeit zu nützen. Daß die gute Schule bei einigen in bloße Fingerfertigkeit verflacht ist, kann allerdings nicht geleugnet werden. Aber wo haben diese Dinge, bei ähnlich gelagerten Umständen, nicht den gleichen Verlauf genommen? Das liegt nun mal in der Natur alles Bedeutenden, daß es nur von Ebenbürtigen wirklich verstanden und in gleichwertiger Form weitergebildet werden kann. Und so haben denn auch Meister wie etwa Thor und Groeber, jeder auf seine besondere Weise, dafür gesorgt, daß gerade die Leiblschule in München lebendig geblieben ist.

Immerhin: es schien in den letzten Jahren doch zuweilen, als fehle es in München am geeigneten Nachwuchs, der das große Erbe weiterhin würdig zu verwalten imstande sei. Aber gerade noch im rechten Augenblick hat das gütige Schicksal der Münchner Kunst gleich eine ganze kleine Gruppe junger Maler geschenkt, die mit dem Mandat auch das Können mitbekommen haben, das sie zu Traditionshütern wie zu Traditionsfortsetzern geeignet macht. Die drei Künstler, die hier zunächst in Betracht kommen, sind Hiasl Maier, Theodor Baumgartner und Constantin Gerhardinger. Ihre Namen mögen vielen noch fremd klingen, aber in München weiß bereits die Allgemeinheit, daß ihre Träger zu den stärksten Stützen des Zukunftsbaues der

Münchner Kunst gehören. Und allmählich beginnt auch das Reich und sogar das neutrale Ausland auf dieses Jung-München aufmerksam zu werden. Hiasl Maier aus Erding bei München, der unmittelbar von Leibl kommt, ein malender Naturbursche von kaum fünfundzwanzig Jahren, hat in Holland durch Bredius wertvolle Förderung erfahren, und sein Name ist auch in Berlin schon viel genannt worden. Der nur um weniges ältere Theodor Baumgartner, gleich Maier hauptsächlich Schilderer bäuerlichen Wesens, gewinnt mit jedem Tage mehr Boden auch außerhalb seiner Heimatstadt München. Gerhardinger endlich, dessen Malerinteressen nicht dem Menschen, weder dem städtischen noch dem ländlichen, sondern ausschließlich der Natur und schönen, zu Stilleben gruppierten Einzeldingen gehören, hat von den dreien bis jetzt den weitesten Kreis um sich zu schließen verstanden. Ihm und seinem Schaffen wollen wir heute ein wenig Aufmerksamkeit schenken.

Constantin Gerhardinger (der wunderliche Name ist niederbayrischen Ursprungs) wurde am 31. Juli 1888 in München geboren. Die Musen haben nicht an seiner Wiege gestanden, wohl aber die Not. Und so kam es, daß der kleine Constantin anfänglich einer ganz andern, weit weniger schönen Zukunft entgegenwuchs, als sie dann später, durch eine glückliche Wendung des Geschickes, doch noch für ihn Tatsache geworden ist. Er besuchte nach der Volksschule einige Jahre das Gymnasium, jedoch ohne sichtbaren Erfolg. Er erinnert sich, während der für ihn besonders langweiligen Stunden heimlich unter der Bank gezeichnet zu haben. Allein den Beruf zum Künstler fühlte er damals und auch später noch ganz und gar nicht in sich. Er wußte kaum recht, was Kunst sei, und als Schüler hatte er im Zeichnen selten eine bessere Note als III (d. h. mittelmäßig). Da wollte es das Mißgeschick, daß seine Mutter verunglückte, so daß sie von da an mehr oder weniger auf die Beihilfe ihres einzigen Kindes angewiesen war. Und es ist nun rührend, zu sehen, wie Gerhardinger bis zur Verleugnung seiner selbst ging, um seiner Mutter zu helfen, wie er denn auch heute noch ein vorbildlich guter Sohn ist. (Mit seinem Künstlertum hat das natürlich nichts zu tun, aber es kennzeichnet den Menschen, der in solchen Fällen vielleicht doch nicht ganz ohne Rückwirkung auf den Künstler ist.) Also es handelte sich darum, daß der etwa sechzehnjährige Constantin rasch irgendwo eine bezahlte Anstellung erhielte. Eine Magistrats-

Vorfrühling im Gebirge

schreiberstelle schien dafür am geeignetsten. Constantin schrieb das übliche Gesuch. Da aber gerade die ersten Tage des Januars waren, so setzte er, was jedem von uns alljährlich öfters zu begegnen pflegt, aus Versehen an den Kopf des Dokumentes nicht die neue, sondern die alte Jahreszahl. Und siehe da: St. Bürokratius nahm das krumm, behauptete, einen derartig nachlässigen Jungen nicht gebrauchen zu können, und wies das Gesuch ab! Das war Constantins Schicksalsstunde; denn hätte er die richtige Jahreszahl geschrieben, dann wäre er voraussichtlich Schreiber geworden und wäre es wohl heute noch. So hat wieder einmal eine Kleinigkeit — eine einzige, gleichgültige Zahl — die Entwicklung eines ganzen Menschenlebens entscheidend beeinflußt.

Constantin nahm nach diesem Mißerfolg die Zeitung zur Hand und fand die Anzeige eines Kunsthändlers, der einen »Volontär« suchte. Nicht etwa aus Interesse an der Kunst, sondern nur, weil ihm das Angebot gerade paßte, ging er hin und erhielt die Stelle. Der Mann, ein verlotterter, schmieriger Junggeselle, hatte eine kleine Galerie alter Meister. Und hier war es, wo Constantin seine ersten, wahrscheinlich nachhaltigen Eindrücke von der Kunst empfing. Er blieb allerdings nur drei Monate, um darauf die gleiche Zeit in einem Zigarrengeschäft auszuharren. Dann aber kamen schlimme Zeiten und magere Jahre für den Jungen, dem es nicht leicht wurde, sich irgendwo einzufügen. Er verdiente sich das Allernotwendigste durch Ministrieren in einer der ältesten katholischen Pfarrkirchen Münchens. In diesen Jahren nun ist es gewesen, daß der Trieb zur Kunst doch in ihm zu erwachen und sich allmählich geltend zu machen begann. Gerhardinger besuchte mehrere Jahre lang nachmittags und abends die städtische Gewerbeschule, wo er nach Gips und nach der Natur zeichnete und sich am Abendakt beteiligte. Sein höchstes Ideal wäre nun gewesen, die Kunstakademie besuchen zu können. Aber die Aufnahmegebühren betrugen 60 Mark, eine für Gerhardinger damals gewaltige und unerschwing-

Stilleben mit Wasserglas, Tellern und Kanne

Stilleben mit Kaffeeservice und Blumenvase

liche Summe. Woher nehmen? Da zeigte sich ein Geistlicher hilfsbereit. Gerhardinger sollte ihm das Innere der Münchner Peterskirche malen. Dafür bekäme er 100 Mark. Gerhardinger ging seufzend an die Arbeit, die ihm nicht sehr viel Freude machte, erhielt

Stilleben mit Geflügel und weißer Terrine

Stilleben mit Krug und Hase

sein Honorar und hatte nach Abzug der Materialkosten gerade noch so viel übrig, daß er die Aufnahmegebühren bezahlen konnte. So kam Gerhardinger endlich an die Akademie.

Er war zuerst ein paar Semester Schüler von Angelo Jank, dann nahm er kurze Zeit Korrektur bei Adolf Hengeler. Mittlerweile brach der Krieg aus, der auch für Gerhardinger Militärdienstpflichten von mancherlei Art brachte. Aber gerade während dieser letzten Jahre gelang es ihm, sich von der Schule und allen sonstigen äußeren und inneren Hemmungen frei zu machen und das zu werden, als was er heute vor uns steht. Daß sich in der Kunst Gerhardingers kaum mehr allzuviel findet, was an seine Akademielehrer erinnert — höchstens in den Landschaften glaubt man zuweilen noch Spuren der Art Janks zu erkennen —, wird jeder Kundige sofort und leicht feststellen. Woher kommt also eigentlich Gerhardinger? Denn vom Himmel gefallen wird er wohl nicht sein, gerade er nicht, dem man das »Gewachsensein« auf eine Meile Weges ansieht. Des Rätsels Lösung heißt — Karl Schuch. Es war auf der Berliner Jahrhundertausstellung deutscher Kunst (1906), daß dieser Wiener Maler, der zum Münchner Kreis um Trübner gehört hat und von fast allen Angehörigen dieser Gruppe (u. a. auch von Trübner und Leibl) porträtiert worden ist, zum erstenmal einer breiteren Öffentlichkeit bekannt oder wenigstens geläufig geworden ist. Und ganz besonders sind es seine Apfelstilleben gewesen, die jeden entzückten. Kein Wunder auch; denn sie sind sicherlich die schönsten, die je gemalt worden sind. Auch einem Halbblinden mußten vor diesen herrlichen Bildern die Augen aufgehen über das, was Malen eigentlich ist oder wenigstens sein kann. Eine Auswahl der besten Bilder Schuchs hat später eine Rundreise durch verschiedene deutsche Ausstellungen und Kunstvereine gemacht. Auch im Münchner Kunstverein waren sie zu sehen. Gerhardinger besuchte diese Ausstellung. Zufällig und ohne irgendwelche Absichten; denn er kannte damals von Schuch nicht einmal den Namen. Aber vor seinen Bildern wurde es plötzlich hell in seinem Inneren. Was er bis dahin kaum geahnt und nur instinktiv erstrebt hatte, stand hier als leibhaftige Wirklichkeit vor ihm. Es war ein Eindruck von einer Mächtigkeit, wie er im Leben eines Künstlers meist nur einmal Ereignis wird. Von diesem Tage an wußte Gerhardinger, was er wollte und was er mußte. Sein Weg lag klar vor ihm.

Es wäre nun wenig über diesen Fall zu sagen, wenn Gerhardinger sich darauf beschränkt hätte, sein Vorbild gedankenlos zu kopieren, also überflüssigerweise noch einmal zu machen, was bereits in höchster Vollendung vorhanden war. Zwar auch das verdiente am Ende Bewunderung; denn es setzte eine Begabung voraus, die der Schuchs so ziemlich ebenbürtig gewesen wäre. Aber Gerhardinger ist kein Kopist. Er hat es nicht im mindesten nötig, das zu sein. Wir haben ja gesehen, daß das Erlebnis mit Schuch für ihn nur der äußere Anlaß war, seiner eigentlichen Begabung endlich einmal auf den Grund zu gehen. Dieses Talent aber hat ihn von Anfang an auf die Primamalerei, d. h. auf die sofort ausgeführte, nicht erst durch übermalen gewonnene Malerei und auf die bei größter künstlerischer Freiheit möglichst getreue Wiedergabe des Wirklichen hingeführt. Impressionismus im landläufigen Sinne ist das nicht. Man könnte es eher Realismus nennen, obwohl auch dieses Wort so wenig wie Kolorismus das Wesen dieser Malerei ganz erschöpft. Aber was sollen auch Worte im Angesicht einer so lebendigen Wirklichkeit, wie es die Kunst Gerhardingers ist?

Kern und Ausgangspunkt seines Schaffens sind also seit einigen Jahren die Stilleben, unter denen die mit Äpfeln wegen ihrer Verwandtschaft mit ähnlichen Bildern Schuchs vor allem fesseln. Auch Gerhardinger legt die Äpfel meist auf ein weißes, »malerisch« zerknülltes Tuch, und daneben stellt er auch gerne ein paar aufeinandergeschichtete blanke Zinnteller, auf denen zuweilen ebenfalls Äpfel liegen, ferner ein Kelchglas oder deren mehrere. Hin und wieder kommt noch ein Krug oder eine Wasserkaraffe dazu. Das ist alles mit großer Leichtigkeit angeordnet, so daß man zwar immerhin das Gefühl hat, eine absichtliche Zusammenstellung (nicht ein Zufallsstilleben) vor sich zu haben, aber von dieser Absicht, deren künstlerische Ziele sich ohne weiteres erkennen lassen, nichts weniger als verstimmt wird. Und schwer wäre es vollends, zu entscheiden, was nun eigentlich besser gemalt sei: das Tuch oder die Äpfel, die Teller oder die Gläser. Dabei ist die Technik besonders bei dem weißen Tuch stets so, daß ein Betrachten aus unmittelbarer Nähe gerade das Gegenteil von dem bewirkt, was beabsichtigt ist; denn dieses Auflösen des Stofflichen in flockige, dünne Farblagen scheint jede Form vollständig zu zerstören. Aber man braucht nur ein paar Schritte von dem Bilde wegzutreten, und aus dem Chaos hat sich plötzlich die Form gebildet: das Tuch ist wirklich ein Tuch geworden mit allen wesentlichen, durch das Auge feststellbaren Eigenschaften eines solchen. Ganz ähnlich ist die Technik bei den Äpfeln, während die Zinnteller beinahe ein Betrachten aus unmittelbarer Nähe gestatten. Alle diese Beobachtungen wiederholen sich bei sämtlichen Stilleben Gerhardingers, deren Komposition und »materielle« Zusammensetzung sehr verschieden sind. Besonders liebt er das bunte Allerlei der Küche: Kessel, Pfannen, daneben Gemüse, vor allem den sehr male-

Stilleben mit Kästchen und Blumentopf

rischen Poree (oder Lauch). Geschnittene Blumen hat er bis jetzt, soviel bekannt, nur einmal gemalt, dagegen wiederholt solche in Töpfen, unter andern einigemal Azaleen. Immer ist es der gleiche Grund, der ihn treibt, diese Dinge zu malen: die Freude an der Farbe und am Ton, genauer noch: am Material selbst, am Auftrag der Farbe und an der Wirkung, die man damit erzielen kann. Und man erlebt vor diesen Bildern, wenn man den Blick dafür nur ein wenig geschult hat, Zug um Zug das Entzücken wieder, das der Maler selbst empfand, als er die berükkende Oberfläche, den schönen äußeren Schein der Dinge durch das delikate Mittel der Farbe so getreu wie möglich wiederzugeben sich bemühte.

Es liegt im Wesen dieser Stilleben, die vom Ton ausgehen, daß ihr Schöpfer dunkle Hintergründe bevorzugt, aus denen die Glanzlichter auf Metall und Glas und das Weiß des Tuches, auch die bestimmenden Farben der Früchte und andrer Dinge mit doppelter und dreifacher Wirkung hervorleuchten. Selbstverständlich war und ist diese Technik beim Malen im Freien nicht anzuwenden. So kommt es, daß Gerhardingers Landschaften, auch solche, die graue und schwere Stimmungen bevorzugen, meist weit heller im farbigen Gesamteindruck sind als die Stilleben. Ja, er sucht hier geradezu den lauten, fröhlichen Zusammenklang von Farben und Tönen, und so ist er wohl ganz von selbst zu seiner zweiten Spezialität, den Jahrmarktbildern, gekommen. Alljährlich im Mai und im Juli finden in der Au, einer Vorstadt Münchens, sogenannte Dulten auf dem großen Platz um die rote gotische Kirche statt. Das künstlerische München ist dort von jeher bummelnd, kaufend oder malend zu finden gewesen. Und seit einigen Jahren fehlt auch Gerhardinger nicht, der nicht müde wird, das bunte Durcheinander von Buden, Waren und Menschen im Rahmen einer fast kleinstädtisch anmutenden Umgebung zu schildern. Auch in diesem Falle ist es die verblüffende Treue der Wiedergabe des Wirklichen, die für den Künstler und seine Arbeiten sofort einnimmt. Man hat das Gefühl, daß hier einer ist, der aus dem vollen schöpft, seiner Sache durchaus sicher ist und, was vor allem bemerkt zu werden verdient, mehr kann als die meisten andern, die das gleiche tun.

Daß Gerhardinger trotzdem noch kein Routinier geworden ist, sondern auf dem eingeschlagenen Wege mit jedem Bild weiter voranzukommen trachtet, ist beinahe ein ebenso großes Wunder wie seine Begabung und die Art, wie diese zur Erkenntnis ihrer selbst und zur Entwicklung gekommen ist. Aber zuweilen müssen wohl solche »Wunder« geschehen, damit die Kunst sich nicht in Sackgassen verirre und verliere und die überlieferte »echte Lehre« vom Malen rein und unverfälscht von der Vergangenheit auf die Zukunft komme. Diese Aufgabe hat Gerhardinger mit noch einigen andern, und es ist ihm zuzutrauen, daß er sie durchführen wird.

Unsterblichkeit

Ich bin im dunklen Ringe
Der abertausend Dinge
Das allerletzte Glied.
Ich finde mein Genügen,
Mich ihnen einzufügen
Wie Wolke, Wind und fernes Vogellied.

Und will vor meinen Sinnen
Die feste Welt zerrinnen
In eitel Schaum und Schein:
Dann hebt sich die Erscheinung
Aus Wahn und wirrer Meinung
Und dämmt die Flut in hohe Ufer ein.

Nie werde ich vergehen,
Solang die Dinge stehen.
Sie sind mir Unterpfand.
Wenn sie den Geist aufgeben,
Kann Gott nicht länger leben
Und läßt die Sonne müd' aus seiner Hand.

Karl Bröger

Rathaustreppe in Ochsenfurt

Empfindsame Frankenreise

Von B. Haldy

Mit vierzehn Abbildungen nach Aufnahmen des Verfassers

Ein turmhoher, ausladender Zylinderhut, meißenblauer Frack und zeisiggrüne Beinkleider, mächtige Vatermörder, auf der andern Seite ein weitbauschiges, duftiges, buntgetupftes Kleidchen, ein Riesenhut mit Bindeband, darunter ein niedliches Gesichtchen, und das alles ein wenig geziert und ein wenig gespreizt und viel liebenswürdig — so stellen wir uns wohl das Altfränkische vor. Und lächeln darüber, ein wenig spöttisch. Denn es sind doch kuriose Leute, deren Gehaben uns die Schwind und Spitzweg in ihren Bildern dargestellt haben. Leute, die drei Meilen hinter Weihnachten wohnen und den Weg in die neue Zeit noch nicht gefunden haben.

Nein, sie haben ihn gefunden. Leider! Nur das Drum-und-Dran, in dem sie lebten, haben sie uns hinterlassen. Das sogenannte Altfränkische, das wir gleichbedeutend erachten mit altmodisch und ein wenig verschroben. Und doch, glaube ich, sind die Leutchen lange nicht so verschroben gewesen und auch nicht so engherzig, wie uns eine empfindelnde moderne Romanschriftstellerei weismachen möchte. Man hatte Anno dazumal so gut seinen Zeitgeist wie wir heute; daß er vielleicht ein wenig feiner und ein wenig liebenswürdiger war, mag nicht zu seinem Tadel dienen.

»Altfränkisch« war ein Vorwurf, ist es hier und da noch heute. Aber so ganz allmählich haben wir doch erkannt, daß das Altfränkische mit zum Kostbarsten gehört, was die deutsche Kulturgeschichte an sichtbaren Zeugen ihres Daseins hinterlassen hat. Es ist noch kein Menschenalter her, daß man Altfranken entdeckte. Glücklicherweise nicht gleich für die große Masse. Darum blieb es im Grunde den Feinschmeckern und Empfindsamen aufbewahrt bis auf den heutigen Tag. Der Herdentrott läuft noch so ziemlich an ihm vorbei.

»Die Würzburger Glöckli haben ein schönes Geläut, und die Würzburger Mädli sind kreuzbrave Leut« — das erstere kann man Tag und Nacht hören, über das letztere kann nur der Erfahrene reden. Aber trotz seinen vielen Kirchen und dem vielfältigen Geläut geht dem Ursitz Kiliani jeglicher düstere, diesseitsfremde Zug ab. Und Eingeweihte wollen wissen, daß die Mädli nicht aus Furcht vor künftigen Höllenstrafen so kreuzbrav sind, wie sie jener schöne Merkspruch macht. Es

Falterturm in Sulzfeld

ist eigentümlich: keine der Würzburger Kirchen weist eigentlich jene sakral gestimmte Traurigkeit auf, wie sie anderswo so häufig ist. Ob's in den Kirchen selbst liegt, oder ob es der Ton ist, der von draußen hereinbringt, wer mag es wissen!

Die heilige Kunst geht in Würzburg vom Frühromanischen bis auf unsre Tage. Andre Kirchen mögen prunkhafter sein nach außen hin, hier liegt das Schöne in einer ungeheuren Fülle kostbarer Einzelheiten verborgen, die gesucht sein wollen. Das gewissermaßen erste Schaustück, der Dom, bietet äußerlich gar nicht einmal viel; im Inneren aber stellt er in seinen Grabdenkmälern der Fürstbischöfe eine der großartigsten Kunstsammlungen Deutschlands dar. Es mag wohl keine Kirche geben, die ihn darin übertrifft.

Äußerlich wirkt der Dom nur durch seine Wucht und die schöne Kapelle des Bischofs Schönborn, Herzogs in Franken. Die weltliche Geste zeigt das danebenliegende Neumünster. Mit seiner großartigen, Barock und Rokoko verschmelzenden Außenseite mutet es neben dem Dom an, wie der weltmännische Abbé neben dem ungeschlachten Kanonikus. Prunk innen und Prunk außen. Viel Gold, bunte Farben in gewaltigen Altargemälden und reicher Schmuck, wie es das Rokoko liebte. Darunter die dumpfige Kiliansgruft, die am Tage des Heiligen das heilberühmte Wasser spendet. Die Neubaukirche hat nichts von Askese an sich, der Riesenbau des Stifts Haug ebensowenig und die Neumünsterkirche auch nicht. Die Glanzzeiten des geistlichen Herzogtums Franken fielen in die Zeit des Rokoko und des Barock, und diese Zeiten haben auch den Kirchen ihren Stempel aufgedrückt.

Diese beiden Stilarten, die wir nur mit Vorbehalt als deutsche Stile in Anspruch nehmen können, haben der Kiliansstadt das Gesicht gegeben. So augenfällig und so liebenswürdig wie keiner andern Stadt auf deutschem Boden. Nicht einzelne Schaustücke sind hier aufgestellt, die ganze Stadt ist vielmehr aus dem Boden dieser beiden Stile hervorgewachsen. Die andern Stile sind die Ausnahme.

Nur ein unbedingter Meister, der den Zug der Zeit und ihre künstlerischen Bedürfnisse begriff, konnte eine ganze Stadt so aus einem Stück bilden. Dieser Große, dem Laien kaum Bekannte war Balthasar Neumann, eins der größten Genies seiner Zeit: Baukünstler, Kleinmeister, Ingenieuroberst, Bildner, Handwerker, Adept. Und auf keinem Gebiet Dilettant. Der Eisenschöpfer Oegg, die Bildhauer Wagner und van der Auvera standen ihm zur Seite. Aber Neumann war die treibende Kraft, der große Könner, der die andern unter seinen Willen zwang. Auch das Wunderwerk der königlichen Residenz, einst als Sitz der Fürstbischöfe gedacht, ist seinem Geist entsprungen.

Balthasar Neumann war einer jener ganz Wenigen, denen es gegeben ist, ihre Kunst volkstümlich zu machen. Anderswo ist die Hauptstadt der Mittelpunkt, während das umliegende Land in der Unkultur verkommt. So war es vielfach zur Zeit unsrer Urgroßväter. Hier aber lagen die Dinge fast umgekehrt. Wie ein befruchtender Regen verbreitete sich der Geist des kenntnisreichen Arkeleyobristen in die fernsten Winkel des Frankenlandes. Es gibt wohl kaum ein Nest, in

Oberer Eselshof in Sulzfeld

dem nicht mindestens eine Spur seines liebenswürdigen Genies zu finden wäre. Selbst in den ehemals preußisch-ansbachischen Gebieten geht man nicht fehl. Politisch waren sie getrennt, aber kulturell und völkisch gehörten sie zusammen.

Allerdings, im Lande draußen fand die Neumannsche Kunst keinen jungfräulichen Boden mehr. Dort herrschte schon seit Jahrhunderten die große, trotzige Geste, die sich in gewaltigen Türmen, mannsdicken Ringmauern und groben Basteien kundtat. Auf Kilians Stuhl saßen manchmal Hitzköpfe, die das siebente Gebot nicht kannten. Und weil sich die Ansbacher Herren und die Rienecker der gleichen Unkenntnis befleißigten, so hatten meist die Städte das Unheil zu tragen. Darum bauten sie vor und schlugen den andern auf die Köpfe, selbst alleruntertänigst dem hochmögenden Landesherrn, wenn er unbillig kam. Die Frankenschädel waren hart wie die Mauern ihrer Städtlein, und sie haben manchen Strauß zu ihren Gunsten ausgefochten.

Die drohende Gebärde scheint geblieben, aber sie scheint nur. Wie echte Merians liegen diese kleinen trutzigen Nester in der warmen Frankensonne, zwischen grünen Rebenhügeln oder sich im Main spiegelnd. Keinen Kanonenschuß würden sie aushalten, aber trotzdem flößen sie Achtung ein. Denn es ist gute, handfeste mittelalterliche Handwerksarbeit, die da dräut. Und nicht der Stein hatte ja den Feind abzuhalten, sondern die Fäuste, die dahinter standen mit Morgenstern, Flegel und Sense.

Solch ein Frankennest ist wie ein heller Jauchzer. Denn nicht die Form tut das meiste, sondern die Farbe. Allerdings, die Mannigfaltigkeit dieser Turmhauben, Bollwerke, Tore und Pförtchen ist schier unendlich. Aber erst die Farbe gibt ihnen die Note. Meist ist sie rot oder warmbraun von den Ziegeln der Dächer, weiß, gelb oder grün bei den Häusern, goldiggrün bei den Rebhügeln und blau, so eigentümlich leuchtend blau, daß ich's fast Deutschblau nennen möchte, beim Himmel, der sich über die ganze bunte Herrlichkeit spannt. Und das ganze lustige bunte Bild ist so wahrhaftig und kernhaft deutsch wie in kaum einer andern Landschaft des weiten Reiches.

Nikolausturm und Bezirksamt in Ochsenfurt

Falterturm in Kitzingen

Man mag durch ein Dutzend dieser Städtlein gehen, hundert Türme und tausend Wohnhäuser beschauen, und doch gleicht keins dem andern. Ja, nicht einmal im selben Ort hat ein Turm das Gesicht des andern. Die ganze Eigenwilligkeit des Deutschen kommt in diesen Türmen zum Ausdruck. Wehrhaft sollten sie sein, aber an der Wappnung beteiligten sich manchmal kuriose Geister. Das wundervolle Sulzfeld bietet ein Beispiel davon. Hier läßt sich erkennen, wie auch das schlichte Maurerhandwerk durch künstlerischen Willen veredelt werden kann. Hier ein Seitentürmchen an dem groben Klotz, dort ein niedlicher Erker, ein putziges Fenster, eine malerische Hühnerleiter, das Ganze wie ein altes Rauhbein, aus dessen narbendurchfurchtem Gesicht die ganze muntere Biederkeit eines aus Herzensgrund fröhlichen Gemüts spricht.

Kitzingen hat seinen schiefen Turm; nicht wie Pisa, denn der hängt nur nach einer Seite, der dicke Kitzinger aber sieht von allen Seiten

Bildstock in Ochsenfurt

her schief aus. Die Iphofener haben ihre Türme zu Toren ausgebaut und sie gleich behäbigen Bürgern sozusagen ins volle gesetzt; die Mainbernheimer lassen sie lang wie Laban in den Himmel wachsen, und die von Sommerhausen und Dettelbach können sich nicht genugtun, um ihrer Phantasie in Form und Linie freien Lauf zu lassen. In Karlstadt stehen Mauern und Türme wie zu den Zeiten, da tolle Bauernhausen die stolze Karlburg berannten, in Gemünden aber zieht man das Zierliche und Behäbige vor; der Trotz fehlt hier, den Karlstadt noch in unverfälschter Strenge zeigt.

Kriegsstürme kamen über das Land, Hungersnot und Pestilenz, unzähligemal. Sie warfen den roten Hahn in die Städte und würgten die Bewohner — mit Selbstverständlichkeit ging der Franke an den Wiederaufbau. Türme und Mauern hielten stand, fast immer. Wenn nicht, flickte man sie. Darum gleicht so mancher dieser städtischen Wehrgürtel bunter Schellentracht, und an vielen läßt sich der Tiefstand des Stadtsäckels abmessen. Kamen aber die guten Zeiten, die namentlich in den Renaissancetagen nicht eben selten gewesen sein müssen, dann ließ man die Dukaten springen. So kam wohl auch der Bürgermeister von Marktbreit zu seinem einzigartigen Amtszimmer, dessen Schnitzereien man anderswo in gleicher Schönheit vergeblich sucht.

Brunnen in Mainbernheim

Haustür in Mainbernheim

Trotzdem ist die Renaissance mit ihren wuchtigen Formen etwas zu schwer für das heitere Frankenland. Es waren die Juliuszeiten, als sie in Blüte stand; die Zeit, da der als Staatsmann gewaltige Bischof und Herzog Julius Echter Franken zur Höhe führte und ihm doch gleichzeitig die tiefsten Wunden schlug, indem er seine besten Bürger aus Glaubenshaß vertrieb. Die Juliustürme der Kirchen und die Juliusspitäler im Lande erzählen noch heute von dem Wirken dieses willens-

starken und doch so blindfanatischen Mannes. Die schwere, drückende Art der Würzburger Renaissance prägt bei aller sonstigen Schönheit diese Zeit am charakteristischsten aus. Ins Land hinein ist sie nicht viel gedrungen, vielleicht, weil niemand verstand, den neuen Stil so recht volkstümlich zu machen. Es scheint, als ob er seinen Hauptniederschlag in den fast durchweg prachtvollen Portalen der öffentlichen Gebäude gefunden hätte. Denn die findet man nicht nur in der Kiliansstadt, sondern auch draußen in den kleinen Nestern.

Weinland ist Sonnenland, und die Sonne sitzt dem Menschen im Gemüt. Ausgemünzt wird sie als fröhlicher Witz oder als bedachtsamer Humor. Das kommt auch in allem Drum-und-Dran zum

Weißer Turm in Marktbreit

Ausdruck. Der leichte Sinn spiegelt sich im flüssigen, keck hingeworfenen Ornament und macht selbst vor dem heiligen Ort nicht halt. Manch ein Gesicht sitzt da als steinerne Skulptur an den Kirchen, dem die Zeitgenossen nicht hold waren, manch einem ist eine Grabschrift auf den Hügel gesetzt worden, die an beißendem Spott nichts zu wünschen übrig läßt. Fein geschliffen sind diese Satiren nicht immer, man hielt's mehr mit dem leicht Verständlichen. Die altdeutsche Fraktur war eben sehr beliebt, und das war ein Vorteil in jenen unruhigen Zeiten.

Im Weinland soll eins nicht vergessen sein: die Kneipe. Man kann hier von einer wahrhaften Kneipenkultur reden, insoweit das künstlerische Moment in Betracht kommt. Nicht nur hinter dem Glas wollte der Franke sitzen, er wollte auch wissen, wo er saß. Daher jene wundervollen

Hinter dem Rathaus in Marktbreit

Schmiedearbeiten, die sich als Wirtshausschilder ellenweit über die Straße recken. Viel feine Kunst ist hier niedergelegt, man merkt überall das Beispiel des fürstlichen Hofschlossers Johann Georg Oegg, eines der größten Eisenmeister aller Zeiten. Hier und da konnte er freilich nur befruchtend wirken, und die Kunst, die dann herauskam, hat schon manchem eine fröhliche Stunde bereitet; weil sie

Am blauen Turm in Sommerhausen

Amtsschreiberpförtchen in Gemünden

unzulänglich war und der Stoff den Geist meisterte anstatt umgekehrt.

Solch ein Frankennest ist der verkörperte Gemeinsinn. Für die Stadt alles, für den Neider das Fell voll Prügel! So haben sie's redlich gehalten. Denn nur dem Zusammenhalt, der Einigkeit können diese einzigartigen Werke des Gemeinschaftsgefühls, vor allem die schönen Brunnen ihr Dasein verdanken. Es herrschte ein immerwährendes Bestreben, die Heimat zu schmücken und zu verschönern. Der eine brachte dies, der andre das, und aus dem Vielerlei wurde in der Hand des Meisters ein vollkommenes Ganzes. Solch ein Frankennest mutet an wie ein gemeinsames Haus, an dem jeder Mitbewohner nach Kräften schmückte und baute. Wenn dabei Seitensprünge vorkamen, so erhöhte das nur den Reiz des Ganzen. Und solcher wunderlicher und doch zugleich anmutiger Seitensprünge finden sich viele im Land der Franken.

Die Fürstbischöfe brauchten Geld, und sie haben ihre getreuesten Untertanen wacker gezehntet. Darob gab's manchmal blutige Händel ums Geben und Nehmen. Die Abgaben richteten sich nach dem Sinn der regierenden Herren. Denn wenn ein Raufbold auf dem Thron saß, den die Ländergier in Kriegsabenteuer trieb, dann mußte der Bürger den Beutel auftun, ohne zu wissen, wo seine Groschen hinkamen. Daher der schlimme Handel mit den übelberatenen Bauern, die sich nachher dafür bei Königshofen und Ingolstadt blutige Köpfe holten und alles Löcken wider den Stachel ein für allemal vergaßen. Die Not nach dem großen Krieg aber verlangte gebieterisch vernünftiges Maßhalten. Es kam die Zeit, da jeder der Kleinfürsten glaubte, es dem welschen Mätressenkönig nachtun zu müssen. Die Würzburger Bischöfe hielten es nicht anders. Fraß der Krieg nicht das Geld, dann fraß es der Friede.

Immerhin, es war ein Glück für das Frankenland, daß es von zwei vernünftigen Herren geschröpft wurde. Es waren die beiden Schönborn, Typen kluger, weltgewandter und pflichtgetreuer geistlicher Landesherren, wie sie von jeher sehr selten gewesen sind. Es mag hier wohl weniger Nachahmungstrieb als der bestimmt vorgezeichnete Wille gewesen sein, das durch seine glückliche Lage ausgezeichnete Würzburg zu einer Sammelstätte aller schönen Dinge zu machen. Und es war ein Glück für die geistlichen Herzöge, daß sie eben jenen Balthasar Neumann fanden, dessen unglaubliche Arbeitskraft das Unmögliche möglich zu machen versprach. Die Residenz mit ihrem prachtvollen Garten wurde geschaffen, dann das reizende Veitshöchheim. Die Geschichte kostete Unsummen, aber man sah sie wieder erstehen in Anlagen von damals unerhörter Pracht. Und so unerträglich müssen die Lasten nicht gewesen sein, denn noch heute bezeichnet man die »Schönbornzeiten« in Franken als die glücklichsten des Landes.

Altfränkisch und rückständig mit Bezug auf Franken in Übereinstimmung zu bringen, bedeutet ein schweres Unrecht. Denn Franken ist ein Gebiet uralter deutscher Hochkultur. Es steht darin viel höher als manche andre Landschaft, die sich

Stadtturm in Gemünden

ihrer Fortgeschrittenheit rühmt. Daß so manches dort altväterisch anmutet — was verschlägt's? Das gute Alte ist zweifellos höher zu schätzen als das schlechte Neue. Und wenn die Postkutsche mit dem blauweißen Schwager dort noch fährt, so ist das eben kein Nachteil; denn die Hauptsache ist doch, daß sie überhaupt fährt. Dem Charakter Frankens ist es jedenfalls dienlich gewesen, daß die große Herde nicht allzu stark ins Land hineinströmte. Sie hätte sein Wesen und seine Art nur verwässert und verpfuscht.

Der Franke hat nicht das leichtflüssige Blut des Rheinländers, aber sein Geist ist beweglich, sein Witz nicht weniger schlagkräftig. Bei alledem steckt ein gesunder Konservativismus im Volk, stärker als sonst in einer bayrischen Landschaft. Politische Fragen sollen hier nicht gestreift werden; vielleicht aber kennzeichnet die Anschauung des Franken im besten Sinne nichts schärfer als die Tatsache, daß der Gedanke zur Gründung einer bayrischen Königspartei, wie sie kürzlich erfolgt ist, gerade von Franken ausging. Alt-Franken hat immer nach dem Kaiser im alten Reich als dem alleinigen Oberherrn geschielt, und die Kämpfe der Würzburger, die Reichsunmittelbarkeit zu gewinnen, entbehren nicht der großen Tragik. Um so mehr, als die kaiserliche Bewilligung bereits erteilt war. Nun hatte man sich zu früh oder zu spät darum bemüht, denn der, der die Gnade erteilte, war der weinselige Wenzel, der seine Versprechungen ebenso leicht vergaß, wie er sie gab.

Der neuen Zeit — was man so nennt — wird es trotz allen Anläufen kaum gelingen, zu vernichten, was Franken an Gutem und Schönem birgt. Hier hat der deutsche Gedanke seinen reinsten Niederschlag, sein stärkstes Ausdrucksmittel gefunden, wie wir es in ähnlicher Kraft nur noch im Elsaß hatten. So manche Berührungspunkte finden sich zwischen diesen beiden Gauen. Und stark und unverwischbar wie das reichsländische ist auch das fränkische Deutschtum. Jedes auf seine Art. Möge es bis in die fernste Zukunft zu unserm Nutz und Frommen erhalten bleiben!

Unterfränkisches Wirtshaus

Der Eremit

Du, liebe Seele, bist der tiefe Bronnen,
Der alle Dinge aufnimmt und verhält;
In deinem Grunde sammelt sich die Welt
Der Dinge und vermorscht, alt und zerronnen.

Ich hab' in wachendem Gebet begonnen,
Dich zu vollenden — aber taumelnd fällt
Der haltlose Gedanke und zerschellt,
Weil er Gebild und Dinglichkeit durchsonnen.

Und immer sucht dich Gott, dem Vogel gleich,
Der überm Neste kreist. Das große Wehen
Uralter Schwingen überschattet dich.

Du, liebe Seele, löse mich vom Ich
Und laß mich Zeit und Zufall überstehen —
Dann sinkt auch Gottes Bild in deinen Teich.

Ernst Ludwig Schellenberg

Drei Gärten der Kindheit

Eine Erinnerung von H. v. Beaulieu (Hannover)

An dunklen Wintermorgen, wenn der Tag das graue Auge so widerwillig aufschlägt, wenn die Flocken an nassen Scheiben niederrieseln, dann haben wir wohl die Vision von einem sommerlichen Garten. Es ist nicht der niegesehene Garten unsrer Träume, wo hinter goldenen Gittern weiße Wasser springen, wo stille Götter unter Lorbeer sinnen und schattendunkle Wege ins Ungewisse locken. Es ist ein schlichter Garten, wie es sie hier und da noch wirklich gibt, und doch schöner als die Gärten Armidens, denn er hat den Glanz und Duft der Dinge, auf denen unsre Kinderblicke ruhten.

Drei Gärten sind es, die ich manchmal sehe, drei Gärten! — Den ersten unbestimmt, den zweiten deutlicher, im dritten jeden Baum.

Wenn ich den ersten Garten meiner Kindheit sehe, atme ich die schwere Süßigkeit blühender Akazien. Und um die Zeit, wo die Akazien blühen, werde ich auf Augenblicke wieder ein Kind von vier Jahren.

Die Erinnerung an diesen ersten Garten ist begleitet von dem bänglichen Gefühl eines Wagnisses, nämlich dem ersten selbständigen Hinuntersteigen einer Treppe, einer Wendeltreppe mit breitem Geländer, in einem alten herrschaftlichen Hause. Aus der Dämmerkühle des tiefen Flurs trat das Kind in den sommermorgenhellen Hof. Nun galt es allen Mut zusammennehmen, denn hier lauerte ein bissiges Untier (die Erwachsenen nannten es ein Wachtelhündchen, aber was wußten denn die!), lauerte darauf, einen Angriff auf die Beine des Kindes zu machen. Und war es an der Gefahr glücklich vorbei, so drohte etwas weiter der große bunte Hofhahn, furchtbar mit seinem roten Kamm und Sporen, kampfbereit, siegesgewiß. Das Kind atmete auf, wenn die Lattentür zwischen Hof und Garten zufiel, und es sich in Sicherheit wußte.

Der Garten wurde begrenzt durch einen kleinen Fluß. Der war natürlich eine beständige Lockung, aber es war dem Kinde verboten, sich über das leichte Staket zu lehnen oder gar etwas hinunterzuwerfen. Besonders groß war die Versuchung, wenn auf den sandigen Untiefen barfüßige Jungen standen und angelten. Doch das Kind widerstand. Weniger aus Tugend als aus Angst. Denn man würde es ihm ja am kleinen Finger ansehen können, wenn es ungehorsam gewesen wäre.

In dem erlaubten Bezirk gab es ja auch genug Merkwürdiges. Auf grüngestrichener Stange eine Kugel, in der das Kind seine kleine Gestalt in grotesker Verzerrung sah, was es erst erschreckte und nachher belustigte. Dann war da ein Gartenhaus mit einer furchtbar hohen Schwelle, die nur auf allen vieren zu erklimmen war. In diesem Gartenhause war ein herrlicher muffiger Geruch, und in den Ecken wuchsen niedliche gelbe Pilze. Das war aber noch nicht das Schönste. Das Schönste war dieses: Sah man zum rechten Fensterchen hinaus, so waren die Bäume, das Haus, der Schornstein, der Himmel in ein blaues Dämmerlicht getaucht, lagen in der körperlosen Unwirklichkeit eines Schattenlandes; sah man zum linken hinaus, so flammte die Welt in Rubinenglut. Das Kind wurde nicht müde, hin und her zu laufen und den Reiz der Gegensätze auszukosten. Aber ein verdrießliches Unlustgefühl war in dem Augenblick, wo man die Welt dann wieder sah, wie sie wirklich war, mit grünen Bäumen, weißer Hauswand und schwarzweiß gestreiften Rouleaus.

Als das Kind sieben Jahre alt war, zogen seine Eltern in eine kleine Stadt, und ein andrer Garten, ein wirklicher, großer Garten, wurde der Schauplatz seiner Spiele und Träume. Der Garten gehörte aber nicht zu dem Hause, wo es wohnte — um so reizvoller. Das erste Mal wurde es vom Dienstmädchen gebracht, dann durfte es allein gehen. Sein Gefühl, wenn es des Morgens mit steifgestärkter Reinheit angetan, das Frühstück in umgehängter Tasche, fortging, kam mindestens dem eines fahrenden Ritters gleich, der in der Sommerfrühe auszieht auf seinem guten Roß. Die gane Welt lag ja vor ihm, und jeder Schritt war eine Entdeckung.

Eine breite Freitreppe zu einem stattlichen Gebäude stieg das Kind hinauf, durchquerte eine Halle und stieg an der Rückseite des Gebäudes ein paar Stufen hinab. Dann war es in dem Garten. Da waren weite Rasenplätze, durchsetzt vom Gold der Ringelblumen, dem Rosa der Lichtnelke, dem Weiß des Steinbrechs, dem Braun des Ampfers und dem Blau des Ehrenpreises. Und alles zusammen hauchte einen Duft aus, daß das Kind mit schlaffen Armen und geschlossenen Augen stehenblieb und tief atmete, nein, trank, in tiefen, tiefen Zügen. Aber es mußte weiter, es gab so viel zu sehen und zu entdecken. Schöner als die wohlverteilten Baumgruppen, als die sanft ansteigenden oder abfallenden Wege zwischen Bosketten von betäubend duftenden Syringen, von Schneebällen, Weigelia und Goldregen, fand es einen etwas zurückliegenden Gartenteil, wo die »Landschaftsgärtnerei« aufhörte. Das war aber

Milly Steger: Auferstehender Jüngling

auch etwas ganz Merkwürdiges: kleine Gärten im Garten, sieben an der Zahl, jeder ganz in sich abgeschlossen durch ein hübsch gezimmertes Staket, durch eine Ligusterhecke oder nur durch einen Draht, an dem Winden angepflanzt waren und Kapuzinerkresse. Und drinnen dieselbe Verschiedenheit: im einen hochstämmige Rosen, ein winziger Springbrunnen und eine Tuffsteingrotte; in einem andern eine Jelängerjelieber-Laube und Beete voll Stiefmütterchen und Tausendschön, Goldlack und Narzissen. Auch Gemüse wuchs in diesen Gärtchen, Erbsen, Bohnen, maiengrüner Salat, ja sogar Kartoffeläcker fehlten nicht, aber alles im kleinen, wie in den Gärten, die Kinder sich anlegen, oder bei den Zwergen im Märchen. Aber nicht Kinder arbeiteten in diesen Gärtchen, sondern weißhaarige Männer in Militärmützen. Denn der große Garten, den das Kind zu besuchen Erlaubnis hatte, war der Garten des Invalidenhauses.

Das Kind war befreundet mit den alten Männern, besonders mit einem, der eine tiefe Zuneigung, eine rührende Abendliebe zu dem kleinen Mädchen gefaßt hatte. Manchmal nahm der alte Mann das Kind mit hinauf in sein Kämmerchen, um ihm seine kleinen Herrlichkeiten zu zeigen, von denen das Kind aber nicht viel verstand, z. B. eine Medaille, auf der stand »Waterloo«. Und die schönsten Blumen, die erlesensten Früchte des Gartens waren allemal für das Kind. Einmal, als das Kind krank war und ein paar Wochen nicht kam, fragte der alte Mann jeden Tag voll Besorgnis nach dem Befinden, und einmal brachte er unter seinem weiten dunklen Mantel eine Flasche seines sauren Altersweins — zur Stärkung.

Sie gingen auch miteinander spazieren, und der Alte führte das Kind an der Hand so sorglich wie ein Großpapa. Aber das Kind wußte noch nicht, daß eine treue Menschenhand das Kostbarste ist, was dieses Leben uns zu bieten hat; es hielt sie leicht in sorglosen Händen und ließ sie bald ganz fallen. Den Gram des alten Mannes lernte es erst viel später verstehen, dann, als seine Hand von andern fallen gelassen wurde. Denn:

Es bricht hier keine Wunde auf,
Die ich mir nicht in andern schlug. (Werfel.)

Auch dieses zweiten Gartens Begrenzung bespülte ein Fluß, ein großer Fluß, der sich mit gelassener Stetigkeit durch den Wiesengrund eines schönen, weiten Tales wand. In der Ferne blinkte dann und wann ein Stück des Silberbandes auf, und ganz hinten verlor er sich im blauen Duft der Bergkette, deren letzter Vorsprung »die Porta« benannt wurde.

Das Kind konnte ungemessene Zeiten stehen und dem Lauf des Flusses mit den Blicken folgen und träumen von dem, was hinter den Bergen lag. Es war eine eigentümliche Genugtuung und ein nie auszuschöpfender Reiz in dem Gedanken, daß der Fluß, von dem man die feuchte Kühle spürte, wenn man sich recht weit über die Mauer bog, daß der liebe, vertraute Fluß heute noch weit reisen und große Städte sehen würde und das Meer. Und das Kind mühte sich, Blumen hinabzuwerfen, und gab ihnen Grüße mit an die unbekannten Menschen in den fremden Städten und an die kleinen Fischerkinder an der Meeresküste. —

Ewig blühen in meiner Kindheit drittem Garten die Rosen und die Lilien, wie auf dem zweiten ewig der Glanz des Frühlings ruht. Denn das Kind sah diesen dritten Garten nur in den »großen Ferien«, auf Besuch bei den Großeltern. Elf Monate lang war dieser Garten ein Hort der Sehnsucht, eine Zuflucht für Träume, eine sonnige Vision in dunklen Schulstunden.

Der große Rotdorn — er war wie ein Dom im Abendglühen — hatte seine Millionen purpurner Röschen schon verschwendet; die weißen Lilien aber auf dem Mittelbeet vorm Hause öffneten erst gerade ihrer Kelche heiliges Geheimnis. Sie waren dem schlanken gotischen Turm verwandt, der dicht neben dem Garten aufragte, und dessen Sonnabendgeläut die Seele des Kindes in frommen Schauern erbeben ließ. Am Rotdorn vorbei und an rotblühenden Deutzien kam man zu dem zweiten, etwas verwilderten Grasplatz und dann in den Gemüsegarten. Hier, auf dem Übergang vom Blumen- zum Gemüsegarten, spielte das Kind am liebsten. Hier war ein großer alter Birnbaum — verschwenderisch voll süßer Sommerbirnen und mit einer Holzbank rund um den Stamm. Hier wuchs allerhand altmodisches Blumengesindel, und das Täubchengespann des Venuswagens, das zierliche Geläut der Porzellanblumen, Zitronenmelisse, Brennende Liebe und blauer Rittersporn boten eine viel willigere Unterlage für des Kindes phantastische Träume als die gepflegten Blumen des Vorbergartens. Das Kind hatte nun schon allerhand gelesen. Es war Sindbad der Seefahrer oder Don Quijote. Bei den Porzellanblumen war China, und in den Stangenbohnen hausten die Rothäute aus Lederstrumpf. Die gelbbunte Katze, die gestreckten Leibes durch die Erbsenbeete schlich, war ein Königstiger, und die Sperlinge waren Papageien oder Albatrosse, wie es paßte. Manchmal wurde ein armer Papagei die Beute des Königstigers; dann wurden die spärlichen Reste mit vielen Tränen unter dem Geläute der Glocken bestattet und kleine Kränze geflochten und auf den winzigen Hügel gelegt; viel fehlte nicht, daß man Großpapa geholt hätte zum Amtieren. — Wundervolle Beerenfrüchte gab es auch in Großpapas Garten, und die Stachel- und Johannisbeeren waren dem Kinde preisgegeben. Ob es diese Erlaubnis genoß! Solche Johannisbeeren, rubinrote und topasfarbene in langen Trauben, gibt es nirgends mehr in der ganzen Welt, wie damals in dem großelterlichen Garten wuchsen. Aber das Kind benannte sie natürlich mit seltsamen exotischen Namen, die

es aus seinen Abenteuerromanen gelernt hatte. Ach, es wußte noch nicht, daß keine Frucht der Tropen einem sauren Äpflein aus dem Kindheitsgarten gleichkommt! —

Manchmal konnte das Kind sich an seinen eignen Phantasien so erregen, daß die selbstgeschaffene Welt ihm unheimlich wurde und daß es wie gejagt dem Hause zulief. Dort, auf dem Platz vor dem Gartensaal unter den Kastanien, schimmerten tröstlich helle Frauenkleider. Das waren die Mutter und die Tanten, lauter freundliche, beschützende Mächte, bei denen man eine Zuflucht fand.

Den Garten umgab eine geteerte Planke, und in diesem Teergeruch allein erlebte das Binnenstadtkind eine neue Welt. Dann sah es nicht nur die Schiffe, die ein paar Straßen weit im Hafen lagen, und deren Signale es immer mit einem köstlichen Schauder hörte, die imposanten Amerikafahrer und weißen Tropenschiffe — es erlebte in diesem Teergeruch Sturm auf hoher See, Kämpfe mit chinesischen Piraten, heiße Nächte unter dem Kreuz des Südens; es segelte vorüber an fernen bunten Küsten, es winkte fremden braunen Menschen zu, es landete in einer exotischen Stadt und kaufte Bananen von einer Negerin.

In einer Hafenstadt fühlt man überall den Pulsschlag rascheren Lebens, selbst im friedlichen Bezirk eines Pfarrgartens. Wenn das Kind auf einen Stuhl kletterte, konnte es auf die Straße sehen; da gingen öfters Matrosen mit brauner Brust und goldenen Ringen in den Ohren und sprachen die Sprache Robinsons oder Don Quijotes. Der Krämer gegenüber hatte Kokosnüsse im Fenster und rosenrote Muscheln, und im oberen Stock saß manchmal ein Äffchen am Fenster oder schaukelte sich in der Gardine, als ob sie ein Tropenbaum wäre.

Es war herrlich, all das Fremde zu erfassen mit wachen, jungen Sinnen, in der Phantasie um den ganzen Erdball zu schweifen und sich zugleich der Geborgenheit seines sicher umhegten kleinen Reiches völlig bewußt zu sein. Immer reicher wurde die Welt, und es war ein schönes Wunder, wie ihre Inhalte sich aus dem Nebelmeer verständnislosen frühen Staunens immer deutlicher in die Begriffssphäre hoben, sich ordneten und gruppierten. Das Merkwürdigste war dem Kinde, daß sein Besitz nicht nur vorwärts, sondern auch rückwärts reicher wurde: es hatte Erinnerungen! Z. B. die an eine Wendeltreppe mit breitem Geländer und an das bänglich-stolze Gefühl eines ersten alleinigen Abstiegs, an die komische Furcht vor einem Haushahn!

Aber die Genugtuung, zurückblicken zu können, brachte auch mit sich eine Ahnung von der Zeit, von ihrem sachten, aber unaufhaltsamen Gleiten. Auf Augenblicke konnte das Kind mit großen, bangen Augen in die Weite starren, als käme etwas heran, das einst so lächerlich fern und undenkbar gewesen: der Ernst des wirklichen Lebens, das Erwachsensein. Und es horchte bange, als hörte es schon eine eherne Stimme das unerbittliche »lusisti satis« sprechen.

Aber das waren Augenblicke. Noch war es ein spielendes Kind.

Doch neben seiner kleinen Gartenwelt zeigte der Kirchturm ernst in die Höhe, und statt eines sanften Flüßchens spülte an die Ufer seines Kinderlandes mit großen ungeduldigen Wogen das Meer.

Der große Redner

Wenn du sprichst, ist dein Hirn ein lodernder Brand.
Die Worte aus deinem Munde sind brennende Fackeln,
Deine Blicke Blitze,
Die alle Herzen entzünden,
Weil sie die Wunder der heißgeliebten, wilden Erde verkünden.
Wenn du bittend, beschwörend, drohend, weinend und jubelnd
Die Hände reckst,
Wenn aus den gekrampften, fiebernden Fingerspitzen
Deines flammenden Herzens heißer Gefühlsstrom bricht,
Wenn deine geballte Faust,
Lawinenwuchtig, die Luft durchsaust,
Dann sitzt das Volk vor dir erschüttert und erschrocken …
Und doch die Seele voll Lachen, Frohlocken
Und Beten —
Wie vor dem gewaltigen Wort
Eines gottentflammten Propheten.

Fritz Kudnig

Wasserfall der Styx. Nach einem Gemälde von A. Löffler
Aus Busch: »Bilder aus Griechenland«, Triest 1869

Arkadien in Wahrheit und Dichtung

Von Prof. Dr. Friedrich Freiherr Hiller von Gaertringen

Aus einem Vortrage, gehalten im Festsaale der Akademie der Wissenschaften in Berlin am 15. November 1919

Wer von uns an Griechenland denkt, mag er nun das wundervolle Land aus eigner Anschauung kennen und es jetzt nach langer, unfreiwilliger Trennung mit der Seele suchen, oder mag er den Wunsch hegen, die noch nicht erblickten Stätten klassischer Geschichte und Bildung selbst zu betreten, der wird vor allem an die griechischen Küsten, Land und Meer, Berge, Buchten und Inseln, Schiffahrt, Sturm und Landung denken, also an das Griechenland der Odyssee. Das Griechenland, das er von so vielen hohen Warten übersehen kann, vom attischen Pentelikon, wo der Blick die nordpeloponnesischen und mittelgriechischen Bergzüge, die Inselwelt bis Melos und weit über Euboia hinweg nach Skyros und Chios umfaßt, oder vom vulkanischen Eilande Thera, wo in langer Reihe die Gipfel Kretas, Dikte und Ida und die weißen Berge und die südlichen Sporaden aufmarschieren, die bereits der kleinasiatischen Küste vorgelagert sind, oder vom rhodischen Atabyrion, von dem aus der kretische Königssohn Althaimenes sehnsuchtsvoll nach den volle dreißig deutsche Meilen entfernten heimischen Bergen hinüberblickte, sicherlich ein Motiv hellenistischer Dichtung, wenn sich auch schon in Gleichnissen der Ilias Ansätze zu einer uns so modern anmutenden Vorstellung finden mögen. Doch ich will den Leser nicht in das hellenische Meer führen, sondern in ein grünes, wasserreiches, gebirgiges Binnenland, ähnlich unsrer eignen Heimat, noch ähnlicher vielleicht manchen Bergkantonen der Schweiz, ein Land wie jenes, das dem göttlichen Dulder aus Ithaka der blinde Seher in der Unterwelt als Reiseziel, ursprünglich wohl als letzte Ruhestätte für seinen Lebensabend anwies, wo die Menschen keine mit Salz gemengten Speisen zu sich nähmen und ein Ruder, das er mit sich führen sollte, für eine Worfschaufel halten würden, bestimmt, die Spreu vom Weizen zu sondern — nach Arkadien. Einige Bilder mögen dabei dem Worte zu Hilfe kommen, die freilich des Besten, der leuchtenden oder zuweilen auch recht düsteren Farben des Südens, entbehren. Was wir in der Landschaft erschauen, in kritischer Betrachtung der Geschichte und Kultur finden, wollen wir dann mit den Schilderungen vergleichen, wie sie uns Poesie und Prosa in alter und neuer Zeit darbieten.

Die breite, massige Balkanhalbinsel verengt sich etwa in der Richtung des Marmarameeres

auf ihren dritten Teil, gewinnt dafür aber erst jene wunderbar feine Küstengliederung, die durch Eingreifen tiefer Golfe, Herausspringen von Landzungen und durch vorgelagerte Inseln, meist die Fortsetzung der Festlandsgebirge, bestimmt, das Wesen der griechischen Halbinsel bedingt; die durch den Korinthischen Meerbusen und seit dem vorigen Jahrhundert auch noch den Isthmoskanal abgetrennte »Insel« des Pelops bildet mit den drei nach Süden vorgestreckten Landspitzen den rechten Abschluß. Schneidet man von diesem Platanenblatt, wie man es genannt hat, die Zakken und Ränder weg, so erhält man als Kern etwa ein Rechteck, das sich neun Meilen von West nach Ost, zwölf von Norden nach Süden erstreckt. Gebirge erfüllen den größten Teil des Inneren, hohe Gipfel und Ketten schließen die arkadische Landschaft nach außen ab.

Der Nordostpfeiler, die »hohle« Kyllene, ein mächtiges, nach Norden geöffnetes Hufeisen, vom Korinthischen Meerbusen wie von den Seetälern von Stymphalos und Pheneos als breiter Buckel aufragend, nach dem Taygetos der höchste peloponnesische Berg, hatte für die religiösen Vorstellungen der Umwohner eine ausschlaggebende Bedeutung. Hier war Atlas zu Hause, der Träger des Himmels, bevor er an die Säulen des Herakles, nach dem afrikanischen Atlasgebirge versetzt wurde; hier gebar seine Tochter Maia dem Zeus den Kyllenier Hermes, den die Bergnymphe Kyllene aufzog; an diesen Ort knüpfen sich die Homerischen Hymnen auf Hermes und seinen bocksbeinigen Sohn, den Hirtengott Pan, das Sophokleische Satyrdrama der Spürhunde, dessen übermütige Dialoge und Tänze uns die Bühnen von Lauchstedt und Berlin in der Bearbeitung von Carl Robert vorgeführt haben. Die Tropfsteingrotte, in die die Geburt verlegt wird, blieb dem Gotte auch weiterhin heilig; ein Grieche hat sie im Jahre 1870 wieder aufgefunden, und man kann darin noch einige Pilgernamen wiederlesen, die sich hier so gut wie in ähnlichen Grotten der Inseln verewigt haben. Um Mitte Juni lag noch viel Schnee auf dem Gipfel, und wo er schmolz, blühten bunte Frühlingsblumen, weideten auch schon die Herden. Dieser Schnee widerlegte freilich die Weisheit des großen rhodischen Polyhistors Poseidonios, daß dort oben die Asche der für Hermes dargebrachten Opfertiere unverändert bis zum nächsten Jahre liegenbleibe, weil Wind und Wolken sich stets unterhalb des nun von reinem Äther umflossenen Gipfels hielten. Daß hier die

Der Gipfel der Kyllene. Im Hintergrunde der Chelmos

antike Naturwissenschaft, die sonst so hoch steht, im Banne vorgefaßter Meinungen blieb, ist um so wunderbarer, als gerade die Kyllene zu den Bergen gehört, an denen sich die antike Höhenmessung zuerst versucht hat.

Nahe dem andern Ende der Diagonale liegt das Lykaion, auch Olympos genannt, der heilige Berg des Zeus Lykaios, mit seiner westlichen Fortsetzung, dem Keraunion oder Donnerberg, auf dessen schmalem Grat wir am griechischen 1. Mai, dem Tage der Ausflüge und Volksbelustigungen, ein entsprechendes Unwetter mit Donner und Hagel erlebten, während am Südfuße, im Nedatale, die helle Sonne strahlte. So hatten wir auch die Aussicht vom Gipfel, die Pausanias rühmt, nicht voll würdigen können;

Katavothra (Zerethron) am Faulfelde

Das Faulfeld bei Mantinea

um so dankbarer aber nahmen wir die Bereicherung der Anschauung mit, die uns die Ausgrabungen der griechischen archäologischen Gesellschaft verschafft hatten. Dicht unter der höchsten Kuppe erblickt man noch die Basen der zwei Säulen, auf denen Pausanias die goldenen Adler sah. Gar viel Schreckliches erzählten sich die Griechen von den hier am Altar dargebrachten Menschenopfern, von der Verwandlung des Opfernden in einen Wolf, von dem in der Sage daraus gewordenen Thyestesmahl, das der König Lykaon am Fuße des Berges, in Trapezus, dem Göttervater vorsetzte. Weiter unterhalb offenbart sich noch deutlich die Lage des Hippodroms, umgeben von kleineren Tempeln und andern Baulichkeiten. Hier fanden zu Pindars Zeiten und noch nach Alexanders Tode die Wettkämpfe der Lykäen statt; hier mag auch der verbannte spartanische König Pleistoanax, der im Verdachte stand, von Perikles bestochen zu sein, durch 18 volle Jahre das halbe Haus des Zeusheiligtums bewohnt haben, bis die Stimmung in der Heimat umschlug und sein Volk ihn mit Reigentänzen und Opfern zurückholte. Wie bunt und lebhaft war hier zur sommerlichen Festzeit das Getümmel der Zuschauer und Teilnehmer an den Wettkämpfen, wo sogar ptolemäische Prinzen aus Ägypten ihre Rosse laufen ließen, und wie einsam und rauh der Winter!

Von den lichten Höhen der Berge steigen wir hinab in düstere, geheimnisvolle Schluchten. Gerade hier pflegen Glaube und Aberglaube die natürlichen Verhältnisse zu steigern. Wir müssen hier ein wenig ausholen, um uns einen sehr merkwürdigen Vorgang mythischen Denkens und Schaffens klarzumachen. Das Styxwasser, der Fluß des Abscheus, der Furcht und des Grauens, trennt die Unterwelt vom Reiche der Lebenden. Bei diesem Wasser des Grauens schwören die Götter: »Wissen soll es die Erde und der weite Himmel darüber und das herabfließende Wasser der Styx, welches der größte und der gewaltigste Eid für die seligen Götter ist.« So die Ilias. Ausführlicher, sicherlich mit viel eigner Erfindung, kündet uns der Dichter der Theogonie vom Tartaros, der so tief unter der Erde liegt wie diese unter dem Himmel, nämlich so tief wie ein eherner Amboß in neun Tagen zu fallen vermag, daß dort die den Unsterblichen verhaßte Göttin wohne, die schreckliche Styx, die älteste Tochter des Okeanos. Sie haust fern von den Göttern in herrlichem, von hohen Felsen gestütztem Palast, der ringsum auf silbernen Säulen ruht. Selten nur kommt die Göttin des Regenbogens, die Tochter des Wunderbaren, Thaumas, um mit goldener Kanne das vielnamige kalte Wasser zu schöpfen, das vom steilen, hohen Felsen herabrinnt und weit unter der Erde dahinfließt, als der zehnte Teil des Okeanos, während die übrigen neun Teile Land und Meer, also die ganze Erdscheibe, umgeben. Ein grandioses Bild dichterischer Phantasie, schwerer für den Maler wiederzuge-

ben; das Bild der auf zahllosen Tropfsteinsäulen ruhenden Grotte, das die griechische Einbildungskraft so vielfach angeregt hat, verschmolzen mit der einen Wasserader des vom jähen Felsen kommenden Staubbachs. Dem Dichter hat selbstverständlich hier wie anderwärts die Anschauung irdischer Örtlichkeiten vorgeschwebt; aber er schließt jeden Gedanken an sie bewußt aus. Das hat aber prosaischere Menschen nicht gehindert, sein Phantasiegemälde wieder auf ein bestimmtes irdisches Lokal zu beziehen.

Man hat die Styx am thessalischen Olymp wiederfinden wollen, eine zweite Gleichsetzung hat sich an Arkadiens Nordgrenze, im Gebiet von Pheneos, vollzogen. Hier wollte der spartanische König Kleomenes die Vorsteher der Arkader versammeln, um sie durch den schrecklichsten Eid zum Sturze der spartanischen Hegemonie zu verpflichten. Herodot erwähnt noch den Steinwall, der die Schlucht umgab, in die das herabfallende Wasser stürzte; Pausanias ergänzt seine Angaben. Auch ich habe in einiger Entfernung den schönen Blick auf die dunkle Felswand genossen; ein schmaler hellgrauer Streifen zeigte am Nachmittag den Fall an. Seine Höhe wird auf etwa 200 Meter geschätzt, also etwa 100 Meter niedriger als der Staubbach im Lauterbrunner Tal oder der Gießbach bei Brienz. Über die Hinterwand ragen noch die in der zweiten Junihälfte mit reichlichen Schneeflecken bedeckten Arvanischen Berge, heute mit slawischem Namen Chelmos genannt, deren Besteigung von dieser Seite vergeblich versucht, erst von Philipson mit großen Strapazen durchgeführt worden ist.

Für das Innere des Landes ergibt sich aus der Art des Wasserabflusses eine durchgreifende Scheidung. Im Osten und Nordosten, dem verschlossenen Arkadien, grenzen mehrere Hochtäler aneinander, in denen kein oberirdischer Abfluß vorhanden ist. Dadurch entstehen Sümpfe und Seen, bis es den aufgestauten Wassern gelingt, durch unterirdische Höhlen und Klüfte den Ausgang zum Meere zu erzwingen. Die Griechen haben darüber viel nachgedacht, und ihr großer Kulturbringer, der Gottmensch Herakles, wurde als der gefeiert, der diese Abzugskanäle angelegt und gereinigt hatte. Bei dem See von Pheneos wurde es als glückverheißendes Vorzeichen für den Regierungsantritt des Königs Otto betrachtet, daß sich der Spiegel des Sees plötzlich senkte, während der Ladonstrom durch eine unterirdische Verbindung reißend anschwoll. Das Typische zeigt sich an einem kleinen, aber um so deutlicheren Beispiele, dem Argon Pedion oder Faulfeld von Nestane bei Mantinea. Dieses Seitental wird durch eine niedrige Schwelle von der großen Ebene getrennt, von einem mäanderförmigen Flußlauf durchzogen; rechts die argolischen Randgebirge, vor uns der kahle, schöne Gipfel des Trachy bei Orchomenos. Die Talsohle ist manchmal ein See; wenn der Abzugskanal richtig arbeitet, gedeiht auf dem trockenen Felde der Hanf,

Der Stymphalische See. Auf der Landzunge lag die alte Stadt

der viel ausgeführt wird, um den fernen Orient als Haschisch zu beglücken. Bedeutender ist der landschaftlich sehr eindrucksvolle See von Stymphalos am Fuß der Kyllene. Auch dieses Tal machte Herakles erst bewohnbar, indem er die bösen Stymphalischen Vögel mit seinen Pfeilen erlegte oder mit einer Klapper verjagte. Gerade dieses Wasser wurde so geschätzt, daß es Hadrian durch Felsstollen und Aquädukt nach Korinth und weiter leiten ließ und in modernen Zeiten ernstlich der Plan erwogen wurde, sein Werk für Athen zu erneuern, da die Hymettosquelle für die Wasserversorgung der Hauptstadt Griechenlands nicht ausreichte.

Anders das westliche offene Arkadien. Auch hier findet sich eine große Ebene, die später sogar berufen war, die große Stadt aufzunehmen, die ganz Arkadien beherrschen sollte. Auch hier könnte an der Stelle des gutbebauten Talbeckens ein See treten, wenn es nicht dem Alpheios gelungen wäre, am Nordfuße des Lykaion durchzubrechen, um weiterhin noch eine stattliche Reihe von Nebenflüssen aufzunehmen, vor allen andern den Ladon, und »breit durch das Land der Pylier«, wie Homer sagt, dem Meere zuzuströmen. Von der mittelalterlichen Burghöhe von Karytena herab erblickt man unten den tiefeingeschnittenen Fluß, dahinter die mächtig aufsteigenden Berge. Wunderbares erzählte man sich vom Alpheios. Er entsprang schon in der großen Ebene von Tegea, verschwand durch einen Schlund, um bei Asea ganz nahe der Eurotasquelle wieder zutage zu treten, tauchte von neuem unter und kehrte bei Megalopolis ans Tageslicht zurück. Aber auch im Meere fand er noch keine Ruhe, sondern zeigte sich noch einmal, in der Quelle Arethusa der syrakusanischen Insel Ortygia. Von solchen Märchen ist es nicht weit zu der Erzählung des Kallimachos, daß Arkadien ursprünglich ein ganz trokkenes Land mit lauter unterirdischen Wasserläufen war, bis Rhea, um den neugeborenen Zeusknaben zu baden, mit dem Schlag ihres Stabes die Nedaquelle aus dem Lykaionfelsen herauszauberte.

Um sich das Landschaftsbild vorzustellen, vor allem das antike, muß man sich die Berge, die jetzt zum Teil kahl sind, noch dicht bewaldet denken, mit verschiedenen Arten Eichen und in den höheren Teilen mit Tannen, in den Tälern und an den Abhängen reichliche Weide für Rinder, Schafe und Ziegen. Der Frühling, der länger dauert als unten in den heißen Küstenebenen, bringt Blumen in reicher Fülle, wobei aber mehr als bei uns bestimmte Farben vorherrschen. So vor allem das Gelb von Ginster und Wolfsmilch und allerlei andern Blüten und auf trockeneren, steinigen Fluren das Weiß der hohen Asphodelosstauden, der für uns besonders reizvollen Blume der Unterweltswiesen. Die Regenfälle sind reichlich, von elementarster Wucht; bis zum März fällt mitunter in den Hochebenen Schnee, und die Temperatur bewegt sich in wahrhaft kontinentalen Gegensätzen, in Tripolitza von 12 Grad Kälte bis zu einer Hitze von angeblich 48 Grad. So gedeiht der Ölbaum nur an einigen geschützten Stellen

Tegea: Ruinen des Tempels der Athena Alea

Das Theater von Megalopolis. Im Hintergrunde der Fluß Helisson und das Mainalongebirge

am Alpheios, nicht mehr in der Hochebene von Mantinea, dagegen steht im Tal von Kletor bei den Kalybia Mazeika ein wahrer Wald prachtvoller Nußbäume. Wie himmelweit verschieden von den Orangengärten der lakonischen und messenischen Ebene! Dagegen ist der starke Wein nicht zu verachten, der jetzt ein wesentliches Erzeugnis von Tripolitza bildet.

In diesem Lande mußten sich die großen Entwicklungsvorgänge der griechischen Geschichte sehr anders abspielen als in den peloponnesischen Randstaaten und vollends anders als in Athen oder Milet. Die Zersplitterung war hier von der Natur vorgezeichnet; sie erleichterte die Beeinflussung von außen, konnte aber auch den Widerstand dagegen stärken und vorübergehend sogar eine nationale Erhebung begünstigen. Einmal haben schon nach der Einsicht der alten Geschichtsforscher wie in ganz Griechenland so auch in Arkadien die Barbaren gesessen, wie man sie auch nennen mag; aber weniger als in Attika und anderwärts sind ihre Spuren in Stadt-, Fluß- und Bergnamen erhalten. Dann kam die erste griechische Welle, so früh, daß sich später dieses Volk, gerade wie das attische, für eingeboren halten konnte. Und wirklich haben sich Sprache und Volkstum, Kultus und Sitte hier reiner gehalten als in Landschaften mit rasch steigender Bildung. Wie die alexandrinischen Grammatiker glücklich waren, in junger arkadischer Prosa noch Worte zu finden, die sonst nur noch aus dem homerischen Epos bekannt waren, so haben seltsame Dualformen und Konjunktivendungen in neugefundenen Inschriften aus dem vierten Jahrhundert v. Chr. dem rechten Sprachforscher vor Freude den Schlaf geraubt. Gerade hier gehen Wahrheit und Dichtung besonders eng zusammen. In Arkadien und auf der Insel Zypern wurden nahverwandte Mundarten gesprochen. Agapenor von Tegea wanderte nach der Stadt der Kypris, Paphos. Dies war der Ausdruck einer ethnologischen Tatsache; daß er aber vorher mit Agamemnon gegen Troja kämpfte, entsprang allein der Macht der homerischen Poesie, die es allmählich zum Ehrenpunkte für alle griechischen Stämme machte, an dieser Unternehmung von ursprünglich nur örtlicher Bedeutung teilgenommen zu haben.

Die zweite Welle oder richtiger wohl eine neue, in mehrfach wiederholtem Ansturm hereinbrechende Flut war die sogenannte Dorische Wanderung. Griechische Stämme des Nordens und Nordwestens, Thessaler, Boioter, Dorier brachen in Mittelgriechenland ein und eroberten zum Teil von der See her die peloponnesischen Küsten. Sie gründeten in Argos einen mächtigen Staat, der auch in das arkadische Bergland eingriff, teils in Kriegszügen, teils in friedlicher Durchdringung. Die Stadtgöttin von Argos, Hera, fand in Arkadien Verehrung, und ihrem Kämpfer Herakles

Apollotempel zu Banae bei Phigalia. Nach einem Gemälde von A. Löffler

wurden vom argivischen Epos Heldentaten auf arkadischem Boden zugeschrieben. Argivische Sage versetzte auch ihren eignen Urahn Pelasgos nach den Waldgebirgen Arkadiens; er wurde dort vollends zum Urmenschen; von seinem Sohne Lykaon stammten dann die ältesten Völker und Städte. Auf die Vormachtstellung von Argos, die in der Regierung des sogenannten Tyrannen Pheidon gipfelte, folgten die Angriffe der spartanischen Militärmacht, die die Ebenen von Tegea und Mantinea als Aufmarsch- und Durchzugsgelände, aber auch den kräftigen Menschenschlag als Bundesgenossen brauchte. Sparta wurde die Vormacht des Peloponnesischen Bundes. Es blieb nach der gemeinsamen Abwehr der Perser und dem fast dreißigjährigen Peloponnesischen Kriege auch gegen Athen Sieger. Aber von Athen waren die Strahlen höherer Kultur ausgegangen. Iktinos, der Erbauer des Parthenon, gab der Stadt Phigaleia an herrlicher Stelle, unter dem Gipfel des Kotilion, den Apollontempel von Bassai. Kein Erdbeben, keine Barbarenhand hat den stolzen Säulenumgang zerstört, auch der Fries war noch an Ort und Stelle, der jetzt das Britische Museum ziert. Unvergleichlich ist die Aussicht auf den schneebedeckten Taygetos, den Messenischen Golf

Petrovuni bei Methydrion: Blick auf das Mainalongebirge

Tempel bei Methydrion, 1910 von uns ausgegraben

und den Tafelberg der Ithome davor im Süden, das Meer bei Kyparissia im Westen. Von Nebel umgeben, die der Mond bescheint, sieht der Tempel besonders zauberhaft aus. Unser Bild zeigt ihn, wie er war; jetzt sind die Innenwände aus den alten Steinen wieder aufgerichtet, ein lobenswertes Werk des Generalephoros Kabbadias, wenn auch der frühere Zustand vielleicht malerischer war. Aber gilt von der Akropolis und dem Forum Romanum nicht dasselbe?

Auch in Tegea erhob sich an Stelle eines durch Brand zerstörten Tempels ein neuer, prächtiger. Skopas von Paros hatte den Ruhm, ihn zu erbauen und mit schönen Giebelfiguren zu schmücken, deren Reste wir noch besitzen. Der Ort selbst verstattet nur den Eindruck eines mächtigen, gut ausgegrabenen Trümmerfeldes, von einer Zypresse überragt. Die Umgebung kann sich mit der Phigaleia an Schönheit nicht messen; dafür ist sie reich an fruchtbaren Getreidefeldern und Kirschbäumen. Ein Dorf heißt Kerasitza, Kirschdorf; andre tragen die Namen reicher Türken, die hier vorzeiten ihre Ackerwirtschaft trieben.

Die Vollendung des Tempels fiel jedenfalls erst in die neue, größte Zeit Arkadiens, die freilich nur von kurzer Dauer war. Epaminondas hatte

Berge beim See von Pheneos. Rechts Durduvana (Penteleia); links Seeniederung

die stolzen Spartaner bei Leuktra geschlagen und warf sie durch Aufrichtung des messenischen und arkadischen Staates, durch Gründung der Städte Messene und Megalopolis in ihre alten engen Grenzen zurück. Mantinea, vorher von den Spartanern in seine fünf Dörfer auseinandergerissen, erbaute jetzt mitten in der Ebene einen Mauerring, dessen stattliche Quadern und Toranlagen noch heute, im Sumpfe der Ebene, unsre Bewunderung erregen. Die große Stadt, Megalopolis, hat ihre Befestigung mehr dem Gelände angepaßt. Aber das große Theater wirkt noch heute in seinen Trümmern; es ist verbunden mit dem Sitzungsgebäude, das nach dem Stifter Thersileion hieß und für die Zehntausend, die panarkadische Volksversammlung, bestimmt war. Jenseits des Flusses, des Helisson, erstreckte sich der Staats- und Kaufmarkt, mit Hallen und Tempeln; Praxiteles und Kephisodot schufen dazu die Kultbilder. Der Arkadische Bund verfiel bald nachdem er in Delphi ein stolzes Siegesdenkmal über Sparta errichtet hatte. Aber ein Stimmungsbild, halb anerkennend und schadenfroh zugleich, hat uns der Athener Xenophon in seiner Hellenischen Geschichte erhalten. Er läßt ihren Wortführer Lykomedes sagen, daß sie allein in Peloponnes Autochthonen wären. Ihrer Tapferkeit wegen wollte jeder, der Hilfstruppen brauchte, nur Arkadier haben. Wenn sie irgendwohin einen Kriegszug unternehmen wollten, hielte sie nicht Nacht, nicht Schnee, nicht Länge und Ungangbarkeit des Weges ab. Aber der Rückschlag folgt und wirkt wie eine tragische Peripetie. Lykomedes wird von seinen eignen Stammgenossen, oligarchischen Verbannten, ermordet. Sparta schlägt die große arkadische Übermacht aufs Haupt. »Da hielten die Feuerschnaubenden, die Besieger der Lakedämonier, die an Zahl überlegenen, die obendrein die bessere Stellung innehatten, nicht stand, sondern flohen.« Und dann frevelten sie an dem Heiligtum, an der Festordnung und den Tempelschätzen des Zeus von Olympia. Mit dem allgemeinen Chaos nach der Schlacht bei Mantinea, in der Epaminondas fiel, schließt der Autor. Er hatte auf dem Rückzuge der Zehntausend die arkadischen Söldner kennen und hassen gelernt; zuletzt war sein eigner Sohn Gryllos in dem Reitergefecht, das der Entscheidungsschlacht voranging, gefallen.

Moderner Arkader: Angelis Kosmopulos aus Maguliana

Die folgenden Jahrhunderte lehren uns drei charakteristische Arkader kennen, alle drei aus Megalopolis, den Staatsmann und Dichter Kerkidas, dessen sehr weltliche Poesien in nicht geringen Bruchstücken auf ägyptischen Papyrusfetzen wiedergefunden sind; ferner den letzten der Hellenen, Philopoimen, der für Fremde als Kondottiere und dann als Feldherr des Achäischen Bundes tapfer und verschlagen gestritten und in dem dritten einen Lobredner gefunden hat. Dieser dritte war Polybios. Als Geisel nach Rom gekommen, wurde er dort Erzieher und Freund des jüngeren Scipio, lernte die römischen Staatseinrichtungen kennen und bewundern, schrieb die griechisch-römische Geschichte der letzten Generationen und wurde nach der Zerstörung von Korinth sogar berufen, den Wiederaufbau Achajas als führender Staatsmann zu besorgen. Er starb, von zahlreichen Städten hochgeehrt. Ein Relief in heroischer Auffassung, in der Stadt Kletor gefunden, stellt ihn dar; die Inschrift, kombiniert mit einer andern aus Olympia, ergab den Namen. Und doch hat allzugroße Bescheidenheit der neueren Forschung, die ja auch im Hermes von Olympia gleich nach seiner Auffindung nur eine römische Kopie nach Praxiteles anerkennen wollte, die Deutung auf Polybios abgelehnt. Das Original wurde von den Bauern zerschlagen und in einen Steinwall gepackt, aus dem wir das größere Stück noch herauszogen, ohne Kopf und ohne die Inschrift. Aber glücklicherweise gibt es einen Abguß des Ganzen im Berliner Museum; und schließlich hat Franz Studniczka den richtigen Namen zurückgegeben und auch den Künstler zu bestimmen gesucht, nämlich Damophon von Messene, von dessen Hand die riesigen Kultbilder im Museum von Lykosura stammen. Es ist für die arkadische Gastfreundschaft bezeichnend, daß

Karytena (Stadt und mittelalterliche Burg)

es uns vergönnt war, eine Nacht im Saale dieser großen Göttinnen zu ruhen, wie ja auch keiner etwas Anstößiges dabei findet, wenn der Reisende in einsamen Kapellen seine Mahlzeiten einnimmt und sein Nachtquartier wählt.

Ein andres, vorwiegend literarisches Problem ist für unsre Betrachtung noch wichtiger, da es aufs engste mit dem zusammenhängt, was seit fast zwei Jahrtausenden in schöngeistigen Kreisen als das eigentliche Kennzeichen Arkadiens gilt; ich meine die Bukolik oder den Hirtengesang, von der einfachsten, ländlichen Form bis zur verfeinerten künstlerischen Ausgestaltung. Hier stehen sich zwei Ansichten gegenüber. Noch Richard Reitzenstein ist für ein gewisses Altersvorrecht Arkadiens auch im literarischen Hirtenliede eingetreten, während Ulrich von Wilamowitz an eine arkadische Bukolik nur insoweit glauben kann, als selbstverständlich auch dort Kuhhirten gesungen und gepfiffen hätten.

Wir wollen mit dem anfangen, was uns am nächsten steht. In der Helenaepisode sagt Faust zu der spartanischen Königin:

> Nicht feste Burg soll dich umschreiben!
> Noch zirkt, in ewiger Jugendkraft
> Für uns, zu wonnevollem Bleiben,
> Arkadien in Spartas Nachbarschaft.
>
> Gelockt, auf sel'gem Grund zu wohnen,
> Du flüchtetest ins heiterste Geschick!
> Zur Laube wandeln sich die Thronen,
> Arkadisch frei sei unser Glück!

Die schöne idyllische Wald- und Berglandschaft Arkadiens, für ein junges Liebesglück wie geschaffen, in der die Hirten sich in anmutigem Wechselgesang messen und um einfache, ländliche Kampfpreise streiten, dieses Land der Dichtkunst und der Minne war Goethe schon aus mancherlei literarischen Quellen von der Renaissancezeit her bekannt geworden; das alle beherrschende Vorbild aber waren die Hirtenlieder Virgils. Die achte Ekloge gibt dem Gesange des Damon, in dem er die Verzweiflung des Hirten über die Untreue seiner Geliebten schildert, die Bezeichnung Mänalische Verse, vom Gebirge Mainalos, das in der Mitte Arkadiens über der heutigen Stadt Tripolis aufragt, und dessen alte Waldbestände jetzt durch die Fürsorge des Staates erhalten und vermehrt werden. »Der Mänalus wird immer einen klingenden Hain und redende Pinien haben; immer hört er die Lieder der Hirten und den Pan, der zuerst den Schilfrohren keine Ruhe ließ ...,« sondern, wie wir ergänzen, daraus die Hirtenflöte zusammenfügte, die er nach dem Namen seiner Geliebten Syrinx benannte. Suchen wir nun das Vorbild Virgils, so finden wir es in den Idyllen des Theokrit, des syrakusanischen Dichters, der in Alexandreia und auf der Insel Kos bei Rhodos heimisch geworden war. Bei Theokrit bietet Arkadien freilich nicht den Schauplatz, sondern nur einzelne, der Literatur entlehnte Gebräuche und nur etwas Wesentliches, den Hirtengott Pan. Aber diesem ist es ganz eigen ergangen. Gerade seine aus einer älteren Stufe der griechischen Religion, als man noch an Götter in Tiergestalt und Pfeilerform glaubte, erhaltene Bocksfigur reizte in einer verfeinerten zum Anthropomorphismus

oder zu völliger Vergeistigung des Göttlichen übergegangenen Zeit die Phantasie der höher gebildeten Hellenen, nicht zum wenigsten der Künstler. Die Athener gaben ihm Heimatsrecht in der Grotte an der Akropolis, weil er ihnen bei Marathon geholfen; bei den großen Dichtern, Simonides, Äschylos, Sophokles, wird er um die Wette gefeiert; später fanden die Könige von Mazedonien an ihm besonderes Wohlgefallen. Aber wohin er kam, überall brachte er etwas arkadischen Erdgeruch mit. Ganz anders steht es mit der Hirtenpoesie in Arkadien. Gerade was uns Polybios von der Pflege der Musik in seiner Heimat erzählt, erweist sich deutlich als die Umschreibung eines Gesetzes über den Volksschulunterricht, wie wir deren aus der Zeit um 200 v. Chr. mehrere besitzen. Die bukolische Kunstform stammte vielmehr aus Sizilien, wo Stesichoros von Himera, an der Nordküste der Insel, das Lied von Daphnis und seiner Liebe zur Nymphe sang, und fand seine höchste Steigerung und Vollendung eben in Theokrit.

Was aber die Römer bewog, seit und dank Virgil, trotz allen Rücksichten auf den sizilischen Hintergrund, die sizilischen Musen des Stesichoros und Theokrit, dann doch den Hirten des arkadischen Landes den Vorzug zu geben, das hat seine besonderen Gründe in der Entwicklung der römischen Urgeschichte, die ich hier in ihren Grundzügen andeuten muß. Rom siegte mit den Waffen über Griechenland, aber die überlegene Kultur der Besiegten bezwang den Sieger, und griechische Kunst und Wissenschaft, Religion und Sitte nahmen ihren Einzug im bäurischen Latium. Begonnen hatte dieser Einfluß längst; er war schon da, als Rom unter den Etrusker- und Latinerstädten den ersten Platz eroberte. Cumae und andre griechische Kolonien an Hesperiens Küste waren die Vermittler. Die Römer wollten nicht mehr Barbaren sein, wollten auch in der Urgeschichte, die sich in der genealogischen Heldensage ausprägte, mit den Hellenen und ihren trojanischen Gegnern zusammenhängen. Griechische Rhetoren, Dichter und Historiker halfen gefällig, und gelehrte Römer, zu denen sogar der grimme Kato gehörte, nahmen an der Arbeit teil. Schon waren die römischen Penaten durch Äneas von Troja nach Latium gebracht. Aber das genügte noch nicht. Pelasgos, der Urmensch, war längst durch seinen Sohn Lykaon der Stammvater der italischen Oinotrer und Peuketier, der Wein- und Kiefermänner. So wurde Latium mit Arkadien verbunden. Und wie einmal die Phantasie am Werk war, fand ein kluger Kopf, daß das römische Palatium, der Palatin, mit der kleinen Stadt Pallantion am Südfuße des Mainalon zusammenhinge. Darum siedelte Euander, Gutmann, aus Pallantion oder auch aus Pheneos nach dem Tiberufer über und gründete dort eine unsäglich primitive Kolonie; sein Sohn Pallas kämpfte und fiel für die Eroberung Italiens. Wir lächeln über diesen philologisch-historischen Dilettantismus, aber dem Römer war es sehr ernst damit, und als der Sieger von Pydna Ämilius Paulus in ganz moderner Weise eine antiquarische Studienreise durch Griechenland unternahm, zog er von Sparta über Pallantion nach Megalopolis und Olympia. Virgil war es dann, der im Sinne der Reichspolitik des Augustus dieser Scheingeschichte ihre bleibende poetische Fassung verlieh; Dionysios von Halikarnassos tat es in Prosa. Damit hatte Arkadien seinen gesicherten Platz in der Urzeit Roms, der römischen und romanischen Welt erhalten. Das Land selbst zog daraus bescheidenen Nutzen. Als der Kaiser Hadrian auf der Nilfahrt seinen Liebling Antinous unter rätselhaften Umständen verlor, gab er dem Bithyner eine arkadische Genealogie, indem Bithynion zur Kolonie Arkadiens gemacht wurde, und ließ ihn in Mantinea als epichorischen Gott verehren. Sein Nachfolger, Antoninus Pius, verlieh dem Dorfe Pallantion Stadtrecht und Abgabenfreiheit.

Wir nähern uns dem Ende. Die Macht Roms sank; es kamen die Goten unter Alarich, es kamen die Slawen; sie ließen zum Andenken eine unerfreuliche Fülle ihrer barbarischen Ortsnamen zurück. Noch einmal kam dann ein fremder Glanz mittelalterlicher Romantik durch den lateinischen Kreuzzug; die Chronik von Morea weiß so mancherlei zu erzählen von tapferen Herren der Burg von Karytena, von Geoffroy de Villehardouin und seinen Nachfolgern. Das ist die Zeit, die dem zweiten Teile der Helenaepisode ihre Farben geliehen hat, mag auch die neueste Forschung erwiesen haben, daß Goethe selbst bei seiner Faustburg weder an Karytena noch an das spartanische Misthra gedacht haben kann. Auch sie versank; die Dreistadt Tripolis, der kümmerliche Ersatz für die altberühmten Namen Tegea, Mantinea und Pallantion, wurde Sitz des türkischen Paschas. In den griechischen Freiheitskriegen waren die Eroberung von Tripolitza, die Verteidigung von Karytena durch Kolokotronis besondere Ruhmestitel des neuerstehenden Volkes.

Aber neben und trotz aller Wahrheit, aller grundstürzenden und neuernden Kritik behält hier und allenthalben auch in dieser schlechten Welt die Dichtung ihr Recht, kann und darf der Reisende in den Bergen und Tälern, Dörfern und Ruinen des arkadischen Landes die alten wunderbaren Sagen in seiner Phantasie wiederaufleben lassen und, wenn es ihm vergönnt ist, an das Wort der Maler Schidone und Poussin »Et in Arcadia ego«, oder noch lieber an die Verse Schillers, womöglich ohne ihre resignierte Fortsetzung, denken:

Auch ich war in Arkadien geboren,
Auch mir hat die Natur
An meiner Wiege Freude zugeschworen!

Josef Kohler

Josef Kohler

Von Dr. Ernst Eckstein (Berlin)

Vor einem Jahre, am 3. August 1919, starb Josef Kohler, zu einer Zeit, da die Welt von andern Dingen erfüllt war, als daß sie den Verlust, den die Rechtswissenschaft und die Kulturgeschichte durch den Tod dieses Forschers erlitten, voll zu empfinden imstande war. Es müssen die Zeiten erst zur Ruhe kommen, ehe die Wertung gerecht werden, der Blick sich wieder einstellen kann auf die Werke der Wissenschaft. Was Kohler unsrer Zeit geschenkt hat, ist die »vergleichende Rechtswissenschaft«, was im Sinne Kohlers bedeutet: die Kulturgeschichte der gesellschaftlichen Beziehungen der Menschheit, daneben die Erforschung großer Gebiete der Rechtsgeschichte im engeren Sinne, des Rechts der Gegenwart und vor allem auch des Rechts der Zukunft; denn einmal wird Kohler als der Vater der Frei-Rechtsbewegung gelten müssen, die die Bestimmung haben wird, uns von der weltfernen Rechtspflege der reinen Begriffsjuristen zu befreien, und ferner hat Kohler viele der Gedanken zuerst ausgesprochen, die die Gesetzgebung sich jetzt zu eigen gemacht hat und noch machen wird.

Die Entwicklung der Wissenschaft des 19. Jahrhunderts hat zu einer Erweiterung unsers Wissens geführt, die es unmöglich erscheinen ließ, daß ein Mensch noch die Kultur seiner Zeit kennen und beherrschen konnte, und man hat nicht ohne Grund in Goethe den letzten Universalisten zu sehen geglaubt. Und doch hat die Geschichte in Kohler noch einmal ihre Wunderkraft spielen lassen und einen Mann hervorgebracht, dessen umfassender Geist den Rahmen menschlicher Grenzen weit zu überschreiten schien. Wer etwa die deutsche Kultur des ausgehenden 19. Jahrhunderts kennen will, der muß die geistigen Strömungen verfolgen, die von den Materialisten und Realisten, den Darwin und Leibl, zu den Idealisten, einem Böcklin und Wagner, von den Epigonen Mendelssohn und Gutzkow zu dem kritischen Realismus der Ibsen und Strindberg, von den Bejahern Hegel und Nietzsche zu den großen Verneinern Schopenhauer und Tolstoj führen. Er muß die verschiedenen Geschichtsanschauungen eines Ranke und Treitschke, Marx und Taine kennen, muß die Entwicklung der Wirtschaft und der Gesetzgebung, der Technik und Politik verfolgen, er muß neben der Philosophie der großen geistigen Führer die Sitten und den Aberglauben des Volkes studieren — das alles würde ein Menschenleben ausfüllen. So beherrschte Kohler nicht nur die Gegenwart und nicht nur die Kultur Deutschlands, sondern auch die Vergangenheit und die Kultur andrer Völker; er war in der Philosophie der französischen Aufklärung so gut zu Hause wie in den Veden des alten Indiens, im Homer so gut wie in der Edda, im Koran so gut wie in der Bibel oder im Lao-tse, in den katholischen Scholastikern

so gut wie in der Philosophie des Islams, er kannte das Recht der Phönizier so gut wie der Kelten, das Recht von Transvaal so wie das der Bulgaren, das der Marschallinsulaner so gut wie der Eskimos oder der italienischen Stadtrepubliken; er verfolgte die Rechtssprüche der römischen Juristen und der deutschen mittelalterlichen Weistümer so gut wie der Hanefiten in Arabien oder Marokko, die des deutschen Reichsgerichts so gut wie die der französischen, englischen und amerikanischen Gerichtshöfe; er war beschlagen in der Geschichte von Byzanz wie in der der Vereinigten Staaten, in der des Dschingis-Khan wie in der Friedrich Barbarossas. Bei diesem Wissen eine unendlich fruchtbare schöpferische Leistung auf allen Gebieten des Rechts und der Geschichte, der Völkerkunde, Volkskunde, Religionsgeschichte, Philosophie, Kunst (eigne Dichtungen, Übersetzungen des Dante, Petrarca usw., ästhetische Schriften und Essays) und Musik, eine Lehrtätigkeit, umfangreicher als wohl die irgendeines andern; daneben leitete er sechs Zeitschriften, organisierte große wissenschaftliche Unternehmungen, erstattete eine Unmenge von Rechtsgutachten, hielt Vorträge, unterhielt einen großen Briefwechsel, machte Reisen und nahm an allem Gegenwärtigen regsten Anteil, an der Bühne wie an den Schulbestrebungen, an der Reform der Klaviertechnik wie an der Luftschiffahrt; er war also alles andre als ein stiller Gelehrter, er war ein Mann, der mit beiden Füßen im Leben stand und nichts höher schätzte, als im Auto durch Europa zu sausen.

Diese Universalität war das erste, was aus seiner Persönlichkeit sprach. Ich lernte ihn als Student kennen, indem ich sein Seminar für vergleichende Rechtswissenschaft besuchte. Kohler war bereits ein alter Mann. Eine große breite gedrungene Gestalt, schwer und wuchtig, mit einem gewaltigen jupiterhaften Kopfe, mit schulterlangen grauweißen Haaren, einer großen ausladenden Nase und prachtvoller breiter zurückfliegender Stirn und einem ganz seltsamen, halb starren, halb seherisch, oft auch jünglingshaft feurig blitzenden Auge. Man sah es diesem Körper nicht an, daß er Nerven besaß. Man wäre vielleicht an die Erscheinung des Großen Kurfürsten erinnert worden, hätte nicht die ganze Persönlichkeit etwas durchaus Volkstümliches gehabt; Kohler verschmähte alles äußerlich Große und Geheimrätliche in der Art, wie er sich gab: lässig in der Kleidung und Geste, derb und humordurchsetzt seine Äußerungen (und dabei ein prachtvoller Schwung in der Sprache seiner Bücher!), scharf bis zum Verletzenden in der Kritik, streitfroh im Angriff gegen das Veraltete; dabei hatte er etwas väterlich Gütiges im Umgang mit seinen Schülern und ein warmes Herz für alle Unterdrückten und stets Sinn für alles, was jung, kühn und neu ist; er war ein alter Haudegen mit einem Knabenherzen, der immer die Jugend um sich scharte und darum stets die Zunft gegen sich hatte. So lernte ich ihn im Seminar kennen inmitten einer etwas merkwürdigen Gesellschaft, vielleicht zehn Schüler, mehr Ausländer als Deutsche, die jeder vortrugen, was sie gerade in den letzten Wochen gearbeitet hatten, der eine über die Strafprozeßreform Friedrichs des Großen, der andre über altindische Familienverfassung, der dritte über die kirchenstaatsrechtlichen Anschauungen spanischer Jesuiten, dieser über das Urheberrecht an der Filmidee, jener über den Prozeß gegen Jesus Christus, über das Gottesurteil bei den Hottentotten, über die Geschichte des französischen Versicherungsrechts, über die staatsrechtliche Stellung Österreichs zu Ungarn, über das Mutterrecht bei den Kirgisen, das Vormundschaftsrecht des alten Stadtrechts von Heilbronn, über die Firmenführung bei eingestelltem Geschäftsbetrieb oder Vorschläge zu einer neuen Luftschiffahrtsgesetzgebung und die Kritik der entsprechenden Gesetzentwürfe Japans. Und für jeden hatte Kohler eine Fülle von Anregungen und nannte auswendig, was im Schrifttum vorhanden und von dem Schüler übersehen war, und dann klopfte er einem, zu weiterer Arbeit ermunternd, väterlich auf die Schulter.

Kohler wurde am 9. März 1849 in Offenburg in Baden geboren. In kleinen Verhältnissen als Sohn eines Lehrers aufgewachsen, reifte er ohne besondere äußere Anregungen. Die Nähe der französischen Kultur und ein längerer Aufenthalt in der Schweiz brachte ihn mit fremdem Wesen in Berührung. Eine starke Begabung für Sprachen erleichterte ihm die Universalität seiner Ausbildung. Er beherrschte neben den alten alle romanischen Sprachen, trieb Germanistik, Hebräisch und Sanskrit, und auch die nordischen Sprachen sowie das Niederländische waren ihm nicht fremd. Ein glückliches Geschick brachte ihn von dem Gedanken des Sprachstudiums ab und ließ ihn sich der Rechtswissenschaft widmen. Ohne besonderen Eindruck auf der Universität war er wohl im wesentlichen Autodidakt. Nach kurzer Tätigkeit bei einem Rechtsanwalt wurde er 1874 Richter in Mannheim und blieb es bis 1878. In diesen Jahren erlebte er die große wirtschaftliche Entwicklung des Rheinlandes und lernte die Notwendigkeit des Zusammenhanges zwischen Wissenschaft und Praxis verstehen, die das Kennzeichen seiner sämtlichen späteren Schriften ist. Während dieser Zeit schuf er sein großes Patentrecht, das ihm alsbald die Berufung nach Würzburg brachte. Dort lehrte er zehn Jahre und wurde dann nach Berlin berufen, wo er bis zu seinem Tode wirkte, in einem Leben voll schöpferischer Tätigkeit, getrübt nur durch den Zusammenbruch Deutschlands, der ihm und seiner grenzenlosen Liebe zum Deutschtum die Lebensfähigkeit untergrub und ihn sicher um viele Jahre früher, als es seiner Rüstigkeit entsprach, ins Grab brachte.

Sein Weg als Wissenschaftler war durch seine

Hermann Widmer:
Bildnis des Fräuleins Viktoria Werckmeister
vom Staatlichen Schauspielhause in Berlin

Persönlichkeit bestimmt. Sein starker Sinn für das Reale, seine scharfe Beobachtungsfähigkeit für wirtschaftliche Vorgänge und seine übergroße Lust am Schöpferischen führten ihn dem Gebiet zu, das damals erst der Wissenschaft erschlossen werden mußte, dem gewerblichen Urheberrecht, dem Recht an der Erfindung. Das Gebiet konnte nicht mit dem juristischen Spürsinn allein erforscht werden, wie etwa die Lehre vom Besitz oder vom Testament. Die Erfindung war etwas nicht Greifbares und doch etwas Wirkliches von größter Kraft. Kein Gesetz konnte die Gesichtspunkte geben, die zur juristischen Erfassung dieser Erscheinung erforderlich waren, dazu bedurfte es eines konstruktiven Geistes, der aus sich heraus das Wesen der Erfindung »erfand« und auf seinem Unterbau das große Gebäude des gesamten Patentrechts errichtete. Was er vorfand, war von geringer Bedeutung, man wollte die geistige Schöpfung für eine Art Eigentum wie eine Sache, man wollte sie als Ausfluß der Persönlichkeit, wie etwa das Namensrecht ansehen, alles Versuche, die dem Wesen der Erfindung nicht gerecht wurden. Kohler erfaßte die Erfindung als etwas für die Rechtswelt Neues und Selbständiges und bisher nicht Erkanntes, er schuf den Begriff und prägte dafür das Wort des Immaterialgüterrechts, bahnte damit dem Urheberrecht den Weg zu einer ungeahnten wissenschaftlichen Entwicklung und ist damit gleichzeitig ein Bahnbrecher für die Technik geworden.

Bei seiner Natur war es selbstverständlich, daß er dieses Gebiet der Immaterialgüterrechte und der ungreifbaren Rechtsbeziehungen nicht wieder verließ. Die Wissenschaft verdankt ihm noch eine Fülle von Werken und Aufsätzen über verwandte Rechtsgebiete, z. B. über das Recht der Handelsmarke, den Musterschutz, das Kunstwerkrecht, das literarische Urheberrecht und über den unlauteren Wettbewerb.

In all diesen Werken dieselbe Kraft, große, mit dem Blick des Sehers und Künstlers gefaßte Ideen, einheitliche Gesichtspunkte, organischer Aufbau und daneben nichts gekünstelt konstruktiv, sondern alles durchdrungen mit dem schärfsten Blick für die Wirklichkeit und für die Bedürfnisse des ewig flutenden praktischen Lebens. All sein Schaffen war so aus einem Guß, daß er es mit Recht verschmähte, sich mit den Meinungen andrer zu befassen, um dafür um so mehr die Ergebnisse der Rechtsprechung des In- und des Auslandes zu verwerten.

Von diesem Geist sind auch seine übrigen Werke über das Gegenwartsrecht getragen, in erster Linie sein Lehrbuch des bürgerlichen Rechts, daneben seine Werke über Prozeßrecht und Konkursrecht, Straf- und Völkerrecht.

Seine Neigung zur Volkstümlichkeit ließ ihn seine Ideen auch für die Laienwelt verständlich darstellen in den gedankenreichen Büchern »Einführung in die Rechtswissenschaft« (5. Aufl., Leipzig, Deichert, 1919), »Recht und Persönlichkeit in der Kultur der Gegenwart« (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, 1914), »Moderne Rechtsprobleme« (2. Aufl., Leipzig, Teubner, 1913; Sammlung »Aus Natur und Geisteswelt«) und »Das Recht« (Frankfurt a. M., Rütten & Loening, 1919; Sammlung »Die Gesellschaft«).

Die Weite und Tiefe seines Blickes führte Kohler alsbald zu den allgemeinen Problemen des Rechts, zu der Frage nach dem Woher und Wohin, nach dem Sinn des Rechts. Er erkannte, daß das Recht nicht etwas künstlich Gesetztes ist, so wie etwa eine Hausordnung eines Volkes nur den Streit und Zank hindern soll; er spürte, daß das Recht ein Bestandteil des Volkslebens ist, eine Kulturerscheinung, eingespannt in die Einheitlichkeit der Kulturentwicklung, belebt von der Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit der Volksseele und der Entwicklungsstufen. Wäre das Recht aller Zeiten und Völker damals bereits so erforscht, wie es etwa — wenn auch noch sehr unvollständig — das Wirtschaftsleben oder die Sprache war, so hätte man Kohler vielleicht eine Weltgeschichte des Rechts zu verdanken gehabt. Dazu mußten aber erst die Bausteine nicht nur zusammengetragen, nein, erst gebrannt werden, und mit einem unermüdlichen Fleiß und unglaublicher Rastlosigkeit ging Kohler nun an die Arbeit, in eigner Person Arbeiter und Maurer, Architekt und Baumeister zugleich. Ganz früh bereits griff er einige dieser Probleme heraus, diejenigen, die auch den Künstler in ihm reizten, und er schuf ein Werk, wie es in der Wissenschaftsgeschichte einzig und klassisch sein wird: »Shakespeare vor dem Forum der Jurisprudenz« (2. Aufl., Berlin, Rothschild, 1919), ein Werk für Gelehrte wie für Laien. Die großen Rechtsfragen, die in manchen Gestalten Shakespeares die äußeren oder inneren treibenden Kräfte und der Schlüssel zu ihrem seelischen Verständnis sind, stellte er in ihrer universalgeschichtlichen Bedeutung dar: die bindende Kraft des Schuldversprechens (Shylock im »Kaufmann von Venedig«) mit ihren kulturgeschichtlichen Begleiterscheinungen, wie Selbstverpfändung, Schuldknechtschaft und Schuldhaft, die Blutrache (»Hamlet«) und die Gnade (»Maß für Maß«). Darüber, ob die ästhetischen Deutungen Shakespearischer Charaktere aus diesen universalgeschichtlichen Gesichtspunkten die allein richtigen sind, kann man vielleicht streiten, eigenartig und anregend sind sie gewiß, unantastbar auf jeden Fall aber sind die grandiosen kulturgeschichtlichen Überblicke, in denen Kohler es verstand, die Seele der Menschheitsentwicklung auf weite Wegstrecken hin bloßzulegen.

Eine Unzahl rechtsgeschichtlicher und rechtsvergleichender rein wissenschaftlicher Schriften schloß sich diesem Werk an, so u. a. eine Darstellung des Strafrechts der italienischen Stadt-

gesetze (Statuten) und Abhandlungen auf dem Gebiete der Geschichte des italienischen und niederländischen Handelsrechts, »Pfandrechtliche Forschungen«, eine Ausgabe der deutschen Strafgesetzbücher des 16. Jahrhunderts (Carolina usw.), ein Recht der Azteken, ein chinesisches Strafrecht, »Urgeschichte der Ehe«, das Wesen der Strafe und ungezählte Aufsätze über das Recht der Natur- und der alten Kulturvölker, nicht zu vergessen die gedankenreiche volkskundliche Schrift über die Entstehung der Melusinensage.

Mit der Erkenntnis der universalgeschichtlichen Bedeutung des Rechts war notwendig die philosophische verknüpft. Kohler war Idealist nicht nur als Künstler, auch als Historiker; von diesem Standpunkt aus sah er auch das Recht an und stand damit im notwendigen Gegensatz zu allen, die das Recht nur in seiner Zweckbedeutung, als etwas von der jeweiligen Kultur Unabhängiges, als etwas an sich Ideenloses betrachteten und erforschten. So erklärt sich seine Kampfstellung zu Ihering, Windscheid und den Kantianern. Kohler hat wohl Verständnis gehabt für das schöne Werk Iherings über den Geist des römischen Rechts; als aber Ihering, der vom rechtsphilosophischen Standpunkt aus das Recht nur unter dem Gesichtspunkt der Nützlichkeit betrachtete und in dieser Richtung sein »Zweck im Recht« schrieb, Kohlers universalgeschichtlicher Betrachtungsweise entgegentrat — da konnte der junge Kohler gegenüber dem ergrauten Ihering die Tatze des Löwen zeigen, um ihn in einer freilich ans Maßlose grenzenden scharfen Kritik abzufertigen. Die Geschichte wird Kohler recht geben.

So erklärt sich Kohlers Kampf gegen Windscheid, einen Mann, dessen juristischen Feinsinn er nicht verkannte, gegen den der Kampf für ihn aber als ein Akt der Notwehr erschien. Er mußte sich gegenüber dieser in Deutschland herrschenden Rechtswissenschaft, die sich nicht auf mehr als Pfeilschußweite vom Gesetz und vom Paragraphen entfernte, freie Bahn für seine großartige Rechtsauffassung schaffen. Die Geschichte wird Kohler auch darin recht geben.

Schließlich noch sein Kampf gegen die Naturrechtler, gegen Kant und die Kantianer, die »das Recht an sich« zum Gegenstand ihrer geschichtslosen mehr kritischen als rechtsphilosophischen Betrachtungsweise machten. Es gibt kein Recht an sich, denn das Recht ist eine Kulturerscheinung und spottet der Erstarrung in der Vergangenheit wie in der Zukunft, weil es ein Stück Leben des Volksgeistes ist. Die Geschichte wird Kohler auch darin recht geben.

Mit diesen letzten Ausführungen ist Kohlers eigne Stellung schon gekennzeichnet. Hegel hat bereits die gesamte Welt und insbesondere das Recht unter diesen Gesichtspunkten des ewigen Wechsels, des Werdens philosophisch umfaßt. Das Vergängliche an Hegel, die dialektische Methode, hat Kohler preisgegeben, das Lückenhafte an dieser Philosophie, die ungenügende Kenntnis der geschichtlichen Entwicklung hat er ausgefüllt und den großen Hegelschen Grundgedanken übernommen in seinem Werk »Lehrbuch der Rechtsphilosophie« (2. Aufl., Berlin, Rothschild, 1917). Man hat diesem Werk aus den Kreisen der Fachphilosophie vorgeworfen, daß es keine eigentliche Philosophie sei. Die Tatsache stimmt zum Teil, der Vorwurf ist aber kein Vorwurf, denn Kohler geht ja davon aus, daß die reine Erkenntniskritik des Rechts und die feinen logischen Unterscheidungen und Analysen vielleicht unsre Einsicht schärfen (Kohler selbst bedurfte schärferer Einsicht nicht), niemals aber sie erweitern und vertiefen. Das aber ist die Aufgabe des Kohlerschen Werkes, mag man es nun Rechtsphilosophie nennen oder nicht.

Das Recht soll ein Volk frei machen, nicht es fesseln. Der Richter soll die Zeichen seiner Zeit verstehen und mit der Entwicklung fortschreiten, er soll in seiner Auslegung des Rechts an die veränderte Gegenwart sich anpassen und nicht das Recht nur entgegennehmen, so wie der Gesetzgeber in früheren Zeiten es ihm als Werkzeug der Rechtsprechung in die Hand gegeben hat. Das ist der Grundzug Kohlerscher Rechtsgedanken.

Wie weit sind wir von seinem Ideal noch entfernt! Was Kohler immer und immer wieder bekämpft hat, ist noch heute vielfach das Zeichen unsrer Rechtspflege. Statt daß der Richter sich frei zum Recht stellt (was noch lange nicht bedeutet, sich über das Recht hinwegzusetzen), bindet er sich engherzig, sucht gar zur Auslegung des Gesetzes die Gesetzesmaterialien heranzuziehen — als ob das Gesetz nicht klüger sein könnte als der Gesetzgeber —, richtet sich nach veralteten Vorentscheidungen und beugt sich vor dem Buchstaben bis zur Unvernunft und Ungerechtigkeit, statt in der Sinnhaftigkeit und Gerechtigkeit die Grenze der Geltung des Gesetzes zu erblicken. Eine Freirechtsbewegung will — wenn auch noch manche Vertreter weit über dieses Ziel hinausschießen mögen — hier reformieren, und hier werden alle, die von Kohlers Geist befruchtet sind, eine gemeinsame Aufgabe finden.

Der Erfolg wäre das würdigste Denkmal für Josef Kohler.

Mundartstümper

Von Prof. Dr. Otto Behaghel (Gießen)

Die Einigung, die in unsrer Schriftsprache sich vollzogen hat, hatte die Aufgabe, die mundartlichen Besonderheiten zurückzudrängen, einen Ausgleich zwischen den verschiedenen Gegenden des deutschen Sprachgebiets herbeizuführen und so dem Aachener und dem Königsberger, dem Kieler und dem Konstanzer eine leichte und sichere Verständigung zu ermöglichen. Diese Aufgabe ist heute im wesentlichen gelöst, soweit sie überhaupt gelöst werden kann. Es wird niemals gelingen, die letzten Eigenheiten der Außengelegenen, etwa des Schleswigers oder des Österreichers, zu beseitigen. Es hat sich neuerdings sogar eine gewisse rückläufige Bewegung geltend gemacht: seit dem Aufkommen der Heimatkunst geben insbesondere die Werke norddeutscher Schriftsteller in ihrem Wortschatz den Angehörigen südlicherer Gebiete manches Rätsel auf.

Daß trotz der Überwindung der Mundart die Schriftsprache noch immer der Pflege bedarf, des Schutzes gegen Barbarei und Liederlichkeit, und daß solche Pflege ihr in reichem Maße zuteil wird, das bedarf keiner weiteren Ausführung.

Aber auch die Mundart kann Schutz und Pflege fordern. Wie man seltene Pflanzen, aussterbende Tierarten, eigenartige Geländegestaltungen unter gesetzlichen Schutz gestellt hat, wie man sie etwa in einem Naturpark von der zerstörenden Kultur abzuschließen sucht, so möchte man auch die Mundarten umzäunen und umwallen. Wir wissen heute ja längst, daß die Mundart keine verdorbene Schriftsprache ist, daß sie da war vor der Schriftsprache und ihr eignes Recht besitzt. Doch es gibt keine solchen Zäune und Wälle. Kirche und Schule, die Zeitung, der Markt- und Gerichtsverkehr, die Kultur überhaupt, sie nagen unablässig an dem Leben der Mundart, und immer mehr des kostbaren heimischen Besitzes wird hinweggespült.

Aber neben dem wirklichen Leben lebt die Mundart ein Leben im Bilde, in der literarischen Verwertung. Seit dem Ausgang des 16. Jahrhunderts ist die Mundart Gegenstand dichterischer Gestaltung geworden, zunächst im Drama und überwiegend als Mittel zur Erzielung humoristischer Wirkungen, später auch in lyrischer und epischer Dichtung, vielfältig auch mit ernsthafter Zielsetzung. Hier hat also der Künstler das Wort, der gegenüber jenen zerstörenden Einflüssen sich wohl zu behaupten vermag. Eine Kunst, die noch nach der Wirklichkeit Ausschau hält, gilt ja heute nicht mehr als vornehm. Aber das Stilmittel der Mundart hat nur Sinn im Rahmen einer Eindruckskunst, und der Künstler, der sich seiner bedient, wird in altmodischer Weise die Treue walten lassen gegenüber der Wirklichkeit.

Solche Treue zu üben, ist freilich nicht immer leicht, auch dann nicht, wenn der Künstler die Mundart wirklich beherrscht. Als die Mundart in den Bereich der Literatur eintrat, bestand seit langem ein im Ganzen gefestigter Schreibgebrauch und eine immer mächtiger werdende Schriftsprache. Daher ist es schon schwierig, die Zeichen unsrer Schulschrift den besonderen Forderungen der mundartlichen Aussprache anzupassen; so versteht man es, daß in unsrer Zeit wissenschaftliche Erörterungen angestellt werden über die beste Art, die Mundarten des niederdeutschen Sprachgebietes schriftlich festzulegen. Aber noch viel schwerer ist es, in Wortschatz und Satzfügung dem Zwang unsrer Schriftsprache zu entrinnen: es gibt kaum einen Mundartdichter, der in dieser Beziehung ganz frei wäre von Fehl' und Sünde. Ein besonders schlimmes Beispiel gewährt der vielgerühmte Frankfurter Stolze, der in seinen Gedichten beständig in der einfachen Berichtsform erzählen läßt: er ging, er lief, er war, während die echte Frankfurter Mundart sich durchweg der Umschreibung bedient: ist gegangen, gelaufen, gewesen.

Man kann freilich auf mundartliche Treue auch mit vollem Bewußtsein verzichten. Vielleicht deshalb, weil die genaue Wiedergabe zu derb, zu unwürdig erscheint. Eine derartige Empfindung hat sicher bei den alten Herren des 16., 17. Jahrhunderts gewaltet. Einer der wichtigsten Unterschiede, der im allgemeinen zwischen den deutschen Mundarten und der Schriftsprache besteht, liegt darin, daß den meisten Mundarten der Genitiv abhanden gekommen ist; statt meines Vaters Haus heißt es: meinem Vater sein Haus. Aber der älteren Mundartenbichtung ist diese Weise völlig fremd, obwohl gerade die Schriftsprache ihr Dasein schon für die Mitte des 16. Jahrhunderts bezeugt. Also hier unbewußt zugelassen, dort bewußt gemieden. Aber selbst unsre Zeit ist von dieser seltsamen Auffassung gelegentlich noch angekränkelt. Hermine Villinger hat einen Roman geschrieben, der in Karlsruhe spielt und in dem meine Karlsruher Landsleute sich einer abgeschwächten Mundart bedienen. Dabei ist einer Besonderheit des Karlsruhers mit Bewußtsein durchweg aus dem Wege gegangen: dem regelmäßigen Gebrauch des Artikels bei Personennamen. Und als ich sie darob zur Rede stellte, hat sie mir erklärt, daß ihr das denn doch zu grob erschienen wäre. Aber dieser Gebrauch des Artikels ist etwas, was der Karlsruher mit

dem ganzen Süden gemein hat, was diesen gegenüber dem Norden kennzeichnet, was bis zum letzten haftet, wenn alle andern mundartlichen Eigenheiten abgelegt werden, was z. B. ich selbst bis zum heutigen Tage nicht überwunden habe. So hat also die Villinger ein Bild geschaffen, das nirgends in der Wirklichkeit sein Vorbild findet, so zahlreich, so verschiedenartig sonst die Abstufungen und Mischungen zwischen Schriftsprache und Mundart sind.

Wenn Rosegger seinen Gestalten nur einen Anflug von Mundart verleiht, so ist das schwerlich aus dem Streben nach vornehmerer Haltung entsprungen; eher der Befürchtung, es möchte die reine Mundart nicht immer auf volles Verständnis rechnen können. Kein Zweifel, daß es ihm keine Schwierigkeit gemacht hätte, überall das mundartliche Gewand durchzuführen.

Aber fürchterlich kann es werden, wenn jemand in ein fremdes Gewand schlüpfen will, das er nicht zu tragen versteht, wenn er eine Mundart schreiben will, die er nicht beherrscht. Ein abschreckendes Beispiel gewährt Walther von Molo in seinem Roman »Luise«, wo er die junge Königin ein angebliches Gemisch von Berlinisch und Darmstädtisch reden läßt. Aber der süddeutsche Bestandteil ist zu einem Teil schwäbisch: jetzt *ischt's* aber genug, es *ischt* zum Wälzen; zu einem andern bayrisch: *hört's* auf, Kinders, laßt's mir mei Leben. Und ihr eigner Name wird im Munde der Geschwister zu *Luisch*, einer Wortform, die sich nie und nirgends hat begeben. Weil in manchen Teilen von Süddeutschland -st als *-scht* gesprochen wird: *Bruscht*, am *schönschte*, hat sich Molo eingebildet, *Luise* müsse *Luisch* gesprochen werden. Solches falsche Schließen, solches Ausklügeln von Wortformen, die es in der ganzen Welt nicht gibt, wird in sonst kaum erreichter Vollkommenheit geübt von Viktor Menzel in einer Skizze »Wandlungen« (in dem sonst vortrefflichen »Wachfeuer«). Das *ei* unsrer Schriftsprache hat eine doppelte Wurzel in unsrer älteren Sprache; einerseits langes i: *weiß* ist älteres *wiz*; anderseits den Doppellaut *ei*: *Stein* ist mittelhochdeutsch *stein*. Beides haben wir nebeneinander im Bergnamen *Weißenstein*, alemannisch *Wissestei(n)*, und jener norddeutsche Professor vergriff sich arg, der den *Weißesti* besteigen wollte. Aber Menzel macht es nicht besser: er sagt *vafallt* statt *eifallt* (einfällt) und *a soans Braterl* für *a sei(n)s Braterl*. Im Bayrischen ist *sie sind* zu *si san* geworden, weil *sind* vor dem Beiwort oder Mittelwort ganz unbetont ist; bei Menzel erscheint aber auch der Infinitiv und sogar das Fürwort in derselben Form: er wird doch erst angesteckt *san*, dös is doch 'm Herrn *sans*. Im Bayrischen ist *gebracht, gegangen, getroffen* zu *bracht, gangen, troffen* geworden, weil das e der Vorsilbe unterging und sodann das g des Wortbeginns mit dem b, g, t des Stammes zusammenfiel. Aber Menzel bildet sich ein, die Vorsilbe *ge* sei im ganzen verlorengegangen, und stammelt dann: hast *schossen?* — *i ho wildert*. In der scheltenden Anrede kann das Beiwort hinter das Hauptwort treten: Hund verfluchter, Lump elender; Menzel weiß nichts von dieser besonderen Bedingung und schreibt: nachher is a Gzeug verfluchtigs! — sell is a Luder miserabliges.

Leid tut es mir, daß ich Hans Rudolf Bartsch in der Gesellschaft sehe; er, der Österreicher, bringt es fertig, einen Tiroler *hoascht* statt *hoaßt*, *grüescht* statt *grüeßt* sagen zu lassen. Daß der Norddeutsche wähnt, er spreche schwäbisch, wenn er *wüscht* für *wüßte*, *müschen* für *müssen* sagt, ist ja weniger verwunderlich.

Aber nicht nur das schriftliche Wort, auch die mündliche Sprachkunst ist nicht selten der Sünde bloß. Ich hülle es in Nacht und Schweigen, wenn Süddeutsche die »Stromtid« vorlesen oder der Norddeutsche Hebel deklamiert. Doch von der Bühne sollte man etwas Besseres erwarten. Oft genug wird ja vom Schauspieler verlangt, daß er die Mundart gebrauche. Da begegnet es denn auf kleinen Bühnen oft genug, daß Mundart und Bühnenhochdeutsch bunt durcheinander gehen, daß der Pommer wie der Berliner redet, daß das Sächseln zum Jübeln wird, und ich habe es in einem berühmten Theater erlebt, daß der schwäbische Ritter in Lortzings »Waffenschmied« auch des Glaubens war, es mache den Schwaben aus, wenn er statt s ein sch spreche. Man sollte denken, es müsse dem guten Schauspieler nicht allzu schwer fallen, sich der paar Mundarten zu bemächtigen, die von der Bühne vorzugsweise verlangt werden. Und im Einzelfall würden meist sich mildtätige Seelen finden lassen, die dem Schauspieler hilfreich zur Seite stehen. Wo aber eine anständige Mundart nicht zu erreichen ist, da möchte man lieber zum völligen Verzicht auf die Mundart raten. Wenn es nicht möglich ist, das Bild in den Einzelheiten naturgetreu zu malen, so erfreue man sich an der zusammengestimmten Einheit. Die Zeiten des blutigen Naturalismus sind ja vorbei, wo man die Forderung aufstellte, daß Lessings Franziska sächsle, daß Gretchen in ihrer Rede sich als Frankfurterin bekunde. Sie sind gottlob vorbei; sonst würde man zu der inhaltsschweren Frage genötigt: In welcher Mundart soll nun — Mephisto reden?

Hans Bremer: Stilleben mit Rosenstrauß

Das Rätsel des Meeres

Von Axel af Bögelund

Ein Brausen ging über die Nordsee — das Wellenspiel gaukelte auf und nieder — der Möwenschrei war schrill und voller Angst.

Kein Berufssegler traute sich heraus; nur waghalsige Laien erprobten ihren Mut.

Aber der Mann, der auf der Mole neben dem jungen Weibe stand, war kein Laie im Seedienst, denn er trug Seemannstracht. Er hatte schon manchen Sturm in der Atlantik und drunten unter dem Südkreuz erlebt — dennoch gelüstete es ihn nach einer Segelfahrt oder vielleicht gerade wegen der Sturmzeichen. Aus seinen Augen sprach finstere Entschlossenheit — zugleich ein Grauen — ein Grauen ...

Und dasselbe Grauen sprang wie flackernder Lichtschein aus den dunklen Augen der Frau.

»Wie seltsam!« bebten ihre Lippen.

Der Kopf des Mannes fuhr jach zu ihr herum. Und wie in geheimnisvollem Verstehen sagte er: »Nicht wahr? Seltsam — seltsam wie ein Wunder ist dieses Grauen vor dem Rätsel des Meeres.«

»Fühlen Sie das auch?« kam es staunend von Herta von Sundwalls Lippen, denen nichts fehlte, was einen Frauenmund schön macht — die frische Röte, die Süße mit Herbheit vereint — die Linien mädchenhafter Keuschheit und leise erwachender Sinnenlust. »Aber,« fuhr der liebreizende Mund fort, »wenn Sie es kennen — das Grauen vor diesem Ungeheuer, das sich ewig bewegt, nie ruht, diesem Moloch, der nicht Feuer frißt, sondern todkalte Fluten — wenn Sie dieses Grauen kennen, warum wählten Sie den Beruf?«

»Ich wollte das Rätsel ergründen, in das dieses Grauen eingeschlossen ist. Ich bin aus einer alten Seefahrerfamilie; Vater, Ahn und Urahn, meine sämtlichen Brüder waren und sind Seeleute — sie alle liebten und lieben die See wie eine Geliebte — ein Weib — eine Mutter — ich aber hasse sie.«

»Wie hielten Sie es aus, jahrelang den Rücken dieses Untieres zu befahren?«

»Aus Trotz — aus Neugier! Ich habe keine Furcht — nur ein Grauen — ein Grauen ... Und diesen wunderbaren Zwiespalt zu erklären, zu erfassen, trieb es mich immer wieder auf die hohe See.«

»Dasselbe, was Sie da schildern, treibt auch mich wieder, immer wieder an die Ufer dieser fürchterlichen Fluten. Stundenlang starre ich hinein und sehe nichts als mein eignes Grauen aus den Tiefen emporsteigen wie ein unirdisches Weib.«

Ein Mann mit weitem Mantel und Schlapphut war neben ihnen aufgetaucht. Sie hatten ihn nicht bemerkt. Jetzt mischte er sich in ihr Gespräch.

»Mir ging es ähnlich,« sagte er, »aber das Grauen schwand, als ich seinen Grund erforscht hatte.«

»Wie konnten Sie das?« fragte mit flammender Neugier das Weib.

»Indem ich lernte, rückwärts zu schauen — mein Leben zu übersehen. Da drinnen liegt jenes Grauen verborgen — aus unserm bisherigen Dasein ist es hervorgewachsen.«

»Nichts«, sagte der Seeoffizier ernst, »weist aus meinen Kindheits- und Jünglingsjahren darauf hin, das dieses Grauen erklärlich machte.«

»Auch bei mir nicht,« rief Herta von Sundwall.

»Sie sind noch kurzsichtig,« entgegnete der Fremde, aus dessen grauem, eingefallenem Antlitz zwei leuchtend blaue Augen glühten. Es war, als lebten diese Augen ein besonderes Leben, und als sie sich zur Ferne wandten, schien es, als durchdrängen sie die finsteren Wolkenwände.

»Kurzsichtig?« wiederholte der Seeoffizier fragend. »Ich brauche kein Glas und erkenne beim Mondenschein die Uhr.«

»Ich spreche nicht vom physischen, sondern vom Seelenauge,« erwiderte der Fremde.

»Vom Seelenauge?« wandte Henrik Torsten mit eigentümlichem Lächeln ein. »Manchmal scheint es, als ob ich die Anlage dazu besäße, aber — sie mag wohl nur im Keim vorhanden sein.«

»Ganz recht,« unterbrach ihn der Alte, »im Keim ist die Anlage bei jedem da, aber das Leben der letzten Jahrhunderte hat sie bei der Menschheit verkümmern lassen. Jetzt naht die Wende — viele sind reif, die Seelenaugen zu entwickeln — vielleicht auch Sie.«

»Woraus schließen Sie das?« fragte Torsten.

»Ihr Grauen vor dem Meere scheint mir — ich schließe aus der Erfahrung, die ich an mir gemacht habe — dahin zu deuten, daß Ihre seelische Beziehung zu diesem Element ungewöhnlich stark ist, und daß Ihnen von dort die Katastrophe naht.«

»Könnten Sie uns nicht mehr darüber sagen?« fragte ruhig, sachlich, doch mit verhaltener Bitte Torsten.

»Ich will es, denn ich sehe mit meinen neunzig Jahren in Ihnen Verwandte,« entgegnete der Greis. »Haben Sie«, fuhr er, seinen Bart strei-

chend, fort, »schon von Geretteten gehört, die dem Ertrinkungstode ins Auge geschaut haben? Sie erzählen, daß sie in dem Augenblick, wo ihnen die Sinne vergingen, Bilder von wunderbarer Pracht gesehen haben — Bilder aus ihrem letzten Leben und andre, die sie nicht zu deuten wußten.«

»Gewiß, das hörte ich schon oft,« bejahte Torsten, und Herta nickte.

»Die Bilder, die sie nicht zu deuten wußten, gehörten den früheren Leben an, die sie gelebt. Höherentwickelte erreichen im Augenblick der Ertrinkungsgefahr die Kraft des Verstehens, und die Geretteten entsteigen als Schauende den Fluten.«

»Ist's möglich?!« riefen Torsten und Herta zugleich, aber das Weib fuhr lebhaft fort: »Wir hätten schon mehrmals gelebt?! Sagten Sie nicht so? Habe ich denn nicht nur dies eine Leben, das ich führe von meiner Geburt an?«

»Nein, mein Kind — vergeben Sie, daß ich Sie so nenne — Sie lebten schon mehrmals auf diesem Stern — Sie kamen und gingen und kamen wieder, und nur wer alle diese Daseinsformen übersieht, begreift das Rätsel des Lebens, in dem das Rätsel des Meeres einbegriffen ist.«

Der Fremde grüßte mit seinem Hut, winkte mit der bleichen, ehernen Hand, und noch einmal glomm in seinen Augen jene Kraft auf, die in die Untergründe der Seele zu tauchen schien. Langsam entfernte er sich, ehe die Überraschten ihn halten konnten.

»Wer war es?« fragte die Frau.

»Ein neuer Gast in diesem Ort. Heut kam er an. Wie ich hörte, lebt er alljährlich hier längere Zeit in einer einsamen Fischerkate. Aber — ist es nicht seltsam, was er sagte?«

»Ja, etwas, was in meiner Seele wunderbar anklingt,« sagte Herta.

»Wie der Ton einer Glocke, den wir noch nie gehört und den wir doch kennen — ist's nicht so?« fragte Torsten, in die Fluten lauschend.

»Sie sprechen aus, was ich erlebe,« sagte Herta, verträumt eine Strähne ihres schwarzen Haares aus der Stirne streichend. Und fuhr mit leise bebender Stimme fort: »Wir kamen und gingen — und kamen wieder —«

Der Mann und das Weib sahen einander in die erstaunten Augen — einen flüchtigen Augenblick lang schien es ihnen, als hätten sie ihre Seelen gesehen, ihre verschwiegenen, jauchzenden, erschreckten Seelen.

Sie gingen weiter. Als sie an den Segelbooten vorbeikamen, fragte der Offizier: »Wollen wir versuchen, das Rätsel des Meeres zu ergründen?«

Er lächelte dabei ein gütiges, männliches Lächeln. Eine Sekunde zögerte Herta — Furcht überkam sie, aber sein Lächeln gab ihr Mut. Wie gerne legte sie ihr Leben in seine Hände!

Die Schiffer warnten — der See sei nicht zu trauen, aber Henrik Torsten zahlte viel. Ein junger, kühner Bootsmann ging auf das Angebot ein. Er kannte den Herrn und hatte schon manche tolle Fahrt mit ihm gemacht. So stachen die drei, lebensfreudig und zwei doch von unerklärlichem Grauen geschüttelt, in See.

Lustig ging zuerst die Fahrt. Die Segel blähten im Winde, als wollten sie Alter und Bedachtsamkeit verspotten, und in Henrik Torsten wogte es wie Glückseligkeit. Es war ihm, als führe er in die Helle, in die Wahrheit — in die Enthüllung hinein.

Und mit ihm das Weib, das er liebte.

Der Wind sprang um ... der Sturm peitschte die Wogen — die Segel rissen — Herta klammerte sich angstvoll an Torstens Arm. Ohne daß ihre Lippen ein Wort der Liebe gesprochen, sagte ihnen die elementare Gewalt der Natur, daß sie einander gehörten.

»Ob wir leben oder sterben — wir sind eins,« sagte ernst und fest der Mann, und das Weib küßte seine Hand — demütig und voll Inbrunst. Es war in ihr eine wilde Lust, ihm zu dienen — sie hätte mögen ihr langes, schwarzes Haar, ihre Hände ihm zu Füßen breiten, und nun sollte der Tod die Möglichkeit dazu vernichten? Sie sah ihn mit süßem, heißem Lächeln an.

Nein, sprach ihr Blick, ob wir gleich stürben — wir leben dennoch — es gibt keine Vernichtung! Und sein Blick antwortete ihr mit jauchzender Zuversicht: Wir leben, ob wir gleich stürben!

Torsten arbeitete mit dem Schiffer zusammen übermenschlich an ihrer Rettung. Aber der Sturm raste und warf ungeheure Wasserberge vor das kleine Schiff. Menschenhände konnten es nicht mehr beherrschen, und es tanzte auf den Wellen ohne Ziel und Kraft. Endlich zerschellte es und warf die drei frohen Schiffer ins Meer. Dem Bootsmann gelang es, sich an einer Planke festzuhalten, und nach Stunden wurde er in halberfrorenem Zustand von Fischern aufgenommen — Torsten und Herta kämpften mit den Fluten, bis das Bewußtsein schwand. Da — in diesen Sekunden, wo sie dem Tode ins Antlitz sahen, wurden sie von dem seelischen Schauen ergriffen. Ihr Leben zog an ihnen vorüber — das gegenwärtige und das, das sie vordem gelebt. In gewaltigen Bildern sahen sie die Vergangenheit bis zu grauer Vorzeit aufleuchten.

Dattelpalmen und Bananenwälder in Ceylon! Auf einer Lichtung steht der Tempel des Buddha — man feiert sein Fest, und eine Flechte seines Haares, die im Heiligtum als Reliquie bewahrt wird, ist heute dem Volke gezeigt worden. Nach der religiösen Feier beginnt das Volksfest. Alles eilt zum Strand, wo heute die Perlenfischerei eröffnet wird. Priester segnen die See und die schlanken, braunen Knaben, die zum Tauchen nach Muscheln verwendet werden, denn nur Knaben haben die Leichtigkeit und Gewandtheit dazu. Auf weißem, reich mit Purpur, Gold und Silber

geschirrtem Elefanten hält die Tochter des Fürsten dieser Insel am Ufer. Ihr werden die größten Perlen als Tribut gebracht. Doch sie scheint nicht zufrieden. Keine Linie in dem schönen, weißen Antlitz regt sich — wie erstarrt schauen die dunklen, mandelförmigen Augen bald in das Volksgewühl, bald in die Flut. Die Perlen, die auf dem schlanken Halse ruhen, verstärken mit ihrem hellgrauen Licht die stumme Ruhe, die die junge Fürstin umgibt. Endlich regt sich ihre Hand. Sie winkt einem ihrer Großen, der auf rotbekleidetem, grauem Elefanten in ihrer Nähe harrt und sich ihr jetzt ehrerbietig naht. Langsam, merkwürdig hart spricht ihr Mund: »Ich hörte, daß dort« — und sie zeigte nach einem Felsen im Meer — »daß dort die reichsten Perlenlager sein sollen. Warum fischt man nicht da?«

»Die Perlenlager werden von einer Unmenge von Haifischen bewacht, Fürstin — kein Knabe wagt sich dorthin.«

»Ich befehle, dort zu fischen,« fällt es streng von den jungen Lippen, und durch die Sprache klingt leise Erregung. Der demantbesetzte Stab zuckt in der Hand der Fürstin. »Ich befehle,« wiederholt sie ruhiger.

Der Große reitet an den Strand zu den Knaben — er verhandelt mit ihnen. Keiner will gehorchen, wie sie sich auch ducken in Angst vor Strafe. Nur einer horcht auf. Er hatte abseits gestanden und war noch nicht getaucht. Sein Auge hatte unverwandt an der Herrin gehangen. Schon mehr ein Jüngling als ein Knabe, fühlte er in seiner Seele eine wilde Begeisterung für die Schönheit der Fürstin aufglimmen. Durch seine feinen, schlanken, in wunderbarem Ebenmaß geformten Glieder rinnt es wie Feuer, und in seine Augen tritt ein fremdes Licht. Jetzt hört er, was der Diener spricht, und er meldet sich — er — er allein will an der gefährlichen Stelle tauchen. Der Priester spricht ein Gebet über ihm und den Fluten — dann fährt ihn ein Schiffer in einem Nachen an jenen Felsen, von dem die wilden Wasservögel kreischend aufflattern. Und über allem die sengende, brennende Glut der südlichen Sonne! Der Jüngling taucht — bange, schreckensvolle Minuten vergehen — dann ein Jubelschrei — er steigt hervor aus den Fluten. Er hält eine Muschel — er fährt zurück und legt seine Beute selbst der Angebeteten zu Füßen. Die Muschel wird geöffnet — eine Perle von einer Größe liegt darinnen, die die am Halse und auf der Stirn der Fürstin weit übertrifft. Dennoch erscheint keine Freude auf dem starren Gesicht. »Ich wünsche noch größere,« sagt der todkalte Mund, »dem Gotte will ich sie darbringen, auf daß er uns segne.«

Ein Etwas sträubt sich in der Seele des Jünglings, der Grausamen zu gehorchen, aber nur wenige Sekunden lang. Sie sieht ihn an, und es muß etwas Süßes, etwas unbeschreiblich Sieghaftes in dem Blick gewesen sein, denn der Jüngling stürzt hinweg zum Strande und fährt von neuem hinaus in die Flut. Er taucht — er kommt empor — er taucht wieder — wieder vergehen bange, schreckensvolle Minuten — dann ein Gurgeln auf der Stelle, wo er niedergetaucht ist, und — keines Menschen Auge hat ihn je wieder gesehen.

Der Schiffer fährt allein zum Strand zurück — Schweigen empfängt ihn — tiefes Schweigen, aus dem jetzt ein wilder, wahnsinniger Schrei gellt — der Mutter war die Mär verkündet worden — der Schrei gehörte ihr.

Durch die Bananen und Dattelpalmen rauscht der Wind — Papageien krächzen auf, und Affen necken sich. Dort reitet die Fürstin Sakuntala schweigsam nach ihrem Palast zurück. Keine Wimper zuckt, keine Linie ihres Antlitzes, das noch mehr zu Stein erstarrt ist, als es vordem war. Aber — in ihre Seele ist ein Grauen gekrochen — ein Grauen vor dem Meer — ein Grauen, das fortan in leisen Mitternächten um ihr Lager zittert und sie nicht ruhen läßt. Und dann hört sie den wahnsinnigen Schrei. —

Ein ander Bild! Lavinia, die junge, schöne Gattin des alten, reichen Quästors Cassius, ruht auf dem purpurnen Lager unter blühenden Magnolien in ihrem Garten am Palatinischen Hügel. Einer ihrer Sklaven, ein junger Grieche mit träumerischen braunen Augen und feinen, schlanken Gliedern, halb Mann, halb Jüngling, naht sich ihr ehrerbietig und reicht ihr das Zitronenwasser, das sie zur Kühlung verlangt hat. Er will sofort wieder gehen, aber sie hält ihn zurück. Schon seit Monden verfolgt ihn ihr Glutauge, aber er weicht ihrem heißen Blicke aus, erwidert nicht den weichen Druck ihrer Hand, wenn er ihr behilflich ist, in die Sänfte zu steigen. Mit gesenkten Augen steht er auch jetzt vor ihr.

Da beginnt Lavinia: »Ich hörte von einer Geschichte des Juden Josef, den eine Frau liebte — kennst du sie?«

»So ist es, Herrin.«

»Er, Josef, liebte sie nicht wieder — warum nicht? War sie nicht schön?«

»Herrin,« sagte der Sklave streng, »sie war das Weib eines andern, und Sünde wäre es gewesen, wenn er ihrem Werben gefolgt wäre.«

»Sünde? Was ist Sünde!« rief die glutäugige Lavinia. »Sünde ist: das Glück nicht zu ergreifen, wenn es sich uns naht — der Tod kommt bald, der alles auslöscht, und nur einmal ist uns das Leben geschenkt.«

»Du irrst, Herrin,« sagte demütig, aber voller Nachdruck der Sklave,« der Tod ist nur die Pforte zu einem andern Leben, und wir ernten in jenem, was wir in diesem gesät haben.«

»Wer lehrte dich so wunderliche Lehre?« fragte erstaunt Lavinia.

»Die Gemeinde, der ich angehöre.«

»So bist du Christ?« fragte Lavinia lauernd.

»Du sagst es, Herrin,« entgegnete der Sklave mit stolzem Bekennermut.

»Und die Christen — glauben sie alle, was du eben sagtest — das von dem Leben nach diesem Tode?«

»Alle, die in die Mysterien eingeweiht werden — sie glauben, nein, sie wissen es.«

»Du bist ein solcher?«

»Du sagst es, Herrin.«

»Und wenn ich dich dem Quästor melde?«

»Tue es, Herrin.«

»Du fürchtest nichts?«

»Nichts, Herrin.«

»Wer machte dich so stark?«

»Dieser hier!« rief fast triumphierend der Sklave und zog aus den Falten seines Gewandes ein kleines Kreuz aus Holz hervor, auf dem die gekreuzigte Gestalt des Heilands zu sehen war.

Lavinia entsetzte sich.

»Laß den Leichnam, Antonius!« rief sie, »nimm das Leben, das sich dir bietet!«, und leiser fügte sie hinzu: »das schöne, glutvolle Leben, Antonius.«

Sie errötete jäh und war über sich selbst erschreckt. Antonius aber verneigte sich tief, küßte den Leichnam auf dem Kreuz und ging von dannen.

Da überkam sie eine tiefe Scham.

Cassius hatte sie von ferne belauscht. Wohl hatte er die Worte, die gewechselt wurden, nicht verstehen können, aber Lavinias Augenspiel und die Gebärden hatte er gesehen. Was hatte sie überhaupt so lange mit einem Sklaven zu verhandeln? Schon seit Wochen hatte er sein junges Weib beargwöhnt — heute wurde ihm sein Verdacht zur Gewißheit. Allerdings, den Sklaven schien keine Schuld zu treffen, dennoch schwur er ihm Vernichtung. Sein Tod würde die schöne Lavinia sicherer treffen als eine Verbannung.

Es war um die Hochsommerzeit. Cassius lebte mit seiner Gemahlin auf Capri, denn Rom war nicht zu ertragen. Heute hatte er seine Freunde zu einer nächtlichen Fahrt auf seine Jacht geladen. Das Schiff erstrahlte in seidenverhangenem, buntem Licht und Blumengewinden. Der feurige Falerner hatte die Stimmung der vornehmen Römer entfacht — sie hatten den Frauen und vor allem der schönen Lavinia gehuldigt, dann sich aber dem Thema zugewendet, das damals in aller Munde war — der Christenfrage. Viele hielten die »Nazarener« für eine religiöse, andre für eine politische Partei, die den Umsturz der herrschenden Regierung wie der ganzen Gesellschaftsordnung anstrebe. Man stritt hin und her, bis endlich Cassius rief: »Mögen sie religiöse oder politische Schwärmer sein — ganz gleich, sie wollen den Umsturz und damit unsre Vernichtung. Deshalb lasset **uns** sie vernichten. Ich meine, es müßte ein Fest für jeden Römer sein, diese Bestien sterben zu sehen.«

»Das ist es,« riefen die von Wein und Furcht erhitzten Römer, Lavinia aber erbleichte. Unter ihrem roten Gewande aus koischer Seide klopfte zum Springen ihr Herz. Antonius hatte sich den ganzen Abend noch nicht gezeigt. Wo blieb er? Als wolle der Gatte ihre stumme Frage beantworten, winkte er, und zwanzig Sklaven traten hinter einem Vorhang hervor. Je zwei trugen einen Pfahl, an dem ein Mensch gebunden war. Zehn Menschen, an zehn Pfähle gefesselt, sollten den Tod in den Fluten finden. Christen waren es — ha, welch ein Fest für die Römer! Mit erschrockenen Augen sah Lavinia die unglücklichen Opfer, die nicht klagten, nein, lächelten. Ein unirdisches Licht brannte in ihren Augen. Der ersten einer war Antonius. Sein Blick traf den ihren. Wie? Was war das? Was leuchtete aus seinem Blick? Mitleid, Liebe? Beides, wollte ihr bedünken, und ein unermeßlicher Jubel durchflutete ihr Herz. Minutenlang hatte tiefe Stille auf dem Deck geherrscht; die überraschten Gäste mußten sich in die Lage finden — die Opfer blieben stumm — Lavinia war zu Stein erstarrt. Ein kurzer Kommandoruf weckt sie. Zehn Pfähle — zehn Menschen werden über Bord geworfen, und auch jetzt schallt noch kein Klagelaut von den Lippen der Christen. Nur die Frau in brennend roter Seide schreit auf — markerschütternd — wild — dann verhüllt eine gütige Ohnmacht ihre Sinne.

Als Lavinia erwacht, ist sie zur Christin geworden — heimlich besucht sie fortan die Gemeinden. Nie mehr befährt sie das Meer — sie hat ein Grauen vor den Fluten — ein Grauen ...

— — — — — — — — — —

Das Meer hat Torsten und Herta verschmäht — die empörten Wogen werfen sie auf die Düne. Als sie erwachen und sich in die Augen sehen, erkennen sie ihre Seelen — sie haben das Schauen gelernt in Not und Tod.

Der Mann erhebt sich und zieht das zitternde Weib zu sich empor. Ihre leichte Kleidung haben die Wogen zerrissen, aber ihm ist ein Fetzen seines Mantels geblieben. In ihn hüllt er die Bebende. Da hebt sie ihre Augen wieder zu ihm auf und flüstert: »Ich will gutmachen — büßen durch ein Leben der Liebe.«

Er preßt sie an sich und küßt ihr Antlitz in heiligster Glut. Dann spricht er tröstend: »Nicht Sühne braucht es. Was du tatest, was andre taten, geschah mir und meinem Werden zum Heile. Des Menschen Wille ist klein — wir aber müssen alle hindurch durch ein gewaltiges Schicksal.«

Und sie schritten hinein in die Helle, in den Morgen ihres Glücks.

Milly Steger: Eleonore Kalkowska

Gartenhaus mit weißen Wänden und rotem Dach
Entwurf: Schnackenberg & Siebold, Hamburg

Gartenhäuser und Lauben

Von Georg Schmitz

Der deutsche Bürger hätte Gartenhaus und Laube wohl eigens für sich erfunden, wären sie nicht so allgemein und fast so alt wie die Freude am Garten selber. Denn es offenbart sich in diesen Bauten, wenn sie sich bescheiden in den Grenzen ihres Wesens halten, so viel echte deutsche Naturseligkeit, so viel inniges Behagen am Leben im Freien, daß man sich einen rechten deutschen Garten eigentlich gar nicht ohne ein trauliches Sommerhäuschen oder eine blattumsponnene Laube vorstellen kann. Vollends heute nicht, da die Sehnsucht nach der Natur und nach dem Mutterschoß der Erde aus dem Garten, der lange Zeit hindurch für allzu viele fast nicht mehr als ein Schauplatz ästhetischer Versuche war, wieder eine Stätte des Herzens gemacht hat. Nicht mehr die Frage, ob die Freiheit des Landschaftsgartens oder die Gebundenheit des Architekturgartens vorzuziehen sei, bewegt heute die Gemüter, sondern die Sorge um den Besitz einer Handvoll Erde, um einen Platz in den Armen der Natur. Es ist so etwas wie »Gartenwut« über den deutschen Menschen gekommen. Damit ist der Garten bei uns wieder das geworden, was er seinem Wesen nach über seine praktische Bedeutung hinaus sein sollte: ein Ort des beschaulichen Miterlebens mit der Natur, ein Bezirk der Sammlung und ein Born erhöhten Lebensgefühls. Nun fließen im Garten von neuem die Quellen echter Schönheit, und wie unsern Großvätern dünkt es uns köstlich, im Garten zu wohnen und durch stetes Miterleben ein jedes Ding in ihm dem Herzen innig zu verbinden.

Mit dieser Beseelung des Gartenlebens, die aus der Not des Krieges und dem Schutt des Zusammenbruchs erwachsen ist, haben auch Gartenhaus und Laube wieder jene tiefere Bedeutung erhalten, deren sie sich bis vor hundert Jahren im deutschen Garten erfreut haben. Unter den mancherlei Stätten, in denen sich das bürgerliche Leben von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis in die Tage des alten Goethe bewegt hat, gibt es kaum etwas Traulicheres, etwas, das stärker vom Schimmer behaglichen Familienlebens und besinnlicher Naturfreude umflossen ist als das Gartenhaus. Es ist wie ein Sinnbild des beseligenden Aufatmens, das den Bürger überkam, als die engen Mauern seiner Stadt sich auftaten und vor den Toren weite Gärten sich zu dehnen begannen. Der Wunsch, in diesen Gärten vor der Stadt, in denen man die Freistunden des Tages verbrachte, einen geschützten Aufenthaltsraum zu besitzen, prägte

Strohbedachtes Gartenhaus
Entwurf: Schnackenberg & Siebold, Hamburg

damals die Form des Gartenhauses, die uns als deutschtümlich erscheint. Noch findet man sie hier und da vor den Toren alter Städte oder in den Weinbergen Mittel- und Süddeutschlands, diese schlichten Häuschen mit den hellen Wänden, den weißen Fensterrahmen, den grünen Läden und den freundlichen Dächern, Häuschen, die nicht mehr scheinen wollen, als ihnen zukommt: ein kleiner Wohnraum im Garten zu sein, eine Stätte der Naturfreude und des behaglichen Genusses der immer neuen Wunder des Gartenlebens. Ganz schlicht und schmucklos ducken sie sich in das Grün des Gartens oder recken sich neugierig über die Mauer empor, und man kann sie nicht anschauen, ohne daß einem das Bild jenes anspruchslosen Geschlechts vor Augen tritt, das uns mit dem Glück seiner Bescheidenheit gerade heute in mehr als einer Hinsicht Vorbild und Muster sein kann

Wie anders stellen sich in demselben Zeitraum die Sommerhäuser in den Gärten der großen Welt dar! Was dort Wahrheit, ist hier Spiel, was dort Natürlichkeit, ist hier höchste Überfeinerung, in das Gewand des Einfachen gekleidet. Man sehnte sich aus den verschnörkelten Kunstformen ins Natürliche hinaus, ohne imstande zu sein, die Natur unbefangen auf sich wirken zu lassen. In diesen von französischen und englischen Vorbildern abhängigen Gärten ist das »Lusthaus« nicht mehr als ein architektonisches Schaustück, ein ständigen Veränderungen unterworfenes Spiegelbild des modischen Zeitstils. Eine von der hemmungslosen Phantasie des Architekten gebildete Dekoration, dazu bestimmt, im Verein mit Bäumen, Sträuchern und Blumen Rahmen und Hintergrund für die Spiele einer müden Gesellschaft abzugeben. Übersättigt vom höfischen Treiben flüchtete man sich in die Schauer efeubewachsener Grotten und in die Einsamkeiten versteckter Waldhäuschen, ohne die Kraft zu besitzen, aus dieser »Weltflucht« mehr als ein unterhaltsames Spiel für die Dauer eines Sommernachmittags zu machen. In ländlichen Hütten aus Stroh oder Baumrinde trieben Damen der Gesellschaft in kurzen

Kleines Sommerhaus in einem Eigenheimgarten
Entwurf: Schnackenberg & Siebold, Hamburg

Weinlaube mit Brunnen
Entwurf: Schnackenberg & Siebold, Hamburg

Röcken Milchwirtschaft, aber diese Röcke waren aus Seide, und seiden das Band, das ihnen vom eitlen Strohhut flatterte. Die Freude an fremdländischer Art und Kunst gesellte zu diesen ländlichen Bauten chinesische Pagoden, arabische Kioske und türkische Moscheen. Und als die Strenge des Klassizismus das Spiel des Rokokos ablöste, bereicherten auch noch griechische Tempel das Bild, Tempel, die man den neuen Göttern der Freundschaft errichtete und in denen man die Bilder geliebter Personen aufstellte. Eine bunte, aber doch seelenlose Welt, aus der man sich gerne in die schlichte Behaglichkeit des bürgerlichen Gartenhäuschens flüchtet. Was uns von diesen Bauten und von den »Biedermeier-Gärten« überhaupt erhalten geblieben ist, zeigt, welche Gefühlswerte ein Garten zu vermitteln und was er unserm Leben zu bedeuten imstande ist. Man bedauert vor diesen poesieumwobenen Resten doppelt, daß mit dem Aufleben der Romantik und der Schwärmerei für das Mittelalter Burgen, Ruinen und gotische Kapellen — »Dome von der Größe eines Schilderhäuschens« nennt Justus Möser diese Art von Gartenhäusern spöttelnd — die schlichten Gartenbauten zu verdrängen begannen, und daß der Naturalismus der achtziger Jahre schließlich den Niedergang des deutschen Bürgergartens besiegelte, indem er Borkenlaube und Knüppelpavillon, für die heute noch mancher Landschaftsgärtner und mancher Gartenfreund eine verstohlene Liebe im Herzen trägt, zu Urbildern deutscher Gartenhäuser prägte.

Es ist kein Zufall, sondern die Ausprägung innerer Gesetzlichkeit und gleicher Lebensstimmung, wenn die Mehrzahl der schönen neuzeitlichen Gartenhäuser in Form und Anlage an jene schlichten, aber stimmungsvollen Bauten der Zeit um 1800 erinnert. Auch sie sind wie jene aus dem Geiste der Sachlichkeit geboren, Zweckbauten, die doch nicht nüchtern wirken, da der Duft der Natur über ihnen liegt.

So mannigfaltig wie die Gärten selbst sind auch die Aufgaben, die das Gartenhaus dem Baukünstler stellt. Wo etwa ein Blick über die Landschaft oder über den See zu beschaulichem Verweilen lockt, da ist schon des Windschutzes wegen ein geschlosse-

Rosenlaube Entwurf: Jakob Ochs, Hamburg

Offene Laube in einem Hamburger Hausgarten Entwurf: Jakob Ochs, Hamburg

ner Bau am Platze. Er empfiehlt sich auch da, wo der Wunsch besteht, die kühlen Nebel- oder Regentage des Frühlings und Spätherbstes im Garten zu verleben. Wo man der Natur und ihrem Weben und Werden möglichst nahe sein möchte, können die Wände ganz oder zum Teil fehlen; einfache Pfeiler und Ständer geben dann dem Dache Stütze und Halt. Reizvolle Lösungen ergeben sich auch, wenn vor dem Gartenhause ein Rasenteppich sich breitet oder wenn Stützmauern und Treppen es über die Umgebung emporheben. Auch die Verbindung mit der Gartenmauer hat ihre von vielen Architekten geschätzten Vorzüge, sei es, daß die Mauer einen Teil des nach dem Garten zu offenen Häuschens bildet, sei es, daß sie nur den Unterbau für einen Luginsland hergibt, an dessen Anblick auch der Fremde seine Freude hat. Und welch gewaltige Fülle von Ausdrucksmöglichkeiten bietet der Baustoff! Holz, Backstein, Werkstein, Kunststein und Beton — ein jeder hat für sich allein oder mit andern verbunden für das Gartenhaus seine

Rundes Sommerhaus in einem Hamburger Garten
Entwurf: Schnackenberg & Siebold, Hamburg

Berechtigung, und Sache des erfahrenen Baukünstlers muß es sein, jeweils nach den Bedingungen der Umgebung den richtigen zu wählen. In der Gegenwart drängt die wirtschaftliche Not mehr denn je zu den einfachsten Baustoffen. Wo es mit den Mitteln hauszuhalten gilt, da mag Stroh oder Schilf den Dachstein ersetzen, und wo Ziegel zu kostspielig sind, mögen Lehmpatzen das Fachwerk füllen. Unsre Zeit gewinnt ja langsam wieder den Sinn für die Schönheit des Einfachen und Natürlichen, der vor hundert Jahren noch Gemeingut des ganzen Volkes war.

Nicht weniger mannigfaltig als die Möglichkeiten der Lage und des Baustoffes sind die der Farbe. Zum Weiß der Wände gesellt sich in Eintracht das Rot des Ziegeldaches; schön klingt das Grün der Fensterläden mit den roten, vom Weiß der Fugen gemusterten Mauern eines Backsteinhäuschens zusammen.

Auch im äußeren Umriß ist Schlichtheit das natürlichste Gebot. Es ist etwas Fremdes, das mit dem Bau in die Natur gestellt wird. Ein Gegensatz zu den Formen von Baum und Strauch wird damit geschaffen, der sich nur überbrücken läßt, wenn dem krausen Linienspiel des Gewachsenen die einfache gerade oder sanft geschwungene Linie gegenübergestellt wird.

Das Gartenhaus unter der Eiche
Entwurf: Schnackenberg & Siebold, Hamburg

Gartenhaus mit Blick auf einen Rasenplatz
Entwurf: Schnackenberg & Siebold, Hamburg

Aus ganz andern Gesetzen erwächst die Form der Laube. Hier wird ein Stück der Natur selbst den besonderen Zwecken des Menschen dienstbar gemacht, und Aufgabe der formenden Hand ist es, bescheiden im Hintergrunde zu wirken und das Amt des Baukünstlers im wesentlichen der Meisterin Natur zu überlassen. Unsre nach Sonne und Luft dürstende Zeit liebt nicht mehr die dämmerigen Grünbauten, in denen sich einem das Gefühl der Beengtheit und Dumpfheit auf die Sinne legte. Sie zieht die leichten Lauben aus Spalierwerk vor, lose berankt, so daß der Brand der Sonnenstrahlen abgehalten wird und das Auge doch durch das Gitterwerk frei über Rasenflächen und Blumenbeete schweifen kann.

Sommerlaube in einem Bremer Hausgarten
Entwurf: Fr. Gildemeister, Bremen

Der äußere Reiz der Laube liegt weniger in Form und Umriß als in der Art der Berankung. Wir brauchen nur an das satte Grün des wilden Weins oder an das grünliche Gelb des Geißblatts zu denken, an die zartlila Blüten der Glyzinen, an die tiefblauen Sterne der Klematis oder an das leuchtende Rot der Kletterrosen, um uns ein Bild von der Fülle der Möglichkeiten zu machen, die sich da bieten. Ein Stück Natur, das alle Zauber der Poesie umschweben. Was Wunder, wenn die Laube in der deutschen Lyrik eine so hervorragende Rolle spielt und wenn auch die bildende Kunst sich schon früh dieses Motivs bemächtigt hat. Nie wohl ist die Poesie der Laube inniger und deutscher besungen worden als auf jenen altdeutschen Bildern, die die Gottesmutter mit dem Kinde vor einer Rosenlaube darstellen.

Wer den Sitz- und Ruheplatz möglichst innig mit dem Garten verbinden möchte, der wird auf eine geschlossene Laube verzichten und Lattenwerk und Kletterpflanze oder auch die dichte Wand einer Hecke nur dazu benutzen, den Gartenmöbeln Hintergrund und Rahmen zu sein. Oder er wird den Sitzplatz unter das schützende Blätterdach eines großen Baumes verlegen, und Gottes Schöpfung wird ihm eine schönere Laube dünken als jeder Bau aus Menschenhand.

Wo die Laube zum Laubengang oder zur Pergola sich erweitert, da wird Raum für die Aufstellung figürlichen Schmucks gewonnen. Es gibt ja heute wieder gute Gartenplastiken in Stein, Majolika und Terrakotta, Figuren, Vasen, Schalen und Brunnen, die für jeden Garten eine Bereicherung darstellen und die Freude an figürlichem Schmuck neu zu beleben vermögen. Diese geschmackvollen Schöpfungen werden hoffentlich auch die tönernen Greuel der buntfarbigen Rehe, Hasen, Gnomen und Pilze endgültig aus dem deutschen Bürgergarten vertreiben, die in ihm immer noch allzu zahlreich ihr sinnloses Spiel treiben. Daß dem Häßlichen stets das längste Leben beschieden ist! So ist es auch den schönen und zugleich praktischen Gartenmöbeln, die

Laube unter schattigen Bäumen Entwurf: Jakob Ochs, Hamburg

Laube aus weißlackiertem Holz — Entwurf: Jakob Ochs, Hamburg

das neuzeitliche Kunstgewerbe geschaffen hat, noch immer nicht gelungen, aus den Gärten die Naturholzbänke und Eisenmöbel ganz verschwinden zu machen, die selten oder nie benutzt werden, weil das Sitzen auf ihnen eine Qual ist und deren vielgerühmte Wetterbeständigkeit auch noch recht fraglich ist. Das geschlossene Gartenhaus ist der gegebene Platz für die bequemen, der Linie der Körperformen meisterhaft angepaßten Korbmöbel, die zugleich noch den Vorteil der Handlichkeit für sich haben. Gut fügen sich zu ihnen bunte, lose Kissen, und geflochtene Matten aus Binsen, Stroh oder Raffia geben einen dazu passenden Bodenbelag. In die Laube und ins Freie gehören hölzerne Möbel, weiß lackiert oder in zarten Farbentönen gestrichen. Diese neuzeitlichen hölzernen Gartenmöbel verbinden Kraft und Anmut mit konstruktiver Klarheit und gesellen zu der im Garten unerläßlichen Dauerhaftigkeit die Schönheit der Form und die Annehmlichkeit des praktischen Gebrauchs.

Treppenanlage mit Sitzplatz
Entwurf: Fr. Gildemeister, Bremen

Hans Bremer: Die blaue Uhr

Von Kunst und Künstlern

Hans Bremer: Stilleben mit Rosenstrauß; Sonnenflecke; Bauerndiele; Die blaue Uhr — Kurt Haase-Jastrow: Stilleben mit Äpfeln — Ernst Kreidolf: Gänseblümchentee — Hermann Widmer: Fräulein Vicky Werckmeister — Fritz Rhein: Max von Schillings; Dame mit Schleier — Milly Steger: Eleonore Kalkowska; Auferstehender Jüngling

Die Kunst Hans Bremers, eines Kallmorgen-Schülers, der aber längst zu eigner Meisterschaft gediehen ist, zeigen wir diesmal in vier Bildern von den verschiedensten Seiten. Als Stillebenmaler begegnet er uns zunächst in dem Rosenstrauß. Der ist mit dem Dunkelrot, Weißgelb und Grün der Blumen und Blätter, dem gedämpften, spiegelnden Weiß der Vase, dem Grün, Blau und Silbergrau der Geräte, dem Mahagonibraun und Goldgelb der Rahmen und dem neutralen Grau der Wand ein so delikater Farbenzusammenklang, daß wir diesem Bilde nur mit einer farbigen Wiedergabe einigermaßen gerecht zu werden hoffen durften. Möge sie dem Betrachter wenigstens einen Abglanz von der vornehmen, wahrhaft wohltuenden Schönheit des Originals vermitteln! Und möge er dann den Schmelz der Farben in Gedanken übertragen auf das hier im Text wiedergegebene zweite Stilleben »Die blaue Uhr«. Das ist eine gute Übung für die koloristische Phantasie: die Unterschrift gibt den Grundklang an — nun mag das Auge sich ausmalen, welche Farben sonst noch auf dem Bilde vertreten sind und wie sie miteinander zusammenklingen. Das Innenbild »Bauerndiele« knüpft eng an das an, was wir früher von Bremer wiedergegeben haben: Genrebilder in einem Kirchenraum oder in einer Armenleutestube. Hier tritt nun das Genrehafte und Figürliche schon zurück, um den Raum selbst mit seiner schönen Gliederung, mit seiner feinen Verteilung von Licht und Schatten, Hell und Dunkel zum Beherrscher des Bildes zu machen. Wie das Licht einfällt, wie es sich um das Fenster, an der Rückwand und an den Balken der Decke sammelt, wie nach vorne zu das Dunkle sich zitternd verbreitet und sich an der Tür zu schwerem Akzent ballt — das ist ein Genuß für das nachempfindende Auge. Mit der naturfrohen Lebendigkeit der »Sonnenflecke« kann das alles freilich nicht in Wettbewerb treten. Denn da greifen wir förmlich das Spiel des Lichtes und der Schatten, so unmittelbar und überzeugend ist hier der sonnenheiße Sommertag gemalt.

Daneben nun Kurt Haase-Jastrows »Stilleben mit Äpfeln«, dem ein Zufall außerdem die Nachbarschaft mit Gerhardingers ähnlichem Motiv (Ein Satz Teller) beschert hat. Hier ist nichts mehr von den überkommenen klassischen Tönen der Schuch-Schule, wie bei dem Münchner, hier ist frische, kecke Eigentümlichkeit, vielleicht sogar eine gewisse absichtliche Verachtung

altmeisterlicher Übung in dem gewagten Grün der Schale, dem spiegelnden Holz des Tisches, den vielfach gebrochenen Farbtönen des ein wenig unruhigen Hintergrundes.

Ernst Kreidolf begnügt sich nicht mit koloristischen Reizen. In jedes seiner Bilder malt er auch etwas von seinem Humor und dem sprudelnden Reichtum seiner schöpferischen Einfälle hinein. Es ist seelische Kunst, die uns hier begegnet. Mit den »Blumenmärchen« hat sich der aus eigner Kraft mühsam emporgekommene Schweizer zuerst an die Öffentlichkeit durchgerungen, wie uns Leopold Weber in der Einleitung zu der Kreidolf-Mappe des »Kunstwarts« erzählt (München, Georg D. W. Callwey). Seine Bilderbücher haben dann weitere Kreise für ihn gewonnen. Damit war er im Bewußtsein der Gegenwart zum »Bilderbuchkünstler für Kinder« geworden. Und das ist er der großen Menge bisher geblieben: sein Schaffen auf andern Gebieten beachtet sie noch immer viel zu wenig. »Freilich,« fährt Weber fort, »an sich brauchte eine solche beschränkte Kenntnis seiner Werke noch keine eigentliche Verkennung in sich zu schließen. Denn wenn Kreidolf sich an das Kind wendet, so ist es nicht die Spielpuppe, zu der die Erwachsenen in seelenloser und blinder Überheblichkeit es gemeinhin erniedrigen. Die Welt, die Kreidolf ihm zeigt, ist nicht von den Wänden der Kinderstube begrenzt, und der Geist, aus dem diese Welt hervorgeht, ist durchaus nicht auf das Idyll allein gestimmt, wie etwa der friedvoll-bürgerliche Geist Ludwig Richters.« Gewiß hat Kreidolf auch solche reine Kinderbilder gemalt, wie etwa den »Bruder Melcher«, der ein Reiter werden will und nun, von seiner Mutter ausgerüstet, mit dem Kessel als Helm, dem Ziegelstein als Sattel, den Ofenröhren als Stiefeln auf dem Ziegenbock in die weite Welt hinaussprengt. Aber schon in dem »Gänseblümchentee«, dem farbigen Blatt, das wir als Probe aus der Kreidolf-Mappe bringen, ist mehr als bloßer Kinderspaß. Denn da vermenschlicht der Künstler auf sonnigem Hügelgelände unter dem Blätterdach des Wegerichs mit solcher Überzeugungskraft das liebenswürdige Wesen der Frühlingsgeschöpfe, daß auch der Erwachsene, ja er erst recht, den Witz, den Humor, die versöhnliche Satire der Darstellung voller Behagen genießt. Hier schon entdecken wir etwas von der inneren Freundschaft, die Kreidolf mit einem andern tiefsinnigen Schweizer, mit Albert Welti, verband, und zugleich sehen wir die Fäden, die von ihm zu unserm lieben Meister Thoma herüberführen.

Von den Bildnissen dieses Heftes ist das von Hermann Widmer stark auf die Farbe gestellt. Aber es sprudelt Jugend, Frische und Fröhlichkeit darin, und fast glaubt man die lustigen Gitarrenklänge zu hören und das Lied, das der übermütig geschürzte Mädchenmund dazu singt. Denn es ist eine junge Schauspielerin, die der Maler da festgehalten hat: Vicky Werckmeister vom Berliner Staatstheater, die erst vor kurzem altererbtes Künstlerblut auf die Bühne gerufen hat.

Ernster, gereifter und innerlicher gibt sich die Bildniskunst, die Fritz Rhein pflegt. Sein Bildnis des neuen Direktors des Berliner Opernhauses Max von Schillings offenbart sich schon in der Charakteristik der Hände als ein Meisterstück. Wie ausdrucksvoll ist aber gar die Haltung, die hohe, freie Stirn, das sinnende, nach innen gekehrte und doch zielbewußte Auge, der feingeschnittene Mund! Die »Dame mit Schleier«, die wir gleichfalls in Mattondruck bringen, stellt die Frau des Künstlers dar. Sie ist schon öfters von ihm gemalt worden, noch nie aber so edel stilisiert, noch nie so aus dem Individuellen ins Typische eines herben und stolzen, gegen die Außenwelt verschlossenen Frauentums emporgehoben.

Die beiden Plastiken des Heftes zeigen Werke der Bildhauerin Milly Steger, die mit allem, was sie schafft, in knappster Form zu stärkstem Ausdruck strebt. Diese Vereinfachung wird schon deutlich bei dem aus dem Marmor herausgearbeiteten Frauenkopf der Eleonore Kalkowska erkennbar, noch mehr aber bei dem zum Expressionismus hinüberneigenden »Auferstehenden Jüngling«, den die Künstlerin nachträglich in Holz für das Staedelsche Museum in Frankfurt a. M. ausgeführt hat. Milly Steger war seit 1908 fast ein Jahrzehnt lang in Hagen tätig, wo ihr das Hochbauamt den plastischen Schmuck an öffentlichen Gebäuden übertragen hatte. So entstanden dort zunächst vier Monumentalfiguren an der Fassade des von Professor Vetterlin aus Darmstadt erbauten Stadttheaters, ferner größere Gruppen und Reliefs an der neuen Stadthalle, der städtischen Sparkasse sowie an verschiedenen Schulen und in öffentlichen Anlagen, daneben aber auch freie Werke: zwei große Figuren für das Portal des Folkwangmuseums, mehrere Reliefs für das Van-de-Velde-Theater auf der Werkbundausstellung und das von Peter Behrens erbaute Verwaltungsgebäude der Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft in Hennigsdorf. Im Jahre 1917 mußte die Bautätigkeit in Hagen leider eingestellt werden, und die Künstlerin kehrte nach Berlin zurück, wo ihrer nun neue monumentale Aufgaben warten.

F. D.

Literarische Rundschau

Clara Viebig: »Das rote Meer« — Heinrich von Treitschke: Briefe 1866—1896 — Richard Voß: »Aus einem phantastischen Leben« — Werner Jansen: Unheilige Weltbibel

Wer die »Töchter der Hekuba« gelesen hat, wußte, daß Clara Viebig diesem Roman einen zweiten folgen lassen werde, der die Kriegsschicksale der dort auftretenden Personen weiter verfolgen und das Mosaikgemälde der Zeit, wie es sich aus jenen einzelnen Steinen und Steinchen zusammensetzt, zu Ende führen werde. Unmöglich konnte sich ihre zum Typischen und Monumentalen strebende Kunst mit den Bruchstücken begnügen, die sich damals, zu Beginn des Jahres 1917, auch dem zeit- und menschenkundigsten Beobachter nur darboten. So ist denn jetzt, anderthalb Jahre nach Beendigung des Krieges, der Roman »Das rote Meer« erschienen (Berlin, Fleischel & Ko.; Preis 10 M), der den Zeitereignissen bis zum Ausbruch der Novemberrevolution von 1918 folgt, sie aber nicht etwa chronikartig ihrer selbst willen darstellt, sondern sie wiederum nur in ihren seelischen Auswirkungen zurückspiegelt aus den Erlebnissen der Einzelnen.

Es sind fast genau dieselben Personen wie in den »Töchtern der Hekuba«, die uns hier begegnen: da es sich um einen Heimatroman handelt, vornehmlich Mütter, Frauen und Mädchen, die den Gegenstand ihrer Liebe und Sorge draußen an der Front haben, nur um wenige neue Erscheinungen vermehrt, wie den heimgekehrten Landsturmmann, der sich in tapferem Freimut der Braut eines Gefallenen und ihres vaterlosen Kindes annimmt, aber auch um den daheimgebliebenen Heereslieferanten, der mit einem blanken Auto und straffem Geldbeutel bei der leichtlebigen Annemarie Bertholdi, geb. v. Loßberg, den armen Offizier aussticht, dem sich das liebebedürftige Herz der jungen Kriegswitwe schon zugeneigt hatte.

Diese Gegenüberstellung ist bezeichnend für Clara Viebigs Art. Auch hier noch, da sich doch alles zur Katastrophe zuspitzt, bleibt sie die kühle Beobachterin und Darstellerin, die unbestochenen Auges das Lichte und Trübe, das Erhabene und Niedere, das Großsinnige und Kleinselige auffängt und aus diesen groben und zarten, hellen und dunklen Fäden das Gewebe der Gegenwart nachzubilden sucht, wie die Kriegsjahre es wirkten. Ob ihr das erschöpfend gelungen ist, mag bestritten werden. Noch sind wir nicht weit genug von diesen brennenden Erlebnissen entfernt, um sie ohne leidenschaftliches Für und Wider zu betrachten; noch will die menschliche Schuldfrage nicht verstummen vor dem unentrinnbaren Spruch eherner Notwendigkeit. Auch wird mancher hier das Heldenhafte in den Erscheinungen des Krieges nicht genügend gewürdigt finden, so viele aufrechte Dulder und Dulderinnen, schmerz- und leidgebeugte Väter und Mütter, Frauen, Bräute und Kinder auch an uns vorüberschreiten. Ein ganz und gar in der Heimat spielender Roman ist nun mal dem wilden Kriegsgeschehen gegenüber zeitweilig notgedrungen zur Froschperspektive verurteilt. Ja, auch die geistigen Strömungen mag man im »Roten Meer« vermissen. Es schwimmt zuviel darin von den kleinen Sorgen, Nöten und Kümmernissen des Alltags; nur hier und da wirft einmal einer der großen Gedanken, die den Kriegsjahren doch gewiß nicht fehlten, von ferne seinen Widerschein auf die Flut.

Je ferner das Buch aber den Ideen rückt, desto näher darf es sich der Natur fühlen. Das Wort, dessen tröstenden und belebenden Sinn Frau Hedwig Bertholdi in ihrem Mutterschmerz erfährt: »Nie kann ein Mensch ganz untergehen in Kummer und Verzagtheit, der die Hand der Natur ergreift«, es erfüllt sich auch an diesem Roman. Nichts Menschliches ist ihm fremd, nichts Natürliches ihm zu gering, auch das, was scheinbar nur zur stumpfen Notdurft des Daseins gehört, wird hier durch seine naturhafte Notwendigkeit und unverschleierte Ehrlichkeit geadelt. Und wie viel davon, was wir früher kaum kannten, brachte uns der Krieg, wie eng mit ihm und seiner Erinnerung wird es für alle Zeiten verknüpft bleiben: die Bezugsscheinwirtschaft, das »Anstehen«, die Lebensmittel- und Verkehrsnöte, die Presselügen, der Etappenklatsch, die Verschiebung der Klassenunterschiede, die Gesundheitsschäden und noch hunderterlei andres, was nun hier, sicher beobachtet und getreulich festgehalten, der Nachwelt überliefert ist. Vieles davon begegnete uns schon in den »Töchtern der Hekuba«, wenn auch dort noch mit Geduld und Hoffnung ertragen, ja zuweilen sogar von Humor und Übermut vergoldet. Im »Roten Meer« aber verfärbt es sich zur Bosheit und vergällt sich zur Bitternis. Es kommt die Zeit des Schleichhandels und des Schiebertums, der gewinnsüchtigen Lebensmittelverfälschung und der zügellosen Vergnügungs- und Verschwendungssucht. Unterirdisch fängt es an zu gären, überall häuft sich Explosionsstoff auf — nur ein Funke, und die Flammen schlagen nach allen Seiten. Aber auch an den feineren und verschwiegeneren Nöten der Daheimgebliebenen fehlt es nicht. Clara Viebig weiß um die zärtlich schmeichelnden und listig schleichenden Gefahren, die zwischen Treue

und Untreue auf die darbenden Sinne der einsamen Frau lauern; ja, sie läßt sich durch die Jugenderinnerung an eins ihrer stärksten Werke, das »Weiberdorf«, verführen, zolaistische Natur- und Elementarstimmungen heraufzubeschwören, die sich der Hand einer Sechzigjährigen nicht mehr recht fügen wollen. Aber mitten aus dem wilden Meere des Krieges hebt sich auch, wenigstens einmal, das selige Eiland eines werdenden und trotz Unglück und Enttäuschung tapfer behaupteten Glückes. Das ist die zweite Liebe, die Lili von Voigt, verwitwete Rossi, zu Heinz Bertholdi, dem Flieger, zieht, die bei einer Begegnung der beiden an der schönen Mosel, Clara Viebigs geliebter Heimatlandschaft, ihre selige und doch keusche Frühlingsfeier hält und das Herz der Frau nur noch fester und hingebungsvoller an das des Mannes kettet, als dieser mit blinden Augen, ein hilfloser Krüppel, nach Hause kommt. Dieser Blindgeschossene ist es, der mit desto schärferem innerem Gesicht in prophetischer Ahnung zuerst das uferlose Meer des Blutes und der Empörung sieht, in dem Deutschlands Ruhm, Glanz und Stolz untergehen sollten, in das es hinabgestürzt wurde von den tausendmal mehr Verblendeten, die sich einbildeten, Ergebung brächte einen milden und gnädigen Frieden.

Ja, dies Buch ist trotz seiner Selbstbeschränkung auf das Nahe, Natürliche und Alltägliche reich an unterschiedlichen Gestalten und Persönlichkeiten, an äußeren Erlebnissen und inneren Schicksalen, und die Quellen des Gefühls sind wohl noch in keinem Werke der Viebig so voll und warm geflossen wie hier. Ich erinnere mich nicht, daß sie das Verhältnis zwischen Mutter und Sohn inniger und rührender dargestellt hätte als im Hause der Bertholdi; mir ist in all ihren Büchern kein Beispiel reifer und geläuterter Frauenliebe gegenwärtig, das sich mit der bräutlich-mütterlichen Liebe Lilis zu ihrem Heinz vergleichen ließe. Die Dichterin nimmt keine Partei, treibt keine Tendenz, sie sucht ihre künstlerische Überlegenheit auch beim Hereinbrechen der Revolution noch zu bewahren. Aber sie wehrt doch auch nicht der Scham, die ihr in Herz und Antlitz steigt, da sie sagen muß, wie und wann das deutsche Volk sich vermaß, die Frucht der Freiheit vom Baume zu pflücken, und sie hütet sich wohl, das Glück der Zukunft anders zu sehen als in einem stillen und friedlichen Häuschen, dem Hafen des Heims, der Insel der Liebe zwischen Mann und Weib, fern dem roten Meer von Blut und Aufruhr.

Wir dürfen von einem Buche, das im dritten Kriegsjahre einsetzt und mit den wüsten Novembertagen von 1918 schließt, keinen Trost für unsre Herzen, keinen Aufschwung für unsre Seele erwarten. Wollen wir das — und wann wäre die Sehnsucht danach heißer gewesen als jetzt —, so müssen wir uns aus der undeutschen Gegenwart in die deutsche Vergangenheit flüchten, in jene Jahrzehnte, da unter Irrungen und Wirrungen, unter Schmerzen und Enttäuschungen, aber auch unter unverzagtem Hoffen und zäher Arbeit das deutsche Kaiserreich sich vorbereitete. Keiner, der uns an festerer Hand in jene aufblühenden Zeiten geleitete als Heinrich von Treitschke in seinen Briefen.

Die ersten beiden Bände konnten noch vor dem Kriege erscheinen, das dritte Buch, in zwei Bände geteilt, sollte im Herbst 1914 folgen, eben als der Weltbrand ausbrach. Da blieb die Arbeit einstweilen liegen, wohl in der Meinung, daß nach Beendigung des Kampfes diese Zeugnisse eines sich im Dienste des Vaterlandes und seiner Einheit verzehrenden Lebens doppelt wertvoll sein würden. Der Krieg dauerte über alles Erwarten lange und nahm ein über alles Fürchten schreckliches Ende. Werden dadurch die zwei Bände des dritten Buches (herausgegeben von Max Cornicelius; Leipzig, S. Hirzel; geh. je 12 *M*), die Treitschkes Briefe vom Sommer 1866 bis zu seinem Lebensende enthalten, in ihrem geschichtlichen und vaterländischen Wert irgendwie herabgesetzt? Mitnichten! Gleichviel wie der Krieg ausgegangen ist, von allen, die einst neben den großen Männern der Tat in Wort und Schrift geholfen haben, das Deutsche Reich zu schaffen, hat kein andrer vom ersten Tage des Krieges an fort und fort so mit uns gekämpft wie Heinrich von Treitschke. Von den Feinden in ebenso kenntnislosen wie niedrigen Angriffen als einer der geistigen Urheber des Weltkrieges verleumdet, blieb er uns in der Kraft und reinen Größe seiner vaterländischen Gesinnung auch in den schwersten Stunden des Riesenkampfes ein stärkendes und erhebendes Vorbild. Und weiter! Können wir ohne Schaden und Verlust auf einen Bundesgenossen für die im Dunkel liegende Zukunft verzichten, der so hochgestimmt wie er den Begriff der Freiheit — »das Höchste, worüber ein Mann reden kann« — erfaßt und gedeutet hat? Was Treitschke, schon in jungen Jahren (1861), über die »Freiheit des Menschen im freien Staat« ausgeführt hat, behält unter jeder Verfassungsform seine vorbildliche Geltung. Nicht um den Streit zwischen Republik und Monarchie handelt es sich für ihn bei dem Kampf um die Freiheit, sondern der »sittlichste« Staat schlechthin ist ihm der, »welcher die Kräfte der Bürger zu den meisten gemeinnützigen Werken vereinigt und dennoch einen jeden, unberührt vom Zwange des Staates und der öffentlichen Meinung, aufrichtig und selbständig seiner persönlichen Ausbildung nachgehen läßt«.

Aus Werner Jansens »Unheiliger Weltbibel«

Aber nicht bloß aus der Gesamtkenntnis des Treitschkischen Schaffens gewinnt man die Überzeugung eines unveralteten Wertes seiner Persönlichkeit und Lehre, auch aus den Briefen selbst wächst sie dem Leser mehr und mehr entgegen. Zunächst denkt man wohl: lauter für immer gestörte Keime; dann aber wird man bald inne, daß die Lebenskraft, die sich hier so unmittelbar und persönlich, so rückhaltlos und temperamentvoll ausspricht, nicht verloren sein kann, daß sie in unserm Staatsleben irgendwie und -wo wieder zum Vorschein kommen muß. Alles drängt bei Treitschke auf diese Zentralsonne seines Denkens und Handelns hin. Man ist erstaunt, wie wenig Verbindung dieser Schriftsteller, dem wir doch ein paar tiefbringende unvergänglich schöne Dichtercharakteristiken (Kleist, Hebbel, Otto Ludwig u. a.) verdanken und der ein starkes Bedürfnis nach geistiger Geselligkeit hatte, selbst in Kiel, im »Lande der Normalmenschen«, des »Holstendünkels« und des »Holstenselbstlobs«, mit zeitgenössischen Dichtern unterhält. Klaus Groth wird nur einmal flüchtig erwähnt, Storm tritt gar nicht in seinen Gesichtskreis, allein mit dem Halbdichter Gustav Freytag verknüpfen ihn von Leipzig her Freundschaftsbande. Für Partikularismus, selbst wenn er sich in das Gewand der Heimatkunst hüllt, hat sein zum Ganzen strebendes, gegen jede Art von Kleinstaaterei ergrimmtes Herz nichts übrig. Wie gegen Schleswig-Holstein, das »Wespennest lächerlicher persönlicher Zänkereien«, so verschließt er sich auch gegen seine engere Heimat, die »Sumpfluft« des albertinischen Sachsens, bis zum Widerwillen und Haß. Aber auch sein persönliches Glück und Wohlbehagen muß sich dieser großen sittlichen Idee seines Lebens unterordnen. Es ist manchmal geradezu erschütternd, wie wenig er, der zuvor »nie gehabt, was man Glück nennt«, sich auch als Bräutigam und junger Ehemann davon gönnt, wenn vaterländische Aufgaben rufen. Noch in den achtziger Jahren nannte er die Vaterlandsliebe seine »heilige Leidenschaft«, das einzige, was ihm das Leben schön und reich erscheinen lasse. Auch das größte Ich dünkt ihm doch immer winzig neben dem Vaterlande. Dabei war sein von einem heißen Blute genährter Unabhängigkeitssinn so stark, daß er schon als Student das Zusammenleben mit einem Freunde nicht ertragen konnte und oft zweifelte, ob er dazu geschaffen sei, sich für sein Leben an ein Weib zu binden. Wie er nur dichten konnte, wenn ein übermächtiger Drang ihn trieb, so konnte er auch nur Geschichte schreiben, wenn eine Idee, ein nationalpolitisches Ziel ihm voranleuchtete. Er war kein Büchermensch, er hatte immer vom Leben zu lernen gewußt und in jede seiner Schriften ein Stück seines Herzens niedergelegt. Darüber aber vergaß er nie, daß die Politik »die Wissenschaft des Erreichbaren ist«, und einen »reineren« Politiker als ihn hat Deutschland schwerlich unter seinen Söhnen gehabt. Früh tauchte der Lieblingsplan in ihm auf, ein Werk über Politik zu schreiben, wozu im Grunde alle seine Arbeiten nur Vorstudien waren, das uns dann aber doch erst aus seinem Nachlaß beschert worden ist;

lange bedauerte er, daß ihm das Schicksal (seine wachsende Schwerhörigkeit) die Laufbahn des Staatsmannes verschloß.

Dieser allgegenwärtige staatspolitische Sinn ist es, der Treitschkes Briefe noch heute so zeitgerecht nud zeitbedeutsam macht. Es wäre ein leichtes, aus ihnen eine Rute zu binden, mit der unsre Gegenwart bis aufs Blut gezüchtigt werden könnte; aber nicht nur der Stab Wehe, auch die Stütze des Trostes, der Zuversicht, der Erhebung und Aufrichtung läßt sich aus ihnen schnitzen. Wie viel Prophetisches findet sich da über das Verhältnis von Nord und Süd, wie viel ins Schwarze Treffendes über das »unselige« Österreich, über das »kranke, wahnsinnige« Frankreich, wie viel, was uns hätte heilsam sein können, wie viel Klärendes und Reinigendes über Volk und Pöbel, Maulheldentum und echte Deutschgesinnung! Und in welch klarem, festem, klassischem Deutsch ist das alles vorgetragen, monumental und doch natürlich, weniger geschrieben als gesprochen — doppelt bewundernswert bei Treitschkes Taubheit und bezeichnend für das innere Gehör, das ihm eigen war.

Einen mehrmals in starker Betonung wiederkehrenden Ausspruch sollten wir uns heute tief ins Gedächtnis prägen: Es liegt in jedem halbwegs tüchtigen Volke, führt Treitschke 1866 aus, eine ganz unberechenbare Lebenskraft; dieselben Menschen, die bei Jena zuschanden wurden, siegten bei Leipzig und Belle-Alliance, und die kleinen Leute von heute schlugen den dreißigtägigen Krieg ... Ja, auch von Treitschke gilt das, was er einmal an Freytag schreibt: »Sie haben immer verstanden, ihren Lesern eine erhöhte Lust am Leben zu geben.«

So scheiden wir von den beiden Bänden mit keinem andern Gefühl als dem, das der Briefschreiber selbst hatte, als er sich nach kleinseliger Quellenarbeit wieder der Sphäre eines Großen zuwenden durfte: »Es ist ein tiefes Bedürfnis der Seele, mit wirklich großen, eigentümlichen Köpfen zu verkehren.«

So rege zeitweilig der Briefwechsel zwischen uns war, gegenübergesessen von Angesicht zu Angesicht habe ich dem Verfasser der »Alexandra«, des »Dahiel« und der »Zwei Menschen« nur ein einziges Mal. Das war eines Winternachmittags 1912 oder 1913, bald nach Erscheinen der »Zwei Menschen«, die seinen schon ein wenig in Asche gesunkenen Ruhm neu aufschürten, in einer bescheidenen und doch vornehmen Pension des Berliner Westens, die es ihm und seiner Frau erlaubte, sich für ein paar Wochen oder Monate mitten im Lärm der Großstadt, von eigner Dienerschaft umgeben, ganz wie daheim zu fühlen und die Honneurs zu machen, als residiere er auf seinem »Bergfrieden« in Berchtesgaden oder gar als »Sor Riccardo« noch auf der Villa Falconieri bei Frascati. Daß ich's gestehe: die Unterhaltung verlief sehr kühl. Was Richard Voß — denn von ihm spreche ich — damals an neuen Romanen plante, trug zu deutlich den Stempel einer erhitzten und überspannten Phantasie an der Stirn und spielte mit Aktualitäten der europäischen Hofgeschichte, an denen sich auch ein Vorsichtigerer hätte die Finger verbrennen müssen. Es ist mir eigen ergangen mit diesem Schriftsteller. In meiner Primaner- und Studentenzeit hatte ich für ihn geschwärmt; kein neuer oder alter Richard Voß am Münchner Hof- und Nationaltheater, wo er damals unter Perfall in großer Gunst stand, den ich versäumt hätte, und von seinen Romanen vollends konnte ich nicht genug verschlingen. Dann wurde ich bald kühler, und schließlich erging es mir ähnlich wie Schillern mit Bürgers Gedichten: ich sah in meiner Voßbegeisterung ein Stück meiner eignen jugendlichen Unreife und verurteilte sie bis zur

Aus Werner Jansens »Unheiliger Weltbibel«

Ungerechtigkeit. Auch später wollte es mir nicht recht gelingen, von einem abermals erhöhten Standpunkt ein besseres Verhältnis zu dem bis zuletzt unermüdlich Schaffenden zu finden. Aber niemand ist vor seinem Tage von Damaskus sicher. Nun ist zwei Jahre nach Vossens Tode (1918) ein Buch erschienen, das mich zwingt, ihm vieles abzubitten, dem Menschen wie dem Schriftsteller, und das mir die erwünschte Gelegenheit gibt, mir selbst und andern sein Bild in neuer Beleuchtung zu zeigen.

Es ist ein Erinnerungsbuch, zählt fast 500 Großoktav-Seiten und nennt sich »*Aus einem phantastischen Leben*« (mit 18 Bildern; Stuttgart, J. Engelhorns Verlag). Ein echt Vossischer, ein trefflicher Titel! Denn seltsam, wunderlich und märchenhaft war dies Leben, das ein pommersches Landkind zu einem Römer, zu einem Fürstenfreund und einem Grandseigneur der Literatur machte, das einen in früher Jugend durch einen verhängnisvollen Unfall zum anscheinend unheilbaren Pessimisten Gestempelten zum gutgläubigen, vertrauensseligen, neidlosen Optimisten und zum gebefreudigsten aller Menschenfreunde wandelte. Und so, wie eine einzige große Kette von Wundern und Märchen schildert er selbst nun dieses Leben. Nie hat Richard Voß einen glanzvolleren, farbenreicheren und phantastischeren Roman geschrieben als diese seine Lebensgeschichte. Wer will, mag auch hier die Kehrseite der »Tugend« sehen: wie sich diesem Dichter stets das Einfache versagte, so war es ihm nie gegeben, sich mit dem schlicht Wirklichen zu begnügen. Er *kann* nicht sagen, auch in diesen Lebenserinnerungen nicht, wie es »eigentlich« gewesen ist, er muß um die Tatsachen gleich die Ranken seiner Träume, die Arabesken seiner Betrachtungen schlingen. Ein andrer würde den Abschnitt über seine erste Lebenszeit schlechtweg »Frühling« nennen, er sagt »Frühling, Beginn der Blütenträume« und gleich noch: »Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht«. Schon seine nüchterne pommersche Heimat verwandelt sich unter seinen Händen in ein Märchen- und Phantasieland. Freilich, niemand hätte ihm den Pommer je angesehen, so wenig wie Wilbrandt den Mecklenburger! Das Dämonische spielt früh eine verhängnisvolle Rolle bei ihm, alles ist aufgeregt, hitzig, überspannt und pathetisch. Freilich auch durchglüht von einer bis zur Ekstase gesteigerten Inbrunst, die in jedem Augenblick bereit ist, sich ganz und restlos hinzuschenken. Er selbst nennt sie den Inhalt, den Atem seines Lebens; nur noch die ewige Wandlung ist ihm treuer gewesen als sie. Dabei hat die Natur ihm eine Bewunderungs- und Begeisterungsfähigkeit, eine Anbetungsfreude, eine fibre adorative mitgegeben, die ungemindert bis in sein hohes Alter vorhält, die ihm zum köstlichen, unentbehrlichen Lebenselixier wird. Und wie dankbar ist er dem Schicksal für alles, was ihm zufällt, für jeden »wunderbaren« Weg, den es ihn führt! Alles, was ihm begegnet, weiß er symbolisch, tief bedeutungsvoll zu nehmen, so daß man sich manchmal fragt, ob man eine solche Propheten- oder Augurenstimmung theatralisch oder naiv nennen soll. Auch sein göttliches Wohlbehagen unter den antiken Trümmern und Denkmälern, die ihn in Rom, zumal aber in der Villa Falconieri, seiner Wohnstätte durch 25 Jahre, umgeben, erregt manchmal unser Kopfschütteln, zumal wenn wir dann doch immer wieder erfahren, wie deutsch und gut vaterländisch gesinnt er allzeit geblieben ist. War schon Pommern ein Garten Eden, so werden Italien, die ewige Stadt, die Campagna, das Albanergebirge unter seinen Augen erst recht zum Paradies, worin er sich als ein begnadeter Günstling des Himmels fühlt, ohne doch je den Dank gegen die Gottheit zu vergessen. Still und schlicht ist allerdings auch der nicht. Als er seine schwerkranke, über alles geliebte Frau vom

Aus Werner Jansens »Unheiliger Weltbibel«

Tode gerettet sieht, da bedeckt er ihr Lager von oben bis unten mit rosa Kamelien, ehe er zum Gebet hinausgeht in die erhabene Einsamkeit der Campagna.

Vossens Begeisterung für die Schönheiten einer Landschaft wird nur noch überboten von seinem Enthusiasmus für die Menschen. Ein Meister edler und freigebiger Gastfreundschaft — ihm selbst ist sie freilich zeitlebens in beispiellosem Maße zuteil geworden —, findet er fast alle ihm Begegnenden bezaubernd, großartig, genial, ungeheuer bedeutend. (Nur Strakosch und d'Annunzio kann er nicht besehen.) Menschen müssen Deutschland und Italien damals gehabt haben — lauter Musterexemplare einer Edelrasse! Aber sah Voß nicht vielleicht vieles von seinem eignen Edelmut in sie hinein, hypnotisierte er sich nicht vielleicht selbst? Er müßte mit den Ausdrücken »Genie«, »lebendes Kunstwerk«, »Engel auf Erden« sparsamer umgehen, wenn wir ihm überall Glauben schenken sollten. Geht es ihm nicht da vielleicht wie mit seiner »Traumdichtung«, die in Wien aufgeführt werden sollte, für die sich aber selbst in dieser Stadt schöner Jugend nicht so viele schöne junge Menschen fanden, wie er brauchte? Freilich, es waren damals »andre, bessere Zeiten«. Bitter wird dieser laudator temporis acti nur, wo es sich um die »moderne Kunst« handelt, und da verschafft er sich durch sonstige Kunsturteile, wie das allzu enthusiastische über Edwin Booths Hamlet und Possarts Antonio, gerade keinen sonderlichen Kredit.

Aus Werner Jansens »Unheiliger Weltbibel«

Viel belächelt und beargwöhnt hat man seine vielseitige Intimität mit den hohen Herrschaften, den gekrönten Häuptern dieser Erde. Ein Hofwagen bringt ihn an die meiningische Grenze, wo ihn ein andrer schon erwartet. Aber es findet sich in seinen Erinnerungen kein Beispiel, das den Verdacht einer sich das geringste vergebenden Anbiederung rechtfertigt. Offenbar war etwas Aristokratisches in ihm und um ihn, das die Aristokraten unwillkürlich anzog und sie nötigte, ihn als ihresgleichen zu behandeln. Ein ganzer kleiner Gotha marschiert in dieser Lebensgeschichte auf: der König von Bayern, die Königin von Rumänien, der Großherzog von Sachsen, der Herzog von Meiningen, der Herzogregent Johann Albrecht, von den Prinzen und Prinzessinnen, Grafen und Baronen, Kardinälen und Monsignores ganz zu schweigen. Sie laden ihn zu sich, sie reisen mit ihm, sie tragen ihm Ämter und Würden an, sie räumen ihm ihre Schlösser und Landhäuser ein, aber sie sitzen auch an seinem bürgerlichen Herde nieder und schätzen sich glücklich, ihn ihren Freund nennen zu dürfen. Eine lange, lange Reihe von Freunden und Freundinnen des Geburts- und Geistesadels wandelt an uns vorüber, und alle bestreuen sie seinen Weg mit Rosen. In unzähligen Salons hat er verkehrt, unzählige Lebensbeichten hat er entgegengenommen, unzähligen seelisch Bedrückten »zu sehr sein Herz gegeben«, wie es auf dem Relief heißt, das der römische Bildhauer Josef Kopf im Auftrage seiner Freunde von ihm schuf. Der sich so heimisch fühlen durfte an den Tafeln der Großen, Vornehmen, Bedeutenden — wie hätte der in dieser demokratisierten Welt leben können! ...

Sein Bündel Leid hat freilich auch er zu schleppen gehabt. Er verkehrte an Fürstenhöfen und hauste in Wildnissen; besaß eine Heimat unter Zypressen und Pinien und ein Asyl unter Tannen und Alpengipfeln; er war ein Schönheitssucher und Lebenskünstler — aber über ihm hing bei Tage die Qual seiner Nerven und des Nachts seine Schlaflosigkeit. Wir wissen, und er selbst verschweigt es nicht, daß er mehrmals die düsteren Mauern des Irrenhauses streifte. In solchem Trübsalsdunkel ist es immer wieder die grenzenlose Liebe seiner Frau, die ihn aufrichtet und von neuem lebensmutig macht. Zum Preise ihrer Reinheit, Güte und Seelengröße hat er Hymnen angestimmt, die den Hörer mit zur Verehrung und Anbetung zwingen: »Wenn ihre

Stimme zu mir spricht, ist es für mich wie ein Ton von oben herab; wenn ich ihren Schritt höre, horche ich auf, als träte die Hoffnung selbst zu mir.« Was Frau von Stein dem jungen Goethe ein paar Jahre lang, das war Frau Melanie Voß geb. v. Glenck ihrem Manne ein Leben lang. Eine so leidenschaftliche Natur er auch war, er hat, scheint es, keine je geliebt außer ihr. Das ganze Buch ist eine einzige Opferflamme für sie.

Leider sind die letzten Teile des Buches, in dem es keine toten Stellen gibt, loser gefügt als die ersten, und durch diese Maschen schlüpft manche Wiederholung, manches Nebensächliche, gelegentlich auch wohl ein Brocken gesellschaftlicher und literarischer Klatsch herein. Mit Betrübnis sieht man, wie dieser an Glanz und Schimmer Gewöhnte Raabes innerliches Glück verkennt, und wie er wohl Conrad Ferdinand Meyer besucht, an Gottfried Keller aber scheu vorübergeht. Komisch geschmacklos gar berührt es uns, wenn er einmal den genialen unglücklichen Stauffer-Bern »du armer Schweizerbub« anredet. Dankbar aber sind wir auch bei diesen herbstlichen Rückblicken noch für viele lebensvolle Menschenbildnisse, die er entwirft (Erzherzog Ludwig Salvator, Ernst von Wildenbruch, Ellen Siemens, Alfred Walther Heymel, Richard Kandt u. a.), und die Leser seiner Romane wird es ergötzen, hier manchem Vorbild und Motiv seiner Erfindungen zu begegnen. Tief ergriffen und erschüttert hat ihn der Krieg, dessen niederschmetternden Ausgang er ahnte, aber nicht mehr zu erleben brauchte. Als er wieder einmal über die ihm tief ins Herz schneidende Not des Volkes, über so manche bittere Erfahrung und schmerzliche Enttäuschung seines Lebensabends klagte, rief einer seiner Gäste: »Wissen Sie, was Sie sind? Sie sind ein Bluter! Ein Bluter der Seele, der Empfindung! Ihnen ist nicht zu helfen, denn Sie sind ein Bluter!« Ja, das war er, aber er durfte sich einen Ehrentitel daraus machen.

Verwunderlich, daß der politische Sturmwind, der so viele alte Revolutions- und Antirevolutionsschmöker aus dem Grabe wühlte, nicht gleich auch dem Reineke Fuchs zur fröhlichen Urständ verhalf. Empfing doch auch Goethe den ersten Antrieb zu seiner Bearbeitung der alten aus dem Niederländischen zu uns herübergewanderten Tierfabel von den politischen Ereignissen, die sich mit Beginn des Jahres 1793 immer unerfreulicher gestaltet und noch im Januar zur Hinrichtung König Ludwigs XVI. geführt hatten. Er fand es in solchen Zeiten »wirklich erheiternd«, in den »Hof- und Regentenspiegel« zu blicken, und schöpfte zu Hause und im Feldlager vor Mainz Trost und Freude aus der dieser »unheiligen Weltbibel« gewidmeten Arbeit, die ihn so heilsam von der Betrachtung der Welthändel abzog. Anders sind die vierziger Jahre mit dem Stoff verfahren. Damals gab Glaßbrenner seinen »Neuen Reineke Fuchs« heraus und stürzte sich mit dieser satirischen Spottdichtung mitten in den Strudel der Zeit. Solche politische Ausschlachtung liegt dem neuesten Bearbeiter fern. Er hält es mehr mit Goethe, der sich und seinen Lesern durch die Wiederbelebung der alten Tiergeschichten in einer wüsten Zeit den Humor zu erhalten suchte. Darauf deutet schon der Titel, den er in Anlehnung an Goethe seinem Büchlein gegeben hat: Unheilige Weltbibel oder Lustiger Hof- und Regentenspiegel, neu an den Tag gegeben von Werner Jansen (mit 20 Zeichnungen nach Kaulbachischen Holzschnitten von Ernst Ferchau; Braunschweig, Georg Westermann). Jansen verschmäht es, neue politische Zeitanspielungen in den Stoff hineinzutragen; er begnügt sich damit, ihn in künstlerischer Prosa nachzuerzählen. Diese Prosa entbehrt nicht der »Aisance und Zierlichkeit«, die Goethe mit vieler Mühe seinen Hexametern zu geben suchte, die hat Schliff und Biegsamkeit, aber das sind nicht ihre Hauptvorzüge. Wodurch die alte Fabel in Jansens Darstellung so ungemein erfrischt und verjüngt erscheint, das ist die Körnigkeit dieser Sprache, der Saft und die Farbe, die jeder Satz bei ihr hat. Hier kommt dem Erzähler offenbar zugute, daß sich seine Prosa an den altdeutschen Stoffen geschult, besser gestählt hat, und daß ihm seine niederdeutsche Heimat in volkstümlichen Sprichwörtern, Redensarten und Bildern Ausdrucksmittel mitgegeben hat, die hier gleichsam zu ihrem natürlichen Stamm zurückkehren, ist doch »Reineke Voß« (wie wir sagen sollten) von der Wurzel bis zur Krone ein durchaus niederdeutsches Gewächs. So wird es Jansens »Unheiliger Weltbibel« wohl gelingen, dem alten unermüdlichen und unerschöpflichen »Ratwisser« aufs neue ein Plätzchen, wenn nicht in unsern Herzen, so doch in unsern Köpfen zu verschaffen. F. D.

Herausgeber: Dr. Friedrich Düsel.

Schriftleitung: Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau (verantwortlich) und Georg Schmitz in Berlin-Steglitz. Vertreter der Schriftleitung in Wien: Dr. Richard Wengraf, Wien. In Deutsch-Österreich für die Herausgabe verantwortlich: Robert Mohr, Buchhändler in Wien I, Domgasse 4. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: Emil Fischer in Berlin-Friedenau. — Druck und Verlag von Georg Westermann in Braunschweig. — Nachdruck verboten

Einsendungen an die Schriftleitung von „Westermanns Monatsheften" in Berlin W 57, Bülowstraße 90.
Rücksendungen erfolgen nur, wenn das Postgeld dafür beiliegt.

Kunstblätte

Kurt Haa
Ernst Kreido
Rhein: Bild
dem Direktor
Dame mit S
Sonnenflecke –
tin Gerhar
Steger: Auf
mann Widm
Viktoria Wer
Stilleben mi
Steger:

Jährlich 12
Preis des g

Umschlag u. Aus

Einsendungen (
Schriftleitun
Monatshe
B
Rücksendung
wenn das

Bilder aus der Zeit

5 Dienstmarke — 15 Dienstmarke — 20 Dienstmarke — Dienstmarke 30 — Dienstmarke 2

Die neuen Dienstmarken der Landesbehörden,

von denen wir hier eine Anzahl im Bilde wiedergeben, sind in der Reichsdruckerei entworfen und gezeichnet worden. Sie stellen, wie das Reichspostministerium ausdrücklich betont, nur Aushilfsmarken dar, die hoffentlich bald durch Entwürfe von berufener Künstlerhand ersetzt werden.

Aufn. Hans Breuer, Hamburg

Bilder aus der Zeit

Der Mönckeberg-Brunnen in Hamburg

ist dem Andenken des um die Entwicklung der Stadt Hamburg so verdienten ehemaligen Bürgermeisters Dr. Mönckeberg gewidmet. Der Brunnen, dem ein gemeinsamer Entwurf des Bildhauers **Georg Wrba** und des Hamburger Baudirektors **Fritz Schumacher** zugrunde liegt, sollte schon im Herbst des Jahres 1914 zur Aufstellung kommen. Der Krieg verzögerte die Fertigstellung, und erst vor kurzem konnte die feierliche Enthüllung des Denkmals stattfinden. Als Standort hat man die Mönckebergstraße gewählt, jenen Straßenzug, der die Erinnerung an die Verdienste Mönckebergs um die Sanierung der Altstadt wachhält. Der von einem Löwen gekrönte Brunnen trägt in seinem oberen Aufbau die Halbbüste Mönckebergs.

Aufn. Hans Breuer, Hamburg

Die neue Kunsthalle in Hamburg

In Hamburg ist vor kurzem die neue Kunsthalle eröffnet worden. Die von Alfred Lichtwark in 27jähriger vorbildlicher Sammlertätigkeit erworbenen Kunstschätze des Hamburgischen Staates haben damit ein ihrer Bedeutung würdiges Heim erhalten. Die Anregung zum Bau dieses Museums hat noch Alfred Lichtwark gegeben. Als er im Jahre 1913 starb, lagen die von dem Hamburger Baumeister Esche entworfenen und von Lichtwark sorgsam überprüften Pläne bereits vor, aber Krieg und Revolution haben die Fertigstellung des Gebäudes bis zum Frühling dieses Jahres verzögert. Die Unterbringung der Gemälde und Bildwerke in dem neuen Hause hat Professor Dr. Gustav Pauli, der Nachfolger Lichtwarks und jetzige Direktor der Hamburger Kunsthalle, geleitet.

Neue liter. Erscheinungen.

Bis Ende Juni sind die nachfolgenden neuen Erscheinungen des Buchhandels bei uns eingelaufen. Besprechungen in der „Literarischen Rundschau" bleiben vorbehalten. — Rücksendung der Exemplare aber erfolgt nicht.

Arns, Dr. Karl: Das Herz des Feindes. Leipzig, Xenien-Verlag.

Aus dem Rheingau. Federzeichnungen von Wilhelm Zadow. 4 M. Marburg a. d. L., N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung, Inh.: G. Braun.

Aus dem Vogelsberg. Federzeichnungen von Albrecht Riedesel, Frhr. zu Eisenach. 4 M. Marburg a. d. L., N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung, Inh.: G. Braun.

Behn, Fritz: Freiheit. Politische Randbemerkungen. München, Max Riehn, Verlag.

Budde, Prof. Gerh.: Die großen Denker der Menschheit. Geb. 6 M. Berlin, Gustav Ziemsen, Verlag.

Bülow, Dr. Paul: Das Kunstwerk Richard Wagners in der Auffassung Friedrich Lienhards. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer, Verlag.

Brandenburg, E.: Die materialistische Geschichtsauffassung. Geh. 3 M. Leipzig. Quelle & Meyer, Verlag.

Britannicus. Trauerspiel in fünf Aufzügen von J.-B. Racine. Für die deutsche Bühne bearbeitet von August Bertuch. Stuttgart u. Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf.

Dantes Purgatorium. Deutsch von L. Zuckermandel. Geb. 14 M. Straßburg, Verlag von J. H. Ed. Heitz.

Dehn, P.: Die Versailler Friedensbedingungen. Kart. 3,60 M. München, J. F. Lehmann, Verlag.

Der Blumenkranz. Eine Jungmädchen-Bücherei. Tempelhof, Henny v.: Reseda. Einzelband geb. 6 M., Serie (10 Bände) 78 M. Leipzig u. Berlin, A. Anton, Verlag.

Der kleine Roman. Illustrierte Wochenschrift. Herausgegeben von Herb Ihering. Einzelheft 80 Pf., vierteljährlich 10 M. Berlin SW 19, H. S. Hermann & Ko.
Heft 19: Zweig, Stefan, Angst.
Heft 20: Kürnberger, Ferdinand, Der Windfall.
Heft 21: Zschokke, Heinr., Wer regiert denn?

Der Neue Merkur. Monatshefte. 4. Jahrgang, Heft 1. Herausgeber E. Frisch und W. Hausenstein. Einzelheft 4,50, vierteljährlich (3 Hefte) 12 M. München, Verlag „Der Neue Merkur".

Deutsche Schulreform, Die. Ein Handbuch für die Reichsschulkonferenz. Herausgegeben vom Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht. Geb. 30 M. Leipzig, Quelle & Meyer, Verlag.

Aus Bädern und Kurorten

Neue literar. Erscheinungen
(Fortsetzung).

Die Flöte. Monatsschrift für neue Dichtung. Herausgeber Hans Martin Elster. 3. Jahrg., Heft 3. Leipzig, Fr. Wilhelm Grunow, Verlag.

Die Meister. Heft 1. Herausgegeben vom Deutsch-Meister-Bund, E. V., Sitz München. Hauptgeschäftsstelle Barmen, Cleferstraße 18.

Ebert, Hartm., O. S. B.: Im Klostergarten. Geb. 5 M. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagsbuchhandlung.

Etzer, Theod.: Das Urwaldkind. Ein Märchenroman. Geb. 12 M. Stuttgart u. Heilbronn, Walter Seifert, Verlag.

Eucken, Rud.: Der Wahrheitsgehalt der Religion. Kart. 25 M. Berlin u. Leipzig, Vereinigung wissenschaftlicher Verleger, Walter de Gruyter & Ko.
— Mensch und Welt. Geb. 20 M. Leipzig, Quelle & Meyer, Verlag.

Finnland im Anfang des XX. Jahrhunderts. Herausgegeben im Auftrage des Ministeriums der Auswärtigen Angelegenheiten. Geh. 36 M. Leipzig, Otto Harrassowitz.

Flugschriften der „Stimmen der Zeit". Freiburg i. Br., Herdersche Verlagsbuchhandlung.
17. Heft: Kreitmaier, Josef, S. J., Der Kampf um die neue Kunst. 1,50 M.
18. Heft: Pribilla, Max, S. J., Wirkungen und Lehren der Revolution. 1,50 M.

Aus Bädern und Kurorten

Invalidenräder
Krankenselbstfahrer
Krankenfahrstühle

solid. Fabrikate.
Katalog gratis.
Rich. Maune,
Dresden-Löbtau.

Gummi -Strümpfe, Bandagen, chirurg., hygienische, elektrische Apparate billig. Preisl. gratis.
Josef Maas & Co., G.m.b.H., Berlin 33,
Jerusalemer Straße 57.

Neue literar. Erscheinungen

(Fortsetzung).

Georgi, Walter: Johannes Anker. Roman. Charlottenburg, Raben-Verlag.

Geucke, Kurt: Goethe und das Welträtsel. Geh. 3 M. Berlin SW 11, Concordia, Deutsche Verlagsanstalt.

Gjellerup, Karl: Die Hirtin und der Hinkende. Ein arkadisches Idyll. Geb. 8 M. — Die Hügelmühle. Roman. Geb. 16 M. — Die Weltwanderer. Geb. 15 M. Leipzig, Quelle & Meyer, Verlag.

Haardt, Leo: Einer Seele Wetterleuchten. Gedichte. Kart. 1 M. Leipzig, Bruno Volger, Verlag.

Hansen, Margret: Lynagard. Die Stadt der Spielleute. München, Dreiländerverlag München-Wien-Zürich.

Hedwig Heyl. Ein Gedenkblatt zu ihrem 70. Geburtstage (5. Mai 1920) von ihren Mitarbeitern und Freunden. Herausgegeben von Elise v. Hopffgarten. Kart. 8 M. Berlin, Dietrich Reimer (Ernst Vohsen), Verlag.

Herron, George D.: Der Pariser Frieden und die Jugend Europas. Geh. 2 M. Berlin W 35, Ernst Rowohlt, Verlag.

Hilfsbücher für Volkshochschulen. 1. Heft: Bauch, Br., Anfangsgründe der Philosophie. 4 M. Gotha, Friedr. Andr. Perthes, A.-G.

Historische Bibliothek, Band 42: Haake, Paul, J. P. F. Ancillon und Kronprinz Friedrich Wilhelm IV. von Preußen. Geh. 20 M. Berlin u. München, R. Oldenbourg, Verlag.

An deiner Hand – erkenne ich deinen Stand

Rote Hände

Diese präparierten „Eta-Handhüllen" werden nachts auf die Hände gezogen, worauf sofort der wirksame Sauerstoffbleichprozeß, wie er diesen zum Patent ang. Handhüllen eigen ist, vor sich geht. Die Hände werden hierdurch zart und auffallend weiß; Schwielen und harte Stellen erweichen, wodurch selbst eine arbeitende Hand vornehme Eleganz erhält. Preis für Damen M. 16,—, für Herren M. 17,25.
Laboratorium „Eta", Berlin W 168, Potsdamer Str. 32.

Deutsche Nordseebäder

Amrum: Wittdün; **Borkum, Büsum; Föhr:** Wyk u. Südstrand; **Helgoland, Langeoog, Juist, Norderney; Sylt:** Westerland, **Wenningstedt,** Kampen, Hörnum; **Spiekeroog, Tossens, Wangerooge** und ihre **Schiffs-, Luft- und Bahnverbindungen.**

Führer und Fahrpläne durch die Vertreter der Hamburg-Amerika Linie und des Norddeutschen Lloyd, die Badeverwaltungen, die Reedereien und Kleinbahnverwaltungen, die Mitteleuropäischen Reisebüros sowie die sonstigen Reisebüros und Verkehrsvereine.

Westerland auf Sylt

Stärkster Wellenschlag der Nordsee, größte und modernste Seebadeanlage d. Welt, Kinderheilstätten, Flugpostverbindung. Prospekte durch alle größeren Reisebüros und die Städt. Badeverwaltung Westerland.

Die Königin der Nordsee.

Arosa

Alexandra-Hotel. Ruhiges, vornehmes Familienhotel. Das ganze Jahr geöffnet.
Sporthotel Valsana. Haus I. R. **Das Zentrum der Sportwelt.** Eig. Künstlerorchester. Bar. Besitzer u. Leiter: **Hans Gruber.**

Dr Möller's Sanatorium Dresden-Loschwitz **Diätet. Kuren** Wirks. Heilverf. Lehron. Krankh. — Prospekte frei. —

Deutsche Wanderungen Landschaft und Volkstum in Mitteleuropa.

Herausgegeben von der Freien Lehrervereinigung für Kunstpflege zu Berlin.

Die Lüneburger Heide / Dresden und die Sächsische Schweiz / Kyffhäusergebirge und Unstruttal / Im Riesengebirge / Bismarckland (An Elbe und Havel) **/ Das Isergebirge.**

Jedes Heft M. 4,50 zuzügl. Teuer.-Zuschl. — Verlag von Georg Westermann, Braunschweig.

Neue literar. Erscheinungen

(Fortsetzung).

Isemann, Bernd: Nala und Re. Eine Ameisenfreundschaft. Geb. 15 M. Stuttgart u. Heilbronn, Walter Seifert, Verlag.

Isemann, Bernhard: Jean Philipps Erbe. Roman. Geb. 16 M. Stuttgart u. Heilbronn, Walter Seifert, Verlag.

Jaffé, Fritz: Ein Morgen soll noch kommen. Stuttgart u. Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf.

Jesch, Dr. M.: Sonnenwärts. Lyrisches und Philosophisches. Kart. 2,50 M. Leipzig, Bruno Volger, Verlag.

Kaiser, Hans: Das hohe Ufer. Heft 5/6. Hannover, Verlag Ludwig Ey.

Kampf, Käte: Die Monate. Kart. 4 M. Leipzig, Bruno Volger, Verlag.

Kellner, Leon: Theodor Herzls Lehrjahre. Nach den handschriftlichen Quellen. Geb. 10 M. Wien und Berlin, R. Löwit, Verlag.

Kranß, Alfred, General der Inf.: Die Ursachen unserer Niederlage. München, J. F. Lehmanns Verlag.

Krieger, Pfarrer H.: Der Massenmord in der rumänischen Gefangenenhölle Sipote. Kart. 2,40 M. München, J. F. Lehmanns Verlag.

Ludassy, Jul.: Der Turm der Liebe. Wien III, J. Roller & Ko., Verlag.

Messer, Oberschulrat Prof. Dr. A.: Fichte. Eine Einführung in seine Schriften. Geb. 9,60 M. Leipzig, Quelle & Meyer, Verlag.

Metzger, Dr. Max Josef: Der Völkerbund und die katholische Internationale. Bochum, Verlag H. Potthoff.

Mia Munier-Wroblewska: Schwester Ursula. Roman. Geh. 8 M. Stuttgart u. Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf.

Minden, Martin: Aufstieg oder Abstieg. Dresden u. Leipzig, Verlag von Heinrich Minden.

Mitteilungen des Vereins zur Verbreitung guter volkstümlicher Schriften, Nr. 3. Herausgeber: Direktor W. Scheffen. Berlin W 35, Verlag der Feierstunden, G. m. b. H.

Mitter, Reinh.: Marie, die Geschichte einer seltsamen Liebe. 5 M. München-Gladbach, Iris-Verlag Dr. Paul Therstappen.

Moderne Welt. Eine illustrierte Monatsschrift. 2. Jahrgang, 2. Heft. Geleitet von Ludwig Hirschfeld. Wien III, Verlag „Moderne Welt" (Arnold Bachwitz).

Neue literar. Erscheinungen

(Fortsetzung).

Much, Hans: Dhammapada. Das hohe Lied der Wahrheit. Geh. 7 M. — Die Heimkehr des Vollendeten. Geh. 8 M. Hamburg, Adolf Saal, Verlag. — Norddeutsche gotische Plastik. Der „Heimatbücher“ 2. Bd. Mit 71 ganzseitigen Bildbeigaben. Geb. 50 M. Braunschweig u. Hamburg, Georg Westermann.

Nordengard, Asta: Prinz Jessus, König von Kanaan. Ein Wendeleben. Leipzig, Xenien-Verlag.

Plehn, Hans: Bismarcks auswärtige Politik nach der Reichsgründung. Geh. 28 M. München, R. Oldenbourg, Verlag.

Reuffurth, Dr. Ed. u. Adele: Die Technik des Klavierspielens. Kassel, Gebrüder Gotthelft, Verlag.

Rodatz, Hedwig: Unkel Hinrich. Geb. 10 M. Bremen, Niedersächsischer Verlag Carl Schünemann.

Rolle, Wilh.: Gedichte. Kart. 3 M. Leipzig, Bruno Volger, Verlag.

Roselieb, Hans (Firmin Coar): Peter Hille. Eine Dichterseele. Geb. 8 M. Dortmund, Verlag Gebr. Lensing.

Rosenzweig, Franz: Hegel und der Staat. Geh. 20 M. München, R. Oldenbourg, Verlag.

Scharrelmann, Wilh.: Die Hochzeit der Pickbalge. Ein Lustspiel. Geh. 5 M. Leipzig, Quelle & Meyer, Verlag.

Schorch, Oskar A.: Salmarn. Eines Jünglings Werden und Wollen. Geb. 14,40 M. Hamburg, Heinrich Hessemeier, Verlag.

Schulz, Heinr.: Der Weg zum Reichsschulgesetz. Geh. 8 M. Leipzig, Quelle & Meyer, Verlag.

Schrempf, Christoph: Vom öffentlichen Geheimnis des Lebens. Geh. 11 M. Stuttgart, Fr. Frommanns Verlag.

Schulpolitik und Volksbildung. Osterwieck a. Harz, A. W. Zickfeldt, Verlag. Heft 1: Kutzner, Dr. Oskar, Die Pädagogische Fakultät. Heft 2: Karstädt, Dr. O., Aufbauschule und deutsche Oberschule. Heft 3: Tews, J., Ein einheitlicher Lehrerstand. Heft 4: Harms-Plön, H., Die Volkshochschule im Lichte allgemeiner Bildungs- und Menschheitsfragen.

Sickinger, A.: Arbeitsunterricht, Einheitsschule, Mannheimer Schulsystem im Lichte der Reichsverfassung. Geh. 6 M. Leipzig, Quelle & Meyer, Verlag.

Speckter, Otto: Fünfzig Fabeln für Kinder. 16.—20. Tausend. Braunschweig u. Hamburg, Georg Westermann.

Stern, Fr.: „Main, Spessart, Rhön.“ 3. Heft der „Bilder aus der Heimat“ Herausgegeben vom Jugendschriften-Ausschuß des Lehrervereins zu Frankfurt a. M. 6 M. Marburg a. d. L., N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung, Inh.: G. Braun.

Stuhrmann, Heinrich: Das große Rätsel. Kart. 9 M. Godesberg a. Rh., Deutsche Evangelische Verlagsgesellschaft.

Tauchnitz Edition, Bd. 4536/37: Moore, G., The Brook Kerith. Bd. 1 u. 2. Geh. 6 M. — Bd. 4538: Bennel, Arn., Paris Nichts. Geh. 6 M. Leipzig, Bernhard Tauchnitz, Verlag.

Wozu Französisch und Englisch? Gutachten hervorragender deutscher Männer und Frauen über die Erfordernisse des fremdsprachlichen Unterrichts. Herausgegeben von der Berliner Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen. Brosch. 3 M. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung.

Zimmermann, Paul: Lieder eines Erwachten. Berlin, Verlag Waltenberg & Graetz.

Zur Hardt und das Deutsche Nationaltheater in Weimar. Eine Zeit- und Streitschrift von Dr. Alb. Stern, Weimar. 1 M. Weimarischer Verlag, G. m. b. H.

Geschäftliche Mitteilungen

Trotz der enormen Schwierigkeiten, die sich heute der Herausgabe neuer Propagandamittel entgegentürmen, hat es die Agfa (Actien-Gesellschaft für Anilin-Fabrikation, Berlin) als Herstellerin der bekannten „Agfa“-Platten, -Rollfilme, -Filmpacke, -Entwickler, -Hilfsmittel und -Blitzlichtartikel doch unternommen, den Handlungen wiederum zwei wirkungsvolle Plakate zur Verfügung zu stellen. Es handelt sich um ausgezeichnete Entwürfe des bekannten Berliner Künstlers H. R. Erdt, die insbesondere durch äußerst geschmackvolle Farbenzusammenstellung wirken und bald in den Auslagen der Handlungen das Interesse der Photojünger erwecken dürften.

Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer wird als Ergebnis systematischer Versuche und Beobachtungen aus natürlichem Mineralwasser hergestellt, enthält also dessen natürliche Salze und dessen natürliche Kohlensäure; ihm sind drei Bromsalze zugesetzt, die den Höchstgehalt an elementarem Brom aufweisen. Die Wirkung aller Bromsalze auf das erkrankte Nervensystem ist eine tonisierende, d. h. eine beruhigende und zugleich stärkende. Nervenkrankheiten pflegen in den allermeisten Fällen chronische Krankheiten zu sein, die auch eine chronische Behandlung erfordern. Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer muß daher kurgemäß gebraucht werden. Einzelgabe: 75 ccm (ein Weinglas) = 1 gr Bromsaize. Diese zwei- bis dreimal täglich nach den Mahlzeiten, größere Gaben auf ärztliche Verordnung. Literatur und Probefläschchen den Herren Ärzten kostenlos durch Dr. Carbach & Cie., Coblenz 6 am Rhein.

Diesem Heft liegt ein Prospekt der Firma Hermann J. Fromm, Berlin W 26, Spichernstraße 17 bei, welche den „Manchester Guardian“ Daily Edition zu 55 Mark monatlich, die Weekly Edition zu 28 Mark vierteljährlich und die Commercoal Edition (erscheint wöchentlich) zu 39 Mark bei direkter portofreier Zustellung ab Manchester offeriert.

KALODONT
ZAHN-CRÊME UND MUNDWASSER

gesetzl. Heilsalbe geschützt
COMBUSTIN
ärztl. empfohlen für Brandwunden, Flechten, Offene Füsse, Aderbeine, Frostschäden, wunde rissige Haut.
Erhältlich in den Apotheken
Allein.Hersteller F. Winter Jr. Chem. Fab. Abt. Pharm. Präparate Fährbrücke

Titan
rein deutsch
Winselmann, Nähmaschinen-Fabrik, Altenburg-Sachs.-Alt. 62

Harmoniums mit edlem Orgelton. Katalog umsonst.
ALOIS MAIER, Hofl., FULDA.

Der Laubfrosch in der Westentasche
von Robert Walter
erschien soeben

Wetter-Sprüche
Verlag Georg Westermann, Braunschweig

Gebunden 10 Mark
zuzüglich des ortsübl. Teuerungszuschlages

Verlag Georg Westermann
Braunschweig und Hamburg

Soeben erschien:

Norddeutsche gotische Plastik

Von Prof. Dr. Hans Much

Der „Heimatbücher" 2. Band

Mit 71 ganzseitigen Abbildungen auf Kunstdruckpapier, mit erläuterndem Text und einem kurzen Wanderführer durch die gotische Plastik im Backsteingebiet von Hans Much

Ein stattlicher, sehr gut ausgestatteter Band in Großquart-Format / Gebunden 50 Mark
zuzüglich des Sortiments-Teuerungszuschlages

Richtlinien zum Neuesten, was uns bewegt, zum Weltexpressionismus, zur Heimatkunst im höchsten Sinne, zum Innersten und Tiefsten der Menschenseele.

Georg Westermann / Braunschweig und Hamburg

CARLOS TIPS

Creme „Mouson"

Ein elegantes Aeußere, ein gesunder Körper, ist ohne konsequente Haut-Pflege undenkbar. Das sicherste, vollkommenste Mittel zur Erlangung und Erhaltung einer klaren, ebenmäßigen Haut, bildet Creme „Mouson". Die überaus schnelle und intensive Wirkung ist geradezu frappant, während der diskrete erfrischende Duft einen berückenden Einfluß auf die Umgebung ausübt.

CREME MOUSON
J. G. MOUSON

Fabrikanten:
J. G. Mouson & Co, Frankfurt a/M.

Westermanns Monatshefte

Juni 1920

Illustr. Zeitschrift fürs deutsche Haus

Westermanns Monatshefte

Juli 1920

Illustr. Zeitschrift fürs deutsche Haus

Westermanns Monatshefte

August 1920

Illustr. Zeitschrift fürs deutsche Haus